

Ian Kershaw

Hitler

1889 - 1936

DVA

**»Diese Biographie übertrifft alle
bisherigen: auf dem letzten Stand der
Forschung, ausgewogen im Urteil,
glänzend geschrieben – ein Meisterwerk.«**

PROF. DR. EBERHARD JÄCKEL

Ian Kershaws Bücher sind »Beispiele bester britischer
historischer Gelehrsamkeit: klar und erfrischend frei von Jargon,
reich an faszinierendem neuen Material, scharfsinnig in der
Analyse, ausgewogen im Urteil und in humanem Geist
geschrieben« (TIMES LITERARY SUPPLEMENT).

ISBN 3-421-05131-3



9 783421 051318

Wie war Hitler möglich?

Die einen haben ihn als glühenden Ideologen, als machiavellistischen Manipulator, als politischen Schwindler, der das Volk verhexte, gesehen, andere als Agenten des Großkapitals, als Revolutionär oder Erzreaktionär. Aber weder eine Darstellung, die den historischen Prozeß extrem personalisiert, noch eine Konzentration auf gesellschaftliche Kräfte – der Diktator als Produkt seiner Zeit – vermögen hinreichend zu erklären, wie unter Hitlers Herrschaft die Gesellschaft eines modernen, kultivierten, technologisch fortschrittlichen Landes in so wenigen Jahren auf einen apokalyptischen Krieg zusteuern konnte, der Deutschland und Europa geteilt und in Ruinen zurückließ. Eine Geschichte Hitlers muß daher auch eine Geschichte seiner Macht sein – wie er sie errang, welcher Art sie war, warum er sie erweitern konnte, bis sie alle Institutionen sprengte, warum der Widerstand gegen diese Macht so schwach war.

Der britische Historiker Ian Kershaw, der zu den bedeutendsten Hitler-Forschern der Welt zählt, versucht in der bisher umfassendsten und auf die neueste Forschung gestützten Darstellung einen neuen Ansatz: Ohne die herausragende Bedeutung Hitlers für den terroristischen Polizeistaat, für den Krieg und Völkermord im geringsten zu vernachlässigen, blickt Kershaw über den Diktator hinaus. Dessen persönliche Rolle und seine enorme Wirkung können nicht ohne die Beschreibung der politischen Strukturen und sozialen Kräfte in Deutschland und Europa erklärt werden, die eine solche Machtentfaltung erst ermöglichten. In seinem brillanten, auf zwei Bände angelegten Werk vereint Kershaw beides: eine Biographie Hitlers und eine Geschichte der NS-Zeit.



Dr. phil. Ian Kershaw, geboren 1943, studierte in Liverpool und Oxford. Er lehrte von 1968 bis 1989 an den Universitäten Manchester und Nottingham. Seit 1989 ist er Professor für Neuere Geschichte und Direktor des Historischen Instituts der Universität Sheffield.

Kershaws Forschungen über Hitler und das Dritte Reich führten ihn nach London, New York, Moskau und in viele Archive in Deutschland, Österreich und Frankreich.

Er war Berater der ZDF-Serie »Hitler: eine Bilanz« und der BBC-Dokumentarreihe »The Nazis. Warning from History«. 1984 erhielt er das Bundesverdienstkreuz. Ian Kershaw hat mehrere Bücher über das Dritte Reich geschrieben, darunter »Der Hitler-Mythos« (1980), »Der NS-Staat« (1988), »Hitlers Macht« (1992).

Deutsche Verlags-Anstalt

Schutzumschlag: Jürgen Reichert, Stuttgart
Foto: Asadour Guzelian

Die Originalausgabe erscheint 1998 unter dem Titel
«Hitler. 1889-1936: Hubris»
bei Allen Lane / The Penguin Press, London

Jörg W. Rademacher übersetzte Kap. 1 – 10
Jürgen Peter Krause übersetzte Kap. 11 – 13
aus dem Autorenmanuskript
unter Mitarbeit von Cristoforo Schweeger

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Kershaw, Ian:

Hitler 1889 – 1936 / Ian Kershaw.

Aus dem Englischen von Jürgen Peter Krause und

Jörg W. Rademacher unter Mitarbeit von Cristoforo Schweeger. –

Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1998

Einheitssacht.: Hitler 1889 – 1936 'dt.,

ISBN 3-421-05131-3

© 1998 Ian Kershaw

© 1998 Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, Stuttgart

für die deutsche Ausgabe

Alle Rechte vorbehalten

Typographische Gestaltung: Brigitte Müller

Druck- und Bindearbeiten: Friedrich Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 3-421-05131-3

Inhalt

7	Vorwort
13	Betrachtungen zu Hitler
29	Erstes Kapitel: Phantasien und Fehlschläge
59	Zweites Kapitel: Der Aussteiger
107	Drittes Kapitel: Begeisterung und Verbitterung
149	Viertes Kapitel: Entdeckung einer Begabung
173	Fünftes Kapitel: Der Bierkelleragitator
215	Sechstes Kapitel: Der «Trommler»
277	Siebtes Kapitel: Der Auftritt des «Führers»
331	Achtes Kapitel: Auf dem Weg zur Beherrschung der «Bewegung»
399	Neuntes Kapitel: Der «Durchbruch»
471	Zehntes Kapitel: An die Schalthebel der Macht «gehievt»
545	Elftes Kapitel: Auf dem Weg zum Diktator
627	Zwölftes Kapitel: Sicherung der totalen Macht
663	Dreizehntes Kapitel: «Dem Führer entgegen arbeiten»
745	Danksagung

Anhang

751	Anmerkungen
924	Verzeichnis der zitierten Literatur
959	Abkürzungsverzeichnis
962	Bildnachweise
964	Personenregister

Vorwort

Bis vor wenigen Jahren hatte ich nie daran gedacht, eine Hitler-Biographie zu schreiben. Schliesslich gab es eine Reihe aus meiner Sicht hochrangiger Biographien. Als Student hatte ich Alan Bullocks frühes Meisterwerk fasziniert gelesen. Und als 1973 Joachim Fests neue Biographie erschien, las ich sie sofort in einem Zug durch und bewunderte wie alle anderen ihre stilistische Brillanz. Zur Abfassung des vorliegenden Werkes liess ich mich 1989 erst nach anfänglichem Widerstreben und mit voller Hochachtung vor den Leistungen von Bullock und Fest bewegen.

Und ich zögerte auch, weil Biographien im Rahmen meiner Pläne für künftige Bücher keine Rolle gespielt hatten und ich das Genre eher mit kritischen Augen betrachtete. Seit den Anfängen meiner Laufbahn als Wissenschaftler, zunächst als Mediävist, hatte mich die Sozialgeschichte weit mehr interessiert als die «hohe Politik» oder gar die Lebensgeschichte eines Mannes. Diese Neigungen erhielten Auftrieb, als ich in den siebziger Jahren auf die antibiographischen Strömungen der deutschen Geschichtswissenschaft traf. Beim Wechsel der Fachrichtung, um künftig über das Dritte Reich zu forschen, erregten das Verhalten und die Einstellungen gewöhnlicher Deutscher während jener ausserordentlichen Epoche meine Aufmerksamkeit, und nicht Hitler und seine Entourage. In meinen frühen Arbeiten, die aus der Mitwirkung am bahnbrechenden «Bayern-Projekt» erwachsen und von den Anregungen eines brillanten Mentors, Martin Broszat, ungeheuer profitierten, verfolgte ich diese Interessen, indem ich einerseits die Volksmeinung und den politischen Dissens unter der NS-Herrschaft und andererseits das Image Hitlers in der Bevölkerung untersuchte. Mit der letztgenannten Studie nahm ich eine exponierte Position in der historiographischen Hitler-Debatte ein, die im Deutschland der siebziger Jahre geführt wurde. Gleichwohl blieb ich als Nicht-Deutscher, der sich primär für die Rezeption von Hitlers Image und die Gründe für seine Popularität und weniger für Hitler selbst interessierte, im Wesentlichen ausserhalb dieser Auseinandersetzungen.

8 VORWORT

Das Gefühl, ein Aussenseiter zu sein, liess nach, als ich, immer noch kaum mehr als ein Neuling auf dem Gebiet, 1979 an einer wichtigen Konferenz in Cumberland Lodge bei London teilnahm. Die meisten deutschen Koryphäen nahmen ebenfalls an dem Kongress teil, der gleichermaßen anschaulich und bestürzend die Gräben offenlegte, die sich zwischen führenden Historikern aufbauten, wenn sie die Rolle Adolf Hitlers im NS-System deuteten. Die Erfahrung der Konferenz war mir ein Ansporn, mich noch weiter in die unterschiedlichen Ansätze der deutschen Geschichtswissenschaft zu vertiefen, woraus schliesslich eine Überblicksdarstellung hervorging, in der meine Sympathien für die «strukturalistischen» Ansätze zur Deutung der NS-Herrschaft offenkundig waren, die eine Abkehr von der biographischen Beschäftigung mit dem NS-Diktator einleiteten.

Die nicht unwesentliche Ironie einer Hitler-Biographie aus meiner Feder beruht schliesslich darauf, dass ich mich dem Genre sozusagen aus der «falschen» Richtung genähert habe. Gleichwohl hat mich die zunehmende Beschäftigung mit den Strukturen der NS-Herrschaft und mit der Kluft zwischen den Interpreten in Bezug auf Hitlers eigene Stellung innerhalb dieses Systems, wenn man es überhaupt «System» nennen will, unweigerlich dazu geführt, vermehrt über den Mann nachzudenken, der der unverzichtbare Dreh- und Angelpunkt sowie die Inspirationsquelle der Ereignisse war: Hitler selbst. Schliesslich drängte sich mir die Überlegung auf, ob es nicht möglich sei, die auffallende Polarisierung der Ansätze zu überwinden und sie in einer Hitler-Biographie aus der Feder eines «strukturalistischen» Historikers zu integrieren, der dem Genre Biographie mit einem kritischen Blick begegnet. Instinktiv ist er vielleicht bestrebt, bei komplexen historischen Prozessen die Rolle des Individuums, wie wirkungsmächtig es auch sei, eher abzuwerten als zu überhöhen.

Die folgende Arbeit unternimmt auf dem Wege einer Hitler-Biographie den Versuch, personale und strukturelle Elemente im Entwicklungsprozess einer der wichtigsten Epochen der Menschheitsgeschichte zu verbinden. Während der Abfassung des Buches hat mich nach wie vor weniger der merkwürdige Charakter des Mannes interessiert, der zwischen 1933 und 1945 das Schicksal Deutschlands in seinen Händen hielt, als die Frage, wie Hitler möglich war: nicht nur, wie dieser für ein hohes Staatsamt anfänglich untaugliche Anwärter die Macht erlangte, sondern auch, wie er diese Macht ausdehnte, bis sie absolut wurde, bis Feldmarschälle bereit waren, die Befehle eines ehemaligen Gefreiten

zu befolgen, ohne Fragen zu stellen, bis hoch qualifizierte «Profis» und kluge Köpfe aus allen Milieus sich bereit fanden, unkritisch einem Autodidakten zu gehorchen, dessen einzige unumstrittene Begabung darin bestand, die niedrigen Empfindungen der Massen aufzupeitschen. Wenn eine befriedigende Antwort auf diese Frage nicht aus den gegebenen Charaktereigenschaften Hitlers hervorgeht, dann muss man sie vornehmlich in der deutschen Gesellschaft suchen – in den sozialen und politischen Motivationen, die Hitler möglich gemacht haben. Es ist das Ziel meiner Studie, diese Motivationen freizulegen und sie mit Hitlers persönlichem Beitrag zur Erringung und Ausdehnung der Macht, bis er das Schicksal von Millionen bestimmen konnte, in einer Darstellung zu verknüpfen.

Wenn ich ein Konzept nennen soll, das mir mehr als jedes andere geholfen hat, beim Schreiben den Gegensatz des biographischen und sozialgeschichtlichen Ansatzes aufzulösen, dann ist dies Max Webers Begriff der «charismatischen Herrschaft» – ein Begriff, der zur Erklärung dieser aussergewöhnlichen Form politischer Herrschaft primär auf diejenigen blickt, die das «Charisma» wahrnehmen, das heisst, auf die Gesellschaft und nicht in erster Linie auf die Persönlichkeit als dem Gegenstand ihrer Verherrlichung.

So kühn das Vorhaben einer neuen Hitler-Biographie auch sein mag, die ungeheure Menge an erstklassigen Publikationen zu praktisch allen Gesichtspunkten des Dritten Reiches, seitdem Joachim Fest oder gar Alan Bullock ihre bedeutenden Arbeiten schrieben, hat mich sowohl noch mehr ermutigt als auch, wie einzuräumen ist, etwas entmutigt oder sogar bestürzt. Im Rückblick überrascht zum Beispiel, welche geringe Bedeutung der antijüdischen Politik und der Entstehung der «Endlösung» in diesen frühen Biographien beigemessen wurde. Die Schwierigkeiten, Hitlers eigene oft schattenhafte Rolle auf dem «gewundenen Weg nach Auschwitz» genau zu bestimmen, gehören natürlich zu den Gründen für dieses Defizit. Doch die wichtigen Fortschritte, welche die Forschung auf diesem Gebiet erzielt hat, machen es sowohl erforderlich als auch möglich, hier Abhilfe zu schaffen, also die Arbeit fortzusetzen, zu der kürzlich Marlis Steinerts Biographie einen ersten Beitrag lieferte.

Eine neue Biographie scheint nicht nur wegen des Ausmasses an Sekundärliteratur geboten, sondern auch auf Grund der nunmehr verfügbaren Quellentexte zu Hitler. Die grossartige vielbändige Ausgabe von Hitlers Reden und Schriften seit der Neugründung der Partei im Jahr

1925 bis zu seiner Ernennung zum Reichskanzler im Jahr 1933 erschliesst der Wissenschaft einen wichtigen Quellenbestand. Dank ihr ist es heute möglich, im Verbund mit der ebenso exzellenten Edition von Hitlers Reden und Schriften bis 1924 für die gesamte Zeit, bevor er die Macht übernahm, die Entwicklung seiner Ideen, wie er sie öffentlich zum Ausdruck brachte, zu betrachten. Eine zweite unverzichtbare Quelle, die jetzt zum ersten Mal einer Hitler-Biographie vollständig zur Verfügung steht, sind die Tagebücher des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, die auf Glasplatten (einer Frühform der Photokopie) im früher unzugänglichen Moskauer Staatsarchiv bewahrt wurden und erst vor Kurzem ans Licht der Öffentlichkeit getreten sind. Trotz der Vorsicht, die die von Goebbels regelmässig wiedergegebenen Bemerkungen Hitlers natürlich in einem Text gebieten, den der Propagandaminister, die spätere Veröffentlichung im Auge, zur Selbstverherrlichung schrieb und um sich einen Platz ganz oben im Pantheon der NS-Helden zu sichern, werden die Kommentare durch ihre Unmittelbarkeit und Dichte zu einer wichtigen Quelle, um Einsichten in Hitlers Denken und Handeln zu gewinnen.

Eine vermeintliche Quelle, die über Jahrzehnte als authentischer Wegweiser für Hitlers Gedanken und Pläne genutzt und allen voran von Bullock und von Fest ausgeschöpft wurde, ist auf der Strecke geblieben. Hermann Rauschnings «Gespräche mit Hitler», ein Werk, dem man heute so wenig Authentizität zumisst, dass man es besser ganz ausser Acht lässt, habe ich an keiner Stelle zitiert. Auch andere Quellen, insbesondere Memoiren und sogar die «Monologe im Führerhauptquartier» der letzten Monate (die sogenannten «Bunkergespräche»), deren ursprünglicher deutscher Text nie ans Tageslicht kam, müssen mit entsprechender Vorsicht behandelt werden. Nimmt man Hitlers angeborene Heimlichtuerei, die Leere seiner persönlichen Beziehungen, seinen unbürokratischen Stil, die Extreme an Verherrlichung und Hass, die er auslöste, und die Apologien und Verzerrungen, welche die nach dem Krieg publizierten Memoiren und die geschwätzigsten Anekdoten der Menschen seiner Entourage kennzeichnen, zusammen, sind die Quellen zur Rekonstruktion der Lebensgeschichte des deutschen Diktators trotz der erhaltenen Papierberge, die der Regierungsapparat des Dritten Reiches ausgestossen hat, in vielfacher Hinsicht ausserordentlich begrenzt und nicht mit den umfänglicheren archivalischen Hinterlassenschaften seiner Hauptgegner Churchill und Stalin zu vergleichen.

Hitler und der Nationalsozialismus sind für die deutsche Gesellschaft

und natürlich in ganz anderer Gestalt für die Millionen Opfer des Regimes ein fortdauerndes Trauma. Doch Hitlers Vermächtnis gilt uns allen. Teil dieses Erbes ist die fortgesetzte Verpflichtung, immer wieder neu zu fragen, wie Hitler möglich wurde. Nur über die Geschichte können wir für die Zukunft lernen. Und in dieser Hinsicht ist keine Phase der Geschichte von grösserer Bedeutung als die Epoche, die Adolf Hitler beherrscht hat.

Ian Kershaw

Sheffield/Manchester im April 1998

Betrachtungen zu Hitler

«Charismatische Herrschaft ist lange Zeit vernachlässigt und lächerlich gemacht worden, hat aber offenbar weit zurückreichende Wurzeln und wird, wenn die geeigneten psychologischen und sozialen Bedingungen erst einmal vorhanden sind, zu einer machtvollen Antriebskraft. Die charismatische Macht des Führers ist kein blosses Trugbild – niemand kann bezweifeln, dass Millionen an sie glauben.»

Franz Neumann 1942

War das 20. Jahrhundert das Zeitalter Hitlers? Sicherlich hat es kein zweiter stärker geprägt als Adolf Hitler. Andere Diktatoren – allen voran Mussolini, Stalin und Mao – waren an Eroberungskriegen und der Versklavung unterdrückter Völker beteiligt, trugen Verantwortung für Gewaltakte unvorstellbarer Unmenschlichkeit und haben dem Wesen des 20. Jahrhunderts ihren unauslöschlichen Stempel aufgedrückt. Doch ist keiner mit seiner Herrschaft weltweit so tief in das Gesamtbewusstsein der Menschen eingedrungen wie Adolf Hitler. In diesem «Zeitalter der Extreme»¹ hat es auch politische Führer gegeben, die die positiven Werte des Jahrhunderts symbolisieren, den Glauben an die Menschheit und die Hoffnung auf die Zukunft verkörpern. Im Register solcher Figuren stehen an erster Stelle die Namen von Franklin Delano Roosevelt, Winston Churchill, John F. Kennedy und aus jüngster Zeit Nelson Mandela. Doch Hitler hat tiefere Spuren in unserem Jahrhundert hinterlassen als jeder andere.

Die Diktatur Adolf Hitlers besitzt für das 20. Jahrhundert paradigmatische Bedeutung, mehr als die von Stalin oder Mao. Extrem und eindringlich spiegelt sie den «totalen» Anspruch des modernen Staates, eine bisher ungeahnte staatliche Repression und Gewaltanwendung, beispiellose Manipulation der Medien zur Kontrolle und Mobilisierung der Massen, einen unerhörten Zynismus in den internationalen Beziehungen, die Sprengkraft eines überhitzten Nationalismus, die ungeheure zerstörerische Energie der Ideologien «rassischer Überlegenheit» und die äussersten Konsequenzen des Rassismus, begleitet von der pervertierten Anwendung der modernen Technologie und «Sozialtechnik». Vor allem war die Hitler-Diktatur ein warnendes Fanal, das noch immer hell leuchtet: Sie zeigt, wie eine moderne, fortschrittliche und kultivierte Gesellschaft so rasch in die Barbarei sinken kann, die in einem ideologischen Krieg, räuberischen Eroberungen von kaum vorstellbarer Brutalität und einem Völkermord gipfelte, wie sie die Welt noch nie zuvor gesehen hatte. Die Hitler-Diktatur führte zu einem Kollaps der

modernen Zivilisation – zu einer Form des nuklearen Super-GAU in der Gesellschaft. Sie hat gezeigt, wozu wir fähig sind.

Grundlegende Fragen sind bislang nicht geklärt. Was war an dieser katastrophalen Entwicklung spezifisch deutsch? Was war typische Zeiterrscheinung? Was war Teil einer allgemeineren europäischen Krankheit? Waren die Geschehnisse ein Ergebnis und ein Merkmal der modernen Zivilisation? Besteht ihre Kraft untergründig fort, oder lebt sie gar am Ende des Jahrhunderts wieder auf?

Zwölf Jahre Hitler-Herrschaft haben Deutschland, Europa und die Welt dauerhaft verändert. Hitler ist einer der wenigen Menschen, über die man mit absoluter Sicherheit sagen kann, dass die Geschichte ohne sie anders verlaufen wäre.² Der Kalte Krieg, Hitlers unmittelbares Vermächtnis – ein durch die Mauer zweigeteiltes Deutschland, ein durch den Eisernen Vorhang gespaltenes Europa, eine zwischen verfeindeten Supermächten, deren Waffen den Planeten in die Luft sprengen konnten, aufgeteilte Welt – ging erst vor einem Jahrzehnt zu Ende. Das tieferreichende Erbe – das moralische Trauma, das er der Nachwelt hinterlassen hat – ist uns noch immer gegenwärtig.

Das Jahrhundert, das gewissermassen mit seinem Namen überschrieben ist, war wesentlich durch Krieg und Völkermord bestimmt – Hitlers charakteristische Merkmale. Am Ende des Jahrhunderts gilt es daher, so sorgfältig wie möglich und auf der Grundlage aktueller Forschungsergebnisse erneut die Kräfte zu beurteilen, die Hitler möglich machten und die Barbarei prägten, für die sein Name als bleibendes Symbol und Menetekel steht. Was unter Hitler Wirklichkeit wurde, geschah – konnte tatsächlich nur geschehen – in der Gesellschaft eines modernen, kultivierten, technologisch fortschrittlichen und hoch bürokratisierten Landes. Wenige Jahre nachdem Hitler Regierungschef geworden war, steuerte dieses hochentwickelte Land im Herzen Europas auf einen bewaffneten Konflikt hin, der sich als apokalyptischer Völkermord herausstellte und Deutschland und Europa nicht nur durch einen Eisernen Vorhang zerschnitt und buchstäblich in Ruinen legte, sondern auch moralisch verwüstete. Dieser Prozess ist nach wie vor erklärungsbedürftig. Die Kombination aus einer Führung, die sich einer ideologischen «Mission» der nationalen Wiedergeburt und «rassischen Reinigung» verschrieben hatte, und einer Gesellschaft, die genügend an ihren «Führer» glaubte, um in seinem Sinne ihm und den Zielen, für die er offenbar stand, entgegenzuarbeiten, und einer hochentwickelten Bürokratie, die imstande und überaus willens war, eine höchst inhumane

Politik zu planen und umzusetzen, liefert eine erste Erklärung. Wie und warum sich diese Gesellschaft von Hitler mitreißen liess, bedarf trotz allem einer ausführlichen Untersuchung.

Es wäre bequem, wenn man auf der Suche nach Gründen für das deutsche und europäische Verhängnis nicht über die Person Adolf Hitlers hinausschauen würde, dessen unvorstellbar unmenschliche Vorstellungen acht Jahre, bevor er Reichskanzler wurde, veröffentlicht waren. Doch ungeachtet der primären moralischen Verantwortung Hitlers für das, was unter seinem autoritären Regime geschah, böte eine personalisierte Erklärung nur eine verkürzte Version der Wahrheit. Hitler kann als Musterbeispiel für einen Satz von Karl Marx dienen: «Die Menschen machen ihre eigene Geschichte, aber (...) nicht unter selbstgewählten, sondern unter unmittelbar vorgefundenen, gegebenen und überlieferten Umständen.»³ Wie weit «vorgefundene, gegebene und überlieferte Umstände», das heisst, überpersönliche Entwicklungen jenseits der Einflussmöglichkeiten des Individuums, so weitreichend sie auch waren, das Schicksal Deutschlands gestalteten; wieviel der Kontingenz, ja dem historischen Zufall anheimgestellt werden kann; was man den Handlungen und Motivationen der aussergewöhnlichen Person zuschreibt, die Deutschland in jener Zeit beherrschte: All diese Fragen erfordern eine kritische Prüfung. Alle sind Teil der folgenden Untersuchung. Einfache Antworten verbieten sich von selbst.

Neben einer Biographie bieten sich andere Herangehensweisen an⁴, doch der biographische Ansatz besitzt – unabhängig von einigen Unwägbarkeiten – Erklärungskraft, wie der Text im Folgenden zeigen will. Natürlich liegt eine mögliche Gefahr bei jedem biographischen Versuch in der für den Gegenstand nötigen Einfühlung, die leicht Mitgefühl, sogar versteckte Bewunderung werden kann. Auf den folgenden Seiten ist der Beweis anzutreten, dass dieses Risiko vermeidbar ist. Unter Umständen birgt sogar der umfassende Widerwille gegenüber dem Gegenstand mehr Gefahren für das Erkenntnisinteresse als die Möglichkeit des Mitgefühls.⁵

Jede Biographie ist natürlich mit dem Wagnis behaftet, komplexe historische Entwicklungen zu personalisieren, die Rolle des Individuums bei der Gestaltung und Bestimmung von Ereignissen zu überschätzen und den sozialen Kontext, in dem diese Geschehnisse stattfanden, zu ignorieren oder herunterzuspielen.⁶ Nicht in diese Falle zu gehen, war die entscheidende Herausforderung für die Arbeit an dem vorlie-

genden Buch und zugleich der Ausgangspunkt für eine neue biographisch akzentuierte Hitler-Deutung.

Es ist ein riskantes Unterfangen. Schliesslich herrscht kein Mangel an – sehr oft hochklassiger – Literatur über Hitler und das Dritte Reich. Eine wichtige Arbeit, die vor anderthalb Jahrzehnten erschien, erfasste über 1'500 Titel.⁷ Ein jüngerer Versuch, eine Bilanz der unterschiedlichen Interpretationsansätze zu ziehen, sprach von 120'000 Arbeiten über Hitler.⁸ Erstaunlicherweise gibt es nur eine Handvoll ausführlicher, ernstzunehmender wissenschaftlicher Biographien des NS-Führers.⁹

Seit Adolf Hitler in den zwanziger Jahren erstmals ins Rampenlicht trat, hat er viele verschiedene und variierende Deutungen erfahren, die häufig in direktem Gegensatz zueinanderstehen. Zum Beispiel wurde er als «ein völlig prinzipienloser Opportunist» gesehen, dessen Herrschaft «bar jeder Idee» gewesen sei, «ausser der einen – seine eigene und die Macht der Nation, mit der er sich identifizierte, immer weiter auszu dehnen», dessen «Revolution» nur ein einziges Thema hatte, nämlich das «als Rassenlehre verkleidete von der Herrschaft», und später aus nichts anderem bestand als «rachsüchtiger Zerstörungswut».¹⁰ Im Gegensatz dazu hat man Hitler als einen Fanatiker porträtiert, der ein im Voraus geplantes und determiniertes ideologisches Programm verfolgte.¹¹ Es gab Versuche, ihn als Inbegriff des politischen Schwindlers zu sehen, der das deutsche Volk hypnotisierte und verhexte, es in die Irre und die Katastrophe führte, oder ihn zu «dämonisieren», das heisst, in eine mystische, unerklärliche Figur des deutschen Schicksals zu verwandeln. Albert Speer, zunächst Hitlers Architekt, dann Reichsminister für Bewaffnung und Munition, der dem Diktator im Dritten Reich lange Zeit näherstand als jeder andere, beschrieb ihn kurz nach Kriegsende als eine «dämonische Gestalt», als «eines jener unerklärlichen geschichtlichen Phänomene, die nur in grossen Abständen von der Menschheit hervorgebracht werden». Hitlers «Person entschied das Schicksal der Nation».¹² Eine derartige Sichtweise läuft Gefahr, die Geschehnisse in Deutschland zwischen 1933 und 1945 zu mystifizieren und die Ursache der deutschen und europäischen Katastrophe auf die willkürliche Laune einer dämonischen Persönlichkeit zu reduzieren, das Unheil wird ausschliesslich mit den Handlungen eines aussergewöhnlichen Individuums erklärt, und komplexe Vorgänge sind nur noch der Ausdruck von Hitlers Willen.

Ein konträrer Standpunkt, der nur so lange galt, wie er Teil einer Staatsideologie war, und daher in dem Moment verschwand, als der

sowjetische Block zusammenbrach, leugnete jeglichen wichtigen Einfluss der Persönlichkeit pauschal und wertete Hitler auf die Rolle eines Handlungers für den Kapitalismus ab, der wie eine Marionette den Interessen der Wirtschaft diene.¹³

Manche Darstellung hat überhaupt jede Schwierigkeit bei der Erklärung des Phänomens Hitler beiseite gewischt oder Probleme schlicht und einfach ausgeschlossen.¹⁴ Ein weiterer Ansatz bestand darin, die Person Hitler ins Lächerliche zu ziehen, denn wer ihn bloss als «Verrückten» oder «vollkommen Wahnsinnigen» beschreibt, umgeht die Notwendigkeit einer Erklärung – obwohl damit natürlich die Schlüsselfrage offenbleibt: Warum sollte eine Gesellschaft bereit sein, einem Menschen in den Abgrund zu folgen, der geistig gestört, ein «pathologischer» Fall war?¹⁵

Weit komplexere Deutungsansätze haben sich über die Frage gestritten, inwieweit Hitler tatsächlich der «Herr im Dritten Reich» war oder sogar als ein «in mancher Hinsicht (...) schwacher Diktator» beschrieben werden kann.¹⁶ Hat er wirklich die «totale», uneingeschränkte und alleinige Macht ausgeübt?¹⁷ Oder beruhte sein Regime auf einer hydraähnlichen «Polykratie» von Machtstrukturen, als deren unverzichtbare und zugleich auf diese Rolle beschränkte Schaltzentrale Hitler fungierte, kraft seiner unbestreitbaren Popularität und des ihn umgebenden Kultes, wobei er der Propagandist blieb, der er immer gewesen war, der Gelegenheiten nutzte, sobald sie sich boten, ohne ein Programm, einen Plan oder eine Absicht zu haben?¹⁸

Die auseinandergelassenen Meinungen zu Hitler waren nie allein abseitigen, akademischen Debatten vorbehalten. Sie weisen über die Wissenschaft hinaus und haben weiterreichende Implikationen. Als Hitler wie ein Gegenbild zu Lenin und Stalin dargestellt wurde, ein Führer, dessen paranoische Angst vor dem bolschewistischen Terror, dem «Klassenmord», ihn motivierte, den «Rassenmord» zu verüben, lagen die Implikationen auf der Hand. Hitler war böse, zweifellos, aber nicht so böse wie Stalin. Hitler war die Kopie, Stalin das Original. Die untergründige Ursache des nationalsozialistischen «Rassenmords» sei der sowjetische «Klassenmord» gewesen.¹⁹

Ähnlich weitreichende Folgen hatte es, als man sich einmal nicht auf die Verbrechen gegen die Menschlichkeit konzentrierte, für die Hitler die Verantwortung trägt, und sein Einwirken auf die Umgestaltung der deutschen Gesellschaft in den Blick nahm. Dieser Hitler interessierte sich für soziale Mobilität, bessere Wohnungen für die Arbeiter, die

Modernisierung der Industrie, die Einrichtung eines Wohlfahrtsstaates und dafür, mit den reaktionären Privilegien der Vergangenheit aufzuräumen, insgesamt also für eine bessere, zeitgemässere, weniger von Klassegegensätzen beherrschte deutsche Gesellschaft, wie brutal die Methoden auch sein mochten. Dieser Hitler war trotz seiner Dämonisierung der Juden und seines Vabanquespiels um die Weltmacht «ein Politiker, dessen Denken und Handeln wesentlich rationaler war, als bislang angenommen».²⁰ Aus dieser Perspektive konnte man Hitler als böse ansehen – zugleich hatte er für die deutsche Gesellschaft Gutes im Sinn oder zumindest Absichten, die in einem positiven Licht gesehen werden konnten.²¹

Solche Revisionen waren nicht als Apologien gedacht. Der Vergleich der Verbrechen des Nationalsozialismus mit denen des Stalinismus gegen die Menschlichkeit zielte, wie verzerrt der Ansatz auch war, darauf, die furchtbare Grausamkeit des ideologischen Konflikts im Europa der Zwischenkriegszeit und die motivierenden Kräfte hinter dem deutschen Völkermord zu erhellen. Die Schilderung von Hitler als einem Sozialrevolutionär versuchte auf vielleicht etwas irriige Weise zu erklären, warum er während einer Gesellschaftskrise in Deutschland ein so breites Echo gefunden hatte. Dennoch ist leicht zu erkennen, dass beide Ansätze, wie unbewusst auch immer, einer möglichen Rehabilitation Hitlers den Weg bahnen, bei der er allmählich trotz der mit seinem Namen verbundenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit als der «grosse Führer» des 20. Jahrhunderts gelten würde, einer der, wenn er vor dem Zweiten Weltkrieg gestorben wäre, einen Platz im Pantheon der deutschen Geschichte einnähme.²²

Die Frage nach «geschichtlicher Grösse» stellte sich stets implizit in der konventionellen biographischen Literatur – das ist besonders eine deutsche Tradition.²³ Eine Figur wie Hitler, dessen persönliche Eigenschaften – im Unterschied zu seiner politischen Aura und Wirkung – kaum vorbildlich, erhebend oder bereichernd waren, stellte eine derartige Tradition natürlich vor Probleme.²⁴ Einen Ausweg bot die Andeutung, dass Hitler eine Art «negativer Grösse» besitze; zwar fehlten ihm die charakterlichen Vorzüge und andere Eigenschaften, die gemeinhin zur «Grösse» historischer Gestalten beitragen, aber seine Wirkung auf die Geschichte sei unstrittig, wenn auch von katastrophalen Ausmassen gewesen.²⁵ Die «negative Grösse» kann auch tragische Züge tragen – ungeheure Bemühungen und erstaunliche Leistungen wurden zunichte gemacht und die nationale Grösse in eine nationale Katastrophe verwandelt.

Es erscheint besser, die Frage der «Grösse» ganz zu meiden (ausser wenn man verstehen will, warum so viele Zeitgenossen die «Grösse» in Hitler erkannten). Sie führt uns auf eine falsche Fährte, da sie missverständlich, sinnlos, unwichtig und potentiell apologetisch ist. Sie ist missverständlich, weil sie wie alle Theorien von «grossen Männern» gar nicht anders kann, als den historischen Prozess auf extreme Weise aus der Perspektive einer Person zu betrachten. Sie ist sinnlos, weil die ganze Vorstellung von «geschichtlicher Grösse» in letzter Konsequenz keinen Nutzen bringt, denn da sie auf einem subjektiven Geflecht moralischer und sogar ästhetischer Urteile beruht, ist sie eine philosophisch-ethische Kategorie, die nicht weiterführt. Sie ist unwichtig, denn die Antwort würde, unabhängig davon, ob wir die Frage nach Hitlers vermeintlicher «Grösse» bejahen oder verneinen, die furchtbare Geschichte des Dritten Reiches keineswegs erklären. Und sie ist potentiell apologetisch, weil allein die Fragestellung eine gewisse widerwillige Bewunderung für Hitler – welche Fehler er auch gemacht hat – offenbart und weil die Suche nach «Grösse» bei Hitler fast automatisch mit sich bringt, dass man die Wirkung von denjenigen, die seine Herrschaft unmittelbar förderten, jene Kräfte, die sie stützten, und das deutsche Volk selbst, das der Diktatur so grossen Rückhalt gab, zu blossen Statisten des «grossen Mannes» macht.

Statt mit dem Problem der «geschichtlichen Grösse» sollten wir uns mit einer anderen, weit wichtigeren Frage befassen. Wie erklären wir, dass ein Mensch mit so geringen geistigen Gaben und sozialen Fähigkeiten, der ausserhalb seines politischen Lebens wenig mehr als ein herrenlos auf den Wellen treibendes Boot war, unnahbar und undurchdringlich selbst für seine unmittelbare Umgebung, der offenbar zu echter Freundschaft nicht fähig war und ohne den Hintergrund aufwuchs, der einen zu hohen Ämtern befähigt, und sogar ohne jede Regierungserfahrung das Amt des Reichskanzlers antrat, wie konnte ein solcher Mann eine so gewaltige historische Wirkung entfalten, dass die ganze Welt den Atem anhielt?

Vielleicht ist die Frage zumindest teilweise falsch gestellt. Denn erstens war Hitler sicherlich ein Mann mit Scharfsinn, der sich auf sein ungeheuer gutes Gedächtnis verlassen konnte. Mit seiner raschen Auffassungsgabe gelang es ihm nicht nur, seine Entourage zu beeindrucken, was man erwarten würde, sondern auch kühle, kritische und erfahrene Staatsmänner und Diplomaten. Die rhetorische Begabung fand natürlich auch die Anerkennung seiner politischen Gegner. Schliesslich ist er

bestimmt nicht der einzige unter den Staatsoberhäuptern im 20. Jahrhundert, der nach aussen sichtbare Charakterschwächen und niedriges geistiges Niveau mit bemerkenswertem politischen Geschick und entsprechender Wirksamkeit kombinierte. Es gilt auch die Falle zu vermeiden, in welche die meisten seiner Zeitgenossen gingen, die Hitlers Fähigkeiten sträflich unterschätzten.

Überdies sind neben Hitler auch andere Männer nach bescheidenen Anfängen in hohe Ämter gelangt. Napoleon war der erste, dem dies in der Neuzeit gelang, wobei er über die Schlüsselinstitution der Armee aufstieg (in der es Hitler nie weiter als bis zum Gefreiten brachte) und als militärischer Befehlshaber ungewöhnliches Können und ebensolche Leistungen zeigte. Der spätere französische Konsul und Kaiser war geistig erheblich begabter und im persönlichen Umgang viel flexibler als Hitler. Im 20. Jahrhundert haben sich die Möglichkeiten erweitert, als Mitglied einer Gruppe, die nicht zur sozialen und politischen Elite gehört, an die Spitze der staatlichen Macht vorzudringen. Dessen ungeachtet sind solche Aufstiege immer noch selten, sie kommen eher in Zeiten politischer Unruhe bei Führern revolutionärer Bewegungen (wie bei Stalin, Mao oder Castro) vor als in stabilen Demokratien.

Wenn Hitlers Aufstieg aus völliger Namenlosigkeit auch nicht ganz einzigartig ist, bleibt das Problem, das er uns stellt, bestehen. Ein Grund, warum Hitler sich als «ein Rätsel innerhalb eines Mysteriums» entpuppte, «das wiederum in einem Enigma steckt», um in den Worten Winston Churchills zu sprechen, der sie in einem anderen Kontext gebrauchte, ist die Substanzlosigkeit der Privatperson des Diktators. Er war, wie häufig gesagt wurde, fast schon eine «Unperson».²⁶ In diesem Urteil schwingt vielleicht Herablassung mit, eine Bereitschaft, auf den vulgären, ungebildeten Emporkömmling herabzuschauen, dem eine abgerundete Persönlichkeit fehlte, den Aussenseiter, der über alles und jedes unter der Sonne unreflektierte Meinungen von sich gab, den unkultivierten selbsternannten Kulturrichter. Zum Teil beruht dieses schwarze Loch des Privatmanns Hitler auf seiner Verschwiegenheit – nicht zuletzt in Bezug auf sein persönliches Leben, seine Herkunft und seine Familie. Die Heimlichtuerei und die Distanz gehörten zu seinen Charaktereigenschaften und trafen gleichermaßen auf sein politisches Verhalten zu; sie waren auch politisch bedeutsam, als Komponenten der Aura von der «heroischen» Führung, deren Aufbau er bewusst förderte, um das seine Person umgebende Mysterium zu verstärken. Nach Abzug aller Vorbehalte bleibt die Tatsache, dass Hitlers Leben ausserhalb der

Politik weitgehend ereignislos war. Napoleon, Bismarck, Churchill, Kennedy: Alle waren auch Menschen ausserhalb ihrer politischen Existenz. Plutarchs Bemerkung, das Glück stellt, «wenn es einen gemeinen Charakter durch glänzende und ausgezeichnete Taten erhebt, denselben nur noch mehr hervor und gibt ihn, wenn er wankt, und aus Mangel an Schwere strauchelt, der Schande preis», ist auf Stalin angewandt worden.²⁷ Es ist verlockend, im Falle Hitlers noch einmal an sie zu erinnern.

Die Biographie einer «Unperson», der eine persönliche Existenz oder Geschichte ausserhalb der politischen Ereignisse, an denen sie beteiligt ist, fast völlig fehlt, stösst natürlich an ihre Grenzen. Doch die Nachteile existieren nur so lange, wie man annimmt, das Privatleben sei entscheidend für das öffentliche Leben. Eine derartige Annahme wäre ein Fehler. Für Hitler gab es kein «Privatleben». Natürlich konnte er seine Filme, den täglichen Spaziergang zum Teehaus am «Berghof», seine Zeit im alpinen Idyll weit weg von den Berliner Ministerien geniessen. Doch das waren leere Rituale. Für ihn gab es keinen Rückzug in eine Sphäre ausserhalb der Politik, eine tiefere Existenz, die seine öffentliche reflexartig bedingt hätte. Nicht, dass sein «Privatleben» Teil seines öffentlichen Gesichts wurde; im Gegenteil: Es blieb so geheim, dass das deutsche Volk erst von Eva Brauns Existenz erfuhr, als das Dritte Reich schon in Trümmern lag. Eher hat Hitler die öffentliche Sphäre «privatisiert».²⁸ «Privat» und «öffentlich» verschmolzen zu einer unzertrennlichen Einheit. Hitlers ganzes Wesen ging in der Rolle auf, die er perfekt spielte: die Rolle des «Führers».

Die Aufgabe des Biographen wird nun deutlicher. Sie besteht nicht in der Konzentration auf Hitlers Persönlichkeit, sondern in der Fokussierung auf das Wesen seiner Macht – der Macht des Führers.

Diese Macht leitete sich nur teilweise von Hitler selbst ab. In grösster Masse war sie ein Produkt der Gesellschaft – ein Ergebnis der gesellschaftlichen Erwartungen und Motivationen, die Hitlers Anhänger auf ihn übertrugen. Das heisst nicht, dass Hitlers eigene Handlungen im Kontext seiner sich erweiternden Macht nicht in Schlüsselmomenten von höchster Wichtigkeit waren. Doch die Wirkung seiner Macht darf weitgehend nicht in bestimmten Persönlichkeitsmerkmalen, sondern muss in seiner Rolle als «Führer» gesehen werden – eine Rolle, die nur möglich wurde durch andere, die Hitler unterschätzten, Fehler begingen, Schwächen hatten und mit ihm kollaborierten. Zur Erklärung dieser Macht müssen wir daher in erster Linie auf die anderen und nicht auf Hitler selbst schauen.

Hitlers Macht war von aussergewöhnlichem Zuschnitt. Ausser in einem höchst formalen Sinne stützte er seinen Machtanspruch nicht auf die Stellung als Parteiführer oder eine andere Funktion, vielmehr leitete er ihn aus dem ab, was er als seine historische «Mission» zur «Rettung» Deutschlands ansah. Hitlers Macht war, anders ausgedrückt, charismatischer, nicht institutioneller Natur. Sie hing von der Bereitschaft der anderen ab, in ihm «heroische» Fähigkeiten zu erkennen.²⁹ Und sie erkannten diese Fähigkeiten – viel leicht sogar, bevor er selbst an sie zu glauben begann.

Einer der brilliantesten zeitgenössischen Analytiker des NS-Phänomens, Franz Neumann, notierte 1942: «Charismatische Herrschaft ist lange Zeit vernachlässigt und lächerlich gemacht worden, hat aber offenbar weit zurückreichende Wurzeln und wird, wenn die geeigneten psychologischen und sozialen Bedingungen erst einmal vorhanden sind, zu einer machtvollen Antriebskraft. Die charismatische Macht des Führers ist kein blosses Trugbild – niemand kann bezweifeln, dass Millionen an sie glauben.»³⁰

Man sollte Hitlers eigenen Beitrag zur Erweiterung dieser Macht und der daraus resultierenden Konsequenzen nicht unterschätzen. Eine kurze kontrafaktische Betrachtung mag dies unterstreichen. Gesetzt den Fall, wir fragen, ob ein terroristischer Polizeistaat, wie er unter Himmeler und der SS entstand, ohne Hitler als Staatsoberhaupt errichtet worden wäre. Hätte Deutschland unter einem anderen, sagen wir ruhig, einem autoritären, Führer Ende der dreissiger Jahre einen allgemeinen europäischen Krieg angezettelt? Und hätte die staatliche Diskriminierung gegen die Juden (die mit ziemlicher Sicherheit stattgefunden hätte) unter einem anderen Staatsoberhaupt in einen totalen Völkermord gemündet? Gewiss kann die Antwort auf jede dieser Fragen nur «nein» lauten oder mindestens «sehr unwahrscheinlich». Wie die äusseren Umstände und überpersönlichen Faktoren auch gewesen wären, Hitler war nicht austauschbar.

Die in hohem Masse personalisierte Macht, die Hitler ausübte, machte sogar auf kluge und intelligente Menschen – Kirchenmänner, Intellektuelle, ausländische Diplomaten, hochrangige Besucher – grossen Eindruck. Die meisten hätten sich nicht von den gleichen Gedanken fesseln lassen, die er vor einer heiseren Menschenmenge in einem Münchner Bierkeller zum Ausdruck brachte. Doch mit der Autorität des Reichskanzlers im Rücken, unterstützt von den bewundernden Massen, umgeben von den Insignien der Macht, eingehüllt in die Aura von der

«grossen Führerschaft», nach aussen getragen von der Propaganda, überraschte es kaum, dass, neben den völlig Naiven und Leichtgläubigen auch andere ihn beeindruckend fanden. Seine Macht war der Grund, warum die Untergebenen – niedere NS-Führer, sein persönliches Gefolge, Parteileiter aus der Provinz – sklavisch an seinen Lippen hingen, bevor sie, als diese Macht im April 1945 am Ende war, wie die sprichwörtlichen Ratten das sinkende Schiff verliessen. Die Mystik der Macht erklärt sicher auch, warum so viele Frauen (besonders diejenigen, die viel jünger waren als er) Hitler, dessen Person uns als das Gegenteil erotischer Ausstrahlung erscheint, von ihm angezogen wurden und warum einige seinetwegen Selbstmordversuche unternahmen.

Eine Geschichte Hitlers muss daher eine Geschichte seiner Macht sein – wie er sie errang, welcher Art sie war, wie er sie ausübte, warum er sie erweitern konnte, bis sie alle institutionellen Schranken sprengte, warum der Widerstand gegen diese Macht so schwach war. Doch diese Fragen richten sich an die deutsche Gesellschaft, nicht nur an Hitler.

Es ist nicht nötig, den Beitrag des Charakters zur Erringung und Ausübung der Macht herunterzuspielen. Zielstrebigkeit, Inflexibilität, Rücksichtslosigkeit, wenn es darum ging, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, zynisches Geschick, der «Alles-oder-Nichts»-Instinkt des Spielers für das höchste Risiko: Jedes dieser Merkmale formte das Wesen seiner Macht, und in dem übergreifenden Element von Hitlers innerem Drang, seiner grenzenlosen Egomane, kamen sie dann zusammen. Die Macht war Hitlers Elixier. Für einen so narzisstischen Menschen wie ihn bot sie ihm einen Sinn nach der ziellosen Jugend, einen Ausgleich für all die tiefempfundenen Rückschläge der ersten Lebenshälfte – die Ablehnung als Künstler, der soziale Bankrott, der ihn ins Wiener Obdachlosenasyll führte, der Zusammenbruch seiner Welt durch Niederlage und Revolution im Jahr 1918. Die Macht zehrte ihn auf. Wie es ein Beobachter schon 1940, noch vor dem Triumph über Frankreich, scharfsinnig ausdrückte: «Hitler ist der potentielle Selbstmörder par excellence. Er hat keine Bindungen ausser an sein Ego (...). Er ist in der privilegierten Position eines Mannes, der nichts liebt ausser sich selbst. (...) Also kann er alles wagen, um seine Macht zu erhalten oder zu vergrössern, (...) die allein zwischen ihm und dem raschen Tod liegt.»³¹

Die Sucht nach persönlicher Macht von solchen Ausmassen schloss auch ein unersättliches Verlangen nach territorialen Eroberungen ein, das – mit wenig Aussicht auf Erfolg – zu einem schrankenlosen Spiel um das Machtmonopol auf dem europäischen Festland und später in der

Welt wurde. Das unbeirrte Streben nach immer grösserer Machtfülle duldet keinen Rückschritt, keine Beschränkung, keine Grenzen. Ferner war es davon abhängig, dass er weiterhin die sogenannten «grossen Erfolge» feierte. Da es dem fortschreitenden Grössenwahnsinn Hitlers an jeglicher Grenze fehlte, enthielt er unweigerlich zerstörerische Elemente, die das Ende des Regimes ankündigten. In Hitlers Selbstmord-Neigungen fand dies seine Entsprechung.

Obwohl die Macht für Hitler die verzehrende Leidenschaft war, blieb sie kein Selbstzweck. Hitler war nicht nur ein Propagandist, Manipulator, Mobilisierer. Er war alles in einer Person. Doch er war auch Ideologe und vertrat unerschütterliche Überzeugungen – er war der radikalste unter den Radikalen als Exponent einer, so abstossend dies für uns auch ist, in sich geschlossenen «Weltanschauung»³², die ihre Stosskraft und Stärke aus der Kombination weniger grundlegender Ideen bezog, die er in die Vorstellung von der Menschheitsgeschichte als der «Geschichte von Rassenkämpfen» integrierte. Seine Weltanschauung bot Hitler eine abgerundete Erklärung für die Übel in Deutschland und der Welt und eine Lösung, wie er Abhilfe schaffen könne. An der Weltanschauung hielt er von den frühen zwanziger Jahren bis zum Tod im Bunker unbeirrbar fest. Sie lief auf eine utopische Vision von der nationalen «Erlösung» hinaus, nicht auf ein Programm mittelfristig anzustrebender politischer Ziele. Aber die Weltanschauung nahm nicht nur alle unterschiedlichen Stränge der nationalsozialistischen Idee in sich auf; verbunden mit Hitlers rhetorischen Fähigkeiten führte sie rasch dazu, dass er in Bezug auf die Parteidoktrin praktisch unangreifbar wurde.

Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und sein persönlicher Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse müssen also sehr genau betrachtet werden. Doch sie erklären weitaus nicht alles. Wir müssen die Diktatur ebenso wie den Diktator untersuchen³³; denn jenseits der Herrschaftsstrukturen verliehen die sozialen Impulse, die die Diktatur stützten, ihr die entsprechende Dynamik und sicherten den Grundkonsens. Was Hitler nicht selbst getan, nicht veranlasst hat, was dennoch durch die Initiativen anderer in Gang kam, ist genauso wichtig wie die Handlungen des Diktators, will man die verhängnisvolle «kumulative Radikalisierung» des Regimes verstehen.³⁴

Eine neue Hitler-Biographie erfordert also auch einen neuen Ansatz, der versucht, die Handlungen des Diktators in den Rahmen der politischen Strukturen und sozialen Kräfte zu integrieren, die den Erwerb und die Ausübung seiner Macht sowie deren aussergewöhnliche Wir-

kung bedingten. Ein Ansatz, der mehr auf die Erwartungen und Motivationen der deutschen Gesellschaft schaut als auf Hitlers Persönlichkeit, um die ungeheure Wirkung des Diktators zu erklären, bietet die Möglichkeit, die Ausweitung seiner Macht durch die innere Dynamik des Regimes und die Kräfte, die er freigesetzt hat, zu erforschen. Diesen Blick auf Hitler umschreibt die Maxime, die ein Staatssekretär im Reichsernährungsministerium 1934 formulierte, und sie liefert damit ein Leitmotiv für die Biographie insgesamt und zugleich den Titel des dreizehnten Kapitels: Es sei die Pflicht jeder Person im Dritten Reich, «zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegenzuarbeiten», ohne auf Anweisung von oben zu warten.³⁵ In die Tat umgesetzt, war diese Maxime eine der Antriebskräfte des Dritten Reiches, denn sie konnte Hitlers nur lose geknüpftes Netz ideologischer Zielsetzungen in Initiativen überführen, die auf die Erfüllung der visionären Ziele des Diktators hinarbeiteten. Natürlich war Hitlers Autorität der ausschlaggebende Faktor. Doch die Initiativen, die er guthieß, gingen viel häufiger von anderen aus.

Hitler war kein Tyrann, der Deutschland aufgezwungen wurde. Obwohl er bei freien Wahlen nie die absolute Mehrheit der Stimmen errang, war er genauso legal wie seine Vorgänger zum Reichskanzler ernannt worden und wurde zwischen 1933 und 1940 zum unbestritten beliebtesten Staatsoberhaupt auf der Welt. Wer das verstehen will, muss offenbar unversöhnliche Gegensätze miteinander versöhnen: die personalisierte biographische Methode und die ihr entgegengesetzten Verfahren zum Studium der Gesellschaftsgeschichte und der Strukturen der politischen Herrschaft.³⁶ Hitlers Wirkung ist nur zu erfassen durch die Epoche, die ihn schuf und die von ihm zerstört wurde. Eine überzeugende Hitler-Studie muss unter diesem Aspekt gleichzeitig auch eine Geschichte des Nationalsozialismus sein.³⁷ Obwohl man dieses Ziel natürlich nicht nur mit Hilfe einer Biographie erreichen kann – das heisst, falls es überhaupt erreichbar ist –, spricht einiges dafür, sich auf die Figur Hitlers zu konzentrieren – die Person, die unbestreitbar die zentrale, oft entscheidende Rolle beim «Amoklauf» des Dritten Reiches gespielt hat.³⁸

Wer versucht, zu einem umfassenden Verständnis des NS-Phänomens zu gelangen, ohne dem «Hitler-Faktor» gerecht zu werden, hat keinerlei Aussicht auf Erfolg.³⁹ Solche Deutung muss nicht nur Hitlers ideologische Ziele, seine Handlungen und seinen persönlichen Beitrag zur Gestaltung der Ereignisse berücksichtigen, sondern diese zugleich im

ERSTES KAPITEL

Phantasien und Fehlschläge

«Als ihn der Herr Postmeister eines Tages frug was er eigentlich einmal werden wolle und ob er nicht zur Post kommen möchte, erwiderte er, dass es seine Absicht sei einmal ein grosser Künstler zu werden.»

Eine Nachbarin der Familie Hitler in Urfahr

«Ich war vom Erfolg so überzeugt, dass die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf.»

Hitler in «Mein Kampf» über die fehlgeschlagene Aufnahmeprüfung an der Akademie für Bildende Künste in Wien

Der erste von zahlreichen Glücksfällen, die das Leben Adolf Hitlers bestimmten, ereignete sich bereits 13 Jahre vor seiner Geburt. 1876 liess der Mann, der sein Vater wurde, eine Namensänderung vornehmen und hiess fortan nicht mehr Alois Schicklgruber, sondern Alois Hitler. Durchaus glaubhaft wirkt Adolf Hitlers Aussage, keine der Handlungen des Vaters habe ihm so sehr gefallen wie die Aufgabe des derb bäuerlichen Namens Schicklgruber.¹ «Heil Schicklgruber» wäre als Gruss für einen «Nationalhelden» kaum denkbar gewesen.

Seit Generationen lebten die Schicklgrubers als Kleinbauern im Waldviertel am nordwestlichsten Zipfel Niederösterreichs. Die Bewohner der malerischen, doch armen, hügeligen und bewaldeten Gegend an der Grenze zu Böhmen genossen den Ruf mürrischer, nüchterner und abweisender Zeitgenossen.² Hitlers Vater Alois wurde am 7. Juni 1837 als nichtehelicher Sohn der Maria Anna Schicklgruber in Strones geboren. Seine Mutter war 42 Jahre alt und Tochter des Johann Schicklgruber, eines armen Kleinbauern. Am gleichen Tag empfing Hitlers Vater im nahe gelegenen Döllersheim die Taufe auf den Namen Aloys Schicklgruber. Im Taufbuch blieb die Spalte für den Vater leer.³ Der Name von Hitlers Grossvater väterlicherseits wurde nicht enthüllt und ist trotz vielfältiger Spekulationen bis heute unbekannt.

Fünf Jahre später heiratete Hitlers Grossmutter Johann Georg Hiedler, einen 50jährigen Müllergesellen aus dem etwa 25 Kilometer entfernten Spital. Nach Jahren zielloser und unsteter Lebensführung hatte Hiedler einige Zeit mit Maria Anna und deren Vater in Strones unter einem Dach gewohnt.⁴ Die Ehe währte fünf Jahre. Maria Anna starb 1847, und ein Jahrzehnt später setzte ein Schlaganfall Hiedlers wackliger Existenz ein Ende.

Vermutlich wohnte Alois seit längerem, nicht erst seit dem Tod der Mutter, im Hause von Johann Georgs Bruder, dem 15 Jahre jüngeren Johann Nepomuk Hiedler, der in Spital einen mittelgrossen Hof bewirtschaftete.⁵ Die Gründe, warum Nepomuk den jungen Alois so gut wie

adoptierte, liegen im Dunkeln. Allem Anschein nach bot er dem Jungen ein bescheidenes, aber gutes Zuhause. Nach dem Besuch der Volksschule ging Alois im Ort bei einem Schuhmacher in die Lehre, und bereits als 13jähriger machte er sich wie viele Landjungen nach Wien auf, um dort die Ausbildung im Lederhandwerk fortzusetzen.

Hitlers Vater war der erste Aufsteiger der Familie. Im Alter von knapp 19 Jahren hatte Alois 1855 eine bescheidene Stufe in der Hierarchie der österreichischen Finanzwache erklommen.⁶ Für einen jungen Mann seiner Herkunft und mit so beschränktem Bildungsgrad war der berufliche Werdegang in den folgenden Jahren beeindruckend. Nach Abschluss der Ausbildung und der notwendigen Examina übernahm er 1861 eine leitende Funktion auf unterer Ebene, wurde 1864 provisorischer Amtsassistent in der Zollbehörde und 1870 Nebenzolleinnehmer, bevor er im folgenden Jahr in Braunau am Inn als Kontrollassistent zum Einsatz kam und ab 1875 als Zollamtsoffizial tätig war.⁷

Ein Jahr später liess er die Namensänderung vornehmen. Sie erfolgte keineswegs, weil Alois Schicklgruber als uneheliches Kind unter einem sozialen Stigma gelitten hatte. Zwar geisselte die katholische Kirche aussereheliche Geburten, aber in der österreichischen Landbevölkerung waren sie nicht unüblich.⁸ Alois unternahm nie den Versuch, die eigene Illegitimität zu verbergen, nicht einmal nach 1876. Es bleibt unklar, ob der Impuls für die Namensänderung von ihm selbst ausging oder vom Onkel (und de facto Stiefvater) Nepomuk, der keine männlichen Erben besass und ein Vermächtnis an Alois offenbar von der Annahme des eigenen Namens abhängig gemacht hatte.⁹ Das vom Notar der Stadt Weitra am 6. Juni 1876 ausgestellte Legalisierungsprotokoll trägt die Unterschrift von drei Zeugen, die Alois als Sohn des Georg «Hitler» bestätigen – der Name taucht hier bereits in dieser Form auf, nicht als «Hiedler».¹⁰ Am nächsten Tag, 39 Jahre nach Alois' Geburt, war die Legitimierung abgeschlossen, als der Gemeindepfarrer von Döllersheim das Taufbuch änderte, den Namen «Schicklgruber» strich, «unehelich» durch «ehelich» ersetzte und in die bisher leere Spalte für den Namen des Vaters «Georg Hitler» eintrug.¹¹ Dies war der Johann Georg Hiedler, der Alois' Mutter schon 1842 geheiratet hatte und 1857 verstorben war. Er habe die Vaterschaft anerkannt, bekundeten die drei Zeugen der Legitimierungszeremonie wie auch Alois selbst.¹² Schliesslich vermerkt der Eintrag des Priesters die Aussage der Zeugen, Alois' Vater habe um den Eintrag seines Namens ins Taufbuch gebeten.¹³

Die Namensänderung – seinerzeit als Ereignis lediglich für die Ge-

schichte einer Bauernfamilie in der österreichischen Provinz von Bedeutung – hat allein deshalb unablässig Spekulationen ausgelöst, weil der Vorgang selbst und die Identität von Adolf Hitlers Grossvater unentwirrbar ineinandergreifen. Nur drei mögliche Erklärungen sind in Betracht zu ziehen. Die beiden ersten laufen lediglich auf die Frage hinaus, ob es in der Familie Hiedler einen kleineren, verborgenen Skandal gegeben hat. Die dritte Möglichkeit, die historisch einige Bedeutung erlangt hätte, kann angesichts der Beweislage ausser Acht gelassen werden.

Der ersten Möglichkeit zufolge war Alois' Vater tatsächlich die im ergänzten Taufbuch genannte Person, die im «Dritten Reich» offiziell als Hitlers Grossvater galt: Johann Georg Hiedler. Wenn er wirklich der Vater war, warum hat Hiedler zu Lebzeiten, selbst während seiner Ehe, nie versucht, die Geburt des Sohnes zu legitimieren? Armut ist vermutlich keine befriedigende Begründung. Nach der Hochzeit ging das Gerücht, Johann Georg und Maria Anna seien so arm gewesen, dass sie in einem Futtertrog fürs Vieh nächtigen mussten, gleichwohl herrscht Übereinstimmung, so verarmt wie vermutet war Maria Anna nicht.¹⁴ Sollte dies zutreffen, wird die sonst angeführte Begründung hinfällig, die «Adoption» Alois' durch Nepomuk sei ein Akt der Humanität gewesen, der den Neffen aus der bitteren Armut der Eltern rettete. Warum war Maria Anna, die den Namen des Vaters bei der Taufe zweifellos nicht preisgab, bereit, getrennt von ihrem einzigen Sohn zu leben? Warum wurde Alois Schicklgruber nicht vom vermeintlichen Vater, sondern im Heim des Vaterbruders aufgezogen? Und warum hat man die Legitimierung – die unter nicht ganz einwandfreien Bedingungen erfolgte, denn in Abwesenheit des Vaters gibt es keine rechtliche Anerkennung der Vaterschaft – bis 1876 aufgeschoben und vielleicht auch als kleine Farce gestaltet, die Alois, Nepomuk und die drei Zeugen, alles enge Freunde oder gar Verwandte Nepomuks, zur Täuschung von Notar und Gemeindepfarrer in Szene gesetzt hatten?¹⁵ Aller Wahrscheinlichkeit nach war eine Erbschaft Nepomuks an Alois im Spiel. Aber warum hätte das die Namensänderung erfordert? Die Überlegung, Nepomuk, der keine männlichen Nachkommen hatte, hätte in dem mit einer 50jährigen Frau verheirateten Ziehsohn Alois die Sicherheit für den Fortbestand des Familiennamens gesehen, ist fragwürdig und zumindest keine hinreichende Erklärung.

Die Antworten auf die Fragen haben sich im Lauf der Zeit verflüchtigt, auch sonst wären sie historisch fast bedeutungslos. Bleibt die Va-

terschaft Johann Georgs in Frage gestellt, wer hätte der Vater sein können? Der andere Kandidat ist Nepomuk selbst. Er hat Alois «adoptiert», für ihn gesorgt und ihn aufgezogen. Vielleicht war er auch die treibende Kraft hinter der Namensänderung – drei Jahre nach dem Tod seiner Frau Eva Maria. In Verbindung mit der Namensänderung scheint er Alois als Erben eingesetzt zu haben. Nach Nepomuks Tod im Jahre 1888 erfuhren die erwartungsvollen Hinterbliebenen zu ihrer Überraschung, es gebe nichts zu erben. Zur gleichen Zeit erwarb Alois Hitler, der bis dahin nie über beträchtliche Geldsummen verfügt hatte, für einen Preis zwischen 4'000 und 5'000 Gulden unweit von Spital ein stattliches Haus einschliesslich des umliegenden Grundbesitzes.¹⁶ Die Schlussfolgerung lautet, Nepomuk und nicht Johann Georg war Alois' tatsächlicher Vater; Johann Georg hat Alois, den Sohn des Bruders, während der Ehe mit Maria Anna abgelehnt, der Familienskandal drang nicht an die Öffentlichkeit, und die Namensänderung musste unterbleiben, solange Nepomuks Frau lebte.¹⁷

Einen Beweis gibt es dafür nicht, selbst nach dem Tod seiner Frau war Nepomuk, wenn er der Vater war, bestrebt, die Tatsache geheimzuhalten. Einige Bedeutung hat man in Adolf Hitlers Kommentar zu Beginn von «Mein Kampf» gelegt, sein Vater sei «Sohn eines armen, kleinen Häuslers» gewesen (die Beschreibung trifft nicht auf Johann Georg, einen Müllergesellen, zu).¹⁸ In den autobiographischen Abschnitten von «Mein Kampf» ging Hitler mit den Details häufig ungenau und sorglos um, und es wäre ein Fehler, zu viel in diesen kurzen und vagen Hinweis auf den Grossvater hineinzulesen, der, falls Hitler Nepomuk meinte, weit mehr als ein «armer Häusler» war. Ferner wurde behauptet, die von Alois 1876 gewählte Form des Namens – «Hitler» – sei eher ein bewusster Rückgriff auf «Hüttler» (Nepomuks Name) als auf Hiedler (Johann Georgs Name). Doch damit käme der Entscheidung für eine Variante dieses Namens, der bis kurz vor Ende des 19. Jahrhunderts keine feste Form annahm, zuviel Gewicht zu. Anfang und Mitte des Jahrhunderts tauchen «Hiedler», «Hietler», «Hüttler», «Hütler» und «Hitler», was so viel heisst wie «Kleinbauer», in Dokumenten als austauschbare Namen auf. Auch phonetisch waren sie kaum zu unterscheiden.¹⁹ Auf den Namen Nepomuk «Hiedler» getauft, wurde der Ziehvater Alois' als «Hüttler» getraut.²⁰ Der Aufsteiger Alois mag die weniger bäuerliche Form «Hitler» vorgezogen haben. Vielleicht war «Hitler» nur die vom Notar in Weitra bei der Legalisierung gewählte Variante, die der Gemeindepfarrer von Döllersheim am nächsten Tag

abschrieb.²¹ Welche Motive die Namenswahl auch bestimmt hatten, Alois war allem Anschein nach zufrieden. Später wich er im Gebrauch des Namens nie mehr davon ab, und nach der endgültigen Autorisierung im Januar 1877 unterzeichnete er stets mit «Alois Hitler». Auch dem Sohn gefiel die deutlichere Form «Hitler».²²

Schliesslich gibt es eine dritte Hypothese. Demnach hatte Adolf Hitler einen jüdischen Grossvater. Entsprechende Gerüchte kursierten bereits Anfang der zwanziger Jahre in Münchner Cafés und erhielten durch den Sensationsjournalismus der ausländischen Presse in den dreissiger Jahren zusätzliche Nahrung. Die Zeitungen behaupteten, der Name «Hüttler» sei jüdisch, sie «enthüllten», er sei auf eine jüdische Familie namens Hitler in Bukarest zurückzuführen, und schrieben sogar, Hitlers Vater sei von Baron Rothschild gezeugt worden, in dessen Wiener Haus die Grossmutter angeblich einige Zeit als Dienerin verbracht habe.²³ Ernster zu nehmen sind Spekulationen über Hitlers vermuteten jüdischen Hintergrund, die nach dem Krieg auftauchten und direkt auf die Memoiren des führenden NS-Anwalts und «Generalgouverneurs» von Polen, Hans Frank, zurückgehen, die er im Gefängnis von Nürnberg vor Vollstreckung der Todesstrafe diktiert hat.

Frank behauptete, Hitler habe ihn Ende 1930 zu sich gerufen und ihm einen Brief seines Neffen William Patrick Hitler (dem Sohn des Halbbruders Alois, der kurze Zeit mit einer Irin verheiratet war) gezeigt: Das Schreiben enthielt die Drohung, im Zusammenhang mit den Pressegeschichten über Hitlers Herkunft aufzudecken, dass in Hitlers Adern jüdisches Blut fliesse. Angeblich von Hitler dazu beauftragt, familien-geschichtliche Nachforschungen anzustellen, entdeckte Frank seinem Bericht zufolge, Maria Anna Schicklgruber habe das Kind zur Welt gebracht, als sie einer jüdischen Familie namens Frankenberger in Graz als Köchin diene. Nicht nur das: Von Frankenberger senior hiess es, er habe regelmässig Alimente gezahlt, um anstelle seines zum Zeitpunkt der Geburt etwa 19 Jahre alten Sohnes das Kind bis zum 14. Geburtstag zu unterstützen. Maria Anna und die Frankenbergers hätten jahrelang Briefe gewechselt. Frank zufolge soll Hitler erklärt haben, aus Erzählungen des Vaters und der Grossmutter wisse er, der Grossvater sei nicht der Jude aus Graz. Da die Grossmutter und ihr späterer Mann so arm gewesen seien, hätten sie dem Juden eingeredet, er sei der Vater, und ihn überredet, den Jungen finanziell zu unterstützen.²⁴

In den fünfziger Jahren wurde Franks Geschichte weithin verbreitet.²⁵ Einer Überprüfung hält sie nicht stand. In den dreissiger Jahren des

19. Jahrhunderts lebte in Graz keine jüdische Familie namens Frankenberg. In der gesamten Steiermark gab es seinerzeit keine Juden, erst seit 1849 durften Juden in diesem Teil Österreichs ihren Wohnsitz nehmen. Zwar lebte dort eine Familie Frankenreiter, aber sie war nicht jüdischer Herkunft. Falls Maria Anna je in Graz war oder beim Metzger Frankenreiter gearbeitet hat, lässt sich das nicht belegen. Auch ein Briefwechsel zwischen Maria Anna und einer Familie namens Frankenberg oder Frankenreiter ist niemals aufgetaucht.

Gesetzt den Fall, Frank hat nur die Namen vertauscht, dann war der Sohn Leopold Frankenreiters und der vermeintliche Vater des Kindes, für das Grossvater Frankenreiter dem Anschein nach 13 Jahre Alimente zahlte, zum Zeitpunkt von Alois' Geburt gerade zehn Jahre alt. Überdies durchlebte die Familie Frankenreiter eine entbehrungsreiche Zeit, in der Unterhaltszahlungen an Maria Anna Schicklgruber einfach undenkbar gewesen wären.²⁶ Ebenso unglaublich ist Franks Kommentar, Hitler habe von der Grossmutter erfahren, die Graz-Geschichte enthalte kein Körnchen Wahrheit: Zum Zeitpunkt von Hitlers Geburt war die Grossmutter bereits über 40 Jahre tot. Zweifelhaft ist auch, ob Hitler tatsächlich 1930 einen Erpresserbrief des Neffen erhalten hat. Wenn es so war, hatte Patrick, der dem berühmten Onkel wiederholt als «Schnorrer» zur Last fiel, Glück, die zumeist in Deutschland verbrachten nächsten Jahre zu überleben und im Dezember 1938 das Land für immer verlassen zu können.²⁷ Als seine «Enthüllungen» im August 1939 in einer Pariser Zeitung erschienen, erwähnten sie die Graz-Geschichte mit keinem Wort.²⁸ Auch den Berichten der Gestapo, die in den dreissiger und vierziger Jahren mehrmals Erkundigungen über Hitlers familiären Hintergrund einzog, ist kein Hinweis auf die vermeintlichen Wurzeln in Graz zu entnehmen.²⁹ Sie entdeckten keine neuen «Leichen im Keller». Hans Franks Memoiren, «;m Angesicht des Galgens» unter deutlicher psychischer Anspannung diktiert³⁰, sind voller Ungenauigkeiten und mit Vorsicht zu geniessen. In Bezug auf die Geschichte von Hitlers angeblichem jüdischen Grossvater sind sie wertlos. Hitlers Grossvater, wer er auch war, war kein Jude aus Graz.³¹

So sind Johann Georg Hiedler und Johann Nepomuk Hiedler (oder Hüttler) die einzigen, die Hitlers Grossvater (die offizielle Version nannte stets Johann Georg als Adolf Hitlers Grossvater) hätten sein können. Vielleicht hat Hitler es selbst nicht gewusst, obwohl kein zwingender Grund die Annahme stützt, er habe an Johann Georg Hiedler gezweifelt.³² Wäre Nepomuk Adolf Hitlers Grossvater gewesen, seine Ab-

stammung wäre noch stärker von Inzest durchzogen gewesen als im Falle von Johann Georg, denn Nepomuk war zugleich der Grossvater von Adolfs Mutter.³³

Klara Pölzl, die künftige Mutter Adolf Hitlers, war die älteste unter den von elf Kindern überlebenden drei Töchtern – die beiden anderen hiessen Johanna und Theresia – aus der Ehe zwischen Nepomuks ältester Tochter, Johanna Hüttler, und Johann Baptist Pölzl, einem weiteren Kleinbauern in Spital. Klara wuchs auf einem Hof neben dem des Grossvaters Nepomuk auf. Klaras Mutter, Johanna, und Klaras Tante Walburga waren gemeinsam mit Alois Schicklgruber in Nepomuks Haus aufgezogen worden.³⁴ Offiziell, nach der Namensänderung und Legitimierung im Jahre 1876, waren Alois Hitler und Klara Pölzl also Vetter und Kusine zweiten Grades. Im Alter von 16 Jahren verliess Klara Pölzl 1876 den Hof der Familie in Spital und zog nach Braunau am Inn, um als Magd im Haushalt von Alois Hitler zu dienen.³⁵

Zu dem Zeitpunkt lebte Alois als angesehener Zollamtsoffizial in Braunau. Die persönlichen Angelegenheiten hatte er nicht so gut geordnet wie sein Berufsleben. Er war insgesamt dreimal verheiratet, zunächst mit einer viel älteren Frau, dann mit Frauen, die seine Töchter hätten sein können. Aus einer vorehelichen Beziehung und den beiden letzten Ehen gingen neun Nachkommen hervor, von denen vier im Kleinkindalter starben. Das Privatleben verlief überdurchschnittlich turbulent – wenigstens für einen Zollbeamten in der Provinz.³⁶ Schon in den sechziger Jahren hatte er ein uneheliches Kind gezeugt.³⁷ Im Jahre 1873 ehelichte er die damals 50jährige Anna Glassl. Eine Liebesheirat war es wohl kaum. Die Hochzeit mit einer 14 Jahre älteren Frau erfolgte mit grosser Wahrscheinlichkeit aus materiellen Gründen, denn Anna ging es verhältnismässig gut, zudem verfügte sie über Beziehungen zum Beamtenstand.³⁸ Binnen kurzer Zeit wurde Anna krank, wenn sie es nicht von Anfang an war. Ihr Zustand wird sich nicht gebessert haben, als sie Ende der siebziger Jahre von einer Affäre erfuhr, die ihr Mann mit Franziska (Fanni) Matzelberger hatte, einer jungen Magd im Gasthaus Streif, wo die Hitlers lebten. Um 1880 hatte Anna genug und erwirkte die Trennung.³⁹

Alois lebte nun offen mit Fanni zusammen, die gleich zu Anfang darauf bestand, die ein Jahr ältere Klara Pölzl, die sie offensichtlich als Nebenbuhlerin fürchtete, müsse den Haushalt Hitlers verlassen. Im Jahre 1882 brachte Fanni einen Sohn zur Welt, der auf den Namen Alois Matzelberger getauft und legitimiert wurde, sobald Anna Hitlers

Tod 1883 den Weg für die sechs Wochen später geschlossene Ehe zwischen Alois und Franziska frei gemacht hatte. Ein zweites Kind, Angela, wurde weniger als zwei Wochen nach der Hochzeit geboren. Aber 1884 erkrankte Fanni an Tuberkulose und starb im August desselben Jahres erst 2.3jährig.⁴⁰

Während der Krankheit hatte man Fanni an einen Ort mit gesunder Luft ausserhalb Braunaus gebracht. Für die Betreuung der beiden Kleinkinder wandte sich Alois sofort an Klara und holte sie nach Braunau zurück. Als Fanni im Sterben lag, wurde Klara schwanger. Da sie Vetter und Kusine zweiten Grades waren, durften Alois und Klara nur mit kirchlichem Dispens heiraten. Nach einer Wartezeit von vier Monaten, währenddessen Klaras Zustand um so deutlicher zutage trat, traf die Genehmigung aus Rom schliesslich Ende 1884 ein, und am 7. Januar 1885 wurde das Paar getraut. Die Hochzeitszeremonie fand um sechs Uhr morgens statt. Nach einer förmlichen Feier ging Alois wieder seiner Arbeit im Zollamt nach.⁴¹

Das erste Kind aus Alois' dritter Ehe, Gustav, kam im Mai 1885 auf die Welt, im September des nächsten Jahres gefolgt von einem zweiten Kind, Ida, und unmittelbar danach von einem weiteren Sohn, Otto, der wenige Tage nach der Geburt verstarb. Den nächsten Schlag erhielt Klara, als ihre beiden Kinder Gustav und Ida sich mit Diphtherie infizierten und innerhalb weniger Wochen im Dezember 1887 und Januar 1888 verstarben.⁴² Im Sommer 1888 war Klara wieder schwanger. Am 20. April 1889, einem bewölkten und kühlen Karsamstag⁴³, brachte sie um halb sieben Uhr abends zu Hause im «Gasthof zum Pommer», Vorstadt Nr. 219, ihr viertes Kind zur Welt, das erste, das überlebte: Sie nannten den Jungen Adolf.⁴⁴

In den ersten Sätzen von «Mein Kampf» betonte Adolf Hitler – was die Nationalsozialisten sich später zunutze machten –, welche «glückliche Bestimmung» es doch sei, dass er in Braunau am Inn geboren wurde, an der Grenze der zwei deutschen Staaten, «deren Wiedervereinigung» er als «Lebensaufgabe» ansah.⁴⁵ Tatsächlich hatte er an Braunau kaum konkrete Erinnerungen, denn 1892 wurde sein Vater zum Zollamts-oberoffizial befördert – der höchste Rang, der einem Beamten ohne höhere Schulbildung offenstand –, und die Familie zog nach Passau, bevor Adolf drei Jahre alt war, und blieb eine Zeitlang in Bayern auf der deutschen Seite der Grenze.⁴⁶ Dies war der erste von zahlreichen Wohnortwechseln, die der junge Hitler erlebte.

Die historischen Belege aus Adolf Hitlers frühen Jahren sind spärlich.

Der eigene Bericht in «Mein Kampf» ist unzuverlässig und einseitig. Die nach dem Krieg bekanntgewordenen Erinnerungen von Familienmitgliedern und Bekannten erfordern eine kritische Prüfung, zum Teil sind sie ebenso fragwürdig wie die Bemühungen während des Dritten Reiches, die Kindheit des künftigen «Führers» zu verherrlichen. Im Hinblick auf die für Psychologen und «Psycho-Historiker» wichtigen prägenden Jahre muss man sich mit der Tatsache abfinden, dass es nur wenige Anhaltspunkte gibt, die über reine Vermutungen hinausweisen.⁴⁷

Materiell gesehen führte die Familie Hitler eine gesicherte Mittelstandsexistenz. Neben Alois und Klara sowie den beiden Kindern aus Alois' zweiter Ehe, Alois junior (bevor er 1896 das Haus verliess) und Angela, Adolf und dem jüngeren Bruder Edmund (1894 geboren, 1900 verstorben) sowie der 1896 geborenen Schwester Paula umfasste der Haushalt noch Rosalia Schichtl, die als Köchin und Magd arbeitete. Auch Adolfs Tante Johanna lebte im Haus, eine der jüngeren Schwestern der Mutter, eine übellaunige, bucklige Frau, die Adolf jedoch sehr mochte und Klara eine gute Hilfe war. Nach Erbschaft und Grunderwerb im Jahr 1888 war Alois ein bescheiden situierter Mann mit solidem Einkommen, das um einiges höher lag als das eines Volksschulrektors.⁴⁸

Gleichwohl verlief das Familienleben nicht harmonisch und glücklich.⁴⁹ Alois Hitler war der Inbegriff eines provinziellen Beamten – ein Wichtigtuer, stolz auf seinen Status, streng, humorlos, sparsam, überpünktlich und pflichtbewusst. In der Gemeinde genoss er Respekt. Aber im Amt und daheim konnte sich sein Missmut ganz unvermittelt in Wutausbrüchen entladen. Er rauchte wie ein Schlot und zog es vor, nach der Arbeit in der Schenke einige Bier zu trinken und zu diskutieren, statt nach Hause zu gehen. Er hatte keinen Familiensinn und war glücklicher, wenn er nicht zu Hause sass.⁵⁰ Seine Leidenschaft galt der Bienenzucht. Täglich ging er von der Arbeitsstelle in Passau eine halbe Stunde zu Fuss zu den Bienenstöcken und wieder zurück, bevor er auf dem Rückweg einkehrte. Das bot ihm zweifellos friedliche Erholung von einem Haushalt mit übermütigen kleinen Kindern. Der Wunsch, die Bienenstöcke auf eigenem Grund und Boden aufzustellen, erfüllte sich 1889, als ihm Nepomuks Erbe half, in Spital, in der Nähe seines Geburtsortes im Waldviertel, ein Stück Land zu erwerben. Obwohl er es drei Jahre später veräusserte, erwarb er danach noch zweimal Land.⁵¹ Zu Hause trat er als autoritärer, anmassender, herrschsüchtiger Ehemann und als strenger, distanzierter, gebieterischer und oft reizbarer Vater in Erschei-

Adolf Hitlers Familie

Maria Anna
Schicklgruber
1795-1847

Anna Glassl (I) ∞
1823-1883

Franziska
Matzelberger (2) ∞
1861-1884

Alois Schicklgruber
(Seit 1876), Hitler ∞
1837-1903

Alois ∞
1882-1956

Bridget
Dowling ∞
1892 - ?

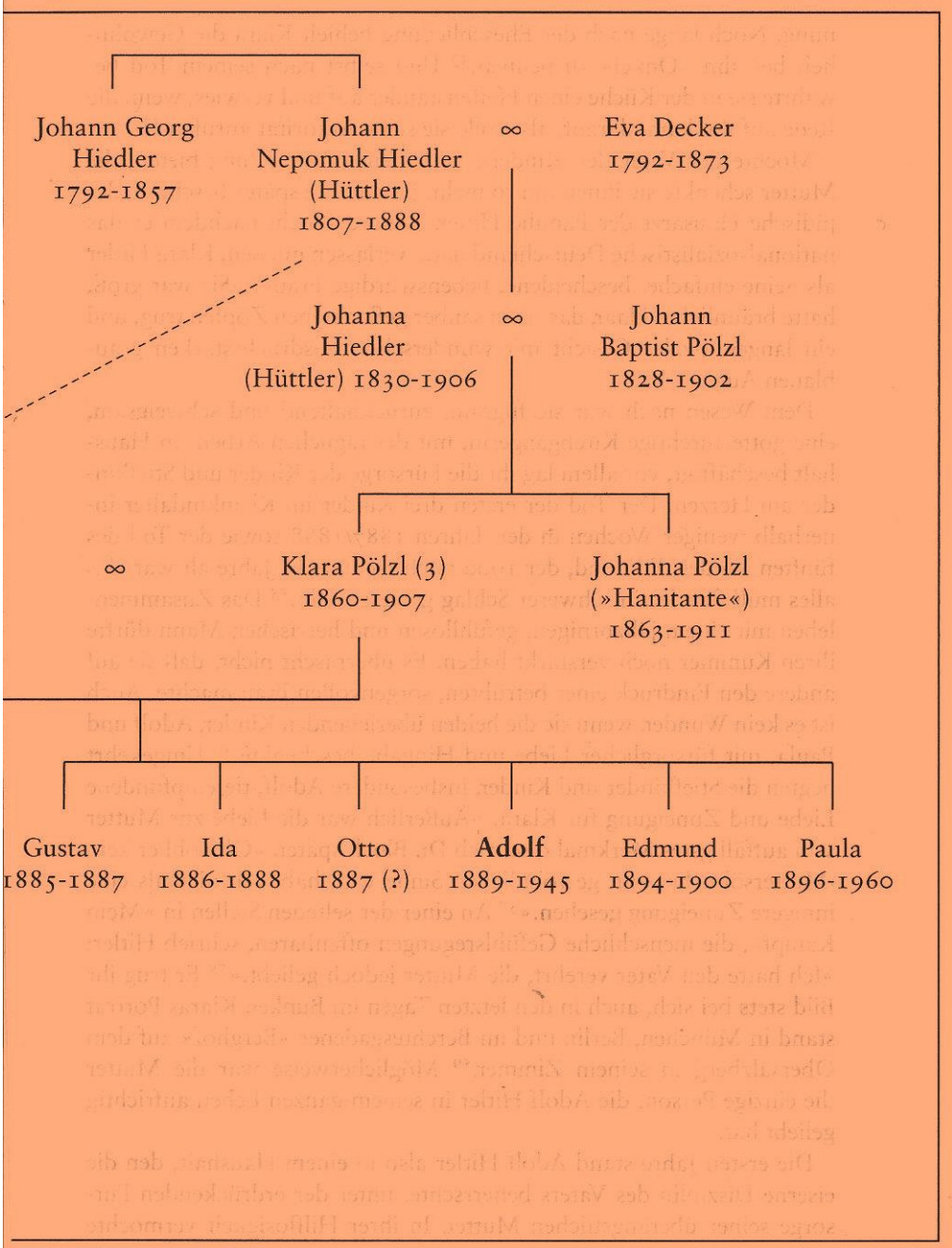
Leo
Raubal ∞
1879-1910

Angela
1883-1949

William Patrick
1911 - ?

Angela (Geli)
1908-1931





nung. Noch lange nach der Eheschliessung behielt Klara die Gewohnheit bei, ihn «Onkel» zu nennen.⁵² Und selbst nach seinem Tod bewahrte sie in der Küche einen Pfeifenständer auf und verwies, wenn die Rede auf ihn kam, darauf, als wolle sie seine Autorität anrufen.⁵³

Mochte der Vater den Kindern auch keine Zuwendung bieten, die Mutter schenkte sie ihnen um so mehr. Jahrzehnte später beschrieb der jüdische Hausarzt der Familie Hitler, Eduard Bloch, nachdem er das nationalsozialistische Deutschland hatte verlassen müssen, Klara Hitler als «eine einfache, bescheidene, lebenswürdige Frau». «Sie war gross, hatte bräunliches Haar, das sie in sauber geflochtenen Zöpfen trug, und ein langes, ovales Gesicht mit wunderschön ausdrucksstarken graublauen Augen.»⁵⁴

Dem Wesen nach war sie fügsam, zurückhaltend und schweigsam, eine gottesfürchtige Kirchgängerin, mit der täglichen Arbeit im Haushalt beschäftigt, vor allem lag ihr die Fürsorge der Kinder und Stiefkinder am Herzen. Der Tod der ersten drei Kinder im Kleinkindalter innerhalb weniger Wochen in den Jahren 1887/1888 sowie der Tod des fünften Kindes, Edmund, der 1900 noch nicht sechs Jahre alt war, das alles muss für sie ein schwerer Schlag gewesen sein.⁵⁵ Das Zusammenleben mit einem jähzornigen, gefühllosen und herrischen Mann dürfte ihren Kummer noch verstärkt haben. Es überrascht nicht, dass sie auf andere den Eindruck einer betäubten, sorgenvollen Frau machte. Auch ist es kein Wunder, wenn sie die beiden überlebenden Kinder, Adolf und Paula, mit fürsorglicher Liebe und Hingabe beschenkte.⁵⁶ Umgekehrt hegten die Stiefkinder und Kinder, insbesondere Adolf, tiefempfundene Liebe und Zuneigung für Klara. «Äusserlich war die Liebe zur Mutter sein auffälligstes Merkmal», schrieb Dr. Bloch später. «Obwohl er kein ‚Muttersöhnchen‘ im gewöhnlichen Sinne war, habe ich niemals eine innigere Zuneigung gesehen.»⁵⁷ An einer der seltenen Stellen in «Mein Kampf», die menschliche Gefühlsregungen offenbaren, schrieb Hitler: «Ich hatte den Vater verehrt, die Mutter jedoch geliebt.»⁵⁸ Er trug ihr Bild stets bei sich, auch in den letzten Tagen im Bunker. Klaras Porträt stand in München, Berlin und im Berchtesgadener «Berghof» auf dem Obersalzberg in seinem Zimmer.⁵⁹ Möglicherweise war die Mutter die einzige Person, die Adolf Hitler in seinem ganzen Leben aufrichtig geliebt hat.

Die ersten Jahre stand Adolf Hitler also in einem Haushalt, den die eiserne Disziplin des Vaters beherrschte, unter der erdrückenden Fürsorge seiner überängstlichen Mutter. In ihrer Hilflosigkeit vermochte

die fügsame Klara die Sprösslinge gegen den väterlichen Zorn nicht zu schützen. Nach dem Krieg sprach Adolfs jüngere Schwester Paula von der Mutter als «einer sehr weichen und zartfühlenden Person, dem ausgleichenden Element zwischen dem fast zu strengen Vater und den sehr lebhaften Kindern, die vielleicht etwas schwer erziehbar waren. Wenn es je zwischen meinen Eltern zu Streit(igkeiten) oder Meinungsverschiedenheiten kam, dann hatte dies immer mit den Kindern zu tun. Besonders mein Bruder Adolf forderte meinen Vater zu extremer Strenge heraus und erhielt dafür jeden Tag eine richtige Tracht Prügel. (...) Wie oft hat andererseits meine Mutter ihn gestreichelt und versucht, mit Liebenswürdigkeit das zu erreichen, was meinem Vater mit Strenge nicht gelang!»⁶⁰

Hitler erzählte während der nächtlichen Monologe der vierziger Jahre am Kamin oft, wie der Vater plötzliche Temperamentsausbrüche hatte und sofort um sich schlug. Er habe «den Vater nicht geliebt», sondern ihn stattdessen «um so mehr gefürchtet». Die arme Mutter, der er zugehtan war, lebte, so Hitler, in ständiger Sorge angesichts der Schläge, die er einstecken musste, und habe manchmal draussen vor der Tür gewartet, wenn der Vater ihn verprügelte.⁶¹

Möglicherweise hat sich Alois' Gewalttätigkeit auch gegen seine Frau gerichtet. Vielleicht geht die Passage aus «Mein Kampf» auf eigene Kindheitserfahrungen zurück, in der Hitler das Lebensbild einer Arbeiterfamilie nachzeichnet, in der die Kinder zusehen, wie der betrunkene Vater ihre Mutter schlägt.⁶² Ob das die Richtung, in der Hitlers persönliche Entwicklung verlief, beeinflusste, sei der Spekulation anheimgestellt.⁶³ Es steht ausser Frage, dass die früheste Kindheit eine tiefgreifende Wirkung auf ihn ausübte. Unter der Oberfläche nahm der künftige Hitler fraglos bereits Gestalt an. Mag es auch Spekulation bleiben, die Vorstellung, dass der Charakter in dem vielschichtigen Geflecht der familiären Prägung in Adolfs Kindheit «wurzelt», bedarf wenig Phantasie: Zu nennen sind die spätere gönnerhafte Geringschätzung für die Fügsamkeit von Frauen, die Herrschsucht und das Image des «Führers» als strenge, autoritäre Vaterfigur; die Unfähigkeit, enge persönliche Bindungen einzugehen und die entsprechende gefühlskalte Roheit gegenüber dem Menschengeschlecht und der allumfassende Hass, der Ausdruck eines unermesslichen Selbsthasses gewesen sein muss, versteckt hinter der Maske des Gegenteils, eines extremen Narzissmus. Man kann darüber nur Vermutungen anstellen. Soweit rekonstruierbar, liefern die äusseren Anzeichen in Adolfs frühen Jahren keinen Hinweis auf die spä-

tere Entwicklung. Versuche, in dem Jungen «die abartige Persönlichkeit im mörderischen Diktator» auszumachen, vermochten nicht zu überzeugen.⁶⁴ Wenn wir das Wissen um Hitlers Zukunft ausser Acht lassen, dann rufen die familiären Gegebenheiten zumeist Mitgefühl für das Kind hervor, das ihnen ausgesetzt war.⁶⁵

II

Auch die vielen Wohnungswechsel kennzeichnen das gestörte Gleichgewicht in Hitlers Kindheit. 1892 war Alois' Beförderung der Anlass zum Umzug nach Passau. Dort blieb Klara mit den Kindern, zu denen nun auch der neugeborene Edmund zählte, wohnen, als ihr Mann im April 1894 nach Linz versetzt wurde. Die nur durch kurze Besuche unterbrochene Trennung von der Familie dauerte ein Jahr. Da die Mutter von dem Säugling in Anspruch genommen wurde und die Stiefgeschwister Angela und Alois junior zur Schule gingen, gab Adolf eine Zeitlang im Haus den Ton an. In diesen Monaten kündigte sich die Neigung zu Wutausbrüchen an, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen konnte.⁶⁶ Viel später bemerkte er, es sei schon als «Knabe seine Angewohnheit gewesen, (...) das letzte Wort zu behalten».⁶⁷ Doch meist stand es ihm frei, sich nach Herzenslust bei Indianer- und Kriegsspielen auszutoben.

Im Februar 1895 hatte Alois Hitler einen kleinen Hof im Weiler Hafeld, einem Ortsteil der Gemeinde Fischlham in der Nähe von Lambach, 48 Kilometer von Linz entfernt, gekauft, und zwei Monate später kam die Familie nach. In der winzigen Volksschule von Fischlham begann Adolf am 1. Mai 1895 seine Schullaufbahn. Während der ersten beiden Jahre kam er gut voran, bekam gute Noten für seine Leistungen und im Betragen.⁶⁸ Ausserhalb der Schule vergnügte er sich weiterhin mit Freunden beim Spielen im Freien. Daheim nahmen die Spannungen zu, als Alois im Juni 1895 nach 40 Jahren im österreichischen Staatsdienst seinen Abschied nahm, um sich ganz der Bienenzucht zu widmen. Alois war nun so oft zu Hause wie nie zuvor, der Hof wurde ihm zuviel und war obendrein eine finanzielle Belastung, die Kinder – zu denen jetzt die neugeborene Paula zählte – zehrten an seinen Nerven. Als Alois junior das Haus verliess, womit er den väterlichen Zorn erregte, war Adolf, abgesehen vom kleinen Edmund, der einzige Junge im Haus und der Reizbarkeit des Vaters noch mehr ausgesetzt.⁶⁹

Im Jahr 1897 verkaufte Hitlers Vater den Besitz in Hafeld, und die

Familie nahm vorübergehend Unterkunft in dem Marktflecken Lambach, wo sie Anfang 1898 noch einmal die Wohnung wechselte. In Lambach bekam Adolf von den Lehrern weiterhin gute Zeugnisse ausgestellt, obwohl er später behauptete, er sei bereits damals «ziemlich schwierig zu behandeln» gewesen.⁷⁰ Zu der Zeit erhielt er auch Gesangsunterricht im nahe gelegenen Kloster Lambach – wahrscheinlich auf Anregung des Vaters, dem der Chorgesang gefiel. Dabei habe ihn, so Hitler, der Glanz der kirchlichen Feste «berauscht», und der Abt sei ihm als höchst erstrebenswertes Ideal vorgekommen.⁷¹

Alois Hitler war ein rastloser Mensch. Während der langen Zeit in Braunau war die Familie mehrfach umgezogen und wurde in der Folgezeit immer wieder aus der vertrauten Umgebung gerissen. Im November 1898 zog er zum letztenmal um, als er in Leonding, einem Dorf am Rande von Linz, ein Haus mit einem kleinen angrenzenden Stück Land erwarb. Seither war die Familie in und um Linz ansässig, und bis zu den Tagen im Bunker im April 1945 sah Adolf Hitler Linz als Heimatstadt an.⁷² Linz erinnerte ihn an die glückliche, sorglose Zeit seiner Jugend.⁷³ Er verband die Stadt mit den Erinnerungen an die Mutter. Schliesslich war Linz die «deutsche» aller Städte der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Für Hitler stellte sie offenbar die germanisch-provinzielle Kleinstadtidylle dar – das Bild, das er sein ganzes Leben lang der Stadt entgegensetzen würde, die er bald kennenlernte und verachtete: Wien. In den vierziger Jahren sprach er wiederholt davon, Linz zum kulturellen Gegengewicht Wiens zu machen und zur schönsten Stadt an der Donau. In den Wiederaufbau der Stadt wollte er ungeheure Summen stecken. Noch als die Rote Armee vor den Toren Berlins stand, war er in das Modell vertieft, das sein Architekt Hermann Giesler von der Stadt seiner Jugend gebaut hatte, wo er sein Leben beschliessen und begraben sein wollte.⁷⁴

Adolf besuchte jetzt die dritte Volksschulklasse. Rasch scheint er sich im Kreis neuer Schulkameraden zurechtgefunden zu haben und wurde «ein kleiner Rädelsführer»⁷⁵, wenn die Dorfjungen in den umliegenden Wäldern und Feldern Räuber und Gendarm spielten.⁷⁶ Kriegsspiele waren besonders beliebt.⁷⁷ Adolf las hingerissen in der zweibändigen, illustrierten *Volksausgabe des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71*, einer Zeitschrift, die er zu Hause entdeckt hatte.⁷⁸ Und als 1899 der Burenkrieg ausbrach, drehten sich die Spiele um die «Heldentaten» der Buren, die in den Dorfjungen leidenschaftliche Unterstützer hatten.⁷⁹ Etwa um die gleiche Zeit fesselten ihn die Abenteuergeschichten Karl

Mays, dessen populäre Erzählungen über den Wilden Westen und die Indianerkriege unzählige Jugendliche begeisterten. Seine Faszination für Karl May nahm nicht ab⁸⁰, noch als Reichskanzler las er dessen Geschichten und empfahl sie seinen Generälen, denen er vorwarf, zu wenig Phantasie zu besitzen.⁸¹

In «Mein Kampf» erwähnte Hitler «die Erinnerungen dieser glückseligen Zeit»: «Das lächerlich leichte Lernen in der Schule gab mir so viel freie Zeit, dass mich mehr die Sonne als das Zimmer sah. (...) Wiese und Wald waren damals der Fechtboden, auf dem die immer vorhandenen «Gegensätze» zur Austragung kamen.»⁸²

Im Jahr 1900 neigten sich die sorglosen Tage dem Ende zu. Genau um die Zeit, als wichtige Entscheidungen über Adolf Hitlers Zukunft und den Zweig der weiterführenden Schule, die er besuchen sollte, bevorstanden, geriet die Familie Hitler einmal mehr aus dem Gleichgewicht. Am 2. Februar war Adolfs kleiner Bruder Edmund an Masern gestorben⁸³; Alois' älterer Sohn, Alois junior, hatte im Groll mit dem Vater das Haus verlassen, und alle Aufstiegshoffnungen für den Nachwuchs lasteten jetzt auf Adolf. In den Jahren bis zu Alois' Tod führte dies zu Spannungen zwischen Vater und Sohn.

Am 17. September 1900 begann für Adolf Hitler das Leben an einer weiterführenden Schule. Der Vater hatte statt des Gymnasiums die Realschule gewählt, eine Schule mit einem Lehrplan, der weniger die traditionelle klassisch-humanistische Bildung betonte, aber immer noch als Vorbereitung auf das Universitätsstudium galt, und das Schwergewicht auf «modernere» Fächer legte, einschliesslich der Naturwissenschaften und technischen Fächer.⁸⁴ Hitler zufolge habe sich der Vater von dem Zeichentalent, das der Sohn bereits unter Beweis gestellt hatte, leiten lassen und von einer Missachtung für die Praxisferne des «humanistischen Studiums», die auf dem eigenen schweren Aufstieg beruhte.⁸⁵ Der von Alois für seinen Sohn vorgesehene berufliche Werdegang entsprach nicht der Laufbahn eines Beamtenanwärters. Dabei hatte er selbst eine erfolgreiche Karriere im Dienste des österreichischen Staates hinter sich, ohne über nennenswerte formale Bildung verfügt zu haben.

Der Wechsel zur Realschule fiel Hitler schwer. Der tägliche Schulweg von Leonding nach Linz und zurück nahm je Strecke zu Fuss mehr als eine Stunde in Anspruch, was ihm kaum Zeit liess, ausserhalb der Schule Freundschaften zu knüpfen. Während er unter den Dorfjungen in Leonding noch «ein grosser Fisch im kleinen Teich» war, nahmen die neuen Schulkameraden nicht sonderlich Notiz von ihm. In der Schule besass er

keine engen Freunde und suchte sie auch nicht. Und an die Stelle der aufmerksamen Unterweisung durch den Dorfschullehrer trat jetzt die unpersönlichere Behandlung durch mehrere Pädagogen, die einzelne Fächer unterrichteten. Der minimale Aufwand, mit dem Adolf Hitler die Anforderungen der Volksschule gemeistert hatte, genügte nicht mehr.⁸⁶ Seine Schulleistungen, die in der Volksschule noch so gut gewesen waren, liessen von Anfang an nach. Und sein Betragen verriet deutliche Anzeichen von Unreife.

Im ersten Jahr auf der Realschule (1900/1901) erhielt Adolf Hitler in Mathematik und Naturgeschichte die Note «Nichtgenügend», worauf er das Jahr wiederholen musste. Sein Fleiss wurde mit «ungleichmässig» bewertet.⁸⁷ Als Wiederholer erzielte er einige Fortschritte, vermutlich dank einer häuslichen Strafpredigt, aber die Besserung hielt nicht an, und Adolfs Schulleistungen schwankten zwischen schlecht und mittelmässig, bis er im Herbst 1905 schliesslich von der Schule abging.

Nach dem fehlgeschlagenen Putschversuch von München beschrieb der einstige Klassenlehrer Dr. Eduard Huemer Hitler in einem Brief vom 12. Dezember 1923 an dessen Anwalt als einen dünnen, bleichen Jugendlichen, der zwischen Linz und Leonding pendelte, seine Begabungen vernachlässigte, nicht sonderlich fleissig und ausserstande war, sich in die Schuldisziplin zu fügen. Er charakterisierte ihn als «widerborstig, eigenmächtig, rechthaberisch und jähzornig». Auf Kritik der Lehrer reagierte er mit kaum verhohlenen Widerwillen. Von den Klassenkameraden habe er «unbedingte Unterordnung» verlangt, eine «Führerrolle» bei den unreifen Streichen gespielt, die Huemer einem übermässigen Genuss der Indianergeschichten Karl Mays und der Neigung, die Zeit zu vertrödeln, zuschrieb, die der tägliche Schulweg von und nach Leonding noch gefördert habe.⁸⁸

Ob Hitler, wie Huemer angedeutet hat, wirklich unter den Schulkameraden die «Nummer eins» war, erscheint zweifelhaft. Andere Lehrer und Mitschüler haben behauptet, Hitler sei in der Schule weder negativ noch positiv besonders aufgefallen.⁸⁹

Hingegen besteht wenig Zweifel, dass Hitler Schule und Lehrern (mit einer Ausnahme) schroff ablehnend gegenüberstand. Er verliess die Schule mit «einem elementaren Hass» und sprach später spöttisch und verächtlich von seiner Schulbildung und den Lehrern.⁹⁰ Nur den Geschichtslehrer, Dr. Leopold Pötsch, nahm er in «Mein Kampf» lobend davon aus, weil er Hitlers Interesse durch lebendiges Erzählen und «Heldengeschichten» aus der deutschen Vergangenheit beflügelte und in

ihm die starken deutschnationalen, gegen Habsburg gerichteten Gefühle angeregt habe, die ohnehin in der Schule wie auch in der Stadt Linz vorherrschend waren.⁹¹

Die Anpassungsprobleme Adolf Hitlers auf der Linzer Realschule wurden verschärft durch die verschlechterten Beziehungen zum Vater und den Riss, der die Familie wegen der dauernden Dispute über die künftige Laufbahn des Jungen durchzog. Hitlers eigener Bericht in «Mein Kampf» heroisiert den Widerstand gegen die Versuche des Vaters, ihn in die Beamtenlaufbahn zu drängen, und macht die Konfrontation mit dem Vater für die schlechten schulischen Leistungen verantwortlich.⁹² Die Darstellung ist eine grobe Vereinfachung. Aber zweifellos wurden die ersten Jahre an der Linzer Realschule von einem häuslichen Konflikt mit dem Vater überschattet. Selbst in den vierziger Jahren erzählte Hitler, als 13jähriger Junge sei er nach Linz ins Zollamt mitgenommen worden, damit sein Interesse an der Beamtenlaufbahn erwecke, und es sei den Eltern nicht klar gewesen, dass der Besuch ihn nur mit Schrecken, Hass und dauerhaftem Abscheu für das Beamten-dasein erfüllen werde.⁹³ Für Alois waren die Vorzüge einer Beamtenlaufbahn unstrittig. Doch alle Versuche, den Sohn zu begeistern, stiessen auf hartnäckige Ablehnung. In «Mein Kampf» schrieb Hitler: «Mir wurde gähnend übel bei dem Gedanken, als unfreier Mann einst in einem Büro sitzen zu dürfen; nicht Herr sein zu können der eigenen Zeit, (...)»⁹⁴

Je mehr Widerstand Adolf Hitler der Idee entgegensetzte, um so autoritärer und beharrlicher reagierte der Vater. Ebenso eigensinnig, behauptete Hitler, habe er selbst auf die Frage nach Zukunftsplänen erwidert, er wolle Künstler werden, eine Aussicht, die für den mürrischen österreichischen Beamten Alois Hitler undenkbar war. «Kunstmaler, nein, solange ich lebe, niemals!» soll er laut Hitler gesagt haben.⁹⁵ Ob Adolf Hitler als Zwölfjähriger verkündet hat, er wolle Künstler werden, mag man bezweifeln. Sicherlich hat es einen Konflikt mit dem Vater gegeben, ausgelöst von dem Widerwillen Hitlers gegen die Beamtenlaufbahn, und sicherlich missbilligte der Vater die träge, ziellose Existenz des Sohnes und dessen Vorliebe für die Zeichenkunst.⁹⁶ Alois verdankte den Aufstieg von bescheidenen Anfängen in eine angesehene Position im Staatsdienst Tugenden wie Fleiss, Sorgfalt und Ausdauer. Der mit einem privilegierteren Hintergrund aufgewachsene Sohn hielt es für richtig, die Zeit mit Zeichnen und Träumen zu vertrödeln, war in der Schule nicht mit Eifer bei der Sache, strebte keine Laufbahn an und

verachtete die Karriere, die dem Vater alles bedeutet hatte. Die Auseinandersetzung lief nicht nur auf die Ablehnung der Beamtenlaufbahn hinaus, sondern Adolfs Verweigerung richtete sich auch auf alles, wofür der Vater gestanden hatte, letztlich auf den Vater selbst.

Der Vater-Sohn-Konflikt fand noch auf einer anderen Ebene statt. Die annähernd geschlossen deutschstämmige Bevölkerung der etwa 60'000 Einwohner zählenden Provinzstadt Linz war überwiegend deutsch national gesinnt, aber im Ausdruck des Nationalgefühls politisch gespalten. Dem Nationalempfinden von Hitlers Vater entsprach die politische Haltung, die dauerhafte Vorherrschaft der deutschen Interessen in der österreichischen Hälfte der Doppelmonarchie vehement zu verteidigen, insbesondere in den späten neunziger Jahren, als sie durch Zugeständnisse an die Tschechen gefährdet schien. Mit dem alldeutschen Nationalismus der Schönerer-Bewegung, die, seit den siebziger Jahren unter der Führung Georg Ritter von Schönerers, den österreichischen Staat ablehnte und die Tugenden des Wilhelminischen Deutschland pries, wollte Alois Hitler nichts zu schaffen haben. In der Linzer Realschule indes, einem Nährboden für deutschen Nationalismus, begegnete Hitler dem Reiz der Symbole und Gesänge von Schönerers schrillum alldeutschen Nationalismus, der, wie begrenzt seine Wirkung sonst auch gewesen sein mag, wegen seiner emotionalen Anziehungskraft unter den Jugendlichen bereitwillige Anhänger fand.⁹⁷ Hitler war kein aktiver Anhänger der Schönerer-Bewegung. Aber der rechthaberische, streitsüchtige Sohn wird den Vater noch mehr gereizt haben, indem er den Staat, dem Alois Hitler sein Leben gewidmet hatte, mit alldeutschen Parolen ins Lächerliche zog und verspottete.⁹⁸

Hitlers Jugendzeit war für ihn «sehr schmerzlich»⁹⁹, wie er in «Mein Kampf» bemerkte. Der Übergang zur Realschule in Linz und der Beginn des tiefgreifenden Konflikts mit dem Vater markiert in der Entwicklung seines Charakters den Auftakt zu einer entscheidenden Lebensphase. Der glückliche, verspielte Volksschüler war zu einem faulen, übellaunigen, rebellischen, missmutigen, störrischen und ziellos dahinlebenden Jugendlichen geworden.

Als der Vater am 3. Januar 1903 über dem morgendlichen Glas Wein im Gasthaus Wiesinger zusammenbrach und starb¹⁰⁰, war auch die Kraftprobe um Adolfs Zukunft beendet. Für das Auskommen der Familie hatte Alois hinreichend vorgesorgt.¹⁰¹ Gleich wie seine Witwe, Klara, den Tod gefühlsmässig verarbeitete, wird Adolf Hitler, jetzt der «einzige Mann im Haus», kaum um seinen Vater getrauert haben.¹⁰²

Mit dem Tod des Vaters war der Druck der Eltern grösstenteils von ihm gewichen. Die Mutter tat ihr Bestes, um ihn zu überreden, die väterlichen Wünsche zu erfüllen. Obwohl sie in grosser Sorge um Adolfs Zukunft war, mied sie die Konfrontation und gab bereitwillig seinen Launen nach.¹⁰³ Auf jeden Fall machten die anhaltend schlechten schulischen Leistungen die Hoffnung zunichte, er könne sich noch für die Beamtenlaufbahn qualifizieren.

Für das Schuljahr 1902/1903, als der Vater starb, verzeichnet Adolfs Zeugnis abermals einen Fehlschlag in Mathematik, und vor der Versetzung in die nächste Klasse musste er eine Nachprüfung bestehen. Erneut war sein Fleiss wie auch im folgenden Schuljahr 1903/1904 «ungleichmässig», in Französisch schloss er mit der Note «nicht genügend» ab. Die Nachprüfung bestand er, doch unter der Bedingung, danach die Realschule in Linz zu verlassen. Nach dem Fehlschlag gab die Mutter Adolf auf die Realschule ins 80 Kilometer entfernte Steyr, wo er bei Kosteltern unterkam.¹⁰⁴ Viel später erinnerte er sich daran, wie es ihn geschmerzt habe, zur Schule fortgeschickt zu werden, und wie sehr er Steyr verabscheue.¹⁰⁵

Auch in Steyr besserten sich seine Schulleistungen anfangs nicht.¹⁰⁶ Im ersten Halbjahreszeugnis für 1904/1905 erzielte er gute Noten in Leibesübungen und Zeichnen. Sein «sittliches Betragen» war «befriedigend», der Fleiss «ungleichmässig», und in Geographie und Geschichte, die er später als die besten Fächer darstellte,¹⁰⁷ in Religion und Chemie lautete die Note «genügend»; ein leicht besseres Resultat sprang in Physik heraus, aber im Wahlfach Stenographie sowie in den Pflichtfächern Deutsch und Mathematik war er durchgefallen.¹⁰⁸ Bei fortgesetztem Misserfolg im zweiten Halbjahr wäre Adolf gezwungen gewesen, ein weiteres Schuljahr zu wiederholen.¹⁰⁹ Im zweiten Halbjahr, folgt man dem Zeugnis vom September 1905, hatte er sich offenbar mehr angestrengt und konnte die Leistungen und Noten in den meisten Fächern verbessern. In Mathematik und Deutsch hatte er bestanden, obwohl er in Geometrie durchgefallen war und nun eine Nachprüfung absolvieren musste, um für die Abschlussprüfung der niederen Realschule zugelassen zu werden. Am 16. September kehrte er nach Steyr zurück und bestand die Nachprüfung in Geometrie. Mit der Qualifikation hatte er die Befähigung erlangt, eine höhere Realschule oder eine technische Schule zu besuchen.¹¹⁰ Ob er mit den mittelmässigen Leistungen der vergangenen fünf Jahre zugelassen worden wäre, ist zu bezweifeln.¹¹¹ Hitler hatte inzwischen jegliche Lust am Unterricht verloren. Es gelang ihm,

mit einer Krankheit, die er vorgetäuscht, zumindest aber dramatisiert hatte¹¹², die Mutter zu überreden, dass er für die Schule nicht gesund genug sei. Im Herbst 1905, im Alter von 16 Jahren, liess er den Schulunterricht glücklich hinter sich, ohne klare Pläne für die berufliche Zukunft.¹¹³

In «Mein Kampf» übergeht Hitler die Zeit zwischen dem Abgang von der Schule im Herbst 1905 und dem Tod der Mutter Ende 1907 fast vollständig. Die Lückenhaftigkeit des Berichts legt die Vermutung nahe, Klara sei zwei und nicht vier Jahre nach ihrem Mann gestorben, und Adolf Hitler habe in der Zeit den Besuch der Wiener Akademie für Bildende Künste sorgfältig vorbereitet, bevor er, verwaist und verarmt, genötigt war, sich selbst durchzubringen.¹¹⁴ Die Realität sah etwas anders aus.

In den beiden Jahren führte Hitler das Leben eines schmarotzenden Faulenzers – finanziell abgesichert, umsorgt, verwöhnt und abgöttisch geliebt von der Mutter – mit einem eigenen Zimmer in der bequemen Wohnung an der Humboldtstrasse in Linz, welche die Familie im Juni 1905 bezogen hatte. Die Mutter, Tante Johanna und die kleine Schwester Paula nahmen sich all seiner Bedürfnisse an, wuschen, putzten und kochten für ihn. Die Mutter kaufte ihm sogar einen Flügel, und zwischen Oktober 1906 und Januar 1907 nahm er vier Monate lang Klavierunterricht.¹¹⁵ Tagsüber verbrachte er die Zeit mit Zeichnen, Malen, Lesen oder «Gedichte» schreiben. Abends ging er in die Oper oder ins Konzert, und die ganze Zeit träumte er in den Tag hinein, phantasierte von seiner Zukunft als grosser Künstler. Abends blieb er bis spät in die Nacht wach und schlief morgens lange aus. Er hatte kein klares Ziel vor Augen.¹¹⁶ Die träge Lebensführung, die grandiosen Phantasien, die mangelhafte Disziplin für regelmässige Arbeit – alles Merkmale des späteren Hitler – in den beiden Jahren in Linz waren sie schon sichtbar. Wen wundert es, wenn Hitler auf diese Zeit als «die glücklichsten Tage, die mir nahezu als ein schöner Traum erschienen», zurückgeschaut hat.¹¹⁷

Eine Beschreibung des sorglosen Lebens, das Adolf Hitler zwischen 1905 und 1907 in Linz führte, bietet August Kubizek, der einzige Freund aus der Zeit, Sohn eines Polsterers in Linz, der selbst von einer grossen Zukunft als Musiker träumte. Kubizeks nach dem Zweiten Weltkrieg verfasste Memoiren sind mit Vorsicht zu geniessen, sowohl im Hinblick auf einzelne Fakten als auch in Bezug auf die Deutung. Es handelt sich dabei um eine erweiterte und ausgeschmückte Version der

«Erinnerungen», die er im Auftrag der NSDAP zusammengestellt hatte.¹¹⁸ Noch im Rückblick färbt die Bewunderung, die Kubizek für den früheren Freund hegte, sein Urteil. Ferner hat Kubizek eindeutig etliches erfunden, manche Passagen, ausgehend von Hitlers Bericht in «Mein Kampf», gestaltet, und hin und wieder geriet er in die Nähe des Plagiats, wenn ihn sein Gedächtnis verließ.¹¹⁹ Ungeachtet aller Schwächen sind die Erinnerungen eine glaubwürdigere Quelle für Hitlers Jugend, als früher angenommen wurde, insbesondere wo sie gemeinsame Erfahrungen berühren, die Kubizeks eigene Interessen an der Musik und am Theater betreffen.¹²⁰ Zweifellos enthalten sie wichtige Gedanken zur Persönlichkeit des jungen Hitler und beleuchten Charakterzüge in einem frühen Stadium, die in späteren Jahren zu den hervorstechendsten Eigenschaften des Parteiführers und Diktators zählten.

August Kubizek, genannt «Gustl», war ungefähr neun Monate älter als Adolf Hitler. Sie trafen einander per Zufall im Herbst 1905 in der Linzer Oper, nicht 1904, wie Kubizek behauptet.¹²¹ Seit einigen Jahren war Adolf Hitler ein fanatischer Bewunderer Richard Wagners¹²², und Kubizek teilte die Liebe zur Oper, insbesondere für die Werke des Bayreuther «Meisters». Kubizek war leicht zu beeindrucken – Hitler war auf der Suche nach einer Person, die er beeindrucken konnte. Kubizek – nachgiebig, willensschwach, ergeben; Hitler – überlegen, bestimmend, beherrschend. Kubizek äusserte kaum je starke Gefühle. Hitler kannte ausschliesslich starke Gefühle. «Er musste eben sprechen», erinnerte sich Kubizek, «und brauchte jemand, der ihm zuhörte.»¹²³ August Kubizek, der Sohn eines Handwerkers war, nicht die gleiche Schulbildung wie Hitler genossen hatte und sich ihm in Bezug auf die soziale Herkunft und den Bildungsgrad unterlegen fühlte, war von Bewunderung für seine Redegabe erfüllt. Ob Hitler über die Unzulänglichkeiten der Beamten, Lehrer, des kommunalen Steuersystems, der Lotterien der öffentlichen Wohlfahrt, der Operaufführungen oder der öffentlichen Bauten in Linz einen Vortrag hielt, Kubizek war gefesselt wie nie zuvor.¹²⁴ Nicht nur was der Freund sagte, sondern wie er es sagte, übte eine grosse Anziehungskraft auf ihn aus.¹²⁵ Kubizek, der seine Jugend als ruhig und verträumt beschreibt, hatte in dem rechthaberischen, von sich überzeugten, «allwissenden» Hitler ein ideales Gegenüber gefunden. Es war eine perfekte Partnerschaft.

Wenn sie abends ins Theater oder in die Oper gingen, trugen sie ihren Sonntagsstaat: der bleiche, schwächliche junge Hitler, an der Oberlippe die Anfänge eines dünnen Schnurrbarts, mit schwarzem Mantel und

dunklem Hut mit der Attitüde eines Dandys. Zur Vervollständigung des Bildes trug er einen schwarzen Stock mit einem Knauf aus Elfenbein.¹²⁶ Nach der Vorstellung erging sich Hitler stets in hitzig-kritischen oder ausschweifend-begeisterten Tönen über die Inszenierung. Obwohl Kubizek musikalischer war und mehr über Musik wusste als Hitler, blieb er bei den «Gesprächen» der passive und fügsame Partner.

Hitlers Leidenschaft für Wagner kannte keine Grenzen.¹²⁷ Eine Vorstellung konnte ihn fast wie eine religiöse Erfahrung berühren und stürzte ihn in tiefempfundene, mystische Phantasien.¹²⁸ Wagner war für ihn das höchste künstlerische Genie, das Vorbild, dem es nachzueifern galt.¹²⁹ Er war hingerissen von Wagners kraftvollen Musikdramen, die eine «heroische», entfernte, erhabene mystische germanische Vergangenheit wiedererweckten. «Lohengrin», die Sage vom geheimnisumwitterten Gralssritter, Sinnbild des teutonischen Helden, den der Vater Parsifal von der Burg Montsalvat ausschickt, um die zu Unrecht verurteilte Elsa zu retten, die ihn aber schliesslich verrät, war Hitlers erste Wagner-Oper und blieb ihm die liebste.¹³⁰

Wenn Hitler und Kubizek zusammenkamen, hatten sie noch wichtigere Themen als die Musik: die grosse Kunst und Architektur. Genauer gesagt, es war die Rede von Hitler als dem grossen künstlerischen Genie. Der junge, dandyhafte Hitler verachtete die Vorstellung, für das tägliche Brot zu arbeiten.¹³¹ Er entzückte Kubizek mit Visionen von sich als einem grossen Künstler und von Kubizek als einem führenden Musiker. Während Kubizek in der väterlichen Werkstatt schuftete, verbrachte Hitler seine Zeit mit Zeichnen und Träumen. Nach der Arbeit traf er mit Kubizek zusammen, und während die Freunde abends durch Linz wanderten, hielt er Kubizek Vorträge über die Notwendigkeit, die zentralen öffentlichen Bauten abzureissen, neuzugestalten und zu ersetzen, und zeigte ihm zahllose Skizzen seiner Wiederaufbaupläne.¹³²

Die Scheinwelt schloss auch Hitlers Schwärmerei für ein Mädchen ein, das nicht einmal von seiner Existenz wusste. Stefanie, eine elegante junge Dame aus Linz, die am Arm der Mutter durch die Stadt promenierte und gelegentlich von einem Bewunderer unter den jungen Offizieren begrüsst wurde, war für Hitler ein Ideal, das er aus der Distanz verehrte, aber nie persönlich ansprach, eine Phantasiegestalt, die auf den grossen Künstler warten würde, sobald der richtige Moment für die Eheschliessung gekommen sei, nach der sie in der grossartigen Villa leben würden, die er für sie entworfen hatte.¹³³

Einen weiteren Blick in die Phantasiewelt bieten Hitlers Zukunfts-

pläne, als die Freunde um 1906 gemeinsam ein Los der staatlichen Lotterie erwerben. Hitler war vom Gewinn des ersten Preises so überzeugt, dass er eine ausgeklügelte Vorstellung von ihrem künftigen Palast entwarf. Die beiden jungen Männer würden als Künstler leben, versorgt von einer Dame mittleren Alters, die ihren künstlerischen Anforderungen entspreche, und würden nach Bayreuth und Wien reisen und weitere künstlerisch inspirierte Ausflüge unternehmen. Adolf war von dem Gewinn so überzeugt, dass ihn masslose Wut überkam, als der Traum zerplatzte.¹³⁴

Im Frühjahr 1906 überredete Hitler die Mutter, ihn bei einer ersten Reise nach Wien finanziell zu unterstützen, angeblich um die Gemäldegalerie im Hofmuseum zu studieren, wahrscheinlich wollte er sich den sehnlichen Wunsch erfüllen, die kulturellen Stätten der kaiserlichen Hauptstadt zu besichtigen. Zwei Wochen lang, vielleicht auch länger, spazierte er als Tourist durch Wien und nahm die vielen Attraktionen der Stadt in sich auf. Wo er übernachtete, ist unbekannt.¹³⁵ Die vier Postkarten an Kubizek und die Kommentare in «Mein Kampf» bezeugen die Faszination, die die Bauten und die Ringstrassenarchitektur auf ihn ausgeübt haben. Ansonsten verbrachte er die Zeit offenbar im Theater und in der Oper, wo Gustav Mahlers Inszenierungen von Wagners «Tristan» und «Der fliegende Holländer» die Vorstellungen auf der Linzer Provinzbühne in den Schatten stellten.¹³⁶ Nach seiner Rückkehr änderte sich zunächst nichts. Aber der Wien-Aufenthalt bestärkte ihn in seinem Vorhaben, an der Wiener Akademie für Bildende Künste Karriere zu machen.¹³⁷

Im Sommer 1907 nahm die Idee konkretere Formen an. Mit 18 Jahren hatte Adolf Hitler noch an keinem einzigen Tag seinen Lebensunterhalt verdient und setzte seine Existenz als «Drohne» ohne berufliche Perspektive fort. Trotz der Ratschläge der Verwandten, es sei an der Zeit, dass er Arbeit finde, überredete er die Mutter, ihn nach Wien zurückkehren zu lassen, dieses Mal mit der Absicht, in die Akademie einzutreten.¹³⁸ Welche Vorbehalte die Mutter auch geäußert hat, sicherlich hat sie die Aussicht auf systematische Studien an der Akademie in Wien, gemessen an der ziellosen Existenz des Sohnes in Linz, als eine positive Veränderung empfunden. Und um sein Auskommen brauchte sie sich nicht zu sorgen. Schliesslich hatte Hitlers «Hanitante» – Tante Johanna – ihrem Neffen zur finanziellen Unterstützung des Kunststudiums 924 Kronen als Darlehen gegeben. Die Summe entsprach etwa dem Jahresgehalt eines jungen Rechtsanwalts oder Lehrers.¹³⁹

Zu diesem Zeitpunkt war die Mutter an Brustkrebs erkrankt. Bereits im Januar 1907 hatte sie sich operieren lassen, und im Frühjahr sowie im Frühsommer wurde sie häufig von dem jüdischen Hausarzt, Dr. Bloch, behandelt.¹⁴⁰ Klara Hitler – sie wohnte jetzt in Urfahr, einem Linzer Vorort – muss ernste Sorgen gehabt haben, nicht nur angesichts steigender Arztkosten, sondern auch um die elfjährige Tochter Paula, die noch daheim lebte und in der Obhut von Tante Johanna war, und um den geliebten Jungen Adolf, dessen Zukunft weiterhin ungewiss war. Adolf Hitler, von Dr. Bloch als grosser, blasser und schwächerer Junge beschrieben, der «nach innen» lebte, war gewiss um die Mutter besorgt. Zu Jahresanfang bezahlte er die Rechnung von 100 Kronen für den zwanzigtägigen Krankenhausaufenthalt.¹⁴¹ Er weinte, als Dr. Bloch ihm und der Schwester die schlechte Nachricht mitteilte, die Mutter habe nur geringe Chancen, die Krebserkrankung zu überleben.¹⁴² Hitler pflegte sie während ihrer Krankheit und litt selbst angesichts der starken Schmerzen, die sie aushalten musste.¹⁴³ Als Sohn trug er offensichtlich die Verantwortung für jede Entscheidung, die bei ihrer Pflege zu treffen war.¹⁴⁴ Trotz der zunehmend schlechteren Verfassung der Mutter setzte Hitler die Pläne, nach Wien zu ziehen, in die Tat um. Anfang September 1907 verliess er Linz Richtung Hauptstadt, rechtzeitig genug, um an der Aufnahmeprüfung der Akademie für Bildende Künste teilzunehmen.

Die Zulassung zur Prüfung selbst hing von einem Eingangstest ab, dem die Einschätzung der von den Kandidaten eingereichten Arbeitsproben zugrunde lag. «Ausgerüstet mit einem dicken Pack von Zeichnungen», sei Hitler, wie er später schrieb, zu Hause abgefahren.¹⁴⁵ Er war einer von 113 Kandidaten und bekam die Zulassung zur eigentlichen Prüfung. Nach dem ersten Test mussten 33 Kandidaten ausscheiden.¹⁴⁶ Anfang Oktober absolvierte er zwei schwierige dreistündige Prüfungen, wobei die Kandidaten Zeichnungen nach festgelegten Themen anfertigen mussten. Nur 28 Kandidaten bestanden. Hitler war nicht dabei. Das Urteil lautete: «Probez.(eichnung) ungenügend, wenig Köpfe.»¹⁴⁷

Dem äusserst selbstbewussten Adolf Hitler war es offensichtlich nie eingefallen, er könne bei der Aufnahmeprüfung an der Akademie durchfallen. Er war, wie er in «Mein Kampf» schrieb, «überzeugt, die Prüfung spielend bestehen zu können. (...) Ich war vom Erfolg so überzeugt, dass die mir verkündete Ablehnung mich wie ein jäher Schlag aus heiterem Himmel traf.»¹⁴⁸

Auf der Suche nach einer Erklärung erfuhr er vom Rektor der Akademie, er sei zweifellos ungeeignet für die Malerschule, aber er besitze unzweideutig ein Talent für die Architektur. Hitler verliess die Unterredung, «zum ersten Male in meinem jungen Leben uneins mit mir selber». Nachdem er ein paar Tage über sein Schicksal nachgedacht habe, sei er zu dem Schluss gelangt, das Urteil des Rektors treffe zu, und «dass ich einst Baumeister werden würde», doch er unternahm darauf und auch später nichts, das grosse Hindernis für die Aufnahme eines Architekturstudiums, etwa durch den Erwerb des Abiturs, aus dem Weg zu räumen.¹⁴⁹ In Wirklichkeit ist Adolf Hitler wahrscheinlich nicht so rasch auf die Füsse gefallen, wie er selbst es glauben wollte, und die zweite Bewerbung um die Zulassung zur Malerschule im folgenden Jahr weckt einigen Zweifel an der Version, er habe wie vom Blitz getroffen erkannt, seine Zukunft liege im Beruf des Architekten. Auf jeden Fall war die Ablehnung durch die Akademie ein so harter Schlag für seinen Stolz, dass er sie geheimhielt. Er vermied es, Kubizek oder der Mutter von dem Misserfolg zu erzählen.¹⁵⁰

Inzwischen lag Klara Hitler im Sterben. Auf die starke Verschlechterung ihres Zustandes hin kehrte Hitler aus Wien zurück, um Ende Oktober von Dr. Bloch zu erfahren, dass der Zustand der Mutter hoffnungslos sei.¹⁵¹ Die Nachricht hatte ihn zutiefst getroffen, und er bewies grosses Pflichtbewusstsein. Sowohl die Schwester Paula als auch Dr. Bloch bezeugten später die ergebene und «unermüdliche» Sorge um die sterbende Mutter.¹⁵² Trotz Dr. Blochs unentwegter medizinischer Betreuung verschlechterte sich Klaras Zustand im Laufe des Herbstes zusehends. Am 21. Dezember 1907 schief die 47jährige in Frieden ein.¹⁵³ Obwohl er viele Szenen am Totenbett gesehen hatte, erinnerte sich Dr. Bloch: «Ich habe noch nie einen vom Schmerz so gebrochenen Menschen gesehen wie Adolf Hitler.»¹⁵⁴ In «Mein Kampf» schreibt Hitler: «Es war der Abschluss einer langen, schmerzhaften Krankheit, die von Anfang an wenig Aussicht auf Genesung liess. Dennoch traf besonders mich der Schlag entsetzlich.»¹⁵⁵

Nach dem Tod der Mutter fühlte er sich allein und vereinsamt.¹⁵⁶ Er hatte die einzige Person verloren, für die er je Zuneigung und Wärme empfunden hatte.

«Not und harte Wirklichkeit zwangen mich nun», behauptete Hitler später, «einen schnellen Entschluss zu fassen. Die geringen väterlichen Mittel waren durch die schwere Krankheit der Mutter zum grossen Teile verbraucht worden; die mir zukommende Waisenpension genügte

nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.»¹⁵⁷

Als er nach dem Tod der Mutter zum drittenmal nach Wien zurückgekehrt sei, um jetzt einige Jahre dort zu bleiben, habe er den alten Trotz und die Entschlossenheit wiedergefunden: «Ich wollte Baumeister werden, und Widerstände sind nicht da, dass man vor ihnen kapituliert, sondern dass man sie bricht.» Er behauptete, er sei aufgebrochen, die Hindernisse zu überwinden, angeregt vom Beispiel des Vaters, der kraft eigener Anstrengung aus armen Verhältnissen bis zum Regierungsbeamten aufgestiegen sei.¹⁵⁸

In Wirklichkeit war dank der sparsamen Haushaltsführung der Mutter – unterstützt durch nicht unbeträchtliche Beträge ihrer Schwester Johanna – mehr als genug Geld übrig, um die hohen Arztkosten sowie das relativ teure Begräbnis zu bestreiten.¹⁵⁹ Schliesslich war Hitler keineswegs mittellos. Es bestand keine Notwendigkeit für ihn, seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Gewiss reichte die monatliche Waisenrente von 25 Kronen, die er und seine jüngere Schwester Paula, die jetzt bei der Halbschwester Angela und deren Mann Leo Raubal aufwuchs, bezogen, kaum aus, um Hitlers Unterhalt im inflationsgeschüttelten Österreich zu sichern. Und abgesehen vom Zinsertrag kamen Adolf und Paula an das väterliche Erbe nicht vor der Vollendung des 24. Lebensjahres heran. Aber die Hinterlassenschaft der Mutter – nach Abzug der Bestattungskosten eine Summe von rund 2'000 Kronen – wurde zwischen den beiden Minderjährigen aufgeteilt. Zusammen mit der Waisenrente genügte Adolfs Anteil, um ihn in Wien ein Jahr ohne Arbeit über Wasser zu halten.¹⁶⁰ Darüber hinaus verfügte er über den Rest des grosszügigen Darlehens der Tante. Zwar genoss er kaum die finanzielle Sicherheit, die ihm manch einer zugesprochen hat.¹⁶¹ Aber alles in allem war seine finanzielle Position während der Zeit in Wien um einiges besser als die der meisten richtigen Studenten.¹⁶²

Überdies hatte Hitler es weniger eilig, Linz zu verlassen, als er in «Mein Kampf» andeutet. Obwohl seine Schwester mehr als 40 Jahre später behauptete, er sei binnen weniger Tage nach dem Tod der Mutter nach Wien gezogen, ist seine Anwesenheit in Urfahr noch Mitte Januar und Mitte Februar 1908 verbürgt.¹⁶³ Wenn er nicht, was unwahrscheinlich ist, in der Zwischenzeit kurz nach Wien reiste, ist er offenbar nach dem Tod der Mutter noch mindestens sieben Wochen in Urfahr geblieben.¹⁶⁴ Das Haushaltsbuch der Familie deutet darauf hin, dass er den endgültigen Absprung von Linz nicht vor Mai geschafft hat.¹⁶⁵

Im Februar 1908 kehrte er wirklich nach Wien zurück, jedoch nicht, um mit aller Kraft die Weichen für den Architektenberuf zu stellen, sondern um ins träge, faule und bequeme Leben zurückzugleiten, das er vor dem Tod der Mutter geführt hatte. Die Eltern Kubizeks bedrängte er so lange, bis sie schliesslich ihrem Sohn widerwillig erlaubten, die Arbeit in der familieneigenen Polsterei aufzugeben, damit er zusammen mit Hitler in Wien leben und Musik studieren könne.¹⁶⁶

Der Fehlschlag bei der Bewerbung um einen Platz an der Akademie und der Tod der Mutter innerhalb von weniger als vier Monaten am Ende des Jahres 1907 waren für den jungen Hitler eine niederschmetternde Erfahrung. Unvermittelt war er aus dem Traum vom mühelosen Weg zum Ruhm eines grossen Künstlers gerissen worden. Und fast zur gleichen Zeit hatte er die einzige Person verloren, auf deren Zuneigung er angewiesen war. Die künstlerischen Phantasien wirkten fort. Allein der Gedanke an eine Alternative – etwa in Linz eine geregelte Arbeit anzunehmen – schreckte ihn. Eine Nachbarin in Urfahr, die Witwe des dortigen Posthalters, erinnerte sich später: «Als ihn der Herr Postmeister eines Tages frug was er eigentlich einmal werden wolle und ob er nicht zur Post kommen möchte, erwiderte er, dass es seine Absicht sei einmal ein grosser Künstler zu werden. Und als man ihm hierauf zu bedenken gab, dass hiezu die nötigen geldlichen Mittel und persönlichen Beziehungen fehlten, da gab er kurz zur Antwort: «Makart und Rubens haben sich aus ärmlichen Verhältnissen emporgearbeitet.»¹⁶⁷

Wie er den Künstlern nacheifern könnte, war völlig ungewiss. Seine einzige Hoffnung war die Wiederholung der Aufnahmeprüfung an der Akademie im folgenden Jahr. Er muss gewusst haben, dass er keine allzu guten Chancen hatte. Aber er unternahm nichts, um sie zu verbessern. Inzwischen musste er in Wien durchkommen.

Trotz der drastischen Veränderung seiner Aussichten und Umstände änderte Hitler sein Leben – die unsichere Existenz einer egoistischen Phantasiewelt – keineswegs. Der Wegzug aus der behaglichen Linzer Provinzialität in den politischen und kulturellen Schmelztiegel Wiens kennzeichnete dennoch einen wichtigen Übergang. Die Erfahrungen, denen der junge Hitler in der österreichischen Hauptstadt ausgesetzt war, prägten sich ihm unauslöschlich ein und bestimmten entscheidend die Ausbildung seiner Vorurteile und Phobien.

ZWEITES KAPITEL

Der Aussteiger

«Wo immer ich ging, sah ich nun Juden,
und je mehr ich sah, um so schärfer sonder-
ten sie sich für das Auge von den anderen
Menschen ab.»

Hitler in «Mein Kampf»

«Hitler war in jenen Tagen keineswegs ein
Judenhasser. Das wurde er erst später.»

Reinhold Hanisch, 1909/1910 ein Freund Hitlers

«Das danke ich der damaligen Zeit, dass ich hart geworden bin und hart sein kann.» Damit meinte Hitler die seit Februar 1908 in Wien zugebrachten Jahre, bevor er im Mai 1913 die österreichische Hauptstadt Richtung München verließ, um in Deutschland ein neues Leben zu beginnen. Das «Muttersöhnchen» hatte die «weichen Daunen» und den Genuss des sorglosen Lebens in Linz verloren. Statt sich an «der Hohlheit des gemächlichen Lebens» zu freuen, war Adolf Hitler jetzt «in die Welt des Elends und der Armut» geworfen, und zwar mit «Frau Sorge» als neuer Mutter. Während er als Häftling in der Festung Landsberg 1924 «Mein Kampf» diktierte, rief Wien in ihm nur «trübe Gedanken» an die «traurigste Zeit» seines Lebens wach.

Für die Herausbildung des Charakters und der politischen Philosophie seien die Jahre in Wien entscheidend gewesen, betonte Hitler.

«In dieser Zeit sollte mir auch das Auge geöffnet werden für zwei Gefahren, die ich beide vordem kaum dem Namen nach kannte (...): Marxismus und Judentum.»

Weiter behauptete er, bei der Ankunft in der Stadt von sozialer wie politischer Naivität gewesen zu sein, aber an deren Stelle sei «eine Weltanschauung» getreten, die «zum granitenen Fundament» seines politischen Kampfes geworden sei.¹ Der eigene Bericht über die Jahre, der in «Mein Kampf» über zwei Kapitel verteilt ist², beschreibt anschaulich, wie Entbehrung, bittere Armut, Leben am sozialen Abgrund der Gesellschaft und eifriges Studium ihm zu politischem Verständnis verhalfen und seine «Weltanschauung» entscheidend formten. «Wien aber war und blieb für mich die schwerste, wenn auch gründlichste Schule meines Lebens», schrieb Hitler mehr als ein Jahrzehnt, nachdem er die Stadt verlassen hatte.³

Wie immer bei öffentlichen Aussagen schrieb er um der Wirkung willen. Der fehlgeschlagene Putsch und der nachfolgende Prozess, den Hit-

ler in einen Propaganda-Triumph umgemünzt hatte, hatten ihn 1924 bei der nationalistischen Rechten mittlerweile berühmt gemacht. Zugleich war die NS-Partei verboten und die «völkische» Bewegung hoffnungslos gespalten. In «Mein Kampf» suchte Hitler den alleinigen und unumstrittenen Anspruch auf die Fühlung der «völkischen» Rechten zu etablieren. Als dessen Grundlage diente ihm das «heroische» Bild eines Genies, dessen einzigartige Persönlichkeit und «Weltanschauung» aus dem «Triumph der Willenskraft» über widrige Umstände hervorgegangen seien. Das war überwiegend Legende. Nationale Führer, die wie Bismarck oder Churchill aus den traditionell herrschenden Schichten stammten und entsprechend geprägt waren, werfen im Hinblick auf ihre frühen Jahre nur wenig Rätsel auf. Der krasse Gegensatz zwischen Hitlers anfänglicher Anonymität, verschärft durch sein Verschwinden im Dunkel der Wiener Obdachlosenheime, und der späteren Erhebung zum Halbgott lud sowohl zu Mythenbildung als auch zum Gegenteil ein.

Die autobiographischen Partien von «Mein Kampf» hat Hitler folglich nicht mit Blick auf faktische Korrektheit verfasst, sondern nur hinsichtlich ihrer politischen Zweckmässigkeit. Eine genaue Rekonstruktion von Hitlers Zeit in Wien ist nicht leicht.⁴ Abgesehen von den Belegen in «Mein Kampf», beruht sie auf den unterschiedlich fragwürdigen Aussagen von vier Männern: August Kubizek, Reinhold Hanisch, Karl Hönlisch (den man trotz des ähnlichen Namens nicht mit Hanisch verwechseln darf) und eines weiteren flüchtigen Bekannten, der anonym geblieben ist. Jeder kannte Hitler, als dieser in Wien lebte, nur für kurze Zeit.⁵ Die meisten Historiker, die über diesen Abschnitt von Hitlers Leben schreiben, haben einen fünften, vermeintlichen Augenzeugenbericht benutzt, verfasst von Josef Greiner. Wie die anderen Texte viele Jahre nach den Ereignissen zusammengestellt, ist der Text tatsächlich zum grössten Teil, wenn nicht zur Gänze erfunden, zudem voller Fehler und so unglaubwürdig, dass er ausscheidet.⁶ Viele, darunter zum Teil wichtige Einzelheiten aus Hitlers Wiener Jahren sind nicht zu klären. Nicht zuletzt Umstand und Entstehung von Hitlers «Weltanschauung» sind nicht so gesichert, wie es sein Bericht nahelegt. Ungeachtet der offenen Fragen, ist unstrittig, dass die Wiener «Schule» Hitlers Entwicklung entscheidend beeinflusst hat.

I

Die Stadt, in der Hitler die nächsten fünf Jahre verbrachte, war eine aussergewöhnliche Hauptstadt. Weit mehr als in jeder anderen europäischen Metropole konzentrierten sich in Wien wie unter einem Brennglas die sozialen, kulturellen und politischen Spannungen, die den Wendepunkt einer Ära, den Untergang der Welt des 19. Jahrhunderts, signalisierten⁷ Sie haben den Charakter des jungen Hitler geformt.⁸

Das Wien in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts war eine Stadt der Widersprüche. Die Hauptstadt erstrahlte in kaiserlicher Grösse, blendete mit Prunk und Pracht, von ihr gingen kulturelles Flair und intellektuelle Leidenschaft aus. Hinter den glanzvollen fürstlichen Schlössern, imposanten Stadtpalästen, eleganten Cafés, weitläufigen Parks und grossartigen Boulevards, hinter dem ganzen Gepränge und Geglitzter lagen einige der ärmsten und menschlich elendsten Viertel Europas.

Wien war durchtränkt von bürgerlicher Solidität und Respektabilität, Selbstgerechtigkeit, moralischer Rechtschaffenheit, verfeinerten Manieren und korrekter Etikette. Unter der Oberfläche wucherten Laster, Prostitution und Kriminalität. Die Stadt nannte die Vorreiter der Avantgarde ihr eigen, die Vorreiter der Innovation und der Moderne, und übertraf in der Brillanz des kulturellen und intellektuellen Lebens sogar Paris und Berlin. Traditionalismus und populäres Philistertum waren heftige Widersacher der modernen Kunst, deren Vertreter wie Gustav Klimt und die Sezessionskünstler, wie Arthur Schnitzler, Hugo von Hofmannsthal, Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Otto Wagner und Sigmund Freud durch ihre künstlerischen und intellektuellen Leistungen unauslöschlich mit der Stadt verbunden sind. Die lange Regierungszeit Franz Josephs auf dem Thron der Habsburger sprach für die Stabilität eines alten Reiches. In Wirklichkeit war es von modernen nationalistischen und ethnischen Konflikten zerrissen, mit sich selber uneins, im steten Kampf mit den neuen sozialen und politischen Kräften, dem Verfall anheimgegeben. Angst und Sorge lagen in der Luft. Die deutschsprachigen Wiener sahen ihre Errungenschaften und Kultur, ihren Lebensstandard und Status bedroht. Die liberalen Bürger blickten pessimistisch in die Zukunft, bedroht von den neuen Kräften der politischen Massenbewegungen und der Demokratie. Einzelhändler und Handwerker waren verärgert über die Kaufhäuser, die grossen Geschäfte und die moderne Massenproduktion. Auch der Aufstieg der organisierten Arbeiterschaft erinnerte sie an Marx' Prophezeiung, wonach sie zum

Abrutschen ins Proletariat verdammt seien. Die Stimmung von Auflösung und Verfall, Sorge und Ohnmacht, das Gefühl, die alte Ordnung würde verschwinden, war greifbar.⁹

Es war ein leichtes, die ohnmächtige Angst und Wut in Rassenhass, vor allem in Hass auf Juden, das «übernationale Volk des Vielvölkerstaates» zu verwandeln.¹⁰ Der von Hitler bewunderte, ungekrönte «König von Wien», Oberbürgermeister Karl Lueger, und die lokale Boulevardpresse, die Hitler mit Vorliebe las, waren darin wahre Meister.¹¹ Keine Grossstadt ausser Berlin war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts so rasch gewachsen wie Wien. Zwischen 1860 und 1900 war die Bevölkerung auf das Zweieinhalbfache angestiegen – viermal so viel wie Paris oder London.¹² Weniger als 50 Prozent der 1'674'957 Einwohner, die Wien im Jahre 1900 zählte, stammten aus der Stadt selbst.¹³ Viele waren Zuwanderer aus den östlichen Teilen des grossen Reiches mit seinen mehr als 50 Millionen Einwohnern und der ethnischen Mischung aus Deutschen, Tschechen, Slowaken, Polen, Ruthenen, Slowenen, Serben, Kroaten, Italienern, Rumänen und Ungarn. Darunter war die starke Minderheit der Juden. Die jüdische Bevölkerung Wiens übertraf zu der Zeit zahlenmässig die aller anderen deutschen Städte. In der Mitte des 19. Jahrhunderts hatten in Wien nur wenig mehr als sechstausend Juden gelebt, was etwa zwei Prozent der Bevölkerung entsprach. Bis 1910 war ihre Anzahl auf 175'318, das heisst auf 8,6 Prozent der Bevölkerung gestiegen.¹⁴ Wie in Deutschland waren Juden im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung unter Freiberuflern, Universitätsangehörigen, Journalisten, Künstlern, im Handel und im Bankwesen stärker vertreten.¹⁵ Und wie in Deutschland hatten sie ihre Assimilation an die bürgerlich-liberale Gesellschaft und deutsche Kultur vorangetrieben.¹⁶ Wie in anderen osteuropäischen Städten gab es eine Schicht armer Juden. Viele stammten aus Galizien oder waren vor den Pogromen in Russland geflohen. Die Lehren des Marxismus und des Zionismus, dessen Gründer, Theodor Herzl, in Wien aufgewachsen war, fanden hier einigen Widerhall.¹⁷ Die ärmeren Juden lebten in der Altstadt, und insbesondere in den heruntergekommenen Bezirken im Norden Wiens. In der Leopoldstadt, am Platz des alten Ghettos, war ein Drittel der verarmten Bevölkerung jüdischer Herkunft, die meisten arbeiteten als kleine Händler und Hausierer und waren meist mit dem traditionellen Kaftan und schwarzem Hut gekleidet. In der benachbarten Brigittenau, dem entmutigenden Bezirk, in dem Hitler die letzten drei Wiener Jahre verbrachte, waren 17 Prozent der Bevölkerung

Juden.¹⁸ Abgestossen vom «Rassenkonglomerat» in Wien, schrieb er später: «Mir erschien die Riesenstadt als die Verkörperung der Blutschande.»¹⁹

Auf dem Thron der Habsburger demonstrierte Kaiser Franz Joseph Unveränderlichkeit in einer sich verändernden Welt. Das Leben in der Hofburg oder auf dem Sommersitz Schloss Schönbrunn hielt an der Pracht vergangener Jahrhunderte fest. Die Macht in dem ausgedehnten, multi-ethnischen Reich zwischen Karpaten und Adria übten noch immer Minister aus, die Abkömmlinge traditionsreicher adliger Familien waren und vom Kaiser persönlich ernannt wurden. Hinter der Fassade bröckelte das Gebäude. Neue soziale und politische Druckwellen untergruben die Fundamente.

Die an Schärfe zunehmenden inneren Widersprüche setzten dem Reich zu. Nach der Niederlage im «deutschen Bruderkrieg» von 1866 hatte die komplexe Verfassungsreform den Führern der Magyaren ein Jahr später nahezu die Autonomie in der ungarischen Hälfte der Doppelmonarchie gewährt und zu einem Aufwallen nationalistischer Gefühle geführt. Die Slawen äusserten zunehmend ihr Missfallen über die fortgesetzte Dominanz der Magyaren und über die deutschsprachige Minderheit in der österreichischen «Reichshälfte», die hier auch nur etwa ein Drittel der Bevölkerung umfasste.²⁰ Die deutschen Österreicher, im Verhältnis viel wohlhabender, im Besitz von Positionen und Macht, verteidigten ihre Vorteile mit wachsender Aggressivität. Allein der Versuch eines Zugeständnisses an nationale Forderungen verschärfte die Spannungen wie zum Beispiel der Vorschlag anlässlich der Badeni-Reformen von 1897, die tschechische Sprache in Böhmen und Mähren der deutschen Sprache gleichzustellen.²¹ Zu Beginn des neuen Jahrhunderts schlugen sich die Gegensätze in scharfen Auseinandersetzungen politischer Massenbewegungen nieder, die an die Stelle der liberalen Klientelpolitik der bürgerlichen Notabein getreten waren. Sie drohten, das labile Gleichgewicht im Reich und den Schein imperialer Einheit zu zerstören, die der König-Kaiser in Personalunion repräsentierte.

Die Würde des Parlaments, des Reichsrats, in dem die Deutschen nach der Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts im Jahr 1907 nicht mehr die stärkste nationale Gruppe stellten²², war von den Schmäherden und der bedrohlichen Rhetorik nationalistischer Fanatiker unterhöhlt.²³ In den Sitzungen herrschte zuweilen das Chaos – eine explosive Mischung aus nationalistischer und klassenkämpferischer Politik, welche die Aussprache häufig zu einer wirren Farce werden liess. Im

Februar 1909 bei der Vorlage eines Gesetzes, das erneut in Böhmen die Gleichstellung des Tschechischen mit dem Deutschen vorsah, musste die Regierung die Vorlage zurückziehen und die Sitzungsperiode des Parlaments für beendet erklären. Denn angesichts einer Kakophonie von Rasseln, Glocken, Spielzeugtrompeten und schlagenden Pultdeckeln war an die Fortführung der Debatte nicht zu denken. Es kam zu Prügeleien und chaotischen Szenen, während die zerstrittenen Abgeordnetengruppen inmitten des Tumults parallel ihre Nationalhymnen anstimmten.²⁴ Die einzige Möglichkeit zur Verabschiedung von Gesetzen war der Kuhhandel zwischen den zahlreichen im Reichsrat vertretenen Interessen und Fraktionen. Das ungebührliche Spektakel zankender Deputierter, die vielsprachig Verwünschungen ausstießen und Schläge austauschten, war für den Beobachter ein befremdliches Schauspiel.²⁵ Ganz sicher hat es Adolf Hitler, den jungen Anhänger eines alldeutschen Nationalismus, mit dauerhafter Verachtung, ja Abscheu gegenüber dem Parlamentarismus erfüllt, die sich entluden, als er mehr als anderthalb Jahrzehnte später in «Mein Kampf» von den Wiener Erlebnissen berichtete.²⁶

Die grösste Verantwortung, die schroffe, nationalistische Agitation ins Parlament getragen zu haben, trägt Georg Ritter von Schönerer. Als Sohn wohlhabender Eltern 1842 in Wien geboren, wurde er Verwalter von Gütern im Waldviertel, jener ärmlichen Region an der Grenze zu Böhmen, in der Hitlers Vorfahren als Kleinbauern gelebt hatten. Schönerer bewies Tüchtigkeit, betrieb eine umfassende Modernisierung und behandelte die Untergebenen mit Wohlwollen. Tief betroffen hatte er mit 24 Jahren 1866 die Niederlage Österreichs gegen Preussen bei der Schlacht von Königgrätz erlebt. Den Ausschluss aus dem Deutschen Bund sah er als Schmach, empfand glühende Verehrung für Bismarck und agitierte schliesslich für die «Wiedervereinigung» Österreichs mit dem Deutschen Reich. In den siebziger Jahren war er als Sprachrohr der deutschen Kleinbauern und radikalisierten Handwerker erstmals ins Rampenlicht getreten und hatte die Gewinnsucht des Grosskapitals und der liberalen Laisser-faire-Wirtschaft gegeisselt.²⁷ Sein Programm umschloss schon früh bezeichnende Eigenschaften des Nationalsozialismus – in erster Linie einen radikalen deutschen Nationalismus, womit die Vorrangstellung und Überlegenheit alles Deutschen gemeint war, Sozialreformen, eine illiberale Demokratie und den Rassenantisemitismus. Schönerer, «der mächtigste und konsequenteste Antisemit, den Österreich»²⁸ vor Hitler hervorgebracht hat, nutzte den Antisemitismus als

Bindemittel für seine illiberale, antisozialistische, antikatholische und gegen Habsburg gerichtete Ideologie. Schon im nationalistischen Linz hatte Hitler das Bekenntnis Schönerers aufgesaugt. Der «Heil»-Gruss, der Titel «Führer» (den Schönerer sich selbst verliehen hatte und mit dem ihn die Anhänger anredeten) und Intoleranz gegen jede Form demokratischer Beschlussfassung in seiner Bewegung gehörten zu den Elementen des Schönerer-Erbes, die Hitler später in der NSDAP übernahm.²⁹

Zurzeit von Hitlers Ankunft in Wien ging die öffentliche Unterstützung für Schönerer zurück. Er hatte niemals einer Massenpartei das Wort geredet, in dem Glauben, ein «Durchbruch» werde wie immer in der Geschichte von einer loyalen Elite ausgehen.³⁰ Die grösste Anziehungskraft hatte er auf Studenten und Vertreter des national gesonnenen Mittelstandes ausgeübt.³¹ Schönerers Programm, das Hitler später beipflichtend erwähnte, wurde stets kompromissloser. Die Radikalisierung zeigte sich in den Forderungen nach einem Zusammenschluss mit Deutschland, in der Verehrung Kaiser Wilhelms II. und des Deutschen Reiches, in der «Weg-von-Rom» Kirchenpolitik und in den Attacken auf den Vielvölkerstaat der Habsburger, alles verbrämt durch einen aufgeputschten Rassenantisemitismus.³² Obwohl Hitler Schönerers politische Philosophie für richtig hielt, hat er ihm später vorgehalten, den sterilen Parlamentarismus mitgemacht und die katholische Kirche gegen sich aufgebracht zu haben. Vor allem kritisierte er die Vernachlässigung der Massen.³³ In dem Punkt lernte Hitler bereitwillig von seinem zweiten Helden in der österreichischen Politik, dem Wiener «Volkstribun» Karl Lueger.

Der Aufstieg von Luegers Christlichsozialer Partei hatte Hitler tief beeindruckt.³⁴ Anfänglich ein Anhänger Schönerers, bewunderte er Lueger immer mehr, was hauptsächlich an der Präsentation der Politik lag. Während Schönerer die Massen vernachlässige, lege Lueger, wie Hitler zustimmend festhielt, das Augenmerk seiner politischen Tätigkeit auf «die Gewinnung von Schichten, deren Dasein bedroht war», das heisst «des kleinen und unteren Mittel- und Handwerkerstandes».³⁵ Mit einer berausenden Mischung aus populistischer Rhetorik und kalkulierter Demagogik appellierte Lueger an die strenggläubigen Katholiken und das wirtschaftliche Eigeninteresse des deutschsprachigen unteren Mittelstandes, der die Kräfte des internationalen Kapitalismus, der marxistischen Sozialdemokratie und des slawischen Nationalismus als Bedrohung empfand. Um Anhänger für seine politische Botschaft aus

unterschiedlichen Gruppen zu gewinnen, nutzte Lueger wie Schönerer das Vehikel des Antisemitismus, der bei den wirtschaftlich notleidenden Handwerkern starken Zulauf hatte. Diese waren nur zu gern bereit, ihrem Groll auf die jüdischen Finanziers und die wachsende Anzahl von Hinterhofhändlern und Hausierern aus Galizien Luft zu machen. In den achtziger Jahren hatte Lueger Schönerers Gesetzesvorlage unterstützt, die die jüdische Zuwanderung nach Wien beschränken sollte.³⁶ Luegers Antisemitismus war, anders als der Schönerers, eher funktional und pragmatisch als ideologisch: «Wer a Jud ist, bestimm i!» lautete ein Satz, der ihm gemeinhin zugeschrieben wurde.³⁷ Das war nicht doktrinär rassistisch, eher politisch und wirtschaftlich gemeint – ein Deckmantel für den Angriff auf Liberalismus und Kapitalismus.³⁸

Doch es verriet die gleiche Verachtung. In einer Rede hatte Lueger 1890 widerspruchslos die Bemerkung eines der wildesten Antisemiten in Wien zitiert, wonach das «Judenproblem» gelöst werde, und man der Welt einen Dienst erweise, wenn alle Juden auf ein grosses Schiff geschafft würden und dieses auf hoher See versenkt werde.³⁹ Als Kaiser Franz Joseph schliesslich 1897 gezwungen war, die frühere Weigerung zurückzunehmen und den «schönen Karl» zum Oberbürgermeister von Wien zu ernennen, hatte dieser den offenen Antisemitismus in einer Programmatik aus Sozialreformen, Stadterneuerung, populistischem Demokratieverständnis und Habsburger-Treue sublimiert, alles zusammengehalten von einem volkstümlichen Katholizismus.⁴⁰ An ätzender Schärfe büsste der Antisemitismus Luegers nichts ein – im Geist unterschied er sich nur wenig von dem Gift, das Hitler in den zwanziger Jahren in den Münchner Bierkellern versprühte. So sprach Lueger 1899 bei einer Rede unter donnerndem Applaus von Juden, die durch die Kontrolle des «Grosskapitals» und der Presse auf die Massen «einen Terrorismus aus(üben), wie er ärger nicht gedacht werden kann. Es handelt sich uns darum in Österreich vor allem um die Befreiung des christlichen Volkes aus der Vorherrschaft des Judenthums.»⁴¹ Bei anderer Gelegenheit erklärte er, «Wölfe, Löwen, Panther, Leoparden, Tiger» seien «Menschen gegenüber diesen Raubtieren in Menschengestalt».⁴² Für die Aufhetzung zum Judenhasse zur Rede gestellt, erwiderte Lueger, der Antisemitismus werde «zugrunde gehen, aber erst dann, wenn der letzte Jude zugrunde gegangen ist».⁴³ Auf den Vorwurf, es sei ihm einerlei, ob man die Juden hänge oder erschiess, stellte Lueger richtig: «Köpft! habe ich gesagt.»⁴⁴

Hitler kam 1908 in das Wien Luegers. Zwei Jahre später gehörte er nach Luegers Tod zu den Abertausenden, die den vorüberziehenden Begräbniszug als Augenzeugen verfolgten.⁴⁵ Luegers katholisches und Habsburg-freundliches Programm reizte ihn wenig. In einem späteren Urteil kritisierte er Luegers seichten und künstlichen Antisemitismus, auf dessen Grundmauern die Christlichsoziale Partei errichtet worden war.⁴⁶ Von der Politik des Wiener Oberbürgermeisters lernte er die Beherrschung der Massen, die Bildung einer Bewegung «zur Erreichung seiner Absichten» und den Gebrauch der Propaganda, um «die seelischen Instinkte der breiten Masse» zu beeinflussen.⁴⁷

Nach dem Niedergang des Liberalismus war die Sozialdemokratie neben dem Nationalismus und den Christlichsozialen die dritte politische Massenbewegung in Wien. Auch in der Hinsicht hinterliessen Hitlers Wiener Jahre bleibende Eindrücke, denn die Angst vor der organisierten Arbeiterschaft geht auf diese Zeit zurück.

Bei den Wahlen von 1891, drei Jahre nach ihrer Gründung, hatte die Sozialdemokratische Arbeiterpartei keine Mandate errungen.⁴⁸ 1907, als Hitler nach Wien zog, gewann sie bei dem ersten nach dem allgemeinen Männerwahlrecht abgehaltenen Urnengang 87 von 516 Sitzen im Reichsrat.⁴⁹ Das reichte zwar nicht zur Kontrolle des Parlaments, aber ein Drittel der Stimmen in Luegers Domäne Wien und 41 Prozent aller Stimmen in Böhmen waren ein beeindruckendes Ergebnis.⁵⁰ Angeführt von Viktor Adler, der einer wohlhabenden jüdischen Familie aus Prag entstammte, war die Partei einem marxistischen Programm verpflichtet. Dessen Erfüllung sah sie, gemäss der revisionistischen Theorien von Eduard Bernstein, in einer evolutionären Veränderung der Verhältnisse im Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn.⁵¹ Die Sozialdemokraten standen für Internationalismus trotz des immer deutlicheren Schismas zwischen deutschen und tschechischen Sozialdemokraten⁵², für allgemeine, gleiche und direkte Wahlen, Grundrechte für Arbeiter und Gewerkschaften, die Trennung von Staat und Kirche und für eine Volksarmee.⁵³ Kein Wunder, dass der junge Hitler die Sozialdemokraten mit buchstäblich jeder Faser seines Körpers hasste. Aber die Organisationskraft und der Aktivismus beeindruckten ihn.⁵⁴ Im Herbst 1905 hatten Agitationen der Sozialdemokraten Kaiser Franz Joseph dazu gebracht, dem allgemeinen Männerwahlrecht zuzustimmen, im Gefolge der Zugeständnisse des Zaren nach der Februarrevolution im selben Jahr.⁵⁵ Die Demonstration von nahezu einer Million Arbeiter, die mit roten Armbinden Ende November 1905 durch Wien zog, brauchte

für den Vorbeimarsch am Parlamentsgebäude vier Stunden.⁵⁶ Ein paar Jahre später war Hitler von einem ähnlichen Schauspiel tief beeindruckt: «Mit unruhiger Beklommenheit» sah er

«die Masse der nicht mehr zu ihrem Volke zu Rechnenden anschwellen zu einem bedrohlichen Heere.

Mit welch anderen Gefühlen starrte ich nun in die endlosen Viererreihen einer eines Tages stattfindenden Massendemonstration Wiener Arbeiter! Fast zwei Stunden lang stand ich so da und beobachtete mit angehaltenem Atem den ungeheuren menschlichen Drachenwurm, der sich da langsam vorbeiwälzte. In banger Gedrücktheit verliess ich endlich den Platz und wanderte heimwärts.»

Von der Sozialdemokratie, bemerkte er, habe er aber auch den Wert von Einschüchterung und «Unduldsamkeit» gelernt, und dass «die Psyche der breiten Masse (...) nicht empfänglich für alles Halbe und Schwache» sei.⁵⁷

II

Nach dem Weggang aus Linz im Februar 1908 hatte Hitler mindestens bis zum Mai Verbindung mit seiner Familie.⁵⁸ Im August stattete er den Verwandten im Waldviertel einen Besuch ab, wahrscheinlich in der Hoffnung auf finanzielle Hilfe⁵⁹, doch nach dem Tod der Mutter erlahmte das Interesse an der Familie; die Briefe nach Hause blieben rasch aus.⁶⁰ Die einzige Verwandte, die ihm etwas bedeutete, war seine Tante Johanna, jetzt wieder im Waldviertel ansässig, die ihm schon einmal finanziell unter die Arme gegriffen hatte.⁶¹ Nach ihrem Tod im Jahr 1911 wurden die Bindungen an die Familie immer schwächer und lebten erst viele Jahre später wieder auf.⁶²

Nach Klara Hitlers Tod versuchte Hitlers Vormund, Josef Mayrhofer, ein einfacher Mann bäuerlicher Herkunft und Bürgermeister von Leonding, noch einmal, ihn zu überreden, eine Lehrstelle bei einem Bäcker anzunehmen, die er selbst besorgt hatte. Hitler reagierte abweisend.⁶³ Gleichermassen scheiterte ein letzter Versuch seiner Tante Johanna, ihn zu bewegen, in die väterlichen Fussstapfen zu treten und die Beamtenlaufbahn einzuschlagen.⁶⁴ Nachdem die Familienangelegenheiten geregelt waren und die Raubais zugestimmt hatten, sich um seine Schwester

Paula zu kümmern, suchte Adolf Hitler im Januar 1908 den Vormund auf und teilte ihm mit, er werde nach Wien zurückkehren. Mayrhofer erzählte später, ein Versuch, Hitler davon abzubringen, sei erfolglos geblieben, er sei so störrisch wie der Vater gewesen.⁶⁵ In der Erwartung, an der Akademie für Bildende Künste zu studieren, hatte Hitler Ende September oder Anfang Oktober 1907 in der Nähe des Wiener Westbahnhofs bei Frau Zakreys, einer Tschechin, im zweiten Stock eines Hauses in der Stumpergasse 31 ein kleines Zimmer gemietet.⁶⁶ Dorthin kehrte er zwischen dem 14. und 17. Februar 1908 zurück, um so weiterzuleben wie vor dem Tod der Mutter.

Er blieb nicht lange allein. Erinnern wir uns, Hitler konnte die Eltern Kubizeks überreden, dem Sohn zu erlauben, in Wien Musik zu studieren. Kubizeks Vater hatte sich vehement dagegen gesträubt, seinen Sohn mit jemandem gehen zu lassen, den er nur als gescheiterten Schüler betrachtete und der es als unter seiner Würde ansah, ein richtiges Handwerk zu erlernen.⁶⁷ Doch Hitler hat seinen Willen durchgesetzt. Am 18. Februar schickte er Kubizek eine Postkarte, drängte ihn zum Aufbruch: «Lieber Freund! Warte schon sehnsuchtsvoll auf Nachricht von Deinem kommen. Schreib bald und bestimmt, damit ich alles zum feierlichen Empfange bereit mache. Ganz Wien wartet schon. (...) Bitte nochmals komme bald!»⁶⁸ Vier Tage später sagten Gustls Eltern ihrem Sohn unter Tränen adieu, als er zu seinem Freund nach Wien fuhr. Am Abend holte Hitler den müden Kubizek am Bahnhof ab, nahm ihn für die erste Nacht mit in die Stumpergasse, bestand jedoch darauf, ihm sofort alle Sehenswürdigkeiten Wiens zu zeigen. Wie jemand nach Wien kommen und dann ins Bett gehen könne, ohne als erstes die Hofoper gesehen zu haben! Also zerrte er Kubizek zur Oper, zum Stephansdom, den sie durch den Nebel kaum sahen, und zur Kirche St. Maria am Gestade. Erst nach Mitternacht kehrten sie in die Stumpergasse zurück, und es verging noch einige Zeit bis Kubizek erschöpft einschlief, während Hitler sich noch über die Grösse Wiens erging.⁶⁹

In den nächsten Monaten lebten die beiden jungen Männer wie zuletzt in Linz.⁷⁰ Rasch gaben sie die anfängliche Suche nach einer Unterkunft für Kubizek auf und überredeten Frau Zakreys, ihr eigenes grosses Zimmer gegen die kleine vollgestopfte Kammer einzutauschen, in der Hitler gewohnt hatte.⁷¹ Die beiden teilten nun ein Zimmer und zahlten jeder zehn Kronen, soviel wie Hitler für das frühere Zimmer entrichtet hatte.⁷² Kurz darauf erfuhr Kubizek von seinem Erfolg bei der Aufnahmeprüfung am Wiener Konservatorium. Er mietete einen Flügel, der

im Zimmer die meiste Fläche beanspruchte, so dass Hitler, wenn er wie üblich auf und ab ging, gerade Platz für drei Schritte fand.⁷³ Abgesehen vom Flügel bestand die Einrichtung nur aus dem Notwendigen: zwei Betten, einer Kommode, einem Kleiderschrank, einem Waschtisch, einem Tisch und zwei Stühlen.⁷⁴

Während Kubizek ein geregeltes Musikstudium begann, rätselte er, was Hitler mit seinem Leben anfang. Morgens blieb er im Bett, war verschwunden, als Kubizek mittags vom Konservatorium heimkehrte, trieb sich an schönen Nachmittagen auf dem Gelände von Schloss Schönbrunn herum, hockte über Büchern, phantasierte von grandiosen Bauplänen und literarischen Werken und zeichnete bis spät in die Nacht. Gustl wunderte sich, wie der Freund so viel Freizeit mit einem Studium an der Akademie für Bildende Künste verbinden könne. Als Hitler Kubizek, der Tonleitern übte, einmal gereizt anfuhr, kam es zwischen den Freunden zu einem Streit über Stundenpläne, woraufhin Hitler schliesslich schrie: «Diese Akademie! (...) Lauter alte, verkrampfte, verpöpte Staatsdiener, verständnislose Bürokraten, stupide Beamtenkreaturen! Die ganze Akademie gehört in die Luft gesprengt!» Dann gab er zu, abgelehnt worden zu sein, «(...) hinausgeworfen, ausgeschlossen bin ich...».⁷⁵ Als Kubizek fragte: «Und was nun?» antwortete Hitler gereizt: «Was nun? Fängst du jetzt auch schon an: Was nun?»⁷⁶ Tatsächlich wusste er selbst nicht, welche Richtung er einschlagen, was er tun würde. Er trieb ziellos umher.

Kubizek hatte offenbar den wunden Punkt getroffen. Hitler hatte der Familie nichts von dem Fehlschlag bei der Aufnahmeprüfung zur Akademie erzählt, denn der Vormund hätte ihm womöglich die 25 Kronen verweigert, die er monatlich als Anteil der Waisenrente bezog.⁷⁷ Und er hätte unter noch grösserem Druck gestanden, eine Arbeit zu finden. Aber warum hat er den Freund getäuscht? An sich ist es weder ungewöhnlich noch eine Schande, wenn ein Teenager bei einer harten Aufnahmeprüfung durchfällt. Offensichtlich konnte Hitler es nicht ertragen, von der Ablehnung ausgerechnet dem Freund zu erzählen, dem gegenüber er in allen Fragen des künstlerischen Urteils immer seine Überlegenheit behauptet und der das eigene Studium am Konservatorium so vielversprechend begonnen hatte. Hitlers Selbstachtung war tief erschüttert, seine Verbitterung war offenkundig. Kubizek zufolge ging er bei der geringsten Kleinigkeit in die Luft.⁷⁸ So brach der Verlust an Selbstvertrauen mitunter in Form grenzenloser Wut und heftiger Anklagen gegenüber allen, die ihn, wie er meinte, verfolgten, aus Hitler

hervor: «In sich überstürzenden Hasstiraden schleuderte er der Gegenwart seinen Zorn entgegen, allein und einsam, gegen die gesamte Menschheit, die ihn nicht verstand, die ihn nicht gelten liess, von der er sich verfolgt und betrogen fühlte.»⁷⁹ Bei anderer Gelegenheit, als er wieder einmal die Akademie verdammt, «auf der man für echtes Künstlertum kein Verständnis habe», sprach er von den Fallen, die ihm gestellt worden seien – Kubizek behauptete, sich an den exakten Wortlaut erinnern zu können – «nur zu dem einzigen Zwecke, um ihn an seinem Aufstiege zu hindern».⁸⁰ «Überhaupt hatte ich in dieser ersten Zeit in Wien den Eindruck», kommentierte Kubizek, «dass Adolf ganz aus dem Gleichgewicht gekommen war.»⁸¹ Die Hasstiraden, die alles und jeden «anvisierten», gingen von einem übergrossen Ego aus, das verzweifelt akzeptiert zu werden wünschte und ausserstande war, mit der persönlichen Bedeutungslosigkeit, den eigenen Fehlschlägen, dem Mittelmass zurechtzukommen.

Noch hatte Hitler die Hoffnung auf den Eintritt in die Akademie nicht aufgegeben. Typischerweise unternahm er jedoch nichts, um die Chancen für den zweiten Anlauf zu verbessern. Kurz bevor er Linz verliess, hatte er auf Vermittlung der Hausbesitzerin in Urfahr ein Empfehlungsschreiben für Professor Alfred Roller, einem brillanten Bühnenbildner an der Hofoper und prominentes Mitglied der Wiener Kulturszene, erhalten, der Hitler nach dessen Ankunft in Wien eine Unterredung anbot.⁸² Von der Empfehlung machte Hitler keinen Gebrauch.⁸³ Das allein widerlegt die Annahme, Hitler habe dank Rollers Hilfe Kunstunterricht bei einem Bildhauer namens Panholzer genommen.⁸⁴

Dem jungen Hitler waren systematische Vorbereitung und harte Arbeit so fremd wie dem späteren Diktator. Stattdessen verbrachte er die meiste Zeit dilettierend, wie schon zuvor in Linz, entwarf grandiose Projekte, die allein der willige Kubizek teilte – phantastische Pläne, die für gewöhnlich aus plötzlichen Launen und glänzenden Ideen entstanden und kaum geboren, wieder fallengelassen wurden.⁸⁵

Eine dieser Ideen war ein Theaterstück. Kubizek war erstaunt, als Hitler ihm ein paar hastig hingeworfene Seiten zeigte, die das wagnerische Bühnenbild für ein von ihm projektiertes Drama beschrieben, das zurzeit der Christianisierung in den bayerischen Alpen spielen sollte.⁸⁶ Wie eine Reihe weiterer Dramen gelangte es über ein vorläufiges Stadium nicht hinaus – alle entstammten der germanischen Mythologie und waren mit einem besonderen Augenmerk auf die ungeheuren Ausmasse

der Inszenierung konzipiert, neben denen selbst die Szenerien Wagners auf Zwergengrösse schrumpften. Nüchtern wies Kubizek auf die Unmöglichkeit hin, solche Inszenierungen zu finanzieren, doch Hitler tat Vorschläge für bescheidenere Unternehmungen nur verächtlich ab.⁸⁷

Das Vorbild Wagners trat in Hitlers Idee, eine Oper zu schreiben, noch deutlicher hervor. Nach einer beiläufigen Bemerkung Kubizeks, er habe in einer Vorlesung gehört, unter Wagners Schriften sei auch die kurze Skizze für ein Musikdrama mit dem Titel «Wieland, der Schmied», las Hitler die Erzählung sofort in seinen «Götter- und Heldensagen» nach und begann am selben Abend mit der Niederschrift. Am nächsten Tag eröffnete der am Flügel sitzende Hitler Kubizek, er werde Wieland in eine Oper verwandeln. Er werde komponieren und Kubizek die Partitur aufschreiben. Die Arbeit nahm ihn tagelang gefangen, er ass, trank und schlief wenig, obwohl der geduldige Kubizek auf Schwierigkeiten wie etwa Hitlers beschränkte musikalische Kenntnisse hinwies. Nach kurzer Zeit jedoch «sprach (er) immer seltener davon und schwieg dann völlig».⁸⁸

Neben anderen utopischen Projekten erwähnt Kubizek in seinem Bericht Pläne zur Behebung der Wohnungsnot in Wien und den Entwurf neuer Häuser für Arbeiter, die Entwicklung eines neuen «Volksgetränks», um den Alkohol zu ersetzen, die Gründung eines reisenden Orchesters, das die Kultur in die Provinz brächte, und den grandiosen kulturellen Wiederaufbau von Linz.⁸⁹ Wenn Kubizek beschreibt, Hitler sei drei Nächte lang durch die Strassen Wiens gewandert, um die Wohnungsnot zu studieren⁹⁰, und habe Pläne für soziale und kulturelle Reformen eines erträumten «Idealstaats» gehabt, so beschönigt er sowohl Hitlers soziales Bewusstsein als auch seinen Weitblick.⁹¹ Wahr klingen jedoch die Beschreibungen eines Hitler, der bei allen Themen gleichermaßen als Rechthaber auftrat und, gepackt von plötzlicher und vorübergehender Begeisterung für gänzlich unrealistische Vorstellungen, wilde Hirngespinnste dahinphantasierte, die, so schnell sie gekommen waren, auch wieder verschwanden.

Die avantgardistische Jugendstilarchitektur eines Otto Wagner ging an Hitler ebenso spurlos vorüber wie die moderne Kunst der Sezession mit deren Hauptexponenten Gustav Klimt.⁹² An der kulturellen Revolution, die das Wien des Fin de siècle erfasst hatte, zeigte er nicht das geringste Interesse.⁹³ Hitlers Kunst- und Architekturgeschmack war traditionell und antimodernistisch, fest im Realismus und Neoklassizismus des 19. Jahrhunderts verankert. Gebäude dienten ihm primär

zur Repräsentation. Seine unablässig angefertigten Skizzen bildeten ausschliesslich grandiose Bauten ab. Schon vom ersten Anblick her war er gefesselt von der prachtvollen Ringstrasse, Ende der fünfziger Jahre begonnen, mit ihren majestätischen Bauten wie der neobarocken Hofburg, dem klassizistischen Parlament und dem Rathaus, den imposanten Museen, der Oper sowie dem Burgtheater, das er besonders bewunderte.⁹⁴ Stundenlang belehrte er Kubizek mit Vorträgen über Geschichte und Konzeption der Ringstrassenarchitektur, und war wie der spätere «meisterhafte» Propagandist vom visuellen Eindruck fasziniert, den Bauten, die Macht und Grösse repräsentieren, auf das Individuum ausüben.⁹⁵

Der naive und stets leicht zu beeindruckende Kubizek war immer wieder erstaunt über Hitlers detaillierte Kenntnisse besonders auf dem Gebiet der Architektur.⁹⁶ Hitler sei ständig in seine Studien vertieft gewesen. Ohne Bücher, so Kubizek, könne er sich den Freund nicht vorstellen: «Bücher waren seine Welt.»⁹⁷ In Wien sei Hitler mit vier Koffern angekommen, hauptsächlich mit Büchern gefüllt.⁹⁸ In Linz sei er Mitglied dreier Bibliotheken gewesen und nutze nun regelmässig die Hofbibliothek in Wien.⁹⁹ Im Zimmer an der Stumpergasse hätten die Bücher immer stapelweise gelegen, fügte Kubizek hinzu.¹⁰⁰ Konkret erinnerte sich Kubizek an einen Titel: «Götter- und Heldensagen, germanisch-deutscher Sagenschatz.»¹⁰¹ Kurz nach dem Krieg über Hitlers Lektüre befragt, fiel ihm nur ein, er habe zwei Bücher mehrere Wochen lang im Zimmer aufbewahrt und auch einen Reiseführer besessen.¹⁰² Kubizeks spätere Behauptung, wonach Hitler einen beeindruckenden Kanon klassischer Werke von Goethe, Schiller, Dante, Herder, Ibsen, Schopenhauer und Nietzsche gelesen habe, ist kaum für bare Münze zu nehmen.¹⁰³ Was Hitler während seiner Wiener Jahre gelesen hat – und ausser einer Reihe von Zeitungen, die er in «Mein Kampf» erwähnt, gibt es darüber keine sicheren Erkenntnisse¹⁰⁴ –, war wahrscheinlich weit weniger elaboriert. Es gibt jedoch keinen Grund, Hitlers spätere Aussage, er habe in Wien ausgiebig gelesen, zu bezweifeln.¹⁰⁵ Nach dem Ende des Dritten Reiches erinnerte sich seine Schwester Paula daran, er habe ihr während seiner ersten Monate in Wien 1908 brieflich Bücher empfohlen und ihr ein Exemplar von «Don Quijote» geschickt.¹⁰⁶ Wie bei allen Tätigkeiten zu der Zeit verfuhr er auch beim Lesen unsystematisch. Und das Faktenwissen, das er dem enormen Gedächtnis einverleibte, diene letztlich allein der Bestätigung bereits vorhandener Meinungen.

Hitler beschrieb seine Art zu lesen in «Mein Kampf»:

«Ich kenne Menschen, die unendlich viel ‚lesen‘, und zwar Buch für Buch, Buchstaben um Buchstaben, und die ich doch nicht als ‚belesen‘ bezeichnen möchte. Sie besitzen freilich eine Unmenge von ‚Wissen‘, allein ihr Gehirn versteht nicht, eine Einteilung und Registratur dieses in sich aufgenommenen Materials durchzuführen. Es fehlt ihnen die Kunst, im Buche das für sie Wertvolle vom Wertlosen zu sondern (...). Auch das Lesen ist ja nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zu einem solchen.

(...)

Wer aber die Kunst des richtigen Lesens innehat, den wird das Gefühl beim Studieren jedes Buches, jeder Zeitschrift oder Broschüre augenblicklich auf all das aufmerksam machen, was seiner Meinung nach für ihn zur dauernden Festhaltung geeignet ist, weil entweder zweckmässig oder allgemein wissenswert. Sowie das auf solche Weise Gewonnene seine sinngemässe Eingliederung in das immer schon irgendwie vorhandene Bild, das sich die Vorstellung von dieser oder jener Sache geschaffen hat, findet, wird es entweder korrigierend oder ergänzend wirken, also entweder die Richtigkeit oder Deutlichkeit desselben erhöhen. (...)

Nur so hat das Lesen dann Sinn und Zweck.

(...)

Ich habe mich seit früher Jugend bemüht, aufrichtige Art zu lesen, und wurde dabei in glücklichster Weise von Gedächtnis und Verstand unterstützt. Und in solchem Sinne betrachtet, war für mich besonders die Wiener Zeit fruchtbar und wertvoll.»¹⁰⁷

Neben der Architektur pflegte Hitler wie schon in Linz als zweite Leidenschaft die Musik. Zu den bevorzugten Komponisten zählten, vor allem in den späteren Jahren, Beethoven, Liszt, Brahms und besonders Bruckner. Grossen Gefallen fand er auch an den Operetten von Johann Strauss und Franz Léhar.¹⁰⁸ Darüber stand als non plus ultra natürlich Richard Wagner. Fast jeden Abend gingen Hitler und Kubizek in die Oper, zahlten zwei Kronen für den Stehplatz, für den sie oft stundenlang Schlange standen. Sie hörten Opern von Mozart, Beethoven, Rossini, Donizetti und Bellini wie auch die Hauptwerke von Verdi und Puccini. Für Hitler zählte allein deutsche Musik. Der Begeisterung für Verdi oder Puccini, die in Wien immer vor vollem Haus gespielt wurden, vermochte er sich nicht anzuschliessen. Als er auf einer Drehorgel «La donna è mobile» hörte, sagte er zu Kubizek: «Da hast du jetzt dei-

nen Verdi!» Auf den Protest des Freundes, schliesslich könne es jedem Komponisten passieren, dass man seine Musik so herabwürdigte, erwiderte Hitler: «Kannst du dir etwa (Lohengrins) Gralserzählung im Leierkasten denken?»¹⁰⁹ Wie schon in Linz kannte seine Wagner-Leidenschaft keine Grenzen. Jetzt konnten er und Kubizek alle Wagneroperen auf einer der besten Bühnen Europas sehen.¹¹⁰ Während der kurzen gemeinsamen Zeit hätten sie, wie Kubizek schätzt, «Lohengrin», der Hitlers Lieblingsoper blieb, zehnmal gesehen.¹¹¹ «Ihm war ein mittelmässiger Wagner», bemerkte Kubizek, «noch hundertmal lieber als ein erstklassiger Verdi.» Kubizek vertrat eine andere Ansicht; allein es nützte nichts. Hitler ruhte nicht eher, als bis der Freund einwilligte, auf einen Verdi in der Hofoper zu verzichten und mit ihm in der Volksoper Wagner zu hören: «Wenn es um eine Wagner-Aufführung ging, gab es für Adolf keinen Widerspruch.»¹¹²

Natürlich war Hitler nur einer unter Tausenden von Wagnerfanatikern, die um die Jahrhundertwende in die Wiener Hofoper strömten, um die Werke des Bayreuther «Meisters» zu hören. Insbesondere der jüngeren Generation galt Wagner als «der Befreier des Herzens gegen den Kopf, des Volkes gegen die Masse, der Revolte des Jungen und Kraftvollen gegen das Alte und Verknöcherte».¹¹³ Der Wagnerkult hatte gerade seinen Höhepunkt erreicht. Er war der weitaus populärste Komponist der Epoche, und seine Werke erfuhren während Hitlers Wiener Zeit allein an der Hofoper nicht weniger als 426 Aufführungen.¹¹⁴ Viele der Besucher, Kubizek eingeschlossen, waren erheblich besser befähigt, Wagners Musik zu verstehen und zu deuten, als Hitler mit seinem autodidaktischen, amateurhaften und rechthaberischen Herangehen. Aber für ihn war Wagner mehr als nur Musik. «Wagner nur hören», kommentierte Kubizek, «war für ihn nicht das, was man einen Theaterbesuch nannte, sondern eine Möglichkeit, sich in jenen aussergewöhnlichen Zustand zu versetzen, in den er beim Anhören der Musik Richard Wagners geriet, in jenes Sichselbstvergessen, jenes in ein mystisches Traumland Entschweben (...).»¹¹⁵ Jahrzehnte später erzählte Hitler: «Wenn ich Wagner höre, ist mir, als seien das Rhythmen der Vorwelt.»¹¹⁶ Es war die Welt des germanischen Mythos, voller grandioser Dramatik und Spektakel, mit Göttern und Helden, titanischem Ringen und Versöhnen, Sieg und Tod. Eine Welt, in der die Helden Aussenseiter waren und die alte Ordnung herausforderten, wie Rienzi, Tannhäuser, Stolzing und Siegfried, oder keusche Retter wie Lohengrin und Parsifal.¹¹⁷ Verrat, Opferung, Erlösung und Heldentod waren Wagner-

sche Themen, die Hitler bis zur «Götterdämmerung» des eigenen Regimes im Jahr 1945 beschäftigten. Geschaffen hatte diese Welt ein genialer Künstler, ein Aussenseiter und Revolutionär, der immer kompromisslos die bestehende Ordnung herausforderte, die Notwendigkeit zurückwies, sich zum Zwecke des Lebensunterhalts dem bürgerlichen Arbeitsethos zu beugen¹¹⁸, Zurückweisung und Verfolgung überwand und zur Grösse aufstieg. Kein Wunder also, dass der Phantast und Aussteiger, das unerkannte künstlerische Genie in der ärmlichen Kammer in der Stumpergasse, im Bayreuther «Meister» sein Idol fand.¹¹⁹ Hitler, der Unbedeutende, Mittelmässige, der Gescheiterte, wollte wie ein Wagnerscher Held leben. Er wollte selbst ein neuer Wagner werden – Philosophenkönig, Genie, Künstler. Für Hitlers einsetzende Identitätskrise¹²⁰ war Wagner der Gigant der Kunst, der zu werden er sich erträumte. Dabei wusste er, dieser Verkörperung des Triumphs der Ästhetik und der Vormachtstellung der Kunst könne er niemals nacheifern.¹²¹

III

Das merkwürdige Miteinander der beiden jungen Männer – Hitler und Kubizek – währte bis zum Hochsommer 1908. In jenen Monaten hatte Hitler ausser mit dem Freund wohl nur mit einer weiteren Person regelmässig Kontakt, Frau Zakreys, der Vermieterin. Auch gemeinsame Bekannte hatten sie nicht. Hitler betrachtete die Freundschaft mit Kubizek als exklusiv, gestattete ihm keine weiteren Freunde.¹²² Als dieser eine junge Frau ins Zimmer brachte, war Hitler ausser sich vor Wut, denn er dachte, sie sei eine Freundin. Kubizeks Erklärung, er wolle nur eine Schülerin in Harmonielehre unterrichten, provozierte eine Tirade über die Sinnlosigkeit des Studiums von Frauen.¹²³ Aus Kubizeks Sicht war Hitler ausgesprochen frauenfeindlich¹²⁴, er wies darauf hin, wie sehr es Hitler befriedigte, dass Frauen im Stehparterre der Oper nicht zugelassen waren.¹²⁵ Abgesehen von der platonischen Schwärmerei für «Stefanie» in Linz, unterhielt Hitler, so Kubizek, während der Jahre ihrer Bekanntschaft in Linz und Wien keinerlei Beziehungen zu Frauen.¹²⁶ In den verbleibenden Jahren in der österreichischen Hauptstadt änderte sich das nicht. Auch keiner der Berichte über Hitlers Zeit im Männerheim enthält eine Andeutung auf Frauen in seinem Leben. Wenn im Bekanntenkreis von Frauen die Rede war – und zweifellos von eigenen früheren Freundinnen und sexuellen Erfahrungen –, hatte Hit-

ler nichts Besseres zu bieten als einen verschleierte Hinweis auf die Schwester eines engen Freundes während der Schulzeit, die seine «erste Liebe» gewesen sei – obwohl «sie es nie erfuhr, weil er es ihr nie sagte». Laut Reinhold Hanisch hatte «Hitler sehr wenig Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, aber sehr asketische Vorstellungen über die Beziehungen zwischen Männern und Frauen. Er hat oft gesagt, dass Männer eine strikt moralische Lebensweise annehmen könnten, wenn sie es nur wollten.»¹²⁷ Damit befand er sich im Einklang mit dem Moralkodex, den Schönerers Alldeutsche predigten. Bis zum 25. Lebensjahr zölibatär zu leben sei gesund, vorteilhaft für die Willenskraft und bilde die Grundlage körperlicher und geistiger Höchstleistung. Ratsam sei die Einhaltung entsprechender Ernährungsvorschriften. Fleisch und Alkohol seien, da stimulierend, zu meiden. Um Stärke und Reinheit der germanischen Rasse aufrechtzuerhalten, müsse man sich von der moralischen Dekadenz und Gefahr freihalten, die von Prostituierten ausgehe, die der «niederrassigen Kundschaft» zu überlassen seien.¹²⁸ Es gab also genügend ideologische Rechtfertigung für Hitlers keuschen Lebensstil und prüde Moralvorstellungen. In jedem Fall, ganz sicher nach der Trennung von Kubizek, war Hitler in Wien kein «Fang» für die Frauen.¹²⁹

Als Hitler mit 24 Jahren Wien verließ, hatte er, so lässt sich mit einiger Sicherheit sagen, keinerlei sexuelle Erfahrung. Wahrscheinlich war dies unüblich, denn im damaligen Wien erwartete man von jungen Männern den Bordellbesuch, zugleich aber das öffentliche Bekenntnis zu einem strikten Moralkodex.¹³⁰ Möglicherweise empfand Hitler Angst vor Frauen – bestimmt vor ihrer Sexualität. Hanisch erinnerte sich, Hitler habe ihm von der kurzen Begegnung mit einer Melkerin erzählt, als er noch zur Schule gegangen sei, die abrupt endete, als sie ihm Avancen gemacht habe. Beim Wegrennen habe er in der Eile eine Milchkanne umgeworfen.¹³¹ Später beschrieb Hitler sein eigenes Ideal einer Frau als «ein niedliches, molliges Tschapperl: weich, süß und dumm».¹³² Seine Behauptung, dass eine Frau sich «lieber dem Starken beugt als den Schwächling beherrscht»¹³³, kann sehr wohl eine ausgleichende Projektion eigener sexueller Komplexe gewesen sein.

Kubizek bestand darauf, Hitler sei sexuell normal gewesen, obwohl es auf der Grundlage seines eigenen Berichts schwerfällt zu erkennen, wie er das beurteilen konnte.¹³⁴ Damit stimmten die Ärzte überein, die Hitler viel später gründlich untersucht haben.¹³⁵ Biologisch mag das der Fall gewesen sein.¹³⁶ Behauptungen, wonach abweichendes Sexual-

verhalten wegen eines fehlenden Hodens Hitlers Persönlichkeitstörung begründet hat, beruhen auf einer Kombination psychologischer Spekulation und dubioser Belege, die aus der Autopsie der verbrannten körperlichen Überreste hervorgeht, welche die Russen 1945 in Berlin vornahmen.¹³⁷ Aus einer ungläubwürdigen Quelle ist Folgende s überliefert: Hitler war besessen von einem mit einem Halbjuden verlobten Mannequin. Er soll versucht haben, sie zu vergewaltigen, und auch zu Prostituierten gegangen sein. Beide Geschichten sind aus der Luft gegriffen.¹³⁸ Im Zusammenhang mit Hitlers Sprachgebrauch in «Mein Kampf» weist Kubizeks Darstellung zumindest auf eine äusserst gestörte und unterdrückte sexuelle Entwicklung.

Bis zu einem gewissen Grad stimmte Hitlers durch Schönerers Grundsätze noch gestützte Prüderie mit den Standards der äusseren Moral überein, die der Mittelstand im Wien seiner Zeit vertrat. Die offen erotische Kunst und Literatur Gustav Klimts und Arthur Schnitzlers hatten diese Standards herausgefordert.¹³⁹ Doch der solide bürgerliche Puritanismus behielt die Oberhand – wenigstens als eine dünne Schicht über der Schattenseite einer Stadt, in der Laster und Prostitution blühten.¹⁴⁰ Da es Frauen kaum gestattet war, auch nur einen Knöchel zu entblößen, wird verständlich, warum Hitler und sein Freund verlegen Reissaus nahmen, als ihnen auf der Zimmersuche eine mögliche Vermieterin tiefe Einblicke unter ihren Morgenrock gewährte.¹⁴¹ Doch Hitlers Prüderie ging viel weiter. Kubizek zufolge kam sie einem tiefen Abscheu und Widerwillen gegenüber sexueller Aktivität gleich.¹⁴² Hitler mied den Kontakt zu Frauen, reagierte mit kalter Gleichgültigkeit auf angebliche Versuche junger Frauen, die ihn wahrscheinlich als eine Art Kuriosität ansahen, in der Oper mit ihm zu flirten oder ihn zu necken.¹⁴³ Von der Homosexualität fühlte er sich abgestossen.¹⁴⁴ Vor der Masturbation schreckte er zurück.¹⁴⁵ Prostitution versetzte ihn in Angst und Schrecken, zugleich faszinierte sie ihn. Mit ihr verband er Geschlechtskrankheiten, die ihm panische Angst einjagten.¹⁴⁶ Eines Abends, nachdem sie Frank Wedekinds Drama «Frühlings Erwachen» gesehen hatten, das die sexuellen Probleme der Jugendlichen behandelte, nahm Hitler plötzlich Kubizeks Arm und führte ihn in die Spittelberggasse, damit er mit eigenen Augen das Rotlichtviertel sehe, oder den «Pfuhl des Lasters», wie Hitler es nannte. Er ging mit dem Freund nicht nur einmal, sondern zweimal die Reihe erleuchteter Fenster entlang, hinter denen spärlich bekleidete Frauen sich anboten und Kundschaft anlockten. Den eigenen Voyeurismus kleidete Hitler dann in einen mittelstän-

disch-selbstgerechten Vortrag über die Übel der Prostitution.¹⁴⁷ Später verband er die Juden in «Mein Kampf» mit der Prostitution – ein Echo auf einen unter Wiener Antisemiten damals gängigen Gemeinplatz.¹⁴⁸ Sollte ihm die Assoziation schon 1908 präsent gewesen sein, hat sie Kubizek nicht aufgezeichnet.

Obwohl ihn die Sexualität absties, war Hitler offensichtlich von ihr fasziniert.¹⁴⁹ Des Öfteren diskutierte er mit Kubizek bei längeren spät-abendlichen Gesprächen sexuelle Fragen und erging sich, so Kubizek, über die Notwendigkeit, zum Schutze der «Flamme des Lebens», wie er die Sexualität grossspurig nannte, sexuelle Reinheit zu bewahren, klärte seinen naiven Freund nach einer kurzen Begegnung mit einem Geschäftsmann, der sie zum Essen einlud, über die Homosexualität auf und schimpfte auf Prostitution und moralische Dekadenz.¹⁵⁰ Hitlers gestörte Sexualität, sein Zurückweichen vor jedem Körperkontakt¹⁵¹, seine Angst vor Frauen, seine Unfähigkeit, echte Freundschaft zu schliessen, und seine Leere in den menschlichen Beziehungen wurzelten wie es scheint in der unruhigen Kindheit.¹⁵² Erklärungsversuche werden unweigerlich spekulativ bleiben. Auch spätere Gerüchte über Hitlers sexuelle Perversionen beruhen auf zweifelhaften Belegen. Vermutungen – und dergleichen gab es viele –, wonach die sexuelle Verdrängung später sado-masochistischen Praktiken Platz machte, basieren, welcher Verdacht auch immer ausgesprochen wird, lediglich auf einer Mixtur aus Gerüchten, Hörensagen, Annahmen und Anspielungen, oft angereichert durch Hitlers politische Gegner.¹⁵³ Und selbst wenn Hitler in seinem Intimleben wirklich jene abstossenden sexuellen Perversionen bevorzugt haben sollte, ist es nicht ohne Weiteres einleuchtend, wie das das rapide Absinken des komplexen und hochentwickelten deutschen Staates auf die Ebene ungeheurer Unmenschlichkeit erklären soll.

Hitler schrieb, er habe in Wien in Not und Elend, Hunger und Armut gelebt.¹⁵⁴ Mit der Wahrheit ging er besonders hinsichtlich der Monate, die er 1908 in der Stumpergasse verbrachte, sparsam um, obwohl die Darstellung seinen Zustand im Herbst und Winter 1909/1910 einigermaßen zutreffend schildert. Noch mehr in die Irre führte die Bemerkung in «Mein Kampf»: «Die mir zukommende Waisenpension genügte nicht, um auch nur leben zu können, also war ich nun angewiesen, mir irgendwie mein Brot selber zu verdienen.»¹⁵⁵ Das Darlehen der Tante, der Anteil am mütterlichen Erbe und die monatliche Waisenrente reichten sicherlich zumindest ein Jahr lang für einen angenehmen Lebens-

standard aus, vielleicht sogar auf dem Niveau eines Junglehrers.¹⁵⁶ Auch äusserlich wirkte er keinesfalls heruntergekommen, wenn er sich für einen Opernabend ankleidete. Als Kubizek ihn im Februar 1908 am Westbahnhof traf, trug der junge Hitler einen dunklen Mantel guter Qualität und einen schwarzen Hut, in der Hand den Gehstock mit dem Elfenbeingriff, den er in Linz besessen hatte, und «sah (...) beinahe vornehm aus».¹⁵⁷ Zu der Zeit unternahm Hitler nichts, um durch Arbeit den Lebensunterhalt selbst zu verdienen.

Und dennoch, wenn Hitler während der Zeit mit Kubizek über ein Einkommen verfügt haben sollte, ein extravagantes Leben hat er nicht geführt. Um die Umstände seiner damaligen Existenz hätte ihn niemand beneidet. Der sechste Wiener Bezirk in der Nähe des Westbahnhofs, wo die Stumpergasse lag, war ein unattraktiver Stadtteil mit tristen, unbeleuchteten Strassen und verwahrlosten, rauchverhangenen und verrussten Mietskasernen, die dunkle Innenhöfe umgaben. Kubizek selbst war entsetzt angesichts einiger Wohnungen, die er auf der Zimmersuche einen Tag nach seiner Ankunft sah.¹⁵⁸ Die Unterkunft, die er und Adolf teilten, war eine elende Kammer, die ständig nach Paraffin stank, von den feuchten Wänden blätterte der brüchige Gips ab, und in den Betten und Möbeln wimmelte es von Wanzen.¹⁵⁹ Sie lebten bescheiden und gaben für Essen und Trinken wenig aus. Zu der Zeit war Hitler kein Vegetarier, aber sein täglicher Speiseplan bestand hauptsächlich aus Butterbrot, Mehlspeisen und nachmittags oft aus einem Stück Mohn- oder Nusskuchen. Manchmal kam er ganz ohne Essen aus. Wenn Kubizeks Mutter alle vierzehn Tage ein Essenspaket schickte, war es wie ein Festtag.¹⁶⁰ In der Regel trank Hitler Milch, manchmal Fruchtsaft, aber keinen Alkohol.¹⁶¹ Auch rauchte er nicht.¹⁶² Als einzigen Luxus gönnte er sich die Oper. Wieviel er für die fast täglichen Opern- oder Konzertbesuche ausgab, lässt sich nur vermuten. Bei einem Preis von zwei Kronen für den Stehplatz¹⁶³ – es erzürnte Hitler, dass junge Offiziere, weniger an der Musik als am gesellschaftlichen Anlass interessiert, nur zehn Heller bezahlen mussten¹⁶⁴ – hätten regelmässige Besuche über Monate hinweg allmählich seine Ersparnisse aufgezehrt.¹⁶⁵ Mehr als drei Jahrzehnte später bemerkte Hitler: «Ich war so arm in meinen Wiener Jahren, dass ich mir nur die allerbesten Vorstellungen hab' leisten können, und so erklärt sich, dass ich den Tristan damals schon dreissig bis vierzig Mal gehört habe in seiner allerersten Besetzung (...)»¹⁶⁶ Im Sommer 1908 muss er die Erbschaft bereits stark angegriffen haben. Vermutlich besass er noch einige Ersparnisse sowie die Waisenrente, von

der Kubizek annahm, sie sei das einzige Einkommen¹⁶⁷, um ein weiteres Jahr auszuhalten.¹⁶⁸

Kubizek ahnte nicht, dass die gemeinsame Zeit mit dem Freund im Sommer ihrem Ende zugeht. Anfang Juli hatte er zum Semesterschluss die Prüfungen am Konservatorium bestanden. Er wollte zurück nach Linz und dort bis zum Herbst bei den Eltern verweilen. Mit Frau Zakreys traf er die Vereinbarung, ihr jeden Monat die Miete zu schicken, um das Zimmer zu behalten, und Hitler, der wiederholte, wie ungern er allein in der Kammer bleibe, begleitete ihn zum Westbahnhof.¹⁶⁹ Sie trafen einander erst nach dem «Anschluss» von Österreich an das Deutsche Reich 1938 wieder.¹⁷⁰ Hitler schickte Kubizek im Sommer eine Reihe von Postkarten, darunter eine aus dem Waldviertel, wo er der Familie lustlos einen Besuch abstattete.¹⁷¹ Auf viele Jahre hinaus hatte er seine Verwandten damit zum letzten Mal gesehen.¹⁷² Für Kubizek gab es keinen Anlass zu glauben, er werde den Freund im Herbst nicht wiedertreffen. Doch als er bei der Rückkehr im November aus dem Zug stieg, war Hitler nirgends zu sehen. Irgendwann im Spätsommer oder Herbst war er ausgezogen. Frau Zakreys teilte Kubizek mit, Hitler habe die Unterkunft verlassen, ohne ihr eine neue Postanschrift zu nennen.¹⁷³ Am 18. November 1908 hat sich Hitler bei der Polizei als «Student» gemeldet, wohnhaft in einer neuen Unterkunft, Zimmer 16 an der Felberstrasse 22, in der Nähe des Westbahnhofs. Es war ein luftigeres Zimmer, das vermutlich mehr kostete als das in der Stumpergasse.¹⁷⁴

Was lag dem plötzlichen und unangekündigten Bruch mit Kubizek zugrunde? Die wahrscheinlichste Erklärung ist die zweite Ablehnung durch die Akademie für Bildende Künste im Oktober 1908 – diesmal durfte Hitler nicht einmal zur Prüfung antreten.¹⁷⁵ Wahrscheinlich hatte er Kubizek von der erneuten Bewerbung nichts erzählt. Möglicherweise hatte er sich das ganze Jahr eingeredet, er habe eine zweite Chance, und geglaubt, er werde diesmal nicht durchfallen. Jetzt musste er seine Hoffnungen auf eine künstlerische Laufbahn begraben – und mochte seinem Freund als endgültig Gescheiterter nicht unter die Augen treten.¹⁷⁶

Ungeachtet aller Fehler zeichnen Kubizeks Erinnerungen ein Porträt des jungen Hitler, dessen Charaktereigenschaften rückblickend im späteren Parteiführer und Diktator erkennbar sind.¹⁷⁷ Die Trägheit des Lebensstils und die gleichzeitigen Ausbrüche manischer Begeisterung, die von Phantasien absorbierte Energie, der Dilettantismus, der Mangel an Wirklichkeitssinn und dem Gefühl für das rechte Mass, die Rechtshaberei des Autodidakten, die Egozentrik, die Intoleranz, das unver-

mittelte Aufwallen des Zornes, die giftigen Ausfälle gegen alles und jeden, der den Aufstieg des grossen Künstlers blockierte – all die Merkmale erkennt man in Kubizeks Porträt des 19jährigen Hitler. Die Fehlschläge in Wien hatten Hitler in einen zornigen und frustrierten jungen Mann verwandelt, der mit seiner Umgebung immer weniger zurechtkam. Aber noch war er nicht der Hitler, der nach 1919 ins Blickfeld kommt und in «Mein Kampf» seine politischen Ideen skizzierte.

Kubizek hatte Zeit und Gelegenheit zur Lektüre von «Mein Kampf» gehabt, als er den eigenen Bericht über Hitlers politische Entwicklung verfasste – die ihn deutlich weniger interessierte als Fragen zur Kunst und Kultur. Passagenweise erinnert Kubizeks Text stark an Hitlers eigene Geschichte seines «politischen Erwachens» in Wien. Daher sind die Schilderungen Kubizeks nicht verlässlich und oft auch nicht glaubhaft – zum Beispiel, wenn er behauptet, Hitler sei Pazifist und Kriegsgegner gewesen.¹⁷⁸ Es gibt jedoch keinen Grund, an Hitlers wachsendem politischen Bewusstsein zu zweifeln. Seine erbitterte Verachtung für das vielsprachige Parlament, dessen Debatten Kubizek mit ihm gemeinsam besuchte¹⁷⁹, sein schriller deutscher Nationalismus, seine tiefe Verachtung des Vielvölkerstaats der Habsburger, sein Ekel vor dem «Völkerbabel in den Strassen Wiens»¹⁸⁰ und sein «Hass gegen das fremde Völkergemisch, das diese alte deutsche Kulturstätte zu zerfressen begann»¹⁸¹ – das alles war eine Akzentuierung, eine persönliche Radikalisierung dessen, was er zuerst in Linz aufgenommen hatte.¹⁸² Hitler beschrieb diese Faktoren in «Mein Kampf».¹⁸³ Zweifellos vertieften und verschärften die Erfahrungen der ersten Monate in Wien diese Ansichten. Was Hitlers Verhältnis zu den Juden betrifft, dauerte es nach seinen eigenen Worten zwei Jahre, bis sich seine Einstellung herauskristallisiert hatte.¹⁸⁴ Kubizek übertreibt mit der Behauptung, Hitler habe sein «Weltbild» gewonnen, als sie in Wien zusammen waren.¹⁸⁵ Hitlers geschlossene «Weltanschauung» war noch im Entstehen begriffen. Die Grundlage, der pathologische Judenhass, trat erst später in Erscheinung.

IV

Für Hitlers neunmonatigen Aufenthalt in der Felberstrasse fehlen jegliche Zeugen.¹⁸⁶ Eine junge Frau namens Marie Rinke hat später behauptet, sich an gelegentliche Gespräche mit ihm in der Mietskaserne, in der er wohnte, zu erinnern. Seine ruhige Art habe auf sie einen guten

Eindruck gemacht, ihn von anderen jungen Männern unterschieden.¹⁸⁷ Ansonsten verharnt diese Periode in Hitlers Wiener Zeit im Dunkeln. Dennoch wurde oft vermutet, er habe in jenen Monaten die Entwicklung zum besessenen Rassenantisemiten durchlaufen.¹⁸⁸

In der Nähe von Hitlers Wohnung in der Felberstrasse lag ein Kiosk, der Tabak und Zeitungen anbot. Wahrscheinlich hat er hier alle Zeitungen und Journale erworben, die er nicht schon gierig in den Cafés verschlang. Unsicher bleibt, welche der vielen billigen und minderwertigen damals im Umlauf befindlichen Zeitschriften er gelesen hat. Sehr wahrscheinlich gehörte auch ein rassistisches Periodikum namens *Ostara* dazu.¹⁸⁹ Die 1905 erstmals erschienene Zeitschrift war das Produkt der aussergewöhnlichen und verwirrten Phantasie eines exzentrischen früheren Zisterziensermönches, der als Jörg Lanz von Liebenfels bekannt wurde, obwohl er mit richtigem Namen Adolf Lanz hiess.¹⁹⁰ Später gründete er in der Burgruine Werfenstein an einem romantischen Teilstück der Donau zwischen Linz und Wien einen eigenen Orden, den «Neutemplerorden», dem ein Sammelsurium mystischer Zeichen und Symbole eigen war, einschliesslich des Hakenkreuzes.

Lanz folgte der ideologischen Richtschnur des Vielschreibers Guido (von) List, der die Überlegenheit einer arisch-germanischen Rasse propagiert und zur Popularisierung des Hakenkreuzes beigetragen hatte, dem bei den alten Hindus gebräuchlichen Zeichen der Sonne, das er als Symbol des «Unbesiegbaren», des germanischen Helden, des «Starken von Oben» deklarierte.¹⁹¹ Lanz, der auch ein begeisterter Anhänger Schönerrers war¹⁹², trieb Lists verrückte Ideen, mit denen Hitler gewiss auch vertraut war¹⁹³, noch weiter.

Lanz und seine Anhänger waren besessen von homoerotischen Vorstellungen über einen manichäischen Kampf zwischen der heroischen und kreativen «blonden» Rasse und einer Rasse räuberischer dunkler «Tier- und Affenmenschen», die mit animalischer Lust und bestialischen Instinkten – die Zerstörer der Menschheit und ihrer Kultur – die «blonden» Frauen erbeuteten. Lanz' in *Ostara* dargelegtes «Rezept» zur Überwindung der Übel der modernen Welt und Wiederherstellung der Herrschaft der «blonden Rasse» bestand in der Wahrung der «rassischen Reinheit» und dem «Rassenkampf». Dabei sei die Versklavung und Zwangssterilisierung oder gar «Auslöschung» niederer Rassen mitgemeint, die Vernichtung des Sozialismus, der Demokratie und des Feminismus, die als Vehikel von deren verderblichem Einfluss galten, und die vollständige Unterordnung arischer Ehefrauen gegenüber ihren

Ehemännern.¹⁹⁴ «Blond-Blaue aller Länder, vereinigt euch» lautete der zusammenfassende Wahlspruch.¹⁹⁵ Zwischen den bizarren Phantasien von Lanz und seiner «Truppe» frauenhassender, rassistischer Spinner und dem Programm der «Rassenselektion», das die SS im Zweiten Weltkrieg in die Tat umsetzte, gibt es einige Gemeinsamkeiten. Ob Lanz' Ideen direkten Einfluss auf Heinrich Himmlers SS ausgeübt haben, ist jedoch fragwürdig. Nicht halten lässt sich Lanz' Anspruch auf einen einzigartigen Platz in der Geschichte als «der Mann, der Hitler die Ideen gab».¹⁹⁶

Gewöhnlich gilt als selbstverständlich, dass Hitler *Ostara* gelesen hat und davon, wie stark auch immer, beeinflusst wurde.¹⁹⁷ Wenn Hitler in «Mein Kampf» seine «Wandlung» zum Antisemiten beschreibt, erwähnt er ohne Angabe von Daten die Lektüre antisemitischer Zeitschriften:

«Ich kaufte mir damals um wenige Heller die ersten antisemitischen Broschüren meines Lebens. Sie gingen leider nur alle von dem Standpunkt aus, dass im Prinzip der Leser wohl schon die Judenfrage bis zu einem gewissen Grade mindestens kenne oder gar begreife. Endlich war die Tonart meistens so, dass mir wieder Zweifel kamen infolge der zum Teil so flachen und ausserordentlich unwissenschaftlichen Beweisführung für die Behauptung. Ich wurde dann wieder rückfällig auf Wochen, ja einmal auf Monate hinaus. Die Sache schien mir so ungeheuerlich, die Bezeichnung so masslos zu sein, dass ich, gequält von der Furcht, Unrecht zu tun, wieder ängstlich und unsicher wurde.»¹⁹⁸

In der Passage nennt Hitler keinen Titel und deutet damit an, er habe mehrere, nicht nur eines, gelesen. Und ob *Ostara* ihn genötigt hat, seine Aufmerksamkeit so ausschliesslich auf die «Judenfrage» zu konzentrieren, mag bezweifelt werden. In *Ostara* ging es tatsächlich weit zentraler um rassistische Theorien als um Antisemitismus, der nur eine geringe Rolle spielte.¹⁹⁹ Der Hauptbeleg, wonach Hitler *Ostara* gekannt haben soll, stammt aus einem nach dem Krieg geführten Interview, in dem Lanz behauptete, sich daran zu erinnern, Hitler habe ihm während der Zeit in der Felberstrasse im Jahr 1909 einen Besuch abgestattet und nach Exemplaren früherer Nummern der Zeitschrift gefragt. Bei Hitlers heruntergekommenem Aussehen habe er ihm die Exemplare umsonst überlassen und zwei Kronen für die Rückfahrt nach Hause geschenkt.²⁰⁰ Niemand hat Lanz in dem Interview, das mehr als 40 Jahre nach der an-

geblichen Begegnung stattfand, gefragt, woher er wisse, dass der junge Mann Hitler gewesen sei.²⁰¹ Auch Josef Greiner, der Autor einiger erfundener «Erinnerungen» an Hitler in der Wiener Zeit, hat in Interviews nach dem Krieg bezeugt, Hitler habe *Ostara* gelesen. In seinem Buch erwähnt Greiner *Ostara* nicht. Mitte der fünfziger Jahre danach befragt, «erinnerte» er sich, Hitler habe zwischen 1910 und 1913 im Männerheim einen grossen Stapel mit Nummern von *Ostara* besessen und sei in hitzigen Diskussionen mit dem ehemaligen Priester Grill, der in Greiners Buch überhaupt nicht auftaucht, als vehementer Anhänger von Lanz' «rassischen» Theorien hervorgetreten.²⁰² Einer dritten Zeugin, der früheren NS-Funktionärin Elsa Schmidt-Falk, zufolge, soll Hitler Lanz im Zusammenhang mit der Homosexualität und *Ostara* in Verbindung mit dem Verbot von Lanz' Werken erwähnt haben, obwohl es dafür keine Belege gibt.²⁰³

Wahrscheinlich hat Hitler *Ostara* zusammen mit all der rassistischen Schundliteratur gelesen, die an Wiener Zeitungsständen ins Auge stach, doch wir wissen es nicht mit Gewissheit.²⁰⁴ Auch wenn er die Zeitschrift gelesen hat, ist nicht sicher, was er geglaubt hat. Hitlers erste bekanntgewordenen Äusserungen über den Antisemitismus unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verraten keine Anzeichen von Lanz' obskurer Rassendoktrin.²⁰⁵ Später äusserte sich Hitler häufig verächtlich über «völkische» Sekten und die Extreme des Germanenkults.²⁰⁶ Soweit es gesichert ist, hat Hitler, lassen wir Elsa Schmidt-Falks zweifelhafte Aussage ausser Acht, Lanz niemals namentlich erwähnt. Das NS-Regime stand seinen Schriften argwöhnisch gegenüber.²⁰⁷

Mitte August 1909 musste Hitler, nachdem er seine Ersparnisse fast aufgebraucht hatte, das Zimmer in der Felberstrasse räumen und fand für kurze Zeit eine schäbige Unterkunft in der Sechshauser Strasse 58.²⁰⁸ Dort blieb er weniger als einen Monat. Bei seinem Auszug am 16. September füllte er weder das erforderliche Meldeformular der Polizei aus, noch hinterliess er seine neue Postanschrift, und wahrscheinlich hatte er auch die Miete nicht bezahlt.²⁰⁹ Während der nächsten Monate lernte Hitler die Bedeutung der Armut kennen. Die spätere Erinnerung an den Herbst 1909 als eine «für (ihn) unendlich bittere Zeit» war nicht übertrieben.²¹⁰ Er besass keine Ersparnisse mehr, dem Vormund jedoch muss er eine Adresse hinterlassen haben, damit der ihm monatlich die Waisenrente von 25 Kronen nach Wien schickte. Aber das war nicht genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten.²¹¹ Im nasskalten Herbst 1909 führte Hitler das Leben eines Vagabunden, übernachtete im Freien,

solange es die Witterung zulies, womöglich in billigen Unterkünften, sobald ihn die Bedingungen dazu zwangen.²¹² Reinhold Hanisch, der Hitler bald darauf kennenlernte, erzählte, dieser habe in einem billigen Café an der Kaiserstrasse genächtigt.²¹³ Späteren Aussagen zufolge soll Hitler im November eine Weile in der Simon-Denk-Gasse n gewohnt haben, aber das ist unwahrscheinlich. Zu der Zeit wird er kaum über das Geld verfügt haben, eine anständige Unterkunft zu bezahlen. Die Adresse lag weitab von Hitlers üblichen Aufenthaltsorten im Süden der Stadt in einem eher mittelständischen Bezirk, ein offizieller Meldebeleg ist nicht erhalten.²¹⁴

Hitler war nun ganz unten angelangt. Dünn und ungepflegt, in verschmutzten, verlausten Kleidern, die Füße wund vom Herumlaufen, gesellte er sich irgendwann vor Weihnachten 1909 zu dem menschlichen Treib- und Strandgut, das dem grossen, erst kürzlich eingerichteten Obdachlosenasyll in Meidling unweit von Schloss Schönbrunn zustrebte.²¹⁵ Der Kleinbürger, den nichts so ängstigte wie die Aussicht, zum Proletariat zu gehören, hatte seinen sozialen Abstieg vollendet.²¹⁶ Der 20jährige Mochtegerknünstler fand sich nun bei den Landstreichern, Pennern und Obdachlosen im Untergeschoss der Gesellschaft wieder.

Zu der Zeit traf er Reinhold Hanisch. Ungeachtet einiger Zweifel wirft dessen Aussage ein Licht auf die nächste Phase in Hitlers Wiener Zeit.²¹⁷ Hanisch, der unter dem Pseudonym «Fritz Walter» lebte, stammte aus dem Sudetenland und war durch einige Bagatelldelikte polizeibekannt. Nach seinen eigenen Worten angeblich ein Zeichner, hatte er in Wirklichkeit verschiedene vorübergehende Anstellungsverhältnisse als Hausdiener und Gelegenheitsarbeiter hinter sich, bevor er quer durch Deutschland von Berlin nach Wien gewandert war.²¹⁸ Eines Abends im Spätherbst begegnete er im Schlafsaal des Asyls einem elend aussehenden, in einen schäbigen blaukarierten Anzug gekleideten Hitler, gab ihm etwas Brot und erzählte ihm, den alles Deutsche begeisterte, Geschichten aus Berlin.²¹⁹ Das Nachtasyl bot nur kurzfristig Unterkunft. Die Männer konnten baden oder duschen, die Kleider desinfizieren lassen, einen Teller Suppe mit Brot essen und im Schlafsaal übernachten. Tagsüber mussten sie auf der Strasse für sich selbst sorgen. Morgens ging Hitler – in sichtlich traurigem Zustand und deprimierter Stimmung – gemeinsam mit anderen Mittellosen zu einem nahegelegenen Konvent in der Gumpendorfer Strasse, wo die Nonnen Suppe aus-schenken. Ansonsten verbrachte er die Zeit in öffentlichen Wärmestuben oder mit dem Versuch, etwas Cield zu verdienen. Hanisch nahm

ihn zum Schneeschippen mit, aber ohne Mantel konnte Hitler nicht lange durchhalten.²²⁰ Am Westbahnhof wollte er den Fahrgästen seine Dienste als Gepäckträger anbieten, aber bei seinem Äusseren fand er wohl kaum viele Kunden.²²¹ Ob er während der Wiener Jahre andere Hilfsarbeiten verrichtete, ist zu bezweifeln. Solange die Ersparnisse ihn über Wasser hielten, war er nicht willens gewesen, an Arbeit auch nur zu denken.²²² Als er am dringendsten Geld benötigte, fehlte es ihm an Körperkraft.²²³ Später verlor sogar Hanisch, sein Geschäftspartner, bei Hitlers Faulheit die Geduld, während er sich mit dem Verkauf von Bildern mehr schlecht als recht durchschlug.²²⁴ Die in «Mein Kampf» erzählte Geschichte, als Bauarbeiter habe Hitler durch schlechte Behandlung Gewerkschaften und Marxismus hautnah kennengelernt, ist mit Sicherheit erfunden.²²⁵ Hanisch jedenfalls hat die Geschichte von Hitler nie gehört und sie später nicht geglaubt.²²⁶ Wahrscheinlich erhielt die «Legende» Nahrung durch die allgemeine antisozialistische Propaganda in Wien.

Inzwischen war Hanisch etwas Besseres eingefallen als körperliche Arbeit. Hitler hatte ihm von seiner familiären Herkunft erzählt, worauf ihn Hanisch überredete, die Verwandten um etwas Geld zu bitten – wahrscheinlich unter dem Vorwand, er benötige es für sein Studium. Binnen kurzer Zeit erhielt Hitler immerhin 50 Kronen – wahrscheinlich von Tante Johanna.²²⁸ Damit erwarb er im staatlichen Leihhaus einen Wintermantel.²²⁹ Im langen Mantel und mit fettigem Filzhut sowie Schuhen gleich denen eines Nomaden, den über den Kragen hängenden Haaren und dunklem Flaum am Kinn provozierte Hitlers Erscheinung sogar die übrigen Stadtstreicher zu Bemerkungen. Nach dem Burenführer nannten sie ihn «Ohm Paul Krüger».²³⁰ Doch das Geschenk der Tante verhieß ihm bessere Zeiten. Er konnte nun die Materialien für das kleine Geschäft erwerben, das Hanisch sich ausgedacht hatte. Als er von Hitler hörte, er könne malen – tatsächlich erzählte Hitler ihm, er habe die Akademie besucht –, schlug Hanisch vor, er solle Szenen aus Wien malen, die er für ihn feilbieten wolle. Den Erlös würden sie teilen. Ob die Partnerschaft bereits im Asyl begann oder erst, nachdem Hitler am 9. Februar 1910 in die angenehmere Umgebung des Männerheims im Norden der Stadt umgezogen war, geht aus Hanischs verdrehtem Bericht nicht klar hervor. Mit Sicherheit aber hatte Hitler mit dem Geschenk der Tante, dem Umzug in die Meldemannstrasse und der neuen geschäftlichen Vereinbarung mit Hanisch das Schlimmste überstanden.²³¹

Gemessen am Meidlinger Asyl stellte das Männerheim eine grosse Verbesserung dar. Die etwa 500 Bewohner waren keine heruntergekommenen Stadtstreicher, sondern eine Gruppe bunt zusammengewürfelter Individuen – darunter Angestellte, sogar Akademiker und pensionierte Offiziere, die gerade nur eine Pechsträhne durchmachten, andere befanden sich einfach auf der Durchreise, auf der Arbeitssuche oder waren vorübergehend beschäftigt, alle ohne den Rückhalt einer Familie. Anders als das Asyl bot das ein paar Jahre zuvor mit Privatspenden unter anderem auch wohlhabender jüdischer Familien errichtete Männerheim ein wenig Privatsphäre – bei einem Preis von lediglich 50 Heller pro Übernachtung. Die Bewohner schliefen in getrennten Kabinen, die sie zwar täglich räumen mussten, aber für unbestimmte Zeit belegen konnten. Das Heim bot ihnen eine Vielfalt von Versorgungs- und Selbstversorgungseinrichtungen, eine Kochnische, eine Schneiderwerkstatt bis zu einer kleinen Bibliothek samt Lesezimmer, in dem Zeitungen auslagen. Die Bewohner verbrachten den Tag ausser Haus, bis auf eine Gruppe von 15 oder 20 Männern, die im Arbeits- beziehungsweise Schreibzimmer zusammensassen, um Auftragsarbeiten (etwa Noten kopieren oder Reklametafeln schreiben) zu erledigen. Diese meist aus dem unteren Mittelstand stammende Gruppe galt im Wohnheim als die «Intelligenz». Ihr schlossen sich Hitler und Hanisch an.²³²

Hanischs Aufgabe bestand darin, Hitlers zumeist postkartengrosse Bilder in Gasthäusern feilzubieten. Auch fand er unter Rahmenhändlern und Polsterern einige, die für billige Illustrationen Verwendung hatten. Die meisten Geschäftsleute, mit denen er gute Geschäfte machte, waren Juden. Hitlers Ansicht nach, so Hanisch, seien die Juden bessere Kaufleute und zuverlässigere Kunden als «christliche» Händler.²³³ Gerade im Licht späterer Ereignisse und Hitlers eigener Behauptungen über die Bedeutung der Wiener Zeit für die Entwicklung seines Antisemitismus ist es bemerkenswert, dass der engste Geschäftspartner (abgesehen von Hanisch) in dem kleinen Kunsthandel ein Jude namens Josef Neumann war, mit dem Hitler anscheinend freundschaftlich verkehrte.²³⁴

Hitler fertigte ausnahmslos Kopien an, manchmal nachdem er auf der Suche nach geeigneten Motiven in Museen und Galerien gewesen war. Er war faul, und Hanisch musste ihn antreiben, zumal er die Bilder schneller los wurde, als Hitler sie malte. Pro Tag schaffte er gewöhnlich ein Bild, und Hanisch rechnete damit, es für etwa fünf Kronen zu verkaufen, die sie untereinander aufteilten. Auf die Weise fanden sie ein bescheidenes Auskommen.²³⁵

Im Schreibzimmer des Männerheims stand die Politik häufig im Zentrum der Gespräche, und bei rasch aufgeheizter Atmosphäre kam es zu Temperamentsausbrüchen. Dabei mischte Hitler stets mit.²³⁶ Seine wilden Angriffe auf die Sozialdemokraten liessen ihn mit einigen Mitbewohnern aneinandergeraten.²³⁷ Alle kannten ihn als Bewunderer Schönerers und Karl Hermann Wolfs, dem Gründer und Anführer der Deutschradikalen Partei, deren Hochburgen im Sudetenland lagen.²³⁸ Auch über die Leistungen Luegers geriet er ins Schwärmen.²³⁹ Wenn er nicht politisierte, hielt Hitler den Kameraden Vorträge – ob sie zuhören wollten oder nicht – über die Wunder der Wagnerschen Musik, die Brillanz der Entwürfe Gottfried Sempers und die Monumentalbauten Wiens.²⁴⁰

Ob es um Politik oder Kunst ging, die Gelegenheit, an den «Debatten» im Schreibzimmer teilzunehmen, war mehr als ausreichend, um Hitler von der Arbeit abzulenken.²⁴¹ Im Sommer 1910 reagierte Hanisch immer gereizter auf Hitlers Unfähigkeit, mit den Aufträgen Schritt zu halten.²⁴² Hitler behauptete, er könne nicht nur auf Bestellung malen, müsse vielmehr in der richtigen Stimmung sein. Hanisch beschuldigte ihn, nur dann zu malen, wenn ihm der Hunger drohe.²⁴³ Nach dem unverhofften Geldsegen für eines der Bilder verschwanden Hitler und Neumann im Juni sogar für einige Tage gemeinsam aus dem Männerheim. Hanisch zufolge verbrachten die beiden die Zeit mit dem Besichtigen von Sehenswürdigkeiten und Museen in Wien.²⁴⁴ Wahrscheinlicher ist, dass sie andere «berufliche Pläne» hegten, die dann rasch platzten, möglicherweise sind sie auch kurz ins Waldviertel gereist, um Tante Johanna um noch mehr Geld zu bitten.²⁴⁵ Hitler und seine Kumpane im Männerheim waren bereit, die seltsamsten Vorhaben anzugehen, die ein wenig Geld einbrächten – so hatten sie etwa die Idee eines wundersamen Haarwuchsmittels.²⁴⁶ Aus welchen Gründen Hitler auch verschwunden war, nach fünf Tagen Abwesenheit kehrte er ohne Geld ins Männerheim und zur Partnerschaft mit Hanisch zurück. Die immer angespannteren Beziehungen entluden sich beim Streit über ein Bild des Parlaments, das Hitler in grösserem Format als sonst üblich gemalt hatte. Über einen Vermittler – einen weiteren jüdischen Händler in seiner Gruppe im Männerheim namens Siegfried Löffner – beschuldigte Hitler Hanisch, er betrüge ihn um 50 Kronen, die er angeblich für das Bild bekommen habe, sowie um weitere neun Kronen für ein Aquarell. Die Polizei erfuhr von der Angelegenheit, und Hanisch musste für einige Tage ins Gefängnis – allerdings für den Gebrauch des falschen

Namens «Fritz Walter». Hitler bekam nie, was ihm Hanisch seiner Ansicht nach für das Bild schuldig geblieben war.²⁴⁷

Mit dem Verschwinden von Hanisch tritt Hitlers Leben für nahezu zwei Jahre fast ganz ins Dunkel. Als er 1912/1913 wieder in den Blick kommt, wohnt er noch im Männerheim, jetzt als etabliertes Mitglied der Gemeinschaft und eine zentrale Figur unter seinesgleichen – der «Intelligenz», die das Schreibzimmer in Anspruch nahm.²⁴⁸ Inzwischen hatte er das Wellental der Erniedrigung, das er 1909 im Obdachlosen- asyl erfahren hatte, durchschritten, obwohl er weiterhin ziellos dahinglebte.²⁴⁹ Mit dem Verkauf seiner Bilder von der Karlskirche und anderer Motive aus «Alt-Wien» erzielte er bescheidene Einnahmen.²⁵⁰ Zugleich gab er wenig aus, da er so frugal lebte.²⁵¹ Die Lebenshaltungskosten im Heim waren äusserst gering: Er ass preisgünstig, trank nicht, rauchte nur selten eine Zigarette, und als einzigen Luxus gönnte er sich gelegentlich eine Stehplatzkarte im Theater oder in der Oper (der «Intelligenz» im Schreibzimmer hielt er darüber dann stundenlange Vorträge).²⁵² Die Beschreibungen seines damaligen Erscheinungsbildes widersprechen einander. Ein Mitbewohner im Männerheim im Jahr 1912 schilderte ihn später als schäbig gekleidet und vernachlässigt, er habe einen langen graufarbenen Mantel mit durchgescheuerten Ärmeln, einen verbeulten alten Hut, löchrige Hosen und mit Papier ausgestopfte Schuhe getragen. Noch immer hatte er schulterlange Haare und einen zottigen Bart.²⁵³ Die Darstellung stimmt mit der Beschreibung Hanischs überein, die vom Kontext her auf die Jahre 1909/1910 zu verweisen scheint, obwohl sie keine genauen Daten nennt.²⁵⁴ Andererseits war Hitler, folgt man den Aussagen Jacob Altenbergs, einer der jüdischen Kunsthändler, zumindest während der späteren Phase des Aufenthalts im Männerheim glattrasiert, er habe darauf geachtet, die Haare kurz zu halten, und Kleider getragen, die zwar alt und abgewetzt, aber in Ordnung gewesen seien.²⁵⁵ In Anbetracht dessen, was Kubizek über Hitlers peinliche Beachtung der Körperhygiene schrieb, als sie 1908 zusammenwohnten, die fast einem Sauberkeitsfetischismus gleichkam, klingt Altenbergs Aussage wahrheitsgetreuer als die des anonymen Bekannten am Ende des Aufenthalts in der Meldemannstrasse.

Wie Hitler auch ausgesehen hat, er genoss wohl kaum den Lebensstil eines Mannes, der unverhofft zu beträchtlichem Wohlstand gelangt war. Lange glaubte man auf Grund von Vermutungen, Hitler habe Ende 1910 einen grösseren Geldbetrag., etwa 3'800 Kronen, erhalten.²⁵⁶ Forschungen nach dem Krieg ergaben, dass dies der Betrag war, den

seine Tante Johanna am 1. Dezember 1910 von ihrem Sparbuch abhob, vier Monate, bevor sie starb, ohne ein Testament zu hinterlassen.²⁵⁷ Angeblich soll Hitler dieses Geld bekommen haben. Dies schien dadurch bestätigt zu werden, dass Hitlers Halbschwester Angela, die weiterhin für seine Schwester Paula sorgte, 1911 die gesamte Waisenrente beanspruchte, die damals noch zu gleichen Teilen zwischen beiden Kindern aufgeteilt wurde. Hitler räumte ein, er sei imstande, den eigenen Unterhalt zu bestreiten, und musste fortan auf die 25 Kronen monatlich verzichten.²⁵⁸ Wie erwähnt, zeigt das Haushaltsbuch der Familie Hitler deutlich, dass Adolf neben kleineren Geschenken von der «Hanitante» wahrscheinlich im Jahr 1907 ein Darlehen in Höhe von 924 Kronen empfangen hat, das in Wirklichkeit einem Geschenk gleichkam und ihm die materielle Basis für das erste, relativ angenehme Jahr in Wien sicherte.²⁵⁹ Wem auch immer Tante Johannas Geld im Dezember 1910 zugute kam, es war gewiss nicht Hitler. Im Gegenteil: Der Verlust der Waisenrente in Höhe von 25 Kronen monatlich muss bei seinen Einkünften eine ziemliche Einbusse bedeutet haben.²⁶⁰

Im Männerheim war Hitlers Leben stabiler geworden, doch auch in der Zeit, als er mit Bildern handelte, war er anscheinend weiterhin verunsichert. Wie Smith zutreffend feststellt, war Hitler immer noch «eher von der gesellschaftlichen Ordnung», in der er lebte, «bedroht als eine Bedrohung für diese».²⁶¹ Über die Qualität der eigenen dilettantischen Bilder sprach er verächtlich und meinte, er müsse das Malen erst noch erlernen. Im Jahr 1910 hat er offenbar wirklich erwogen, ein weiteres Mal die Aufnahmeprüfung zur Akademie zu machen, aber daraus wurde nichts, und seine Bitterkeit und Wut über die Ablehnung liessen nicht nach.²⁶²

Karl Hönisch – sehr darauf bedacht, den Abstand zu seinem Beinahe-Namensvetter Hanisch zu wahren, von dem er nichts Gutes gehört hatte – hat Hitler im Jahr 1913 gekannt. Dem in den dreissiger Jahren für das NSDAP-Hauptarchiv verfassten Bericht ist die Absicht anzumerken, Hitler im bestmöglichen Licht darzustellen. Trotz allem entsteht ein plausibles Bild von Hitler am Ende des Aufenthalts im Männerheim. Hönisch schildert ihn als schwächling, schlecht genährt, hohlwangig, mit dunklen Haaren, die ihm ins Gesicht schlugen, und als schäbig gekleidet. Hitler habe das Heim selten verlassen, jeden Tag in der gleichen Ecke des Schreibzimmers gesessen und an einem der langen Eichenstische gezeichnet und gemalt. Der Stamplatz war allen bekannt, und wenn ein Neuling ihn einnehmen wollte, erinnerten ihn die anderen

Insassen rasch daran: «Dieser Platz ist besetzt, da sitzt Herr Hitler!»²⁶³ Unter den regelmässigen Besuchern des Schreibzimmers galt Hitler als ein etwas ungewöhnlicher, künstlerischer Typ. Später schrieb er: «Ich glaube, meine Umgebung von damals hielt mich wohl für einen Sonderling.»²⁶⁴ Abgesehen von seinen Malfertigkeiten, hat niemand daran gedacht, Hitler könne besondere Begabungen besitzen. Obwohl bei den anderen wohlgelitten, habe Hitler, so Hönisch, diese auf Abstand gehalten: Er besass «eine Art, sich niemand zu nahe kommen zu lassen». Manchmal war er in sich gekehrt, in ein Buch oder die eigenen Gedanken versunken. Aber für seinen Jähzorn sei er bekannt gewesen. Der habe jederzeit aufflackern können, insbesondere bei den häufigen politischen Debatten. Die unerschütterlichen politischen Ansichten Hitlers seien allen offenkundig gewesen. Oft sass er zu Beginn einer Diskussion ruhig da, warf nur hier und da ein Wort in die Debatte, arbeitete ansonsten an seiner Zeichnung weiter. Wenn ihm etwas gegen den Strich ging, sprang er auf, schleuderte Pinsel oder Bleistift auf den Tisch und machte sich kraftvoll bemerkbar, bevor er gelegentlich mittendrin abbrach und, mit einer resignierten Handbewegung das Unverständnis der Kameraden quittierend, die Zeichenarbeit fortsetzte. Vor allem zwei Themen schürten seine Aggression: die Jesuiten und die «Roten» – denen er, wie allgemein bekannt war, unangenehme Erfahrungen zu verdanken hatte.²⁶⁵ Antijüdische Tiraden erwähnte Hönisch nicht.

Wenn Hitler die «Jesuiten» beschimpfte, dann glühte wohl seine frühere Begeisterung für Schönerers vehementen Antikatholizismus noch nach, obwohl dessen Bewegung mittlerweile vollends zusammengebrochen war.²⁶⁶ Auch den Hass auf die Sozialdemokraten hegte er damals schon seit längerem. In «Mein Kampf» erzählt er die mit Sicherheit erfundene Geschichte, wie der Hass entstanden sei. Für kurze Zeit auf dem Bau beschäftigt, habe er die politischen Ansichten sozialdemokratischer Arbeitskollegen zurückgewiesen und es abgelehnt, der Gewerkschaft beizutreten. Angeblich hätten diese ihn dann schikaniert und persönlich bedroht.²⁶⁷ Sollte Hitler – vielleicht in seiner Zeit auf der Strasse oder später – körperlich misshandelt worden sein, hätte er es bestimmt seinen Kumpanen erzählt, zumal er aus seiner starken Aversion gegen die Sozialdemokraten kein Hehl machte. Doch keiner derjenigen, die später Anekdoten über Hitler aus der Zeit erzählten, verweist darauf – ausgenommen Josef Greiner, dessen offensichtlich erfundener Bericht nichts anderes als eine ausführliche und ausgeschmückte Variante der Geschichte in «Mein Kampf» darstellt.²⁶⁸ Für

eine Erklärung von Hitlers Abscheu vor dem Internationalismus der Sozialdemokraten braucht man nicht über seinen starken alldeutschen Nationalismus hinauszugehen. Die von Hitler aufgesaugte Spielart des «Sozialismus» entstammte den Parolen der radikal nationalistischen Propaganda des Franz Stein und dessen alldeutscher «Arbeiterbewegung» und deren schrillen Angriffen auf «Sozialdemokratische Bestialitäten» und den «Roten Terror» sowie ihrer grenzenlosen Agitation gegen tschechische Arbeiter.²⁶⁹ Eine eher unterschwellig vorhandene Quelle des Hasses hing wahrscheinlich mit Hitlers deutlichem sozialen und kulturellen Überlegenheitsgefühl zusammen, das er gegenüber der von der Sozialdemokratie vertretenen Arbeiterklasse empfand.²⁷⁰ «Ich weiss nicht, was mich nun zu dieser Zeit am meisten entsetzte», schrieb er später über den Kontakt mit Menschen aus den «unteren Klassen», «das wirtschaftliche Elend meiner damaligen Mitgefährten, die sittliche und moralische Roheit oder der Tiefstand ihrer geistigen Kultur.»²⁷¹ In einer weiteren aufschlussreichen Passage von «Mein Kampf» schrieb er:

«Die Umgebung meiner Jugend setzte sich zusammen aus den Kreisen kleinen Bürgertums, also aus einer Welt, die zu dem reinen Handarbeiter nur sehr wenig Beziehungen besitzt. Denn so sonderbar es auch auf den ersten Blick scheinen mag, so ist doch die Kluft gerade zwischen diesen durchaus wirtschaftlich nicht glänzend gestellten Schichten und dem Arbeiter der Faust oft tiefer, als man denkt. Der Grund dieser, sagen wir fast Feindschaft liegt in der Furcht einer Gesellschaftsgruppe, die sich erst ganz kurze Zeit aus dem Niveau der Handarbeiter herausgehoben hat, wieder zurückzusinken in den alten, wenig geachteten Stand, oder wenigstens noch zu ihm gerechnet zu werden. Dazu kommt noch bei vielen die widerliche Erinnerung an das kulturelle Elend dieser unteren Klassen, die häufige Roheit des Umgangs untereinander, wobei die eigene, auch noch so geringe Stellung im gesellschaftlichen Leben jede Berührung mit dieser überwundenen Kultur- und Lebensstufe zu einer unerträglichen Belastung werden lässt.»²⁷²

Hitlers eigenes Statusbewusstsein tritt deutlich hervor: «Meine Kleidung war noch etwas in Ordnung, meine Sprache gepflegt und mein Wesen zurückhaltend.»²⁷³ Als er mit Kubizek zusammenlebte, waren sein Aussehen und Lebensstil jedenfalls alles andere als proletarisch geprägt.²⁷⁴ Später sorgte der Status als «Künstler» in der Gruppe der «Intelligenz», die das Schreibzimmer frequentierte, für eine Distanz zu den Handarbeitern im Männerheim. Das Statusbewusstsein lässt unschwer erken-

nen, welchen Grad der Erniedrigung er 1909/1910 empfunden haben muss, als die Bedrohung, ins Proletariat abzugleiten, zeitweise Wirklichkeit wurde. Diese Erfahrung führte bei Hitler jedoch nicht zur Herausbildung einer Solidarität mit den Idealen der Arbeiterbewegung, sondern verschärfte nur seine Feindschaft. Nicht soziale und politische Theorien, sondern Überleben, Kampf und das Prinzip «Jeder gegen jeden» kennzeichneten die Philosophie des Obdachlosenasyls.²⁷⁵

In «Mein Kampf» betonte Hitler den harten Existenzkampf des «Emporkömmelings», der durch «eigene Tatkraft» aufgestiegen sei, wobei «dieser häufig sehr herbe Kampf das Mitleid absterben» lasse und «die Empfindung für das Elend der Zurückgebliebenen» töte.²⁷⁶ Sein angebliches Interesse an der «sozialen Frage» während der Wiener Zeit erscheint so in einem eigenen Kontext. Hitlers anhaltendes Überlegenheitsgefühl liess ihn nicht Mitgefühl für die Mittellosen und Benachteiligten empfinden, vielmehr lief die «soziale Frage» für ihn auf die Suche nach Sündenböcken für seinen eigenen sozialen Abstieg und seine Erniedrigung hinaus. «Indem sie mich in den Bannkreis ihres Leidens zog», schrieb er, «schien sie mich nicht zum ‚Lernen‘ einzuladen, als vielmehr sich an mir selber erproben zu wollen.»²⁷⁷

Auf ähnliche Weise formten persönliche Erfahrungen Hitlers Ansichten über die Sozialdemokratie. Er hasste sie nicht nur, er fürchtete sie auch. Auf die marschierenden Arbeiter, «den ungeheuren menschlichen Drachenvurm», den er in den Strassen Wiens beobachtet hatte, reagierte Hitler mit Besorgnis.²⁷⁸ Die Bedrohung, die er in der Sozialdemokratie spürte, hinterliess bleibende Spuren im Verständnis Hitlers für «die Bedeutung des körperlichen Terrors».²⁷⁹ Hitlers «Gefühl im Bauch» – wahrlich ein Hass aus dem Inneren heraus –, das aus seinem Statusbewusstsein und den direkten Erfahrungen mit der Sozialdemokratie entstanden war, fand «Bestätigung» in unersättlicher, wenn auch einseitiger Lektüre. Ob er überhaupt ernstzunehmende theoretische Werke las, ist zweifelhaft. Was er über den Marxismus wusste, hatte er wahrscheinlich grösstenteils im sozialdemokratischen Schrifttum wie der *Arbeiterzeitung* aufgeschnappt und in antimarxistischen Artikeln der nationalistischen und bürgerlichen Presse.²⁸⁰ Am Ende seiner Wiener Zeit ging Hitlers Abscheu vor der Sozialdemokratie wahrscheinlich kaum weit über Schönereers alldeutschen Nationalismus hinaus – einmal abgesehen von der zusätzlichen Radikalität, die von eigenen bitteren und unmittelbaren Erfahrungen in Elend und Erniedrigung herrührten und die Hitlers Ablehnung des internationalen Sozialismus ver-

stärkten. Ausser Acht lassen können wir Hitlers Behauptung in «Mein Kampf», wonach ihm der Hass auf die Sozialdemokratie, im Verein mit der Theorie des Antisemitismus, eine klar erkennbare und danach unveränderte «Weltanschauung» gegeben habe.

V

Warum und wann wurde Hitler zu dem fixierten, pathologischen Antisemiten, als den wir ihn von seinen ersten politischen Schriften im Jahr 1919 bis zur Abfassung des Testaments im Berliner Bunker 1945 kennen? Da sein paranoider Hass politische Entscheidungen zeitigte, die in der Ermordung von Millionen Juden gipfelten, ist die Frage zweifellos wichtig. Die Antwort darauf ist indes weniger klar, als uns lieb ist. Tatsächlich wissen wir nicht sicher, warum, noch gar wann Hitler sich in einen manisch besessenen Antisemiten verwandelt hat.

Die eigene Version der Geschichte legt er in einigen bekannten und auffälligen Passagen von «Mein Kampf» dar. Danach sei er in Linz kein Antisemit gewesen. Bei der Ankunft in Wien habe ihn die antisemitische Presse zunächst befremdet. Doch die Servilität der vorherrschenden Zeitungen gegenüber dem Hof der Habsburger und deren Diffamierung des deutschen Kaisers habe ihn allmählich auf die «anständigere» und «reinlichere» Linie der antisemitischen Zeitung, des *Deutschen Volksblattes*, gebracht. Die wachsende Bewunderung für Karl Lueger – «den gewaltigsten deutschen Bürgermeister aller Zeiten» – habe dabei geholfen, die Haltung gegenüber den Juden zu verändern – «meine schwerste Wandlung überhaupt» –, und binnen zwei Jahren (in einem anderen Bericht binnen Jahresfrist) sei die Verwandlung abgeschlossen gewesen.²⁸¹ Hitler hebt eine Episode hervor, die ihm die Augen für «die Judenfrage» geöffnet habe:

«Als ich einmal so durch die innere Stadt strich, stiess ich plötzlich auf eine Erscheinung in langem Kaftan mit schwarzen Locken.

Ist dies auch ein Jude? war mein erster Gedanke.

So sahen sie freilich in Linz nicht aus. Ich beobachtete den Mann verstohlen und vorsichtig, allein je länger ich in dieses fremde Gesicht starrte und forschend Zug um Zug prüfte, um so mehr wandelte sich in meinem Gehirn die erste Frage zu einer anderen Frage:

Ist dies auch ein Deutscher?»²⁸²

Nach der Begegnung, fuhr Hitler fort, habe er begonnen, antisemitische Pamphlete zu kaufen. Jetzt habe er gesehen, «dass es sich hier nicht um Deutsche einer besonderen Konfession handelte, sondern um ein Volk für sich». Wien erschien ihm nun in einem anderen Licht. «Wo immer ich ging, sah ich nun Juden, und je mehr ich sah, um so schärfer sondernten sie sich für das Auge von den anderen Menschen ab.»²⁸³

Jetzt wuchs, um bei seinem Bericht zu bleiben, der Abscheu rasch an. Hitlers Sprachgebrauch an der Stelle in «Mein Kampf» verrät eine krankhafte Angst vor Unsauberkeit, Schmutz und Krankheit, die er sämtlich mit Juden assoziierte.²⁸⁴ Auch formulierte er den neugefundenen Hass zu einer Verschwörungstheorie aus. So verband er die Juden fortan mit jedem Übel, das er wahrnahm: der liberalen Presse, dem kulturellen Leben, der Prostitution und – am wichtigsten von allem – er identifizierte sie als führende Kraft der Sozialdemokratie: «Indem ich den Juden als Führer der Sozialdemokratie erkannte, begann es mir wie Schuppen von den Augen zu fallen.»²⁸⁵ Alles, was mit der Sozialdemokratie verbunden war – ob nun Parteiführer, Reichsratsabgeordnete, Gewerkschaftssekretäre oder die marxistische Presse, die er mit Abscheu verschlang-, schien ihm jüdisch zu sein.²⁸⁶ Diese «Einsicht» habe ihm grosse Befriedigung verschafft, schrieb er. Der bereits vorhandene Hass auf die Sozialdemokratie, den Antinationalismus der Partei, alles passte jetzt zusammen: Ihre Führung lag «fast ausschliesslich in den Händen eines fremden Volkes». «Nun aber erst», bemerkte Hitler, «lernte ich den Verführer unseres Volkes ganz kennen.»²⁸⁷ Er hatte Marxismus und Judentum durch die sogenannte «jüdische Lehre des Marxismus» verbunden.²⁸⁸

So anschaulich der Bericht auch ist, die anderen Quellen, die ein Licht auf Hitlers Zeit in Wien werfen, bestätigen ihn nicht. In manchen Punkten widerspricht er ihnen sogar direkt. Allen Problemen mit den autobiographischen Teilen von «Mein Kampf» zum Trotz geht die allgemeine Sichtweise dahin, dass Hitler in Wien tatsächlich zum manischen Rassenantisemitismus «konvertierte». Abgesehen von Hitlers eigenen Worten gibt es kaum Belege, die diese Ansicht bestätigen. Die Deutung beruht letztlich auf der Abwägung von Wahrscheinlichkeiten.

Kubizek behauptete, Hitler sei bereits vor der Abreise aus Linz Antisemit gewesen. Im Gegensatz zu Hitler, der versicherte, sein Vater habe «weltbürgerliche Anschauungen» vertreten und den Antisemitismus als «kulturelle Rückständigkeit» angesehen, gab Kubizek an, Alois' ständige Trinkkumpane in Leonding seien Anhänger Schönerers und er

selbst sei daher gewiss antijüdisch eingestellt gewesen. Auch verwies er auf die offen antisemitischen Lehrer Hitlers an der Realschule. Angeblich erinnerte sich Kubizek daran, eines Tages mit Hitler an der kleinen Synagoge vorübergegangen zu sein, worauf dieser meinte: «Das gehört nicht nach Linz.» Für Kubizek hat Wien den Antisemitismus Hitlers radikalisiert, ihn aber nicht erzeugt.²⁸⁹ Kubizek berichtete von ein oder zwei Vorfällen, als Hitlers Aversion gegen die Juden während der gemeinsamen Wiener Zeit zutage trat.²⁹⁰ So behauptete er, die Begegnung mit einem galizischen Juden sei der Ursprung der Kaftan-Geschichte in «Mein Kampf» gewesen. Das und ein vermeintlicher Besuch einer Synagoge, wohin Hitler Kubizek zu einer jüdischen Hochzeit mitnahm, klingt ganz so, als habe Kubizek es frei erfunden.²⁹¹ Regelrecht falsch ist die Behauptung, wonach Hitler während der gemeinsamen Wiener Zeit 1908 dem Antisemitenbund beigetreten sei. Vor 1918 gab es in Österreich-Ungarn keine solche Organisation.²⁹²

In seinen nach dem Krieg verfassten Memoiren wollte sich Kubizek offenbar von den radikalen Ansichten seines Freundes zur «Judenfrage» distanzieren – und verfälscht seinen Bericht, erfindet Episoden, die in der Erstfassung nicht erscheinen, macht Anleihen bei «Mein Kampf».²⁹³ Die Behauptung, Hitlers Vater, den er nicht gekannt hatte, sei ein ausgesprochener Antisemit gewesen, ist wahrscheinlich falsch. Im Unterschied zur Schönerer-Bewegung vertrat Alois Hitler eine gemässigte Version der alldeutschen Ideologie, die dem Kaiser von Österreich die Treue hielt und mit der Linie der in Oberösterreich vorherrschenden Deutschen Volkspartei übereinstimmte, die Juden als Mitglieder zuließ.²⁹⁴ Bestimmt verfügte die vehement antisemitische und auch radikal deutschnationale Schönerer-Bewegung in und um Linz über eine starke Anhängerschaft, die ohne Zweifel zumindest einige von Hitlers Lehrern einschloss. Im Vergleich zur Feindseligkeit gegenüber den Tschechen scheint der Antisemitismus allerdings an der Schule von relativ geringer Bedeutung gewesen zu sein.²⁹⁵ In der Hinsicht stimmte Hitlers im Gespräch mit Albert Speer mitgeteilte Erinnerung wahrscheinlich doch, als er meinte, das «Nationalitätenproblem», mithin die vehemente Feindschaft gegenüber den Tschechen, kenne er aus der Schule, aber die «Gefahr des Judentums» habe er erst in Wien deutlich gesehen.²⁹⁶

Der junge Hitler, bereits in Linz von Schönerers Ideen eingenommen, wird deren hervorstechenden Rassenantisemitismus wohl kaum übersehen haben.²⁹⁷ Doch für die Anhänger Schönerers zu Hitlers Linzer

Zeit scheint der Antisemitismus eher eine leisere Stimme in der Kakophonie antitschechischen Geschreis und herausposaunter Deutschtümelei gewesen zu sein. Er hat Hitler nicht daran gehindert, Dr. Bloch, der die Mutter bei ihrer letzten Krankheit behandelt hatte, in warmen Worten auf Postkarten seine Dankbarkeit zu bekunden und ihm ein selbstgemaltes Aquarell zu schenken.²⁹⁸ Der tiefe Hass des späteren Antisemiten Hitler war von einer anderen Art, die während der Linzer Jahre mit Sicherheit noch nicht zutage trat.

Es gibt keine Belege dafür, dass Hitler deutlich antisemitische Positionen vertrat, als er und Kubizek im Sommer 1908 auseinandergingen. Er hat selbst behauptet, binnen zwei Jahren nach der Ankunft in Wien Antisemit geworden zu sein.²⁹⁹ Könnte die «Wandlung» in dem Jahr erfolgt sein, das er hauptsächlich in der Felberstrasse verbracht hat, nachdem er Kubizek verlassen hatte und bevor er Stadtstreicher wurde? Die Aussage Lanz von Liebenfels' würde der Chronologie entsprechen³⁰⁰, ist allerdings, wie wir wissen, von zweifelhaftem Wert. Hitlers Absinken in elende Armut im Herbst 1909 ist vielleicht der heute augenfällige Zeitraum, in dem er einen Sündenbock gesucht und ihn in Gestalt des Juden gefunden hat. In dieser Zeit fand er jedoch viel weniger Gelegenheit als irgendwann sonst in Wien, «die Zweifel durch Bücher zu beheben», wie er in «Mein Kampf» behauptet.³⁰¹

Damit nicht genug: Reinhold Hanisch, in den folgenden Monaten enger Gefährte Hitlers, bestand darauf, er sei «in jenen Tagen keineswegs ein Judenhasser» gewesen. «Das wurde er erst später.»³⁰² Beispielhaft hob Hanisch Hitlers jüdische Freunde und Kontaktpersonen im Männerheim hervor. Ein einäugiger Sch osser namens Robinsohn habe Hitler von Zeit zu Zeit mit kleinen Beträgen ausgeholfen. (Tatsächlich hiess der Mann Simon Robinson und hat nachweislich 1912/1913 im Männerheim gewohnt.)³⁰³ Josef Neumann wurde, wie gesehen, in Hanischs Worten, «ein richtiger Freund Hitlers». «Er war ein gutmütiger Mensch, der Hitler sehr mochte und den Hitler auch hochschätzte.» Auch ein Postkartenverkäufer, Siegfried Löffner, den Hanisch fälschlicherweise Loeffler nennt, «war einer von Hitlers Bekanntenkreis» und hat, wie erwähnt, bei dem Konflikt mit Hanisch im Jahr 1910 für Hitler Partei ergriffen.³⁰⁴ Hitler hat es vorgezogen, seine Bilder an jüdische Händler zu veräussern, und einer von ihnen, Jacob Altenberg, sprach später positiv über ihre Geschäftsbeziehungen.³⁰⁵ Hanischs Aussage findet Bestätigung in der später gemachten Bemerkung des anonym gebliebenen Heimbewohners im Frühjahr 1912: «Mit Juden hat sich

Hitler äusserst gut vertragen und sagte einmal, sie seien ein kluges Volk, das besser zusammenhält als die Deutschen.»³⁰⁶

Während des dreijährigen Aufenthalts im Männerheim stand Hitler jede Gelegenheit offen, antisemitische Zeitungen, Pamphlete und Trivialliteratur zu studieren. Abgesehen von der Tatsache, dass Chronologie und Hitlers Behauptung, er sei binnen zwei Jahren nach der Ankunft in Wien zum Antisemiten geworden, nicht mehr zusammenpassen, unterstreicht Karl Hönisch Hitlers unerschütterliche Meinungen über die «Jesuiten» und die «Roten», die dieser bei zahlreichen Debatten im Schreibzimmer vehement vertreten habe, wobei er den Judenhass überhaupt nicht erwähnt. Bestimmt hat sich Hitler im Männerheim in Gespräche über die Juden eingeschaltet. Hanischs Bericht zufolge vertrat er dabei keineswegs einen negativen Standpunkt. Vielmehr soll er die Juden wegen ihres Widerstandes gegen Verfolgungen bewundert, Heines Lyrik und die Musik Mendelssohns und Offenbachs gelobt und den Standpunkt vertreten haben, die Juden seien die erste zivilisierte Nation gewesen, denn sie hätten den Polytheismus zu Gunsten des Glaubens an einen Gott aufgegeben. Auch habe er eher Christen als Juden für den Wucher verantwortlich gemacht und die übliche antisemitische Beschuldigung jüdischer Ritualmorde als Unsinn bezeichnet.³⁰⁷ Unter denen, die behauptet haben, sie hätten ihn im Männerheim selbst erlebt, spricht allein Josef Greiner davon, Hitler sei damals ein fanatischer Judenhasser gewesen.³⁰⁸ Seine Aussage ist jedoch, wie bereits angemerkt, ohne Wert.

Demzufolge gibt es für Hitlers paranoiden Antisemitismus während der Jahre in Wien keine verlässliche zeitgenössische Bestätigung. Schenkt man Hanisch Glauben, dann war Hitler damals nicht antisemitisch eingestellt. Darüber hinaus erinnerten sich auch Hitlers enge Kameraden während des Ersten Weltkrieges daran, er habe keine auffallenden antisemitischen Ansichten geäußert.³⁰⁹ Damit ist zu fragen, ob Hitler nicht die in «Mein Kampf» geschilderte Wiener «Wandlung» zum Antisemitismus erfunden hat, ob der pathologische Judenhass nicht tatsächlich erst nach dem verlorenen Krieg, also 1918/1919, entstanden ist.³¹⁰

Doch warum könnte Hitler die Behauptung, er sei in Wien zum ideologischen Antisemiten geworden, erfunden haben? Und warum mag er es für nötig gehalten haben, eine «Wandlung» am Ende des Krieges hinter der Geschichte einer früheren Wandlung zu verbergen? Die Antwort darauf gibt das Image, das Hitler von sich in den frühen zwanziger Jahren im Bewusstsein der Öffentlichkeit verankern wollte, und zwar ins-

besondere nach dem fehlgeschlagenen Putsch und dem Prozess. Dies erforderte ein Selbstporträt, wie Hitler es in «Mein Kampf» malt, eines Niemand, der von jeher gegen widrige Umstände ankämpfen musste, nach der Ablehnung durch das akademische Establishment im qualvollen Selbststudium, vor allem durch eigene bittere Erfahrungen zu einzigartigen Einsichten in Politik und Gesellschaft gelangt war. Diese hätten ihn befähigt, mit 20 Jahren ohne Hilfe von aussen eine geschlossene «Weltanschauung» zu formulieren. Die unveränderte «Weltanschauung», führte Hitler 1924 aus, habe ihm den Anspruch auf die Führung der nationalen Bewegung verliehen und in der Tat auch den Anspruch, Deutschlands kommender «grosser Führer» zu sein.³¹¹ Zu dem Zeitpunkt war Hitler vielleicht selbst davon überzeugt, dass alle Teilstücke des ideologischen Puzzles eigentlich schon während der Zeit in Wien ihren richtigen Platz gefunden hatten. Zu Beginn der zwanziger Jahre gab es jedenfalls niemanden, der diese Version der Geschichte hätte bestreiten können. Ein Eingeständnis jedoch, er sei erst am Ende des Krieges zum ideologischen Antisemiten geworden, als er, nach einem Senfgasangriff kurzfristig erblindet, im Pasewalker Lazarett lag und von der Niederlage Deutschlands und der Revolution erfuhr, hätte bestimmt weniger heroisch und auch ein wenig hysterisch geklungen.

Dennoch fällt es schwer zu glauben, dass ausgerechnet Hitler, betrachtet man die Intensität seines Judenhasses zwischen 1919 und 1945, von der vergifteten Atmosphäre in einer der antijüdischsten Städte Europas, dem Wien seiner Zeit, unbeeindruckt geblieben war. In dieser Stadt traten radikale Antisemiten um die Jahrhundertwende dafür ein, Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Nicht-Juden als Sodomie zu bestrafen und Juden in der Osterzeit zu überwachen, um rituelle Kindsmorde zu verhindern.³¹² Der Rassenantisemit Schönerer hatte beträchtlich dazu beigetragen, den Hass zu schüren. Lueger wiederum gelang es, den weitverbreiteten und bössartigen Antisemitismus dafür zu nutzen, seine Christlichsoziale Partei aufzubauen und deren Machtbasis in Wien zu konsolidieren. Hitler bewunderte beide Männer sehr. Erneut wäre es seltsam, wenn ausgerechnet er sie zwar bewundert hätte, aber von einem so wesentlichen, ständig wiederkehrenden Element ihrer Botschaft unberührt geblieben wäre. Bestimmt hat er von Lueger gelernt, welchen Nutzen die Politik aus der Popularisierung des Judenhasses ziehen kann.³¹³ Die ausdrücklich antisemitische Zeitung, die Hitler gelesen und als einzige gelobt hat, das *Deutsche Volksblatt*, mit einer damaligen Tagesauflage von 55'000 Exemplaren, beschrieb die Juden als Ver-

ursacher von Verfall und Korruption und brachte sie wiederholt mit Sexskandalen, Perversionen und der Prostitution in Verbindung.³¹⁴ Hitlers Beschreibung, wie er allmählich durch die antisemitische Boulevardpresse tiefsitzenden antijüdischen Vorurteilen ausgesetzt worden sei, und die Schilderung von deren Auswirkung auf ihn während der Wiener Zeit, klingen durchaus authentisch, einmal abgesehen von dem wahrscheinlich konstruierten Vorfall mit dem «Kaftan-Juden».³¹⁵

Wahrscheinlich hat keine Begegnung für sich genommen Hitlers Judenverachtung erzeugt. Angesichts der Beziehungen zu den Eltern ist auch eine Verbindung mit einem ungelösten ödipalen Konflikt denkbar, obwohl man hier nur Vermutungen anstellen kann.³¹⁶ Hitlers Verbindung von Juden und Prostitution gab Anlass zur Spekulation, dass sexuelle Phantasien, Obsessionen und Perversionen dahintersteckten.³¹⁷ Erneut fehlen zuverlässige Belege. Die sexuellen Konnotationen gingen nicht über das hinaus, was Hitler dem *Deutschen Volksblatt* entnommen haben könnte.

Eine einfachere Erklärung sähe so aus: Als Hitler den Wiener Antisemitismus aufsaugte, hatte er kurz zuvor den Verlust der Mutter, Fehlschläge, Ablehnung, Isolation und zunehmende Not erfahren. Die Kluft zwischen dem Selbstbild als einem frustrierten grossen Künstler oder Architekten und der Wirklichkeit des Lebens als Aussteiger bedurfte einer Erklärung. Womöglich hat ihm die antisemitische Wiener Boulevardpresse geholfen, diese Erklärung zu finden.³¹⁸

Falls Hitler tatsächlich in Wien zum Antisemiten geworden ist, warum hat es niemand in der Umgebung bemerkt? Die wohl eher banale Antwort lautet: In der Brutstätte des Radau-Antisemitismus gehörten antijüdische Äusserungen zum Alltag und blieben praktisch unbemerkt. Das Schweigen der Zeugen liefert keine schlüssige Begründung. Natürlich gilt es da noch die Aussagen Hanischs und des Anonymus hinsichtlich von Hitlers Freundschaft mit Juden zu berücksichtigen. Die wiederum stehen in eklatantem Widerspruch zu Hitlers eigenem reisserischen Bericht von der Wiener «Bekehrung» zum Antisemitismus. Aus einer Bemerkung Hanischs geht hervor, Hitler hatte damals tatsächlich bereits rassistische Vorstellungen über die Juden entwickelt. Als ein Mann aus der Gruppe danach gefragt habe, warum die Juden in der Nation immer Fremde geblieben seien, antwortete Hitler, «das liege daran, dass sie eine andere Rasse seien». Hanisch zufolge soll er hinzugefügt haben: «Die Juden röchen anders.» Auch soll Hitler häufig bemerkt haben: «Abkömmlinge von Juden seien sehr radikal und hätten terroristische

Neigungen.» Und als er und Neumann über den Zionismus diskutierten, soll Hitler gemeint haben, das Geld der Juden, die Österreich verliessen, werde natürlich beschlagnahmt, «da es nicht jüdisches, sondern österreichisches Geld sei».³¹⁹ Will man Hanisch Glauben schenken, dann hat Hitler Meinungen vorgebracht, aus denen der Rassenantisemitismus sprach, während er gleichzeitig mit einer Reihe von Juden im Männerheim enge Beziehungen unterhielt. Die in Hitlers Kopf Gestalt annehmenden erbitterten Feindbilder könnten gerade in unmittelbarer Nachbarschaft zum Gegenstand des Hasses eine Akzentuierung und Pointierung erfahren haben. Als grosser Mächtegenkünstler von Juden abhängig, um die kleinen Strassenbilder loszuwerden, verschlang und verdaute er gleichzeitig die bitterbösen, antisemitischen Gift versprühenden Artikel der Wiener Boulevardpresse.³²⁰ Der offen antisemitische Hanisch bemerkte einmal Hitler gegenüber: «Er müsse jüdischen Blutes sein, denn ein christliches Kinn trage selten so einen langen Bart», und er «habe grosse Füsse, wie ein Wüstennomade sie haben müsse».³²¹ Hätte bei der Gelegenheit nicht das übergrosse Ego des unerkannten und derartig erniedrigten Genies die Selbstverachtung in einen innerlich keimenden Rassenhass übersetzt?

Ob Hitler wirkliche Freundschaften mit den Juden im Männerheim unterhielt, wie Hanisch angibt, ist zweifelhaft. Während seines gesamten Lebens schloss Hitler bemerkenswert wenige echte Freundschaften.

Auch war er stets darauf bedacht, trotz seines andauernden Redeflusses selbst den Menschen in seiner unmittelbaren Umgebung gegenüber seine wahren Gefühle zu tarnen. Seine Mitmenschen konnte er geschickt manipulieren, und seine Beziehungen zu den Juden im Männerheim dienten zumindest teilweise dem puren Eigeninteresse. Robinsohn half ihm mit Geld aus. Auch Neumann zahlte kleinere Schulden für ihn ab.³²² Löffner diente Hitler als Mittelsmann zu den Händlern.³²³ Hitler war im Kontakt mit jüdischen Händlern und Geschäftsleuten pragmatisch: Solange sie seine Bilder absetzten, schluckte er seine abstrakte Abneigung Juden gegenüber herunter.³²⁴

Vielfach hat man behauptet, Hitler sei während des Aufenthalts in Wien kein Rassenantisemit gewesen, und zwar vornehmlich auf der Grundlage von Hanischs Aussagen und dem Mangel an Hinweisen auf Hitlers antisemitische Ansichten in den spärlichen verfügbaren Quellen. Legt die Abwägung der Wahrscheinlichkeiten nicht eine andere Deutung nahe? Wahrscheinlich hat Hitler tatsächlich, wie er später behauptete, während der Wiener Zeit begonnen, Juden zu hassen. Dabei

war es in dem Moment kaum mehr als seine Interpretation der persönlichen Umstände und keine durchdachte «Weltanschauung». Brachte er seinen inneren Hass einmal zum Ausdruck, fiel das in einer vom Antisemitismus vergifteten Umgebung gar nicht auf. Solange Hitler Juden *brauchte*, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hat er seine wahren Ansichten verschwiegen und vielleicht sogar gelegentlich, wie Hanisch andeutet, unehrliche Bemerkungen fallengelassen, die als Bewunderung der jüdischen Kultur verstanden werden mochten. Gemäss dieser Argumentation hat er erst später den inneren Hass als geschlossene «Weltanschauung» rational, so wie er es verstand, gefasst, die Weltanschauung, die mit dem Antisemitismus als Kern in den frühen zwanziger Jahren feste Gestalt annahm. Demnach bleibt die Ausgestaltung des Antisemitismus zur Ideologie einer weiteren kritischen Phase in Hitlers Entwicklung vorbehalten, den Monaten zwischen dem Kriegsende und seinem «politischen Erwachen» in München im Jahr 1919.

VI

Im Frühjahr 1913 trieb Hitler nach drei Jahren im Männerheim immer noch dahin – nicht mehr heruntergekommen und nur für sich selbst verantwortlich, aber ohne jede Karriereaussichten. Er vermittelte den Eindruck, als habe er die Hoffnung auf ein Kunststudium nicht ganz aufgegeben, und erzählte den Kollegen im Schreibzimmer, er wolle in München auf die Kunstakademie gehen.³²⁵ Seit langem hatte er angekündigt, «er werde wie der Blitz nach München fahren», und von den «grossen Gemäldegalerien» in der bayerischen Hauptstadt geschwärmt.³²⁶ Für den Aufschub der geplanten Abreise nach München gab es gute Gründe. Der eigene Anteil am Erbe des Vaters wurde am 24. Geburtstag, am 20. April 1913, fällig. Mehr als alles andere hat vermutlich das Warten auf dieses Geld Hitler so lange in der Stadt gehalten, die er verabscheute.³²⁷ Am 16. Mai 1913 bestätigte das Bezirksgericht in Linz, er werde 652 Kronen plus Zinsen erhalten, insgesamt die ansehnliche Summe von 819 Kronen 98 Heller, die auf dem Postweg an den «Kunstmaler» Adolf Hitler in der Meldemannstrasse, Wien, geschickt werde.³²⁸ Nun brauchte er die Abfahrt nach München nicht länger aufzuschieben.

Auch aus einem weiteren Grund war die Zeit reif, Wien zu verlassen. Im Herbst 1909 hatte Hitler es versäumt, sich für den Militärdienst

registrieren zu lassen, den er im kommenden Frühjahr, also nach dem 21. Geburtstag, hätte ableisten sollen.³²⁹ Selbst wenn die Kommission ihn als untauglich eingestuft hätte, wäre er 1911 und 1912 für den Militärdienst eines Landes in Frage gekommen, das er leidenschaftlich hasste.³³⁰ Nachdem er den Behörden drei Jahre lang aus dem Weg gegangen war, hielt er es vermutlich für sicher, nach dem 24. Geburtstag 1913 die deutsche Grenze zu überqueren. Er hatte sich getäuscht. Die österreichischen Behörden hatten ihn nicht übersehen. Sie verfolgten seine Spur, und 1914 brachte sein Versuch, sich dem Militärdienst zu entziehen, ihn in Schwierigkeiten und in Verlegenheit.³³¹ Sobald Hitler bekanntgeworden war, datierte er seine Abreise aus Wien konsequent auf 1912 und nicht auf 1913, um mögliche Nachforschungen von seiner Spur abzubringen.³³²

Besser gekleidet als in dem üblichen schäbigen Anzug, in der Hand einen leichten, schwarzen Koffer, verliess Hitler am 24. Mai 1913 in Begleitung des vier Jahre jüngeren, arbeitslosen Verkäufers Rudolf Häusler, den er etwa drei Monate zuvor im Männerheim kennengelernt hatte, die Mitbewohner aus dem Schreibzimmer, die eine kurze Strecke mitgelaufen waren, und brach nach München auf.³³³

Die Jahre in Wien waren vorüber. In Hitlers Persönlichkeit und seinem «Grundstock persönlicher Anschauungen» war die Zeit unauslöschlich eingeschrieben.³³⁴ Seine «persönlichen Anschauungen» hatten noch nicht die Gestalt einer ausgewachsenen Ideologie oder «Weltanschauung» angenommen. Bevor dies geschah, musste Hitler eine noch härtere «Schule» als Wien durchlaufen: Krieg und Niederlage. Und erst die einzigartigen Umstände, die Krieg und Niederlage erzeugten, versetzten einen Aussteiger aus Österreich in die Lage, in einem anderen Land unter den Menschen der Nation seiner Wahl Interesse für sich zu wecken.

DRITTES KAPITEL

Begeisterung und Verbitterung

«Ich schäme mich auch heute nicht, es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, dass er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen-..)
So, wie wohl für jeden Deutschen, begann nun auch für mich die unvergesslichste und grösste Zeit meines irdischen Lebens.»

«Es war also alles umsonst gewesen. (...) Geschah dies alles dafür, dass nun ein Haufen elender Verbrecher die Hand an das Vaterland zu legen vermochte? (...) In diesen Nächten wuchs mir der Hass, der Hass gegen die Urheber dieser Tat.»

Hitler in «Mein Kampf» über seine Gefühle zu Beginn und nach dem Ende des Ersten Weltkrieges

I

Der Erste Weltkrieg hat Hitler erst möglich gemacht. Ohne die Erfahrung des Krieges, die Demütigung der Niederlage und die Wirren der Revolution hätte der gescheiterte Künstler und Aussteiger mit dem Schritt in die politische Arena weder die entscheidende Wende in seinem Leben erfahren, noch hätte er erkennen können, dass ihm die Rolle des Agitators und Bierkellerdemagogen auf den Leib geschnitten war. Und ohne das Trauma von Krieg, Niederlage und Revolution, ohne die Radikalisierung der deutschen Gesellschaft hätte dem Demagogen das Publikum für seine heisere, hasserfüllte Botschaft gefehlt. Das Vermächtnis des verlorenen Krieges schuf die Bedingungen, unter denen sich die Wege Hitlers und des deutschen Volkes zu kreuzen begannen. Ohne den Krieg wäre ein verkrachter Künstler wie Hitler auf dem Stuhl des Reichskanzlers, auf dem mit Bismarck noch ein Mann mit der «richtigen» Herkunft Platz genommen hatte, undenkbar gewesen.

Laut einer früher zumindest ausserhalb Deutschlands gängigen Annahme galt Hitler als die logische Konsequenz tiefverwurzelter Defizite im deutschen Nationalcharakter, als Gipfel einer misslungenen Geschichte und Ergebnis einer Neigung zu autoritären Strukturen, Militarismus und Rassismus. Für eine derart grobe Verzeichnung der Vergangenheit sprach noch nie sehr viel. Weitaus ernster zu nehmen war die Ansicht, das Scheitern des Liberalismus Mitte des 19. Jahrhunderts habe die autoritären Kräfte in ihrer Dominanz unangetastet gelassen. Vor allem durch die vorindustrielle Schicht der grundbesitzenden Militärs vertreten, seien sie jederzeit bereit gewesen, skrupellos alle Methoden anzuwenden, um ihre Machtposition gegen die demokratische Bewegung zu verteidigen. Folglich führte man Hitlers Triumph auf das Vermächtnis von Bismarcks «Revolution von oben» und die Kontinuitäten zurück, die, das unglückselige Experiment der Weimarer Demokratie ohne Demokraten gleichsam überbrückend, das Zweite Reich mit dem Dritten verbanden. Wer Hitler so erklärte, sah in ihm den Vertreter einer Gesellschaft, die einen Sonderweg in die Moderne

beschritten hatte, einer «verworfenen Nation»¹, deren Institutionen, Strukturen, Machtverhältnisse und Mentalitäten vormodern geblieben waren und daher mit dem raschen Vordringen der Moderne, der Beschleunigung rivalisierender und zugleich bedrohlicher Kräfte in Wirtschaft, Kultur und Politik nicht mithalten konnten.²

Die Interpretation klingt grösstenteils plausibel, ja überzeugend. Doch die Argumentation als solche ist zu eng, zu selbstgenügsam, letztlich auch zu einfach, um zwingend zu sein. Heute tritt deutlicher als früher zutage, dass die gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung im Deutschland des späten 19. Jahrhunderts gegenüber Britannien und Frankreich, mit denen es oft verglichen wurde, weit weniger Unterschiede als Gemeinsamkeiten aufweist. Die Probleme der deutschen Gesellschaft waren überwiegend diejenigen einer modernen, hochentwickelten und kulturell fortgeschrittenen Industriegesellschaft. Sicherlich führte der Versuch, den rapiden wirtschaftlichen und sozialen Wandel zu bewältigen, in Deutschland zu teilweise gravierenden Spannungen. Nur wenige waren ein spezifisch deutsches Phänomen, auch wenn sie in diesem Land oft besonders starken Ausdruck fanden.

Andererseits wich die Verfassung des Deutschen Reiches in entscheidenden Punkten von den Strukturen in Britannien und Frankreich ab. Deren unterschiedlich gestaltete, aber relativ flexible parlamentarische Demokratien boten bessere Voraussetzungen, um den sozialen und politischen Anforderungen zu genügen, die aus dem raschen wirtschaftlichen Wandel erwachsen. In Deutschland war der zunehmende parteipolitische Pluralismus im Reichstag ausserstande, eine parlamentarische Demokratie zu schaffen. Einer solchen Entwicklung standen mächtige Interessengruppen wie die Grossgrundbesitzer, die vornehmlich dem Adel angehörten, im Wege, das Offizierskorps, das Führungspersonal der Beamten und selbst die meisten der im Reichstag vertretenen Parteien. Das Schicksal des Reichskanzlers lag nach wie vor in den Händen des Kaisers, der ihn ernannte und ihm je nach Stärke der Parteien im Reichstag die Unterstützung entziehen konnte. Die Regierung stand über dem Reichstag, sie war wenigstens der Theorie nach unabhängig von der Parteipolitik. Ganze Bereiche der Politik, vor allem aussen- und militärpolitische Fragen, lagen ausserhalb parlamentarischer Kontrolle. Eifersüchtig hüteten die Kräfte der alten Ordnung ihre Macht – angesichts des wachsenden Drucks, der einen radikalen Wandel erforderte. Manche sahen den Krieg als ein Mittel der Machterhaltung, um die sozialistische Bedrohung abzuwehren.

Es ist heute vielleicht unverständlich, dass Deutschland die realen konstitutionellen und politischen Probleme am Vorabend des Ersten Weltkrieges nur mit Hilfe eines riskanten Waffenganges hätte iberwinden können, der auf die Rettung der alten Ordnung abzielte. Die Aussichten, das Land ohne Krieg allmählich in eine konstitutionelle Monarchie und parlamentarische Demokratie zu verwandeln, waren nicht völlig illusorisch.³ Nur wenige hätten auf ein solches Ergebnis gesetzt. Ein allmählicher Wandel Richtung Parlamentarismus, wie ihn die Herrschenden in Deutschland erst zuliessen, als sie den Krieg verloren gegeben hatten, ist in der Tat schwerlich vorstellbar angesichts der unflexiblen Verfassung und des «tiefverwurzelten Widerstandes» mächtiger Kreise gegen die Demokratisierung. Dem starr autoritären politischen System fehlten einfach die Mittel, um die grundlegende Reform der eigenen Strukturen in Gang zu setzen.⁴

Kurz gesagt, Deutschland war in den Jahren vor der Katastrophe zwischen 1914 und 1918 in einigen wenigen Bereichen «normaler» als früher angenommen. Das Zweite Reich war nicht das Dritte Reich im Wartestand. Zur selben Zeit wiesen die europäischen Länder Gemeinsamkeiten auf, die in Deutschland von den Eigenheiten der politischen Kultur und des sozialen Gefüges des Nationalstaats gefärbt waren. Während die Katastrophe des Ersten Weltkrieges Bedingungen geschaffen hatte, die Hitler möglich machten, bereitete die in der wilhelminischen Ära entstandene deutsche politische Kultur (oder zumindest Züge derselben, die jedoch vor 1914 keinesfalls dominierten) den Boden, auf dem die Saat der später vom Nationalsozialismus ibernommenen Ideen aufgehen konnte. Hier zeichneten sich eher schattenhaft undeutliche als klar umrissene Entwicklungen ab.⁵ Es wäre ein Fehler, einen selektiven Katalog extremistischer Ansichten und Einstellungen als repräsentativ für eine ganze Gesellschaft hinzustellen. So wie eine verzerrte Sicht in der deutschen Geschichte das Muster einer unvermeidlich auf Hitler zulaufenden Entwicklung sah, wäre die Annahme irreführend, Hitler habe wie ein Blitz aus heiterem Himmel in die deutsche Geschichte eingeschlagen, und in der Entwicklung Deutschlands sei nichts auszumachen, was der Katastrophe des Nationalsozialismus Vorschub geleistet habe. Und zugleich wäre es gefährlich anzunehmen, ein Mann allein habe die Nation so hypnotisieren können, dass sie vom gesunden Weg des Fortschritts abgebracht worden sei.⁶

Mehr als alles andere bestimmte der Verlauf der nationalen Bewegung in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts die Ideen, die – oft ver-

zerrt und ins Gegenteil verkehrt – dem Nationalsozialismus nach dem Ersten Weltkrieg zu einer starken Anziehungskraft verhalfen. Speziell die Jahre zwischen 1909 und 1914 bezeugen eine Stärkung und Neuformierung der radikalen Rechten, die den Krieg überdauerte und in die politische Welt der Nachkriegszeit führte.⁷ Entscheidend für den deutschen Nationalismus waren lange vor dem Ersten Weltkrieg die weithin empfundenen Defizite der Einheit, die fortdauernden und wachsenden inneren Spannungen. Unter den veränderten Bedingungen nach dem Krieg vermochte Hitler am ehesten aus dem Glauben Kapital zu schlagen, dass politischer Pluralismus für eine Gesellschaft gleichsam unnatürlich oder ungesund, ein Zeichen der Schwäche sei und dass Spaltung und Zwietracht unterdrückt und durch die Einheit einer «Volksgemeinschaft» ersetzt werden können.

Der Wunsch nach nationaler Einheit mit dem Ziel, verhärtete Positionen und inneren Zwiespalt zu überwinden, charakterisierte die nationalistischen Gefühle aller Schattierungen im kaiserlichen Deutschland. Die Oberflächlichkeit der konstitutionellen Einheit, die Bismarck 1871 geschaffen und einer hochgradig – religiös, sozial und regional – fragmentarisierten Gesellschaft übergestülpt hatte, förderte eine bewusste «Nationalisierung der Massen»⁸, nicht zuletzt durch die Schaffung eines Nationalgefühls, das den Ausschluss und die Abweisung von denjenigen propagierte, die nicht «dazugehörten». Der führende Historiker Heinrich von Treitschke, ein prominenter Fürsprecher eines verschärften Nationalbewusstseins und eines integralen Nationalismus, der die «Feinde des Reiches» ausschloss, war einer von vielen bekannten Intellektuellen, die solche Ideen im Bildungsbürgertum aggressiv beförderten.⁹ Das weitverbreitete Empfinden «Die Juden sind unser Unglück!»¹⁰ unterschrieb Treitschke mit seinem Namen. Polen und Juden, Katholiken und besonders Sozialdemokraten wurden unter Bismarck als «Aussenseiter» abgestempelt. Doch Diskriminierung und Repression erreichten letztlich das Gegenteil. Der Kulturkampf – Bismarcks Angriff auf katholische Schulen, andere Einrichtungen und den katholischen Klerus während der siebziger Jahre – hat den Katholizismus wesentlich gestärkt, und das Sozialistengesetz, das sozialistische Vereine, Versammlungen und Veröffentlichungen verbot, brachte in den zwölf Jahren seiner Gültigkeit (1878-1890) eine stark vergrößerte Sozialdemokratische Partei mit einem marxistischen Programm hervor. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges hatte sich die SPD nach den Reichstagswahlen von 1912 zur stärksten Partei entwickelt und rief in

der Oberschicht und im Mittelstand Beunruhigung und zunehmend Hass hervor. Zu der Zeit stand die grösste sozialistische Bewegung in Europa, deren marxistisches Programm die Demontage des bestehenden Staates beabsichtigte, einem hochgradig aggressiven integralen Nationalismus gegenüber, der darauf abzielte, den marxistisch begründeten Sozialismus zu zerstören.

Die Tatsache, dass der deutsche Nationalstaat aus einer Vielzahl von Kleinstaaten entstanden war, begünstigte ein Nationalgefühl, das sein Selbstverständnis über Kultur und Sprache definierte, anstatt wie im Falle Englands oder Frankreichs auf den Institutionen eines bereits bestehenden Einheitsstaates aufzubauen und sich aus diesen fortzuentwickeln. Das förderte eine ethnische Definition der Nation, die leicht, keineswegs immer, in Formen des Rassismus umkippen konnte, insbesondere wenn, wie in Deutschland und im übrigen Europa, Nationalismus und Imperialismus sich vermischten, sowohl aggressiv nach aussen als auch defensiv nach innen wirkten und in schrillen Tönen die Forderung nach einem «Platz an der Sonne» unter den Kolonialmächten zum Ausdruck brachten.

Jeder Nationalismus braucht seine Mythen. Der «Mythos vom Reich» war besonders mächtig.¹¹ Allein der Name des neuen Nationalstaates, «Deutsches Reich», beschwor für viele den mystischen Anspruch herauf, das erste Reich unter Friedrich Barbarossa wiederherzustellen, der nach einer Sage bis zur Wiedergeburt des mittelalterlichen Reiches im heiligen Berg Kyffhäuser in Thüringen ruhe. Die neue nationalistische Ästhetik rief danach, die Kontinuität der Reiche in einem grossen Denkmal für Kaiser Wilhelm I. zu symbolisieren, das 1896, überwiegend von Veteranenverbänden finanziert, auf dem Kyffhäuser errichtet wurde.¹² Der «Mythos vom Reich» verband die nationale Einheit und das Ende der Zersplitterung mit «Heldentaten» und individueller «Grösse» und deutete die frühere deutsche Geschichte als Vorspiel für die Vollendung der nationalen Einheit. Schulbücher verherrlichten die Errungenschaften eines Pantheons von Nationalhelden, besetzt mit Kriegerern bis zum legendären Hermann, dem Cherusker. Das überlebensgrosse Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald und das Kolossalstandbild der «Germania» auf dem Niederwald bei Rüdesheim am Rhein, das Hitler so beeindruckte, als er es auf dem Weg zu den Schlachtfeldern Flanderns im Herbst 1914 erstmals erblickte, waren die steingewordene Botschaft des «Mythos vom Reich».¹³

Als die Reichsgründung nicht mehr Tagespolitik und in die Geschichte

eingegangen war, und der neue Kaiser zwischenzeitlich die umstrittene Karriere des Architekten der Einheit 1890 in herrischer Manier beendet hatte, wurde Bismarck selbst zur Kristallisationsfigur eines Kultes, der ihn als den grössten aller Helden, Staatsmann und Krieger in einer Person pries. Hunderte von Bismarcktürmen, von studentischen Korporationen initiiert, wurden im ganzen Land errichtet und präsentierten den Nationalhelden als herausragendes Symbol für Nation, Staat und Volk.¹⁴ Und je mehr der Reichstag – anfangs gemeinsam mit der Monarchie die Verkörperung nationaler Einheit – nach Bismarcks Abgang als Barometer nationaler Uneinigkeit, als Haus zänkischer Politiker und rivalisierender Parteien galt, um so notwendiger erschien ein neuer Bismarck, ein neuer Nationalheld.

Anfänglich nahm der Kaiser selbst eine solche Rolle in Anspruch. Die cäsaristischen Anwandlungen, ein Me 'kmal des deutschen Nationalismus gegen Ende des 19. Jahrhunderts, wurden nach 1890 durch die Propagierung eines Hohenzollernkults bewusst gestärkt, der dem neuen und ehrgeizigen Kaiser Wilhelm II. galt, der in seiner Person «die beiden Bilder des regierenden Staatsmannes und des schlafenden Heldenkaisers» vereinen sollte.¹⁵ Doch die Kluft zwischen Worten und Taten war zu gross. Das Gefühl, vom Kaiser enttäuscht und desillusioniert worden zu sein, entlud sich in dem Bismarckkult und rief eine lautstarke nationalistische Opposition auf den Plan, deren radikalste Stimmen die Erweiterung des deutschen Machtbereiches durch Expansion und Eroberung der Länder «niederer» Völker forderten.

Die Vehemenz, die das Auftreten des deutschen Nationalismus um die Jahrhundertwende kennzeichnete, war zu einem grossen Teil aus Furcht geborene Aggression – den Ausschlag gab nicht nur der traditionelle Antagonismus gegenüber Frankreich und die wachsende Rivalität mit Britannien, sondern auch die mutmassliche Bedrohung durch den slawischen Osten und, im Innern, die bereits bekannte Gefährdung durch die Sozialdemokratie sowie kulturpessimistische Sorgen um die «Entartung» und den Niedergang der Nation.

In einem gesellschaftlichen Klima, geprägt durch die häufig irrationale Furcht vor inneren und äusseren Feinden, die angeblich die Zukunft der Nation bedrohten, überrascht es nicht, dass neben dem extremen Antimarxismus und rassistischen Ideologien nicht nur der Antisemitismus, sondern auch Sozialdarwinismus und Eugenik zunehmend an Boden gewannen. Natürlich gab es die Tendenzen nicht nur in Deutschland. Der Sozialdarwinismus besass in Britannien eine grosse Wirkungs-

kraft; die klassischen Länder des Rassenantisemitismus waren um die Jahrhundertwende Österreich-Ungarn und Frankreich; und Russland erlebte die brutalste physische Verfolgung der Juden.¹⁶

Im deutschen Kontext indes erlangten die Rassegedanken der populistischen Rechtsradikalen, die die Konservativen zu einem Gutteil übernahmen, einen Rückhalt in der Öffentlichkeit, der für einzelne Personen und Minderheiten zwangsläufig eine starke Bedrohung bedeutete.¹⁷ Der Primat der Nation gegenüber der Person, die Betonung von Ordnung und Autorität sowie der Widerstand gegen Internationalismus und politische Egalität wurden zunehmend ausdrückliche Merkmale des deutschen Nationalgefühls.¹⁸ Mit ihnen nahmen die Forderungen nach einem «Rassenbewusstsein» und die Feindschaft gegenüber der winzigen jüdischen Minderheit, die überwiegend nach Assimilierung strebte, zu.¹⁹

Nach der Beschreibung eines während der neunziger Jahre vielgelesenen Textes waren die Juden «ein Gift für uns und müssen als solches behandelt werden», und in endemisch ausufernder Sprache ist später von den Juden als einer «Pest und Cholera» die Rede.²⁰ Solche Extrempositionen waren keineswegs repräsentativ. Die meisten Juden im kaiserlichen Deutschland sahen der Zukunft recht optimistisch entgegen und betrachteten den Antisemitismus als einen Rückfall in eine primitivere Epoche, die sich bereits auf dem Rückzug befand.²¹ Doch sie unterschätzten die böartigen Methoden, die den modernen Rassenantisemitismus von den archaischen, bereits brutalen Formen der Judenverfolgung unterschied, da er kompromisslos die biologische Unterschiedlichkeit betonte und mit einem entschiedenen Nationalismus auftrat; schliesslich unterschätzten sie die Tatsache, dass neue Typen politischer Massenbewegungen den Antisemitismus übernahmen und für eigene Zwecke gebrauchten. Allzuleicht ignorierten sie die Ausstrahlung rassistischer Literatur wie Houston Stewart Chamberlains «Grundlagen des 19. Jahrhunderts», seit seinem Erscheinen im Jahre 1900 ein Bestseller, oder Theodor Fritschs popularisierender «Antisemiten-Katechismus», das «Handbuch der Judenfrage», das binnen sieben Jahren nach der Publikation 1887 25 Auflagen erlebte.²² Während Parteien mit einseitig antisemitischen Programmen in der Spätphase des Kaiserreichs einen Niedergang erlebten, hatte der Rassenantisemitismus bei anderen Parteien, Vereinen, Pressure-groups, Studentenverbindungen und Interessenverbänden ein zunehmend lebhaftes Echo gefunden und verband sich mit den Restbeständen des antimarxistischen, imperialistischen, militaristischen und radikalen Nationalismus.

Die aus England stammende Eugenik-Bewegung, die auch in Skandinavien und Amerika Anhänger fand, doch in Deutschland grösseren Zulauf hatte, nährte die an Paranoia grenzenden Ängste, dass «rassische Entartung» das Ergebnis einer sinkenden Geburtenrate unter den sozial besser gestellten Gruppen und einer Zunahme «minderwertiger Menschen» innerhalb der Bevölkerung sei. Verstärkt richtete sich der Zorn auf diejenigen, deren Unterstützung die Gesellschaft als Bürde betrachtete – Gruppen, deren Existenz zum Teil als «lebensunwert» bezeichnet wurde, wie soziale Aussenseiter, Behinderte, «minderwertige Menschen» und insbesondere geistig Kranke, deren angeblich zügellose Sexualität als weitere Stimulanz «rassischer Entartung» galt. In dem Zusammenhang fand die Idee zur Sterilisierung «gewisser Klassen von Entarteten» unter den Ärzten wachsende Unterstützung – eine Idee, deren Umsetzung ein Arzt schon 1889 als «heilige Pflicht des Staates» beschrieben hatte.²³

Die Vehemenz des Nationalismus rührte vor allem von einem Empfinden der «Grösse» her, das auf der Grundlage von Eroberungen entstanden war und auf kultureller Überlegenheit beruhte – dem Gefühl, Deutschland sei eine expandierende Macht und als Grossmacht stehe ihm ein Weltreich zu. Bei der imperialistischen Aufteilung Afrikas unter den Kolonialmächten war Deutschland erst spät auf der Bildfläche erschienen. So genügten die kleinen in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts erworbenen Territorien keinesfalls den deutschen Ansprüchen und vermochten schon gar nicht den Klageschrei der Rechten zu dämpfen, das beschleunigte Bevölkerungswachstum habe Deutschland als ein «Volk ohne Raum» gelassen.²⁴ Die Forderung nach einem kolonialen und wirtschaftlichen Weltreich, ausgedrückt in dem Wahlspruch «Weltpolitik», unterschied sich dem Wesen nach nur wenig von den Ansprüchen britischer und französischer Imperialisten. Neben dem Konzept der «Weltpolitik» gediehen auch Ideen zur territorialen Expansion Richtung Osteuropa auf Kosten der slawischen «Untermenschen» – Ideen, die einige der wichtigsten nationalistischen Pressure-groups aggressiv propagierten und die zunehmend Eingang in die Ideologie der Deutschkonservativen Partei fanden.²⁵

Die für die Verbreitung nationalistischer, imperialistischer und rassistischer Ideen jeglicher Schattierung entscheidenden Pressure-groups boten der Propaganda, der Agitation und der ausserparlamentarischen Opposition neue Möglichkeiten. Die stärkste Gruppierung, der Flottenverein, war 1898 mit dem Ziel, den Bau einer grossen Kriegsmarine

voranzutreiben, gegründet worden und zählte 1914 mehr als eine Million ordentlicher und assoziierter Mitglieder.²⁶ Über Zeitungen, Streitschriften und Filme verbreiteten solche Organisationen massenhaft Propaganda.²⁷ Während die nationale Botschaft des Flottenvereins zur dominierenden politischen Tendenz zählte, handelte es sich beim Ostmarkenverein und insbesondere beim Alldeutschen Verband um kleinere, aber umso radikalere und rassistischere Vereinigungen. Ersterer befürwortete weitreichende Massnahmen rechtlicher Diskriminierung gegen einen «Volksfeind», gegen die in den preussischen Ostprovinzen ansässigen Polen.²⁸ Ideologisch gesehen verfocht die kleine Gruppe der Alldeutschen, die viele Multiplikatoren wie Lehrer und Wissenschaftler in ihren Reihen hatte, die radikalste Politik. Sie vertrat einen «völkischen» Nationalismus und rassistischen Imperialismus, der in eine manichäische «Weltanschauung» vom Kampf zwischen Gut und Böse eingebettet war – Ideen, die die «Weltanschauung» der Nationalsozialisten weitgehend vorwegnahmen. Der Alldeutsche Verband war eine Organisation, die trotz geringer Mitgliederzahlen eine Brücke zur grossen Vaterlandspartei des Jahres 1917 und den Rechtsradikalen der Nachkriegszeit schlug.²⁹ Der Führer des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Class, forderte 1912 unter dem Pseudonym Daniel Frymann in der polemischen Schrift «Wenn ich der Kaiser wär» als Grundlage einer nationalen Erneuerung Wahlrechtsbeschränkungen sowie die Pressezensur und den Erlass repressiver antisozialistischer und jüdischer Gesetze.³⁰ Nicht zuletzt verlangte er vor dem Hintergrund der weitverbreiteten, tiefreichenden Enttäuschung durch den Kaiser einen «starken, tüchtigen Führer», nach dem sich «alle, die unverführt geblieben sind von den Lehren in deutscher Demokratie, sehnen (...), weil sie wissen, dass Grosses nur bewirkt werden kann durch die Zusammenfassung der Einzelkräfte, was sich wiederum nur durch die Unterordnung unter einen Führer erreichen lässt».³¹

Zu Beginn des Krieges hatte Class' Buch bereits fünf Auflagen erreichtem Zeichen dafür, dass die Ideen der «neuen Rechten», obzwar das Gedankengut einer Minderheit, in den Jahren, bevor Deutschland von dem grossen europäischen Brand erfasst wurde, zunehmend auf fruchtbaren Boden trafen.³² Der Stimmungswandel der nationalistischen Rechten vor dem Ersten Weltkrieg ist entscheidend für ein Verständnis der Radikalisierung im Krieg und den Zusammenhang mit der raschen Ausbreitung «völkischer» Politik unmittelbar danach.³³

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs war Deutschland sicherlich ein

Staat mit unattraktiven Eigenschaften – darunter die des unausgeglichenen Charakters auf dem kaiserlichen Thron.³⁴ Doch nichts in der Entwicklung hatte den Weg ins Dritte Reich determiniert. Das kaiserliche Deutschland war kein Vorbote dessen, was unter Hitler geschah. Ohne die Erfahrungen des Ersten Weltkrieges und dessen Folgen ist die weitere historische Entwicklung nicht denkbar.

II

Als Hitler elf Jahre später auf die 15 Monate zurückschaute, die er vor dem Krieg in München verbracht hatte, nannte er diese Zeit «(...) die glücklichste und weitaus zufriedenste meines Lebens».³⁵ Bei der Ankunft in «einer deutschen Stadt», die er dem von ihm als «Rassenbabylon» empfundenen Wien gegenüberstellte, geriet der fanatische deutsche Nationalist ins Schwärmen.³⁶ Er nannte eine Reihe von Gründen, warum er Wien verlassen habe: den Hass auf das Habsburger-Reich wegen einer proslawischen Politik, die die deutsche Bevölkerung benachteilige; den wachsenden «Hass gegen das fremde Völkergemisch, das diese alte deutsche Kulturstätte zu zerfressen begann»; die Überzeugung, die Zeit Österreich-Ungarns sei abgelaufen und das Ende könne nicht früh genug kommen; und die Sehnsucht nach Deutschland, «wo seit so früher Jugend mich heimliche Wünsche und heimliche Liebe hingen».³⁷ Hier hat Hitler seine Empfindungen offenkundig idealisiert. Andererseits besteht kein Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Gefühle. Und seine Entschlossenheit, nicht für den Habsburger-Staat kämpfen zu wollen, steht ausser Frage. Darauf zielte Hitler mit dem Satz, er habe Österreich primär «aus politischen Gründen» verlassen.³⁸ Doch wenn er den Weggang als politischen Protest hinstellt, ist er unehrlich und bewusst irreführend. Bekanntlich überschritt Hitler die deutsche Grenze zunächst aus handgreiflichen Gründen: Die Linzer Behörden sassen ihm im Nacken, weil er sich dem Militärdienst entzogen hatte.

Die Stadt, an der Hitler «mehr als an irgendeinem anderen Flecken Erde auf dieser Welt»³⁹ hing, gehörte in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg neben Paris, Wien und Berlin zu den dynamischsten Hauptstädten Europas, sie war ein reicher Nährboden für den schöpferischen Geist und künstlerische Innovation. Schwabing, das pulsierende Zentrum der Münchner Kunst- und Bohemeszene, zog Kunstschaffende, Maler und Schriftsteller aus Deutschland und Europa an. Gemeinsam

verwandelten sie die Schwabinger Cafés, Wirtshäuser und Variétés in Treibhäuser der Moderne. «In keiner Stadt Deutschlands stiess Altes und Neues in so heftiger Form aufeinander wie in München», bemerkte der Maler Lovis Corinth, der die Atmosphäre der Stadt um die Jahrhundertwende erlebte.⁴⁰

Das Thema von Niedergang und Erneuerung, der Drang, die sterile, verfallende Ordnung abzustreifen, die Verachtung für die bürgerlichen Konventionen, für das Altbackene und Traditionelle, die Suche nach neuen Ausdrucksformen, nach neuen ästhetischen Orientierungen, die Betonung des Gefühls gegenüber der Vernunft und die Verherrlichung von Jugend und Überschwang war in den verschiedensten Kulturzirkeln der Münchner Moderne anzutreffen. Am Himmel der literarischen Gestirne leuchteten der Kreis um Stefan George; der Dramatiker und Kabarettist Franz Wedekind, der scharzüngige Kritiker bürgerlicher Moral; der grossartige, aus Prag stammende Lyriker Rainer Maria Rilke; und die Mann-Brüder – Thomas Mann, bereits eine Berühmtheit seit der Publikation der «Buddenbrooks» (1901), des epischen Romans über den Niedergang des Bürgertums, und der Erzählung «Der Tod in Venedig», eine literarische Vignette zum Verfall des Bürgertums, die im November 1913, also im Jahr von Hitlers Ankunft, erschien, und sein älterer Bruder, der politische Schriftsteller Heinrich Mann. Auch in der Malerei war die Herausforderung der Moderne das Signum der Epoche. Etwa gleichzeitig mit Hitler lebten Wassily Kandinsky, Franz Marc, Paul Klee, Alexej von Jawlensky, Gabriele Münter und August Macke in München – die führenden Vertreter des «Blauen Reiters», die mit neuen Formen der expressionistischen Malerei die bildnerische Gestaltung revolutionierten. In den bildenden Künsten blieb nichts, wie es war.

Für den Aussteiger, gescheiterten Künstler und Strassenmaler Adolf Hitler war München nicht aus politischen Gründen attraktiv, sondern als eine «Metropole der deutschen Kunst».⁴¹ Wie schon einige Jahre zuvor begab er sich an einen Hauptschauplatz der Kulturrevolution der Moderne. Doch wie schon in Wien liess Hitler in München die Avantgarde links liegen. Das 19. Jahrhundert beherrschte seinen kulturellen Geschmack, die modernen Kunstformen waren ihm fremd, und den Werken jener Künstler, die München in dieser Zeit zur vielbeachteten Kulturmetropole machten, begegnete er mit Abscheu. Wie schon in Wien beeindruckten ihn die imposanten Prachtbauten, die neoklassischen Fassaden, die breiten Boulevards, die grossartigen Galerien mit Werken

der alten Meister, die Grösse und Macht verkündende Architektur. München zog Hitler als Residenz der Wittelsbacher an, nicht als Stadt künstlerischer Neuerungen.⁴² Er sang ein Loblied auf die Pinakothek, «die vielleicht grossartigste Leistung», weil ein Mann sie geschaffen habe; «was München Ludwig I. zu danken hat, ist unvorstellbar».⁴³ Die Architektur jener Epoche, die Glyptothek und die Propyläen am Königsplatz, später der Schauplatz der alljährlichen Gedenkzeremonie der Nationalsozialisten für die «Helden der Bewegung», die bei dem fehlgeschlagenen Putsch von 1923 getötet worden waren, die Residenz der Wittelsbacher und die weitläufige, von monumentalen Fassaden flankierte Ludwigstrasse faszinierten Hitler.⁴⁴ Später sah er Ähnlichkeiten zwischen den Prachtbauten im München des 19. Jahrhunderts und denjenigen im Berlin Friedrichs des Grossen und bemerkte, dass die Münchner und Berliner Architektur mit bescheidenen Mitteln errichtet worden sei.⁴⁵ Seine eigenen Pläne für den gigantischen Neubau Münchens nach einem zweiten Krieg sollten nicht auf ähnliche Schwierigkeiten stossen: Die eroberten Völker Europas hätten die Rechnung schon bezahlt.⁴⁶

Hitler schrieb, er sei in der Hoffnung nach München gekommen, sich eines Tages als Architekt einen Namen zu machen.⁴⁷ Bei der Ankunft gab er an, er sei «Architektur Maler».⁴⁸ Im Jahr 1914 wies er brieflich den Vorwurf der Linzer Behörden zurück, er habe sich dem Militärdienst entzogen, und behauptete, er habe zur Finanzierung der Ausbildung zum «Architektur Maler» seinen Unterhalt mit einer Tätigkeit als «selbständiger Kunstmaler» verdienen müssen.⁴⁹

In einer 1921 verfassten biographischen Skizze machte er die Angabe, er sei als «Architektur-Zeichner und Architektur-Maler» nach München gekommen.⁵⁰ Drei Jahre danach deutete er vor Gericht an, zum Zeitpunkt seiner Ankunft in München sei die Ausbildung als «Architekturzeichner» bereits abgeschlossen gewesen, und er habe sich zum Baumeister weiterbilden wollen.⁵¹ Viele Jahre später behauptete er, zwecks Absolvierung einer praktischen Ausbildung nach Deutschland gekommen zu sein; er habe drei Jahre in München studieren wollen, um später als Zeichner in die bedeutende Münchner Baufirma Heilmann und Littmann einzutreten und dann bei der ersten Teilnahme an einem Architekturwettbewerb für ein wichtiges Gebäude zu zeigen, was in ihm stecke.⁵²

Keiner der unterschiedlichen und einander widersprechenden Berichte entspricht der Wahrheit. Es gibt keinen Beleg dafür, dass Hitler wäh-

rend der Münchner Zeit praktische Schritte unternahm, um die stets schlechter werdenden Karriereaussichten zu verbessern. Er liess sich kaum weniger ziel- und planlos treiben als in Wien.

Nach der Ankunft in München am 25. Mai 1913, einem strahlenden Frühlingssonntag, ging Hitler einer Anzeige für ein kleines Zimmer nach, das die Familie des Schneiders Joseph Popp in ihrer Wohnung im dritten Stock an der Schleissheimer Strasse 34 vermietete, einem ärmlichen Bezirk im Norden der Stadt, am Rande von Schwabing, unweit eines grossen Kasernenkomplexes gelegen.⁵³ Bis Mitte Februar 1914 teilte er das beengte Zimmer mit seinem Reisegefährten, Rudolf Häusler. Offenbar hielt Adolf Hitlers Gewohnheit, bis spät in die Nacht beim Schein einer Petroleumlampe zu lesen, Häusler vom Schlafen ab und muss ihn so irritiert haben, dass er schliesslich auszog und nach einigen Tagen zurückkehrte, um das Zimmer neben dem Hitlers zu mieten, wo er bis Mai 1914 blieb.⁵⁴ Laut Frau Popp, seiner Vermieterin, hatte Hitler rasch seine Malutensilien ausgepackt und aufgebaut.⁵⁵ Wie in Wien stellte er in einem festen Arbeitsrhythmus binnen zwei oder drei Tagen ein Bild fertig, meist Kopien von Postkarten, auf denen bekannte Sehenswürdigkeiten abgebildet waren – zum Beispiel die Theatinerkirche, die Asamkirche, das Hofbräuhaus, der Alte Hof, der Münzhof, das Alte Rathaus, das Sendlinger Tor, die Residenz, die Propyläen – bevor er in den Bars, Cafés und Bierkellern nach Käufern Ausschau hielt.⁵⁶

Die detailgetreuen, doch eher geistlosen und zu stark überhöhten Preisen gehandelten Aquarelle waren, wie Hitler später als Reichskanzler einräumte, von ziemlich gewöhnlicher Qualität.⁵⁷ Doch im Vergleich mit ähnlichen Produkten aus der Hand echter Kunststudenten, die ihre Werke in Bierkellern feilboten, um den Lebensunterhalt zu verdienen, waren Hitlers Bilder nicht unbedingt schlechter. Da er bald problemlos Kunden fand, verschaffte ihm die Malerei ein bescheidenes Auskommen und versetzte ihn in die Lage, so bequem zu leben wie in den letzten Jahren in Wien.

Als die Linzer Behörden ihn 1914 ausfindig machten, gab er an, er habe zwar kein festes Einkommen, aber die unregelmässigen Einkünfte belaufen sich auf 1'200 Mark im Jahr, und seinem «Leibphotographen» Heinrich Hoffmann erzählte er viele Jahre später, er sei mit 80 Mark Lebenshaltungskosten im Monat ausgekommen.⁵⁸

Wie in Wien war Hitlers Auftreten höflich, aber distanziert, er war in sich gekehrt, verschlossen, und offenbar hatte er keine Freunde, abge-

sehen von Häusler während der ersten Monate. Frau Popp fiel niemand ein, der ihren Untermieter besucht habe⁵⁹, er lebte einfach und frugal, arbeitete tagsüber an seinen Bildern, und nachts las er.⁶⁰ Nach Hitlers eigenen Worten beschäftigte ihn in München «das Studium der politischen Tagesereignisse», insbesondere der «ausenpolitischen Vorgänge».⁶¹ Überdies behauptete er, sich erneut in die theoretische marxistische Literatur vertieft und noch einmal das Verhältnis zwischen Marxismus und Judentum gründlich untersucht zu haben.⁶² Es gibt keinen Grund, an den Angaben von Hitlers Vermieterin über die Bücher zu zweifeln, die er aus der nahe gelegenen Bayerischen Staatsbibliothek in der Ludwigstrasse entlieh.⁶³ In den Myriaden von überlieferten Worten Adolf Hitlers fehlt hingegen jeder inhaltlich fundierte Hinweis darauf, dass er je über den theoretischen Schriften des Marxismus gebrütet oder jemals etwas von Marx oder Engels oder Lenin, der kurze Zeit vor ihm in München gewesen war, oder Trotzki (seinem Zeitgenossen in Wien) gelesen hat.⁶⁴ Wie in Wien diente Hitlers Lektüre nicht der Aufklärung oder dem Studium, sondern der Bestätigung der eigenen Vorurteile.

Meist las Hitler wahrscheinlich in Cafés, wo er wie gewohnt die für die Gäste ausgelegten Zeitungen verschlang. Die unterschiedlichen Menschen, das gesellschaftliche und politische Meinungsspektrum, Gott und die Welt waren in den Münchner Cafés, Wirtshäusern und Bierkellern vertreten. An bekannten Treffpunkten wie dem Café Stephanie in der Amalienstrasse übten sich linke Intellektuelle – darunter manche, die einige Jahre später in die Wirren der Revolution verwickelt wurden –, Schwabinger Künstler und Schriftsteller in beissender Kritik an den gesellschaftlichen und politischen Verhältnissen und entwarfen unzählige Varianten des kommenden Utopia.

In Hitlers Umgebung hegte man keine hochfliegenden Pläne. Sein Milieu war das der Stammtischphilosophen und Weltverbesserer in Eckcafés, der Spinner und halbgebildeten Alleswisser. Hier erfuhr er den aktuellen Stand der politischen Entwicklung, geriet bei der geringsten Provokation in Wallung und bot allen Umsitzenden seine heftig verteidigten Ansichten an über, was auch immer ihn gerade beschäftigte.^{64a} Über «Diskussionen» in Cafés und Bierkellern ging Hitlers politisches Engagement während der Münchner Zeit nicht hinaus. In «Mein Kampf» schreibt er: «In den Jahren 1913 und 1914 habe ich denn auch zum ersten Male in verschiedenen Kreisen, die heute zum Teil treu zur nationalsozialistischen Bewegung stehen, die Überzeugung ausgesprochen, dass die Frage der Zukunft der deutschen Nation die Frage der

Vernichtung des Marxismus ist.» Diese Behauptung erhebt die Kaffeehaustiraden zur Philosophie des politischen Propheten.⁶⁵

Ausserhalb der Cafés und Bierkeller kam Hitler während der Monate in München kaum mit Menschen in Berührung, und die Reden vor einem gefangenen Publikum boten ihm vermutlich ein Ventil für aufgestaute Vorurteile und Emotionen. Als Österreicher, der die Habsburger-Monarchie verachtete und blauäugig nach Deutschland gekommen war, hat sich Hitler über die Zustimmung zum deutsch-österreichischen Bündnis, die er in Bayern zu hören bekam und weder verstehen noch tolerieren konnte, wahrscheinlich ziemlich erregt, wie der Bericht in «Mein Kampf» nahelegt.⁶⁶

Doch die meisten aussenpolitischen «Überlegungen» im Kapitel über die Münchner Zeit gehören eindeutig einer späteren Epoche an und geben Hitlers Position von 1924 wieder. Im Gegensatz zur eigenen Schilderung der Münchner Monate als einer Zeit der weiteren Vorbereitung auf das, was das Schicksal für ihn bereithalte, war es eine von Leere, Einsamkeit und Vergeblichkeit geprägte Periode in Hitlers Leben. Die Liebe, die er für München empfand, wurde nicht erwidert. Hitler gehörte nicht zur Kaffeehauskultur der Avantgarde in Schwabing und auch nicht zur Boheme der Münchner Künstler und Literaten; auch stimmte er nicht mit dem weissblauen bayerischen Provinzialismus überein, der Vorherrschaft eines politischen Katholizismus und anti-preussischer Gefühle – die von allen Bayern geteilt wurden, angefangen bei den Gemüsehändlern auf dem Viktualienmarkt bis hin zu den Spöttern, die den Kaiser in der satirischen Zeitschrift *Simplicissimus* kultiviert aufs Korn nahmen; Hitler praktizierte seine Form des Bohemien-Daseins – in Cafés herumzulungern, in Zeitungen und Zeitschriften zu schmökern und auf die Gelegenheit zu warten, den Umsitzenden eine Kampfreden über ihren politischen Irrweg zu halten. Über die eigene Zukunft wusste er kaum mehr als einst im Wiener Männerheim.

Um ein Haar wäre Hitler in einem österreichischen Gefängnis gelandet. Bereits im August 1913 hatte die Linzer Polizei damit begonnen, Erkundigungen über seinen Verbleib einzuziehen, weil er es versäumt hatte, sich für den Militärdienst zu melden. Wer dem Militärdienst fernblieb, wurde mit einer hohen Geldstrafe belegt. Und wer Österreich zu diesem Zweck verliess, galt als Deserteur und wurde zu einer Haftstrafe verurteilt. Über Hitlers Verwandte in Linz, die Wiener Polizei und das Männerheim in der Meldemannstrasse führte die Spur nach München, wo die Polizei den Linzer Kollegen die Information übermit-

telte, der Gesuchte sei seit dem 26. Mai 1913 als Untermieter der Familie Popp in der Schleissheimer Strasse 34 gemeldet.⁶⁷ Hitler fuhr zusammen, als am Nachmittag des 18. Januar 1914, einem Sonntag, ein Beamter der Münchner Kriminalpolizei mit einer Vorladung an der Wohnungstür von Frau Popp erschien, die ihn aufforderte, sich zwei Tage später in Linz für den Militärdienst zu melden. Bei Zuwiderhandlung drohte ihm eine Geld- und Haftstrafe. Der Polizist stellte Hitler, unter Arrest, vorbehaltlich der Übergabe an die österreichischen Behörden.⁶⁸

Aus irgendwelchen Gründen hatte die Münchner Polizei die Überbringung der Vorladung mehrere Tage lang bis zum Sonntag hinausgezögert, so dass Hitler bei der sehr kurzen Frist bis zum folgenden Dienstag kaum Zeit blieb, der Forderung, in Linz vorstellig zu werden, nachzukommen. Ausserdem haben Hitlers verwahrlostes Aussehen, sein Mangel an Bargeld, seine Rechtfertigungen und Entschuldigungen dazu beigetragen, dass das österreichische Konsulat in München seine Lage mit Nachsicht betrachtete.

Hitlers telegraphisches Gesuch vom Montag, dem 19. Januar, die Vorladung auf den 5. Februar, den Termin der nächsten Musterung in Linz zu verschieben, wurde vom Magistrat abgelehnt. Die Antwort traf zwar noch am selben Tag, aber erst nach der Schliessung des Konsulats in München ein. Am nächsten Morgen behandelten die Beamten das Telegramm mit bürokratischer Trägheit, und Hitler erhielt es erst am Mittwoch, dem 21. Januar, einen Tag später als er in Linz hatte erscheinen sollen. Wieder war das Glück auf seiner Seite. Doch der Ernst der Lage war nicht zu leugnen. In einiger Erregung schrieb Hitler nun einen dreieinhalb Seiten langen Brief, räumte demütig den Fehler ein, sich im Herbst 1909, als er am Boden zerstört gewesen sei, nicht gemeldet zu haben. Zugleich behauptete er, es im Februar 1910 nachgeholt und danach nichts mehr gehört zu haben, obwohl er stets bei der Wiener Polizei gemeldet gewesen sei.⁶⁹ Er beeindruckte die Konsularbeamten, und auch der Linzer Magistrat gestand ihm zu, wie gewünscht am 5. Februar zur nächsten Musterung in Salzburg zu erscheinen. Es wurde weder eine Geld- noch eine Haftstrafe verhängt, und für die Reisekosten kam das Konsulat auf.

Als Hitler schliesslich vorschriftsgemäss in Salzburg zur Musterung antrat, lautete der Befund, er sei zu schwach für den Militärdienst.⁷⁰ Abgesehen vom Schreck und der Verlegenheit, hatte er die selbst verursachten Schwierigkeiten unbeschadet überstanden. Jahre später

wurde er noch einmal mit der Affäre konfrontiert, als seine politischen Gegner versuchten, daraus Kapital zu schlagen.⁷¹ Und die verzweifelten Bemühungen, unmittelbar nach dem Anschluss Österreichs die Akten in seinen Besitz zu bringen, waren zum Scheitern verurteilt. Bevor die Gestapo sie beschlagnahmen konnte, hatte man sie bereits in ein sicheres Versteck gebracht, aus dem sie in den fünfziger Jahren für eine Veröffentlichung hervorgeholt wurden.⁷²

Hitler kehrte in sein enges Dasein als armseliger Künstler zurück, doch nicht für lange, über Europa zogen Sturmwolken auf. In getragenen Ton beschreibt Hitler in «Mein Kampf» eine Atmosphäre, die «wie ein schwerer Alpdruck auf den Menschen» lag, «brütend wie fiebrige Tropenglut». Er sprach von der «ewigen Sorge» und dem «Gefühl der herannahenden Katastrophe», das zu einer «Sehnsucht» geworden sei, so dass ihm der Beginn des Ersten Weltkriegs wie ein reinigendes Gewitter erschien.⁷³

Als Hitler am Sonntag, dem 28. Juni 1914, die sensationelle Nachricht von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Frau in Sarajevo vernahm, befürchtete er zunächst, deutsche Studenten hätten das Attentat verübt. Angesichts von Franz Ferdinands Unterstützung für eine slawenfreundliche Politik war die Annahme nicht abwegig und letztlich wahrscheinlicher, als dass er durch die Hand serbischer Nationalisten ermordet worden war. Als die Identität der Täter feststand, vermischte sich Hitlers «leises Grauen» mit dem Gefühl, «dass der Stein ins Rollen gekommen war, bei dem es ein Aufhalten nicht mehr geben konnte», und der Hoffnung «dass der Krieg endlich unvermeidlich sein würde».⁷⁴ Bis Anfang August «rutschten die Völker über den Rand in den siedenden Kessel», wie Lloyd George es ausdrückte.⁷⁵ Der Kontinent führte nun Krieg.

III

Für Hitler kam der Krieg wie gerufen. Seit der fehlgeschlagenen Aufnahmeprüfung an der Akademie für Bildende Künste 1907 hatte er ziellos dahingelebt, sich damit abgefunden, dass er kein grosser Künstler werden würde, und die Illusion genährt, er könne irgendwie ein bedeutender «Baumeister» werden, obwohl weder Pläne noch realistische Erfolgsaussichten seine Wunschträume begleiteten. Sieben Jahre nach dem Fehlschlag blieb der «Niemand aus Wien»⁷⁶ in München ein

unbedeutender Aussteiger, erfüllt vom fruchtlosen Zorn über die Welt, die ihn abgelehnt hatte. Im Alter von 25 Jahren war Adolf Hitler noch immer ohne Karriereaussichten, ohne Qualifikationen oder eine Möglichkeit, sie erwerben zu können, ohne die Fähigkeit, enge und dauerhafte Freundschaften zu schliessen, und ohne jede reale Hoffnung, mit sich selbst oder einer Gesellschaft zurechtzukommen, die er auf Grund eigener Fehlschläge verachtete. Der Krieg bot ihm einen Ausweg. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte Hitler ein Anliegen, eine Verpflichtung, erfuhr er Kameradschaft, äussere Disziplin, regelmässige Beschäftigung, so etwas wie Wohlbefinden und sogar ein Gefühl der Zugehörigkeit. Das Regiment wurde ihm zur Heimat. Als er 1916 verwundet wurde, soll er zum leitenden Offizier gesagt haben: «Es ist nicht so schlimm, Herr Oberleutnant, gelt, ich bleibe bei euch, bleibe beim Regiment!»⁷⁷

Im weiteren Kriegsverlauf mag die Aussicht, das Regiment verlassen zu müssen, Hitler nahegelegt haben, sich bei Beförderungen nicht berücksichtigen zu lassen.⁷⁸ Nach dem Krieg sprachen praktische Gründe dafür, so lange wie möglich bei der Armee zu bleiben. Nach vier Jahren beim Militär wartete kein Beruf auf ihn. Im Krieg empfand Hitler bestimmt das erste Mal seit der sorglosen Kindheit als «Mutter-söhnchen» in Oberösterreich rundum Zufriedenheit. Die Kriegsjahre waren für ihn «die unvergesslichste und grösste Zeit meines irdischen Lebens».⁷⁹ Inmitten des weltweiten Kriegsgeschehens, für das er wie kein anderer die Verantwortung trug, gedachte er im Zweiten Weltkrieg unaufhörlich seiner Erfahrungen im Ersten Weltkrieg. Eines Tages bemerkte er, es habe nur diese eine Zeit gegeben, «in der ich keine Sorgen hatte», Kost, Logis und Kleidung wurden gestellt.⁸⁰ Hitler war «leidenschaftlich gern Soldat».⁸¹ Der Krieg und die Folgewirkungen haben Hitler geschaffen. Nach Wien war es der zweite prägende Abschnitt in der Entwicklung seiner Persönlichkeit.

Im Gefolge der Ermordung Erzherzog Franz Ferdinands wurde Deutschland wie andere europäische Länder vom Kriegsfieber angesteckt. Noch am Abend des Attentats zerstörte eine aufrührerische Menschenmenge in München das bekannte Café Fahrig im Stadtzentrum, weil die Kapelle im Lokal es abgelehnt hatte, das populäre patriotische Lied «Die Wacht am Rhein» zu spielen.⁸² Einige Wochen griff eine entfesselte Menge ebenfalls in der Innenstadt zwei Frauen an, die Französisch gesprochen hatten und danach mit blutenden Gesichtern und zerrissenen Kleidern von der Polizei gerettet werden mussten.⁸³

«Der Geist von 1914» kam vielfältiger als oft vermutet zum Ausdruck und hatte trotz der genannten Exzesse allgemein eher defensive als ausgesprochen aggressive Merkmale.⁸⁴

Doch der berausenden Stimmung der patriotischen Leidenschaft vermochte kein Bereich der Gesellschaft zu widerstehen. Auch sozialdemokratische Internationalisten und Linksliberale waren dagegen nicht immun, obwohl ihr defensiver Patriotismus wenn schon kein starkes Bollwerk gegen den kriegsverherrlichenden Chauvinismus bot, so doch deutliche Unterschiede zu den von Aggressivität und Kampfeslust beherrschten nationalistischen Kreisen aufwies, wo die Kriegseuphorie keine Schranken kannte. Unter jungen Leuten aus dem Mittelstand und besonders in Studentengruppen ging die Kriegsbegeisterung oft mit dem Optimismus einher, dass nun die endgültige Befreiung von den Ketten einer dekadenten und gelähmten bürgerlichen Ordnung bevorstehe. «Wir wollen den Krieg preisen – diese einzige Hygiene der Welt», hatte nur wenige Jahre zuvor das Manifest der italienischen Futuristen verkündet.⁸⁵ Den Gedanken teilten viele, wenn auch gewiss nicht alle Vertreter der jüngeren Generation in ganz Europa im Juli/August 1914. Unter den führenden deutschen und europäischen Politikern herrschte das Gefühl vor, ein bewaffneter Konflikt sei gleichermaßen notwendig und heilsam im Sinne einer Befreiung von der fortwährenden Anspannung und den wiederholten Krisen der vorangegangenen Jahre.⁸⁶ Für nachfolgende Generationen wohl am wenigsten verständlich war die vorrangig unter Intellektuellen verbreitete Empfindung, der Krieg sei geradezu eine religiöse Erfahrung der Erlösung und Erneuerung, ein Aufwallen erhabener nationaler Einheitsgefühle, um Zwietracht und Disharmonie zu überwinden, ja der Krieg sei die schöpferische Kraft einer «Volksgemeinschaft». «Was wir in tiefer Ergriffenheit jetzt erleben», war in einer angesehenen Zeitschrift für Sozialpolitik zu lesen,

«ist eine Auferstehung, eine Wiedergeburt der Nation. Jäh aufgeschreckt aus den Mühen und Freuden des Alltags, steht Deutschland einig in der Kraft sittlicher Pflicht, zu höchstem Opfer bereit. Der Kaiser, heute wahrhaft ein Volkskaiser, rief: ‚Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche.‘ Der Reichskanzler, gestützt vom Vertrauen aller, sprach: «Jetzt hat die grosse Stunde der Prüfung für unser Volk geschlagen. Mit heller Zuversicht gehen wir ihr entgegen!» Und der Reichstag, einmütig und geschlossen, ein treuer Herold der Nation, gelobte mit der Tat, «durch Dick und Dünn, durch Not und Tod» mit dem Kaiser zu gehen.

Diese ersten Augusttage sind unvergängliche, unvergleichliche Ruhmestage. Was auch immer in vier Jahrzehnten des Friedens an Hader und Zwist der Parteien, Konfessionen, Klassen, Volksstämme aufgeschossen war, der Flammenatem der nationalen Glut hat es wie restlos verzehrt.»⁸⁷

Während sich viele schweren Herzens und aus Pflichtgefühl auf den Krieg vorbereiteten⁸⁸, konnten andere die Kampfhandlungen kaum erwarten. Hitler wurde wie andere Zehntausende vom nationalen Delirium erfasst und begrüßte den Krieg enthusiastisch. Wie bei so vielen verwandelte sich die Begeisterung bei ihm später in tiefe Verbitterung. Bei Hitler schlug das mit Kriegsbeginn in Bewegung gesetzte Gefühlspendel heftiger aus als bei den meisten anderen. «Ich schäme mich auch heute nicht», schrieb er, «es zu sagen, dass ich, überwältigt von stürmischer Begeisterung, in die Knie gesunken war und dem Himmel aus übervollem Herzen dankte, dass er mir das Glück geschenkt, in dieser Zeit leben zu dürfen.»⁸⁹ Zweifellos hat Hitler hier die Wahrheit gesagt. Jahre danach bemerkte er eine Photographie, die sein künftiger Photograph Heinrich Hoffmann anlässlich der patriotischen Grossdemonstration vor der Feldherrnhalle am 2. August 1914, dem Tag nach der deutschen Kriegserklärung an Russland, auf dem Odeonsplatz in München gemacht hatte, und erklärte, er habe in der emotional aufgeputschten Menge gestanden, mitgerissen von nationalistischer Leidenschaft und heiser nach dem Absingen von «Die Wacht am Rhein» und «Deutschland über alles». Hoffmann fertigte Vergrößerungen von der Aufnahme an und entdeckte das Gesicht des 25jährigen Hitler, von Kriegsbegeisterung erfasst, in der Bildmitte. Massenhaft verbreitet, halfen die Reproduktionen bei der Begründung des Führermythos – und Hoffmann bescherten sie riesige Profite.⁹⁰

Zweifellos stand Hitler unter dem Eindruck der gleichen euphorischen Stimmung, die Zehntausende von jungen Männern in München und vielen anderen Städten Europas trieb, sich rasch freiwillig zu melden. Nach eigener Aussage richtete er am 3. August, einen Tag nach der Massendemonstration an der Feldherrnhalle, ein persönliches Gesuch an König Ludwig III., als Österreicher im bayerischen Heer dienen zu dürfen. Zu seiner grenzenlosen Freude habe ihm die Kabinettskanzlei die Bitte schon am nächsten Tag gewährt.⁹¹

Obgleich diese Version zumeist akzeptiert wurde, ist sie kaum glaubhaft. In der Verwirrung jener Tage hätte es wahrlich einer überaus bemerkenswerten Effizienz des Beamtenapparats bedurft, um Hitlers

Gesuch über Nacht zu billigen. In jedem Fall war allein das Kriegsministerium und nicht die Kabinettskanzlei ermächtigt, Ausländer, das heisst auch Österreicher, als Freiwillige anzunehmen.⁹² In Wirklichkeit verdankte Hitler den Dienst in der bayerischen Armee nicht der Effizienz, sondern einem Versehen der Bürokratie.⁹³ Detaillierte Nachforschungen der bayerischen Behörden im Jahre 1924 vermochten nicht zu klären, warum Hitler im August 1914 im bayerischen Heer diente, anstatt nach Österreich zurückzukehren. Vermutlich habe er zu der Flut von Freiwilligen gehört, die in den ersten Augusttagen zur nächsten Rekrutierungsstelle eilten, was zwangsläufig zu Gesetzesverstössen geführt haben dürfte. «Aller Wahrscheinlichkeit nach ist so die Frage (nach) Hitlers Staatsangehörigkeit überhaupt nie in Rede gestanden.» Hitlers Eintritt in die bayerische Armee gehe, schliesst der Bericht, mit einiger Sicherheit auf einen Irrtum zurück.⁹⁴

Wahrscheinlich meldete sich Hitler, wie er 1921 in der autobiographischen Skizze schrieb, am 5. August als Freiwilliger in das 1. bayerische Infanterie Regiment. Wie viele andere in diesen chaotischen Tagen wurde auch er zunächst wieder weggeschickt, da man keine unmittelbare Verwendung für ihn hatte.⁹⁵ Am 16. August erhielt er den Befehl zur Vorsprache beim Rekruten-Depot VI in München, um sich für das 2. Ersatzbataillon des 2. Infanterie Regiments ausrüsten zu lassen. Anfang September war er dem neuformierten bayerischen Reserve Infanterie Regiment Nr. 16 zugewiesen worden, bekannt unter dem Namen des ersten Kommandanten als «Regiment List», das hauptsächlich aus unerfahrenen Rekruten bestand. Mit seinen Kameraden durchlief Hitler nun eine Ausbildungs- und Trainingszeit, gefolgt von Übungen in Lechfeld bei Augsburg, die bis zum 20. Oktober andauerten.⁹⁶ An dem Tag teilte Hitler der Familie Popp in einer Notiz mit, in Kürze werde seine Einheit an die Front, wahrscheinlich nach Belgien verlegt, er freue sich sehr darauf und hoffe, sie würden es bis England schaffen.⁹⁷ Am 21. Oktober verliess der Truppentransport mit Hitlers Regiment in den frühen Morgenstunden den Münchner Bahnhof in Richtung der Schlachtfelder Flanderns.⁹⁸

Am 29. Oktober, sechs Tage nach der Ankunft in Lille, erlebte Hitlers Bataillon an der Strasse nach Menin bei Ypern die «Feuertaufe». In Feldpostbriefen an Joseph Popp und einen Münchner Bekannten, Ernst Hepp, schrieb Hitler, die Stärke des «Regiments List» sei nach vier Tagen von 3'600 auf 611 Mann geschrumpft.⁹⁹ Die anfänglichen Verluste machten schätzungsweise rund 70 Prozent aus, was zum Teil auf Feuer von eige-

nen Truppen zurückging, da Regimenter aus Württemberg und Sachsen die Bayern in der Dunkelheit für englische Soldaten hielten.¹⁰⁰ Unter den Gefallenen war auch Oberst List. Beim Anblick der Tausenden von Toten und Verwundeten wich der Idealismus Hitlers, wie er später sagte, der Erkenntnis, «dass das Leben ein dauernder grausamer Kampf ist».¹⁰¹

Am 3. November 1914 wurde Hitler (rückwirkend zum 1. November) zum Gefreiten befördert. Es war seine letzte Beförderung im Krieg, obwohl er wie jeder andere eine weitere hätte erwarten können, das heisst die zum Unteroffizier. Im weiteren Verlauf des Krieges schlug ihn Max Amann, damals Stabsfeldwebel, später Geschäftsführer der NSDAP und Präsident der Reichspressekammer, zur Beförderung vor, und der Regimentsstab erwog, ihn zum Unteroffizier zu ernennen.¹⁰² Fritz Wiedemann, der Regimentsadjutant, in den dreissiger Jahren eine Zeitlang einer der Adjutanten des «Führers», gab nach dem Ende des Dritten Reiches zu Protokoll, nach Auffassung der Vorgesetzten habe es Hitler an Führungsqualitäten gemangelt.¹⁰³ Jedoch stellten Amann und Wiedemann klar, Hitler selbst habe eine Berücksichtigung bei Beförderungen abgelehnt, wahrscheinlich weil er dann mit der Versetzung vom Regimentsstab hätte rechnen müssen.¹⁰⁴

Am 9. November 1914 war Hitler dem Regimentsstab als Ordonnanz zugewiesen worden, und zwar als einer von acht bis zehn Meldegängern, deren Aufgabe in der Übermittlung der Befehle des Stabsquartiers an die Bataillons- und Kompaniechefs an der Front bestand. Die drei Kilometer lange Strecke legten sie zu Fuss oder manchmal mit dem Fahrrad zurück.¹⁰⁵ Hitler erwähnt in «Mein Kampf» nicht, dass er Meldegänger war, was heissen sollte, er habe den Krieg tatsächlich im Schützengraben verbracht.¹⁰⁶ Aber Versuche politischer Gegner Anfang der dreissiger Jahre, die Gefahren herunterzuspielen, denen die Meldegänger bei der Erfüllung ihrer Pflichten ausgesetzt waren, und Hitler als Feigling blosszustellen, waren unangebracht.¹⁰⁷ Wenn die Front ruhig war, was häufig vorkam, konnten die Meldegänger hin und wieder im Stabshauptquartier, wo sie erheblich bessere Bedingungen als im Schützengraben vorfanden, herumgammeln.

In dieser Umgebung verbrachte Hitler im Regimentshauptquartier in Fournes bei Fromelles, im Bezirk Ypern in Flandern gelegen, nahezu die Hälfte des Kriegsdienstes und fand dort, wenn man seinen Worten glauben darf, auch die Zeit, Bilder zu malen und Schopenhauers Werke zu lesen.¹⁰⁸ Wenn die Meldegänger während der Schlachten Botschaften

durch die Feuerlinie trugen, begaben sie sich zweifellos in Gefahr, was die verhältnismässig hohen Verluste bezeugen.¹⁰⁹ Wann immer möglich, schickte man zwei Läufer mit einer Meldung los, falls einer von beiden getötet werden würde.¹¹⁰ Bereits am 15. November 1914 starben bei einem Zusammenstoss mit französischen Truppen drei der acht dem Regimentsstab zugeteilten Meldegänger, ein weiterer wurde verletzt. Zwei Tage darauf war das Glück nicht zum letztenmal in seinem Leben auf Hitlers Seite, als er den Regimentsgefechtsstand verliess und Minuten später eine französische Granate explodierte und beinahe der ganze Stab getötet oder verwundet wurde.¹¹¹ Unter den Schwerverwundeten war der Regimentskommandeur Oberstleutnant Philipp Engelhardt, der Hitler für das Eiserne Kreuz vorschlagen wollte, weil er einige Tage zuvor gemeinsam mit einem Kameraden, unter feindlichem Beschuss stehend, das Leben des Kommandeurs geschützt hatte.¹¹² Am 2. Dezember empfing Hitler schliesslich das Eiserne Kreuz II. Klasse als einer von vier Meldegängern unter den 60 Männern des Regiments, die diese Auszeichnung erhielten.¹¹³ Es war, wie er sagte, «der glücklichste Tag meines Lebens».¹¹⁴

Alle Anzeichen sprechen dafür, dass Hitler ein engagierter und nicht nur gewissenhafter und pflichtbewusster Soldat war, dem es nicht an Kampfesmut mangelte. Die Vorgesetzten achteten ihn sehr, und die unmittelbaren Kameraden, vor allem die Gruppe der Meldegänger, zollten ihm Respekt und mochten ihn offenbar sogar, obwohl er sie zuweilen irritierte und verwunderte.¹¹⁵ Seine Humorlosigkeit nutzten sie als Zielscheibe für ihre Scherze. «Wie wär's, wenn man uns heut um a Mamsell umschaun tan?» schlug ein Telephonist eines Tages in breitem bayerischen Dialekt vor. «I tät mi z'Tod schäma bei einer Französin a Liab z'sucha», fiel ihm Hitler erregt ins Wort, worauf die anderen lachten. «Jetzt schau den Klosterbruada o!» rief ein anderer. Darauf erwiderte Hitler: «Habt Ihr überhaupt koa deutsch Ehrgefühl mehr in Euch?»¹¹⁶

Obwohl er sich eigenbrötlerisch vom Rest der Gruppe absonderte, hatte er im Allgemeinen gute Beziehungen zu den nächsten Kameraden. Die meisten traten später der NSDAP bei, und in der Regel erinnerten sie den Reichskanzler an die gemeinsame «Waffenbrüderschaft», worauf er dann dafür sorgte, dass sie Geldgeschenke und Posten im niederen Funktionärsrang erhielten.¹¹⁷ Auch wenn sie alle gut mit ihm zurechtkamen, fanden sie «Adi», wie sie ihn nannten, recht merkwürdig. Untereinander nannten sie ihn den «Kunstmaler» und waren erstaunt, dass

er seit der Jahresmitte 1915 noch nicht einmal zu Weihnachten Post oder Päckchen empfing, nie über die Familie oder Freunde sprach, weder rauchte noch trank, kein Interesse an Bordellbesuchen zeigte und stundenlang lesend oder brütend in einer Ecke des Unterstands zu sitzen pflegte.¹¹⁸

Aufnahmen aus dem Krieg zeigen ein schmales, ausgemergeltes Gesicht, das ein buschiger, schwarzer Schnurrbart beherrscht. Hitler sieht man meist an den Rand der Gruppe gedrängt, ausdruckslos neben lachenden Gesichtern.¹¹⁹ Einer der engsten Kameraden, Balthasar Brandmayer, ein Steinmetz aus Bruckmühl bei Bad Aibling in Oberbayern, beschrieb später seinen ersten Eindruck von Hitler, als er ihm Ende Mai 1915 begegnete: «(...) bis aufs Skelett abgemagert, seine Gesichtsfarbe (war) fahl und bleich. In den tiefen Höhlen staken zwei durchdringende, dunkle Augen; sie fielen mir damals besonders auf. Sein Schnurrbart war (...) wenig gepflegt.» So sass Hitler in eine Zeitung versunken in einer Ecke, nippte gelegentlich an einer Tasse Tee und beteiligte sich nur selten an der fröhlichen Unterhaltung der Gruppe.¹²⁰ Er schien ein komischer Kauz zu sein, schüttelte bei dummen, leichtfertigen Bemerkungen missbilligend den Kopf und stimmte nicht einmal in das unter Soldaten übliche Stöhnen, Meckern und Sticheln ein.¹²¹ «Hast denn du no nia a Madl gern g'habt?» fragte Brandmayer Hitler. – «Schau, Brandmoiri, für a solches Ding hat mir no immer die Zeit g'fehlt». «Und ich werde a nia dazu kemma», fuhr er fort.¹²² Nur dem Hund, Foxl, einem weissen Terrier, der ihm quer durch die feindlichen Linen zugelaufen war, brachte Hitler anscheinend richtige Zuneigung entgegen. Er lehrte das Tier Kunststücke und genoss es, wie Foxl ihn mochte und wie er sich freute, wenn der Herr vom Dienst kam. Bei der Verlegung der Einheit Ende des Krieges war Hitler verzweifelt, als Foxl spurlos verschwand. Viele Jahre später kommentierte er den Vorfall: «Dieser Schweinehund, der ihn mir genommen hat, weiss gar nicht, was er mir angetan hat.»¹²³ Kein Mensch von Tausenden, deren mörderischen Tod er aus nächster Nähe erlebte, löste in Hitler dies Gefühl aus. Leere und Kälte, Hitlers sonstiger Umgang mit Menschen, gab es in der Beziehung zu seinem Hund nicht. Auch im Führerhauptquartier während des Zweiten Weltkrieges konnte nur die Nähe seines Schäferhundes Blondi ihm so etwas wie Freundschaft vermitteln.¹²⁴ Mit welchem Wesen Hitler auch in Berührung kam, mit Hunden oder mit Menschen, jede Beziehung unterlag dem Gesetz der Unterordnung. «Ich habe ihn (Foxl) so gern gehabt!» erinnerte er sich: «Nur mir hat er gefolgt.»¹²⁵

Der Krieg weckte in Hitler den Fanatiker. Vehement missbilligte er die spontanen Freundschaftsbekundungen zum Weihnachtsfest 1914, als deutsche und britische Truppen im Niemandsland aufeinandertrafen, einander die Hände reichten und gemeinsam Weihnachtslieder sangen. «So etwas dürfe jetzt in der Kriegszeit nicht zur Debatte stehen», protestierte er.¹²⁶ Seine Kameraden wussten, mit echten oder falschen defätistischen Kommentaren konnten sie Hitler immer provozieren. Sie brauchten nur zu behaupten, Deutschland werde den Krieg verlieren, und schon brach es aus Hitler heraus. Beharrlich schloss er mit den Worten: «Für uns kann der Weltkrieg nicht verloren sein.»¹²⁷

Der in typischer Hitler-Prosa verfasste lange Brief, den er am 5. Februar 1915 an seinen Münchner Bekannten, Assessor Ernst Hepp, schickte, schloss mit einer für seine Einstellung zum Krieg aufschlussreichen Stelle, die ein Reflex auf die Vorurteile ist, die sein Denken seit der Wiener Zeit beherrschten:

«Ich denke so oft an München, und jeder von uns hat nur den einen Wunsch dass es bald zur endgil(t)igen Abrechnung mit der Bande kommen möge, zum Daraufgehen, koste es was es wolle, und dass die, die von uns das Glück besitzen werden, die Heimat wiederzuseh(e)n, sie reiner und von der Fremdländerei gereinigter finden werden, das durch die Opfer und Leiden die nun täglich so viele Hunderttausende von uns bringen dass durch den Strom von Blut der hier Tag für Tag fließt gegen eine internationale Welt von Feinden, nicht nur Deutschlands Feinde im A(e)usseren zerschmettert werden, sondern dass auch unser innerer Internationalismuss zerbricht, das wäre mehr wert, als aller Länder Gewinn. Mit Oesterreich wird die Sach(e) kommen wie ich es immer sagte.»¹²⁸

Alles spricht dafür, dass dies Hitlers feste Überzeugung im Krieg war. Ungewöhnlich war indes der politische Ausbruch, den er einer ausführlichen Beschreibung militärischer Ereignisse und der Kriegsumstände folgen liess. Denn mit seinen Kameraden scheint er nur wenig über Politik gesprochen zu haben.¹²⁹ Vielleicht hinderte ihn die Rolle des Sonderlings in den Augen anderer daran, seine unbeugsame Überzeugung zu artikulieren. «Ich war damals Soldat und wollte nicht politisieren», gab er an, obwohl er bekannte, er habe den Kameraden oft seine Ansichten über die Sozialdemokratie kundgetan.¹³⁰

In den Verhören der Nürnberger Prozesse beharrte Max Amann 1947 darauf, Hitler habe während des Krieges keine politischen Reden vor

den Kameraden gehalten.¹³¹ Auch die Juden hat er offenbar kaum erwähnt. Nach 1945 behaupteten mehrere frühere Kameraden, Hitler habe in jenen Jahren höchstens einige beiläufige Gemeinplätze über die Juden geäußert, aber damals hätten sie nichts von dem nach 1918 so deutlichen, grenzenlosen Judenhass geahnt.¹³² Andererseits bemerkte Balthasar Brandmayer in seinen 1932 erstmals publizierten Erinnerungen, er «habe oft Adolf Hitler im Felde nicht verstanden, wenn er den Juden den Drahtzieher alles Unglückes nannte».¹³³ Brandmayer zufolge wurde Hitlers politisches Engagement in den letzten Kriegsjahren stärker, und er soll seine Gefühle gegenüber den, wie er fand, sozialdemokratischen Anstiftern in Deutschland nicht verheimlicht haben.¹³⁴ Derartige Kommentare müssen wie alle Quellen, die nach Hitlers Aufstieg entstanden sind und wie im vorliegenden Fall die Vorahnung des künftigen «Führers» heraufbeschwören, mit Vorsicht behandelt werden. Doch dürfen sie nicht vollständig ausgeblendet werden, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass Hitlers politische Vorurteile, wie er in «Mein Kampf» behauptet, in der zweiten Kriegshälfte während und nach dem ersten Heimaturlaub in Deutschland 1916 an Schärfe gewonnen haben.¹³⁵

Zwischen März 1915 und September 1916 kämpfte das Regiment List in einem Stellungskrieg in den Schützengraben bei Fromelles und verteidigte einen zwei Kilometer langen Frontabschnitt. Zwar gab es im Mai 1915 und im Juli 1916 schwere Gefechte mit den Briten, aber die Front verschob sich in eineinhalb Jahren kaum um wenige Meter.¹³⁶ Am 27. September 1916, zwei Monate nach den heftigen Kämpfen in der zweiten Schlacht von Fromelles, als die Deutschen eine britische Offensive nur mit Mühe abwehrten, zog das Regiment von Flandern Richtung Süden und griff am 2. Oktober in die Kämpfe an der Somme ein.¹³⁷ Nach wenigen Tagen wurde Hitler am linken Oberschenkel verwundet, als im Unterstand der Meldegänger eine Granate explodierte und mehrere Todesopfer und Verwundete forderte.¹³⁸

Im Anschluss an die Behandlung im Feldlazarett verbrachte er zwischen dem 9. Oktober und dem 1. Dezember 1916 beinahe zwei Monate im Roten-Kreuz-Lazarett in Beelitz bei Berlin. Seit zwei Jahren war er nicht mehr in Deutschland gewesen, und ihm wurde bewusst, dass die berauschte Stimmung vom August 1914 längst verfliegen war. Entsetzt hörte er, wie Männer im Lazarett sich brüsteten, als Simulanten oder mit geringfügigen Verletzungen, die sie sich selbst zugefügt hatten, der Front entkommen zu sein. Als Hitler während seiner Rekonvales-

zenz erstmals nach Berlin fahren und die Nationalgalerie besuchen durfte, traf er in der Stadt auf die gleiche gesunkene Stimmung und weitverbreitete Unzufriedenheit.

Aber München schockierte ihn noch mehr. Hitler erkannte die Stadt kaum wieder: «Ärger, Missmut und Geschimpfe, wohin man nur kam!» Eine Atmosphäre von unzufriedenen, entmutigten Menschen, miserablen Lebensbedingungen, und gemäss bayerischer Gepflogenheit waren die Preussen für alles verantwortlich. Hitler erkannte in all dem, wie aus dem etwa acht Jahre später verfassten Bericht hervorgeht, allein das Werk der Juden. Auch habe ihn die Anzahl der Juden in den Kontoren erstaunt – «Fast jeder Schreiber ein Jude und jeder Jude ein Schreiber» –, verglichen mit der geringen Anzahl derer, die an der Front dienten.¹³⁹ Die Tatsachen sprechen eine andere Sprache: Es bestand so gut wie kein Unterschied zwischen dem Anteil der Juden und der Nicht-Juden im deutschen Heer im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, und zu den vielen, die sich im Feld auszeichneten, gehörten auch einige aus dem Regiment List.¹⁴⁰

Es besteht kein Grund zur hin und wieder geäusserten Annahme, der Bericht über Hitlers antijüdische Gefühle im Jahre 1916 projiziere Empfindungen in die Vergangenheit, die in Wirklichkeit erst seit 1918/1919 existierten.¹⁴¹ Obwohl Hitler bekanntlich in den Memoiren der früheren Kriegskameraden nicht als Antisemit herausstach, verwiesen zwei von ihnen, Brandmayer und Westerkirchen, auf die negativen Kommentare über die Juden.¹⁴² Und Hitler hätte wahrscheinlich Empfindungen zum Ausdruck gebracht, die man in der zweiten Kriegshälfte, als die Vorurteile und Bosheiten gegen Juden überall grassierten, auch auf den Münchner Strassen hören konnte.¹⁴³

Hitler wollte möglichst rasch wieder an die Front, am wichtigsten war ihm die Wiederaufnahme in sein altes Regiment.¹⁴⁴ Am 5. März 1917 kehrte er schliesslich zur alten Einheit zurück, die an einem neuen Standort einige Kilometer nördlich von Vimy lag.¹⁴⁵ Im Sommer befand sich das Regiment wieder in der Nähe von Ypern, wo es drei Jahre zuvor gekämpft hatte, um die grosse, von den Briten Mitte Juli 1917 eingeleitete Flandernoffensive zurückzuschlagen.¹⁴⁶ Von heftigen Kämpfen schwer in Mitleidenschaft gezogen, wurde das Regiment Anfang August abgelöst und ins Elsass verlegt. Ende September nahm Hitler erstmals regulären Heimaturlaub. Er verspürte keine Lust, nach München zurückzukehren, das ihn so entmutigt hatte, fuhr stattdessen nach Berlin und fand Quartier bei den Eltern eines Kameraden.¹⁴⁷ Auf

den Postkarten an die Freunde im Regiment sprach er davon, wie sehr er den 18tägigen Urlaub genieße und wie Berlin und seine Museen ihn begeistert hätten.¹⁴⁸ Mitte Oktober kehrte er zum Regiment zurück, das gerade aus dem Elsass in die Champagne gezogen war. Bei erbitterten Gefechten im April 1918 hatte das Regiment ungeheure Verluste zu beklagen, und in den beiden letzten Juliwochen nahm es an der zweiten Schlacht an der Marne teil.¹⁴⁹

Am 4. August 1918 empfing Hitler aus der Hand des Regimentskommandeurs Major von Tubeuf das Eiserne Kreuz I. Klasse – eine seltene Auszeichnung für einen Gefreiten. Es war ein Zynismus der Geschichte, dass er die Nominierung einem jüdischen Offizier, Leutnant Hugo Gutmann, zu verdanken hatte.¹⁵⁰ Im Dritten Reich druckte man in allen Schulbüchern die Geschichte ab, der «Führer» habe das Eiserne Kreuz I. Klasse dafür erhalten, dass er allein 15 französische Soldaten gefasst habe.¹⁵¹ In Wahrheit nahm sich der Sachverhalt prosaischer aus. Das verfügbare Beweismaterial, einschliesslich der Empfehlung des Freiherrn von Godin, dem stellvertretenden Kommandeur des Regiments List vom 31. Juli 1918, belegt, Hitler und ein anderer Meldegänger empfingen die Auszeichnung, weil sie nach dem Zusammenbruch der Telephonleitungen unter schwerem Beschuss eine wichtige Meldung vom Kommandostab an die Front übermittelt hatten. Späteren Aussagen Gutmanns zufolge hatte er beiden Meldegängern das Eiserne Kreuz I. Klasse versprochen, wenn es ihnen gelinge, die Botschaft zu überbringen. Wenn auch mutig, so war die Aktion nicht aussergewöhnlich, und es dauerte mehrere Wochen, bis Gutmann den Divisionskommandeur dahingebracht hatte, die Auszeichnung zu genehmigen.¹⁵²

Mitte August 1918 war das Regiment List nach Cambrai gezogen, um bei der Bekämpfung einer britischen Offensive in der Nähe von Bapaume unterstützend einzugreifen, und einen Monat darauf kämpfte es abermals in der Nachbarschaft von Wyttschaete und Messines, wo Hitler fast vier Jahre zuvor das Eiserne Kreuz II. Klasse erhalten hatte. An diesem Gefecht nahm Hitler nicht teil, denn Ende August hatte man ihn für eine Woche zur Ausbildung als Telephonist nach Nürnberg geschickt, bevor er am 10. September den zweiten 18tägigen Heimaturlaub antrat, den er erneut in Berlin verbrachte.¹⁵³

Kaum war Hitler Ende September zu seiner Einheit zurückgekehrt, als diese in der Nähe von Comines unter den Druck britischer Angriffe geriet. Der Einsatz von Gas war mittlerweile bei den Offensiven sehr verbreitet, dagegen gab es nur einfache, unzureichende Schutzmass-

nahmen, so dass das Regiment List, wie andere auch, stark unter den Angriffen litt. In der Nacht vom 13. auf den 14. Oktober 1918 wurde Hitler auf den Anhöhen südlich von Wervick an einem Frontabschnitt in der Nähe von Ypern Opfer eines Senfgasangriffs¹⁵⁴ beim Rückzug aus dem Unterstand erblindeten Hitler und mehrere Kameraden fast. Sie wurden nur dadurch gerettet, dass sie, dicht aneinander gedrängt, einem Kameraden folgten, den es nicht ganz so arg getroffen hatte.¹⁵⁵ Nach einer Erstbehandlung im Feldlazarett in Flandern wurde Adolf Hitler am 21. Oktober 1918 ins Preussische Reserve-Lazarett in Pasewalk bei Stettin in Pommern transportiert.

Für ihn war der Krieg vorbei. Was er nicht wusste: Die Oberste Heeresleitung hatte bereits Massnahmen ergriffen, um sich der Verantwortung für den verloren gegebenen Krieg und den Frieden, der jetzt ausgehandelt werden musste, zu entledigen.¹⁵⁶ Als Hitler in Pasewalk aus der zeitweiligen Erblindung erwachte, erfuhr er die erschütternden Nachrichten von Niederlage und Revolution – was er als «die grösste Schandtat des Jahrhunderts» bezeichnete.¹⁵⁷

IV

In Wirklichkeit hatte es natürlich weder einen Verrat noch den «Dolchstoss in den Rücken» gegeben. Eine Erfindung der Rechten, diente die Legende später den Nationalsozialisten als zentrale Waffe für ihre Propaganda. Die Unruhen in der Heimat waren eine Folge und nicht die Ursache des Scheiterns auf dem Schlachtfeld. Nach der militärischen Niederlage stand Deutschland am Rande des Abgrunds, weil niemand die Bevölkerung auf die Kapitulation vorbereitet hatte. Im Gegenteil: Noch Ende Oktober verbreitete die Oberste Heeresleitung siegesichere Propaganda. Zu dem Zeitpunkt waren die Soldaten erschöpft, und in den vergangenen vier Monaten hatte die Armee schwerere Verluste erlitten als in jeder anderen Phase des Krieges.¹⁵⁸ Zudem forderten Krankheiten ihren Tribut. Zwischen März und Juli waren 1'750'000 deutsche Soldaten an Grippe erkrankt und etwa 750'000 wurden im gleichen Zeitraum verwundet. Kein Wunder also, wenn die medizinische Versorgung nicht mehr mitkam, die Disziplin drastisch zurückging, und die Anzahl der Deserteure und «Drückeberger», in den letzten Kriegsmonaten schätzungsweise fast eine Million, dramatisch anstieg.¹⁵⁹

In der Heimat herrschte eine verbitterte, wütende und zunehmend rebellische Proteststimmung. Die Revolution wurde nicht durch die Sympathisanten der Bolschewiken und unpatriotische Störenfriede künstlich herbeigeführt, vielmehr erwuchs sie aus der schmerzhaften Desillusionierung und der zunehmenden Unruhe, die 1915 begann und seit 1916 in einen reissenden Strom der Unzufriedenheit mündete. Die Gesellschaft, die den Krieg in offenbar einmütiger nationaler Geschlossenheit begonnen hatte, beendete ihn völlig zerrissen – und traumatisiert von den zurückliegenden Erfahrungen.

Mehr als 13 Millionen Deutsche, das heisst etwas weniger als ein Fünftel der Bevölkerung, dienten während des Krieges in der Armee, und mehr als zehneinhalb Millionen waren im Feld. Es gab etwa zwei Millionen Tote und fast fünf Millionen Verwundete, ein Drittel der Gefallenen war verheiratet, und die meisten hatten Familien.¹⁶⁰ Die Erfahrung derartiger Verluste musste tiefe Wunden schlagen. Dennoch waren die Kriegserfahrungen und ihre Auswirkungen alles andere als gleichförmig. Jeder verspürte die Gegenwart von Tod und Verwundung, vom Hunger an der «Heimatfront». In den Männern, die an der Front waren, setzten sich das Grauen und das Leiden, die Sorgen und die Ängste, die ungeheuren menschlichen und materiellen Verluste und das lebensnotwendige Miteinander in der Schützengrabengemeinschaft als unauslöschliche Eindrücke fest.

Die gleiche Erfahrung, die Hitler ein «Hohelied» auf den Krieg singen liess, bekehrte den expressionistischen Dramatiker und Schriftsteller Ernst Toller zum Pazifisten und linken Revolutionär. Während Hitler die Niederlage als Verrat empfand, sah Toller den Krieg selbst als den Verrat. «Der Krieg liess mich zum Kriegsgegner werden», schrieb er: «Mir ist zumute, als sei das Land, das ich liebe, von Verbrechern verkauft und verraten. Der Kampf gegen den Krieg muss die Schuldigen treffen.»¹⁶¹

Die Kriegserfahrungen trennten die Menschen weit mehr, als dass sie sie einten: die Männer der Front gegen die «Drückeberger» der Etappe; Mannschaften gegen Offiziere; die Front gegen die «Heimatfront»; vor allem aber Annexionisten und Imperialisten – Menschen, die leidenschaftlich an den Krieg glaubten –, gegen jene, die ihn verabscheuten, für wertlos erachteten und verurteilten. Die «Volksgemeinschaft», die nach Ansicht vieler Intellektueller im Schützengraben geschmiedet worden war, verdankte sich hauptsächlich einem Mythos. Ebenso war die Kameradschaft im Schützengraben, die Schicksalsgemeinschaft einer Frontgeneration zu einem Teil eine nachträgliche literarische Mythologisierung.¹⁶²

Die ehemaligen Soldaten konnten sich nicht zu einer Frontgeneration vereinigen, die sich als klassenlose Gemeinschaft des Schützengrabens gegen die veränderte, gespaltene Gesellschaft hätte behaupten können, mit der Bereitschaft, als militaristische, desillusionierte Masse morgen in die Freikorps und übermorgen in die SA einzutreten. Es stimmt, dass es Hitler später gelang, auf der Klaviatur dieser Empfindungen zu spielen. Dennoch traten doppelt so viele Männer dem Reichsbund der Kriegsbeschädigten, Kriegsteilnehmer und Kriegshinterbliebenen bei als den Freikorps.¹⁶³ Die Last trennender Fronterfahrungen, welche die Soldaten mit nach Deutschland brachten, verstärkten die enormen Spaltungen und Spannungen in der deutschen Nachkriegsgesellschaft.

Neben der Sorge um die Nächsten an der Front mussten die Daheimgebliebenen sich so gut es ging auf massiv schlechter werdende materielle Bedingungen einstellen, die oft zu extremer Not führten. Frauen, die von der Industrie verpflichtet wurden, die Strassenbahnen lenkten und Bauernhöfe bewirtschafteten, verbrachten immer mehr Zeit mit dem Anstehen für Lebensmittel. Die meisten Deutschen lernten im Krieg – besonders die Stadtbewohner –, was es heisst, Hunger zu leiden. Obschon eine Dreiviertelmillion Menschen an Unterernährung starb, griff der Hungertod nicht um ich. Der Preisanstieg, die abnehmende Qualität und mangelhafte Verteilung der Lebensmittel zogen vor allem im berühmt-berüchtigten «Steckrübenwinter» von 1916/1917 akute Versorgungsengpässe nach sich. Um 1917 waren die Rationen auf ein Niveau von 1'000 Kalorien pro Tag gesunken – weniger als die Hälfte dessen, was als Minimum für eine Arbeitskraft erforderlich ist und als durchschnittlicher Kalorienwert vor dem Krieg galt.¹⁶⁴

Nicht nur die Lebensmittel waren knapp, den Menschen fehlte auch das Heizmaterial. Nahezu jedem, der nicht über grosse Vermögen verfügte, ging es im Krieg schlechter.¹⁶⁵ Menschen aller Gesellschaftsschichten, die nicht zu den privilegierten Gruppen zählten, verspürten Niedergeschlagenheit und Verzweiflung, und jeden Tag wuchs ihr Zorn auf einen Staat, der sie in den Krieg gezogen hatte, immer mehr ins tägliche Leben eingriff, ihnen zahllose, kleinliche Bestimmungen auferlegte und sich als unfähig erwiesen hatte, den Sieg zu erringen. Lebensmittelkrawalle und Streiks waren nur die Symptome einer Stimmung, die für die Behörden in der zweiten Kriegshälfte zunehmend bedrohlicher wurde. Verschärfte soziale Spannung und Empörung waren unausweichlich. Die Stadtbewohner warfen den Bauern vor, die Lebensmittel zu hoorten, während die Landbevölkerung diejenigen geisselte, die wie Heu-

schrecken in die Dörfer einfielen und knappe Lebensmittelvorräte hamsterten. Die Deutschen südlich der Mainlinie, an erster Stelle die Bayern, sahen die Verantwortung für den Krieg bei den Preussen, die ihrerseits dachten, die Bayern lebten, während die anderen verhungerten, wie die Made im Speck und trügen zum Krieg nur wenig bei. Nach einem kurzen «Burgfrieden» erwachten alte Ressentiments des Mittelstands gegen den schwachen Patriotismus der Arbeiterschaft in den letzten Kriegsjahren durch Streiks, Antikriegsdemonstrationen und Kundgebungen gegen den Kaiser. Die niedergedrückte Stimmung hatte, will man einen Vergleich anstellen, im unteren Mittelstand ihren Tiefpunkt erreicht: in den Reihen der Handwerker und Handlungsgehilfen, deren Anteil an der revolutionärsten Parteiorganisation, der Unabhängigen Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Deutschlands (USPD), in einigen Regionen den der Arbeiter überstieg.¹⁶⁶

Trotz der sozialen Polarisierung besass die Aggression auch gemeinsame Ziele. Die Kriegsgewinnler waren vielen Menschen ein Dorn im Auge – ein Thema, das Hitler 1920 in den Münchner Bierkellern wirkungsvoll zu variieren wusste. Die «hohen Tiere» trugen pelzbesetzte Mäntel und Zylinder, fuhren, dicke Zigarren im Mund, in Limousinen umher und erschienen in einer Zeit, als die meisten Menschen grosses Leid zu tragen hatten, als Inbegriff von Privilegierung, Korruption und Ausbeutung. Eng damit verbunden war der Groll gegen die Schwarzmarkthändler. Zu den Zielscheiben des Volkszornes zählten ferner kleinliche Beamte, die unaufhörlich und mit verstärkter Intensität in jeden Bereich des alltäglichen Lebens eingriffen. Gleichwohl richtete sich die Wut nicht nur auf die Einmischung und Inkompetenz kleinlicher Bürokraten. Sie boten nur die Aussenansicht eines Staates, dessen Autorität sichtlich bröckelte, eines in endgültiger Unordnung und Auflösung begriffenen Staates.

Im Zuge der Suche nach Sündenböcken sahen sich nicht zuletzt die Juden ab Mitte des Krieges vermehrten Angriffen und Hassgefühlen ausgesetzt. Solche Kundgebungen waren nicht neu. Neu war nur das Ausmass der Propagierung des Antisemitismus und dessen offensichtliche Breitenwirkung. Wie jede andere gesellschaftliche Gruppe waren die Juden vom «Geist von 1914» erfasst worden – endlich sassen sie, mochten sie denken, mit den Deutschen in einem Boot. Um 1916 war die mutmassliche Eintracht für immer zerstört. Unverhohlen förderte die Lobby der Annexionisten eine neue Welle eines heimtückischen, zunehmend radikalen «völkischen» Antisemitismus und fand dabei mehr

bereitwillige Unterstützung als zu jedem Zeitpunkt vor dem Krieg. Sie griffen die Juden nun als «rassisch minderwertige» Einwanderer an, die Deutschland überfluteten, als Kriegsgewinnler, die vom Leiden der Nation lebten, und als Drückeberger, die dem Dienst an der Front fernblieben. Auch wenn nur eine unbedeutende Anzahl von «Ostjuden» nach Deutschland einwanderte und vier bis fünf Mal mehr Nicht-Juden als Juden stellten Direktoren in der Rüstungsindustrie und schliesslich im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung die Anzahl von Juden und Nicht-Juden an der Front kaum differierte, die Verbreitung solcher Verleumdungen war nicht zu verhindern.¹⁶⁷

Die grundlosen Anschuldigungen erhielten Ende 1916 weitere Nahrung durch eine statistische Studie über die Anzahl der Juden an der Front und in der Etappe, gefolgt von einer Untersuchung des Reichstags zur Zahl der in den Büros und Agenturen der Kriegswirtschaft beschäftigten Juden.¹⁶⁸ Obwohl man die Ergebnisse nicht veröffentlichte, wies niemand die unterschwelligten Vorwürfe der militärischen Studie zurück, und danach wurde wenigstens in der preussischen Armee kein Jude mehr zum Offizier befördert.¹⁶⁹ Die Reaktion der Kriegsbefürworter von Class' Alldeutschem Verband und der neugegründeten grossen Vaterlandspartei, auf die am 19. Juli 1917 im Reichstag verabschiedete anti-annexionistische Friedensresolution stellte die Juden als Defätisten hin. Eine Fülle antisemitischer Publikationen erschien, und im Oktober 1917 konnte Class dem Vorstand des Alldeutschen Verbandes über die «antisemitische Stimmung» berichten, «die bereits einen riesigen Umfang angenommen hat». «Für die Juden hat der Kampf ums Dasein begonnen.»¹⁷⁰ Die Ereignisse der Russischen Oktoberrevolution heizten den schwelenden Hass weiter an und versahen die ohnehin explosive Mischung mit einer wesentlichen Zutat – später das Kernstück antisemitischer Agitation –, dem Porträt der Juden als Drahtzieher internationaler Geheimorganisationen, die den Auftrag hätten, für die Weltrevolution zu agitieren.¹⁷¹ Als man erkannte, dass der Krieg verloren war, erreichte die von den Alldeutschen entfachte antisemitische Hysterie ihren Siedepunkt. Anlässlich der Gründung eines «Judenaussschusses» der Alldeutschen im September 1918 mit dem Ziel, «die Lage zu Fanfaren gegen das Judentum und die Juden als Blitzableiter für alles Unrecht zu benutzen», zitierte Class die berüchtigten, ursprünglich 1813 auf die Franzosen gemünzten Worte Heinrich von Kleists: «Schlagt sie tot, das Weltgericht fragt euch nach den Gründen nicht!»¹⁷²

V

Die in den letzten beiden Kriegsjahren herrschende Atmosphäre der Auflösung und der zusammenbrechenden Moral und das Klima politischer und ideologischer Radikalisierung müssen Hitler zutiefst beeindruckt haben, da er den Krieg begeistert begrüsst, die deutschen Ziele so fanatisch unterstützt und von Anfang an alle defätistischen Vorschläge so leidenschaftlich verurteilt hatte. Mit Abscheu reagierte er auf viele Einstellungen, denen er an der Front begegnete.¹⁷³ Doch entscheidender waren Hitlers Erfahrungen, als er in den beiden letzten Kriegsjahren dreimal für insgesamt über drei Monate Heimaturlaub hatte oder zur Rekonvaleszenz nach Deutschland kam und bei der Bevölkerung auf einen Grad der Distanz zur Kriegsführung stiess, den er nicht kannte und der ihn zutiefst entsetzte. Die Stimmung 1916 in Berlin und besonders in München schockierte ihn.¹⁷⁴ Während der Krieg sich in die Länge zog, erzürnte ihn das Revolutionsgerede, und er geriet in Wut, als er von den Streiks in den Munitionsfabriken hörte, die zugunsten eines frühen Friedensschlusses unter Verzicht auf Annexionen ausgerufen worden waren und Ende Januar 1918 kurzzeitig von Berlin-wenn auch mit geringen Auswirkungen auf den Munitionsnachschub – auf andere bedeutende Industriestädte übergreifen hatten.¹⁷⁵

Brandmayer erinnerte sich an Hitlers erboste Kommentare, als Kriegsminister hätte er die Streikführer binnen 24 Stunden an die Wand stellen lassen. Laut Brandmayer gab Hitler Friedrich Ebert die Schuld für die Streiks.¹⁷⁶ Natürlich könnte Brandmayer Hitlers eigenen Bericht in «Mein Kampf» paraphrasiert haben.¹⁷⁷ Doch liegt kein ersichtlicher Grund vor, Hitler nicht zu glauben, wenn er schreibt, er habe die Unruhen in der Heimat mit der sozialdemokratischen Führung in Verbindung gebracht, die seiner Ansicht nach längst «reif für den Strick» gewesen sei.¹⁷⁸

Als sich die Anzeichen für die allgemeine Demoralisierung und Auflösung an der Front und auch in Deutschland mehrten, wuchs die Politisierung der Soldaten. Hitler kommentierte die im August/September 1918 sichtbaren «Zersetzungerscheinungen», und dass es nun bei den Truppen politische Diskussionen gebe, da das «Gift der Heimat» Wirkung zeige.¹⁷⁹ Brandmayers Bemerkung, Hitler sei stark an den Entwicklungen in Deutschland interessiert gewesen und habe an derartigen Diskussionen teilgenommen, klingt plausibel.¹⁸⁰

Die beiden letzten Kriegsjahre zwischen Hitlers Rekonvaleszenz in

Beelitz im Oktober 1916 und dem Lazarettaufenthalt in Pasewalk im Oktober 1918 können als prägende Phase seiner ideologischen Entwicklung angesehen werden. Die Vorurteile und Phobien, die er aus Wien mitgebracht hatte, traten nun in der verbitterten Wut über den militärischen Zusammenbruch deutlich hervor, was um so schwerer wog, als Hitler sich zum erstenmal einer Sache, nämlich dem Krieg, der Summe seiner Glaubenssätze, «total» verschrieben hatte. Noch war es ihm nicht gelungen, sie als Komponenten einer politischen Ideologie zu rationalisieren. Erst als Hitler 1919 seine «politische Ausbildung» in der Reichswehr durchlief, machte er den Schritt zu einer ausgereiften Ideologie.

Bis heute ist umstritten und im Grunde nicht abschliessend zu klären, welche Rolle der Lazarettaufenthalt in Pasewalk bei der Herausbildung von Hitlers Ideologie gespielt hat, und welche Bedeutung diesem Lebensabschnitt für die Entwicklung des künftigen Parteiführers und Diktators zukam. Hitlers eigener Bericht spricht dieser Zeit einen hohen Stellenwert zu. Als Hitler die zeitweilige Erblindung überwand, will er, noch bevor er die Zeitungen lesen konnte, Gerüchte über eine bevorstehende Revolution gehört, sie aber nicht völlig verstanden haben. Die Ankunft einiger meuternder Matrosen war für ihn das erste untrügliche Zeichen einer ernstzunehmenden Störung, doch Hitler und einige ebenfalls aus Bayern stammende Patienten mutmassten, binnen weniger Tage werde man die Unruhen niederschlagen. Es wurde jedoch klar – «die entsetzlichste Gewissheit meines Lebens» –, dass eine Revolution stattgefunden hatte.¹⁸¹ Am 10. November verkündete ein Pfarrer den Patienten in wehmütigen Worten das Ende der Monarchie und teilte ihnen mit, Deutschland sei nun eine Republik und der Krieg verloren, und die Deutschen hätten sich der Gnade der Sieger auszuliefern, deren Grossmut erwartet werden könne.¹⁸² In diesem Moment, schrieb Hitler,

«da hielt ich es nicht mehr. Mir wurde es unmöglich, noch länger zu bleiben. Während es mir um die Augen wieder schwarz war, tastete und taumelte ich zum Schlafsaal zurück, warf mich auf mein Lager und grub den brennenden Kopf in Decke und Kissen.

Seit dem Tage, da ich am Grabe der Mutter gestanden, hatte ich nicht mehr geweint. (...) Nun aber konnte ich nicht mehr anders. (...)

Es war also alles umsonst gewesen. (...) Geschah dies alles dafür, dass nun ein Haufen elender Verbrecher die Hand an das Vaterland zu legen vermochte?

Je mehr ich mir in dieser Stunde über das ungeheuerere Ereignis klar zu werden versuchte, umso mehr brannte mir die Scham der Empörung und der Schande in der Stirn. Was war der ganze Schmerz der Augen gegen diesen Jammer?

Was folgte, waren entsetzliche Tage und noch bössere Nächte – ich wusste, dass alles verloren war. (...) In diesen Nächten wuchs mir der Hass, der Hass gegen die Urheber dieser Tat.

In den Tagen darauf wurde mir auch mein Schicksal bewusst.

Ich musste nun lachen bei dem Gedanken an meine eigene Zukunft, die mir vor kurzer Zeit noch so bittere Sorgen bereitet hatte.»

Und er zog die Schlussfolgerung:

«Mit dem Juden gibt es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder-Oder.» Und dann, glaubt man ihm, traf er die Entscheidung, die sein Leben veränderte: «Ich aber beschloss, nun Politiker zu werden.»¹⁸³

In den frühen zwanziger Jahren ging Hitler bei mehreren Gelegenheiten auf die Erfahrungen von Pasewalk ein. Er schmückte die in «Mein Kampf» gedruckte Variante aus und erzählte vielen Gefährten, als er erblindet im Krankenhaus lag, habe er eine Art Vision, Botschaft oder Eingebung empfangen, dass er das deutsche Volk befreien und Deutschlands Größe wiederherstellen solle.¹⁸⁴ Dies höchst unwahrscheinlich klingende, gleichsam religiöse Erlebnis war Teil der Mystifikation der eigenen Person, mit der Hitler den Grundstein des Führermythos legte, der sich unter vielen Anhängern schon in den beiden Jahren vor dem Putschversuch zu entwickeln begann. Im nachfolgenden Prozess spielte Hitler die Geschichte mit der Vision – die ihn der Lächerlichkeit preisgegeben hätte –, herunter und gab zu Protokoll, nachdem er in Pasewalk von der Revolution erfahren habe, sei die Entscheidung gefallen, dass er Politiker werden wolle.¹⁸⁵ Eineinhalb Jahre zuvor, im Dezember 1922, hatte Hitler eine andere Erklärung für seine Reaktion in Pasewalk: «Nach seinen eigenen Erzählungen ist er während einer schweren Verwundung im Lazarett nach Durchdenkung aller seiner Erlebnisse im Krieg und in der Heimat zu der Überzeugung gekommen, dass Marxismus und Judentum die schlimmsten Feinde des deutschen Volkes sind. Es sei ihm durch seine Lebenserfahrung zur Gewissheit geworden, dass überall, wo der deutschen Nation ein Unglück oder ein Schaden erwachsen sei, als letzter Urheber ein Jude dahinter stehe.»¹⁸⁶

Einige sind der Versuchung erlegen, in Hitlers schillernde Berichte über die Erfahrungen von Pasewalk eine Halluzination hineinzulesen,

die den Schlüssel für die manischen ideologischen Obsessionen, seine «Mission», Deutschland zu retten, und seine Beziehung zum deutschen Volk biete, das durch die Niederlage und die nationale Demütigung selbst traumatisiert worden sei.¹⁸⁷ Einer Theorie zufolge soll Hitler als erblindeter Rekonvaleszent nach der Senfgasvergiftung von Niederlage und Revolution gehört und den danach erlittenen traumatischen Schock im Kopf unbewusst mit der Jodoform-»Vergiftung« der Mutter durch den jüdischen Arzt Dr. Bloch assoziiert haben, was die plötzliche Dominanz eines zuvor nicht vorhandenen pathologischen Antisemitismus und den allgegenwärtigen Drang erkläre, die Juden durch Vergasung zu vergiften, da er sie ja für den Tod der Mutter verantwortlich mache.¹⁸⁸ Die Deutung reduziert nicht nur die komplexen Entwicklungen, die zum Massenmord an den Juden während des Zweiten Weltkrieges führten, auf das angebliche Trauma einer einzelnen Person im Jahre 1918, sondern sie ist auch spekulativ und ohne Überzeugungskraft. Die Abwägung aller Einflussfaktoren legt einen weniger dramatischen Verlauf der ideologischen Entwicklung und politischen Bewusstwerdung Adolf Hitlers nahe.

Welcher Art Hitlers schock- und angstgeprägter Zustand während der zeitweiligen und teilweisen Erblindung gewesen ist, in Pasewalk ist er kaum ein zweites Mal, also hysterisch oder halluzinatorisch, erblindet. Die Auswirkungen des Senfgases beschädigen nicht das Auge selbst und verursachen keine Blindheit, sondern führen zu einer so schwerwiegenden Bindehautentzündung und Schwellung der Augenlider, dass der Sehsinn zeitweise stark beeinträchtigt ist. Der Patient wird gewissermaßen «sekundär blind», wenn er sich die Augen reibt, was durchaus geschehen sein mag, falls Hitler tatsächlich, wie er sagt, die Tränen kamen, als er von der Revolution erfuhr.¹⁸⁹

Die Nachrichten über den Umsturz haben Hitler nicht nur zutiefst empört; er empfand das Ereignis als einen absoluten und unverzeihlichen Verrat an allem, an das er geglaubt hatte, und hielt unter dem Eindruck von Schmerzen, Unbehagen und Bitterkeit Ausschau nach den Tätern, die erklären würden, wie seine Welt zusammenbrechen konnte. Zweifellos hat Hitler in jenen wenigen, zutiefst verstörenden Tagen so etwas wie eine traumatische Erfahrung durchlebt. Nach 1919 trieb das Trauma von 1918 seine politische Aktivität an. Sie zielte darauf, Niederlage und Revolution, die alles verraten hatten, woran er geglaubt hatte, «auszumerzen» und diejenigen «auszulöschen», die er für verantwortlich hielt.¹⁹⁰

Besitzt unsere Hypothese, Hitler habe die eingefleischten Vorurteile und seinen Antisemitismus in Wien erworben, bevor sie in den beiden letzten Kriegsjahren erneut erwachten, jedoch einige Überzeugungskraft, dann besteht keine Notwendigkeit, die Erfahrung von Pasewalk im Sinne einer unvermittelten, dramatischen «Bekehrung» zum paranoiden Antisemitismus zu mystifizieren. Es liegt näher, die Zeit in Pasewalk als den Moment zu betrachten, in dem Hitler, während er gequält dalag und eine Erklärung für die Erschütterung seiner Welt suchte, mit seiner rationalen Verarbeitung begann. Von den Ereignissen in München, Berlin und anderen Städten überwältigt, muss er sie als Bestätigung der Ansichten gedeutet haben, die er seit den Wiener Tagen über Juden und Sozialdemokraten, Marxismus und Internationalismus, Pazifismus und Demokratie immer vertreten hatte. Trotzdem war dies erst der Beginn einer Ideologie, und der endgültige Zusammenschluss von Antisemitismus und Antimarxismus stand noch aus. Es fehlt ein stichhaltiger Beweis, dass Hitler vor und in Pasewalk über den Bolschewismus gesprochen hat, und auch in den frühen öffentlichen Reden vor 1920 in München erwähnte er ihn nicht. Die Verschmelzung des Bolschewismus mit Hitlers inneren Hassfiguren und die Integration an zentraler Stelle seiner «Weltanschauung» erfolgte erst bei der Reichswehr im Sommer 1919. Der Gedanke des «Lebensraumes» trat erst 1924, als Hitler «Mein Kampf» diktierte, als beherrschendes Thema hervor.¹⁹¹

Was hat es mit dem angeblich in Pasewalk gefassten Entschluss, in die Politik zu gehen, auf sich?¹⁹² Mit keinem Wort geht Hitler in den Reden vor dem Putsch im November 1923 auf die Entscheidung vom Herbst 1918 ein.¹⁹³ Tatsächlich war er in Pasewalk ausserstande, solch einen «Entschluss» zu fassen oder etwas anderes zu entscheiden. Vielmehr stand er wie die meisten anderen Soldaten vor der Demobilisierung.¹⁹⁴ Seit vier Jahren war die Armee sein Zuhause gewesen. Jetzt stand er erneut vor einer ungewissen Zukunft.

Als Hitler am 19. November 1918 acht Tage nach dem Waffenstillstand Pasewalk verliess, um über Berlin nach München zurückzukehren, verfügte er auf dem Münchner Konto über Ersparnisse von 15 Mark und 30 Pfennigen.¹⁹⁵ Es erwartete ihn keine Karriere. Auch unternahm er keinen Versuch, in die Politik zu gehen. Es fällt in der Tat schwer nachzuvollziehen, warum er es hätte tun sollen. Er hatte weder familiäre noch freundschaftliche Verbindungen, die ihn einer politischen Partei hätten empfehlen können. Falls Hitler tatsächlich in Pasewalk den Entschluss gefasst hatte, in die Politik zu gehen, so wäre er bedeutungslos

gewesen. Allein der Verbleib in der Armee bewahrte ihm die Hoffnung, nicht eines Tages wieder vor der Ausweglosigkeit zu stehen, nach vier turbulenten Jahren der Laufbahn als Architekt um keinen Deut näher zu sein als 1914. Er blickte in eine düstere Zukunft. Auch die Rückkehr zur einsamen Existenz des armseligen Malers der Vorkriegszeit war kaum verlockend. Was blieb ihm sonst noch? Wenig. Die Armee bot ihm die Chance. Er zögerte die Demobilmachung länger hinaus als die meisten Kameraden und blieb bis zum 31. März 1920 im Sold der Reichswehr.¹⁹⁶

In der Armee nahm Hitlers Weltbild schliesslich Gestalt an. Vor allem verwandelte die Armee Hitler unter den aussergewöhnlichen Umständen des Jahres 1919 in einen Propagandisten, den begabtesten Demagogen seiner Zeit. Hitlers Eintritt in die Politik entsprang keiner bewussten Wahl, sondern seiner Fähigkeit, das Beste aus den ihm gebotenen Möglichkeiten zu machen. Sein Opportunismus – und eine gute Portion Glück – half ihm dabei mehr als seine Willenskraft.

VIERTES KAPITEL

Entdeckung einer Begabung

«Ich meldete mich eines Tages zur Aussprache. (...) Bot sich mir doch jetzt mit einem Male die Gelegenheit, vor einer grösseren Zuhörerschaft zu sprechen; und was ich früher immer, ohne es zu wissen, aus dem reinen Gefühl heraus einfach angenommen hatte, traf nun ein: ich konnte ‚reden‘.»

Hitler in «Mein Kampf»

«Besonders Herr Hitler ist, ich darf wohl sagen, ein geborener Volksredner, der durch seinen Fanatismus und sein populäres Auftreten in einer Versammlung die Zuhörer unbedingt zur Aufmerksamkeit und zum Mitdenken zwingt.»

Einer der Soldaten, vor denen Hitler im August 1919 im Lager Lechfeld sprach.

«Mensch, der hat a Gosch'n, den kunt ma braucha.»

Anton Drexler, der Vorsitzende der DAP, als er Hitler im September 1919 zum ersten Mal reden hörte.

Am 21. November 1918, zwei Tage nach der Entlassung aus dem Lazarett in Pasewalk, kam Hitler in München an. Fast 30 Jahre alt, ohne Ausbildung, Karriere- oder Zukunftsaussichten hatte er nichts anderes vor, als so lange wie möglich in der Armee zu bleiben. München erkannte er kaum wieder. Die Kaserne wurde von Soldatenräten geleitet, die revolutionäre bayerische Regierung, ein provisorischer Nationalrat, lag in den Händen der Sozialdemokraten und der radikaleren Unabhängigen Sozialdemokraten. Als Ministerpräsident amtierte mit Kurt Eisner ein Radikaler – und ein Jude. Nach dem Mord an Eisner im Februar 1919 versank die bayerische Politik im Frühjahr beinahe im Chaos, und im April regierten sowjetähnliche Räte die Stadt, in den letzten beiden Wochen des Monats Kommunisten, die das Moskauer Modell direkt übernahmen. Die mit blutiger Unterdrückung seitens der Reichswehr und der Freikorps vorgenommene «Befreiung» Münchens verwickelte Hitler zum ersten Mal in konterrevolutionäre Aktivitäten. Mit anderen Worten, nun begann die Zeit, in der er, von einem höheren Offizier der Reichswehr wegen seiner Begabung als «geborener Volksredner» entdeckt, als Informant für die Armee arbeitete¹ und dann, noch immer im Dienst, als populistischer Agitator der winzigen Deutschen Arbeiterpartei in die Politik ging.

Es ist einer der auffälligsten Züge der autobiographischen Teile von «Mein Kampf», wie rasch Hitler über die eigenen Erfahrungen während der traumatischen revolutionären Phase in Bayern hinwegging. Schliesslich hat er die Umwälzungen, die seiner Psyche so tiefe Wunden schlugen, aus nächster Nähe miterlebt. Er verbrachte die ganze Zeit in München, dem Epizentrum der Ereignisse, die nach dem Mord an Eisner ins politische Chaos drifteten und im gewaltsamen Ende der «Räterepublik» gipfelten. Dennoch handelt Hitler die Monate zwischen der Novemberrevolution und der Unterdrückung der «Räterepublik» in dem ausführlichen Buch auf einer Seite ab. Die Soldatenräte an der Spitze seines Regiments hätten ihn so abgestossen, dass er beschlossen habe,

so bald wie möglich wieder zu gehen. Gemeinsam mit seinem engsten Kriegskameraden Ernst Schmidt (dessen Namen er fälschlich «Schmiedt» schreibt) sei er – eindeutig auf eigenen Wunsch als Freiwilliger – nach Traunstein unweit der österreichischen Grenze geschickt worden, wo er bis zur Auflösung des Kriegsgefangenenlagers blieb, bevor er im März 1919 nach München zurückkehrte. Während der «Räterepublik», «einer vorübergehenden Judenherrschaft», wie er es nannte, will Hitler darüber nachgedacht haben, was zu tun sei, doch habe er wiederholt erkannt, dass er «als Namenloser selbst die geringste Voraussetzung zu irgendeinem zweckmässigen Handeln nicht besass». Anders gesagt, er hat nichts getan, dann angeblich etwas – was er allerdings nicht beschreibt, und die ganze Geschichte klingt nach einer Erfindung –, das die Missbilligung des Zentralrats hervorrief. Seinem Bericht zufolge sollte er am 27. April verhaftet werden, die drei Männer, die ihn mitnehmen wollten, habe er mit vorgehaltenem Gewehr vertrieben.² Schliesslich sei er einige Tage nach der «Befreiung» von München in die «Untersuchungskommission über die Revolutionsvorgänge beim 2. Infanterieregiment» berufen worden, seine «erste mehr oder weniger rein politische aktive Tätigkeit».³

Die Kluft zwischen den folgenschweren Ereignissen, die vor Hitlers Augen stattfanden, und dem lakonischen Bericht hat Spekulationen genährt, dass er versucht habe, das eigene Handeln zu verschleiern und eine Rolle zu verbergen, die den späteren «Nationalhelden» in Verlegenheit bringen könnte. Wahrscheinlich hat er genau das beabsichtigt, und der Erfolg gab ihm recht. Denn was Hitler tat, wie er auf das Drama reagierte, das sich im ersten Halbjahr 1919 in München um ihn abspielte, bleibt zum grössten Teil ein dunkler Punkt seiner Lebensgeschichte. Die vorhandenen Belege sind zwar lückenhaft, offenbaren aber auch die eine oder die andere Überraschung.

I

Die deutsche Revolution, die Ende Oktober, Anfang November 1918 mit Meutereien in Wilhelmshaven und Kiel begonnen, sich rasch auf die meisten Landeshaupt- und Grossstädte ausgedehnt und am 9. November Berlin erreicht hatte, nahm einen weitgehend spontanen und unkoordinierten Verlauf. Bekanntlich nicht das Resultat der verräterischen Machenschaften eines harten Kerns linker Revolutionäre, wie die Rech-

ten behaupteten, ging die Revolution aus einer Entfremdung zwischen Regierung und Bevölkerung und wachsenden Protesten hervor, die ein Ende des Krieges forderten, ein Ende von Hunger und Elend in der Heimat und das Ende der Monarchie, die beides nicht zuwege brachte. Nach dem deutschen Waffenstillstandsgesuch vom 3. Oktober 1918, das eine von der Niederlage überraschte Bevölkerung wie ein Schock traf, verbreiteten sich Friedensbekundungen wie ein Lauffeuer. Am 23. Oktober hatte der amerikanische Präsident Woodrow Wilson in der dritten Antwortnote auf das deutsche Gesuch angedeutet, Militärführung und autokratische Monarchen stellten ein Hindernis für die Friedensverhandlungen dar.⁴ Erst jetzt fanden sich die bisher schwachen und wenig zahlreichen revolutionären Gruppen und Organisationen an der Spitze einer Volksbewegung wieder, die den radikalen Wandel forderte. Plötzlich entstanden Arbeiter- und Soldatenräte; Monarchien gerieten ins Wanken. Die Wittelsbacher, über sieben Jahrhunderte das bayerische Herrschergeschlecht, verloren als erste am 7. November die Macht; der Kaiser dankte am 9. November ab. Statt der kaiserlichen Standarte wehte über dem Palast die rote Fahne.⁵

Aber es war leichter, das alte System niederzureissen, als ein neues zu errichten. Fast alle Vertreter der mobilisierten Massen wollten die Demokratisierung. Die Geister schieden sich an der Frage, welche Folgen das für die soziale und politische Realität habe und mit welchen Mitteln das Ziel zu erreichen sei. Improvisation kennzeichnete die Rätebewegung eher als planvolle Organisation.⁶ Die grosse Mehrheit der Räte trat für den Aufbau einer parlamentarischen Demokratie ein. Aber die Minderheit wollte mehr Macht für die Räte und äusserte immerzu extremere Forderungen, je ängstlicher die Mehrheitssozialdemokraten unter Friedrich Ebert all das betrachteten, was aus der Büchse der Pandora eines möglichen sozialen Wandels zum Vorschein kam. Die Sozialdemokraten hatten zu wenig Vertrauen in ihre eigene Massenbasis und traten zu bereitwillig an die Seite der Kräfte der alten Ordnung, anstatt mehr Demokratie zu wagen.

Niemand folgte dem Ruf nach Vergesellschaftung der Industrien (insbesondere des Bergbaus), nach Demokratisierung der Armee und einer grundlegenden Reform der Beamtenschaft. Stattdessen vermochten sich die Kräfte der Reaktion nach einer kurzen Zeit der Unordnung neu zu formieren. Die von Anfang an innerhalb der revolutionären Bewegung vorhandenen Risse nahmen alarmierende Ausmasse an. In Berlin verliessen die Unabhängigen Sozialdemokraten Ende Dezember die Re-

gierung – den Rat der Volksbeauftragten. Die Rechtsbewegung erlebte einen Schicksalshaften Moment, als die SPD-geführte Regierung Truppen und konterrevolutionäre Freikorpsseinheiten einsetzte, um den kleinen, schlechtorganisierten und fehlgeplanten «Spartakus-Aufstand» zu unterdrücken, den Linksradikale, hauptsächlich Anhänger der neugegründeten KPD, Anfang Januar 1919 in Berlin durchführten. Der Mord an den Spartakistenführern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg besiegelte am 15. Januar symbolisch die Kluft in der Arbeiterbewegung, die während der gesamten Weimarer Republik die Bildung einer Einheitsfront gegen die wachsende Bedrohung des Nationalsozialismus verhinderte.

Die Revolution in Bayern war derjenigen im Reich vorausgegangen. Die Umstände, unter denen sie stattfand, und die Richtung, die sie dann einschlug, machten einen tiefen Eindruck auf Hitler und eigneten sich besser als die Berliner Ereignisse für die spätere NS-Karikatur der Revolution von 1918. Unter der Führung der Unabhängigen Sozialdemokraten war sie radikaler; sie versank nahezu in der Anarchie und erlebte den kurzzeitigen Versuch, ein kommunistisch gelenktes Sowjetsystem zu schaffen, das zu einem wenige Tage dauernden kleinen Bürgerkrieg führte, der in Brutalität und Blutvergiessen mündete – wenige Tage nur, die das Bewusstsein der Menschen in Bayern auf viele Jahre hinaus geprägt haben. Zufällig waren einige Führer der Revolution Juden, darunter manche aus Osteuropa mit Sympathien für den Bolschewismus und entsprechenden Verbindungen. Überdies hatte der Anführer der bayerischen Revolution, der jüdische Journalist und Linksozialist Kurt Eisner, seit der Abspaltung der USPD von den Mehrheitssozialdemokraten im Jahre 1917 ein prominenter Friedensbefürworter, gemeinsam mit einigen USPD-Genossen fraglos versucht, während des Streiks im Januar 1918 Arbeiterunruhen zu schüren, wofür er verhaftet worden war. Dies passte gut zur «Dolchstoßlegende» der Rechten. Gleiches galt für Eisners spätere Publikation offizieller bayerischer Dokumente, die Deutschlands Mitwirkung bei dem österreichischen Ultimatum an Serbien im Juli 1914 enthüllten, und die daraufhin von den Rechten erhobenen Vorwürfe des Verrats durch Eisner und seine Umgebung, die selbst nach der Ermordung des Ministerpräsidenten im Februar 1919 nicht verstummten.⁷

Als Arbeiter, Bauern, Soldaten und Matrosen, alles Teilnehmer einer riesigen Friedensdemonstration auf der Münchner Theresienwiese am 7. November 1918, auf der Eisner gesprochen hatte, mit dem Ruf «Auf

in die Kasernen» zum Kasernenkomplex der Stadt aufgebrochen waren, stiessen sie auf keinen militärischen Widerstand.⁸ In den Kasernen fand sich relativ geringe Revolutionsbegeisterung, zugleich so gut wie keine Opposition gegen den Umsturz, niemand unterstützte mehr die Monarchie. Allerorten herrschte Kriegsmüdigkeit. «Diese Leute wollten weder weiteren Krieg noch Revolutionstribunale und brennende Schlösser», schrieb der Augenzeuge Victor Mann im Rückblick auf die Ereignisse: «Sie wollten heim zu ihren Äckern und Werkstätten.»⁹ Ohne Unterstützung der Armee war die Monarchie am Ende. Noch in der Nacht des 7. November floh der kränkelnde König Ludwig III. mit seiner Familie. Mehr als zwei Jahrzehnte später bemerkte Hitler, zumindest schulde er der Sozialdemokratie Dank dafür, dass sie ihn von solchen «höfischen Interessen» befreit habe.¹⁰

Die provisorische Regierung, die unter Eisners Führung bald zusammentrat, eine von Anfang an höchst instabile Koalition, bestand hauptsächlich aus der radikalen, aber ziemlich idealistischen USPD und der «gemässigten» SPD, die die Revolution nicht gewollt hatte.¹¹ Überdies sprach fast alles dagegen, dass es der Regierung gelingen könne, die entmutigenden sozialen und ökonomischen Probleme zu meistern. Ohne die Unterstützung durch die überwiegend ländlich geprägte bayerische Bevölkerung liessen sich schon die Versorgungsprobleme nicht bewältigen. Aber der Preis für solche Unterstützung war die Aufgabe der Pläne für eine radikale Bodenreform. Die Bedingungen verschlechterten sich zusehends. Das politische Durcheinander nahm zu. Die Wahlen im Januar 1919 machten die USPD zu einer Splitterpartei. Wie nicht anders zu erwarten, hatten die Radikalen in Bayern vor allem auf dem Land rasch jegliche Unterstützung verloren – die massive Entfremdung gegenüber der alten Ordnung hinderte die dort lebenden Menschen nicht daran, ihre angestammte konservative Grundeinstellung mit überwältigender Mehrheit zu bekräftigen. Der Mord an Eisner durch einen jungen Adligen, ein früherer Offizier und Student an der Münchner Universität, Graf Anton von Arco-Valley, setzte am 21. Februar 1919 das Signal für den ins Chaos und nahezu anarchische Zustände mündenden Verfall.¹²

Nun polterten rote Garden durch die Flure und Zimmerfluchten des Wittelsbacher Palais', «wo früher Zofen und betresste Lakaien herumwedelten»¹³, und im ehemaligen Schlafzimmer der Königin rief die von Mitgliedern der USPD und der Anarchisten beherrschte Versammlung des Zentralrats eine bayerische «Räterepublik» aus. Mehrheitssozial-

demokraten und Kommunisten, die von einer Scheinräterepublik sprachen, lehnten die Teilnahme ab.¹⁴ Am 13. April schlug ein Versuch fehl, die Republik mit Hilfe von Truppen zu stürzen, die loyal zur gewählten, ins Bamberger Exil geflohenen Regierung standen. Das anfängliche Scheitern der Konterrevolution bestärkte die revolutionären Hitzköpfe in ihrer Entschlossenheit und läutete die letzte Phase der bayerischen Revolution ein: die Machtübernahme durch die Kommunisten in der zweiten, der «richtigen» Räterepublik – ein Versuch, in Bayern ein Sowjetsystem einzuführen. «Heute endlich hat Bayern die Diktatur des Proletariats errichtet.» So lautete die Proklamation des neuen Vollzugsrats unter der Eitung des Kommunisten Eugen Leviné, ein Veteran der russischen Revolution von 1905.¹⁵ Die Republik überlebte kaum die ersten 14 Tage. Sie endete mit Gewalt, Blutvergiessen und scharfen Schuldzuweisungen und hinterliess dem politischen Klima in Bayern ein böses Erbe.

Unter den Bedingungen des für zehn Tage ausgerufenen Generalstreiks stellten die Räte aus rund 20'000 Arbeitern eine «Rote Armee» zusammen, die vornehmlich aus den grossen Münchner Fabriken und der örtlichen Garnison stammten und unter dem Befehl des 23jährigen Matrosen und «Vétérans» der Kieler Meuterei, Rudolf Eglhofer, standen. Gegen die Einheiten der Preussen und Württemberger sowie der bayerischen Freikorps, die sich jetzt um München sammelten, besaßen sie nicht die Spur einer Chance.

Am 29. April rief Eglhofer «die Diktatur der Roten Armee» aus, und am Tag darauf wurden acht Gefangene der «Roten Armee» (einschliesslich einer Frau), darunter mehrere Angehörige der «völkischen» Thule-Gesellschaft, die als Geiseln im Luitpold-Gymnasium festgehalten wurden, gemeinsam mit zwei festgenommenen Soldaten der Regierungstruppen grausam misshandelt und danach erschossen. Den verhängnisvollen Erschiessungsbefehl hatte man erteilt, um Vergeltung für die Gewalttaten zu üben, welche die vordringende «Weisse Garde» in den Münchner Aussenbezirken begangen hatte. Die Nachricht von der Hinrichtung der Geiseln verbreitete sich wie ein Lauffeuer, versetzte die Stadt in Angst und Schrecken und spornte die Armee der Konterrevolutionäre an, die Angriffe auf München zu verstärken und zu drastischen und brutalen Repressalien zu greifen.

Es folgten blutige Strassenkämpfe im Zentrum von München und einigen Arbeitervierteln. Flammenwerfer, schwere Artillerie, gepanzerte Fahrzeuge, sogar Flugzeuge kamen in dem kurzen Bürgerkrieg zum Ein-

satz. Zu den Opfern der «Weissen Garde» zählten 53 russische Kriegsgefangene, die mit der Räterepublik nichts zu tun hatten und in einen Steinbruch getrieben wurden, bevor man sie standrechtlich erschoss; Opfer waren einige Erste-Hilfe-Leistende, die die «Weissgardisten» als angebliche Revolutionäre niederstreckten, zwölf zivile SPD-Anhänger im Arbeiterviertel Perlach, die der Denunziation politischer Feinde anheimfielen, und 21 Mitglieder eines katholischen Gesellenvereins, die fälschlicherweise für Spartakisten gehalten wurden.

Mehrere Tage herrschte der Terror auf Münchens Strassen. Alle Beteiligten des sozialistischen Experiments mussten um ihr Leben fürchten. Als es am 3. Mai schliesslich zur «Befreiung» Münchens kam, hatten die Kämpfe mindestens 606 Todesopfer gefordert, darunter 335 Zivilisten. Von den Anführern der Räterepublik entkam allein der in Russland geborene Kommunist Max Levien den Konterrevolutionären. Eglhofer und der Anarchist und Schriftsteller Gustav Landauer, der Jude war, wurden von den Freikorps ermordet; Leviné wurde wegen Hochverrat hingerichtet (unter stürmischen Protesten und trotz eines eintägigen Generalstreiks in Berlin); der anarchistische jüdische Schriftsteller Erich Mühsam erhielt eine Haftstrafe von 15 Jahren; und ein weiterer jüdischer Autor, Ernst Toller, bekam fünf Jahre. Insgesamt sprachen die drakonischen Urteile Strafen von 6'000 Jahren aus: 65 Angeklagte wurden zu Zwangsarbeit, 1'737 zu Zuchthaus und 407 zu leichteren Gefängnisstrafen verurteilt.¹⁶

Die Bedeutung der Ereignisse zwischen November 1918 und Mai 1919, insbesondere in der Zeit der Räterepublik, für das politische Bewusstsein in Bayern kann kaum überschätzt werden. Für die Münchner Bevölkerung bedeuteten die mildesten Auswirkungen eingeschränkte Freiheit, scharfe Lebensmittelknappheit, Pressezensur, Generalstreik, Rationierung von Nahrungsmitteln, Kohle und Kleidungsstücken und allgemeine Unordnung und Chaos.¹⁷ Ins kollektive Langzeitgedächtnis ging die Zeit als «Schreckensherrschaft»¹⁸ ein, die ausländische Kräfte im Dienst des Sowjetkommunismus der Bevölkerung diktiert hatten. In Wirklichkeit hatten die Revolutionäre nichts erreicht, ausser der aufrichtigen Unterstützung einiger Münchner Arbeiter und Soldaten. Weder die Drohung, den Privatbesitz einzuziehen, noch die Ankündigung, eine neue politisch-soziale Ordnung zu schaffen, hatten Aussicht, verwirklicht zu werden. Die Erschiessung der Geiseln im Luitpold-Gymnasium löste Trauer aus und hat die Münchner Bürger verschreckt. Sie verblasste neben den Grausamkeiten, die die Befreiungstruppen begin-

gen, die mit relativem Gleichmut als Mittel zur «Wiederherstellung der Ordnung» angesehen wurden.

Wie so oft erzeugte die Sprache der Bilder eine grössere Wirkung als die nackten Tatsachen. Das Bild, das die rechte Propaganda im Reich und in Bayern aufgebaut hatte und massiv stützte, sprach in diesem Fall von fremden, jüdischen und bolschewistischen Kräften, die den Staat übernommen hätten; Kräfte, die Institutionen, Traditionen, die Ordnung und das Eigentum bedrohen, als Herrscher über Chaos und Durcheinander furchtbare Gewaltakte verüben und anarchische Zustände zum Nutzen der Feinde Deutschlands herstellen würden. Selbst gemässigtere Presseorgane zeichneten ein vergleichbares Bild.

Die führende mittelständische Zeitung, die *Münchner Neuesten Nachrichten*, sprach von «Zielen und Methoden des russischen Bolschewismus», der «rein kommunistischen Räterepublik unter der Führung russischer Emissäre», den «von bolschewistischen Agenten geführten Kommunisten», der «Praxis des asiatischen Bolschewismus» und von «landfremden Hetzern». Eindeutig trügen die «kommunistischen Führer» für die «viehischen Greuelthaten» und die «viehische Niedermetzelung unschuldiger Geiseln» die Verantwortung. Jegliche «Schnonung» gegenüber solchen «Verbrechern» sei «eine Versündigung an den Gesetzen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit». Im Gegensatz dazu sei die Befreiung Münchens von Truppen bewerkstelligt worden, die «in strenger Disziplin den Geist der Ordnung mitgebracht» hätten.¹⁹

Lediglich 18 Monate nach der Russischen Revolution und angeheizt durch die Berichte über den in Russland stattfindenden Bürgerkrieg, bei dem die Bolschewisten ihre konterrevolutionären Feinde nach entsetzlichen Verlusten und unsäglicher Brutalität auf beiden Seiten schliesslich besiegten, ist unschwer zu erkennen, wie tiefe Wurzeln die neurotische Angst vor dem Bolschewismus überall in einer ländlichen Provinz mit starken angestammten konservativen Empfindungen und politisch polarisierten Gemeinden und Städten bereits geschlagen hatte. Die wahren Sieger der katastrophalen Wochen der Räterepublik waren die Rechtsradikalen, die nunmehr über den Zündstoff verfügten, um unter den bayerischen Bauern und im Mittelstand die Angst vor und den Hass gegenüber dem Bolschewismus zu schüren.²⁰ Nicht zuletzt galt extreme konterrevolutionäre Gewalt mittlerweile als anerkannte Massnahme gegen die erkannte bolschewistische Gefahr und kehrte danach regelmässig auf die politische Bühne zurück.

Nach dem kurzen Liebäugeln mit dem Linkssozialismus verwandelte sich Bayern in den folgenden Jahren in eine Bastion der Rechtskonservativen und einen Magneten für Rechtsextremisten aus ganz Deutschland. Obwohl sie stark divergierende politische Strömungen vertraten, fanden weissblaue bayerische Separatisten, schwarz-weiss-rote Nationalisten und «völkische» Extremisten im Hass auf die bolschewistische, und breiter gefasst, auf die marxistische Linke eine gemeinsame Aktionsbasis.²¹ Die bayerische Reichswehr wurde zu einem Sammelbecken reaktionärer, antirepublikanischer Kräfte, die nach dem März 1920 weitere Anhänger gewannen, als die Anführer des fehlgeschlagenen Berliner Kapp-Putsches und deren paramilitärische Organisationen in Bayern einen Zufluchtsort fanden. Unter diesen Voraussetzungen wurde Adolf Hitler möglich.

Die Geschichte der bayerischen Revolution verlief massgeschneidert für die nationalsozialistische Propaganda. Im Lichte der Münchner Räterepublik gelang es ihr, nicht nur die «Dolchstosslegende», sondern auch die Vorstellung von einer internationalen jüdischen Verschwörung plausibel erscheinen zu lassen. Obwohl der Rechtsextremismus bis dahin in Bayern traditionell nicht mehr verwurzelt war als andernorts, versprach das neue Klima einmalige Möglichkeiten und die Gunst des Establishments. Viele der frühen Anhänger Hitlers standen unter dem Eindruck der Erfahrungen während der Monate im nachrevolutionären Bayern. Für Hitlers Person kann der Revolution und der Räterepublik nicht genug Bedeutung zugemessen werden. Wir haben gesagt, dass Hitler nicht beschlossen habe, Politiker zu werden; vielmehr sei die Politik durch Revolution und die Räteregierung zu ihm in die Kaserne gekommen.²² Es ist Zeit, den Wahrheitsgehalt dieser Behauptung auf den Prüfstein zu stellen.

II

Am 21. November 1918 nach München zurückgekehrt, war Hitler der 7. Kompanie des I. Ersatzbataillons des 2. Infanterie Regiments zugewiesen worden, wo er mehrere Kriegskameraden wiedertraf. Vierzehn Tage danach waren er und einer der Kameraden, Ernst Schmidt, unter den 15 Auserwählten seiner Kompanie (und insgesamt 140 Männern), denen man Wachpflichten im Kriegsgefangenenlager Traunstein übertrug. Wie Schmidt später berichtete, war es wahrscheinlich Hitlers

Vorschlag, sich freiwillig für die Abordnung zu melden.²³ Hitler soll laut Schmidt über die Revolution nicht viele Worte gemacht haben, «aber es war ihm einfach anzusehen, wie bitter er fühlte». Beide, so Schmidt, habe das Leben unter den veränderten Bedingungen in der Münchner Kaserne abgeschreckt, das, von den Soldatenräten bestimmt, die alten Massstäbe von Autorität, Disziplin und Moral habe vermissen lassen.²⁴ Sollte das der Grund gewesen sein, warum Hitler und Schmidt freiwillig nach Traunstein gingen, dann dürften sie es dort kaum besser angetroffen haben.

Die Soldatenräte, die Hitler angeblich so verabscheute, führten auch das Lager, das, auf eintausend Gefangene berechnet, stark überbelegt war. Es mangelte an Disziplin, und zu den Wachen gehörten einige der verkommensten Elemente der Truppe, die wie Hitler die Armee «nur als Mittel zur Erhaltung einer sorgenfreien Existenz auf Staatskosten zu betrachten schienen».²⁵ In Traunstein verbrachten Hitler und Schmidt, die vorrangig als Torwächter zum Einsatz kamen, eine unbeschwertere Zeit. Sie hielten sich nahezu zwei Monate dort auf, die Kriegsgefangenen, vor allem Russen, wurden fortlaufend an andere Orte transportiert. Anfang Februar war das Lager verlassen und wurde aufgelöst. Hitler ist, so deutet Schmidt an, wahrscheinlich Ende Januar nach München zurückgekehrt²⁶, aber nicht später als Mitte Februar und nicht, wie er angab, im März, denn aus der Militärakte geht hervor, dass er am 12. Februar der 2. Demobilmachungs-Kompanie zugewiesen wurde, um auf die Entlassung zu warten.²⁷

Im Allgemeinen verlief die Demobilmachung der deutschen Armee bemerkenswert rasch und wirksam.²⁸ Alle Kriegskameraden Hitlers, auch Ernst Schmidt, wurden weit vor ihm entlassen.²⁹ Wenn es Hitler gelang, die Entlassung bis März 1920 hinauszuzögern, verdankte er das ausschliesslich der seit dem späten Frühjahr 1919 zunehmenden Einbindung in die politische Arbeit der Reichswehr, die seinen Eintritt in die Politik vorbereitete.

Etwas länger als zwei Wochen versah Hitler seit dem 20. Februar 1919 den Wachdienst am Hauptbahnhof, wo eine Einheit der Kompanie für die Aufrechterhaltung der Ordnung verantwortlich war, vornehmlich unter den vielen Soldaten, die von und nach München reisten. Unterdessen überprüfte eine Untersuchungskommission die Bahnhofskommandantur mit Blick auf zahlreiche Fälle, in denen es zur Misshandlung verhafteter Personen gekommen war. Hitlers Beteiligung ist nicht bekannt, obwohl er bestimmt Zeuge von Gewalt und Brutalität

wurde.³⁰ Abgesehen vom Wachdienst, hatten Hitler, Schmidt und die übrigen Angehörigen der Demobilmachungs-Kompanie so gut wie nichts zu tun. Beim Test von alten Gasmasken konnten sie drei Mark pro Tag verdienen, was für einen gelegentlichen Opernbesuch reichte.³¹ Die regulären Einkünfte beliefen sich offenbar auf etwa 40 Mark im Monat, wer Kost und Logis frei hatte, besass gewiss genug, um Leib und Seele zusammenzuhalten.³² Die Zukunft ausserhalb der Armee sah weniger rosig aus.

Wie oben erwähnt hat Hitler die Teilnahme an der Untersuchungskommission nach der Unterdrückung der Räterepublik als seine erste politische Aktivität bezeichnet. In jüngerer Zeit ans Licht getretene Belege über Hitlers Aktionen während der revolutionären Phase widersprechen seiner Behauptung. Sie liefern auch eine Erklärung, warum Hitler so zurückhaltend über sein Verhalten während der Monate sprach, als die «Novemberverbrecher», wie er sie stets nannte, München beherrschten.

Ein Routinebefehl des Demobilmachungs-Bataillons vom 3. April 1919 nannte Hitler als den Vertrauensmann seiner Kompanie. Es spricht vieles dafür, dass er die Position tatsächlich seit dem 15. Februar innegehabt hatte. Zu den Verpflichtungen der Vertrauensleute zählte die Zusammenarbeit mit der Propagandaabteilung der sozialistischen Regierung zur Vermittlung von Aufklärungsmaterial an die Truppen.³³ Seine ersten politischen Aufgaben nahm Hitler also im Dienste des von SPD und USPD geführten revolutionären Regimes wahr. So verwundert nicht, wenn er über sein Tun in jenen Tagen nur spärlich Auskunft gab.

In der Tat hätte er erklären müssen, warum er auf dem Höhepunkt der Ereignisse in die Wirren der «roten Diktatur» in München verstrickt war. Am 14. April, dem Tag nach der Proklamation der kommunistischen Räterepublik, billigten die Münchner Soldatenräte die Neuwahl aller Vertrauensleute, um die Loyalität der Münchner Garnison gegenüber dem neuen Regime zu gewährleisten. Am folgenden Tag wurde Hitler zum Ersatz-»Bataillons Rat« gewählt.³⁴ Er nahm also nicht am Sturz der Münchner «Roten Republik» teil, sondern fungierte während ihres Bestehens als gewählter Vertrauensmann des Bataillons.

Welche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen sind, ist fraglich. Da die Münchner Garnison seit November 1918 fest hinter der Revolution gestanden hatte und im April den radikalen Wandel zur Räterepublik unterstützte, musste Hitler in jenen Monaten offensichtlich die Ansichten der sozialistischen Regierungen vertreten haben, wollte er als Ver-

trauensmann der Soldaten gewählt werden. Auf jeden Fall dürfte er kaum abweichende Ansichten geäußert haben. Schon in den zwanziger Jahren und bis in die dreissiger Jahre hinein kursierten nie gänzlich widerlegte Gerüchte, dass Hitler nach der Revolution anfänglich mit den Mehrheitssozialdemokraten sympathisiert habe. Da die Gerüchte von linken Journalisten stammten, die sie, um Hitler zu diskreditieren, in die Welt setzten, hat sie vermutlich niemand ernst genommen. Kommentare beispielsweise in der sozialdemokratischen *Münchener Post* im März 1923, Hitler sei bei der Indoktrination von Truppen zu Gunsten des demokratisch-republikanischen Staates behilflich gewesen, bestätigen die Nachweise, er habe ab Februar 1919 seiner Kompanie in einer solchen Funktion als Vertrauensmann gedient.³⁵

Ähnliche Gerüchte gingen Anfang der dreissiger Jahre durch die linke Presse.³⁶ Ernst Toller berichtete, ein Mithäftling, der ebenfalls wegen der Mitwirkung in der Räterepublik interniert gewesen sei, habe Hitler während der ersten Monate nach der Revolution in einer Münchner Kaserne getroffen, und dieser habe sich als Sozialdemokrat ausgegeben.³⁷ Konrad Heiden bemerkte, Hitler habe während der Räterepublik bei hitzigen Diskussionen unter den Kameraden seine Unterstützung für die sozialdemokratische Regierung gegen das Regime der Kommunisten zum Ausdruck gebracht. Es wurden sogar Gerüchte kolportiert, Hitler habe vom Eintritt in die SPD gesprochen.³⁸ Als Hitler Hermann Esser 1921 gegen innerparteiliche Angriffe verteidigte, vermerkte er spitz: «Jeder war einmal Sozialdemokrat.»³⁹

Hitlers mögliche Unterstützung für die Mehrheitssozialdemokraten während des revolutionären Aufruhrs ist weniger unwahrscheinlich, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. In der extrem wirren und unsicheren politischen Lage sind eine Reihe merkwürdiger Zeitgenossen, von denen später einige zu Hitlers Entourage gehörten, während der Revolution zunächst auf der linken Seite anzutreffen. Sepp Dietrich, später Kommandeur der Leibstandarte-SS «Adolf Hitler» und kommandierender General des I. SS-Panzerkorps, fungierte seit November 1918 als gewählter Vorsitzender eines Soldatenrats. Hitlers langjähriger Fahrer Julius Schreck diente Ende April 1919 in der «Roten Armee».⁴⁰ Hermann Esser, einer der frühesten Parteigänger Hitlers, der 1923 erster Propagandaleiter der NSDAP wurde, arbeitete eine Weile als Journalist für ein sozialdemokratisches Blatt.⁴¹ Gottfried Feder, dessen Ansichten über die «Zinsknechtschaft» Hitlers Phantasie im Sommer 1919 so stark fesselten, schickte im November 1918 ein Positionspapier an

die sozialistische Regierung unter Kurt Eisner.⁴² Und Balthasar Brandmayer, einer der engsten Kriegskameraden und später ein glühender Anhänger Hitlers, erzählte, wie er zunächst das Ende der Monarchien, dann den Aufbau einer Republik und den Aufbruch zu einer neuen Ära begrüsst habe. Umso grösser sei die Desillusionierung gewesen. «Für eine Räteregierung hatten wir nicht geblutet,» fügte er hinzu: «Leider haben nur die Marionetten gewechselt», während die Menschen weiterhin schufteten und verhungern mussten. «Der Dank des Vaterlandes blieb aus», schloss er verbittert.⁴³

Ähnliche Anschauungen, zusammengesetzt aus einem aggressiven Nationalismus, dem Antisemitismus sowie einem Radikalismus, der sich aus Klagen über soziale Unzulänglichkeiten speiste und rasch vom alten monarchischen Regime auf die neue Republik übertragen wurde, fanden nach dem Krieg weite Verbreitung. Das ideologische Durcheinander in den Köpfen, die politische Verwirrung und Opportunismus gingen häufig eine Verbindung ein, um unbeständige und wandelbare Allianzen zu stiften.

Zu glauben, Hitler habe Sympathien für die Sozialdemokratie gehegt und seine eigene charakteristische «Weltanschauung» erst nach einer ideologischen Kehrtwende unter dem Einfluss der Schulung bei der Reichswehr nach dem Zusammenbruch der Räterepublik ausgebildet, fällt allerdings schwer.⁴⁴ Bestimmt hat er die Entfernung der Monarchien durch die Revolution begrüsst.⁴⁵ Auch wenn der Zeitpunkt, wann er zum pathologischen Antisemiten wurde, schwer zu bestimmen ist, schliessen seine frühen Sympathien für die Alldeutschen, der Antagonismus gegen die Sozialdemokratie, der begeisterte Militarismus und die aggressive Fremdenfeindlichkeit jede aufrichtige Einstellung zu den Ideen, Zielen und der Politik der SPD nach 1918 aus. Wenn Hitler während der Revolutionsmonate äusserlich zu den Mehrheitssozialdemokraten neigte, dann nicht aus Überzeugung, sondern aus purem Opportunismus mit dem Ziel, die Demobilmachung so lange wie möglich hinauszuzögern.

In diesem Zeitraum lassen sich mehrere Hinweise auf Hitlers Opportunismus ausmachen. In Pasewalk meldete er die Matrosen, die nach der Ankunft im Lazarett Umsturz und Revolution predigten, nicht seinen Vorgesetzten, wie es patriotische Pflicht gewesen wäre.⁴⁶ Beim Verlassen des Lazaretts vermied er jedes politische Engagement und unternahm keinen Versuch, sich einem der zahlreichen Freikorps anzuschliessen, die wie Pilze aus dem Boden schossen, um in die anhaltenden

Kämpfe an den Ostgrenzen des Reiches einzugreifen und bei der Unterdrückung der Linksradiكالen innerhalb Deutschlands, nicht zuletzt innerhalb Münchens, mitzuwirken. Nach der Rückkehr aus Traunstein im Februar 1919 nahm er wahrscheinlich – das Regiment erhielt die Order mitzumarschieren – an einem Demonstrationzug von ungefähr 10'000 linken Arbeitern und Soldaten in München teil. Im April 1919, als die kommunistischen Räte München beherrschten, trug er wie fast alle Soldaten der Münchner Garnison wahrscheinlich die rote Armbinde der Revolution.⁴⁷ Das Beiseitestehen Hitlers, die Weigerung, bei der Befreiung von der Räterepublik in München eine Rolle zu spielen, soll ihm später verächtliche Blicke von Ernst Röhm, späterer Oberster SA-Führer, von Ritter von Epp, nach 1933 Reichsstatthalter in Bayern, und von Rudolf Hess, Hitlers zukünftiger Privatsekretär und nach 1933 sein Stellvertreter, eingetragen haben.⁴⁸

Ungeachtet von Hitlers Opportunismus und Passivität, blieb den Kameraden in der Kaserne seine Feindschaft gegenüber der revolutionären Linken wahrscheinlich kaum verborgen. Wenn er, wie später behauptet, tatsächlich die Unterstützung der Sozialdemokraten der für die Kommunisten vorzog⁴⁹, dann wurde die Äusserung vermutlich als die Wahl des geringeren Übels verstanden oder von denjenigen in Hitlers Einheit, die ihn länger kannten, als opportunistische Anpassung, die seine wirklichen nationalistischen, alldeutschen Sympathien verbarg. Ernst Schmidt beispielsweise, inzwischen entlassen, aber noch in regelmäßigem Kontakt mit Hitler, sprach später von dessen «schiерem Widerwillen» angesichts der Ereignisse in München.⁵⁰ Die 19 Stimmen für «Hittier» am 16. April, die ihn zum stellvertretenden Vertrauensmann der Kompanie – die meisten Stimmen (39) erhielt Johann Blüml – im Bataillons-Rat wählten, konnten von denen stammen, die ihn in diesem Licht sahen.⁵¹ Für die Spannungen in der Kaserne und zwischen den gewählten Vertrauensleuten der Soldaten spricht möglicherweise Hitlers spätere Denunziation zweier Kollegen aus dem Bataillons-Rat bei dem Münchner Tribunal, das die Handlungen der Soldaten seines Regiments während der Räterepublik untersuchte.⁵²

Unter den engen Kameraden war Hitler spätestens seit Ende April als der Konterrevolutionär bekannt, der er wirklich war, dessen eigentliche Sympathien mit denen der «weissen» Truppen übereinstimmten, die den Sturm auf die Stadt vorbereiteten. Laut einer plausiblen, aber nicht bestätigten Geschichte soll er auf einen Stuhl gesprungen sein, um das Bataillon zur Neutralität in den bevorstehenden Kämpfen zu ermahnen,

und ausgerufen haben: «Kameraden, wir sind doch keine Revolutionsgarde für die hergelaufenen Juden.»⁵³ Von Belang ist vor allem, dass er binnen einer Woche nach dem Ende der Rätereherrschaft als Angehöriger eines dreiköpfigen Ausschusses nominiert wurde – es ist nicht bekannt, von wem –, mit der Aufgabe, zu erkunden, ob Mitglieder des Ersatz-Bataillons des 2. Infanterie-Regiments aktiv in die Räterepublik verwickelt gewesen waren.⁵⁴ Offenbar erkannte man im Bataillon Hitlers Einstellung gegen die «rote» Herrschaft. Die neue Rolle verhinderte Hitlers Entlassung, die für ihn wie für den Rest der Münchner Garnison für Ende Mai 1919 vorgesehen war.⁵⁵ Noch bedeutsamer war das folgende: Hitler bewegt sich erstmals in der politischen Sphäre der Konterrevolution innerhalb der Reichswehr. Das hat ihm in den nächsten Monaten den Weg in den Strudel rechtsextremer Politik in München eröffnet – viel eher als irgendein psychologisches Trauma in Pasewalk, mit dem er auf die Nachricht von der Niederlage reagierte, oder eine dramatische Entscheidung, Deutschland vor den «Novembervbrechern» zu retten.

III

Am 11. Mai 1919 erfolgte die Bildung des Bayerischen Reichswehr Gruppenkommandos Nr. 4 (abgekürzt «Gruko»), das unter dem Kommando von Generalmajor von Möhl stand und bayerische Einheiten umfasste, die an der Zerschlagung der Räterepublik mitgewirkt hatten.⁵⁶ Da die bayerische Regierung bis Ende August im Bamberger Exil ausharrte, beherrschte das Militär im Frühjahr und Sommer de facto München, im Zentrum bestimmten Barrikaden, Stacheldrahtverhaue und Armeekontrollpunkte das Stadtbild.⁵⁷ Das «Gruko» sah es als seine Aufgabe an, die politische Szene lückenlos zu überwachen und durch Propaganda und Indoktrinierung «gefährliche» Einstellungen zu bekämpfen, die in der Übergangsarmee dominierten. Deshalb übernahm es im Mai 1919 die Nachrichtenabteilung, Abt. Ib/P, die man sofort nach der Beseitigung der Räterepublik in München gegründet hatte. Rasch besass die Aufklärung der Truppen in «korrektem» antibolschewistischen und nationalistischen Geist Priorität, und man konzipierte «Rednerkurse», um «geeignete Persönlichkeiten aus der Truppe» auszubilden, die für längere Zeit in der Armee bleiben würden und als Propagandaleute rhetorische Überzeugungskraft gegen subversive Ideen

zum Einsatz bringen sollten.⁵⁸ Die Organisation einer Reihe von antibolschewistischen Kursen, die Anfang Juni begannen, betreute Hauptmann Karl Mayr, der kurze Zeit zuvor, am 30. Mai, das Kommando über die Aufklärungs- und Propagandaabteilung übernommen hatte.⁵⁹ Mayr, einer der «Geburtshelfer der politischen Karriere Hitlers»⁶⁰, könnte mit gutem Grund beanspruchen, den ersten Anstoss für seinen steilen Aufstieg gegeben zu haben.

Mayr, der erste von Hitlers zahlreichen Gönnern, war ein politischer Einzelgänger, ein Parteigänger der extremen konterrevolutionären Rechten – 1920 war er ein wichtiger bayerischer Verbindungsmann zu dem Putschisten Wolfgang Kapp –, sodann ein scharfer Kritiker Hitlers, der in den Reichsbanner eintrat, der paramilitärischen Organisation der Sozialdemokraten. 1933 floh er nach Frankreich, wurde von den Nationalsozialisten gefangen und starb im Februar 1945 im Konzentrationslager Buchenwald. 1919 reichte sein Einfluss in der Münchner Reichswehr weit über den Rang eines Hauptmanns hinaus. Er erhielt beträchtliche Geldmittel für den Aufbau eines Kreises von Agenten oder «Vertrauensmännern», zur Organisation von Aufklärungs-Kursen für die Schulung ausgewählter Offiziere und Mannschaftsdienstgrade im korrekten politischen und ideologischen Denken und zur Finanzierung patriotischer Parteien, Publikationen und Organisationen.⁶¹

Mayr traf Hitler erstmals im Mai 1919 nach der Zerschlagung der «Roten Armee». Möglicherweise wurde er durch Hitlers Mitgliedschaft im Ausschuss des Bataillons zur Untersuchung subversiver Aktivitäten während der Räterepublik auf ihn aufmerksam. Hitler verfügte über die richtigen Referenzen und das ideale Potential für Mayrs Zwecke. Über die erste Begegnung mit ihm schrieb Mayr viel später: «In dieser Zeit war Hitler bereit, von irgendjemandem einen Posten anzunehmen, der ihm freundlich gesinnt war.» Er «glich (...) einem müden streunenden Hund, der nach einem Herrn suchte. (...) Das deutsche Volk und sein Schicksal liessen ihn kalt.»⁶²

Der Name «Hittier Adolf» erscheint auf einer der frühen Listen mit Namen von «V-Männern», welche die Nachrichtenabteilung Ib/P Ende Mai, Anfang Juni 1919 zusammenstellte. Binnen Tagen gehörte er zu den Teilnehmern an dem antibolschewistischen Aufklärungskurs, der zwischen dem 5. und 12. Juni an der Universität München stattfand. Zum ersten Mal erhielt Hitler direkte politische Bildung. Zum ersten Mal spürte er den Eindruck, den er auf andere Menschen ausüben konnte. Bei der Gelegenheit hörte er Vorlesungen prominenter Männer

in München – eine handverlesene Auswahl Mayrs, der sie zum Teil persönlich kannte – über Themen wie «Die deutsche Geschichte seit der Reformation», «Die politische Geschichte des Krieges», «Der Sozialismus in Theorie und Praxis», «Unsere wirtschaftliche Lage und die Friedensbedingungen» und «Der Zusammenhang zwischen innerer und äusserer Politik».

Zu den Rednern zählte auch Gottfried Feder, der sich als Wirtschaftsexperte unter den Alldeutschen einen Namen gemacht hatte. Über sein Thema, die «Brechung der Zinsknechtschaft», hatte er ein Manifest veröffentlicht, das ihm in nationalistischen Kreisen hohes Ansehen eintrug. Dem «schaffenden» Kapital stehe, so Feder, ein «raffendes» Kapital gegenüber, das er mit Juden in Verbindung brachte. Der Vortrag hinterliess bei Hitler einen tiefen Eindruck, und Feder galt in der jungen NSDAP als «Wirtschaftsguru». ⁶³

Die Geschichtsvorlesungen hielt der Münchner Historiker Professor Karl Alexander von Müller, der Mayr Schulunterricht erteilt hatte. Nach der ersten Vorlesung trat er zu einer im Hörsaal verbliebenen Gruppe, die den leidenschaftlichen, gutturalen Worten eines Mannes lauschte. Nach der nächsten Vorlesung sprach Müller mit Mayr. Einer seiner Schützlinge besitze eine natürliche Redebegabung. Müller zeigte auf Hitler. Mayr sagte: Das sei «der Hitler vom List-Regiment». ⁶⁴

Hitler dachte, der Vorfall – er war nach seinen Worten durch einen projüdischen Teilnehmer provoziert worden – habe direkt zu seiner Verwendung als «Bildungsoffizier» geführt. Zwar war er kein «Bildungsoffizier», aber seit Ende Mai/Anfang Juni arbeitete er als «V-Mann». ⁶⁵ Der Vorfall lenkte Mayrs Aufmerksamkeit auf Hitler, aber es war Mayrs regelmässiger genauer Beobachtung von Hitlers Leistung in seiner Abteilung zu verdanken, dass Hitler zu einer Abordnung von 26 ausgewählten Ausbildern gehörte, die zur Abhaltung eines fünftägigen Kurses im Reichswehr-Lager Lechfeld bei Augsburg geschickt werden sollten. Der Kurs, der am 20. August 1919, einen Tag nach Hitlers Ankunft im Lager, begann, war eine Reaktion auf die Klagen über die politische Unzuverlässigkeit der dort stationierten Männer, von denen viele aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt waren und jetzt auf die Entlassung warteten. Die Abordnung hatte die Aufgabe, den von Bolschewismus und Spartakismus «verseuchten» Truppen nationalistische und antibolschewistische «Gesinnung» beizubringen. ⁶⁶

Gemeinsam mit Rudolf Beyschlag, dem Kommandeur der Einheit, übernahm Hitler den Löwenanteil der Arbeit, einschliesslich der Anre-

gung von Diskussionen über Beyschlags Vorträge zu Themen wie «Wer trägt die Schuld am Weltkrieg?» und «Aus den Tagen der Münchener Räterepublik». Er selbst sprach über «Friedensbedingungen und Wiederaufbau», «Auswanderung» und «Sozial- und wirtschaftliche Schlagworte».⁶⁷ Mit «Leidenschaft» stürzte sich Hitler in die Arbeit, sein «Engagement» war «total». Und er machte die Entdeckung, dass seine Redeweise die zuhörenden Soldaten aus ihrer zynisch gefärbten Passivität riss. Hitler war in seinem Element. Zum ersten Mal im Leben hatte er eine Sache gefunden, die er uneingeschränkt «beherrschte». Beinahe zufällig war er über seine grösste Begabung gestolpert. Er konnte «reden»:

«Ich begann mit aller Lust und Liebe. Bot sich mir doch jetzt mit einem Male die Gelegenheit, vor einer grösseren Zuhörerschaft zu sprechen; und was ich früher immer, ohne es zu wissen, aus dem reinen Gefühl heraus einfach angenommen hatte, traf nun ein: ich konnte ‚reden‘. (...) Ich durfte auch von Erfolg sprechen: Viele Hunderte, ja wohl, Tausende von Kameraden habe ich im Verlaufe meiner Vorträge wieder zu ihrem Volk und Vaterland zurückgeführt. Ich «nationalisierte» die Truppe (...).»⁶⁸

Berichte von Kursteilnehmern bestätigen, dass Hitler nicht übertrieben hat: Fraglos war er in Lechfeld der Starredner. Der Luftschiffer Ewald Bolle schrieb, Beyschlags Referate hätten längst nicht so grosse Resonanz wie die «temperamentvollen Vorträge mit Beispielen aus dem Leben des Herrn Hitler» gefunden. Der Kanonier Hans Knoden dachte, besonders Hitler «entpuppte sich als hervorragender und temperamentvoller Redner und fesselte die Aufmerksamkeit der ganzen Zuhörer für seine Ausführungen». Und der Krankenträger Lorenz Frank schrieb: «Besonders Herr Hitler ist, ich darf wohl sagen, ein geborener Volksredner, der durch seinen Fanatismus und sein populäres Auftreten in einer Versammlung die Zuhörer unbedingt zur Aufmerksamkeit und zum Mitdenken zwingt.»⁶⁹

Zu den zentralen Waffen in Hitlers demagogischem Arsenal in Lechfeld gehörte der Antisemitismus. Die wilden Angriffe auf die Juden spiegelten nur die bei den Einwohnern von München seinerzeit weitverbreiteten Empfindungen, wie Berichte über die Stimmung in der Bevölkerung gezeigt haben. Ein bössartiger Kommentar, «letztere (Juden) gehören all aufgehängt, die seien auch schuld am Kriege», in einer Münchner Trambahn fand die Zustimmung aller anderen Fahrgäste. Im Zug von München nach Lindau meinte ein Arbeiter, die Regierungs-

truppen hätten am 1. Mai das Feuer auf die Juden eröffnen sollen, es heisse, grosse Pogrome müssten so sicher kommen, «als wie die Revolution kam». Andere Berichte über die Volksmeinung erwähnten im August/September 1919 Forderungen, alle Juden seien gemeinsam aufzuhängen, untermalt von Kommentaren wie, «die Juden seien augenblicklich die grösste Gefahr für alle arbeitenden Deutschen», und nur «wenn das Reich von diesem heimtückischen, verräterischen Ungeziefer befreit sei, sei an ein Wiederaufblühen Deutschlands zu denken». Die Truppen fühlten nicht anders. Die Reaktionen auf Hitlers Ansprachen in Lechfeld sind ein Indiz für die Empfänglichkeit der Soldaten.⁷⁰ Oberleutnant Bendt, der Kommandeur des Lagers Lechfeld, hielt es für nötig, Hitler darum zu bitten, seinen Antisemitismus zu dämpfen, um Beschwerden, die Referate seien eine provozierende «Judenhetze», vorzubeugen. Ähnliches geschah im Anschluss an einen Vortrag Hitlers über den Kapitalismus, der die «Judenfrage streifte».⁷¹ Es ist der erste Hinweis auf eine öffentlich gehaltene, antisemitische Rede Hitlers.

Innerhalb der Gruppe und gewiss in den Augen seines Vorgesetzten, Hauptmann Mayr, muss sich Hitler den Ruf eines Experten für die «Judenfrage» erworben haben. Mayr gab eine briefliche Anfrage vom 4. September 1919 von Adolf Gemlich aus Ulm, einem früheren Teilnehmer am Aufklärungskurs, der Klarstellungen zur «Judenfrage», insbesondere hinsichtlich der Beziehungen zur sozialdemokratischen Regierung wünschte, zwecks Beantwortung an Hitler weiter.⁷² Hitlers bekannte Antwort an Gemlich, datiert auf den 16. September 1919, ist seine erste überlieferte schriftliche Äusserung zur «Judenfrage». Der Antisemitismus gründe nicht auf Emotionen, sondern auf «die Erkenntnis von Tatsachen», deren erste darin bestehe, dass das Judentum eine «Rasse» und keine Religion sei. Emotionaler Antisemitismus erzeuge Pogrome; andererseits müsse der «Antisemitismus der Vernunft» zur systematischen «Entfernung» aller Rechte der Juden führen. Und er schloss: «Sein letztes Ziel aber muss unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt sein.»⁷³

Der Brief an Gemlich enthüllt zum ersten Mal die Schlüsselemente von Hitlers «Weltanschauung», die von dem Zeitpunkt bis zu den letzten Tagen im Berliner Bunker unverändert blieben: der auf einer «Rassentheorie» beruhende Antisemitismus und die Schaffung eines Einheit stiftenden Nationalismus, der auf der Notwendigkeit fusste, die äussere und innere Macht der Juden zu bekämpfen. Der ausdrückliche Gebrauch, den Hitler in dem Brief von den Argumenten Gottfried Feders machte, der in

«Mein Kampf» ein überschwengliches Lob erhält, legt den Gedanken nahe, dass Feders Ideen zur «Zinsknechtschaft» und zum Kapitalismus für Hitler der entscheidende ideologische «Durchbruch» waren und ihn befähigten, seine lange gehegten Vorurteile zu rationalisieren und mit Hilfe einer «wissenschaftlich» fundierten Argumentation zu bestätigen.⁷⁴

IV

Bei der Rückkehr nach München am 25. August war dem Kommandeur Rudolf Beyschlag vorgeworfen worden, er habe 500 Mark nicht an die Ausbilder verteilt. In dem Streit vertrat Hitler, der offenbar zum Sprecher der Gruppe aufstieg, die Interessen der Ausbilder. Nach dem rednerischen Erfolg in Lechfeld und Beyschlags Blamage war er mittlerweile Mayrs Günstling und rechte Hand.⁷⁵ Zu den Pflichten der Mayr zugewiesenen «V-Leute» zählte die Überwachung von 50 politischen Parteien und Organisationen in München, die das ganze Spektrum von extrem rechts bis weit links umfassten.⁷⁶ Als «V-Mann» hatte Hitler am Freitag, dem 12. September 1919, den Auftrag, über eine Versammlung der Deutschen Arbeiterpartei im Sterneckerbräu zu berichten. Mindestens zwei ehemalige Kameraden aus Lechfeld begleiteten ihn.⁷⁷ Eigentlich hätte der «völkische» Dichter und Publizist Dietrich Eckart reden sollen, aber der war erkrankt, und Gottfried Feder sprang mit einem Referat über die «Brechung der Zinsknechtschaft» ein.

Laut Hitlers eigenem Bericht hatte er den Vortrag schon einmal gehört und übernahm daher die Beobachtung der Partei, die er für einen «langweiligen Verein» hielt, eine kleine Partei wie viele andere, die damals in München an jeder Ecke gegründet wurden. Er wollte gerade gehen, als ein geladener Gast, ein Professor Baumann, bei der auf den Vortrag folgenden Diskussion Feder attackierte und dann zu Gunsten des bayerischen Separatismus sprach. Daraufhin griff Hitler so hitzig ein, dass Baumann, dem buchstäblich die Luft wegblieb, den Hut nahm und, noch während Hitler sprach, «wie ein begossener Pudel» weging.⁷⁸

Den Parteivorsitzenden Anton Drexler hatte Hitlers Stegreifrede so beeindruckt, dass er ihm am Ende der Veranstaltung ein Exemplar des eigenen Pamphlets «Mein politisches Erwachen» in die Hand drückte und ihn einlud, ein paar Tage später wiederzukommen, falls er daran interessiert sei, der neuen Bewegung beizutreten. «Mensch, der hat a Gosch'n, denn kunnt ma brauch'a», soll Drexler angemerkt haben.⁷⁹

Laut Hitlers Bericht las er Drexlers Pamphlet in einer schlaflosen Nacht; es habe bei ihm eine Saite angeschlagen, ihn an das eigene «politische Erwachen» zwölf Jahre zuvor erinnert. Binnen einer Woche nach der Veranstaltung erhielt Hitler per Postkarte die Nachricht, er sei als Mitglied aufgenommen und solle zur Besprechung der Angelegenheit einige Tage später einer Ausschusssitzung der Deutschen Arbeiterpartei beiwohnen.⁸⁰ Obwohl er im Augenblick ablehnend reagiert habe – angeblich wollte er eine eigene Partei gründen⁸¹, sei die Neugier stärker gewesen, und er habe die Versammlung des kleinen Vorstandes in der schlecht erleuchteten Gaststube des Alten Rosenbads, ein schäbiges Wirtshaus in der Herrenstrasse, aufgesucht. Die politischen Ziele der dort Versammelten sagten ihm zu, die engstirnige Organisation habe ihn, wie er später schrieb, entsetzt: «Eine Vereinsmeierei allerärgster Art und Weise.»⁸² Nach ein paar Tagen der Unentschlossenheit sei er schliesslich zum Beitritt bereit gewesen. Was ihn bestimmte, sei das Gefühl gewesen, eine so kleine Organisation biete «dem Einzelnen die Möglichkeit einer wirklichen persönlichen Tätigkeit» und die Aussicht, rasch Profil zu gewinnen und sie zu «beherrschen».⁸³

Irgendwann in der zweiten Septemberhälfte 1919 trat Hitler der Deutschen Arbeiterpartei bei und bekam die Mitgliedsnummer 555. Er war nicht, wie er stets vorgab, das siebte Mitglied⁸⁴, wie ein nicht abgeschickter Brief des ersten Parteichefs Anton Drexler an Hitler vom Januar 1940 erhärtet:

«Niemand weiss besser als Sie selbst, mein Führer, dass Sie niemals das siebte Mitglied der Partei, sondern höchstens das siebte Mitglied des Ausschusses waren, in den ich Sie bat, als Werbeobmann einzutreten.

Und vor einigen Jahren musste ich mich bei einer Parteistelle beschweren, dass Ihre erste richtige Mitgliedskarte der DAP, die Schüsslers und meine Unterschrift trägt, gefälscht wurde, indem die Nummer 555 herausretuschiert und die Nummer 7 eingesetzt war.»⁸⁵

Wie so vieles, was Hitler in «Mein Kampf» über sein früheres Leben ausführt, kann man den Bericht über den Eintritt in die Partei nicht wörtlich nehmen, denn wie alles andere hat er ihn ausgeschmückt, um der «Führer»-Legende zu dienen, die zum Zeitpunkt der Niederschrift bereits kultiviert wurde. Und was immer Hitler über die Unentschlossenheit, ob er der Deutschen Arbeiterpartei beitreten solle oder nicht, geschrieben hat, vielleicht traf er die Entscheidung gar nicht selbst.

In einem wenig beachteten Beleg hat Mayr später behauptet, er habe Hitler «befohlen», der Deutschen Arbeiterpartei beizutreten, um deren Wachstum zu unterstützen. Zu dem Zweck sei er zunächst mit Geldmitteln ausgestattet worden, etwa im Gegenwert von 20 Goldmark pro Woche, und habe im Gegensatz zur tormalen Praxis bei Mitgliedern der Reichswehr, die politischen Parteien beitraten, in der Armee bleiben dürfen.⁸⁶ Hitler gelang es, sowohl den Sold der Armee als auch die Honorare als Redner einzuheimsen, bis er am 31. März 1920 entlassen wurde. Er konnte seine ganze Zeit der politischen Propaganda widmen – im Gegensatz zu den anderen Führern der Deutschen Arbeiterpartei, die die politische Tätigkeit auf einen Beruf abstimmen mussten.⁸⁷

Ohne Hauptmann Mayrs «Talentsuche» hätten wir möglicherweise nie etwas von Hitler erfahren. Nun konnte er ganztägig, wenn auch zunächst nur am Rande, in den Bierkellern, seinen Aktivitäten als politischer Agitator und Propagandist nachgehen. Er verdiente mit der einzigen Sache, von der er etwas verstand, seinen Lebensunterhalt: mit Reden.

Hitler hatte den Weg von Pasewalk zum attraktivsten Redner der Deutschen Arbeiterpartei weder durch die plötzliche Erkenntnis, er habe eine «Mission», Deutschland zu retten, noch durch die Stärke seiner Persönlichkeit, noch durch einen «Triumph des Willens» selbst bestimmt. Vielmehr war der Weg von den Umständen, von Opportunismus, Glücksfällen und nicht zuletzt vom Rückhalt der Armee gekennzeichnet, personifiziert in dem Mentor Mayr. Tatsächlich ist Hitler nicht in die Politik gegangen – sie kam zu ihm, in die Münchner Kaserne.⁸⁸ Seitdem Hitler nach dem Zusammenbruch der Räterepublik mit der Bereitschaft zum Verrat an den Kameraden Profil gewonnen hatte, bestand sein Beitrag in der ungewöhnlichen Begabung, an die niedersten Instinkte der Zuhörer zu appellieren, im Lager Lechfeld, dann in den Münchner Bierkellern, gepaart mit einem scharfen Blick für die beste Aufstiegsgelegenheit.

In den kommenden Jahren erwiesen sich diese Fähigkeiten als unschätzbar wertvoll. Nicht zuletzt sicherten sie seine Attraktivität für eine breite nationalistisch gesinnte Rechte, die in Bayern Fuss gefasst hatte und danach strebte, den Angriff auf die demokratische Republik vorzubereiten, die sie so verabscheute. Mächtige Gönner in München erkannten in Hitler den unverzichtbaren «Trommler» für die nationalistische Sache. Voller Stolz übernahm Hitler in den frühen zwanziger Jahren den ihm zugewiesenen Part.

FÜNFTES KAPITEL

Der Bierkelleragitator

«Die nationale Arbeiterpartei muss die Basis geben für den starken Stosstrupp, den wir erhoffen. (...) Ich habe sehr tüchtige junge Leute auf die Beine gebracht. Ein Herr Hitler z.B. ist eine bewegende Kraft geworden, ein Volksredner 1. Ranges. In der Ortsgruppe München haben wir über 2'000 Mitglieder, während es im Sommer 1919 noch keine 100 waren.»

Hauptmann Karl Mayr am 20. September 1920 gegenüber dem im Exil lebenden Putschisten Wolfgang Kapp.

«Seid ihr wirklich blind dagegen, dass dieser Mann die Führerpersönlichkeit ist, die allein den Kampf durchzuführen vermag? Glaubt ihr, dass ohne ihn die Massen sich im Zirkus Krone stauten?»

Rudolf Hess' Antwort vom 11. August 1921 auf innerparteiliche Kritik an Hitler.

Ohne die Entdeckung seiner Begabung für nationalistische Agitation in der Reichswehr wäre Hitler wahrscheinlich an den Rand der Gesellschaft zurückgekehrt – ein verbitterter Kriegsveteran mit geringen Chancen auf einen persönlichen Aufstieg. Ohne die Selbsterkenntnis, er könne «reden», hätte Hitler nie erwägen können, als Politiker seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Aber ohne das aussergewöhnliche politische Klima im Nachkriegsdeutschland und ganz besonders die spezifischen Bedingungen in Bayern hätte Hitler auf keinen Fall ein Publikum gefunden, seine Begabung wäre bedeutungslos und unerkant verpufft, die Hasstiraden hätten keinen Widerhall gefunden, und diejenigen, die an den Aufgängen zur Macht standen, von denen Hitler abhing, hätten ihm keinen Rückhalt geboten.

Als er im September 1919 der kleinen Deutschen Arbeiterpartei beitrug, gehörte er zu den «namenlosen, armen Teufeln» – er war ein Niemand.¹ Innerhalb von drei Jahren erhielt er körbeweise bewundernde Briefe, in nationalistischen Kreisen ging die Rede von Hitler als dem deutschen Mussolini, man zog Vergleiche mit Napoleon.² Und wenig mehr als vier Jahre später hatte er als Anführer eines gewalt-samen Staatsstreiches den Status einer nicht nur regionalen, sondern nationalen Berühmtheit erlangt. Natürlich war der Putsch ein jämmerlicher Fehlschlag, Hitlers politische Karriere schien beendet, hätte am Ende sein sollen. Doch jetzt war er ein «Jemand». Der erste Teil von Hitlers erstaunlichem Aufstieg aus der Anonymität bis zur öffentlichen Prominenz spielt in jener Münchner Zeit – den politischen Lehrjahren.

Zweifellos *besass* Hitler Fähigkeiten und Charaktereigenschaften, die ihn zu einer politischen Kraft machten, mit der man zu rechnen hatte. Sie zu ignorieren oder zu schmälern, hiesse den gleichen Fehler wie seine politischen Gegner zu begehen, die ihn lächerlich machten und nur als Marionette im Dienste der Interessen anderer betrachteten. Doch Hitlers Persönlichkeit und seine Begabungen als solche erklären nicht die Lobeshymnen, mit denen ihn bereits um 1922 immer mehr

Angehörige des völkischen Lagers überschütteten. Die Ursprünge seines Führerkults spiegelten weit eher die damals in Teilen der deutschen Gesellschaft überwiegenden Geistes- und Erwartungshaltungen wider als besondere Qualitäten Hitlers. Auch seine Fähigkeiten als Volksredner, mehr war er noch nicht, hätten allein nicht genügt, um einen Angriff auf die deutsche Staatsmacht zu unternehmen, im Rückblick eine melodramatische Farce von wenigen Stunden. Um so weit zu kommen, bedurfte er einflussreicher Förderer.

Ohne die veränderten Bedingungen, die Folgen eines verlorenen Krieges, der Revolution und dem weitreichenden Gefühl, eine nationale Demütigung erlitten zu haben, wäre Hitler in der Tat der Niemand geblieben. Aber unter den gegebenen Umständen entdeckte er 1919 seine Fähigkeit, ein Publikum zu inspirieren, das seine grundlegenden politischen Empfindungen teilte. Kraft seiner Rhetorik und der schieren Gewalt seines Vorurteils vermittelte er die Überzeugung, es *gebe* einen Weg aus dem Elend Deutschlands, und allein der von ihm vorgezeichnete Weg führe zur «Wiedergeburt» der Nation. Zu einer anderen Zeit, an einem anderen Ort wäre die Botschaft wirkungslos ins Leere gegangen, sogar absurd erschienen. So empfanden es auch die Münchner Bürger Anfang der zwanziger Jahre, erst recht die übrige Bevölkerung, die Hitler, wenn überhaupt, nur als provinziellen bayerischen Hitzkopf und Volksverhetzer kannte. Gleichwohl drang seine Botschaft zur rechten Zeit und am rechten Ort zu den Menschen in den Bierkellern und erfasste präzise ihren unbeherrschbaren Zorn, ihre Angst und Frustration, ihre Ressentiments und ihre aufgestaute Aggression. Sein zwanghafter Rededuktus wirkte vor allem deshalb so überzeugend, weil ihm eine starke Gewissheit zugrunde lag, verbunden mit verlockend einfachen Diagnosen und Lösungen der deutschen Probleme.

Vor allem war Hitler in seinem Element, wenn er den Hass der anderen schüren konnte, indem er den Groll vor ihnen ausbreitete, der tief in seinem Inneren steckte. Noch nie hatte dieses Verhalten indes die Wirkung wie unter den veränderten Nachkriegsbedingungen hervorgerufen. Die im Männerheim von Wien, in den Münchner Cafés und im Regimentshauptquartier an der Front im besten Fall als Beispiele von Hitlers Exzentrizität geduldeten Tiraden stellten sich als sein bestes Kapital heraus. Allein das unterstreicht die veränderten Bedingungen des sozialen Umfelds und legt uns nahe, zur Erklärung des ersten Durchbruchs auf der politischen Bühne zunächst weniger auf die Persönlichkeit zu schauen als auf die Motive und Handlungen derer, die

Hitlers Anhänger und Bewunderer wurden – nicht zuletzt die mächtigen Stützen im Hintergrund. Deshalb wäre Hitler ohne die Patronage und Unterstützung einflussreicher Kreise in Bayern in der Bedeutungslosigkeit versunken. Während dieser Zeit war er selten, wenn überhaupt, Lenker seines Geschicks. Die Schlüsselmomente, wie 1921 die Übernahme der Parteiführung und 1923 das «Abenteuer» des Putsches, waren nicht sorgfältig geplant, sondern Verzweiflungstaten, mit denen er zur Wahrung des Gesichts die Flucht nach vorn antrat, ein für Hitler bis zum Ende charakteristisches Verhalten.

Als Propagandist und nicht als Ideologe einer bestimmten Kombination politischer Ideen gewann Hitler in den frühen Jahren an Profil. Was er in den Münchner Bierkellern zu Markte trug, war nicht neu oder originell. Die Gedanken gehörten zum Grundstock der verschiedenen völkischen Gruppen und Sekten und waren schon von den Alldeutschen vor dem Krieg verbreitet worden. Hitler warb nun aber originell für gewöhnliche Ideen. Andere sagten das gleiche und erzielten keine Wirkung. Es zählte nicht, *was* er sagte, sondern, *wie* er es sagte. Seine ganze Karriere beruhte auf Darstellung.

Hitler lernte, effektvolle Propaganda zu entwerfen, und wie sich die Wirkung durch Anprangerung von Sündenböcken noch steigern liess. Anders ausgedrückt, er lernte, wie er die Massen mobilisieren konnte. Das war für ihn von Anfang an der Königsweg zur Verwirklichung politischer Ziele. Die Fähigkeit, sich selbst zu überzeugen, nur sein Weg sei erfolgreich, war die Grundlage für die Überzeugungskraft, die er anderen vermittelte. Umgekehrt bot ihm die Reaktion der Zuhörer in den Bierkellern und später bei den Massenkundgebungen die Gewissheit, die Selbstsicherheit und die Geborgenheit, die ihm fehlten.

Laut Heinrich Hoffmann hat Hitler es mit den Worten «Ich brauche Massen, wenn ich spreche», abgelehnt, Anfang 1920 bei der Hochzeitsfeier von Hermann Esser eine Rede zu halten. «In einem kleinen Kreis finde ich einfach nicht die richtigen Worte. Sie wären alle nur enttäuscht! Und das will ich Ihnen ersparen. Ich kann überhaupt nicht bei Familienfeiern sprechen und auch keine Grabrede halten.»³ Hitlers häufig bekundete Zurückhaltung und Scheu gegenüber seinen Mitmenschen stand in krassem Gegensatz zu seiner selbstbewussten Meisterschaft, wenn er die Emotionen der Zuhörer in der theatralischen Szenerie einer grösseren Ansprache ausbeutete. Er brauchte die orgasmische Erregung, die ihm nur die ekstatischen Massen gaben. Die Befriedigung, die er aus den verzückten Reaktionen und dem wilden Applaus

der jubelnden Menge zog, muss das Vakuum seiner persönlichen Beziehungen aufgefüllt haben. Ja, sie war ein Zeichen des Erfolgs nach drei Jahrzehnten, in denen er ausser dem Stolz auf die Kriegsbilanz dem übergrossen Ego keine nennenswerten Errungenschaften entgegensetzen vermochte.

Einfachheit und Wiederholung waren die zentralen Bestandteile von Adolf Hitlers Rhetorik. Mit diesen Mitteln verkündete er unablässig die Kernpunkte seiner Botschaft: die «Nationalisierung der Massen», die Umkehrung des grossen «Landesverrats» von 1918, die Zerstörung der inneren Eeinde Deutschlands, vor allem die «Entfernung der Juden», und der materielle und psychologische Wiederaufbau als Vorbedingung für den äusseren Kampf und die Erlangung einer Weltmachtstellung.⁴ Die Konzeption vom Weg zur Rettung und Wiedergeburt Deutschlands hatte Hitler in Ansätzen bereits zum Zeitpunkt des Briefes an Gemlich im September 1919 formuliert.⁵ Zentrale Elemente fehlten noch. Zum Beispiel das Konzept nach «Lebensraum» wurde erst Mitte des Jahrzehnts fest integriert. Die endgültige Herausbildung der charakteristischen «Weltanschauung» vollzieht sich nach dem Debakel des Putschs vom November 1923. Voraus ging Hitlers erster Karriereabschnitt, der Aufstieg des Bierkelleragitators zum Führer einer bedeutungslosen rassistischen Partei.

I

Die Gleichsetzung des Nationalsozialismus mit Hitler ist eine unzulässige Vereinfachung und irreführend vereinfachende Darstellung.⁶ Fraglos war Hitler für den Aufstieg des Nationalsozialismus und die nationalsozialistische Machtausübung unentbehrlich. Aber das Phänomen existierte, bevor jemand von Hitler gehört hatte, und hätte auch weiterhin existiert, wenn er ein «Niemand aus Wien» geblieben wäre⁷. Ein Grossteil der bunten Ideenmischung, aus dem die NS-Ideologie bestand – eher eine Verbindung von Vorurteilen, Phobien und utopischen gesellschaftlichen Erwartungen als ein einheitliches Gedankengebäude –, trat vor dem Ersten Weltkrieg in unterschiedlicher Form und Intensität auf und später in den Programmen und Manifesten der faschistischen Parteien in vielen Ländern Europas. Integraler Nationalismus, antimarxistischer «National»-Sozialismus, Sozialdarwinismus, Rassismus, biologischer Antisemitismus, Eugenik und Elitetheorie ergaben ein berau-

schendes Gemisch unterschiedlich starker ideologischer Zutaten, das am Ende des 19. Jahrhunderts für einige Kulturpessimisten aus der europäischen Intelligenz und Bourgeoisie attraktiv wurde. Nichts spezifisch Deutsches prägte die Ideen, wenn auch manche unter ihnen in Deutschland und im deutschsprachigen Teil Österreich-Ungarns eigene Gestalt annahmen.

Die Ideen eines «nationalen» oder «deutschen» Sozialismus im Gegensatz zum internationalen Sozialismus des Marxismus waren im Deutschland des Jahres 1919 nichts Neues, obwohl derartige Vorstellungen durch den Krieg enormen Auftrieb erhalten hatten. Der liberale Pfarrer Friedrich Naumann hatte in den neunziger Jahren einen «Nationalsozialen Verein» in der Absicht gegründet, die Arbeiter vom Klassenkampf zu trennen und sie als die Säulen des neuen Nationalstaats zu integrieren. Um 1903 war der Versuch gescheitert, und seither tauchte die Vorstellung von einem «deutschen» Sozialismus stets in Verbindung mit dem radikalen Antiliberalismus der antisemitischen und völkischen Bewegung auf. Dieser appellierte vor allem an den unteren Mittelstand, Händler, Handwerker, Kleinbauern, niedere Beamte und gründete in einer Kombination aus Antisemitismus, extremem Nationalismus und vehementem Antikapitalismus.⁸

Zu Hitlers Jugendzeit vertrat die Schönerer-Bewegung in Österreich ganz ähnliche Tendenzen. Und Konflikte zwischen tschechischen und deutschen Arbeitern hatten in Böhmen schon um 1904 in Trautenau im Sudetenland zur Gründung einer Deutschen Arbeiterpartei geführt, die den völkischen Nationalismus mit dem antimarxistischen, antikapitalistischen Sozialismus verknüpfte.⁹ Als Hitler nach dem Putsch 1924 vor Gericht stand, leugnete er zwar nicht die Existenz der österreichischen Partei, stritt aber jede Verbindung mit der eigenen Bewegung ab.¹⁰ Nichts deutet darauf hin, dass er sich in Österreich für sie interessiert oder Kenntnis von ihr genommen hätte. Nach dem Krieg wurde die Partei in Trautenau zur Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei (DNS-AP) umbenannt. Anfang der zwanziger Jahre unterhielt sie Kontakte zu Hitlers Bewegung, die aber um 1923 ihre Vormachtstellung festigte. 1926 wurde Hitler als einziger «Führer» der neugegründeten NSDAP in Deutschland und Österreich anerkannt.¹¹

Der völkische Nationalismus war vor dem Ersten Weltkrieg in der Minderheit, obwohl er über die Verbreitung populärer rassistischer Werke von Theodor Fritsch oder Houston Stewart Chamberlain und die Popularisierung eines exklusiven, aggressiven, ethnischen Nationa-

lismus in zahllosen Schulen und Jugendorganisationen bedeutenden Rückhalt bei den Alldeutschen gewann. Die tragenden Pfeiler der völkischen Ideologie waren der extreme Nationalismus, der Rassenantisemitismus und mystische Vorstellungen von der Einzigartigkeit einer Sozialordnung, die weit in die deutsche Geschichte zurückreichte und auf Ordnung, Harmonie und Hierarchie beruhte.¹² Besonders wichtig war die Zusammenführung einer romantisierten Sicht germanischer Kultur mit einer sozialdarwinistischen Betonung des Überlebenskampfes, imperialistischen Vorstellungen einer Expansion in den slawischen Osten und der Notwendigkeit, die «rassische Reinheit» und eine neue Elite zu stiften, indem man den erkannten Erbfeind des Deutschtums, den «Judegeist», «auslöschte».

Bedeutsam ist, dass der völkische Nationalismus nun, unter den veränderten Bedingungen, mit den verbreiteten nationalistischen Kräften verschmolz und einen Konfrontationskurs gegen die Demokratie und den Weimarer Staat steuerte. Den Grundstein zur antidemokratischen Ideologie, der Antithese von Weimar, wurde nicht in den Stammtischrunden völkischer Denker und Philosophen gelegt, sondern in den Werken neokonservativer Schriftsteller, Publizisten und Intellektueller wie Wilhelm Stapel, Max Hildebert Boehm, Arthur Moeller von den Bruck, Othmar Spann und Edgar Jung. Die zentralen Motive dieser Ideologien waren die Ideen von einem «organischen Volk», das auf der «Reinheit von Blut und Rasse» beruhe, eine «Volksgemeinschaft» bilde, die jedes Individuum in ihr transzendiere und ihm seinen Platz in der Hierarchie des Führerprinzips anweise, und einen wahren «Nationalsozialismus hervorbringe, der antiliberal, antikapitalistisch und antibürgerlich sei.¹³

Naturgemäss erfreuten die antikapitalistischen und antibürgerlichen Elemente dieses Ideengeflechts keineswegs die konservativen Nationalisten in der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP), der nationalistischen Hauptströmung, die aus der alten Deutschkonservativen Partei hervorgegangen war.¹⁴ Die Neokonservativen befanden die Nationalsozialisten für vulgär und primitiv. Doch Niederlage, Revolution und die Errichtung einer Demokratie hatten ein Klima gefördert, in dem ein konterrevolutionäres Ideen-Set sowohl im konservativen Nationalismus als auch im neuen, rabiatischen, völkischen Nationalismus auf breite Zustimmung stiess. In ganz Deutschland empfand man die demütigenden Bedingungen, die die Alliierten in dem am 28. Juni 1919 unterzeichneten Versailler Vertrag festschrieben, als «nationale» Schande.

Dieses Gefühl, die von den Siegern verfügt Gebietsabtretungen und besonders die «Kriegsschuld Klausel» schufen eine Stimmung für die bereitwillige Aufnahme extrem nationalistischen Gedankenguts. Am 6. Juni 1920 zeigten die katastrophalen Verluste der demokratiefreundlichen Parteien schon bei der ersten Reichstagswahl, wie sehr Weimar «eine Republik ohne Republikaner» war – eine denkwürdige Übertreibung, die aber die geringe Wertschätzung der Mehrheit der Bürger und in Kreisen des gesellschaftlichen und politischen Führungspersonals für den neuen Staat ausdrückte.¹⁵ Damit waren die Rahmenbedingungen für den Einbruch des extremen Nationalismus vom Rand ins Zentrum der Politik gegeben.

Die Menschenmassen, die 1919 und 1920 Hitler zuströmten, wurden nicht durch feinsinnige Theorien motiviert. Ihnen reichten nackte Parolen, die Wut, Ressentiments und Hass entfachten, und in den Münchner Bierkellern bekamen sie eine Vulgärversion völkischer Strömungen zu hören. Es gebe keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Ansichten der völkischen Bewegung und denen des Nationalsozialismus¹⁶, bekannte Hitler in «Mein Kampf», und ihm lag nur wenig daran, allgemeine Ansichten auf den Begriff zu bringen oder sie programmatisch fester zu umreißen. Natürlich hatte er seine eigenen Obsessionen, einige Grundvorstellungen, die er nach 1919 nie aufgab, und die er Mitte der zwanziger Jahre in eine abgerundete «Weltauffassung» überführte. An abstrakten Ideen war Hitler nicht interessiert. Seine Redekraft machte ihn nur zum wortgewaltigsten Sprachrohr dieser Ideen, Ideen, die auch von anderen für ihre Interessen instrumentalisiert wurden.

Als Hitler der Deutschen Arbeiterpartei beitrug, gehörte sie zu den etwa 73 völkischen Gruppen in Deutschland, die zumeist nach Kriegsende gegründet worden waren.¹⁷ Allein in München gab es 1920 mindestens 15¹⁸, und wie die DAP waren die meisten kleine, unbedeutende Organisationen. Eine Ausnahme und eine wichtige Brücke zur frühen Gefolgschaft der NS-Partei bildete der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund, der Anfang 1919 auf Initiative des Alldeutschen Verbandes gegründet worden war, der eine Reihe von kleineren völkischen Vereinigungen zu einer Organisation zusammenfasste, mit der die Massen für die antisemitische Bewegung gewonnen werden konnten.¹⁹

Trotz des Hauptsitzes in Hamburg, wo die völkischen Ideen im deutschnationalen Handlungsgehilfenverband schon grosse Verbreitung gefunden hatten, traf der Deutschvölkische Schutz- und Trutzbund

auch im erhitzten antisemitischen Münchner Klima auf beträchtliche Resonanz. Sein Ausstoss an Propaganda war beeindruckend, allein 1920 wurden 7,6 Millionen Pamphlete, 4,7 Millionen Handzettel und 7,8 Millionen Aufkleber verteilt.²⁰ Als Symbol für den völkischen Kampf wählte man das Hakenkreuz. Manche der frühen Mitglieder stammten aus der kurzlebigen Vaterlandspartei, innerhalb eines Jahres hatte der Bund seine Mitgliederzahl von 30'000 auf 100'000 gesteigert, und in den drei Jahren seiner Existenz stieg sie auf über 200'000 Mitglieder an. Die Mitgliedschaft setzte sich aus zornigen früheren Soldaten nach dem Krieg, der angeblich durch einen «Dolchstoß» verlorengegangen war, zusammen, aus Handwerkern, die das Proletariat als Bedrohung empfanden, Lehrern, die die alldeutsche Ideologie attraktiv fanden, und Studenten, die in den neuen Verhältnissen keine Zukunftshoffnung besaßen und in ihrem nationalen Stolz gekränkt waren.²¹ Viele von ihnen führte der Weg später zur NSDAP.²² Die Wirkung des Schutz- und Trutzbundes litt darunter, dass er als Organisation rein agitatorischen Zwecken diente, keiner politischen Partei verbunden war und keine klaren politischen Ziele verfolgte. Seine rasche Ausdehnung bewies die wachsende Anziehungskraft völkischer Ideen, besonders die mobilisierende Kraft antisemitischer Parolen – falls jemand es schaffte, sie wirkungsvoll zu vermarkten.

Innerhalb des völkischen Ideenvorrats hatte die Vorstellung von einem spezifisch *deutschen* oder *nationalen* Sozialismus, verknüpft mit dem Feindbild des «jüdischen» Kapitalismus, in der letzten Phase des Krieges an Boden gewonnen und neben Drexlers Deutscher Arbeiterpartei auch die Deutschsozialistische Partei, die bald zum Hauptkonkurrenten der DAP wurde, hervorgebracht.²³ Alfred Brunner, der Gründer der Deutschsozialisten, ein Ingenieur aus Düsseldorf, hatte seit 1904 in der völkischen Politik mitgemischt. Das Programm sprach von radikalen Boden- und Finanzreformen und wies Affinitäten zum Programm der NS-Partei von 1920 auf. Ende 1919 hatten die Deutschsozialisten funktionstüchtige Ortsgruppen in Düsseldorf, Kiel, Frankfurt am Main, Dresden, Nürnberg und München aufgebaut. 1920 wurden weitere Ortsgruppen, so auch in Berlin, gegründet. Um die Jahresmitte zählte die Partei 35 Ortsgruppen und nahezu 2'000 Mitglieder. Gemessen an der regionalen Konzentration der NS-Partei war die räumliche Zersplitterung der Organisation letztlich eine Schwäche. Und die 1920 und 1921 unternommenen Versuche, die DSP mit der NS-Partei zu vereinigen, standen im Hintergrund der erbitterten innerpartei-

lichen Konflikte im Sommer 1921, auf deren Höhepunkt Hitler die Parteiführung übernahm.

Schon während des Krieges hatten die Alideutschen München als bedeutendes Zentrum für ihre nationalistische Agitation gegen die Regierung genutzt und in dem für die Veröffentlichung medizinischer Fachtexte bekannten Münchner Verlagshaus von Julius E. Lehmann, einem Münchner Mitglied der Vaterlandspartei, einen wertvollen Multiplikator gefunden.²⁴ Lehmann gehörte auch der Thule-Gesellschaft an, ein völkischer Klub mit mehreren Hundert betuchten Mitgliedern, der wie eine Freimaurerloge geführt wurde. Die Gesellschaft war um die Jahreswende 1917/1918 aus dem Germanen-Orden entstanden, den man 1912 in Leipzig mit dem Ziel der Zusammenführung einer Reihe von kleineren antisemitischen Gruppen und Organisationen ins Leben gerufen hatte.²⁵ Die Liste der Mitglieder, zu denen neben Lehmann auch der Wirtschaftsfachmann Gottfried Feder, der Publizist Dietrich Eckart, der Journalist und Mitgründer der DAP Karl Harrer und die jungen Nationalisten Hans Frank, Rudolf Hess und Alfred Rosenberg zählten, liest sich wie ein «Who is who» führender Köpfe und früherer Anhänger des Nationalsozialismus aus München.

Rudolf Freiherr von Sebottendorf, der schillernde und wohlhabende Chef der Thule-Gesellschaft, ein kosmopolitischer Abenteurer und selbsternannter Aristokrat, eigentlich der Sohn eines Lokomotivführers, der durch undurchsichtige Geschäfte in der Türkei und eine günstige Heirat mit einer reichen Erbin an sein Vermögen gelangt war, sorgte dafür, dass die Versammlungen in Münchens Hotel Vier Jahreszeiten stattfanden, und verlegte für die völkische Bewegung den *Münchener Beobachter*, der im August 1919 in *Völkischer Beobachter* umbenannt und schliesslich im Dezember 1920 von den Nationalsozialisten übernommen wurde. Von der Thule-Gesellschaft ging gegen Kriegsende die Initiative aus, die Münchner Arbeiterklasse für ihre Ziele zu gewinnen. Karl Harrer erhielt den Auftrag, mit dem Eisenbahnschlosser Anton Drexler Kontakt aufzunehmen. Als untauglich ausgemustert, hatte Drexler 1917 zeitweise in der Vaterlandspartei eine Heimat für seine nationalistischen und rassistischen Ansichten gefunden. Im März 1918 hatte er einen «Freien Arbeiterausschuss für einen guten Frieden» gegründet, um die Kriegsbegeisterung in der Münchner Arbeiterklasse anzuheizen. Er verband seinen extremen Nationalismus mit einem Antikapitalismus, der drakonische Massnahmen gegen Profiteure und Spekulanten forderte. Harrer, ein Sportreporter bei der rechtsgerichtete-

ten *Münchner-Augsburger Abendzeitung*, überredete Drexler und ein paar andere, einen «Politischen Arbeiterzirkel» zu gründen. Der «Zirkel», eine Gruppe mit in der Regel drei bis sieben Teilnehmern, traf regelmässig etwa ein Jahr lang seit November 1918, gewöhnlich unter dem Vorsitz von Harrer, zusammen und diskutierte nationalistische und rassistische Themen, beispielsweise, ob Juden Deutschlands Feind seien oder wer die Verantwortung für Krieg und Niederlage trage.²⁶ Während Harrer den konspirativen völkischen Klub vorzog, befürwortete Drexler nur die Gründung einer Partei, denn es sei zwecklos, «Rezepte» zur «Rettung» Deutschlands in einer winzigen Gruppe zu diskutieren. Im Dezember schlug er vor, eine «Deutsche Arbeiterpartei» ins Leben zu rufen, die «judenrein» sein werde.²⁷ Der Vorschlag setzte sich durch. Am 5. Januar 1919 erfolgte bei einer kleinen Versammlung, überwiegend von Bekannten aus den Eisenbahnwerkstätten, im Fürstenfelder Hof zu München die Gründung der Deutschen Arbeiterpartei. Drexler wurde zum Vorsitzenden der Münchner Ortsgruppe gewählt. Harrer erhielt den Ehrentitel des «Reichsvorsitzenden».²⁸ Erst nach der Zerschlagung der Räterepublik konnte die Partei ihre ersten öffentlichen Versammlungen mit verschwindend wenig Zuhörern abhalten. Am 17. Mai waren zehn Mitglieder anwesend, 38 hörten im August eine Rede Dietrich Eckarts, und am 12. September erschienen 41. An dem Tag war auch Adolf Hitler zum ersten Mal gekommen.²⁹

II

Inwieweit Hitler in die Anfänge der DAP involviert war, verdunkelt der Bericht in «Mein Kampf». Auch hier gilt, dass die Schilderung weniger durch reine Erfindung als durch Hitlers selektives Gedächtnis und die Verzerrung der Fakten gekennzeichnet ist. Hitler wollte den eigenen Anteil erhöhen und den aller anderen Beteiligten schmälern oder sie ignorieren. Der Bericht geht wieder von der Geschichte des politischen Genies aus, das allen Widrigkeiten einen «heroischen Triumph des Willens» abtrotzt. Die Geschichte war der Kern der Parteilegende, die Hitler in späteren Jahren unermüdlich und überaus detailliert als Vorrede seinen grossen Ansprachen voranstellte. Sie handelte vom politischen Genie, das einer winzigen Vereinigung beitrug, die grandiose Ideen, aber keine Hoffnung auf deren Verwirklichung besass. Er

allein habe den Verein zu einer «Macht erster Ordnung» gemacht, die Deutschland aus seiner Not «retten» werde.

Hitler schrieb geringschätzig von der Organisation, der er beigetreten war. Die Partei befand sich in einem deprimierenden Zustand, der Ausschuss stellte praktisch die gesamte Mitgliedschaft dar, und obwohl die DAP das parlamentarische Regierungssystem angriff, entschied sie die eigenen Angelegenheiten nach «endlosem Zwiegespräch» nach der Mehrheitsregel. Man kam in den schäbigen Hinterzimmern von Münchner Wirtshäusern zusammen. Es gab weder eine ständige Geschäftsstelle noch Mitgliedskarten, Drucksachen oder einen Parteistempel. Einladungen zu Parteiversammlungen erfolgten handschriftlich oder wurden auf der Maschine getippt. Zu den Versammlungen erschienen stets die gleichen Leute.³⁰ Nachdem man zu hektographierten Werbeanschlägen übergegangen war, kamen endlich einige Leute mehr. Es wurde Geld gesammelt, um mit einer Anzeige im *Münchener Beobachter* für eine Versammlung zu werben, die am 16. Oktober 1919 in Menschen in den Hofbräukeller lockte, den weiträumigen Schankraum einer der grossen Münchner Brauereien in der Wiener Strasse im Osten der Innenstadt, nicht zu verwechseln mit dem bekannten Hofbräuhaus, das in der Stadtmitte liegt. Der Hauptredner war ein Münchner Professor, aber Hitler sprach nach seinen Worten danach zum ersten Mal öffentlich, abgesehen von den Vorträgen vor den unfreiwilligen Zuhörern im Lager Lechfeld, eine halbe Stunde anstatt der vorgesehenen 20 Minuten. Er elektrisierte sein Publikum, und anschliessend flossen 300 Mark in die Parteikasse. Er brachte einige seiner Armeekontakte mit in die Bewegung und hauchte ihr neues Leben ein.

Den Parteiführern, Harrer und Drexler, fehlte in seinen Augen die Inspiration: Beide waren weder gute Redner noch Kriegsteilnehmer. Hitler und die Parteiführung stritten über die künftige Strategie, seinen Anfangserfolg im Rücken, bestand Hitler auf häufigeren und grösseren Versammlungen. Er setzte sich durch, und die Zusammenkünfte fanden im Eberbräukeller und im Gasthaus «Zum Deutschen Reich» an der Dachauer Strasse in der Nähe des Kasernenkomplexes statt, wo Hitler erfolgreiche Reden gehalten hat.³¹

Wenige Wochen später nahmen über 400 Zuhörer an der siebten Versammlung teil. Zu diesem Zeitpunkt ging Hitlers Stern am Himmel der Partei auf. Anfang 1920 will er, dem eigenen Bericht zufolge, darauf gedrängt haben, eine erste grosse Massenversammlung abzuhalten. Erneut traten Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Parteiführung

auf, Skeptiker hielten das Vorhaben für voreilig und sagten einen katastrophalen Fehlschlag voraus. Der vorsichtige Harrer, der erste Vorsitzende der Partei, trat wegen der Unstimmigkeiten mit Hitler zurück, und Drexler übernahm Harrers Position. Erneut hatte Hitler obsiegt. Am 24. Februar 1920 veranstaltete die DAP im Festsaal des Hofbräuhauses im Stadtzentrum eine Massenversammlung. In dem grossen, lärmfüllten Saal im ersten Stock – über der noch wilderen «Schwemme» im Erdgeschoss – standen wie in allen grossen Bierkellern der Stadt Tischreihen voller steinerner Masskrüge und einfache Holzbänke. Zu den Gepflogenheiten politischer Versammlungen zählte der starke Alkoholgenuss und im Gefolge lautes Geschrei und manchmal Schlägereien. Die Partei trieb aufwendige Vorbereitungen und entwarf auffällige, rote Plakate und Flugblätter. Das Parteiprogramm ging in den Druck und sollte auf der Versammlung verteilt und verkündet werden. Den riesigen Saal füllte eine dichtgedrängte Menschenmenge, als Hitler abends um Viertel nach sieben eintraf. Nach dem ersten Redner, dessen Namen Hitler in seinem Bericht nicht erwähnt, habe er selbst – der die Versammlung in Stellvertretung für Drexler, der offenbar einen Nervenzusammenbruch erlitten hatte, leitete – das Wort ergriffen. Zusammenstösse zwischen Hitler-Anhängern und anderen, die den Redner durch Zwischenrufe zu stören versuchten, hielten ihn nicht ab, fortzufahren, und unter wachsendem Beifall stellte er das Programm mit 25 Punkten vor, denen das Publikum, von seinem Redesturm aufgepeitscht, durch Zuruf zustimmte.³² Schliesslich, schrieb Hitler, «stand ein Saal voll Menschen vor mir, zusammengeschlossen von einer neuen Überzeugung, einem neuen Glauben, von einem neuen Willen». Der «deutsche Held» war zu seinem «Marsch Richtung Macht» aufgebrochen: «Ein Feuer war entzündet, aus dessen Glut dereinst das Schwert kommen muss, das dem germanischen Siegfried die Freiheit, der deutschen Nation das Leben wiedergewinnen soll. (...) So leerte sich langsam der Saal. Die Bewegung nahm ihren Lauf.»³³

Die Geschichte ist zutreffend als «eine heroische Legende in halb-naturalistischem Stil von Jung-Siegfried, der in Münchner Bierkellern seine wilde Waldstimme erhebt»³⁴, beschrieben worden. Sie sollte den Entstehungsmythos zur Figur des Führers abgeben, wie er über den schwachen und schwankenden Parteiführern thronte, seiner selbst ebenso sicher war wie der «Erfüllung seiner machtvollen Vision», und zeigen, wie erfolgreich sein Vorgehen war. Hitler stellt fest, seine «Grösse» sei schon in diesen ersten Monaten nach dem Beitritt zur Bewegung her-

vorgetreten. An seinem unangefochtenen Führungsanspruch in der völkischen Bewegung könne kein Zweifel bestehen.

Im Anschluss an die Schilderung der grossen Erfolge beim Aufbau der Parteianhängerschaft wandte sich Hitler in einer späteren Passage von «Mein Kampf» der frühen Parteigeschichte zu, als er überraschend kurz und ausserordentlich verschwommen die «Übernahme» der Parteiführung Mitte 1921 beschrieb. Die knappe Zusammenfassung deutet an, dass, nachdem Intrigen gegen ihn und «der Versuch einer Gruppe völkischer Phantasten», mit Unterstützung des Parteivorsitzenden (Drexler) die Parteiführung zu erlangen, gescheitert waren, an ihn in einer allgemeinen Mitgliederversammlung einstimmig der Auftrag zur Führung der gesamten Bewegung erging. Mit der Reorganisation der Bewegung am 1. August 1921 wurde das alte, wirkungslose quasiparlamentarische Geschäfts-gestalten der Partei vermittels Ausschuss und interner Demokratie hinweggefegt und stattdessen das «Führerprinzip» als organisatorische Basis etabliert. Auf diesem Wege sei seine Vormachtstellung gefestigt worden.³⁵

Es deutet einiges darauf hin, dass die Darstellung Hitlers Ehrgeiz dokumentiert, zunächst in der Bewegung und im Analogieschluss später in Deutschland diktatorische Macht auszuüben. Den Beweis erbringen die Konflikte mit Harrer und Drexler sowie sein Widerstand gegen demokratische Elemente in der innerparteilichen Auseinandersetzung. Hitler blickt auf die Schwäche der einfachen Sterblichen herab, auf ihre Unfähigkeit, dem Licht und der Gewissheit zu folgen, mit der er, Hitler, seinen Weg ging. Das und die Notwendigkeit, einem Führer Gefolgschaft zu leisten, der den letztgültigen Triumph sichern könne, sind von Anfang an seine beherrschenden Themen. Mithin ist die Annahme zulässig, dass Hitlers Führungsanspruch schon in der ersten Phase seiner parteipolitischen Aktivität verbürgt war. Das berechtigt zu der Schlussfolgerung, niemals hätte diese politische Begabung das Selbstbewusstsein verlassen.

Es nimmt nicht wunder, wenn Hitler vor dem Bilderbogen dieser Geschichte so viele Rätsel aufwirft. Der Niemand aus Wien, der Gefreite, der nicht einmal zum Unteroffizier befördert wurde, erscheint nun mit einer ausgewachsenen politischen Philosophie, einer Erfolgsstrategie und dem brennenden Begehren, seine Partei zu führen, und sieht sich selbst als Deutschlands kommenden «grossen Führer». Mag Hitlers Selbstdarstellung noch so verwirrend sein, in ihrem Grundton ist sie auf überraschend grosse Akzeptanz gestossen.³⁶ Zwar ist sie nicht in jedem Punkt ungenau, aber sie bedarf in wesentlichen Teilen der Modifizierung und Präzisierung.

III

Es kam zum Bruch mit Harrer, woraus jedoch nicht auf Hitlers Drang nach unumschränkter Macht geschlossen werden sollte. Der Bruch war auch nicht die Folge des Streits um die Frage, ob die Partei eine Massenbewegung oder eine Art geschlossener völkischer Debattierklub sein sollte.³⁷ Eine Reihe völkischer Organisationen hatte damals das gleiche Problem und versuchte Botschaften an ein Massenpublikum mit regelmässigen Treffen eines exklusiven «inneren Kreises» zu verbinden. Harrer gefiel die Intimität des kleinen Kreises, den er in Form des «Politischen Arbeiterzirkels» selbst kontrollierte, im Gegensatz zum «Arbeitsausschuss» der Partei, in dem er nur als einfaches Mitglied sass. Aber Harrer wurde schliesslich isoliert, denn Drexler wollte wie Hitler mit der Botschaft der Partei die Massen erreichen. Später stellte er die Behauptung auf, er und nicht Hitler habe vorgeschlagen, das Parteiprogramm bei einer Massenveranstaltung im Festsaal des Hofbräuhauses zu verkünden. Hitler habe anfänglich Skepsis bekundet, ob sie den Saal füllen könnten.³⁸ Solange Harrer die Partei durch die Kontrolle des «Politischen Arbeiterzirkels» lenkte, blieb die Frage nach einer tragfähigeren Propagandastrategie ungelöst. Daher schien es geboten, den Ausschuss zu stärken, was Drexler und Hitler gelang, indem sie im Dezember Bestimmungen entwarfen, die dem Ausschuss die alleinige Autorität verliehen und eine «Über- oder Nebenregierung, sei es als Zirkel oder Loge», ausschlossen.³⁹ Der Entwurf der Bestimmungen, der Hitlers Handschrift trägt, sah die Wahl der Ausschussmitglieder und ihres Vorsitzenden in offener Versammlung vor. Ihre Einheit, so fuhr der Entwurf fort, werde gewährleistet durch strikte Beachtung des Parteiprogramms, das Hitler und Drexler bereits vorbereiteten. Die neuen Bestimmungen richteten sich eindeutig gegen Harrer, doch sie waren nicht konstruiert, um Hitler den ersten Trittstein auf dem Weg zur höchsten Macht in der Partei zu bescheren. Es spricht einiges dafür, dass er in dieser Zeit nicht die unumschränkte Macht in der Partei anstrebte, denn er war bereit, die korporative Führung eines gewählten Ausschusses zu akzeptieren. Die Entscheidungen, in den nächsten Monaten Massenveranstaltungen abzuhalten, hat offenbar eine Ausschussmehrheit gebilligt, obwohl es nach Harrers Ausscheiden und im Zuge von Hitlers wachsenden Erfolgen, grosse Menschenmassen als Publikum für seine Reden zu gewinnen, kaum noch Dissens gegeben haben dürfte. Allein Harrer scheint dem Ehrgeiz, Anfang 1920 eine Massen-

Veranstaltung abzuhalten, widersprochen und durch seinen Rücktritt die Konsequenzen aus der Niederlage gezogen zu haben. Daneben spielten persönliche Animositäten eine Rolle, da beide, Hitler und Harrer, sich mit wechselseitiger Abneigung begegneten.⁴⁰

Die erste Massenveranstaltung der Partei sollte im Januar 1920 im Bürgerbräukeller, einem weiteren grossen Bierlokal an der Rosenheimer Strasse, am anderen Isarufer, etwa einen Kilometer südöstlich der Stadtmitte, stattfinden, musste aber wegen des damaligen allgemeinen Verbots öffentlicher Versammlungen verschoben werden.⁴¹ Für den 24. Februar wurde sie im Hofbräuhaus neu angesetzt. Befürchtungen, die politischen Gegner würden die Versammlung mit gezielten Störmanövern sprengen, waren, auch wenn es die erste Grossveranstaltung einer «Arbeiterpartei» war, vermutlich übertrieben. Antisemitische Grosskundgebungen waren in München nichts Neues. Mit Störungen musste gerechnet werden. Ein Höhepunkt der antisemitischen Agitationswelle, die im Sommer 1919 angelaufen war, hatte bereits stattgefunden: Am 7. Januar 1920 war es bei einer von 7'000 Menschen besuchten Grossveranstaltung des Schutz- und Trutzbundes zu tumultuösen Szenen gekommen.⁴² Den Gefreiten Adolf Hitler, der einen kurzen «Diskussions-Beitrag» lieferte, hat der Widerhall antisemitischer Agitation mit Sicherheit beeindruckt oder auch die Wirkung, die ein solches politisches Schaustück auf die öffentliche Meinung in München ausübte.⁴³

Hitlers und Drexlers Hauptsorge galt nicht den Unterbrechungen, sondern der Peinlichkeit geringer Besucherzahlen. Da weder Drexler noch Hitler öffentlich profilierte Persönlichkeiten waren, trat Drexler an Dr. Johannes Dingfelder heran, der der Partei nicht angehörte, aber in den völkischen Kreisen Münchens bekannt war, und bat ihn um die Hauptrede zum Thema «Was uns not tut». Hitlers Name tauchte in der Werbung nicht auf, und es gab keinen Hinweis auf die Verkündung des Parteiprogramms.⁴⁴

Die vorausgehenden Wochen widmeten Drexler und Hitler dem Entwurf des 25-Punkte-Programms, das im Laufe der Zeit für «unabänderlich» erklärt, jedoch in der Praxis weitgehend ignoriert wurde. Erste Diskussionen fanden Mitte November 1919 statt, einen Monat darauf legte Drexler den ersten Entwurf und am 9. Februar eine überarbeitete Version vor, so dass die Endfassung rechtzeitig zur Veranstaltung im Hofbräuhaus fertig war.⁴⁵ Inhaltliche Parallelen mit dem Programm der Deutschsozialistischen Partei waren nicht zu übersehen.⁴⁶

Die programmatischen Aussagen, Forderungen nach einem «Gross-

deutschland», «Land und Boden (Kolonien)», Diskriminierung der Juden und deren Ausschluss von den „Volksgenossen», «Brechung der Zinsknechtschaft», «Einzahlung aller Kriegsgewinne», eine «Bodenreform», Schutz des «Mittelstandes», Verfolgung der «gemeinen Volksverbrecher, Wucherer, Schieber» und strikte Kontrolle der Presse enthielten so gut wie nichts Originelles oder Neues mit Blick auf die völkische Rechte.⁴⁷ Mit Erwähnung der religiösen Freiheit wurde bezweckt, die stark kirchlich orientierte bayerische Bevölkerung nicht vor den Kopf zu stoßen. Die Parole «Gemeinnutz vor Eigennutz» steuerte eine unverfängliche Banalität bei. Die Forderung nach einer «starken Zentralgewalt des Reiches» und der «unbedingten Autorität des politischen Zentralparlaments» implizierte zwar unmissverständlich eine autoritäre und keine pluralistische Regierungsform, verwies aber keineswegs darauf, dass Hitler in dieser Zeit der Vorstellung anhing, einst an der Spitze eines vom Führerprinzip bestimmten Regimes zu stehen.

Einige überraschende Lücken stechen ins Auge. Die Auslassungen betreffen den Marxismus und Bolschewismus und die ganze Frage der Landwirtschaft, abgesehen von dem kurzen Verweis auf die Bodenreform. Die Autoren des Programms zu identifizieren, fällt schwer⁴⁸, wahrscheinlich zeichneten unterschiedliche Beiträger für einzelne Punkte verantwortlich; der Angriff auf die «Zinsknechtschaft» war ein Steckenpferd Gottfried Feders, die «Gewinnbeteiligung» eine von Drexlers Lieblingsideen und der im Vergleich zum wortreicheren Programm der DSP kraftvollere Stil deutet auf Hitler.⁴⁹ Wenn er selbst von seiner Mitwirkung spricht, erscheint es glaubhaft.⁵⁰ Die Federführung lag wahrscheinlich bei Drexler, was dieser in einem nie abgeschickten Brief an Hitler vom Januar 1940 behauptete. In diesem Schreiben heisst es, «dass nach all den von mir niedergeschriebenen Grundsätzen und Richtlinien Adolf Hitler *mit mir* – und sonst mit keinem Menschen – die 25 Thesen des Nationalsozialismus in langen Nächten in der Arbeiterküche München, Burghausener Str. 6, verfasste».⁵¹

Die Sorge um den Besucherzuspruch bei der ersten grossen Parteiveranstaltung war unberechtigt, es drängten sich am 24. Februar etwa 2'000 Menschen, darunter vielleicht 400 sozialistische Gegner, im Festsaal des Hofbräuhauses, als der Versammlungsleiter Adolf Hitler den Abend eröffnete.⁵² Dingfelder hielt eine unauffällige Rede. Aussage und Vortragstil werden sich grundsätzlich von Hitler unterschieden haben, und das Wort «Jude» kam nicht vor. Dingfelder machte den Niedergang von Moral und Religion und das Aufkommen selbstsüchtiger, materiel-

ler Werte für das Schicksal Deutschlands verantwortlich. Seine Therapie lautete: «Ordnung, Arbeit, aufopfernde Hingabe zur Rettung des Vaterlandes.» Die Rede kam gut an und verlief ohne Zwischenfälle.⁵³

Hitlers Rede belebte die Stimmung. Er wählte einen rauheren, aggressiveren und weniger akademischen Ton als Dingfelder. Mit ausdrucksvoller, direkter, grober, «erdverbundener» Sprache, das Medium, das die meisten Zuhörer gebrauchten und verstanden, und mit Stakato-Sätzen wandte er sich an das Publikum. Seine Gegner wie den führenden Zentrumsolitiker und Reichsfinanzminister Matthias Erzberger, der 1918 den Waffenstillstand unterzeichnet und im darauffolgenden Sommer für die Annahme des verhassten Versailler Vertrages plädiert hatte, oder den Münchner Kapitalisten Isidor Bach überhäufte Hitler mit Beschimpfungen, in dem sicheren Gefühl, dass sein Publikum begeistert applaudieren würde. Angriffe auf die Juden brachten ihm Jubelrufe aus dem Publikum ein, schrillen Attacken gegen die Kriegsgewinnler schrie der Saal entgegen: «Prügelstrafe! Aufhängen!»

Während Hitler das Parteiprogramm verlas, prasselte bei jedem Punkt Beifall auf ihn nieder. Zwischenrufe von linken Gegnern trieben die Stimmung auf die Spitze, ein Polizeiberichterstatter notierte: «Es herrschte oftmals ein grosser Tumult, so dass ich oft glaubte, jeden Augenblick kommt es zu Schlägereien». Die Worte, mit denen Hitler die Parteidevise verkündete, begleitete stürmischer Applaus: «Unsere Parole heisst nur Kampf. Wir werden unseren Weg geradeaus unerschütterlich bis zum Ziele gehen». Gegen Ende, als Hitler eine Protestnote gegen eine angebliche Entscheidung, 40'000 Zentner Mehl für die jüdische Gemeinde bereitzustellen, vortrug, brach nach feindseligen Zwischenrufen erneut ein Aufruhr aus, die Menschen gingen über Tische und Bänke und schrien einander an. In der anschliessenden «Diskussion» ergriffen vier Sprecher kurz das Wort, darunter zwei Gegner. Bemerkungen des letzten Redners, dass eine Diktatur der Rechten mit einer Diktatur der Linken bekämpft werde, gaben das Signal für einen weiteren Tumult, in dem die Worte untergingen, mit denen Hitler die Versammlung schloss. Rund hundert Unabhängige Sozialdemokraten und Kommunisten strömten aus dem Hofbräuhaus auf die Strassen, die vom Jubel für die Internationale und die Räterepublik und den Buhrufen für die «Kriegshelden» Hindenburg, Ludendorff und die Deutschnationalen widerhallten.⁵⁴ Es war eben nicht der «Saal voll Menschen (...) zusammengeschlossen von einer neuen Überzeugung,

einem neuen Glauben, von einem neuen Willen», wie Hitler später glauben machen wollte.⁵⁵

Auch die Münchner Zeitungen vermittelten den Lesern in den nächsten Tagen nicht den Eindruck, die Veranstaltung habe die Ankunft einer neuen, dynamischen Partei und eines neuen politischen «Helden» markiert. Die Presse reagierte verhalten, wenn überhaupt. In den kurzen Berichten gingen die Zeitungen schwerpunktmässig auf Dingfelters Rede ein und schenkten Hitler wenig Beachtung.⁵⁶ Selbst der, noch nicht von der Partei kontrollierte, *Völkische Beobachter* gab sich überraschend zurückhaltend. Der einspaltige Bericht von der Versammlung erschien vier Tage später im Innenteil des Blattes und legte das Augenmerk auf Dingfelters Rede. Hitlers Beitrag war in einem Satz zusammengefasst: «Herr Hitler (DAP) entwickelte einige treffende politische Bilder, die stürmischen Beifall fanden, aber auch die zahlreich anwesenden «vorgefassten» Gegner zum Widerspruch veranlassten, und gab eine Übersicht über das Parteiprogramm, das in den Grundzügen dem Programm der Deutschsozialistischen Partei nahekommt.»⁵⁷

Trotz des gedämpften Echos war ersichtlich, dass Hitler in öffentlichen Versammlungen ein politisches Feuerwerk zünden konnte. Selbst im Hexenkessel der Münchner Politik stellten die Grossveranstaltungen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, wie die Bewegung sich fortan nannte, etwas Besonderes dar.⁵⁸ Hitler wollte vor allem, dass die Partei Beachtung fand. Das gelang ihm rasch. Später schrieb er: «Ganz gleich, ob sie über uns lachen oder schimpfen, ob sie uns als Hanswurste oder als Verbrecher hinstellen; die Hauptsache ist, dass sie uns erwähnen, dass sie sich immer wieder mit uns beschäftigen (,..).»⁵⁹

Er beobachtete die eintönigen, steifen Veranstaltungen bürgerlicher Parteien, die ermüdende Wirkung von Reden, die würdige ältere Herren wie akademische Vorlesungen vortrugen. Mit Stolz hielt er fest, im Vergleich dazu seien NS-Veranstaltungen *nicht* friedlich gewesen. Von der Veranstaltungsorganisation der Linken lernte er die Tricks der Inszenierung, den Wert der Einschüchterung des Gegners sowie Störtechniken und wie man Zwischenfälle parierte. Die NSDAP setzte gezielt auf die Provokation von Zusammenstössen, um die Partei ins Rampenlicht zu rücken. Hellrot gestaltete Plakate sollten die Linken zur Teilnahme reizen.⁶⁰ Mitte 1920 entwarf Hitler persönlich die Parteifahne mit dem Hakenkreuz in einem weissen Kreis auf rotem Grund, um eine möglichst starke visuelle Wirkung zu erzielen.⁶¹ Fortan waren die Veranstaltungen

gen bereits lange Zeit vor Beginn bis auf den letzten Platz besetzt, und die Anzahl der anwesenden Gegner sorgte für eine potentiell explosive Stimmung.⁶² Zur Bekämpfung von Störenfrieden hatte die Partei Mitte 1920 einen Saalschutz auf die Beine gestellt, der im August zur Turn- und Sport-Abteilung und schliesslich zur Sturmabteilung (SA) wurde.⁶³

Adolf Hitler war der unwiderstehliche Lockvogel, der die Massen in die Arme der NSDAP trieb. Insofern ist an dem ichbezogenen Bericht in «Mein Kampf» kein Zweifel erlaubt. Es begann mit dem ersten gefühlsdiktieren Diskussionsbeitrag während der DAP-Versammlung am 12. September 1918, gefolgt vom ersten Auftritt als Parteiredner am 16. Oktober 1919 im Hofbräukeller.⁶⁴ Die Erinnerung an diese Anfangserfolge ist nie verblasst, der Wortlaut in «Mein Kampf» weist Ähnlichkeiten mit der Schilderung des Erlebnisses im Lager Lechfeld auf: «Ich sprach dreissig Minuten, und was ich früher, ohne es irgendwie zu wissen, einfach innerlich gefühlt hatte, wurde nun durch die Wirklichkeit bewiesen: ich konnte reden!»⁶⁵ Auch wenn die Wiederholung unschwer als Mittel der Selbststilisierung zu erkennen ist, besass Hitler sichtlich Selbstvertrauen, hatte er doch zum ersten Mal mit seiner Art zu reden ein aus freien Stücken erschienenenes Publikum aufzurütteln vermocht.

Die Kehrseite von Hitlers selbstsicherem Auftreten wurde sichtbar, wenn seine Egozentrik private Freunde abschreckte. Kurt Thiele, ein Bekannter, der Hitler, so Oskar Maria Graf, wegen seiner Spitzeltätigkeit für die Reichswehr verachtete, aber einen Vortrag über die künftige Mission deutscher Künstler erdulden musste, reagierte entsetzt auf Hitlers Schlussfolgerungen: «Sag mal – dir haben sie wohl ins Gehirn geschissen und vergessen zu ziehn, was?» Hitler war so konsterniert, dass er wortlos wegging.⁶⁶ Doch sobald er am Rednerpult im Bierkeller stand, sprang der Funke auf die Zuhörer über.

Während Hans Frank in der Nürnberger Zelle auf die Hinrichtung wartete, erinnerte sich der ehemalige «Generalgouverneur» im besetzten Polen an den Januar 1920, als er, 19jährig und bereits für die völkische Bewegung engagiert, Hitler zum ersten Mal reden hörte. Der grosse Raum platzte aus allen Nähten. Bürger aus dem Mittelstand sassen Schulter an Schulter mit Arbeitern, Soldaten und Studenten. Ob jung oder alt, auf allen lastete das Schicksal der Nation, das Elend Deutschlands polarisierte die Meinungen, und nur wenige blieben unbewegt oder uninteressiert. Die meisten politischen Versammlungen waren überfüllt, aber Frank – jung, idealistisch, ein leidenschaftlicher Anti-

marxist und Nationalist – fand die Redner allgemein enttäuschend. Hitler war für ihn die Erleuchtung.

Der Mann, an den Frank im nächsten Vierteljahrhundert sein Schicksal binden würde, trug einen schäbigen blauen Anzug und hatte die Krawatte nachlässig gebunden. Er sprach in klaren Worten, erregt, aber nicht schrill, die blauen Augen blitzten und gelegentlich strich er das Haar mit der rechten Hand zurück. Franks erster Eindruck war, dass Hitler aufrichtig sprach, seine Worte ungekünstelt und keine leeren Floskeln waren. Er schrieb:

«Er war damals schlechterdings der grandiose Volksredner ohne Vorbild – und ohne Vergleich für mich. (...)

Ich war sofort stark beeindruckt. Das, ja, das war freilich etwas unvergleichlich anderes als was man sonst in Versammlungen zu hören bekam. Seine Methode war eine völlig klare, einfache. Er behandelte damals das überragend im Vordergrund stehende Thema des Versailler Diktats und stellte die Frage aller Fragen: Was nun, deutsches Volk? Was ist die wirkliche Lage? Was ist jetzt allein notwendig?

Er sprach über zweiundeinhalb Stunden, oft von geradezu frenetischen Beifallsstürmen unterbrochen – und man hätte ihm weiter, immer weiter zuhören können. Er sprach sich alles von der Seele und uns allen aus der Seele. (...) (...) er sprach das, was im Bewusstsein aller vorhanden war, aus und verknüpfte die allgemeinen Erfahrungen zu einer klaren Erkenntnis und die allgemein vorhandenen Wünsche der Notleidenden und Hoffenden zu einem Programm. Er war sachlich sicher nicht original (...), aber er war der Berufene, um die Wortführung des Volkes zu übernehmen. (...)

Er verhüllte damals (...) nichts von dem Schrecken, der Not, der Verzweiflung, die vor Deutschland stand.

Aber nicht nur dies. Er zeigte einen Weg, den einzigen Weg, den das Schicksal allen gestürzten Völkern in der Weltgeschichte immer allein offen liess, den des verbissenen Neuanfangs von der tiefsten Tiefe an mit Mut, Glauben, Einsatzbereitschaft, Fleiss und Hingabe zu einem grossen leuchtenden gemeinsamen Ziel. (...)

(...) Damit brachte er seine Zuhörer zur Erkenntnis der Rolle, die der einzelne eines Volkes überhaupt im Laufe der Jahrtausende seiner Nationalgeschichte spielt und trug unter ernstester, feierlichster Ermahnung die Rettung der Ehre des deutschen Soldaten und Arbeiters als Aufgabe seines Lebens vor den Schutz des Allmächtigen.

Am Schlüsse wollte der Beifall schier keine Ende nehmen. (...)

Von diesem Abend an war ich, auch ohne Parteimitglied zu sein, überzeugt, dass, wenn überhaupt noch ein Mann, Hitler allein imstande sein würde, das deutsche Schicksal zu meistern.»⁶⁷

Mögen diese Kommentare auch noch so pathetisch sein, sie bezeugen Hitlers Instinkt, der ihn vor anderen Rednern mit einer ähnlichen Botschaft auszeichnete, in der Sprache der Zuhörer zu reden und sie durch die Leidenschaft und die augenscheinliche Ehrlichkeit – so merkwürdig das für unsere Ohren klingt – seines Idealismus mitzureissen.

In den Wochen zwischen der Rede über eines seiner Lieblingsthemen, «Brest-Litowsk und Versailles» im Eberlbräukeller am 13. November 1919 und der Grossveranstaltung im Hofbräuhaus am 24. Februar 1920 drängten stets mehr Besucher zu seinen Reden, wie er in «Mein Kampf» notiert. Das war nur das Vorspiel von Hitlers wachsenden Erfolgen und seinem Ruf als «Starrredner» der Partei. Ende 1920 hatte er auf über 30 Massenveranstaltungen gesprochen – meistens vor 800 bis 2'500 Personen – und auf vielen kleineren, innerparteilichen Versammlungen.⁶⁸ Anfang Februar 1921 hielt er auf der bislang bestbesuchten Veranstaltung vor über 6'000 Menschen im Zirkus Krone eine Rede, dem Saal mit dem grössten Fassungsvermögen in München in der Nähe vom Marsfeld.⁶⁹ Bis Mitte 1921 sprach er vornehmlich in München, wo Propaganda und Organisation, gefördert von einer günstigen Stimmung, für einen zufriedenstellenden Besuch der Versammlungen sorgten. Abgesehen von den Reden während einer vierzehntägigen Österreichreise Anfang Oktober, hielt Hitler 1920 zehn Ansprachen ausserhalb Münchens, darunter auch eine in Rosenheim, wo gerade die erste auswärtige Ortsgruppe der Partei gegründet worden war. Vor allem dank Hitlers Bekanntheitsgrad in der Öffentlichkeit stiegen die Mitgliederzahlen von 190 im Januar 1920 bis auf 2'000 Ende des Jahres und 3'300 im August 1921 an.⁷⁰ Er wurde für die Bewegung rasch unentbehrlich.

IV

Hitler sprach mit Hilfe flüchtiger Notizen – hauptsächlich gestützt auf notierte Überschriften und unterstrichene Schlüsselwörter.⁷¹ In der Regel dauerte eine Rede zwei Stunden und auch länger.⁷² Im Festsaal des Hofbräuhauses nutzte er einen Biertisch an einer der Längsseiten als Plattform, um mitten in der Menschenmenge zu stehen – eine

neue Technik für einen Redner, die aus Hitlers Sicht eine besondere Stimmung erzeugte.⁷³ In seinen Reden variierte er stets die gleichen Themen: Schwerpunkte waren der Gegensatz zwischen Deutschlands Stärke in einer ruhmreichen Vergangenheit und aktueller Schwäche und Demütigung der Nation, ein kranker Staat in den Händen von Verrätern und Feiglingen, die das Vaterland seinen mächtigen Feinden ausgeliefert hätten; die Auslöser für den Zusammenbruch seien der von diesen Feinden vom Zaun gebrochene verlorene Krieg und, als deren Hintermänner, die Juden; Verrat und Revolution, das Werk von Verbrechern und Juden⁷⁴; die Absichten der Engländer und Franzosen, Deutschland zu zerstören, wie es der Versailler Vertrag zeige «der Schand- u. Schmachfriede», das Instrument zur Versklavung Deutschlands; die Ausbeutung ganz gewöhnlicher Deutscher durch «jüdische Halsabschneider und Profiteure»; eine betrügerische und korrupte Regierung und ein Parteiensystem, die wirtschaftliches Elend, die gesellschaftliche Spaltung, politische Konflikte und den ethischen Bankrott verwalteten; der einzige Weg zur Erholung bestehe in der Verwirklichung der einzelnen Punkte des Parteiprogramms, der «rücksichtslosen Abrechnung» mit den Feinden im Innern und dem Aufbau eines Nationalbewusstseins und einer Einheit, die zu erneuerter Stärke und schliesslich zur Wiederherstellung von Deutschlands «Grösse» führen würden.⁷⁵

Während Hitler im Grunde an negative Gefühle appellierte – Zorn, Empörung und Hass –, enthielt die vorgeschlagene Therapie für die proklamierten Übel auch ein positives Element. Wie plump Hitler auch zur Wiederherstellung der Freiheit durch nationale Einheit aufrief, von der «Notwendigkeit des Zusammenarbeitens des Geistes- und Handarbeiters»⁷⁶ sprach, der Herstellung der gesellschaftlichen Harmonie in einer «Volksgemeinschaft» sowie dem Schutz des «kleinen Mannes» durch die Niederschlagung der Ausbeuter – gemessen am Applaus, muss er seinen Zuhörern attraktive Vorschläge unterbreitet haben.⁷⁷ Und dank Hitlers Leidenschaft und Eifer gelang es ihm, denen, die bereits in diese Richtung tendierten, erfolgreich die Botschaft zu vermitteln, dass nur dieser Weg möglich sei, dass man die Wiederbelebung Deutschlands bewerkstelligen könne und werde und dass es in der Macht der gewöhnlichen Deutschen stehe, diese Wiedergeburt durch Kampf, Entschagung und Willenskraft zu erreichen.⁷⁸ Das Ganze glich eher der Versammlung einer religiösen Erweckungsbewegung als einer normalen politischen Veranstaltung.⁷⁹

Obschon Hitler in der Tagespolitik der krisengeschüttelten Republik leicht neue Angriffsziele fand, wiederholte er die Hauptthemen bis zum Überdruß. Motive, die oft als selbstverständliche Komponenten einer vorgeblich unabänderlichen Ideologie hingestellt werden, kamen noch nicht zum Vorschein. Die Notwendigkeit von «Lebensraum» in Ost-europa erwähnte er zum Beispiel kein einziges Mal⁸⁰, aussenpolitisch nahm er vielmehr Britannien und Frankreich ins Visier. Am Rand eines Redemanuskripts vom August 1920 vermerkte er sogar einmal die Wendung «Verbrüderung nach Osten».⁸¹ Auch den Ruf nach der Diktatur sucht man vergeblich, er taucht in einer einzigen Rede vom 27. April 1920 auf, als Hitler erklärte, Deutschland benötige «einen Diktator, der ein Genie ist», wenn es je wieder hochkommen wolle.⁸² Mit keinem Wort deutete er an, dass er selbst dieser Mann sei.⁸³ Ebenso überrascht, dass er den Marxismus vor der Rede am 21. Juli 1920 in Rosenheim öffentlich nicht direkt angegriffen hat, obwohl er zuvor mehrfach von katastrophalen Auswirkungen des von Juden verantworteten Bolschewismus in Russland gesprochen hatte.⁸⁴

Ferner ist zu beachten, dass Hitler die «Rassentheorie», deren Ideen er vornehmlich aus den bekannten antisemitischen Schriften von Houston Stewart Chamberlain, Adolf Wahrmund und besonders von dem vielgelesenen Theodor Fritsch, der unter anderem den angeblichen sexuellen Missbrauch der Frauen durch Juden betonte, schöpfte, 1920 nur einmal zur Sprache brachte.⁸⁵

Daraus folgt keineswegs, dass Hitler Juden nicht angegriffen hätte, im Gegenteil: Die vor 1919 nicht belegbare, danach stets gegenwärtige, alles verzehrende manische Besessenheit von den Juden, der er alles andere unterordnete, durchzieht fast jede Ansprache, hinter jedem Übel, das Deutschland befallen habe oder bedrohe, steht die Gestalt des Juden.⁸⁶ In einer Rede nach der anderen geisselte er Juden mit einer unvorstellbar brutalen und barbarischen Sprache.

Ein echter Sozialist zu sein, erklärte Hitler, heisse, ein Antisemit zu sein.⁸⁷ Die Deutschen sollten bereit sein, einen Pakt mit dem Teufel zu schliessen, um «das Übel des Judentums auszulöschen».⁸⁸ Dies könne, wie Hitler im Brief an Gemlich im vorangegangenen Herbst geschrieben hatte, der emotionale Antisemitismus nicht.⁸⁹ Er forderte die «Internierung in Konzentrationslagern», um «die jüdische Unterhölung unseres Volkes» zu verhindern⁹⁰, den Tod durch den Strang für jüdische und andere Schieber⁹¹, letztlich war für ihn die einzige Lösung, wie im Brief an Gemlich formuliert, die «Entfernung der Juden aus unserem

Volke».⁹² Damit meinte er die Ausweisung aus Deutschland, was er für «Ostjuden»⁹³ auch ausdrücklich forderte. Die Zuhörer haben es zweifellos so verstanden. Aber der aus der Biologie entlehnte Wortschatz, den Antisemiten bereits vor dem Krieg im Mund führten, beschwor Völkermord und Schrecken herauf.⁹⁴ «Mit Trichinen und Bazillen wird nicht verhandelt, Trichinen und Bazillen werden auch nicht erzogen, sie werden so rasch und so gründlich wie möglich vernichtet.»

Das hat nicht Hitler, sondern Paul de Lagarde gesagt, ein führender Orientalist und Spezialist für semitische Sprachen, der 1887 seine Ansicht von der Behandlung der Juden niederschrieb.⁹⁵ Als Hitler über 30 Jahre später die Terminologie in seine Reden übernahm, wurde die Bedrohung für Juden akut. «Und denken Sie nicht», so Hitler im August 1920, «dass Sie die Rasantuberkulose bekämpfen können, ohne zu sorgen, dass das Volk frei wird von dem Erreger der Rasantuberkulose. Das Wirken des Judentums wird niemals vergehen, und die Vergiftung des Volkes nicht enden, solange nicht der Erreger, der Jude, aus unserer Mitte entfernt ist.»⁹⁶ Seine Zuhörer liebten das. Mehr als alles andere lösten diese Attacken Beifall- und Jubelstürme aus.⁹⁷ Hitlers Redetechnik, zunächst der verhaltene, sehr sarkastische Beginn, dann persönliche Angriffe und zuletzt ein Crescendo bis zum Höhepunkt, versetzte das Publikum in Raserei.⁹⁸ Seine Rede im Festsaal des Hofbräuhauses am 13. August 1920 zur Frage «Warum sind wir Antisemiten?», die einzige Rede zur «Judenfrage» in dem Jahr und wahrscheinlich als grundsätzlicher Beitrag gedacht, wurde in zwei Stunden 58mal durch stets ungestümeren Jubel der 2'000 Zuhörer unterbrochen.⁹⁹ Das Publikum bestand, so die Angaben eines Berichts über eine weitere Rede einige Wochen später, hauptsächlich aus Angestellten des unteren Mittelstandes und bessergestellten Arbeitern und zu einem Viertel aus Frauen.¹⁰⁰

Die antisemitischen Tiraden verband Hitler unentwegt mit dem Antikapitalismus und Angriffen auf jüdische Kriegsgewinnler und «Verbrecher», denen er vorwarf, das «deutsche Volk ausgebeutet» und den Verlust des Krieges und der gefallenen Soldaten verursacht zu haben. Später verstieg er sich in einer grauenvollen Passage von «Mein Kampf» zu der Behauptung: «Hätte man zu Kriegsbeginn und während des Krieges einmal zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverderber (...) unter Giftgas gehalten, (...) dann wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen. Im Gegenteil: Zwölftausend Schurken zur rechten Zeit beseitigt, hätten vielleicht einer Million ordentlicher, für die Zukunft wertvoller Deutschen das Leben gerettet.»¹⁰¹ Die Unter-

scheidung von «gesundem» «Wirtschaftskapital» und dem «Übel» des «internationalen Börsenkapitals» stammte von Gottfried Feder.¹⁰²

Noch schlug Hitler in seinen Reden nicht den Bogen zum Marxismus oder Bolschewismus. Im Gegensatz zu späteren Behauptungen hat nicht der Antibolschewismus seinen Antisemitismus hervorgebracht, dieser muss vor den Antibolschewismus datiert werden.¹⁰³ In dem Brief an Gemlich vom September 1919 hat Hitler die «Judenfrage» mit der «raffgierigen Natur» des Finanzkapitals verknüpft, ohne den Bolschewismus zu erwähnen.¹⁰⁴ Im April und abermals im Juni 1920 sprach er davon, dass der Zwölfstundentag und die «jüdische Knute» Russland wirtschaftlich ruiniere. Erst in der Rosenheimer Rede vom 21. Juli «vermählte» er Marxismus, Bolschewismus und Sowjetsystem in Russland mit der Brutalität der «jüdischen Herrschaft», der die Sozialdemokratie in Deutschland den Boden bereite.¹⁰⁵ Hitler räumte im August 1920 ein, nur wenig Kenntnisse über die russischen Verhältnisse zu besitzen.¹⁰⁶ Sowohl der Einfluss Alfred Rosenbergs, der aus dem Baltikum stammte und die Russische Revolution selbst erlebt hatte¹⁰⁷, als auch Presseberichte von den Schrecken des russischen Bürgerkrieges¹⁰⁸ haben im zweiten Halbjahr 1920 vermutlich die Beschäftigung mit dem bolschewistischen Russland gefördert.¹⁰⁹ Und die Verbreitung der Akte der «Weisen von Zion», gefälschte Schriften über die jüdische Welt Herrschaft, die in antisemitischen Kreisen begierig aufgesogen wurden, mag ein weiterer Grund sein, warum Russland in den Mittelpunkt von Hitlers Interesse trat.¹¹⁰ Sichtlich waren solche Wahrnehmungen der Katalysator für die Verschmelzung von Antisemitismus und Antimarxismus. Einmal deckungsgleich geworden, konnte fortan nichts die Identität der beiden Strömungen in Hitlers «Weltanschauung» zum Verschwinden bringen.

V

Hitlers Reden verschafften ihm einen Platz auf der politischen Bühne Münchens. Noch war er allerdings eine lokale Erscheinung. So viel Lärm er auch machte, verglichen mit den etablierten sozialistischen und katholischen Parteien war die NSDAP unbedeutend. Und trotz seiner demagogischen Begabung hätte er es ganz ohne einflussreiche Förderer und die Verbindungen, die sie ihm hinter den Kulissen eröffneten, nicht sehr weit gebracht.

Obwohl er bereits seine Absicht zu erkennen gegeben hatte, als politischer Redner seinen Lebensunterhalt zu verdienen, stand Hitler bis zum 31. März 1920 im Sold der Armee. Sein erster Gönner, Hauptmann Mayr, bekundete weiterhin grosses Interesse an ihm und hat, schenkt man dem späteren Bericht Glauben, in begrenztem Umfang auch Geldmittel zur Abhaltung der Massenversammlungen bereitgestellt.¹¹¹ Noch diente Hitler zwei Herren: der Partei und der Armee. Im Januar und Februar 1920 liess Mayr «Herrn Hittier» vor Reichswehrsoldaten, die staatsbürgerliche Fortbildungskurse absolvierten, in Anwesenheit der renommierten Münchner Historiker Karl Alexander von Müller und Paul Joachimsen Referate über den «Frieden von Versailles» und «Die politischen Parteien und ihre Bedeutung» halten.¹¹² Im März während des Kapp-Putsches schickte er ihn gemeinsam mit Dietrich Eckart nach Berlin, um Wolfgang Kapp über die Situation in Bayern zu informieren. Der erste Versuch der Rechten, den Staat zu übernehmen, war bei ihrer Ankunft bereits fehlgeschlagen. Doch Mayr hielt unbeirrbar sowohl den Kontakt mit Kapp als auch das Interesse für Hitler aufrecht. Noch hoffte Mayr, wie er Kapp sechs Monate später mitteilte, die NSDAP, die er als sein Werk betrachtete, würde zur «Organisation des nationalen Radikalismus», zur Vorhut eines künftigen, erfolgreicherer Putsches werden.¹¹³ Ins schwedische Exil schrieb er Kapp:

«Die nationale Arbeiterpartei muss die Basis geben für den starken Stosstrupp, den wir erhoffen. Das Programm ist gewiss noch etwas unbeholfen und vielleicht auch lückenhaft. Wir werden es ergänzen. Sicher ist nur, dass wir unter dieser Fahne doch schon recht viele Anhänger gewonnen haben. Seit Juli vorigen Jahres schon suche ich (...) die Bewegung zu stärken. (...) Ich habe sehr tüchtige junge Leute auf die Beine gebracht. Ein Herr Hitler z.B. ist eine bewegende Kraft geworden, ein Volksredner 1. Ranges. In der Ortsgruppe München haben wir über 2'000 Mitglieder, während es im Sommer 1919 noch keine 100 waren.»¹¹⁴

Bevor Hitler die Reichswehr verliess, hatte Mayr mit ihm Versammlungen der «Eisernen Faust» besucht, einem Verein für ultranationalistisch gesonnene Offiziere, den Hauptmann Ernst Röhm gegründet hatte. Mayr hatte Hitler vermutlich im Herbst 1919 mit Röhm bekannt gemacht.¹¹⁵ Seinen Interessen für nationalistische Gruppierungen folgend, insbesondere mit Blick auf die Arbeiter, die er für die national-

stische Sache gewinnen wollte, hatte Röhm am 16. Oktober 1919 an der Versammlung der DAP teilgenommen, auf der Hitler das erste Mal sprach, und war kurz darauf der Partei beigetreten. Hitler trat in engen Kontakt mit Röhm, der rasch Mayrs Stelle als wichtigster Verbindungsmann zur Reichswehr einnahm. Als Verantwortlicher für die Bewaffnung der Einheiten von Freiwilligen und der Einwohnerwehren in Bayern war Röhm eine wichtige Figur in der paramilitärischen Politik, dank ausgezeichneter Verbindungen zur Armee, den Vaterländischen Verbänden und innerhalb der gesamten völkischen Rechten. Gleich den anderen Offizieren war er weit stärker an den schlagkräftigen Einwohnerwehren mit mehr als einer Viertelmillion Mitglieder interessiert als an der winzigen NSDAP. Röhm war der wichtigste Kontaktmann zwischen der NSDAP und den viel grösseren Vaterländischen Verbänden und erschloss der finanzschwachen Partei dringend benötigte Geldquellen.¹¹⁶ Seine Verbindungen erwiesen sich als unbezahlbar, besonders seit 1921, als sein Interesse an Hitlers Partei wuchs.

Ein weiterer wichtiger Gönner war der völkische Dichter und Publizist Dietrich Eckart.¹¹⁷ Über 20 Jahre älter als Hitler, war Eckart zunächst als Übersetzer von Ibsens «Peer Gynt» bekanntgeworden, hatte jedoch als Dichter und Kritiker vor dem Krieg keinen Erfolg gehabt. Vielleicht regte das seinen heftigen Antisemitismus an. Politisch aktiv wurde er im Dezember 1918 mit der Veröffentlichung der antisemitischen Wochenzeitung *Auf gut Deutsch*, die auch Beiträge von Gottfried Feder und Alfred Rosenberg, dem jungen Immigranten aus dem Baltikum, abdruckte. Eckart sprach vor Hitlers Beitritt im Sommer 1919 bei DAP-Versammlungen¹¹⁸ und hat offensichtlich den Parteineuling als seinen Schützling betrachtet. Hitler schmeichelte die Aufmerksamkeit Eckarts, der in völkischen Kreisen einen Namen hatte, und in den ersten Jahren war das Verhältnis zwischen beiden gut, fast eng. Für Hitler zählte wie stets der Nutzen Eckarts, in dem Masse, wie Hitlers Hoffart wuchs, brauchte er Eckart immer weniger, und als Eckart 1923 starb, waren sie sich fremd geworden.¹¹⁹

Zuerst war Eckarts Wert für Hitler und die NSDAP über jeden Zweifel erhaben. Durch seine Verbindungen bahnte Eckart dem Bierkellerdemagogen den Weg in die Münchner Gesellschaft, öffnete ihm die Türen der Salons der wohlhabenden und einflussreichen Bürger. Da die Mitgliedsbeiträge die Ausgaben nicht deckten, war die Partei auf Hilfe von aussen angewiesen. Einen Teil steuerten die Besitzer von Münchner Firmen und Geschäften bei, darunter der Verleger Lehmann. Auch die

Reichswehr leistete weiterhin einen Beitrag. Mayrs Büro bezahlte die 3'000 Broschüren gegen den verhassten Versailler Vertrag, die Lehmann im Juni 1920 für die Partei veröffentlicht hatte.¹²⁰ Doch Eckarts Rolle war besonders wichtig. Beispielsweise sorgte er dafür, dass sein Freund, der Augsburger Apotheker und Fabrikbesitzer Dr. Gottfried Grandei, zugleich einer der Geldgeber für das Wochenblatt *Auf gut Deutsch*, das Flugzeug bezahlte, das Eckart und Hitler während des Kapp-Putsches nach Berlin brachte. Später bürgte Grandei für die Gelder, die im Dezember 1920 für den Kauf des *Völkischen Beobachters* und dessen Umwandlung in eine parteieigene Zeitung verwendet wurden.¹²¹

Seit dem Sommer überlegte die Parteiführung, den nahezu bankrotten *Völkischen Beobachter* zu erwerben, um die Voraussetzungen für die gewünschte grössere Publizität zu schaffen. Erst als konkurrierende Anbieter Mitte Dezember Interesse an dem Blatt bekundeten, wurde Hitler aktiv. Gemeinsam mit Hermann Esser und dem stellvertretenden Parteivorsitzenden Oskar Körner erschien er in erregtem Zustand am 17. Dezember um zwei Uhr morgens in Drexlers Wohnung und behauptete, der *Völkische Beobachter* sei «in Gefahr» und drohe in die Hände bayerischer Separatisten zu fallen. Sie weckten Drexlers Mutter, damit sie Kaffee koche, und beschlossen am Küchentisch, Drexler solle am nächsten Morgen als erstes bei Eckart vorbeigehen und ihn überreden, seine wohlhabenden Verbindungen zu ermutigen, die Finanzmittel für den Kauf der Zeitung bereitzustellen. Unterdessen würde Hitler Dr. Grandei in Augsburg aufsuchen. Sechs Stunden später klingelte Drexler den gereizten Eckart aus dem Bett, verstimmt ob der frühen Störung, und zusammen machten sie sich auf den Weg zu General von Epp. Den überzeugte Eckart davon, wie wichtig der Besitz des *Völkischen Beobachters* sei und bürgte mit seinem Haus und Grundbesitz für die 60'000 Mark, die Epp aus Reichswehrmitteln bereitstellte. Aus anderen Quellen flössen weitere 30'000 Mark, und Drexler selbst übernahm bei einem Einkommen von wöchentlich 35 Mark die restlichen Schulden von 113'000 Mark, bevor er am gleichen Nachmittag der rechtmässige Besitzer des *Völkischen Beobachters* wurde.¹²² Dank Eckart, der Reichswehr und nicht zuletzt dank Drexler stand Hitler jetzt eine eigene Zeitung zur Verfügung. Er schmeichelte Eckart mit übertriebenen Dankbezeugungen.¹²³

VI

Dem Münchner Publikum galt Hitler 1921 als Inbegriff der NSDAP. Er fungierte als Stimme, repräsentative Gestalt und war die Verkörperung der Partei. Nach dem Parteivorsitzenden gefragt, hätten vielleicht sogar politisch informierte Bürger auf den falschen Mann getippt. Doch den Vorsitz wollte Hitler nicht. Dabei hatte Drexler ihm diesen wiederholt angeboten. Hitler lehnte ab.¹²⁴ Im Frühjahr schrieb Drexler an Feder, «dass jede revolutionäre Bewegung einen diktatorischen Kopf haben muss, und deshalb halte ich auch gerade unseren Hitler für unsere Bewegung als den geeignetsten, ohne dass ich deshalb in den Hintergrund zu schieben wäre».¹²⁵ Für Hitler bedeutete der Vorsitz die Übernahme organisatorischer Verantwortung. Organisatorisch war er weder begabt noch befähigt, das blieb so während seines Aufstiegs zur Macht und auch, als er an der Spitze des deutschen Staates stand. Die Organisation überliess er anderen; seine Stärke war die Propaganda, er wollte die Massen mobilisieren. Nur in dem Punkt übernahm er bereitwillig die Verantwortung.

Die Propaganda war für Hitler die höchste Form politischer Aktivität. Zuerst hatte er von den Sozialdemokraten und den Antisemiten des Schutz- und Trutzbundes gelernt. Vermutlich hat er auch aus Gustave Le Bons Traktat über die Massenpsychologie einige Lehren gezogen, wenn auch aus zweiter Hand.¹²⁶ Am meisten hat er aus den eigenen Erfahrungen mit der Macht des gesprochenen Wortes gelernt, vorausgesetzt er fand das richtige politische Klima, die rechte Krisenstimmung und das Publikum vor, das eher politischen Glaubensbekenntnissen als vernünftigen Argumenten vertraute.

In Hitlers Vorstellung war die Propaganda der Schlüssel zur «Nationalisierung der Massen», ohne die es keine Rettung der Nation gebe. Er zog keinen Trennstrich zwischen Propaganda und Ideologie («Weltanschauung»). Sie waren miteinander verwoben und bekräftigten sich gegenseitig. Eine Idee war für ihn nutzlos, solange sie niemanden mobilisierte. Das Selbstvertrauen, das aus der stürmischen Reaktion auf seine Reden aufschoss, bestärkte ihn in seiner Diagnose der Übel und darin, dass er den richtigen Weg, den einzig möglichen Weg zur «Erlösung» der Nation beschritt. Daher rührte die Überzeugungskraft, die seine Gefolgschaft und die Zuhörer in den Bierkellern fesselte. Der nationalen Sache als Trommler zu dienen, war für Hitler eine Berufung. Bis Mitte 1921 zog er es vor, sich auf diesen Part zu konzentrieren, denn

er wollte nicht von der Arbeitslast des Parteivorsitzenden erdrückt werden.¹²⁷

Nachdem die Pariser Konferenz Deutschland Ende Januar 1921 die extrem hohe Reparationssumme von 226 Milliarden Goldmark auferlegt hatte, überschlugen sich die Wellen der Entrüstung, und Hitlers Agitation lief pausenlos auf Hochtouren.¹²⁸ Am 3. Februar hielt die NSDAP ihre bislang grösste Versammlung im Zirkus Krone ab. Hitler ging das Risiko ein, die Veranstaltung nur einen Tag im Voraus und ohne die übliche vorherige Werbekampagne anzukündigen. Kurzfristig buchte man den riesigen Saal und mietete zwei Lastwagen, die zwecks Verteilung der Handzettel durch die Stadt fuhren.¹²⁹ Auch diese Technik hatte die NS-Partei von den «Marxisten» abgeschaut und jetzt zum ersten Mal eingesetzt. Bis zur letzten Sekunde hegten die Organisatoren die Befürchtung, der Saal könne halbleer bleiben und die Versammlung zu einem Propaganda-Debakel werden. Doch es erschienen mehr als 6'000 Menschen, um Hitler zu hören, der über «Zukunft oder Untergang» sprach, die den Deutschen durch die Reparationsforderungen der Alliierten auferlegte «Sklaverei» brandmarkte und die Regierung für die Schwäche geisselte, diese Bedingungen anzunehmen.¹³⁰ Drei Tage später war dem «bekannten Antisemitenführer Hitler» weniger Erfolg beschieden: Als dritter Redner bei einer Massenveranstaltung mit 20'000 Mitgliedern der Vaterländischen Verbände auf dem Odeonsplatz erzielte er mit seinen parteipolitischen Auslassungen keine Wirkung.¹³¹

Hitler schrieb, nach dem Erfolg im Zirkus Krone habe er die propagandistischen Aktivitäten der NSDAP in München ausgeweitet.¹³² Er sprach auf 28 Grossveranstaltungen in München und zwölf Mal an anderen Orten (fast alle in Bayern), beteiligte sich an Diskussionen und hielt in der zweiten Jahreshälfte sieben Reden vor der neugegründeten SA. Zwischen Januar und Juni 1921 verfasste er 39 Artikel für den *Völkischen Beobachter*, und seit September schrieb er einige Beiträge für die parteiinternen Mitteilungsblätter.¹³³ Die Politik zehrte ihn praktisch auf. Wenn Hitler nicht gerade Reden hielt oder daran schrieb, verwandte er seine Zeit auf Lektüre. Wie immer las er hauptsächlich Zeitungen, die ihn regelmässig mit Material für die «Geisselung» der Politiker von Weimar versorgten. Er besass Bücher – auf den Regalen des schäbigen, kärglich möblierten Zimmers in der Thierschstrasse 41 an der Isar standen zahlreiche «Volksausgaben» – über Geschichte, Geographie, deutsche Mythen und vor allem Kriegsliteratur, einschliesslich Clausewitz.¹³⁴ Was im Einzelnen er gelesen hat, entzieht sich unserer

Kenntnis. Sein Lebensstil bot kaum Gelegenheit für längere Perioden systematischer Lektüre. Er hat jedoch behauptet, dass er einiges über seinen «Helden» Friedrich den Grossen gelesen und sich unmittelbar nach Erscheinen im Jahr 1921 auf die Arbeit Otto Dickels gestürzt habe, des Rivalen im völkischen Lager, der ein 320 Seiten umfassendes mystisches Traktat «Die Auferstehung des Abendlandes» verfasst hatte. Hitler las den Versuch, Spenglers Pessimismus auf den Kopf zu stellen, mit der Absicht, das Werk zu bekämpfen.¹³⁵

Sonst sass er wie seit den Wiener Tagen einen Grossteil der Zeit untätig in den Cafés herum. Laut Heinrich Hoffmann, dem «Leibphotographen», bevorzugte Hitler das Café Heck in der Galerienstrasse. In dem vom Münchner Mittelstand frequentierten Kaffeehaus sass er in einer ruhigen Ecke des langen, schmalen Gastraumes an seinem reservierten Tisch, den Rücken zur Wand, hielt Hof unter den neugewonnenen Kumpanen, die er der NSDAP zugeführt hatte.¹³⁶ Zum engeren Kreis zählten der 26jährige Student Rudolf Hess, die Deutsch-Balten Alfred Rosenberg, der seit 1919 für Eckarts Zeitschrift arbeitete, und Max Erwin von Scheubner-Richter, ein Ingenieur mit ausgezeichneten Kontakten zu russischen Emigranten.¹³⁷

Seit Ende 1922, als Hitlers späterer Auslandspresseschef Ernst «Putzi» Hanfstaengl seine Bekanntschaft machte, war jeden Montagabend ein Tisch im altmodischen Café Neumaier am Rande des Viktualienmarktes reserviert.¹³⁸ Dann scharte sich um Hitler ein bunter Haufen, die meisten entstammten dem unteren Mittelstand, darunter auch zwielichtige Figuren. Christian Weber, früher als «Rausschmeisser» und Pferdehändler tätig, der wie Hitler stets eine Hundeweitsche trug und die Schlägereien mit den Kommunisten genoss, gehörte ebenso dazu wie Hermann Esser, der früher Mayrs Presseoffizier gewesen war und selbst ein ausgezeichnete Agitator und ein noch besserer Sensationsreporter war. Max Amann, ein anderes Rauhbein, Hitlers einstiger Unteroffizier, der 1933 Präsident der Reichspressekammer wurde, kam, wie auch Ulrich Graf, Hitlers persönlicher Leibwächter, regelmässig, und oft erschienen die «Partei-Philosophen», Gottfried Feder und Dietrich Eckart.

In dem langgestreckten Raum, wo ältere Paare auf den Sitzbänken sassen, diskutierten Hitlers Gefolgsleute über Politik, hörten seine Monologe über Kunst und Architektur an, während sie den mitgebrachten Imbiss verzehrten und Bier oder Kaffee tranken.¹³⁹ Am Ende des Abends traten Weber, Amann, Graf und Leutnant Klintzsch, ein Veteran der in den Kapp-Putsch verwickelten Brigade Ehrhardt, als «Leib-

garde» in Aktion und eskortierten Hitler zu seiner Wohnung in der Thierschstrasse. Ein langer schwarzer Mantel und sein «Schlapphut» gaben Hitler «das Aussehen eines Verschwörers».¹⁴⁰

Hitler wird schwerlich wie ein normaler Politiker gewirkt haben, was erklären mag, warum das bayerische Establishment mit Geringschätzung auf ihn herabsah. Gleichwohl ignorierte es ihn nicht. Ministerpräsident Gustav Ritter von Kahr, der altmodische bayerische Regierungschef mit monarchistischen Neigungen, der das Amt am 16. April 1920 unmittelbar nach dem Kapp-Putsch übernommen hatte und anstrebte, Bayern in eine «Ordnungszelle» zu verwandeln, die «rechte nationale Werte» darstelle, hielt Hitler für einen Propagandisten und sonst nichts. Diese Einschätzung war jedenfalls zu dem Zeitpunkt nicht unbegründet. Aber Kahr wollte unbedingt die «nationalen Kräfte» in Bayern «sammeln», um gegen die «Eriüllungspolitik» von Reichskanzler Joseph Wirth zu protestieren. Und er war der Meinung, dass er Hitler für seine Zwecke einsetzen und den «ungestümen Österreicher» kontrollieren könne.¹⁴¹ Am 14. Mai 1921 lud Kahr eine Delegation der NSDAP unter der Führung Hitlers zu einem politischen Meinungsaustausch. Es war die erste Begegnung der beiden Männer, deren gemeinsames Ziel, die Zerstörung der neuen Demokratie von Weimar, sie während des verhängnisvollen Putschversuches vom November 1923, wenn auch auf kurze Zeit, verband – eine bewegte Beziehung, die mit der Ermordung von Kahrs während der «Nacht der Langen Messer» am 30. Juni 1934 endete. Wie sehr der Ministerpräsident ihn auch verachtete, die Einladung zu einem Gespräch im Mai 1921 bezeugte, dass Hitler zu einem Faktor in der bayerischen Politik geworden war. Man nahm Hitler und seine Bewegung ernst.

Zu der Delegation gehörte auch Rudolf Hess, der noch Student der Geopolitik bei Professor Karl Haushofer an der Münchner Universität war, ein introvertierter und idealistischer Mann, aber bereits vollständig in Hitler vernarrt. Drei Tage später richtete er ohne Hitlers Wissen einen längeren Brief an Kahr und beschrieb Hitlers Jugend und schwärmte von dessen politischen Zielen, Idealen und Fertigkeiten. Hitler sei «ein selten anständiger lauterer Charakter, voll tiefer Herzengüte, religiös, ein guter Katholik» und verfolge nur ein Ziel: «das Wohl seines Landes.» Im Weiteren pries Hess Hitlers Aufopferung für diese Sache, dass er von der Bewegung keinen Pfennig bekomme, sondern den Lebensunterhalt ausschliesslich mit Honoraren für gelegentliche auswärtige Vorträge bestreite.¹⁴²

Das entsprach der offiziellen Linie, die Hitler im September 1920 im *Völkischen Beobachter* vorgegeben hatte. Sie entbehrte jeder Grundlage. Für 1920 sind nur drei solcher nationalistischer Versammlungen ausserhalb der NSDAP nachgewiesen worden.¹⁴³ Die Honorare für die Reden allein hätten bestimmt nicht für den Unterhalt ausgereicht, und die Gerüchte über Hitlers Einkommen und Lebensstil wurden von der Linken begierig aufgenommen. Auf der völkischen Rechten argwöhnte man, er lasse sich in einem grossen Wagen durch München chauffieren, und die innerparteilichen Gegner erhoben Fragen zu persönlichen finanziellen Unregelmässigkeiten, denn der «König von München» pflegte einen aufwendigen Lebensstil und suchte in Gegenwart von – sogar zigaretterrauchenden – Frauen, Zerstreuung.¹⁴⁴

Auf die Frage nach seinen persönlichen Finanzen reagierte Hitler ausgesprochen dünnhäutig. Vor Gericht wiederholte er im Dezember 1921 bei einer Verleumdungsklage gegen die sozialdemokratische *Münchener Post*, für 65 Vorträge in München habe er von der Partei kein Honorar gefordert.¹⁴⁵ Er gestand indes ein, «er werde von Parteigenossen in bescheidener Weise unterstützt» und «gelegentlich» von ihnen gepflegt.¹⁴⁶ Eine derjenigen, die sich um ihn kümmerten, Frau Carola Hofmann, die bejahrte Witwe eines Schulleiters, war die erste «Hitler-Mutti», die eifrig unzählige Kuchen für ihn buk und ihr Haus in Solln am Rande von München eine Zeitlang in eine Art inoffizielle Parteizentrale umwandelte.¹⁴⁷ Etwas später sorgten der Reichsbahnbeamte Theodor Lauböck – Gründer der Rosenheimer NSDAP-Ortsgruppe und später nach München versetzt – und dessen Frau für Hitlers Wohlbefinden und boten auch wichtigen Gästen der Partei ein Dach über dem Kopf.¹⁴⁸ In Wirklichkeit täuschten Hitlers elende Unterkunft in der Thierschstrasse und die schäbige Kleidung darüber hinweg, dass er selbst zu diesem Zeitpunkt nicht über einen Mangel an vermögenden Parteianhängern klagen konnte. Gleichzeitig mit dem Wachstum der Partei und seines Bekanntheitsgrades in den Jahren 1922/1923 gelang es ihm, neue und wohlhabende Gönner in der Münchner Oberschicht zu finden.

VII

In der Parteikasse herrschte dagegen notorischer Geldmangel. Während einer der Spendenreisen, die Hitler gemeinsam mit Dietrich Eckart im Juni 1921 nach Berlin unternahm, um Geldgeber für den krisengeschüttelten *Völkischen Beobachter* aufzutreiben, kam es zu der Krise, die die Übernahme der Parteiführung zur Folge hatte.¹⁴⁹

Vorausgegangen waren Bestrebungen, NSDAP und DSP zu fusionieren. Programmatisch wiesen beide völkischen Parteien trotz unterschiedlicher Akzentuierung mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede auf. Die DSP konnte eine Anhängerschaft in Norddeutschland einbringen, wo die NSDAP als lokale Partei gar nicht vertreten war. Es gab durchaus Gründe für ein Zusammengehen. Gespräche über eine Vereinigung hatte Hitler im August 1920 in Salzburg bei einem Treffen, an dem Abgesandte nationalsozialistischer Parteien aus Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und Polen teilnahmen, aufgenommen.¹⁵⁰

Bis April 1921 folgten weitere Angebote der DSP-Führung. Bei einem Treffen Ende März in Zeitz (Thüringen) stimmte Drexler, vermutlich im Auftrag der NSDAP und gegen Hitlers Missbilligung vorläufigen Vorschlägen für eine Fusion und auch dem Umzug der Parteizentrale nach Berlin zu – für Hitler eine Ungeheuerlichkeit.¹⁵¹ Auf Drexlers Zugeständnisse reagierte Hitler mit «unglaublichem Ärger», drohte, die Partei zu verlassen, und konnte die Übereinkunft von Zeitz wieder rückgängig machen.¹⁵² Schliesslich endeten die Verhandlungen Mitte April auf einer Sitzung in München nach erbitterten Auseinandersetzungen, an denen sich Hitlers Zorn entzündete. Die DSP schob die alleinige Verantwortung für die Obstruktionspolitik der NSDAP Hitler zu, dem «fanatischen Gernegross», dem die Erfolge zu Kopf gestiegen seien. Hitler, der Zielvorstellungen für ein realistisches politisches Programm vom Tisch wischte, war nur an der Agitation und Mobilisierung der Massen interessiert und hatte sich von Anfang an starrköpfig einem Zusammenschluss verweigert. Für ihn waren die programmatischen Gemeinsamkeiten nichtssagend. Er warf der DSP vor, sie habe übereilt zahlreiche Ortsgruppen ohne richtige Basis begründet, so dass die Partei «überall und nirgends» sei, und verurteilte die Bereitschaft zur Arbeit im Parlament.¹⁵³ Eine Fusion hätte schlicht und einfach seine Vormachtstellung in der kleinen, aber festgefügtten NSDAP bedroht, und die Angst vor dem Verlust seiner Stellung mag ein Hinweis auf Hitlers persönliche und politische Unsicherheit sein.

Wichtig für die innerparteiliche Krise, die drei Monate später ausbrach, war der beträchtliche Widerstand, auf den Hitler, obwohl er es geschafft hatte, die Fusion zu «torpedieren», gestossen war. Einige teilten keinesfalls die Überzeugung, dass eine Strategie, die nur auf enthemmter Agitation beruhte, letztlich erfolgreich sein würde. Nicht nur standen, wie oft behauptet, die alte Parteiführung und die zur Macht drängende Hitler-Clique einander gegenüber. Es gab auch weitreichende Differenzen in strategischen Grundfragen. Vier oder fünf Ausschussmitglieder betrachteten Hitlers Methoden mit Skepsis und bevorzugten eher traditionell völkische Verfahren. Gottfried Feder führte vor Drexler Klage über den grobschlächtigen Propagandastil und kritisierte die versöhnliche Haltung des Vorsitzenden gegenüber Hitler, worauf Drexler diesen und seine Methoden in Schutz nahm.¹⁵⁴ Neben die sachlichen Meinungsverschiedenheiten traten Gegensätze persönlich-taktischer Natur. Hitler wusste, er war der einzige «Star» der Partei, und war alles andere als zurückhaltend, wenn es um die Ausnutzung der Macht ging, die ihm diese Position verlieh. Doch in der Julikrise trat der Widerstand im Parteiausschuss offen zutage. Einige Mitglieder verübelten und kreideten ihm die Selbstherrlichkeit an, mit der er jeden Vorschlag, der nicht auf seiner Linie lag, blockierte.

Hitlers Vorgehen verbietet den oft gezogenen Schluss, der Übernahme des Parteivorsitzes hätte ein planmässig verwirklichtes Szenario zugrunde gelegen. Das Angebot, Mitglied eines kleinen «Aktionsausschusses» zu werden, und den Parteivorsitz wies er zurück. Im Frühjahr 1921 unternahm er keinen Versuch, eine Übernahme der Parteiführung in die Wege zu leiten, obwohl er für diesen Schritt keineswegs ungünstige Bedingungen vorfand. Anstatt zur Absicherung der eigenen Position eine rationale und kalkulierte Strategie zu verfolgen, reagierte er emotional wie eine Primadonna. Doch hinter dem rhetorischen Getöse verriet er Anzeichen von Unsicherheit, Zögern und Inkonsequenz. Die Überempfindlichkeit gegenüber persönlicher Kritik, die Unfähigkeit, eine Diskussion mit rationalen Argumenten zu führen, und die rasch ausser Kontrolle geratenden Temperamentsausbrüche, seine Aversion gegen jede Institutionalisierung: Diese Eigenschaften einer zerrissenen Persönlichkeit haften ihm zeitlebens an. Fortan ergriff er häufig nicht die Initiative, um den Gang der Ereignisse zu steuern, sondern reagierte auf Entwicklungen, die auf ihn zuliefen.¹⁵⁵ Genau das geschah auch während der Julikrise.

Obwohl der Zusammenschluss mit der DSP fürs erste abgewendet

war, tauchte während des Berlinaufenthalts eine neue Bedrohung auf. Dr. Otto Dickel, der im März 1921 in Augsburg die Deutsche Werkgemeinschaft, eine weitere völkische Organisation gegründet hatte, wirbelte mit dem Buch «Die Auferstehung des Abendlandes» in der völkischen Szene Staub auf. Dickels mystisches, völkisches Philosophieren entsprach überhaupt nicht Hitlers Stil, und er reagierte geringschätzig und ärgerlich abweisend.¹⁵⁶ Doch fraglos hatten einige der Ideen Dickels wie der Aufbau einer «klassenlosen Gemeinschaft» durch nationale «Erneuerung» und die Bekämpfung der «Judenherrschaft» durch den Kampf gegen die «Zinsknechtschaft» Ähnlichkeiten mit denen der NSDAP und der DSP. Auch trat Dickel kaum weniger als Hitler mit der Überzeugungskraft eines Missionars auf und war überdies ein dynamischer und volkstümlicher Redner. Nach der Veröffentlichung seines Buches, das im *Völkischen Beobachter* angepriesen wurde, folgte er einer Einladung nach München und feierte in Abwesenheit Hitlers im Festsaal des Hofbräuhauses einen grossen Erfolg; weitere Reden Dickels waren geplant. Die Führung der NSDAP drückte ihre Freude aus, einen zweiten «volkstümlichen u. ausgezeichneten Redner» begrüssen zu können.¹⁵⁷

Unterdessen hielt sich Hitler in Berlin auf. Am 1. Juli erschien er nicht zu weiteren Fusionsgesprächen mit einem DSP-Vertreter und kehrte erst zehn Tage darauf nach Bayern zurück. Offenkundig hatte er mittlerweile Wind von der beunruhigenden Nachricht bekommen, dass eine Delegation von NSDAP-Führern in Kürze mit Dickel und den Vertretern der Augsburger und Nürnberger Ortsgruppen der Deutschen Werkgemeinschaft Gespräche führen würde. Hitler traf noch vor der Ankunft der NSDAP-Delegierten in Augsburg ein, ausser sich vor Wut, und drohte den Vertretern aus Augsburg und Nürnberg, er werde für einen Fusionsstopp sorgen. Als die eigenen Leute schliesslich eintrafen, war sein Zornausbruch verebbt, und er sass schmolend und schweigend da. Drei Stunden lang unterbreitete Dickel seine Vorschläge für eine lose Konföderation verschiedener Gruppen und machte Verbesserungsvorschläge für das NSDAP-Programm, was zahlreiche Ausbrüche Hitlers provozierte, bevor er, unfähig, die Situation länger zu ertragen, aus dem Raum stürmte.¹⁵⁸

Sofern Hitler gehofft hatte, die Wut anfälle würden die Kollegen davon überzeugen, die Verhandlungen nun aufzugeben, sah er sich getäuscht. Peinlich berührt von seinem Verhalten, beeindruckte sie, was Dickel zu bieten hatte. Sogar Dietrich Eckart nahm Anstoss an Hitlers

Verhalten. Alle waren von der Ergänzungsbedürftigkeit des Parteiprogramms überzeugt und ebenso davon, dass Hitler «als einfacher Mann» dazu nicht imstande sei. Sie kamen überein, Dickels Vorschläge mit nach München zu nehmen und sie dem vollzähligen Parteiausschuss vorzulegen.¹⁵⁹ Am n. Juli gab Hitler voller Ärger und Verdross seinen Rückzug aus der Partei bekannt. In einem Brief an den Parteiausschuss rechtfertigte er diesen Schritt drei Tage später, in Augsburg hätten die Vertreter die Parteistatuten verletzt und mit der Übergabe der Bewegung an einen Mann, dessen Ideen mit denen der NSDAP unvereinbar seien, den Wünschen der Mitglieder zuwidergehandelt. «In einer solchen Bewegung will und kann ich nicht mehr sein», erklärte er.¹⁶⁰ Im Dezember 1920 war Hitler «ein(m)al für immer» vom Parteiausschuss zurückgetreten.¹⁶¹

Ende März 1921 nach der Konferenz von Zeitz drohte er erneut mit seinem Rücktritt. Das theatralische Gebaren einer Primadonna gehörte zu Hitlers Wesen, das würde auch so bleiben. Stets handelte er nach der Maxime «alles oder nichts»; für ihn gab es keinen Mittelweg, nie die Möglichkeit eines Kompromisses. Durchweg ging er von einer Maximalposition aus, ohne einen Ausweg im Auge zu behalten, geradewegs in den Abgrund. Und wenn sich etwas seinem Willen in den Weg legte, bekam er einen Wutanfall und drohte zu gehen. Im Besitz der Macht wird er einen Zornesausbruch als tyrannische Taktik in Szene setzen, wengleich die Ausfälle üblicherweise nur ein Zeichen von Frustration, Verzweiflung und nicht von Stärke waren.

Viele Krisen werden so verlaufen, auch diese verlief so. Hitler fädelt den Rücktritt nicht als sorgfältig geplantes Erpressungsmanöver ein, um mit Hilfe seiner Stellung als Starredner der Partei den Ausschuss zur Unterwerfung zu zwingen. Versagten andere seinem Willen die Gefolgschaft, entluden sich Zorn und Frustration. Nach der Konferenz von Zeitz hatte die Rücktrittsdrohung schon einmal funktioniert. Jetzt setzte er wieder alles auf seinen einzigen Trumpf. Eine Niederlage hätte die Verschmelzung seiner Partei mit dem von Dickel geplanten Abendländischen Bund bedeutet und Hitler nur die Option gelassen, eine neue Partei zu gründen und wieder von vorn anzufangen. Es gibt Anzeichen dafür, dass er das in Erwägung gezogen hat.¹⁶² Einige Mitglieder in der Partei wären froh gewesen, ungeachtet seiner agitatorischen Qualitäten, einen lästigen und egozentrischen Zeitgenossen wie ihn loszuwerden. Und die Ausdehnung der Partei, die eine Fusion mit Dickels Organisation versprach, liess einen gleichwertigen Ausgleich erhoffen.

Doch der Verlust ihres einzigen Starredners hätte die NSDAP stark, vielleicht sogar tödlich treffen können. Sein Weggang hätte die Partei gespalten, und diese Überlegung behielt schliesslich die Oberhand. Man bat Dietrich Eckart um eine Intervention, und am 13. Juli erkundete Drexler, unter welchen Bedingungen Hitler zur Rückkehr bereit sei. Die Parteiführung hatte vorbehaltlos kapituliert. Hitlers Bedingungen beruhten alle auf dem innerparteilichen Aufruhr in der jüngeren Vergangenheit. Seine Schlüsselforderungen, die eine ausserordentliche Mitgliederversammlung annehmen sollte, waren «der Posten des I. Vorsitzenden mit diktatorischer Machtbefugnis zu sofortiger Zusammenstellung eines Aktionsausschusses», die «unverrückbare» Festlegung der Parteizentrale auf den Standort München, die Unveränderbarkeit des Parteiprogramms und das Ende aller Fusionsbestrebungen.¹⁶³ Im Kern zielten alle Forderungen darauf, Hitlers Position in der Partei gegen jegliche Angriffe in der Zukunft zu sichern. Einen Tag später bekundete der Parteiausschuss die Bereitschaft, ihm in Anerkennung seines «ungeheuren Wissens», der Verdienste für die Bewegung und seiner «seltenen Rednergabe» «diktatorische Machtbefugnisse einzuräumen». Man begrüßte Hitlers Willen, jetzt den Parteivorsitz zu übernehmen, nachdem er Drexlers Angebote in der Vergangenheit abgelehnt hatte. Am 26. Juli trat Hitler der Partei als Mitglied Nr. 3680 erneut bei.¹⁶⁴

Der Konflikt war noch nicht ganz beigelegt. Während Hitler und Drexler am 26. Juli auf einer Mitgliederversammlung öffentlich Einvernehmen demonstrierten¹⁶⁵, liessen Hitlers Gegner dessen «Spiessgesellen» Hermann Esser aus der Partei ausschliessen, bereiteten Transparente vor, die Hitler an den Pranger stellten, und druckten 3'000 Exemplare eines anonym verfassten Pamphlets, das ihn als Agenten dunkler Mächte verunglimpfte, die es darauf abgesehen hätten, der Partei zu schaden.¹⁶⁶ Hitler, der bei einer Versammlung im vollbesetzten Zirkus Krone am 20. Juli wieder einmal seine Unersetzlichkeit als Redner bewiesen hatte, sass nun am längeren Hebel.¹⁶⁷ Jetzt zögerte er nicht. Hitler triumphierte. Unter dem tumultuösen Applaus der 554 zahlenden Mitglieder, die an der ausserordentlichen Hauptversammlung am 29. Juli 1921 im Festsaal des Hofbräuhauses teilnahmen, verteidigte er sich selbst und Esser und fertigte die Gegner ab. Er prahlte, niemals ein Parteiamt angestrebt und das Angebot zur Übernahme des Vorsitzes mehrfach abgelehnt zu haben. Dieses Mal hingegen sei er zur Annahme bereit. Die neue Parteisatzung, die Hitler in aller Eile entwerfen musste, bestätigte in drei Punkten die alleinige Verantwortung des Ersten Vor-

sitzenden für die Handlungen der Partei (nur der Mitgliederversammlung war er Rechenschaft schuldig). Mit nur einer Gegenstimme votierte die Partei für die Übertragung diktatorischer Befugnisse auf Hitler. Einstimmig wurde er zum Vorsitzenden bestimmt.¹⁶⁸

Die Reform der Parteistatuten sei notwendig, hiess es im *Völkischen Beobachter*, um künftige Versuche zu verhindern, die Energien der Partei durch Mehrheitsbeschlüsse zu vergeuden.¹⁶⁹ Damit war der erste Schritt auf dem Weg zur Umwandlung der NSDAP in eine Partei neuen Stils, in eine «Führer-Partei», erfolgt. Er war nicht dank wohlüberlegten Taktierens zustande gekommen, vielmehr das Ergebnis Hitlers Reaktion auf Ereignisse, die seiner Kontrolle entglitten waren. In dem Angriff, den Rudolf Hess sodann im *Völkischen Beobachter* auf Hitlers Gegner startete, steckte im Keim die spätere «Heroisierung» Hitlers, zugleich offenbarte der Artikel die Grundlage, auf der diese beruhte. «Seid ihr wirklich blind dagegen», schrieb er, «dass dieser Mann die Führerpersönlichkeit ist, die allein den Kampf durchzuführen vermag? Glaubt ihr, dass ohne ihn die Massen sich im Zirkus Krone stauten?»¹⁷⁰

SECHSTES KAPITEL

Der «Trommler»

«Ich bin nichts als ein Trommler und Sammler.»

Hitler 1922 zu Arthur Moeller van den Bruck

«Unsere Aufgabe ist, dem Diktator, wenn er kommt, ein Volk zu geben, das reif ist für ihn!»

Aus einer Hitler-Rede vom 4. Mai 1923

«Nicht aus Bescheidenheit wollte ich damals Trommler sein, sondern das ist das Höchste. Das andere ist eine Kleinigkeit.»

Hitler anlässlich seines Prozesses am 27. März 1924

Als Hitler im Juli 1921 die Parteiführung übernahm, war er ein «Bierkelleragitator», eine Lokalgrösse, aber ansonsten kaum bekannt. Die Amtsübernahme erfolgte nach internen Querelen der in sich gespaltenen völkischen Bewegung. Zwar gehörte das Klappern auch bei der NSDAP zum Handwerk, und sie konnte sich so auf der politischen Bühne in München bemerkbar machen, aber eine bedeutende Kraft war sie deshalb noch lange nicht. Alles deutet darauf hin, dass sie ohne die aussergewöhnlichen Bedingungen in Bayern, der selbsternannten «Ordnungszelle», und ohne den Hintergrund reichsweiter politischer Instabilität, Wirtschaftskrise und gesellschaftlicher Polarisierung eine unbedeutende Gruppierung geblieben wäre. Während die völkischen Parteien in den meisten deutschen Ländern und auch in Preussen verzweifelt versuchten, Boden zu gewinnen, nahm die NSDAP bis 1923 in Bayern bei der Eskalation des nationalistischen Widerstands gegen die Weimarer Demokratie eine Schlüsselstellung ein. Und der Parteiführer stieg zwischen 1921 und 1923 vom örtlichen Bierkelleragitator zum Trommler der nationalistischen Rechten auf. In dieser Rolle trat er bis zu jenem Versuch eines gewaltsamen Staatsstreiches, dem berühmten «Hitler-Putsch», im November 1923 auf. Erst jene dramatischen Ereignisse und ihre Nachwirkungen zeitigten eine entscheidende Wandlung von Hitlers Selbstbild.

In den frühen zwanziger Jahren gab sich Hitler mit der Rolle des Trommlers zufrieden, der die Masse für die «nationale Bewegung» aufpeitschte. Zu dieser Zeit sah er sich selbst nicht als den in «Mein Kampf» porträtierten künftigen Führer Deutschlands im Wartestand, den politischen «Messias», dessen Stunde komme, sobald die Nation seine einzigartige Grösse erkannt habe. Er ebnete den Weg für den grossen Führer, dessen Tag vielleicht erst in vielen Jahren dämmern werde. «Ich bin nichts als ein Trommler und Sammler», sagte er 1922 zu Arthur Moeller van den Bruck.¹ Einige Monate zuvor soll er im Mai 1921 bei einem Interview mit dem Hauptschriftleiter der alldeutschen

Deutschen Zeitung gesagt haben, er sei nicht der Führer und Staatsmann, «der das im Chaos versinkende Vaterland zu retten vermöge», sondern nur «der Agitator, der die Massen zu sammeln verstehe». Und er fuhr fort, «er sei nicht der Baumeister, der Plan und Aufriss des neuen Gebäudes bildhaft klar vor seinen Augen sieht und mit ruhiger Festigkeit in schöpferischer Arbeit einen Stein auf den anderen zu legen vermag. Er brauche den Grösseren hinter sich, an dessen Befehl er sich anlehnen dürfe.»²

Die «Berufung» zum Trommler war für ihn an die Stelle der Träume von einem Leben als grosser Künstler oder Architekt getreten. Hier lag seine Hauptaufgabe und -beschäftigung. Dabei gelang es ihm nicht nur, seine einzige richtige Begabung zu entfalten, sondern er spielte die in seinen eigenen Augen grösste und wichtigste Rolle, die ihm offenstand. Denn für Hitler war und blieb Politik Propaganda: die unaufhörliche Mobilisierung der Masse für eine Sache, der sie blind folgen sollte, nicht die Praktizierung «der Kunst des Möglichen».

I

Hitler verdankte seinen Aufstieg zu regionaler Prominenz innerhalb der nationalistischen Rechten in Bayern nicht nur seinen beispiellosen Fähigkeiten als «Volksredner» bei Massenveranstaltungen in München. Obwohl die Redegabe immer noch sein wichtigster Aktivposten war, ging sie einher mit der entscheidenden Tatsache, dass er eine Bewegung anführte, die im Gegensatz zur Anfangszeit der Partei nun eigene beträchtliche paramilitärische Einheiten aufstellte und in den Strudel paramilitärischer Politik in Bayern eintauchte.

Die Akzeptanz einer hohen Rate politischer Gewalt kennzeichnete die politische Kultur in Deutschland zwischen den Weltkriegen. Die Brutalisierung der Gesellschaft, erzeugt durch Krieg, bürgerkriegsähnliche Zustände und die Umwälzungen der Revolution, bereitete den Boden für die Duldung von Gewalt, die paradoxerweise als Mittel galt, das die Rückkehr zu Ordnung und Normalität ermögliche. Eine derartige Sichtweise trug nicht nur zum Aufstieg des Nationalsozialismus bei, sondern auch zur moralischen Gleichgültigkeit gegenüber der Gewalt, die im Dritten Reich selbst so weit verbreitet war.³

Zu den Exponenten extremer politischer Gewalt gehörten zum grössten Teil die konterrevolutionären Privatarmeen, die Freikorps, die Frei-

willigenverbände, die Einwohnerwehren, die nach dem Krieg entstanden und in den staatlichen Behörden Förderer und Auftraggeber fanden. Gustav Noske hatte bei der brutalen Unterdrückung des Spartakus-Aufstandes im Januar 1919 erstmalig ausserstaatliche Streitkräfte in den Dienst des Staates gestellt. Die Freikorps nahmen dann vier Monate später an der Zerschlagung der Münchner Räterepublik teil. Über das ganze politische Spektrum verteilt, besonders auffällig jedoch auf der konterrevolutionären Rechten, entstanden unzählige paramilitärische Organisationen. Vor allem unter den besonderen Bedingungen im nachrevolutionären Bayern waren die Voraussetzungen für die Privatarmeen, von den Behörden geduldet und oft aktiv unterstützt, günstig.

Die riesige Einwohnerwehr, mit bis zu 400'000 Mann und zweieinhalb Millionen Waffen, die in Bayern unmittelbar nach dem Sturz der Räterepublik gegründet worden war, ging auf eine Geisteshaltung zurück, die wie besessen war von der Notwendigkeit eines Schutzes vor der vermeintlichen Bedrohung von links und zugleich die Bereitschaft offenbarte, zu diesem Zweck jedes Mittel einzusetzen, wie die Popularität der konterrevolutionären Gewalt im Frühjahr 1919 bewies.⁴ Die Einwohnerwehr – und eine Reihe anderer ähnlicher Organisationen, die neben ihr entstanden – repräsentierte den weissblauen bayerischen Traditionalismus und war, wie der Name besagt, im Grunde defensiv ausgerichtet. Doch 1920, nach dem Zusammenbruch des Kapp-Putsches, fanden zwielichtigere paramilitärische Organisationen in der bayerischen «Ordnungszelle» ein willkommenes Refugium. Das antisozialistische und konterrevolutionäre Regime von Ministerpräsident Gustav Ritter von Kahr verwandelte Bayern in ein Eldorado für Rechtsextremisten aus ganz Deutschland, darunter viele, die andernorts polizeilich gesucht wurden. Ausgehend von der geschützten Basis in München, gelang es beispielsweise Hauptmann Hermann Ehrhardt, ein Veteran der inszenierten antisozialistischen Gewalt der Freikorps wie auch der Unterdrückung der Räterepublik und einer der Rädelsführer beim Kapp-Putsch, seine Organisation «Consul» zum Aufbau eines Geflechts von Gruppen im ganzen Deutschen Reich zu nutzen und viele der politischen Morde zu begehen – zwischen 1919 und 1922 von rechts insgesamt 354 –, welche die unruhigen frühen Jahre der neuen Demokratie stigmatisierten.⁵

Kahrs bayerische Fundamentalopposition gegen die Zentralregierung – die den traditionellen im Krieg stark gewachsenen Hass auf Berlin und die Verärgerung über die durch die Reichsverfassung beschnittenen

Rechte Bayerns nährte – bewirkte eine Koalition der weissblauen partikularistischen Stimmung mit dem schwarzweissrotnationalistischen Widerstand gegen das «rote» Berlin. Im September 1921 schrieb der Theologe Ernst Troeltsch:

«Da die Reichspolitik stark unter dem Einfluss des Sozialismus stand und stehen musste, hat man diesen weiterhin mit dem verhassten Berlin und mit dem Judentum identifiziert und so die Ströme des Partikularismus und Antisemitismus auf die antisozialistische Mühle geleitet. Zu alledem kommt dann noch die starke monarchische Strömung, die Bitterkeit der früheren Militärs, die Mitwirkung preussischer Emigranten und die nur allzu begreifliche Verstimmung idealistischer Patrioten. All das knäuelte sich zu dem Gedanken zusammen, Bayern die Mission der Rettung des Reiches vom Sozialismus, der Ordnungszelle und des Keimes des Wiederaufbaues, zuzuschreiben.»⁶

Im Frühjahr 1921 konnte Kahr die Auflösung der bayerischen Einwohnerwehr nicht mehr verhindern, nachdem er ein Jahr lang den beharrlich vorgebrachten Forderungen des Reiches, das unter dem Druck der Alliierten handelte, nach Beschlagnahme der Waffen und dem Abbau ziviler Verteidigungseinheiten widerstanden hatte.⁷ Die Wut auf Berlin führte zu weiterer Radikalisierung, und aus der aufgelösten Einwohnerwehr ging eine grosse Anzahl neuer oder bereits bestehender und nun gestärkter «Vaterländischer Verbände» hervor, die in ihrem Aktivismus und Radikalismus miteinander wetteiferten. Der grösste unter ihnen – als Nachfolger der Einwohnerwehr gedacht, doch in Wirklichkeit eine Koalition zahlreicher Splittergruppen, die schliesslich auseinanderbrach – war der Bund Bayern und Reich, eine weissblaue bayerisch-loyalistische Organisation, die stark monarchistische sowie christlich-traditionalistische Züge mit vehementem Antimarxismus und Antisemitismus kombinierte und den Slogan propagierte: «Erst die Heimat, dann die Welt!»⁸

An seiner Spitze stand Dr. Otto Pittinger, ein Regensburger Amtsarzt, der früher in der Bezirksleitung der Einwohnerwehren im bayerischen Regierungsbezirk Oberpfalz hervorgetreten war. Da Pittinger in der Organisation nur wenig Autorität hatte, füllten kleinere, radikalere Verbände das Vakuum und weiteten ihren Einfluss aus. Darunter waren der Bund Oberland, entstanden aus Epps Freikorps Oberland, das an der Zerschlagung der Räterepublik teilgenommen hatte und sich ausserdem 1921 an einer Kampagne gegen die Polen in Oberschlesien betei-

ligt hatte; die «Reichsflagge», deren Anhängerschaft zuvor hauptsächlich auf Franken konzentriert war, jetzt aber unter der Leitung Ernst Röhms, dem Chef der Münchner Ortsgruppe, in Südbayern neue Mitglieder warb; die Vaterländischen Vereine Münchens, die Nachfolgeorganisation der Einwohnerwehr in der bayerischen Hauptstadt; und eine Vielzahl von Organisationen und Unterorganisationen, darunter besonders auffällig der Wiking-Bund unter der Führung von Hauptmann Ehrhardt.⁹ Ehrhardt spielte neben Ernst Röhms eine führende Rolle bei der Bildung der NSDAP-eigenen paramilitärischen Organisation, die ab 1921 zu einem bedeutenden Faktor innerhalb der NS-Bewegung und einer wichtigen Grösse in der paramilitärischen Politik Bayerns wurde.¹⁰

Die Ursprünge der SA gingen, wie bereits ausgeführt, auf Anfang 1920 zurück, als die DAP begann, grössere Versammlungen in Münchner Bierkellern abzuhalten, und wie andere Parteien einen Saalschutz benötigte, um mit Störenfrieden fertig zu werden.¹¹ Im November 1920 wandelte man die bestehende Truppe in die Turn- und Sportabteilung der Partei um. Nach Hitlers innerparteilicher «Machtergreifung» vom Juli 1921 erfolgte eine Umbildung der Abteilung, und sie erhielt eine Schlüsselrolle, derzufolge sie gemäss den neuen Parteistatuten für die «Zusammenfassung und körperliche Ertüchtigung der sich in der Bewegung befindlichen männlichen Jugend» verantwortlich war.¹² Hitler wollte ihre quasi-militärische Struktur nutzen, um seinen Führungsanspruch in der gesamten Bewegung zu festigen. Die Sturmabteilung (SA), als welche sie ab Oktober 1921 bekannt wurde¹³, war jedoch nicht, wie behauptet wurde, «eine persönliche Schöpfung» Hitlers, Produkt seines Willens oder als Werkzeug seiner persönlichen Macht angelegt.¹⁴ Die Schlüsselfiguren bei der Umwandlung des Saalschutzes in eine paramilitärische Organisation waren Ernst Röhms und anfänglich auch Hauptmann Ehrhardt.

Röhms war noch mehr als Hitler ein typischer Vertreter der «Frontgeneration». Als junger Offizier teilte er die Gefahren, Ängste und Entbehrungen der Mannschaften im Schützengraben – teilte ihre Vorurteile und den wachsenden Zorn auf diejenigen, die im Stabsquartier hinter den Linien sassen, die Militärbürokratie, auf die «unfähigen» Politiker und die daheim gebliebenen Drückeberger, Faulenzer und Profiteure. Gegen diese Bilder heroisierte Röhms die «Frontgemeinschaft», die Solidarität der Männer im Schützengraben, die Führerschaft, die auf Taten und nicht Status beruhte, und den blinden Gehorsam, den diese

erforderte. Er wollte eine neue «Kriegerelite», deren Handlungen und Errungenschaften ihren Rechtsanspruch auf die Herrschaft bewiesen hätten. Obwohl Röhm Monarchist war, gab es für ihn kein Zurück zur bürgerlichen Vorkriegsgesellschaft. Ihm schwebte als Ideal die männliche «Kampfgemeinschaft» vor. Diese Vorstellung verband für viele Angehörige der Freikorps und ihrer paramilitärischen Nachfolgeorganisationen die Pflege von Männlichkeits-Phantasien mit dem Kult der Gewalt.¹⁵

Auch Röhm war 1914 in wilder Begeisterung an die Front gezogen, hatte binnen Wochen schwere Gesichtsverletzungen erlitten, als Granatsplitter ihm Teile der Nase wegrissen und ihn auf Dauer entstellten. An die Spitze seiner Kompanie zurückgekehrt, hatte er jedoch nach schweren Verwundungen bei Verdun den Dienst an der Front quittieren müssen. Die später beim bayerischen Kriegsministerium übernommenen Pflichten sowie die Tätigkeit als Nachschuboffizier einer Division schärfte Röhms politisches Sensorium und verschafften ihm Erfahrungen bei der Lösung organisatorischer Fragen. Das Trauma von Niederlage und Revolution trieb ihn in konterrevolutionäre Aktivitäten, einschliesslich des Dienstes beim Freikorps Epp während dessen Teilnahme an der Zerschlagung der Räterepublik. Nach kurzzeitiger Mitgliedschaft in der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) trat er im Herbst 1919 bald nach Hitler der winzigen Deutschen Arbeiterpartei (DAP) bei und sorgte eigenen Angaben zufolge dafür, dass andere Mitglieder der Reichswehr ihm in die Partei folgten.¹⁶ Röhms Interesse wurde jedoch weiterhin von Fragen militärisch oder paramilitärisch bestimmter Politik, nicht von Prinzipien der Parteipolitik diktiert. Solange die SA nicht zu einem bedeutenden Faktor in der paramilitärischen Politik geworden war, interessierte er sich nicht ausschliesslich für die NSDAP.

Doch Röhms Rolle als wichtiger Kontaktmann der Partei zu den Paramilitärs ist kaum zu überschätzen. Entscheidend war sein Zugang zu führenden Paramilitärs einerseits und Waffendepots andererseits. Als zuständiger Offizier für den Nachschub der Brigade Epp, der Nachfolgerin der Freikorpseinheit, die nun als Reichswehreinheit fungierte, trug Röhm die Verantwortung für die Versorgung der Einwohnerwehr mit Kampfgerät. Die zum Teil geheimgehaltenen Transaktionen – das Ausmass der Bewaffnung sollte den Alliierten vorenthalten werden, was angesichts einer fehlenden Besatzungsarmee keinerlei Schwierigkeiten bereitete – gaben Röhm auch grossen Freiraum, um 1920/1921 ein rie-

siges Lager vor allem kleiner Schusswaffen aufzubauen. Nach Auflösung der Einwohnerwehr und der offiziellen Beschlagnahmung der Waffen vertrauten ihm unterschiedliche paramilitärische Organisationen ihre Lager an. Durch die Verfügungsgewalt über ein derartiges Arsenal und die Entscheidungskompetenz, ob und wann Waffen auszugeben seien, nahm der «Maschinengewehrkönig», als der Röhm bekannt wurde, im Hinblick auf die Forderungen aller paramilitärischen Organisationen eine Schlüsselstellung ein. Und durch die Protektion Epps, Kahrs und der Münchner politischen Polizei erlangte er einen über seinen Rang hinausgehenden Einfluss auf die Politik der nationalstischen Rechten.¹⁷

Aller Wahrscheinlichkeit nach war es Röhm, der im August 1921 die Übereinkunft zwischen Hitler und Ehrhardt arrangierte, die frühere Mitglieder aus Ehrhardts Marinebrigade, altgediente Kämpfer bei paramilitärischen Aktionen – die meisten gerade erst aus Oberschlesien zurückgekehrt – in die Turn- und Sportabteilung der Partei überführte. Diese wurde dem Ehrhardt-Veteranen Leutnant Klintzsch unterstellt – der später im Verdacht stand, bei der Ermordung von Reichsaussenminister Walter Rathenau¹⁸ beteiligt gewesen zu sein –, mit dem Auftrag, eine Kampfeinheit aufzubauen, wofür er von Ehrhardt finanzielle Unterstützung erhielt. Während der ersten Monate trieben die Männer hauptsächlich Sport, vor allem Boxen, marschierten, exerzierten, und gelegentlich standen Schiessübungen auf dem Programm. Die Mitglieder – rund 300 im November 1921, alle jünger als 24 Jahre und vornehmlich aus dem unteren Mittelstand in München – verbanden diese paramilitärische Ausbildung mit politischem Aktivismus. Sie übernahmen die «Freund-Feind»-Mentalität von der Front in die von ihnen praktisch als Bürgerkrieg wahrgenommenen Zustände daheim, bereiteten sich auf die gewalttätige Bekämpfung des politischen Gegners vor, riefen den Korpsgeist «aggressiver Kumpanei» und blinder Gefolgschaft für den Führer wach.¹⁹

Von Anfang an waren in der Doppelrolle einer ursprünglich mit Ehrhardt verbundenen paramilitärischen Organisation einerseits und einer Stosstruppe der Partei unter Hitlers Führung andererseits die Spannungen im Keim angelegt, welche die SA bis ins Jahr 1934 begleiten würden.²⁰ Röhm und Ehrhardt interessierten sich für die paramilitärische Seite.²¹ Demgegenüber versuchte Hitler, die SA voll in die Partei zu integrieren, obwohl sie vor 1924 organisatorisch beträchtliche Eigenständigkeit behielt.²² Vor der zweiten Jahreshälfte 1922 erfolgte der

Aufbau der SA stetig und nicht spektakulär. Erst danach schwollen die Mitgliederzahlen unter den Bedingungen einer sich in Bayern und im Reich verschärfenden Krise an und machten die SA zu einer Kraft, mit der auf der nationalistischen Rechten zu rechnen war.²³

II

Hitler, mittlerweile unumstrittener Führer seiner Partei, agitierte pausenlos und auf die gleiche Weise weiter wie zuvor und konnte dabei die anhaltenden Spannungen zwischen Bayern und dem Reich ausnutzen. Der Mord an Reichsfinanzminister Matthias Erzberger am 26. August 1921 – ein Anzeichen für die nahezu anarchischen Zustände, die Deutschland noch immer beherrschten – und Kahrs Weigerung, die Gültigkeit des von Reichspräsident Friedrich Ebert erklärten Ausnahmezustandes für Bayern zu akzeptieren, sorgten für eine unvermindert explosive Atmosphäre.²⁴ Die Unzufriedenheit mit der materiellen Situation spielte ebenfalls eine Rolle, denn der Währungsverfall der Goldmark liess die Preise stark ansteigen. Lebensmittel waren 1921 fast achtmal so teuer wie zu Kriegsende. Im nächsten Jahr kosteten sie mehr als cornai soviel, bevor die Währung durch die Hyperinflation von 1923 ganz entwertet wurde.²⁵

Hitler verschärfte die Provokation der politischen Gegner und der Behörden, um Öffentlichkeitswirkung zu erzielen. Mitte September leitete er die geplante gewalttätige Störung einer Versammlung im Löwenbräukeller durch seine Anhänger, als einer von Hitlers damaligen Erzfeinden sprechen wollte, der separatistische Anführer des Bayernbundes, Otto Ballerstedt. Hitlers Ankunft im vollbesetzten Saal gab seinen Anhängern, darunter viele junge Schlägertypen aus der Sportabteilung, die am frühen Abend die Sitze um die Bühne eingenommen hatten, das Zeichen, das Podium unter im Chor skandierten «Hitler-Rufen zu stürmen und Ballerstedt am Reden zu hindern. Jemand kam auf die Idee, zwecks Vermeidung einer Schlägerei das Licht auszuschalten, doch das verschlimmerte die Störung nur noch, denn als das Licht wieder anging, wurden Ballerstedt und ein weiteres Mitglied seiner Partei angegriffen und verletzt, bevor die Polizei eintraf.²⁶ Die Polizei musste Hitler offenbar um Hilfe bitten, damit er seine Männer zur Ordnung rufe, was er gewiss bereitwillig tat, da das Ziel der Aktion erreicht war. «Ballerstedt spricht heute nicht mehr!» erklärte er.²⁷

Damit war die Angelegenheit nicht abgeschlossen, weil Ballerstedt Anklage gegen Hitler erheben liess, der im Januar 1922 wegen Landfriedensbruch zu drei Monaten Haft verurteilt wurde – davon waren zwei Monate bei guter Führung zur Bewährung ausgesetzt, die in Vergessenheit gerieten, wenn er keine gute Führung bewies. Sogar seine mächtigen Freunde konnten nicht verhindern, dass er einen Monat absitzen musste. Zwischen dem 24. Juni und dem 27. Juli 1922 machte Hitler im Münchner Gefängnis Stadelheim Station.²⁸

Abgesehen von diesem kurzen Zwischenspiel unterbrach Hitler seine Agitation nie. Zusammenstösse mit der Polizei waren an der Tagesordnung. Allein für 1921 vermerkten die Ordnungshüter ungefähr 30 Publikations-, Plakatier- und andere die NS-Propaganda betreffende Verbote.²⁹ Sogar während Hitler auf den Prozess in der Sache Ballerstedt wartete, erhielt er eine Warnung der Polizei – in Verbindung mit einer von den Nationalsozialisten unterbrochenen SPD-Versammlung am 16. Oktober und den nachfolgenden Störungen –, dass er davon ausgehen könne, aus Bayern ausgewiesen zu werden, falls sich nichts ändere.³⁰ Die leere Androhung der Ausweisung wurde nicht zum letzten Mal ausgesprochen. Hitler kommentierte lediglich, er sei für die Störungen nicht verantwortlich, und versprach, zu tun, was in seiner Macht stehe, um sie künftig zu verhindern.³¹ Nur zehn Tage später, am 4. November 1921, war er erneut im Zentrum tumultuöser Szenen, dieses Mal anlässlich einer seiner Reden im Hofbräuhaus. Beim Ausbruch einer offenen Schlägerei sprach Hitler weiter im Hagel der Bierkrüge, die seine Widersacher – Sozialisten und vielleicht auch manche Streitlustige unter den Bierkellerschlägertypen – in aller Ruhe unter den Tischen als Munition gesammelt hatten. In «Mein Kampf» idealisierte Hitler die Szene als die Feuertaufe seiner SA-Männer, die in Unterzahl über ihre sozialistischen Feinde triumphiert hätten.³² Die gewalttätigen Auseinandersetzungen mit den Gegnern waren für Hitler der «Lebensnerv» seiner Bewegung, aber vor allem gute Werbung.

Mit der Berichterstattung, auch der negativen, war Hitler noch nicht zufrieden.³³ Immerhin sorgten die Aktionen der NSDAP und ihres Führers dafür, dass sie weiterhin in der Öffentlichkeit standen. Auch der bayerische Landtag vermochte die Partei nicht länger zu ignorieren. Nach Kahrs Rücktritt als Ministerpräsident im September 1921 – die Folge seiner Unbeugsamkeit im Konflikt mit dem Reich – bot sein unpopulärer und gegenüber Berlin nachgiebiger auftretender Nachfolger, Hugo Graf Lerchenfeld-Koefering – ein erzkonservativer, partei-

loser Katholik, der aus einer adligen Diplomatenfamilie stammte – der unverminderten Agitation der Nationalsozialisten in der ersten Jahreshälfte 1922 ein leichtes Ziel.³⁴

Jetzt sei nicht die Zeit für junge Deutsche, Philosophie zu studieren und hinter einem Schreibtisch voller Bücher zu sitzen, verkündete Dietrich Eckart. Heute laute die Parole: «Hinein in die Sturmtruppe, die Deutschland retten müssen.» Offene Angriffe auf die Gegner waren die Regel. Als Waffen dienten hauptsächlich Gummiknüppel und Schlagringe, aber auch Pistolen kamen zum Einsatz und gelegentlich sogar selbstgefertigte Bomben und Granaten.³⁵ Weiterhin überschüttete Hitler sowohl die Reichs- als auch die bayerische Landesregierung mit wortreichen Beschimpfungen. Als Reichspräsident Ebert im Sommer 1922 München besuchte, wurde er von NS-Demonstranten ausgepöbeln, beleidigt und bespuckt.³⁶ Hitler übergoss Ministerpräsident von Lerchenfeld mit einem verächtlichen Wortschwall – es gebe zu viele geborene Diplomaten und Politiker, daher auch «so viele Schafsköpfe als Diplomaten und im Parlament»; von der «Erziehung des Volkes» wisse er nichts, «Führer» würden nicht «erzogen, sondern geboren».³⁷

Während Hitlers führende Anhänger auf die Folgen hinwiesen, die seine Ausweisung aus Deutschland durch die bayerische Regierung mit sich bringe, schlug er selbst propagandistisches Kapital aus der Drohung, indem er auf Kriegsauszeichnungen verwies, denn als Deutscher habe er für sein Land gekämpft, während andere nur zu Hause geblieben seien und politisiert hätten.³⁸

Am 16. August 1922 sprach Hitler neben anderen Anführern der nationalistischen Vereinigungen bei der grossen Protestkundgebung der Vereinigten Vaterländischen Verbände Bayerns auf dem Königsplatz in München. Während der Kundgebung, die unter dem Slogan «Für Deutschland – gegen Berlin» stand und gegen den «unter dem Schutz der Republik herannahenden jüdischen Bolschewismus» gerichtet war³⁹, trat die SA erstmals als paramilitärische Formation mit eigener Fahne öffentlich in Erscheinung. Zahlenmässig fielen die kaum mehr als 800 Männer gegenüber den 30'000 Bewaffneten von Pittingers Bund Bayern und Reich dem grossen, gutbewaffneten Bund Oberland und der «Reichsflagge» nicht ins Gewicht.⁴⁰ Überall wurde über einen Putsch gegen Lerchenfeld zugunsten der Wiedereinsetzung Kahrs geredet, und es kursierten Gerüchte, der Staatsstreich werde bei einer weiteren, für den 25. August geplanten Massenprotestkundgebung gegen Lerchen-

feld über die Bühne gehen. Tatsächlich gab es ein Komplott unter Beteiligung Pittingers und Röhms, von dem die Polizei erfuhr, aber nach dem Verbot der Kundgebung, und als man die Anreise der bewaffneten Einheiten der nationalistischen Verbände aus anderen Teilen Bayerns verhindert hatte, blieben nur ein paar Tausend Nationalsozialisten auf dem Karolinenplatz übrig. Am Ende gingen rund 5'000 zu einer Versammlung im Kindkeller, einem der grossen Bierkeller Münchens, wo Hitler gelegentlich Reden hielt. Die Stimmung war aufgeheizt. Gerüchte kursierten, dass ein Putsch unmittelbar bevorstehe, doch es geschah nichts. Draussen versammelten sich 1'000 Kommunisten, und es drohten Zusammenstösse. Die Polizei schritt gegen die Kommunisten ein, richtete aber, was die Nationalsozialisten anging, nur einen Appell an Hitler, er solle die Lage beruhigen. Der teilte seinen Männern mit, jeder Einzelne habe die Pflicht, «ein *Agitator* zu werden, um die Masse des Volkes» gegen die Regierung «auf die Strasse zu bringen».⁴¹ Auf die Bitte der Polizei rief er sie zur Ordnung. Sie gehorchten und gingen ruhig auseinander.⁴² Hitler soll vor Wut geschäumt haben, dass der Tag so im Nichts endete. Beim nächsten Mal werde er handeln, wenn nötig auch allein, soll er gesagt haben.⁴³ Den Behörden war die Gefahr eines Hitler-Putsches nicht verborgen geblieben. Der württembergische Botschafter in München schrieb im Anschluss an Beratungen im bayerischen Aussenministerium am 31. August 1922 nach Stuttgart: «Insbesondere hätten die Nationalsozialisten einen enormen Zulauf, und ihnen sei alles zuzutrauen. (...) der Führer Hitler müsse eine ganz faszinierende Persönlichkeit sein. So sei es gar nicht unmöglich, dass dieselben in der nächsten Zeit hier einen Putsch versuchen werden, wobei sie die steigende Teuerung als Vorwand benutzen würden.»⁴⁴

Hitlers bemerkenswertester Propagandaerfolg im Jahr 1922 war die Teilnahme seiner Partei am sogenannten «Deutschen Tag» am 14./15. Oktober in Coburg. Die Stadt, an der Grenze zu Thüringen im Norden Oberfrankens gelegen und erst seit zwei Jahren zu Bayern gehörig, war für die Nationalsozialisten absolutes Neuland. Hitler folgte der Einladung des Organisationskomitees des Schutz- und Trutzbundes, mit einer kleinen Delegation am «Deutschen Tag» teilzunehmen. Diese Gelegenheit durfte er sich nicht entgehen lassen. Er kratzte das ganze Geld der NSDAP zusammen, um einen Sonderzug zu mieten – was an sich schon ein propagandistisches Novum war –, und nahm 800 SA-Männer mit nach Coburg.

Im Abteil sass Hitler zusammen mit dem harten Kern seiner Entourage:

Max Amann, Hermann Esser, Dietrich Eckart, Christian Weber, Ulrich Graf und Alfred Rosenberg. Bei der Ankunft an einem Samstagnachmittag wurden die Nationalsozialisten von einer Ansammlung Nationalisten mit «Heil»-Rufen begrüßt und von 200 bis 300 sozialistischen Arbeitern und Gewerkschaftern, die an der gleichen Stelle zusammengekommen waren, mit einem Schwall von Beschimpfungen empfangen. Hitler instruierte die SA-Männer, das polizeiliche Verbot, in Formation, unter Musikbegleitung und mit entrollten Bannern zu marschieren, zu ignorieren, und liess sie mit aufgezogenen Hakenkreuzfahnen durch die Stadt paradieren. Am Strassenrand stehende Arbeiter beleidigten und bespuckten sie. Umgekehrt sprangen die Nationalsozialisten aus der Formation und schlugen mit Stöcken und Gummiknüppeln auf ihre Gegner ein. Eine wilde Schlacht mit den Sozialisten schloss sich an, aber nach zehn Minuten Tohuwabohu, während der die Sturmabteilung Unterstützung durch die Polizei erhielt, hatte sie «triumphal» die Herrschaft über die Strassen Coburgs errungen. Die lokalen Behörden beschuldigten die Arbeiter von Coburg, die Gewalt provoziert zu haben, und gaben durchaus widersprüchlich zu, die anderen Nationalisten hätten keine Probleme verursacht. Es folgte die Feststellung, «dass der Deutsche Tag völlig friedlich verlaufen wäre, wenn die Hitlerleute nicht nach Coburg gekommen wären».⁴⁵ Für Hitler zählte allein der Propagandasieg. Der «Deutsche Tag» ging in die Parteianalen ein. Die NSDAP hatte sich in Nordbayern einen Namen gemacht.

Damit hatte Hitler binnen weniger Tage in Franken den zweiten Erfolg errungen. Am 8. Oktober 1922 hatte Julius Streicher, Chef der grossen Nürnberger Ortsgruppe der Deutschen Werkgemeinschaft, Hitler schriftlich angeboten, seine Anhängerschaft sowie die Zeitung *Deutscher Volkswille* in die NSDAP einzubringen.⁴⁶ Unmittelbar nach dem «Triumph von Coburg» fand am 20. Oktober die Überführung der Mitglieder statt. Streicher, ein kleinwüchsiger, gedrungener, kahlköpfiger Rüpel, 1885 in Fleinhausen bei Augsburg geboren, zeitweilig wie sein Vater als Volksschullehrer tätig und wie Hitler ein Kriegsveteran und Träger des Eisernen Kreuzes Erster Klasse, war ein besessener Vulgärantisemit. Kurz nach dem Krieg hatte er zu den Gründungsmitgliedern der Deutschsozialistischen Partei (DSP) gehört, die, ebenso antisemitisch ausgerichtet wie die NSDAP, auch ein ähnliches Programm vertrat. Seine Zeitung *Der Stürmer*, 1923 gegründet und später für ihre Ritualmordbeschuldigungen und obszönen Karikaturen deutsche Mädchen verführender Juden berüchtigt, war 1935 sogar zeitweise verboten –

und das, obwohl Hitler sie billigend kommentierte und fand, dass «der Jude» weit schlimmer sei als in Streichers Darstellung.⁴⁷ (Streicher wurde in Nürnberg der Prozess gemacht und gehenkt.)

Für die Entwicklung der NSDAP in Franken und den nördlichen Regierungsbezirken Bayerns war es ein wesentlicher Schritt, dass Streicher sich Hitler 1922 persönlich unterstellte.⁴⁸ Die Bedeutung des Erzrivalen DSP in Franken wurde dadurch entscheidend geschwächt, denn die NS-Partei verdoppelte praktisch ihre Mitgliederzahl. Nach rund 2'000 Mitgliedern Anfang 1921 und 6'000 zwölf Monate später zählte sie über Nacht ungefähr 20'000.⁴⁹ Nicht nur das: Franken, eine ländliche Region, erzprotestantisch, leidenschaftlich nationalistisch und antisemitisch, bot der NSDAP eine weit stärkere Bastion als ihre Heimatstadt München im katholischen Südbayern, darüber hinaus mit Nürnberg eine symbolische Hauptstadt, die später den Namen «Stadt der Reichsparteitage» erhielt. Kein Wunder also, wenn Hitler Streicher in «Mein Kampf» eifrig dankte.⁵⁰

Gleichwohl war Hitlers Macht ausserhalb der Münchner «Zitadelle» immer noch begrenzt. So gelang es ihm nicht, kraft seiner Autorität den innerparteilichen Zwist zu beenden, der die Nürnberger Ortsgruppe im ganzen folgenden Jahr beherrschte. Weder ein Ordnungsruf aus München noch Hitlers persönliches Eingreifen vermochten den erbitterten Machtkampf zu lösen, der Anfang 1923 zwischen Streicher und seinem Nürnberger Rivalen Walther Kellerbauer ausbrach. Kellerbauer, neun Jahre älter als Streicher, ein früherer Marineoffizier, begabter Publizist und Redner, Redakteur der Parteizeitung *Deutscher Volkswille*, erhob selbst Ansprüche auf die Führung der Nürnberger Ortsgruppe. Nach Monaten erbitterter Auseinandersetzungen setzte sich Streicher durch, obwohl Kellerbauer, den Hitler ungern vergraulte, zeitweilig auf die Unterstützung des Parteiführers rechnen konnte.⁵¹ Zwar war Hitler der unbestritten führende Propagandist der Partei, aber ausserhalb Münchens galt sein Wort nicht immer.

Unterdessen begannen die Münchner Anhänger mit dem Aufbau eines Führerkults um Hitler, und durch die Schützenhilfe des «Manns des Schicksals» wuchs Hitlers Aura. Am 28. Oktober 1922 hatten Mussolinis «Schwarzhemden» den «Marsch auf Rom» unternommen und die Macht an sich gerissen. So lautete wenigstens der später propagierte Mythos. In Wirklichkeit hatten sich rund 20'000 schlecht bewaffnete, mangelhaft ausgerüstete und hungrige Faschisten Rom aus vier Richtungen genähert und waren etwa 30 Kilometer vor der Stadt zum Still-

stand gekommen. Im strömenden Regen gingen einige nach Hause. Tatsächlich gab es keinen «Marsch auf Rom», den die italienische Armee falls nötig mit Leichtigkeit niedergeschlagen hätte. Vielmehr bot König Viktor Emmanuel III. am 2.9. Oktober 1922 Mussolini die Regierungsbildung an. Als der Faschistenführer tags darauf in Rom eintraf, trug er ein schwarzes Hemd, eine schwarze Hose und eine Melone.⁵²

Mussolinis sogenannter «Marsch auf Rom» am 28. Oktober 1922 hat, auch wenn er als heroische «Machtergreifung» nur in der faschistischen Legende stattgefunden hatte, die NS-Partei stark erregt. Er bot das Vorbild eines tatkräftig-heroischen, nationalistischen Führers, der zur Rettung seines zerstrittenen und zerrissenen Landes herbeimarschiert. Mit dem Duce hatten die Nationalsozialisten ein Bild, das sie kopieren konnten. Weniger als eine Woche nach dem Staatsstreich in Italien verkündete Hermann Esser am 3. November 1922 im vollbesetzten Hofbräuhausfestsaal: «Deutschlands Mussolini heisst Adolf Hitler.»⁵³ Dies ist der symbolische Moment, als Hitlers Anhänger den Führerkult erfanden.

III

Schon in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg hatten Vorstellungen von der «heroischen» Führerschaft zur politischen Kultur der nationalistischen Rechten gehört. Der Bismarckkult, übertriebene und nachher zerschlagene Hoffnungen, die man auf den Kaiser setzte, hochtrabende Vorstellungen imperialer Grösse und militärischen Ruhms und im Gegensatz dazu die Bilder kläglicher Parteipolitiker und deren Gezänk im Reichstag gaben, wie erwähnt, der Idee von der nationalen Rettung Auftrieb. Die Unterordnung unter einen «grossen Führer», der die Werte einer «heroischen», mythischen Vergangenheit heraufbeschwören werde, versprach die «Wiedergeburt» der Nation. Die nationalistischen Vereinigungen, an erster Stelle der Alldeutsche Verband, popularisierten und verbreiteten solche Vorstellungen. Der «gebildete» protestantische Mittelstand war anfälliger als die meisten Bevölkerungsgruppen. Germanische Mythen und die in der bürgerlichen Jugendbewegung gepflegte romantische Bildersprache boten eine Grundlage, um diese Ideen bei der jüngeren Generation zu fördern. Dessen ungeachtet besetzten sie in der deutschen politischen Kultur vor 1914 keine zentrale Position.

Hingegen erhielten Vorstellungen einer «heroischen» Führerschaft durch Krieg und Revolution frische Nahrung. Die nachfolgende Idealisierung der «Schicksalsgemeinschaft» im Schützengraben, des Heldenmutes und der Heldentaten der «wahren» Führerschaft im nationalen Überlebenskampf – der nach der Legende von innen her untergraben wurde – führten der Idee eines kommenden «grossen Führers» auf seifen der konterrevolutionären Rechten massenhaft neue Anhänger zu. Die Vorstellungen dieser Führerschaft variierten jedoch.

Ernst Röhm mag in seiner Vergötterung der Führerschaft eines militärischen «Mannes der Tat» Tausende Gleichgesinnte gehabt haben. Die neokonservative Rechte nahm den Schock der Revolution und die Vorherrschaft der verhassten Sozialdemokraten, die Verachtung für das «Parteiensystem» und die parlamentarische Regierungsform sowie die Demütigung und Schwäche Deutschlands auf internationaler Bühne zum Anlass einer von der Sehnsucht nach einem «grossen Staatsmann» geleiteten Bismarck-Beschwörung. Zu den deutlichsten Fürsprechern der «heroischen» Führerschaft gehörten Literaten. Ernst Jünger sah «den grossen Politiker der Zukunft» als einen «modernen Machtmenschen» im «Maschinenzeitalter» – «ein Mensch von überragendem Verstande», der möglicherweise aus einer Partei hervorgehe, aber «über den Parteiungen und Spaltungen» stehe, dessen natürlicher Instinkt und Wille schon den richtigen Weg wählen und alle Hindernisse überwinden werde.⁵⁴ Der Bonner Autor Ernst Bertram verband seine Vision von einem kommenden Führer in einem 1922 verfassten Gedicht mit Vorstellungen eines «Erneuerers», der vom Rheinufer aufsteige und die asiatische Bedrohung abwende.⁵⁵

In der evangelischen Kirche sahen manche den kommenden Führer als jemanden, der geistige Erneuerung und moralische Erweckung bringe. Der Fall der Monarchie und der Zusammenbruch der Autorität des Gottesgnadentums, die Säkularisierung der Gesellschaft und die erkannte «Glaubenskrise» prägten im deutschen Protestantismus die Bereitschaft, nach einer neuen Form der Führerschaft Ausschau zu halten, die den «wahren» christlichen Werten erneut zur Geltung verhelfen werde. Die Schattierungen verschiedener «Führerbilder» fasste das Traktat des nationalistischen Publizisten Wilhelm Stapel zusammen, ein früherer Liberaler, der nun begeistert für völkische Belange eintrat und als Mitglied einer Gruppe von Hamburger Neokonservativen den Gedanken Moeller van den Brucks verbunden war, der den «wahren Staatsmann» als «Herrscher, Krieger und Priester zugleich» schilderte.⁵⁶

Das Ganze war ein in pseudo-religiöse Sprache gekleideter, säkularisierter Heilsglaube.

Die konservative und völkische Rechte stellte, jeweils unterschiedlich gewichtet, dem negativen Bild einer «führerlosen Demokratie» den Begriff eines wahren Führers als Mann des Schicksals gegenüber: zur Führerschaft geboren und nicht gewählt, ohne Bindung an konventionelle Regeln und Gesetze, «hart, gerade und rücksichtslos», doch zugleich in seinen Taten Gottes Willen verkörpernd. In einem Text hiess es: «Gott schenke uns Führer und helfe uns zu wirklicher Gefolgschaft.»⁵⁷ Hingabe, Treue, Gehorsam und Pflicht waren die Werte, die den Gefolgs Männern abverlangt wurden.

Die Ausweitung faschistischer und militaristischer Ideen im Nachkriegseuropa bedeutete, dass die Bilder von der «heroischen Führerschaft» in der Luft lagen und nicht auf Deutschland beschränkt waren. Die Entstehung des Duce-Kults in Italien war eine offensichtliche Parallele. Natürlich hatten die deutschen Bilder ihre eigene Note, da sie insbesondere aus bestimmten Zügen der politischen Kultur der nationalistischen Rechten gespeist wurden. Und das krisengeschüttelte Wesen des Weimarer Staates, den so viele mächtige gesellschaftliche Gruppen verabscheuten, und der ausserstande war, die Gunst und Unterstützung der Masse zu gewinnen, sorgte dafür, dass derartige Ideen, die unter stabileren Umständen Hohn und Spott anheimgefallen und auf die versponnenen Ränder des politischen Spektrums beschränkt geblieben wären, stets Gehör fanden. Von neokonservativen Publizisten, Schriftstellern und Intellektuellen in Umlauf gesetzte Ideen wurden in vulgariisierter Form von paramilitärischen Formationen und den unterschiedlichen Gruppierungen der bürgerlichen Jugendbewegung übernommen. Das Modell vom Triumph Mussolinis in Italien bot die Möglichkeit, derartige Gedanken in die Vision von der nationalen Wiederbelebung zu integrieren, die von den Nationalsozialisten gepredigt wurde.

Noch war der Führerkult nicht Dreh- und Angelpunkt in der Ideologie und Organisation der Partei. Doch die Anfänge einer bewussten Profilierung von Hitlers Führungsqualitäten in der Öffentlichkeit durch seine Entourage wie auch deutliche Hinweise in seinen Reden gehen auf die Phase nach Mussolinis «Marsch auf Rom» zurück.⁵⁸ Hitler begann, schmeichlerische Verherrlichung rechter, nationalistischer Bewunderer auf sich zu ziehen, die sogar den Vergleich mit Napoleon bemühten. Der Boden, auf dem der Führerkult später rasch gedieh, war bereits gut präpariert.⁵⁹

In den ersten Jahren der NS-Partei hatte es keine Anzeichen eines Führerkultes gegeben, das Wort «Führer» war ohne besondere Bedeutung. Jede politische Partei oder Organisation besass einen oder mehrere Führer. Auch die NSDAP war da nicht anders. Man sprach von Drexler als dem «Führer» der Partei, ebenso von Hitler, oder manchmal von beiden quasi im selben Atemzug.⁶⁰ Nachdem Hitler im Juli 1921 die Parteiführung übernommen hatte, setzte sich der Ausdruck «unser Führer» allmählich durch.⁶¹ Doch er bedeutete nichts anderes als die rein funktionale Wendung «Vorsitzender der NSDAP». Er hatte keine «heroischen» Konnotationen, und Hitler hatte noch nicht versucht, einen Personenkult aufzubauen. Tief beeindruckt von Mussolinis Triumph, stand ihm jedoch ein Rollenmodell vor Augen. Mit Blick auf Mussolini soll Hitler einen Monat nach dem «Marsch auf Rom» gesagt haben: «So wird es auch bei uns sein. Wir müssen nur den Mut zur Tat haben. Ohne Kampf kein Sieg!»⁶² In der Veränderung der Selbstwahrnehmung spiegelte sich zugleich, wie seine Anhänger begannen, ihren «Führer» zu sehen. Hitlers Anhänger porträtierten ihn tatsächlich als Deutschlands «heroischen» Führer, bevor er selbst sich in diesem Licht sah, und er meldete gegen die Art, wie er ab Herbst 1922 porträtiert wurde, keine Einwände an. Im Dezember 1922 wurde Hitler im *Völkischen Beobachter* erstmals als ein besonderer Führer bezeichnet, als *der Führer*, auf den Deutschland warte. Anhänger Hitlers seien bei einer Parade mitmarschiert, überzeugt, «etwas gefunden zu haben, wonach sich Millionen sehnen, einen Führer».⁶³ Am 34. Geburtstag Hitlers, dem 20. April 1923, als der frischgebackene SA-Führer Hermann Göring – 30 Jahre alt, zwar gebürtiger Bayer, aber seit seinem Militärdienst in Berlin dem Selbstverständnis nach ein Preusse, noch gutaussehend, ein wilder Egozentriker mit guten Verbindungen und machthungrig, der den Glanz eines Fliegerassens aus dem Weltkrieg sowie wichtige Beziehungen zum Adel in die NS-Bewegung einbrachte – Hitler «den geliebten Führer der deutschen Freiheitsbewegung»⁶⁴ nannte, war der Personenkult nicht mehr zu leugnen. Die politischen Gegner reagierten verächtlich.⁶⁵ Und auch Hitler blieb nicht unbeeindruckt. Eckart erzählte Hanfstaengl, im Mai 1923 habe Hitler während eines Urlaubs in den bayerischen Alpen bei Berchtesgaden einen Anflug von «Grössenwahn auf der halben Strecke zwischen Messiaskomplex und Neronismus» gehabt, nachdem er angeblich die Art, wie er mit Berlin verfahren werde, mit Jesus verglichen habe, der die Geldwechsler aus dem Tempel warf.⁶⁶ Ähnliche Zeichen mag man einem Brief entneh-

men, den Gottfried Feder am 10. August 1923 an seinen Parteiführer richtete, wobei er dessen Lebensstil stark kritisierte, die «Anarchie in Ihrer Zeiteinteilung» und nicht zuletzt die Art, wie Hitler sich über die Partei erhebe. Feder schloss mit den vernichtenden Worten: «(...) wir räumen Ihnen gerne die erste Stelle ein, aber für tyrannische Neigungen haben wir kein Verständnis.»⁶⁷

1923 begann sich in Hitlers Reden eine Veränderung seiner Selbstwahrnehmung abzuzeichnen. Fragen der Führerschaft und die für den kommenden Führer Deutschlands erforderlichen Qualitäten beschäftigten ihn mehr als früher. Zwar hat er diese Qualitäten vor seiner Inhaftierung in Landsberg nie eindeutig für sich beansprucht, aber einige Redepassagen deuten darauf hin, dass die Scheidelinien zwischen dem Trommler und dem Führer möglicherweise zu verschwimmen begannen.

Im November 1922 sprach Hitler vom Gehorsam gegenüber dem Führer als der ersten Pflicht. Laut dem Polizeibericht über seine Rede im Münchner Bürgerbräukeller fuhr er fort, im Plural von «Führern» zu sprechen, die gewählt und wenn nötig auch «ausgestossen» würden.⁶⁸ Wenige Tage später betonte er, allein der Führer sei der Masse Rechenschaft schuldig, und «Kommissionen, Ausschüsse und andere würden nur lähmend, nicht fördernd auf eine Bewegung wirken».⁶⁹ Solche Kommentare unterschieden sich in nichts von den Ansichten, die Hitler vertrat, als er die Parteiführung übernahm. Doch vor 1923 hatte er selten von einer Diktatur in Deutschland geredet, und dann auch nur in etwas verklausulierter Sprache, die nicht notwendigerweise die Herrschaft einer einzigen Person meinte.⁷⁰ Im Jahr 1923, nach Mussolinis Erfolg, bei einer sich zuspitzenden Krise im Reich und der Verherrlichung, mit der ihn seine Anhänger überhäuften, sah Hitler zunehmend auf «den starken Mann, der Deutschland errette».⁷¹ Weiterhin sprach er im Plural von der Notwendigkeit von Führern – nicht parlamentarischer Natur –, die im Interesse der Nation auch «gegen Majoritäten» herrschen würden.⁷² «Das Volk wünscht heute keine Minister mehr, sondern Führer», verkündete er.⁷³ In einer Rede am 4. Mai 1923 geisselte er das parlamentarische System als den «Untergang und das Ende der deutschen Nation»⁷⁴ und umriss dann so klar wie nie zuvor seine eigene Rolle. Mit Bezug auf Friedrich den Grossen und Bismarck, «Riesen», deren Taten denen des Reichstages entgegenstünden, der «schon früher Deutschlands Totengräber gewesen» sei, erklärte er:

«Was Deutschland retten kann, ist die Diktatur des nationalen Willens und der nationalen Entschlossenheit. Da entsteht die Frage: Ist die geeignete Persönlichkeit da? Unsere Aufgabe ist es nicht, nach der Person zu suchen. Die ist entweder vom Himmel gegeben oder ist nicht gegeben. Unsere Aufgabe ist, das Schwert zu schaffen, das die Person brauchen würde, wenn sie da ist. Unsere Aufgabe ist, dem Diktator, wenn er kommt, ein Volk zu geben, das reif ist für ihn!»⁷⁵

Im Juli gab er die Parole aus, nur der Wert der Persönlichkeit, nicht Mehrheitsbeschlüsse im Parlament könnten Deutschland retten: «Als Führer der nationalsozialistischen Partei erblicke ich meine Aufgabe in der Übernahme der Verantwortung.»⁷⁶ Im August 1923 rief Hitler nach einer Diktatur und erhielt dafür viel Beifall.⁷⁷ Aus seinen Bemerkungen geht zwar hervor, dass er sich noch als den Trommler sah⁷⁸, aber ein Rest von Zweideutigkeit blieb. In einem Interview mit der britischen *Daily Mail* soll Hitler gesagt haben: «Wenn in Deutschland ein Mussolini erscheine, (...), dann würden die Leute auf die Knie fallen und ihn mehr anbeten als Mussolini je angebetet worden ist.»⁷⁹

Wenn er sich selbst – wie es seine Gefolgsleute taten – als den «deutschen Mussolini» ansah, dann begann er augenscheinlich damit, die Erhabenheit der nationalen Führerschaft mit seiner eigenen Person zu verbinden.⁸⁰ In Nürnberg, als er die Frage stellte, ob Kahr Unterstützung verdiene, sprach er dem Machthaber in Bayern jeden wahren Führungsanspruch ab. Er verortete die «Grösse» nur in den heroischen Qualitäten des Individuums und fand diese bei drei Deutschen, «die wahrhaft gross gewesen sind: Martin Luther, Friedrich der Grosse und Richard Wagner». Alle drei seien sie «Wegbereiter» der nationalen Sache und damit «Helden ihres Volkes». Kahr sei «anständig» und ein tüchtiger Verwalter, aber das verstehe sich von selbst.⁸¹ Kahr denke nur an die Verteidigung Bayerns und sei unfähig, den nationalen Befreiungskampf von München aus anzuführen.⁸² «Ein Freiheitskämpfer muss den richtigen Instinkt haben, er muss Willen haben und nichts als Willen.»⁸³ Die Gegenüberstellung von heroischer Führerschaft, die Kahr fehle, und den für einen «Freiheitskämpfer» erforderlichen Qualitäten deuten abermals an, dass Hitler bereits begann, seinen eigenen Anspruch auf die Position des höchsten und (heroischen) nationalen Führers zu untermauern. Noch blieb die Doppeldeutigkeit. Als sein Ziel sah er die Rolle des «Wegbereiters» «der grossen deutschen Freiheitsbewegung».⁸⁴ Einerseits ist damit noch der Trommler gemeint.⁸⁵ Ande-

rerseits hatte Hitler schon eine Verbindung zwischen dem «bahnbrechenden Wegbereiter» und den grossen Nationalhelden der Vergangenheit hergestellt. Auf jeden Fall fühlte er zu diesem Zeitpunkt, wie er selbst sagte, «den Beruf zur Rettung Deutschlands» in sich, und andere entdeckte «ausgesprochene Napoleons- und Messiasallüren» in seinen Worten.⁸⁶

Vermutlich hatte die Unbestimmtheit in Hitlers Ausführungen zur künftigen Führerschaft zum Teil taktische Gründe. Es war nichts gewonnen, wenn er durch einen verfrühten Konflikt um die Person des späteren obersten Führers mögliche Unterstützer der Partei verschreckte. Am 7. Oktober 1922 hatte er gesagt, es sei nicht nötig, die «Führerfrage» zu beantworten, «ehe nicht die Waffe geschaffen sei, die der Führer handhaben müsse». Erst danach komme die Zeit, «unseren Herrgott zu bitten, dass er uns den rechten Führer gebe».⁸⁷ Vor allem spiegelte diese Unbestimmtheit jedoch Hitlers Politikverständnis, das im Wesentlichen Agitation, Propaganda und «Kampf» umfasste.⁸⁸ Für organisatorische Formen zeigte er nur geringes Interesse, solange sie die eigene Handlungsfreiheit nicht einschränkten. Als entscheidende Frage sah er die Führung des «politischen Kampfes». Es fällt indes schwer, sich vorzustellen, dass Hitlers Selbstbewusstsein auf diesem Gebiet und seine starre Ablehnung von Kompromissen ihn nicht eines Tages dazu gebracht hätten, die uneingeschränkte Führung der «nationalen Bewegung» zu fordern. Auf jeden Fall deuten seine Kommentare über Führerschaft im Krisenjahr 1923 auf einen Wandel seines Selbstbildes. Noch sah er sich als den Trommler – in seinen Augen die höchste Berufung. Doch es fehlte nicht viel, um nach seinem triumphalen Auftritt vor Gericht wegen des fehlgeschlagenen Putsches die Anmassung in ihm reifen zu lassen, er selbst sei jener «heroische Führer».

IV

Um den Jahresbeginn 1923 dachten, wenn überhaupt, nur wenige Menschen ausserhalb des Kreises seiner leidenschaftlichsten Verehrer an Hitler als Deutschlands kommenden «grossen Führer». Doch sein Aufstieg zur Berühmtheit auf der politischen Bühne Münchens – neben dem Hofbräuhaus die einzig bemerkenswerte Attraktion der Stadt, wie es eine Zeitung formulierte⁸⁹ – bedeutete schon, dass auch Personen meist jenseits Hitlers sonstiger gesellschaftlicher Umgebung begannen, auf ihn aufmerksam zu werden.

Zwei von ihnen waren zur Partei «bekehrt» worden und erschlossen Hitler neue, nützliche Kontakte. Kurt Lüdecke, ein früherer Glücksspieler, Playboy und Draufgänger in geschäftlichen Dingen, ein weitgereister «Mann von Welt» mit guten Verbindungen, «suchte nach einem Führer und einem Anliegen», als er Hitler bei der Kundgebung der Vaterländischen Verbände im August 1922 in München erstmals reden hörte.⁹⁰ Lüdecke war hingerissen. «Meine Kritikfähigkeit war hinweggefegt», schrieb er später.

«Durch seine blossе Überzeugungskraft hielt er die Massen und mich mit ihnen gleich einem Hypnotiker in Bann (...) Sein Appell an die deutschen Männer war wie ein Ruf zu den Waffen, das Evangelium, das er predigte, wie eine heilige Wahrheit. Er schien ein zweiter Luther. (...) Mich durchfuhr eine Begeisterung, die nur mit einem religiösen Bekehrungserlebnis verglichen werden kann (...) Ich hatte mich selbst, meinen Führer und mein Anliegen gefunden.»⁹¹

Dem eigenen Bericht zufolge nutzte Lüdecke seine Verbindungen, um Hitlers Ansehen bei General Ludendorff zu fördern, einem Kriegshelden, seitdem er 1914 den Vormarsch der Russen in Ostpreussen abgewehrt hatte, in den letzten beiden Kriegsjahren de facto Deutschlands Diktator und jetzt die herausragende Figur der Rechtsradikalen, dessen Name allein ausreichte, um Hitler weitere Türen zu öffnen. Auch dem früheren Münchner Polizeichef, Ernst Pöhner, der bereits ein wichtiger NS-Sympathisant und «Beschützer» war, schwärmte Lüdecke über Hitler vor.⁹² Im Ausland gelang es ihm, kurz vor dem «Marsch auf Rom» Kontakte zu Mussolini herzustellen, der bis dahin von Hitler noch nie gehört hatte, und 1923 zu Gömbös und anderen führenden Männern in Ungarn.⁹³ Lüdeckes ausländische Bankkonten und die beträchtlichen Spenden, die er im Ausland einwarb, erwiesen sich als wertvoll für die Partei während der Inflation von 1923.⁹⁴ Auf eigene Kosten besorgte er die Ausrüstung und Unterbringung einer ganzen SA-Kompanie. Allerdings beobachteten viele von Lüdeckes hochrangigen Kontakten seine Proselytenmacherei mit Argwohn und liessen ihn im Stillen fallen. Auch innerhalb der Partei gelang es ihm nicht, Abneigung und Misstrauen zu überwinden. Er wurde sogar von Max Amann bei der Polizei als französischer Spion denunziert, woraufhin er unter falschem Verdacht zwei Monate im Gefängnis sass.⁹⁵ Ende 1923 hatte Lüdecke fast sein ganzes Vermögen für die Partei ausgegeben.⁹⁶

Noch nützlicher war der zweite «Konvertit», Ernst «Putzi» Hanfstaengl. Über 1,90 Meter gross, gebildet, zum Teil amerikanischer Herkunft – seine Mutter, eine Sedgwick-Heine, stammte von zwei Generälen ab, die im amerikanischen Bürgerkrieg gekämpft hatten –, gehörte er einer Kunsthändlerfamilie aus dem oberen Mittelstand an, arbeitete nach dem Studium in Harvard als Partner bei einem Verlag für Kunstdrucke und verfügte über äusserst gute Verbindungen in den Münchner «Salons». Wie Lüdecke erlebte er Hitler erstmals bei einer Rede.⁹⁷ Hanfstaengl war stark beeindruckt, wie Hitler die Masse fesseln konnte. «Weit über das Mass seiner mitreissenden Rhetorik hinaus», schrieb er später, «schien diesem Menschen die unheimliche Gabe eigen, die gnostische Sehnsucht der Zeit nach einer starken Führerpersönlichkeit mit seinem eigenen Sendungsanspruch zu koppeln und in dieser Verschmelzung jede nur denkbare Hoffnung und Erwartung erfüllbar erscheinen zu lassen – ein erstaunliches Schauspiel suggestiver Beeinflussung der Massenseele!»⁹⁸

Hanfstaengl war fasziniert von dem subalternen, kleinbürgerlichen Hitler in seinem schäbigen blauen Anzug, äusserlich irgendwie zwischen Unteroffizier und Handlungsgehilfen, mit gezierter Unbeholfenheit und zugleich so viel Redegewalt, wenn er vor einem Massenpublikum sprach.⁹⁹ Ein wenig hat Hanfstaengl Hitler immer verachtet – nicht zuletzt wegen seiner wenig durchdachten, klischeehaften Urteile über Kunst und Kultur, wo Hanfstaengl zu Hause und Hitler ein rechthaberischer Alleswisser war.¹⁰⁰ Bei Hitlers erstem Besuch habe «sein ungeschickter Gebrauch von Messer und Gabel seine Herkunft verraten», schrieb der Gastgeber hochnäsig,¹⁰¹ Zur gleichen Zeit war Ernst Hanfstaengl von dem «Virtuosen auf der Klaviatur der Massenseele» eindeutig gefesselt.¹⁰² Entsetzt beobachtete er Hitler dabei, wie er den ihm angebotenen Wein zuckerte. Doch, fügte Hanfstaengl hinzu, «hätte er ihn sogar pfeffern können, denn jeder naive Akt steigerte meinen Glauben an seine hausbackene Ehrlichkeit».¹⁰³

Bald war Hitler ein regelmässiger Gast im Hause Hanfstaengls, wo er Sahnetorten verschlang und dabei Ernst Hanfstaengls attraktiver Gattin Helena auf altertümliche Wiener Art den Hof machte.¹⁰⁴ Sie nahm Hitlers Aufmerksamkeiten gelassen auf. «Glaube mir, er ist ein absolutes Neutrum, aber kein Mann», erzählte sie ihrem Mann.¹⁰⁵ Dieser glaubte an Hitlers Impotenz, aus der «Kopulation mit der Masse ‚Weib‘« beziehe er seine Ersatzbefriedigung.¹⁰⁶ Hitler wiederum bewunderte Hanfstaengl als Pianist, insbesondere seine Fähigkeit, Wagner zu spie-

len. Die Melodie als Begleitung pfeifend ging Hitler auf und ab, ruderte wie ein Dirigent mit den Armen und entspannte sich unterdessen sichtlich.¹⁰⁷ Ganz offenbar mochte er Hanfstaengl – und dessen Frau noch mehr. Doch wie immer stand der Nutzen im Vordergrund, und Hanfstaengl war vor allem nützlich, denn er wurde zu einer Art «Gesellschaftssekretär»¹⁰⁸, eröffnete Hitler den Weg in ganz andere Kreise als die der kleinbürgerlichen Rauheine seiner Entourage, die montags im Café Neumaier zusammenkamen.¹⁰⁹

Hanfstaengl stellte Hitler Elsa Bruckmann vor, die Frau des Verlegers Hugo Bruckmann, ein Sympathisant der Alldeutschen und Antisemit, der die Werke Houston Stewart Chamberlains publiziert hatte. Hitlers schmeichlerische Manieren und gesellschaftliche Naivität weckten in ihr den Mutterinstinkt.¹¹⁰ Ob sie den Wunsch hegte, ihn vor seinen Feinden zu schützen, als sie ihm eine der Pferdepeitschen zum Geschenk machte, ist nicht klar. Die andere Pferdepeitsche, seine erste, hatte er von Helene Bechstein erhalten, einer mit Elsa Bruckmann konkurrierenden Gönnerin, während die dritte, schwere, aus Nilpferdleder gefertigte Peitsche von Frau Büchner stammte, der Wirtin auf dem Platterhof, vormals Pension Moritz, das Hotel, in dem er auf dem Obersalzberg abstieg.¹¹¹ Jeder, der in München auf sich hielt, wurde von Frau Bruckmann, von Geburt eine rumänische Prinzessin, irgendwann einmal zu ihren Soireen eingeladen, so dass Hitler hier Kontakte mit Industriellen und Militärs, Adligen und Akademikern knüpfte.¹¹² Mit seinem Gangsterhut, dem Regenmantel über dem Anzug, einer auffällig getragenen Pistole und der unvermeidlichen Pferdepeitsche machte er in den Salons der oberen Zehntausend von München eine bizarre Figur. Doch allein die exzentrische Art sich zu kleiden und die übertriebenen Manieren – die affektierte Höflichkeit eines Mannes, dem seine gesellschaftliche Unterlegenheit bewusst ist – sorgten dafür, dass er von herablassenden Gastgebern und den anderen Gästen gefeiert wurde. Gesellschaftlich unbeholfen und unsicher, oft in Schweigen gehüllt oder zu Monologen neigend, war Hitler zugleich das Bewusstsein seines eigenen öffentlichen Erfolgs vom Gesicht abzulesen, was ihn unter den gebildeten und betuchten Säulen der Gesellschaft zu einer Attraktion werden liess.¹¹³

«Weich, mit dem Willen zur Härte, halbgebildet, mit dem Wunsche, universell zu sein, ein Bohemien, der Soldat werden musste, wenn er wirklichen Soldaten imponieren wollte. Ein Mann, misstrauisch gegen sich selbst und

seine Möglichkeiten, deshalb voller Minderwertigkeitskomplexe all denen gegenüber, die schon etwas waren oder auf dem Wege waren, ihn zu überflügeln. (...) Er war nie ein Herr. Auch später nicht im Frack.»

So beschrieb ein Zeitgenosse, der Freikorpsführer Gerhard Rossbach, Hitler um diese Zeit.¹¹⁴

Mitunter war Hitler bei dem Verleger Lehmann zu Gast, der schon lange mit der Partei sympathisierte. Und auch die Frau des Klavierfabrikanten Bechstein – dem er von Eckart vorgestellt worden war – «bemutterte» Hitler. Zugleich lieh sie der Partei ihre Juwelen als Sicherheit gegen 60'000 Schweizer Franken, die Hitler im September 1923 von einem Berliner Kaffeehändler borgen konnte. Die Bechsteins überwinterten für gewöhnlich in Bayern und luden Hitler in ihre Suite im Hotel Bayerischer Hof ein oder auf ihren Landsitz in der Nähe von Berchtesgaden. Durch die Bechsteins fand Hitler Zugang zum Wagner-Zirkel in Bayreuth.¹¹⁵ Beim ersten Besuch im Oktober 1923 stand er wie festgenagelt vor dem Schrein seines grössten Helden in Haus Wahnfried, wo er auf Zehenspitzen zwischen den früheren Besitztümern Richard Wagners im Musikzimmer und der Bibliothek umherging, «als besichtige er die Reliquien einer Kathedrale». Die Familie Wagner war geteilter Meinung angesichts ihres auffälligen Gastes, der «recht gewöhnlich» aussah in seinem traditionell bayerischen Aufzug mit Lederhosen, dicken Wollsocken, rotblaukariertem Hemd und schlechtsitzender kurzer blauer Jacke. Winifred, die in England geborene Frau des Wagnersohnes Siegfried, dachte, er sei «zum Retter Deutschlands bestimmt». Siegfried habe Hitler als «einen Betrüger und Emporkömmling» betrachtet.¹¹⁶

Das rasche Wachstum der Partei in der zweiten Jahreshälfte 1922 und besonders 1923, das sie zu einer politischen Kraft in München hatte werden lassen, die engeren Verbindungen zu den «Vaterländischen Verbänden» und die weitläufigeren gesellschaftlichen Kontakte, die jetzt zustande kamen, bedeuteten auch, dass die Finanzquellen erheblich kräftiger sprudelten als in den Anfangsjahren. Zu diesem Zeitpunkt wie auch später gründeten die Parteifinzen stark auf den Mitgliedsbeiträgen sowie den Eintrittsgeldern und Sammlungen bei Veranstaltungen.¹¹⁷ Je mehr Menschen in die Versammlungen strömten, um so mehr Mitglieder traten bei, desto höher waren die Einkünfte der Partei, um noch mehr Veranstaltungen abhalten zu können. Die Propaganda finanzierte die Propaganda.¹¹⁸ Doch selbst jetzt gelang es kaum, die hohen

Ausgaben zu bestreiten, und unter den Bedingungen einer rasanten Inflation liessen sich zusätzliche Geldmittel nur schwer auftreiben. Eine Spendenreise, die Hitler im April 1922 nach Berlin führte, erbrachte einen enttäuschenden Ertrag.¹¹⁹ In vielerlei Hinsicht lebte die Partei noch von der Hand in den Mund.¹²⁰ Zwar versuchte Hitler ständig, Parteifreunde und Anhänger um Spenden anzugehen, aber durch die galoppierende Inflation wurde jede Zahlung in Mark unabhängig von der Höhe sofort entwertet.¹²¹ Daher gab es eine Prämie für Spenden, die in harter ausländischer Währung erfolgten. Dabei bewiesen Lüdecke und Hanfstaengl ihren Nutzen für die Partei. Mit Hilfe eines zinslosen Darlehens finanzierte Hanfstaengl zudem den Ankauf von zwei Rotationspressen, damit der *Völkische Beobachter* im amerikanischen Grossformat erscheinen konnte.¹²² Gerüchte – darunter einige, die weit am Ziel vorbeischossen – über den Zustand der Parteifinanzen wurden wiederholt von den politischen Gegnern in der Presse lanciert. Gleichwohl ergaben offizielle Nachforschungen im Jahr 1923, dass die Partei beträchtliche Summen von einer wachsenden Zahl von Wohltätern erhalten hatte.

Ein wichtiger Mittelsmann war Max Erwin von Scheubner-Richter, in Riga geboren, sprachbegabt, während des Krieges im diplomatischen Dienst in der Türkei und bei der Rückkehr ins Baltikum später einige Zeit von den Kommunisten inhaftiert. Nach dem Krieg hatte er am Kapp-Putsch teilgenommen und dann wie so viele Konterrevolutionäre den Weg nach München gefunden, wo er im Herbst 1920 der NSDAP beitrug.¹²³ Eine wichtige, wenn auch undurchsichtige Figur in der Frühzeit der NS-Partei, nutzte er seine ausgezeichneten Verbindungen zu russischen Emigranten, darunter Grossfürstin Viktoria, Gattin des russischen Thronprätendenten Grossfürst Kyrill, um Geldmittel zu beschaffen, die für Ludendorff bestimmt waren und durch ihn zum Teil der NSDAP zuflossen.

Andere Adelige wie Gertrud von Seidlitz, die den Ertrag ihrer finnischen Güter nutzte, trugen ebenfalls zur Parteifinanzierung bei.¹²⁴ Mit einiger Sicherheit hat Hitler, wenn auch wahrscheinlich in geringerem Masse, vom grosszügigen Geschenk über 100'000 Goldmark profitiert, das Fritz Thyssen, der Erbe der familieneigenen Stahlwerke im Ruhrgebiet, Ludendorff machte. Doch insgesamt zeigten die führenden deutschen Industriellen, abgesehen von Ernst von Borsig, dem Chef der Berliner Lokomotiven- und Maschinenbaufirma, zu dieser Zeit nur wenig unmittelbares Interesse an der NSDAP.¹²⁵ Letztlich ergebnislosen Nach-

Forschungen der Polizei ist zu entnehmen, dass neben anderen Firmen auch Borsig und der Autohersteller Daimler zur Finanzierung beigetragen haben.¹²⁶ Auch einige bayerischen Industrielle und Geschäftsleute wurden von Hitler zu Spenden an die NS-Bewegung überredet.¹²⁷

Aus dem Ausland flössen ebenfalls wertvolle Gelder. Der Antimarkismus und die Hoffnungen auf ein starkes Deutschland als Bollwerk gegen den Bolschewismus reichten als Motiv für solche Spenden oft schon aus. Die neuen Büros des *Völkischen Beobachter* wurden mit tschechischen Kronen bezahlt.¹²⁸ Eine wichtige Verbindung zu Schweizer Geldern stellte Dr. Emil Gausser her, ein Berliner Apotheker und langjähriger NS-Anhänger, der ein Geschenk rechtsgerichteter Schweizer Wohltäter in Höhe von 33'000 Franken einfädelt.¹²⁹ Weitere Schweizer Spenden flössen nach einem Besuch Hitlers in Zürich im Sommer 1923.¹³⁰ Und im Lande des «Erbfeindes» Frankreich leiteten rechte Kreise 90'000 Goldmark über Hauptmann Karl Mayr, Hitlers ersten Gönner, weiter und über ihn an die «Vaterländischen Verbände». Es ist anzunehmen, dass auch die NSDAP zu den Nutzniessern gehörte. Abgesehen von Geldspenden achtete Röhm darauf, dass die SA ebenso wie andere paramilitärische Organisationen aus seinem geheimen Arsenal eine gute Ausstattung und Waffen erhielt.¹³¹ Unabhängig von der finanziellen Unterstützung wäre ein bewaffneter Putsch ohne den Zugriff auf Röhm's Bestände kaum möglich gewesen.

Im November 1922 kursierten bereits Gerüchte, dass Hitler einen Putsch plane.¹³² Im Januar 1923 nahm das Gerede von einem Hitler-Putsch im explosiven Klima nach dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet an Intensität zu.¹³³ Die Krise, ohne die Hitler ein Nichts gewesen wäre, verschärfte sich von Tag zu Tag. In ihrem Kielwasser wuchs die NS-Bewegung rapide. Zwischen Februar und November 1923 traten 35'000 neue Mitglieder ein, so dass die Partei am Vorabend des Putsches rund 55'000 Gefolgsleute zählte. Die Neulinge kamen aus allen Gesellschaftsschichten. Rund ein Drittel waren Arbeiter, ein Zehntel oder mehr stammte aus dem oberen Mittelstand oder der Gruppe der Freiberufler, aber mehr als die Hälfte waren Handwerker, Handlungsgehilfen und Bauern aus dem unteren Mittelstand.¹³⁴ Die meisten traten der Partei aus Protest, Zorn und Verbitterung bei, während sich die wirtschaftliche und politische Krise verschärfte. Das gleiche galt für die Tausenden, die in die SA strömten. Mit dem Versprechen konkreter Aktionen hatte Hitler ihre Unterstützung gewonnen. Die Opfer des Krieges sollten gesühnt werden. Man werde die Revolution rückgängig

machen.¹³⁵ Die Neigung, «aufs Ganze zu gehen», gehörte nicht nur zu Hitlers Charaktereigenschaften, sie war Wesenszug seiner Führerschaft, seiner politischen Ziele und der Partei. Aber Hitler konnte die Abfolge der Ereignisse des Jahres 1923 weder kontrollieren, noch spielte er vor dem 8. November die Hauptrolle, denn ohne die Bereitschaft einflussreicher Männer und Organisationen, einen Putsch gegen Berlin in Erwägung zu ziehen, hätte Hitler niemals eine Bühne für seine katastrophalen Auftritte gehabt. Seine eigene Rolle, seine Aktionen und Reaktionen müssen in diesem Licht gesehen werden.

V

Beinahe wäre Hitlers Propagandafeldzug gegen die Regierung wirkungslos geblieben – als die Franzosen das Ruhrgebiet besetzten und so die nationale Einheit erweckt wurde. Denn zumindest bei dieser Gelegenheit schien die Reichsregierung standhaft und mit Unterstützung breiter Bevölkerungsschichten gehandelt zu haben.

Die Bitte der Regierung unter Reichskanzler Wilhelm Cuno um ein zweijähriges Moratorium auf Reparationszahlungen war Ende Dezember 1922 bei einer Konferenz in Paris von den Regierungschefs der Alliierten abgelehnt worden. Deutschland war mit seinen Zahlungen in Rückstand, denn von 200'000 Meter Telegraphenmasten waren erst 65'000 Meter geliefert, und es fehlten Kohlenlieferungen im Gegenwert von 24 Millionen Goldmark. Verglichen mit den bereits gezahlten Zahlungen von 1,48 Milliarden Goldmark war es eine geringe Summe. Doch 135'000 Meter Telegraphenmasten genügten, um Franzosen und Belgier zwecks Sicherung der Kohlelieferungen ihre Truppen am 11. Januar 1923 ins Ruhrgebiet einmarschieren zu lassen. Deutschland wurde von einer Welle nationalen Zorns erfasst, die alle sozialen und politischen Schranken überwand. Man gründete eine «nationale Einheitsfront», die von den Sozialdemokraten bis zu den Deutschnationalen reichte.¹³⁶ Es bestand nur geringe Hoffnung auf die Dauerhaftigkeit dieser Einheit, die an den «Burgfrieden» von 1914 erinnerte, aber sie war unmittelbarer Ausdruck der Stimmung im ganzen Land. Am 13. Januar proklamierte die Reichsregierung eine Kampagne des «passiven Widerstandes» gegen die Besetzung des Ruhrgebiets. Der 14. Januar sollte in ganz Deutschland als Tag der Trauer begangen werden. Als französische Soldaten, möglicherweise von deutschen Nationalisten

provoziert, am 31. März 1923 in Essen auf die Arbeiter bei Krupp schossen und dabei 13 Menschen töteten und 41 verwundeten, war das der schlimmste von zahlreichen Zusammenstößen, die eine bereits angespannte Situation zusätzlich verschärften.¹³⁷ Daher war der Politik des «passiven Widerstandes» die weitreichende Unterstützung durch die Öffentlichkeit gewiss. Radikalen Nationalisten ging sie jedoch nicht weit genug. Die aufgelösten Freikorps traten, mit heimlicher Hilfe der Reichswehr, erneut in Aktion. In der besetzten Zone kam es wiederum mit Unterstützung der Armee zu Sabotageakten.¹³⁸

Ausmass und Vehemenz des Widerstandes gegen die Besetzung des Ruhrgebiets stellten gleichwohl für die Nationalsozialisten ein Problem dar, denn die Proteste der Bevölkerung drohten der Partei den Wind aus den Segeln zu nehmen. Angriffe auf eine Regierung in Berlin, die sich gegen die Besetzung des Ruhrgebiets engagierte, konnten nicht mit grossem Beifall rechnen.¹³⁹ Doch Hitler meinte ungerührt, von der französischen Besatzung profitieren zu können.¹⁴⁰ Dafür ging er, wie üblich, in die propagandistische Offensive.

Am Tag des Einmarsches der Franzosen sprach Hitler im vollbesetzten Zirkus Krone zum Thema: «Nieder mit den Novemberverbrechern». Den Ausdruck «Novemberverbrecher» hatte er schon einmal zur Beschreibung der sozialdemokratischen Revolutionäre von 1918 benutzt, doch fortan führte er ihn immerzu im Mund.¹⁴¹ Er zeigte den Standpunkt an, den Hitler in der Ruhrgebietsfrage vertreten werde. Der wahre Feind stand im Innern. «Die deutsche Wiedergeburt nach aussen ist erst dann möglich, wenn die Verbrecher zur Verantwortung gezogen und ihrem gerechten Schicksal überliefert werden»¹⁴², erklärte er. Marxismus, Demokratie, Parlamentarismus, Internationalismus und natürlich, hinter allen stehend, die Macht der Juden seien die Schuldigen für die Wehrlosigkeit der Nation, die es Frankreich erlaube, Deutschland wie eine Kolonie zu behandeln.¹⁴³ Mit verächtlichen Worten bedachte Hitler die neuproklamierte «nationale Einheit». Er kündigte den Ausschluss aller Parteimitglieder an, die sich der Besatzung aktiv widersetzen.¹⁴⁴ Vorübergehend herrschte Erstaunen unter den eigenen Anhängern, doch die Taktik ging auf.

Die Propaganda-Offensive wurde in Vorbereitung auf den ersten Reichsparteitag der NSDAP, der vom 27. bis 29. Januar 1923 in München stattfinden sollte, intensiviert. Es kam zur Konfrontation mit der bayerischen Regierung, die angesichts der Putschgerüchte am 26. Januar über München den Ausnahmezustand verhängte, zugleich aber zu

schwach war, das beabsichtigte Verbot des Parteitages durchzusetzen.¹⁴⁵

Hitler schäumte vor Wut, als er vom Verbot des Parteitages hörte. Wie üblich gab es für ihn keine Rückzugsmöglichkeit. Er versprach die Durchführung der Veranstaltung trotz des Verbots und drohte mit Störungen der öffentlichen Ordnung und auch mit Blutvergiessen. Er sei bereit, wie er etwas melodramatisch erklärte, falls die Regierung den Schiessbefehl erteile, sich in die erste Reihe zu stellen.¹⁴⁶ Es bedurfte der Vermittlung Röhm's, um ihn wieder zu beruhigen und ein konstruktiveres Vorgehen vorzuschlagen. Erneut kam die Reichswehr Hitler zu Hilfe. Röhm überredete Epp, auf General Otto Hermann von Lossow, den Kommandeur der 7. in Bayern stationierten Reichswehrdivision einzuwirken, damit er für Hitler Partei ergreife. Röhm erhielt die Order, Hitler zu einer Audienz mit Lossow zu bringen. Hitler versprach die friedliche Durchführung des Parteitages und gab sein «Ehrenwort», dass es keinen Putschversuch geben werde. Dann eilten Hitler und Röhm zu Kahr, seinerzeit Regierungspräsident von Oberbayern, der ebenfalls seine Unterstützung anbot wie auch Polizeipräsident Eduard Nortz. Hitler bekam die Erlaubnis zur Durchführung der geplanten zwölf Massenveranstaltungen – zu denen er an einem einzigen Abend sprach – und der theatralischen Fahnenweihe der SA-Standarten auf dem Marsfeld, einem grossen Exerzierplatz in der Nähe der Münchner Innenstadt, die am 28. Januar mit 6'000 uniformierten SA-Männern stattfinden sollte.¹⁴⁷ Hätte die Partei weniger hochrangige Freunde besessen und wäre die Regierung standhaft geblieben, dann hätte das Verbot des Parteitags, wie Ernst Röhm erkannte, Hitlers Prestige einen schweren Schlag versetzt.¹⁴⁸ Nach Lage der Dinge feierte er dank der bayerischen Behörden einen weiteren Propaganda-Triumph.

Auf dem Parteitag konnte Hitler den Massen seiner Anhänger erneut selbstbewusst entgegentreten, seines Erfolges gewiss. Die ganze Veranstaltung war als eine rituelle Reverenz an den «Führer der deutschen Freiheitsbewegung» angelegt.¹⁴⁹ Der Führerkult, bewusst konzipiert, um grösstmöglichen Zusammenhalt innerhalb der Partei zu stiften, begann zu wirken. In einem Zeitungsbericht heisst es, Hitler sei, als er den Festsaal des Hofbräuhauses zu einer der zwölf Ansprachen am Abend des 27. Januar 1923 betrat, «wie ein Heiland bejubelt» worden.¹⁵⁰ In der fiebrigen Atmosphäre des Löwenbräukellers wurde er am selben Abend auf ähnliche Weise wie ein «Held» begrüsst, als er absichtlich verspätet

den Saal betrat, abgeschirmt von seinem Leibwächter, den Arm zum Gruss ausgestreckt. Die Geste war wahrscheinlich den italienischen Faschisten abgeschaut, die sie wiederum dem kaiserlichen Rom verdankten, und wurde bis 1926 in der «Bewegung» zum Standard.¹⁵¹ Hitler sei nicht wiederzuerkennen gewesen, bemerkte Karl Alexander von Müller, verglichen mit dem zurückhaltenden Menschen, dem er bei privaten Zusammenkünften begegnet sei.¹⁵²

Hitlers beinahe ausschliessliche Konzentration auf die Propaganda stand im Gegensatz zu Röhm's Position, dessen Akzentuierung der paramilitärischen Aktivitäten für Hitlers Autorität eine latente Bedrohung war.¹⁵³ Anfang Februar, direkt nach dem Bruch mit Pittinger, gründete Röhm eine Arbeitsgemeinschaft der Vaterländischen Kampfverbände, die neben der SA den Bund Oberland, die Reichsflagge, den Wikingbund und den Kampfverband Niederbayern umfasste.¹⁵⁴ Die unmittelbare militärische Kontrolle lag in den Händen des pensionierten Oberstleutnants Hermann Kriebel, der zuvor Stabsleiter der bayerischen Einwohnerwehr und der Organisation Escherich (oder Orgesch) gewesen war.¹⁵⁵ Die Ausbildung dieser Formationen übernahm die Reichswehr – nicht um sie bei der Abwehr des weiteren Vormarsches der Franzosen und Belgier einzusetzen, die Bedrohung hatte inzwischen eindeutig nachgelassen, sondern offensichtlich für den Konfliktfall mit Berlin.¹⁵⁶ Innerhalb dieses Dachverbandes war die SA weder die grösste paramilitärische Gruppierung, noch zeichnete sie sich durch besondere Merkmale aus.¹⁵⁷ In einer rein militärischen Organisation spielte sie eine untergeordnete Rolle.¹⁵⁸

Die Umwandlung der SA in eine paramilitärische Organisation, die jetzt weder Hitlers direkter noch seiner alleinigen Kontrolle unterlag, behagte ihm nicht.¹⁵⁹ Doch er konnte nichts daran ändern. Von Röhm wurde Hitler allerdings in den Vordergrund der politischen Führerschaft der Arbeitsgemeinschaft gedrängt¹⁶⁰, und Röhm hatte ihn gebeten, die politischen Ziele der Arbeitsgemeinschaft zu definieren. Jetzt verkehrte Hitler wirklich in hochrangigen Kreisen. Anfang 1923 stellte Röhm die Verbindung mit dem Chef der Heeresleitung der Reichswehr, General Hans von Seeckt, her, der aber von dem Münchner Demagogen ganz unbeeindruckt blieb und nicht bereit war, dem Drängen Hitlers auf radikale Aktionen im Konflikt um das Ruhrgebiet nachzugeben.¹⁶¹ Röhm bestand auch gegenüber Lossow, dem neuen Kommandeur der bayerischen Reichswehr, darauf, dass Hitlers Bewegung mit ihrer Absicht, die Arbeiter für die nationale Sache zu gewinnen, das beste

Potential biete, um eine «vaterländische Kampffront» aufzubauen und so die November-Revolution umzukehren.¹⁶²

Verbunden mit allen Strängen nationalistisch-paramilitärischer Politik war General Ludendorff, der allgemein als symbolischer Kopf der nationalistischen Rechtsradikalen galt, obwohl er selbst keine Gruppe offen leitete. Der frühere Kriegsheld war im Februar 1919 aus dem schwedischen Exil nach Deutschland zurückgekehrt und hatte sich in München niedergelassen. Ludendorff, der einen radikalen völkischen Nationalismus vertrat, die neue Republik verabscheute und ein prominenter Verfechter der «Dolchstoßlegende» war, hatte sich bisher im Fahrwasser der Alldeutschen bewegt, daher auch im Kapp-Putsch eine Nebenrolle gespielt und ging folgerichtig jetzt eine enge Verbindung mit der konterrevolutionären Rechten ein, der seine Reputation und Stellung eine wertvolle Stütze war. Zum ersten Mal war Ludendorff im Mai 1921 von Rudolf Hess auf Hitler aufmerksam gemacht worden, und seither hatte der Name des Generals Hitler viele Türen geöffnet.¹⁶³

Der Hexenkessel Münchner völkisch-paramilitärischer Politik war der Rahmen, in dem sich nun der berühmte Erste Generalquartiermeister und zwischen 1916 und 1918 de-facto-Diktator und der ehemalige Gefreite begegneten. Doch Hitler konnte seinem ehemaligen Oberbefehlshaber, der in der neuen politischen Szenerie der lärmenden Volksverhetzung unbeholfen agierte, rasch den Rang des führenden Sprechers der Rechtsradikalen ablaufen.

Bei einem Treffen in Berlin am 26. Februar 1923 brachte Ludendorff die Führer der paramilitärischen Organisationen Norddeutschlands mit Hitler und Röhms Sprecher der Arbeitsgemeinschaft, Hauptmann Heiss, dem Anführer der Reichsflagge, zusammen. Da Ludendorff dachte, dass ein Schlag gegen die Franzosen unmittelbar bevorstehe, verlangte er die Unterstützung für Seeckt und die Regierung Cuno. Entgegen seiner öffentlichen Äusserungen erhob Hitler keine Einwände. Nur eine Gruppe, der Jungdeutsche Orden, wies den Vorschlag zurück, die paramilitärischen Organisationen zur Ausbildung der Reichswehr zu unterstellen.¹⁶⁴ Hitler kam im März bitter enttäuscht aus einer vierstündigen Unterredung mit einem unschlüssigen Seeckt, und in einer Audienz bei Lossow, dem Chef der bayerischen Reichswehr, wies er ärgerlich dessen Schlussfolgerung zurück, dass Bayern, wie alle anderen deutschen Länder, seinen eigenen Weg gehen und die Loslösung vom Reich erwägen müsse.¹⁶⁵ Unterdessen führte die Reichswehr, wie von Hitler mit Lossow im Januar vereinbart, die militärische Ausbildung der SA durch.

Gemeinsam mit anderen paramilitärischen Verbänden übergab die SA der Armee die Waffen zur «Mobilmachung» gegen die Franzosen.¹⁶⁶

Die paramilitärische Politik im Frühjahr 1923 war nach der französischen Besetzung des Ruhrgebiets verworren und von Konflikten und Intrigen bestimmt. Doch hauptsächlich dank der Winkelzüge Röhm's hatte Hitler, der Bierkelleragitator, den Sprung in die Arena der Beratungen auf höchster Ebene geschafft, wobei er nicht nur in Bayern, sondern auch im Reich mit den obersten militärischen und paramilitärischen Führern zusammentraf. Zwar spielte er jetzt um die höchsten Einsätze mit, aber die Schritte anderer, mächtigerer Spieler, die alle eine eigene Politik verfolgten, konnte er nicht kontrollieren. Mit unablässiger Agitation mochte es ihm vielleicht zeitweise, aber nicht dauerhaft gelingen, die Bevölkerung zu mobilisieren. Es musste etwas geschehen. Hitlers Ungeduld, seine «Alies-oder-nichts-Haltung», lag nicht nur in seinem Temperament begründet. Vor dem Volksgerichtshof sagte er am 28. Februar 1924, die militärische Ausbildung der SA sei im Frühjahr 1923 «mit dem absoluten Angriffsmotiv» durchgeführt worden:

«Es war (...) eines der Momente, die schliesslich zwangen, zu einer Entscheidung zu kommen, denn es war nicht möglich, die Leute, die Nacht für Nacht und Morgen für Morgen in der Kaserne ausschliesslich mit Kriegsgedanken erfüllt waren, weiter hinzuhalten, denn sie fragten, wann geht's los, wann kommen wir endlich zum Kampfe, um die Bande hinauszuhauen? Von Woche zu Woche konnte man die Leute nicht mehr hinhalten und das war mit einer der Gründe unseres späteren Auswirkens und damit einer der Gründe, die sich eines Tages zwangsläufig auswirken mussten.»¹⁶⁷

Die direkte «Auswirkung» war die nächste Konfrontation mit der bayerischen Regierung am Maifeiertag 1923, die mit einem schweren Gesichtsverlust für Hitler endete. Der Plan der Gewerkschaften, am 1. Mai einen polizeilich genehmigten Marsch der Sozialdemokraten in den Strassen Münchens durchzuführen, galt der nationalistischen Rechten als Provokation ersten Ranges. In der bayerischen Hauptstadt war der Maifeiertag nicht nur für die Linke das Symbol des Sozialismus, sondern die Rechte beging den Tag im Gedenken an die «Befreiung» der Stadt von der verhassten Räterepublik im April 1919. Bei einer Kollision von links und rechts standen also grössere Unruhen bevor. Und die Wahrscheinlichkeit eines solchen Zusammenstosses war gross, zumal in der Stadt bereits grosse Spannung herrschte. Schon am 26. April 1923

hatte es in einem Münchner Bezirk eine Schiesserei zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten mit vier Verletzten gegeben.¹⁶⁸ Zudem hatten die Sozialdemokraten erneut versucht, ein Verbot der Sturmabteilung zu erwirken, wobei der am 24./25. April im Landtag eingebrachte Antrag bei der Abstimmung scheiterte. Vor allem aber wollten die Rechtsradikalen den Kampf. In den Worten von Georg Escherich, dem vormaligen Führer der Einwohnerwehr, heisst es: «Die Rechtsradikalen in München suchen gierig nach jeder Gelegenheit zu ‚Taten‘.»¹⁶⁹

Um die Anspannung seiner Aktivisten zu lösen, schlug Hitler für den Maifeiertag eine nationale Demonstration und einen bewaffneten Angriff auf die «Roten» vor.¹⁷⁰ Zunehmend beunruhigt angesichts womöglich bevorstehender ernster Zwischenfälle, widerrief die Münchner Polizei ihre Genehmigung des Umzugs der Linken und beschränkte sie nurmehr auf die Abhaltung einer begrenzten Demonstration auf der weiträumigen Theresienwiese in Innenstadtnähe. Gerüchte über einen Links-Putsch, die sicherlich von rechts lanciert wurden, dienten den paramilitärischen Einheiten als Vorwand zur «Abwehr».¹⁷¹ Sie forderten «ihre» Waffen aus dem Gewahrsam der Reichswehr zurück. Doch am Nachmittag des 30. April verweigerte Lossow bei einem Treffen mit den Führern der paramilitärischen Gruppierungen die Ausgabe der Waffen, da er Sorge hatte, die *Rechte* werde putschen. Wütend beschuldigte Hitler Lossow des Vertrauensbruchs.¹⁷² Hitler war sich der Sache zu sicher gewesen und konnte nun nichts mehr ausrichten. Und dieses eine Mal blieben die staatlichen Behörden standhaft. Vom ursprünglichen Plan blieb nur noch eine Versammlung von rund 2'000 Paramilitärs, darunter etwa 1'300 Nationalsozialisten, am nächsten Morgen auf dem Oberwiesenfeld im Kasernenkomplex im Münchner Norden, in sicherem Abstand von der Maidemonstration und abgeriegelt durch einen starken Polizeikordon. Zahme Übungen mit Waffen aus Röhm's Arsenal waren kein Ersatz für die geplante Attacke auf die Linke. Nachdem sie seit Tagesanbruch meist tatenlos mit ihren Gewehren vor der Polizei herumgestanden hatten, gaben die Männer gegen zwei Uhr ihre Waffen zurück und folgten denjenigen, die schon vorher gegangen waren. Berichten zufolge gab es einige Zusammenstösse in der Stadt. Bei dem schwersten Vorfall wurde eine Gruppe Arbeiter, die auf dem Heimweg von der linksgerichteten Demonstration waren, von SA-Männern, die gerade das Oberwiesenfeld verliessen, zusammengeschlagen. Die Polizei griff nicht ein.¹⁷³ Verglichen mit dem möglichen Blutbad waren die Vorkommnisse unbedeutend.

Die Maikundgebung auf der Theresienwiese mit 25'000 Teilnehmern war schon um die Mittagszeit ohne Zwischenfälle zu Ende gegangen. Die meisten Besucher hatten sich für den Nachmittag bereits zu den Maifeiern im Hirschgarten, einem grossen Biergarten etwa vier oder fünf Kilometer westlich des Stadtzentrums, begeben. Besucht von schätzungsweise 30'000 Sozialdemokraten, verliefen auch sie ohne Zwischenfall.¹⁷⁴ Im vollbesetzten Zirkus Krone machte Hitler abends aus der Not eine Tugend und verkündete unter riesigem Beifall, der Tag sei ein spezieller Feiertag, da er zu einer Allianz der Nationalsozialisten mit den Freischaren Oberland, dem Bund Blücher, der Reichsflagge und dem Wikingbund geführt habe. Ansonsten musste er auf die üblichen Angriffe auf Juden, Sozialisten und die Internationale ausweichen und appellierte einem Polizeibericht zufolge, indem er das Judentum als «Rassetuberkulose der Völker» anprangerte, in einer derart antisemitischen Tirade an die niedersten Instinkte der Massen, dass er eine Pogromstimmung entfachte.¹⁷⁵ So reagierte Hitler auf einen Rückschlag, doch ausser den NS-Fanatikern erlagen nur wenige der Täuschung. Die meisten erkannten, dass die Ereignisse des Maifeiertags Hitler und seine Gefolgsleute in Verlegenheit gebracht hatten. Der württembergische Botschafter berichtete die häufig geäusserte Meinung, dass Hitlers Stern nun untergehen werde.¹⁷⁶

Der bayerische Ministerpräsident Eugen von Knilling hatte im April gesagt, «der Feind sei links, die Gefahr rechts».¹⁷⁷ Die Bemerkung war stellvertretend für den hoffnungslosen Versuch der BVP-geführten Regierung, in der Krise einen mittleren Kurs zu steuern. Ihr schwacher und schwankender Standpunkt beruhte, wie aus Knillings Kommentar ersichtlich, auf der Notwendigkeit, die Gefahr eines Rechts-Putsches abzuwenden, und zugleich auf einer tiefsitzenden Angst vor den Linken – sogar vor den gemässigten Mehrheitssozialdemokraten. Nach den Ereignissen vom 1. Mai hätte die Regierung wissen müssen, dass sie Hitler schlagen konnte, wenn sie standhaft und entschlossen handelte. Doch um diese Zeit hatte die bayerische Regierung seit langem jede Möglichkeit einer Zusammenarbeit mit den demokratischen Kräften der Linken ausgeschlossen, mit der Reichsregierung lag sie ständig im Streit, und über ihre Armeeführer übte sie keine wirkungsvolle Kontrolle aus, vielmehr machten diese ihre eigene Politik. Kein Wunder, dass alle die bayerische Regierung nach Belieben hin und her schoben. Ausserstande, das Problem der Rechtsradikalen anzugehen, weil ihr letztlich sowohl der Wille als auch die Macht dazu fehlten, liess sie der Hitlerbewegung

den Raum, um sich vom kurzzeitigen Rückschlag des 1. Mai zu erholen.¹⁷⁸

Aus den Ereignissen des Maifeiertags lernte Hitler vor allem eines: Ohne die Reichswehr war er machtlos. Als der Parteitag im Januar zunächst verboten wurde und dann doch stattfinden durfte, hatte Lossows Genehmigung Hitler vor dem drohenden Prestigeverlust bewahrt. Am Maifeiertag hatte Lossows Weigerung Hitlers geplanten Propaganda-Triumph verhindert. Ohne Betätigungsfelder für seine Propaganda wäre Hitler der Grundlage seiner Wirkung beraubt worden. Doch die bayerische Reichswehr blieb im Verlauf des Jahres 1923 weitgehend eine Variable in der Gleichung der bayerischen Politik. Und die teils entgegenkommende, teils schwankende Haltung der bayerischen Behörden gegenüber den Rechtsradikalen – gespeist von scharfem Antisozialismus und dem Antagonismus gegenüber Berlin – sorgte dafür, dass die Ereignisse vom 1. Mai dem Schwung von Hitlers Bewegung nicht allzuviel anhaben konnten.¹⁷⁹ Hitler hätte sogar bis zu zwei Jahren ganz aus dem Verkehr gezogen werden können, hätte man ihn wegen Landfriedensbruchs am Maifeiertag angeklagt. Doch der bayerische Justizminister Franz Gürtner achtete darauf, dass die Nachforschungen nie zu einer formellen Anklage führten. Nachdem Hitler gedroht hatte, Einzelheiten über die konspirative Mitwirkung der Reichswehr bei Ausbildung und Bewaffnung der paramilitärischen Formationen zur Vorbereitung eines Kriegs gegen Frankreich zu enthüllen, wurde die Sache fallengelassen.¹⁸⁰

Hitler wiederum setzte seine Agitation gegen die «Novemberebrecher» im Sommer 1923 pausenlos fort. Da die Feindschaft gegen Berlin die ansonsten miteinander rivalisierenden Gruppierungen der Rechten nach wie vor einte, fand er mit seinen ans In- und Ausland gerichteten Hasstiraden und Racheforderungen weiterhin viel Publikum.¹⁸¹ Er allein war in der Lage, den riesigen Zirkus Krone zu füllen. Zwischen Mai und Anfang August sprach er dort bei fünf überfüllten Versammlungen und auf weiteren zehn Parteiveranstaltungen andernorts in Bayern.¹⁸² Die Beziehungen zu den bayerischen Behörden blieben, trotz deren Toleranz gegenüber der NSDAP, unvermindert angespannt. Anders als die Führer einiger paramilitärischer Organisationen lehnte Hitler den Einsatz der SA als Hilfspolizei ab. Damit hätte er seine Handlungsfreiheit im Verhältnis zum bayerischen Staat eingeschränkt.¹⁸³ Beim Deutschen Turnfest kam es am 14. Juli 1923 in München zu gewalttätigen Zusammenstößen zwischen der SA und der Polizei, als

die NS-Formationen beim Verlassen der Veranstaltung im Zirkus Krone den polizeilichen Befehl missachteten, keine Parteifahnen zu tragen.¹⁸⁴ Derartige Konfrontationen – und die von der NS-Führung gestreuten Gerüchte über Morddrohungen gegen Hitler – erfüllten ihren Zweck, die NSDAP und ihren Führer im Gespräch zu halten. «Eine Partei, die auf Aktivismus eingestellt sei und der so viele Abenteurer angehörten, müsse an Zugkraft verlieren, wenn sie nicht binnen einer gewissen Zeit zur Aktion komme», so umschrieb es der württembergische Botschafter in München am 30. August 1923.¹⁸⁶ Aber allein konnte Hitler nicht handeln. Vor allem war er auf die Unterstützung der Reichswehr, aber auch auf die Kooperation der anderen paramilitärischen Organisationen angewiesen. Doch auf dem Gebiet der paramilitärischen Politik waren ihm die Hände gebunden. Zwar strömten im Sommer weiterhin neue Mitglieder in die SA¹⁸⁷, aber nach den peinlichen Ereignissen vom 1. Mai stand Hitler eine Zeitlang nicht im Vordergrund, zog sich sogar Ende des Monats mit Dietrich Eckart kurzzeitig in ein kleines Berchtesgadener Hotel zurück.¹⁸⁸ Unter den Mitgliedern der verschiedenen Gruppierungen der Vaterländischen Verbände galt Ludendorff, nicht Hitler als Symbol des «nationalen Kampfes». In diesem Forum zählte Hitler lediglich zur Gruppe der Sprecher. Bei Meinungsverschiedenheiten musste auch er sich Ludendorffs Autorität beugen.¹⁸⁹

Der frühere Weltkriegsheld trat am «Deutschen Tag» von Nürnberg am 1./2. September 1923 anlässlich einer gewaltigen Kundgebung – die Polizei schätzte 100'000 Teilnehmer – ins Rampenlicht, als nationalstische paramilitärische Verbände und Veteranenvereinigungen zum Jahrestag des deutschen Sieges über Frankreich bei der Schlacht von Sedan im September 1870 zusammenkamen.¹⁹⁰ Die Reichsflagge und Nationalsozialisten waren besonders zahlreich vertreten.¹⁹¹ Durch dieses Propagandaspektakel konnte Hitler als wirkungsvollster Redner den Schaden, den sein Ruf im Mai erlitten hatte, wieder beheben. Bei dem zweistündigen Vorbeimarsch der Formationen stand er gemeinsam mit General Ludendorff, Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und dem militärischen Kommandeur der Vaterländischen Verbände, Oberstleutnant Kriebel, auf dem Podium.¹⁹²

Das Ergebnis des «Deutschen Tages» war die Vereinigung der NSDAP mit dem Bund Oberland und der Reichsflagge im neugegründeten Deutschen Kampfbund. Während Hermann Kriebel die militärische Führung übernahm, bekam Hitlers Mann Max Erwin von Scheubner-Richter den Posten des Geschäftsführers.¹⁹³ Drei Wochen später wurde

Hitler dank der Winkelzüge Röhm, der die Zustimmung der Führer der anderen paramilitärischen Organisationen erwirkt hatte, die «politische Führung» des Kampfbundes übertragen.¹⁹⁴

Was dies in der Praxis bedeuten sollte, blieb unklar. Ein Diktator war Hitler innerhalb der Dachorganisation keinesfalls, und insoweit konkrete Vorstellungen über einen künftigen Diktator im «kommenden Deutschland» existierten, hatte man diese Position Ludendorff vorbehalten.¹⁹⁵ Für Hitler bedeutete der Ausdruck «politische Führung» offenbar die Unterordnung der paramilitärischen Politik unter den Aufbau einer revolutionären Massenbewegung mit Hilfe nationalistischer Propaganda und Agitation. Aber für die Führer der Formationen – das heisst für Profis wie Röhm und Kriebel – zählte noch immer «der Primat des Soldaten» vor dem Politiker. Hitler galt als eine Art «politischer Instrukteur».¹⁹⁶ Wie kein anderer putschte er die Gefühle der Massen auf. Doch darüber hinaus besass er keine klare Vorstellung von den Mechanismen der «Machtergreifung». Dafür bedurfte es kühlerer Köpfe.

Ein «Aktionsprogramm» des Kampfbundes, das Scheubner-Richter am 24. September 1923 entwarf, stellte klar, dass die «nationale Revolution» in Bayern der Gewinnung von Armee und Polizei, den Stützen der Macht im Staate, folgen und nicht vorausgehen müsse. Scheubner-Richter zog den Schluss, es sei notwendig, die Polizei auf formalrechtlich korrekte Weise zu übernehmen, indem man den Führern des Kampfbundes das bayerische Ministerium des Innern und die Münchner Polizei übergebe.¹⁹⁷ Hitler wusste wie seine Partner im Kampfbund, dass ein Putschversuch gegen den erklärten Widerstand der Kräfte in Militär und Polizei in Bayern nur geringe Erfolgsaussichten besass.¹⁹⁸ Doch wie immer ging er auch jetzt mit einer Propaganda-Offensive gegen die bayerische Regierung auf Konfrontationskurs. Seine Position im Kampfbund stellte nun sicher, dass der Druck zu handeln – sogar ohne klare strategische Vorstellungen über die praktischen Schritte auf dem Weg zur Macht – nicht nachlassen würde.

VI

Krisen waren Hitlers Elixier, und gerade als er die politische Führung des Kampfbundes übernahm, steuerte die Krise des Reiches auf ihren Höhepunkt zu. Durch die sich verschlechternden Umstände in Deutschland, besonders auch in Bayern, als zum Herbst hin die Währung auf

Grund des «passiven Widerstandes» gegen die Franzosen zusammenbrach, gewann Hitlers Agitation zusätzliche Anziehungskraft.

Als Gustav Stresemann, der DVP-Vorsitzende – früher glühender Monarchist und Vertreter der Annexionspolitik im Krieg und nun pragmatischer Republikaner –, am 13. August die Nachfolge Cunos als Reichskanzler antrat und zugleich das Aussenministerium übernahm, war bereits klar, dass die wankende Republik den passiven Widerstand einstellen musste. Die Kapitulation vor den Franzosen war unausweichlich geworden, denn das Land war bankrott, seine Währung ruiniert. Die Inflation hatte schwindelerregende Höhen erreicht. Während am Vorabend des Ersten Weltkriegs vier Mark zwanzig einem Dollar entsprochen hatten, waren es im Januar 1923 17'972 Mark, im August 4'620'455 Mark, im September 98'860'000 Mark, im Oktober 25'260'280'000 Mark und am 15. November 4'200'000'000'000 Mark. Mitte September kostete ein Kilogramm Butter 168'000'000 Mark. Am Tag des Putsches bezahlten Mitglieder der NS-Partei 5'000'000 Mark für den *Völkischen Beobachter*.¹⁹⁹

Schieber und Spekulanten hatten Hochkonjunktur, doch die materiellen Folgen für die einfachen Menschen waren ebenso verheerend wie die psychologischen Folgewirkungen unabsehbar. Ersparnisse eines ganzen Lebens, Versicherungspolice oder feste Gehalts- und Pensionszahlungen verloren in wenigen Stunden ihren Wert. Die Arbeiter hatte es anfänglich weniger hart getroffen, denn im Bestreben, soziale Unruhen zu vermeiden, einigten sich die Unternehmer mit den Gewerkschaften, die Löhne an die Lebenshaltungskosten zu koppeln. Dessen ungeachtet war es kein Wunder, dass die massive Unzufriedenheit zur verschärften Radikalisierung am rechten und linken Rand des politischen Spektrums führte. Von den Kommunisten ausgelöste Streiks erschütterten im Sommer das Land. Der Eintritt der Sozialdemokraten in Stresemanns «Grosse Koalition» – für Nationalisten, besonders in Bayern, nur eine weitere Provokation – übte zeitweilig eine beruhigende Wirkung auf die Arbeiterklasse aus, die trotz der Radikalisierung grösstenteils loyal zur SPD stand. Die Kommunisten planten in Überschätzung der eigenen Stärke und ihres Potentials bewaffnete Aufstände in Thüringen und Sachsen, nachdem sie legal in die Regierungen dieser Länder eingetreten waren. In Hamburg, wo die örtliche KPD «aktionshungrig» und darauf aus war, zum Mittelpunkt der deutschen Revolution zu werden, fand zwischen dem 23. und 26. Oktober 1923 tatsächlich eine kurzlebige Erhebung statt, die sich hauptsächlich in Angriffen

auf Polizeireviere äusserte und blutig endete: Den Kämpfen fielen 24 Kommunisten und 17 Polizisten zum Opfer.²⁰⁰

In Mitteldeutschland war bis Ende Oktober jegliche Gefahr einer kommunistischen Erhebung von der Reichswehr unterdrückt worden, im Auftrage der Regierung, die hier einen Eifer zeigte, den sie gegenüber den Rechtsextremen nicht an den Tag legte.²⁰¹ Die thüringische Regierung gab nach, und die kommunistischen Minister verliessen das Kabinett. In Sachsen, wo die Staatsregierung die Auflösung der paramilitärischen Einheiten ablehnte, war eine Demonstration der Stärke erforderlich. Als die Truppen in einer sächsischen Stadt das Feuer auf die Demonstranten eröffneten, töteten sie 23 Personen und verwundeten 31. Auch in anderen Städten kam es zu Schiessereien, und schliesslich wurde die gewählte Regierung, angeblich mit vorgehaltener Waffe, zum Rücktritt gezwungen.²⁰² Die angebliche Bedrohung von links hatte sich bei der ersten regierungsamtlichen Demonstration der Stärke in Luft aufgelöst. Das Scheitern des von der KPD geplanten «deutschen Oktober» hinderte die Rechtsextremen vor allem in Bayern nicht daran, die «rote Bedrohung» in Mitteldeutschland weiterhin als Vorwand für den Plan eines «Marsches auf Berlin» zu nutzen.

Auf das Ende des passiven Widerstandes am 26. September reagierte Bayern mit der Verhängung des Ausnahmezustandes und der Ernennung Gustav Ritter von Kahr zum Staatskommissar mit nahezu diktatorischen Befugnissen. Knilling hoffte, Hitler den Wind aus den Segeln zu nehmen, indem er mit Kahr dem sogenannten starken Mann in Bayern die Verantwortung übergab.²⁰³ Die Reaktion der NSDAP deutete darauf hin, dass die Partei Kahrs Ernennung in Wirklichkeit als Schlag gegen die eigenen Hoffnungen auf die «Machtergreifung» empfand.²⁰⁴ Die Reichsregierung erklärte ihrerseits einen allgemeinen Ausnahmezustand und gewährte der Reichswehr ausserordentliche Befugnisse. Eine der ersten Handlungen Kahrs war – inmitten erneut kursierender Putschgerüchte – das Verbot der 14 Versammlungen, welche die NSDAP für den Abend des 27. September geplant hatte. Hitler raste vor Wut.²⁰⁵ Er fühlte sich durch das Manöver der Ernennung Kahrs übergangen, wusste er doch, dass der bayerische Staatschef nicht der Führer einer nationalen Revolution war. Nun griff Hitler sowohl die Reichsregierung, nicht wegen des passiven Widerstandes, sondern wegen seiner «verräterischen» Beendigung, als auch den neuen Staatskommissar Kahr an.²⁰⁶

Die auf Kahrs Ernennung folgenden Wochen waren erfüllt von Rän-

ken, Intrigen und einer bis zum Siedepunkt steigenden Spannung. Die Stimmung in der Bevölkerung war Polizeiberichten zufolge erwartungsvoll. Wie im ganzen Land herrschten in Bayern bedrückende Zustände. «Arbeitslosigkeit und Hunger stehen wie drohende Gespenster vor vielen Türen», hiess es in der zweiten Augushälfte in einem Bericht aus Schwaben.²⁰⁷ Einer Meldung aus Franken sind Hinweise auf den Grad des Elends zu entnehmen: Schwarzbrot kostete eine Milliarde Mark das Pfund; die Erwerbslosigkeit stieg rapide; der Industrie fehlten die Aufträge; viele Menschen hatten nichts zu essen; die Regierung konnte sogar die eigenen Mitarbeiter nicht mehr bezahlen.²⁰⁸ In Oberbayern sei die Stimmung vergleichbar mit der im November 1918 und April 1919.²⁰⁹ Auch der Hass auf Fremde, Profitjäger und die Regierenden nehme in der Region zu.²¹⁰ Im September meldete die Münchner Polizei eine sich verschlechternde Stimmung. Der Ausweg werde in irgendeiner Aktion gesucht. Dennoch waren die politischen Versammlungen, wohl auf Grund der hohen Eintritts- und Bierpreise, nicht gut besucht. Nur die Nationalsozialisten füllten nach wie vor die Säle.²¹¹ Während die Gerüchte über einen bevorstehenden Putsch weiter umgingen, herrschte das Gefühl, dass bald etwas passieren müsse.²¹²

Hitler stand unter dem Druck zu handeln. Wilhelm Brückner, der Führer des Münchner SA-Regiments, teilte ihm mit: «Es kommt der Tag, da kann ich die Leute nicht mehr halten. Wenn jetzt nichts geschieht, dann petzen die Leute weg.»²¹³ Scheubner-Richter äusserte sich ähnlich: «Um die Leute Zusammenhalten zu können, müsse man endlich etwas unternehmen, sonst würden die Leute nach links radikalisiert werden.»²¹⁴ Hitler benutzte Anlang November gegenüber Oberst Hans Ritter von Seisser, dem Chef des Landespolizeiamtes, fast den gleichen Wortlaut: «Die wirtschaftliche Not treibt unsere Leute, so dass wir handeln müssen, oder unsere Kreise schwenken zu den Kommunisten ab.»²¹⁵ Auf ähnliche Weise argumentierte er im Rückblick bei seiner ersten Vernehmung in Landsberg nach dem gescheiterten Putsch:

«Die Leute des Kampfbundes hätten gedrängt, sie hätten sie nicht mehr halten lassen; man habe ihnen so lange eine Aktion in Aussicht gestellt und sie so lange ausgebildet, dass sie schliesslich auch etwas wirklich Greifbares hätten sehen wollen. (...)

Es sei auch kein Geld mehr dagewesen, die Leute seien unzufrieden geworden, es hätte die Gefahr bestanden, dass der Kampfbund auseinanderfalle.»²¹⁶

Hitler wollte die Entscheidung so rasch wie möglich erzwingen. Die günstigen Umstände der umfassenden Staatskrise würden nicht ewig andauern, die Begeisterung würde verfliegen und sein eigenes Prestige schwinden, wenn er nichts wagte oder die Bewegung wie am 1. Mai erneut eine Abfuhr bekäme. Hitler war entschlossen, sich von Kahr nicht ausmanövrieren zu lassen.

Die entscheidenden Karten hielt er allerdings nicht in der Hand. Kahr und die beiden anderen Mitglieder des Triumvirats, das praktisch über Bayern herrschte, der Chef des Landespolizeiamtes Seisser und Reichswehrkommandeur von Lossow, verfolgten ihre eigenen Ziele, die sich in wichtigen Details von denen der Kampfbund-Führung unterschieden. Bei ausgedehnten Verhandlungen mit norddeutschen Kontaktmännern versuchte das Triumvirat den ganzen Oktober über, eine auf einem Direktorium gegründete nationalistische Diktatur in Berlin einzusetzen, die mit oder ohne Kahr, bestimmt aber ohne Ludendorff oder Hitler gedacht war und auf der Unterstützung durch die Reichswehr basierte. Demgegenüber wollte die Kampfbund-Führung ein Direktorium in München, das, auf Ludendorff und Hitler konzentriert, ohne Kahr auskommen und Berlin mit Gewalt nehmen werde. Während Lossow davon ausging, dass das Militär gegen die Berliner Regierung vorgehen werde, nahm der Kampfbund an, es werde eine paramilitärische Operation mit dem Rückhalt der Reichswehr sein. Falls notwendig, erklärte der militärische Führer des Kampfbundes, Oberstleutnant Kriebel, werde der Kampfbund allen Versuchen der bayerischen Regierung widerstehen, mit Waffengewalt gegen die Vaterländischen Verbände vorzugehen. Hitler tat sein Bestes, um Lossow und Seisser zu gewinnen, und hielt letzterem am 24. Oktober einen vierstündigen Vortrag über seine Ziele. Er vermochte keinen zu überreden, die eigene Streitmacht in die Waagschale des Kampfbundes zu werfen, obwohl die Haltung Lossows, der nominell für die Aufrechterhaltung der Ordnung in Bayern verantwortlich war, unklar und schwankend blieb.²¹⁷

Bei einem Treffen mit paramilitärischen Führern, das Lossow am 24. Oktober einberufen hatte, sprach er sich – vermutlich Mussolinis «Marsch auf Rom» im Kopf – für einen «Marsch auf Berlin» und die Ausrufung einer nationalen Diktatur aus.²¹⁸ In Wirklichkeit spielten Lossow und Seisser auf Zeit, indem sie dem Kampfbund zum Schein ihre bedingte Unterstützung anboten, ihre Position aber unverändert liessen.²¹⁹ Ende Oktober war die Kluft zwischen dem Triumvirat und dem Kampfbund noch genauso gross wie zu Monatsbeginn.²²⁰ Nur war die

Atmosphäre noch aufgeheizter. Die bayerischen Behörden hielten das Risiko eines Hitler-Putsches für besonders gross und befürchteten, dass desillusionierte Anhänger Kahrs zu ihm umschwenken könnten, er die Regierung in München übernehmen und sofort zum «Marsch auf Berlin» aufbrechen würde.²²¹ Das war keine Überreaktion der Behörden, denn es gab Andeutungen, dass der Kampfbund vorhabe, am 4. November zu handeln, wenn in München in Anwesenheit ziviler und militärischer Würdenträger die Einweihung des Kriegerdenkmals stattfinden würde.²²² Sofern es solche Pläne tatsächlich gegeben hat, wurde das Unternehmen rasch abgeblasen.²²³

Anfang November erhielt Seisser den Auftrag, in Berlin für das Triumvirat mit einer Reihe von wichtigen Kontaktmännern, vor allem mit Seeckt, zu verhandeln. Bei dem Treffen am 3. November stellte der Chef der Reichswehr klar, er werde nichts gegen die rechtmässige Regierung in Berlin unternehmen.²²⁴ Damit hatten sich alle Pläne des Triumvirats bereits zerschlagen. Bei einem entscheidenden Gespräch mit den Führern der Vaterländischen Verbände, darunter auch Kriebel vom Kampfbund, warnte Kahr drei Tage später in München die Vaterländischen Verbände, das heisst den Kampfbund, vor eigenmächtigen Aktionen. Jeder Versuch, in Berlin eine nationale Regierung einzusetzen, habe gemeinsam und nach vorbereiteten Plänen zu erfolgen. Lossow erklärte, er sei mit einer Rechtsdiktatur einverstanden, wenn die Erfolgchancen 51 Prozent betrügen, aber auf einen schlechtgeplanten Putsch lasse er sich nicht ein. Seisser untermauerte ebenfalls seine Unterstützung für Kahr und die Bereitschaft zur gewaltsamen Niederschlagung eines Putsches.²²⁵ Keine Frage, das Triumvirat wollte gegen Berlin nichts unternehmen.

Lossow behauptete später, er habe Hitler gesagt, dass er noch zwei oder drei Wochen warten solle, bis die übrigen Bezirkskommandeure gewonnen seien. Dann könnte man den Staatsstreich versuchen.²²⁶ Doch Hitler entglitt allmählich die Kontrolle. Er war nicht bereit, noch länger zu warten und dabei möglicherweise die Initiative zu verlieren. Am Abend des 6. November traf er sich – als unmittelbare Reaktion auf die Versammlung, auf der Kahr in Abwesenheit Hitlers gesprochen hatte – mit Kriebel, dem militärischen Führer des Kampfbundes, und Dr. Friedrich Weber, dem Führer des Bundes Oberland, um den Versuch zu erörtern, Kahr zur Aufgabe seines Widerstandes gegen den Kampfbund zu bewegen, den er seit Anfang November gezeigt hatte. Weber wurde beauftragt, Ludendorff um die Vermittlung einer Unterredung

zwischen Hitler und Kahr zu bitten. Am 7. November liess Kahr verlauten, er wolle Hitler am 8. November weder tagsüber noch abends nach der Versammlung im Bürgerbräukeller treffen, bei der der Generalstaatskommissar eine Rede halten würde.²²⁷ Nun war zwar so klar wie zuvor, dass ein Putsch nur mit Unterstützung von Polizei und Armee Erfolg haben würde, aber wie die Verhandlungen mit Kahr auch ausgingen, Hitler war entschlossen, nicht länger zu zögern.

Bei einer weiteren Begegnung am Abend des 6. November mit Scheubner-Richter, Theodor von der Pfordten, Mitglied des Obersten Bayerischen Landesgerichts und in NS-Kreisen eine nur vage erkennbare Figur vor dem Putsch, und wahrscheinlich anderen Beratern, beschloss Hitler zu handeln, eher in der Hoffnung als in der Gewissheit, das Triumvirat zur Unterstützung des Coups zu zwingen.²²⁸

Die Entscheidung loszuschlagen wurde am nächsten Tag, dem 7. November, bei einem Treffen mit Kampfbund-Führern bestätigt. Ludendorff leugnete seine Teilnahme später, aber abgesehen von der Kampfbund-Führung – Hitler, Weber, Kriebel, Scheubner-Richter und Göring – war er die einzige in alle geplanten Vorgänge eingeweihte Person.²²⁹ Hitler bestand darauf, die Anzahl der Mitwisser auf ein Minimum zu beschränken. In den verabredeten Plänen hatten die Besetzung der Kommunikationseinrichtungen und die Übernahme der Polizeireviere und Rathäuser in den wichtigen bayerischen Städten Priorität. Führer der Kommunisten, Sozialisten und Gewerkschaften seien zu verhaften.²³⁰ Kriebel schlug die Nacht vom 10. auf den 11. November vor. Die Regierungsmitglieder würden in ihren Betten verhaftet werden, und das Triumvirat müsse die in der nationalen Regierung für sie vorgesehenen Ämter übernehmen.²³¹ Die anderen wiesen den Vorschlag zurück, was offenbar mit den Schwierigkeiten zusammenhing, die eine Verhaftung aller Regierungsmitglieder bot. Stattdessen nahm die Versammlung nach längerem Hin und Her Hitlers Alternativplan an. Man einigte sich darauf, den Schlag am nächsten Tag, dem 8. November, durchzuführen, wenn alle prominenten Münchner Politiker im Bürgerbräukeller versammelt seien, um eine Ansprache Kahrs zum fünften Jahrestag der November-Revolution zu hören. Die kurzfristig anberaumte Versammlung empfand die Kampfbund-Führung als Bedrohung, umso mehr als Kahr es abgelehnt hatte, sich vorher mit Hitler zu treffen. Auf jeden Fall sah sie die Veranstaltung als Versuch, Kahrs Position zu stärken und die Macht des Kampfbundes zu schwächen. Ob dessen Führer glaubten, Kahr wolle den Bruch mit den Nationalisten besiegeln, indem er die

Rückkehr zur bayerischen Monarchie verkündete, ist nicht sicher. Wahrscheinlich machten sie sich mehr Sorgen darum, dass Kahr zur «Aktion» gegen Berlin ohne die Beteiligung des Kampfbundes anstiften könne – dies um so mehr, als Hitler Lossows Bemerkung vom 24. Oktober kannte, wonach der «Marsch auf Berlin» zur Errichtung einer nationalen Diktatur spätestens in 14 Tagen stattfinden werde.²³² Zweifellos sah sich Hitler durch Kahrs Versammlung zum Handeln gedrängt. Wenn der Kampfbund die «nationale Revolution» anführen wolle, dann müsse er sofort auf eigene Initiative handeln.²³³ Viele Jahre später meinte Hitler dazu: «Als damals unsere gegnerische Seite beabsichtigte, um den 12. November herum eine Revolution, und zwar eine bajuvarische, auszurufen (...). Da setzte ich den Entschluss, vier Tage zuvor loszuschlagen.»²³⁴

Spätabends am 7. November diskutierte Hitler die Pläne mit seinen SA-Führern und sagte seinem Leibwächter, Ulrich Graf, als sie gingen: «Graf, morgen abends um 8.00 Uhr geht's los!»²³⁵ Gegen ein Uhr morgens kehrte er in seine Wohnung an der Thierschstrasse zurück. Ungefähr elf Stunden später kam er im langen Regenmantel und mit der Pferdepeitsche aufgeregt in Rosenbergs Büro und hielt nach Göring Ausschau. Hanfstaengl und Rosenberg diskutierten gerade die nächste Ausgabe des *Völkischen Beobachters*. Hitler sagte ihnen, «der Moment zum Handeln ist gekommen», verpflichtete sie zu Stillschweigen und beorderte sie für den Abend in den Bürgerbräukeller an seine Seite. Sie sollten Pistolen mitbringen.²³⁶ Hess hatte bereits am Morgen von den Plänen erfahren. Auch Pöhner war ins Bild gesetzt worden.²³⁷ Andere Vertraute Hitlers wie Hoffmann wussten nichts.²³⁸ Drexler, Gründer und Ehrenvorsitzender der NSDAP, machte sich am frühen Abend nach Freising auf, wo er gemeinsam mit Hitler als Redner aufzutreten gedachte, als er Amann und Esser über den Weg lief und erfuhr, dass er nicht nach Freising zu fahren bräuchte, die Versammlung sei abgesagt worden.²³⁹

Vor den etwa 3'000 Zuhörern im vollbesetzten Bürgerbräukeller hatte Kahr etwa dreissig Minuten seiner vorbereiteten Rede aus dem Manuskript vorgetragen, als gegen 20 Uhr 30 am Eingang Unruhe aufkam. Kahr brach seine Rede ab. Eine Gruppe Männer mit Stahlhelmen erschien. Hitlers Sturmabteilung war eingetroffen. Ein schweres Maschinengewehr wurde in den Saal geschoben.²⁴⁰ Die Menschen stiegen auf die Stühle, um zu sehen, was geschah, als Hitler durch den Saal vorrückte, die Pistole an die Decke gerichtet, begleitet von zwei bewaffneten Leibwächtern. Hitler kletterte auf einen Stuhl, doch ausserstande,

sich bei dem Tumult verständlich zu machen, schoss er mit seiner Browning an die Decke.²⁴¹ Dann verkündete er, dass die nationale Revolution ausgebrochen und der Saal von 600 bewaffneten Männern umstellt sei. Wenn nicht sofort Ruhe eintrete, werde ein Maschinengewehr auf die Galerie gebracht.²⁴² Die bayerische Regierung sei abgesetzt, eine provisorische Reichsregierung werde gebildet. Mittlerweile war es etwa 20 Uhr 45. Hitler befahl Kahr, Lossow und Seisser, ihn in den Nebenraum zu begleiten, er garantiere ihre Sicherheit, und nach einigem Zögern folgten sie.²⁴³ Im Saal ging es unterdessen drunter und drüber, doch schliesslich gelang es Göring, sich verständlich zu machen. Er sagte, die Aktion richte sich weder gegen Kahr noch gegen die Armee oder die Polizei. Die Leute sollten die Ruhe bewahren und sitzen bleiben. «Sie haben ja Ihr Bier!» fügte er hinzu.²⁴⁴ Das beruhigte die Lage etwas.

Im Nebenraum verkündete Hitler, während er mit seiner Pistole herumfuchtelte, ohne seine Erlaubnis dürfe niemand gehen. Er erklärte die Bildung einer neuen Reichsregierung mit ihm an der Spitze. Ludendorff übernehme die nationale Armee, Lossow das Amt des Reichswehrministers und Seisser das Polizeiministerium, Kahr sei zum Landesverweser in Bayern und Pöhner zum Ministerpräsidenten mit «diktatorischen Vollmachten» ernannt. Hitler räumte ein, natürlich sei die Sache schwierig, aber es müsse sein: Er sei gezwungen, dem Triumvirat das Handeln zu erleichtern. Sollte die Sache schiefgehen, habe er vier Schüsse in seiner Pistole, drei für seine Mitarbeiter, die letzte Kugel für sich selbst.²⁴⁵

Hitler kehrte unter erneutem Tumult etwa zehn Minuten später in den Saal zurück. Er wiederholte Görings Zusicherungen, dass die Aktion nicht gegen die Polizei und die Reichswehr gehe, sondern «lediglich gegen die Berliner Judenregierung und die Novemberverbrecher von 1918». Er stellte seine Vorschläge für neue Regierungen in Berlin und München vor und erwähnte dabei Ludendorff jetzt als «Führer und Chef mit diktatorischer Gewalt der Deutschen Nationalarmee».²⁴⁶ Dem überfüllten Saal teilte er mit, die Dinge dauerten länger, als er vorhergesagt habe. «Draussen sind (...): Kahr, Lossow, Seisser», erklärte er. «Bitter schwer wird ihnen der Entschluss. Sind Sie einverstanden mit dieser Lösung der deutschen Frage?» Als die Menge ihr Einverständnis zurückbrüllte, verkündete Hitler mit seinem Sinn für Theatralik: «Der Morgen findet entweder in Deutschland eine deutsche nationale Revolution oder uns tot.»²⁴⁷ Am Ende seiner kurzen Ansprache – «ein rednerisches Meisterstück» nach Meinung Karl Alexander von Müllers,

der Augenzeuge war – hatte Hitler die Anwesenden im Saal für sich gewonnen.²⁴⁸

Etwa eine Stunde nach Hitlers Ankunft kehrten er und Ludendorff, der in vollem Ornat der Armee mittlerweile eingetroffen war, gemeinsam mit dem Triumvirat auf das Podium zurück. Kahr, gelassen, das Gesicht wie eine Maske, sprach zuerst, verkündete unter tumultuösem Beifall, er habe zugestimmt, Bayern als Regent für die Monarchie zu dienen.²⁴⁹ Hitler, dessen euphorischer Gesichtsausdruck an kindliche Freude erinnerte, erklärte, er werde die Politik der neuen Reichsregierung lenken, und ergriff warmherzig Kahrs Hand. Ludendorff, todernst, sprach als nächster, erwähnte, wie sehr ihn die ganze Sache überrasche. Lossow mit etwas undurchsichtiger Miene und Seisser, der aufgeregteste der ganzen Gruppe, wurden von Hitler ans Rednerpult gedrängt. Schliesslich versprach Pöhner, mit Kahr zu kooperieren. Hitler schüttelte dem ganzen Ensemble erneut die Hände.²⁵⁰ Fraglos war er der Star der Show. Es war sein Abend.

Danach jedoch ging so ziemlich alles schief. Die hastig improvisierte Planung, die hektische Eile nach nur einem Tag Vorbereitung, nachdem Hitler ungeduldig darauf gedrängt hatte, den Putsch auf den Abend der Versammlung im Bürgerbräukeller vorzuverlegen, verlangten nun ihren Tribut und bestimmten den chaotischen Verlauf der nächtlichen Ereignisse. Vor der Räumung des Saales liessen sich, nachdem Hess eine Namensliste vorgelesen hatte, die er von Hitler erhielt, die anwesenden Regierungsmitglieder widerstandslos verhaften.

Die Nachricht von einem erfolgreichen Staatsstreich erreichte auch die Versammlung im Löwenbräukeller auf der anderen Seite des Stadtzentrums, wo Esser und Röhm vor Kampfbundtruppen sprachen. Im Saal herrschte Siegestaumel. Doch draussen lief es nicht ganz so glatt. Röhm gelang zwar die Einnahme des Hauptquartiers der Reichswehr, doch versäumte er, die Telephonzentrale zu besetzen, womit er es Lossow gestattete, den Transport loyaler Truppen aus nahe gelegenen Städten und Ortschaften nach München zu befehlen. Auch Frick und Pöhner übernahmen anfänglich erfolgreich die Kontrolle über das Polizeipräsidium. Anderswo verschlechterte sich die Situation zusehends. Die Putschisten scheiterten, hauptsächlich auf Grund eigener Desorganisation, mit dem Versuch, Kasernen und Regierungsgebäude unter Kontrolle zu bekommen.²⁵¹ Die frühen (Teil-)Erfolge kehrten sich grösstenteils rasch wieder ins Gegenteil. Weder die Armee noch die Staatspolizei schlossen sich den Putschisten an.

Im Bürgerbräukeller beging Hitler unterdessen seinen ersten Fehler. Als Berichte über die Schwierigkeiten der Putschisten an der Pionierkaserne einliefen, beschloss er, selbst hinzufahren und persönlich einzugreifen, ein vergebliches Unterfangen. Ludendorff blieb als Verantwortlicher im Bürgerbräukeller und liess Kahr, Lossow und Seisser im Vertrauen auf das Wort eines Offiziers und Ehrenmannes gehen. Sie konnten dann in Freiheit alle Versprechen widerrufen, die Hitler ihnen unter Druck abgepresst hatte.²⁵²

Ein Besucher, der in einem Hotel in der Münchner Innenstadt übernachtete, erinnerte sich an Störungen bis in die frühen Morgenstunden, als Banden junger Männer in Hochstimmung durch die Strassen marschierten, überzeugt, dass die bayerische Revolution erfolgreich verlaufen sei.²⁵³ An den Wänden klebten Plakate, die Hitler als Reichskanzler ausriefen – das erste Mal, dass diese Bezeichnung für ihn verwendet wurde.²⁵⁴ Es war überraschend, doch vor allem ein Anzeichen der unkoordinierten und chaotischen Organisation des Putsches, dass Hitler diese Proklamation der «nationalen Diktatur» bis zum 9. November hinausgeschoben hatte.²⁵⁵ Irgendwann vor Mitternacht übergab er Julius Streicher die Verantwortung für Organisation und Propaganda der Partei – vermutlich, weil er davon ausging, alle Hände voll zu tun zu haben, sofern alles nach Plan verlaufe.²⁵⁶ In Wirklichkeit war der unglückselige Versuch, den Staat unter Kontrolle zu bekommen, bereits um Mitternacht gescheitert, obwohl die Putschisten selbst es noch nicht erkannt hatten.

Spätabends konnten Kahr, Lossow und Seisser den staatlichen Behörden versichern, dass sie den Putsch niedergeschlagen hatten. Alle deutschen Radiosender wurden von Lossow um 2 Uhr 55 informiert.²⁵⁷ In den frühen Morgenstunden wurde auch den Putschisten klar, dass Triumvirat, Reichswehr und Staatspolizei gegen den Coup standen.²⁵⁸ Um fünf Uhr morgens versicherte Hitler noch immer, er sei zum Kampf entschlossen und bereit, für die Sache zu sterben – ein Zeichen dafür, dass auch er jedes Zutrauen in den Erfolg des Putsches verloren hatte.²⁵⁹ Kurz zuvor, auf dem Rückweg vom Wehrkreiskommando zum Bürgerbräukeller, hatte er Ulrich Graf gesagt, «dass es sehr ernst für uns stehe».²⁶⁰

Schon als er feststellte, dass Ludendorff Kahr, Lossow und Seisser hatte gehen lassen, habe er, wie er später sagte, gespürt, dass die Sache verloren war.²⁶¹ Die Stimmung im Bierkeller war mutlos. Die Wolke schalen Tabakqualms hing über Hunderten, die teilnahmslos an den Tischen verharrten oder müde ausgestreckt auf den Stühlen lagen, die sie

zusammengeschoben hatten.²⁶² Die Brötchenberge und Hektoliter Bier, die einen Gutteil der Rechnung über 11'347'000 Mark ausmachten, die der NS-Partei schliesslich geschickt wurde, waren inzwischen grösstenteils verzehrt und getrunken.²⁶³ Und noch immer kamen keine Befehle. Keiner wusste, was geschah.

Die Führer des Putsches wussten zu der Zeit selbst nicht genau, was sie als nächstes tun sollten. Diskutierend sassen sie herum, während sich die Regierungskräfte neu gruppierten. Es gab keine Rückzugsposition. Hitler war genauso ahnungslos wie die anderen. Weit davon entfernt, die Situation zu beherrschen, griff er verzweifelt nach dem letzten Strohalm und erwog sogar, nach Berchtesgaden zu fahren, um Prinz Rupprecht zu gewinnen, der bekanntermassen den Putschisten feindlich gesinnt war.²⁶⁴ Kriebel trat für einen in Rosenheim koordinierten bewaffneten Widerstand ein. Ludendorff meinte, er sei nicht mit von der Partie, wenn die Sache auf einer Landstrasse im Matsch ende. Auch Hitler favorisierte den bewaffneten Widerstand, unterbreitete jedoch kaum praktische Vorschläge, und mitten in der Rede wurde ihm von Ludendorff das Wort abgeschnitten. Stundenlang erhielten die Truppen der Putschisten in der Stadt keine Befehle von ihren Führern.²⁶⁵ Als der eiskalte Morgen dämmerte, begannen deprimierte Truppen den Bürgerbräukeller ungeordnet zu verlassen.²⁶⁶ Um ungefähr acht Uhr schickte Hitler einige SA-Männer zur Druckerei, um dort Bündel mit 50 Milliardenmarkscheinen für die Bezahlung der Truppen zu beschlagnahmen.²⁶⁷ Das war mehr oder weniger die einzige praktische Aktion, während der Putsch rasch zusammenzubrechen begann.

Erst im Laufe des Vormittags kamen Hitler und Ludendorff auf die Idee eines Demonstrationzuges durch die Stadt. Offenbar ging der Vorschlag von Ludendorff aus.²⁶⁸ Wie vorauszusehen, war das Ziel wirr und unklar.

«In München, Nürnberg, Bayreuth wäre ein unermesslicher Jubel, eine ungeheure Begeisterung wäre im Deutschen Reiche ausgebrochen», bemerkte Hitler am 28. Februar 1924 vor dem Volksgerichtshof in München,

«und wenn die erste Division der deutschen Nationalarmee den letzten Quadratmeter bayerischen Bodens verlassen hätte und zum erstenmal auf thüringisches Land übergetreten wäre, so hätten wir es erlebt, dass das Volk dort aufgebubelt hätte. Die Leute hätte erkennen müssen, das deutsche Elend hat ein Ende, die Erlösung konnte nur kommen durch eine Erhebung.»²⁶⁹

Hitler hatte die vage Hoffnung, der Marsch könne die Begeisterung des Volkes für den Putsch wecken, und daraufhin werde die Armee angesichts der Leidenschaft der mobilisierten Masse und der Aussicht, auf den Kriegshelden Ludendorff schiessen zu müssen, ihre Meinung ändern.²⁷⁰ Der zunehmende Beifall der Massen und die Unterstützung der Armee würden dann den Weg für einen triumphalen «Marsch auf Berlin» ebnen.²⁷¹ Hitlers illusionärer Plan war bloss Symbolpolitik, gespeist von Pessimismus und Verzweiflung. Die Wirklichkeit holte die Putschisten rasch ein.

Um die Mittagszeit brach eine Kolonne von rund 2'000 Mann – darunter viele wie Hitler bewaffnet – am Bürgerbräukeller auf. Mit schussbereiten Pistolen standen sie einem kleinen Polizeikordon an der Ludwigsbrücke gegenüber und fegten ihn unter Drohungen beiseite, zogen durch das Isartor und das Tal hinauf zum Marienplatz im Herzen der Stadt, bevor sie beschlossen, zum Kriegsministerium zu marschieren. Gruppen rufender und winkender Anhänger auf den Gehsteigen feuerten sie an. Manche dachten, sie erlebten gerade die Ankunft der neuen Regierung.²⁷² Doch die Putschisten sahen auch, dass viele der Plakate, welche die nationale Revolution ausriefen, bereits abgerissen oder mit neuen Anweisungen des regierenden Triumvirats überklebt worden waren. Am Morgen hatten einige Zuschauer schon begonnen, sich über den Putsch lustig zu machen. «Hat es die Mutti erlaubt, dass ihr mit so gefährlichen Dingen hier auf offener Strasse spielt?» hatte ein Arbeiter wissen wollen, als Hans Franks Einheit mit Maschinengewehren unweit des Bürgerbräukellers Position bezogen hatte.²⁷³ Die Teilnehmer des Marsches wussten, dass die Sache verloren war. Einer bemerkte gar, das Ganze sei ein «Leichenzug».²⁷⁴

Am oberen Ende der Residenzstrasse, als die Marschierer zum Odeonsplatz an die Feldherrnhalle kamen, begleitet von vereinzelt «Heil»-Rufen, während sie versuchten, sich durch das Absingen des «Sturm-Liedes» mit einer Melodie von Dietrich Eckart bei Laune zu halten, trafen sie auf den zweiten, grösseren Polizeikordon. «Da kommens, Heil Hitler!» schrie ein Zuschauer auf.²⁷⁵ Dann ertönten Schüsse. Wer zuerst geschossen hat, wurde nie ganz geklärt, aber es war vermutlich einer der Putschisten.²⁷⁶ Danach folgte ein wilder, fast haibminütiger Schusswechsel. Als das Feuer eingestellt wurde, lagen 14 Putschisten und vier Polizisten tot am Boden.²⁷⁷

Unter den Toten war einer der Initiatoren des Putsches, Max Erwin von Scheubner-Richter, der in vorderster Linie mitmarschiert war, Arm

in Arm mit Hitler und unmittelbar hinter den Standartenträgern. Hätte die Kugel, die Scheubner-Richter tötete, 30 Zentimeter weiter rechts getroffen, wäre die Weltgeschichte anders verlaufen. Nach Lage der Dinge ist Hitler entweder ausgewichen oder wurde von Scheubner-Richter zu Boden gerissen.²⁷⁸ Auf jeden Fall renkte er sich seine linke Schulter aus.²⁷⁹ Göring hatte einen Beinschuss erhalten. Er und eine Reihe weiterer führender Putschisten konnten über die österreichische Grenze fliehen.²⁸⁰ Einige, darunter Streicher, Frick, Pöhner, Amann und Röhm, wurden sofort verhaftet. Ludendorff, der die Schiesserei unversehr überstanden hatte, stellte sich aus freien Stücken und wurde auf sein Ehrenwort als Offizier wieder freigelassen.²⁸¹

Hitler wurde von Dr. Walter Schultze behandelt, dem Chef der Ambulanz der Münchner SA, der ihn in seinen in der Nähe geparkten Wagen schob und mit hoher Geschwindigkeit den Tatort verliess. Hitler gelangte schliesslich in Hanfstaengls Haus in Uffing südlich von München, wo ihn die Polizei am Abend des 11. November aufspürte und verhaftete.²⁸² Dort – Ernst Hanfstaengl selbst war nach Österreich geflohen – verfasste Hitler das erste seiner «politischen Testamente», übergab Rosenberg den Parteivorsitz und ernannte Amann zu dessen Stellvertreter.²⁸³ Laut Hanfstaengls später verfasstem Bericht, der auf Aussagen seiner Frau beruhte, sei Hitler bei der Ankunft in Uffing verzweifelt gewesen.²⁸⁴ Doch für Geschichten, die später kursierten, dass er vom Selbstmord abgehalten werden musste, fehlen die sicheren Belege.²⁸⁵ Er war deprimiert, aber gelassen, in einen weissen Bademantel gekleidet, seinen verletzten linken Arm in einer Schlinge, als die Polizei eintraf, um ihn zum Gefängnis in der alten Festung von Landsberg am Lech zu eskortieren, einer Kleinstadt etwa 60 Kilometer westlich von München. Neununddreissig Wachmänner standen bereit, um ihn an seiner neuen Wohnstätte zu begrüßen. Graf Arco, der den bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner im Februar 1919 ermordet hatte, musste die geräumige Zelle Nr. 7 verlassen und dem neuen, hochrangigen Gefangenen Platz machen.²⁸⁶

In München und an anderen Orten in Bayern verpuffte der Putsch ebenso rasch, wie er begonnen hatte. Zwar sympathisierte ein Gutteil der Münchner Bevölkerung mit den Putschisten, was hier und andernorts zu anfänglichen Demonstrationen gegen den «Verrat» Kahrs führte²⁸⁷, aber das Abenteuer war vorüber. Hitler war erledigt oder hätte es wenigstens sein sollen. Robert Murphy, amerikanischer Konsularbeamter in München, vermutete, Hitler werde seine Strafe absitzen und

dann aus Deutschland ausgewiesen werden.²⁸⁸ Stefan Zweig bemerkte später: «In diesem Jahr 1923 verschwanden die Hakenkreuze, die Sturmtrupps, und der Name Adolf Hitlers fiel beinahe in Vergessenheit zurück. Niemand dachte mehr an ihn als einen möglichen Machtfaktor.»²⁸⁹

VII

Wie der Höhepunkt eines akuten Fieberanfalls war die Krise vorübergegangen und dann rasch abgeflaut. Die nächsten Monate brachten mit der Einführung der Rentenmark die Stabilisierung der Währung, durch den Dawes-Plan – benannt nach dem amerikanischen Bankier Charles G. Dawes, dem Vorsitzenden des Komitees, das 1924 ein provisorisches Rahmenwerk für die schrittweise Zahlung der Reparationen erarbeitete, die auf niedriger Höhe beginnen und mit ausländischen Krediten an Deutschland verbunden werden sollten – die Rentenmark brachte die Klärung der Reparationenfrage und den Beginn einer politisch stabileren Epoche, die das Ende der Nachkriegswirren markierte und bis zu den erneuten wirtschaftlichen Turbulenzen Ende der zwanziger Jahre anhielt. Hitler sass im Gefängnis, die NSDAP war verboten, und die völkische Bewegung war in ihre Bestandteile zersplittert. Die rechtsextremistische Bedrohung hatte ihre unmittelbare Durchschlagskraft verloren.

Die Sympathien für die Rechtsradikalen verschwanden dennoch keineswegs. Mit 33 Prozent errang der Völkische Block, die grösste Gruppierung in der nun zersplitterten völkischen Bewegung, bei den Landtagswahlen am 6. April 1924 in München einen höheren Stimmenanteil als Sozialdemokraten und Kommunisten zusammengenommen.²⁹⁰ Bei der Reichstagswahl am 4. Mai sah es kaum anders aus. Der Völkische Block gewann 28,5 Prozent der Stimmen in München, insgesamt 17 Prozent im Wahlbezirk Oberbayern und Schwaben und 20,8 Prozent in Franken.²⁹¹ Deutschland erholte sich, die Rechte blieb zerstritten, und so kehrten die Wähler der völkischen Bewegung den Rücken. Bei der zweiten Reichstagswahl von 1924, 14 Tage vor Hitlers Entlassung aus Landsberg, war der Stimmenanteil des Völkischen Blocks auf einen Restbestand von 7,5 Prozent in Franken, 4,8 Prozent in Oberbayern/Schwaben und 3,0 Prozent in Niederbayern geschwunden, verglichen mit 10,2 Prozent sieben Monate zuvor.²⁹²

Bayern war trotz aller angestammten und fortdauernden Besonderheiten nicht mehr der Hexenkessel aufständischer Rechtsradikaler, der es zwischen 1920 und 1923 gewesen war. Die paramilitärischen Organisationen hatten sich in der Konfrontation mit den rechtmässigen Kräften des Staates die Zähne ausgebissen. Es wurde deutlich, dass sie ohne die Unterstützung der Armee kaum mehr waren als Papiertiger. Nach dem Putsch erfolgte die Auflösung der Organisationen des Kampfbundes, die Beschlagnahmung der Waffen der Vaterländischen Verbände, das Verbot der Abhaltung militärischer Übungen und der Befehl zur weitgehenden Einschränkung ihrer Aktivitäten.²⁹³ Das von der bayerischen Regierung zur Bändigung der wilderen und noch weiter rechts stehenden nationalistischen Paramilitärs eingesetzte rechte Triumvirat verlor durch den Putsch an Macht und Glaubwürdigkeit. Anfang 1924 wurden Kahr, Lossow und Seisser aus ihren Ämtern entfernt.²⁹⁴ Nach dem Ende des Generalstaatskommissariats kehrte mit der konventionellen Regierung unter einem neuen Ministerpräsidenten, Dr. Heinrich Held – der führende Politiker der BVP, der Partei des katholischen Establishments in Bayern –, auch eine gewisse Ruhe in die bayerische Politik zurück.

Die Kräfte, die Hitler zu seinem Start in der Politik verholfen und ihn zu einer Schlüsselfigur der bayerischen Rechten gemacht hatten, entwickelten Pläne zu seiner Rettung, als seine Karriere hätte beendet sein sollen. Der Hitler-Putsch war ja keineswegs nur Hitlers Putsch. Er persönlich hatte für den ungeheuren Druck gesorgt, ohne Verzögerung zu handeln – ein Hinweis auf sein Naturell des «Alles-oder-Nichts», aber ebenso auf die Notwendigkeit, die Dynamik seiner Bewegung nicht ins Leere laufen zu lassen. Die unausgelegene Planung, die dilettantische Improvisation und auch mangelnde Sorgfalt im Detail trugen den Stempel von Hitlers charakteristischem Impuls, zu handeln, ohne die Folgen klar durchdacht oder eine Rückzugsposition festgelegt zu haben.

Doch Hitler hätte die Durchführung des Putsches unmöglich beeinflussen können, wenn nicht Mitglieder der bayerischen Regierung und der Armeeführung wie auch der verschiedenen rivalisierenden Fraktionen der paramilitärischen Organisationen die Idee eines Schlages gegen Berlin vor den Ereignissen im November 1923 über Monate hinweg am Leben gehalten hätten. Ohne die dogmatische Anti-Berlin-Haltung der herrschenden Gruppen in Bayern, die schrille antidemokratische, antisozialistische und antipreuussische Empfindungen verknüpfte, um ansonsten miteinander verfeindete Kräfte auf das allgemeine Ziel einer Kon-

terrevolution hin zu einen, hätte Hitlers Alles-oder-nichts-Spiel im Bürgerbräukeller nicht stattfinden können.

Die bayerische Reichswehr hatte insgeheim massiv zur Ausbildung und Vorbereitung der Kräfte beigetragen, die den Putschversuch unternahmen. Selbst hochrangige Persönlichkeiten waren in den Staatsstreich verstrickt, denn was auch immer Kahr, Lossow und Seisser später zu ihrer Verteidigung aussagten, sie hatten sich ihre Hände schmutzig gemacht, während der Kriegsheld General Ludendorff dem Unternehmen als geistige Galionsfigur gedient hatte. Es gab deshalb genügend Gründe, bei dem Prozess, der den Anführern des Putsches vom 16. Februar bis zum 27. März 1924 in München gemacht wurde – die Urteile ergingen vier Tage später am 1. April –, allein Hitler ins Scheinwerferlicht zu schieben.²⁹⁵ Doch er spielte die ihm zugewiesene Rolle nur zu gern.

Hitlers erste Reaktion auf die Anklage stand ganz im Gegensatz zu seiner späteren triumphalistischen Vorstellung vor Gericht. Anfänglich wollte er die Aussage verweigern und verkündete, er trete in den Hungerstreik. Zu diesem Zeitpunkt sah er alles als verloren an. Dem Gefängnispsychologen zufolge, der allerdings erst viele Jahre danach darüber sprach, hat Hitler gesagt: «Ich habe genug, ich bin fertig, wenn ich einen Revolver hätte, würde ich ihn nehmen.»²⁹⁶ Drexler hat später behauptet, er selbst habe Hitler überredet, die Selbstmordpläne wieder fallenzulassen.²⁹⁷

Bei der Eröffnung der Verhandlung hatte Hitler seine Haltung um 180 Grad gewendet. Im Prozessverlauf konnte er den Gerichtssaal in eine Bühne für seine eigene Propaganda verwandeln, dabei für alle Ereignisse die volle Verantwortung übernehmen und seine Rolle bei dem Versuch, den Staat von Weimar zu stürzen, nicht nur rechtfertigen, sondern sogar verherrlichen. Das lag in nicht geringem Masse daran, dass er gedroht hatte, die Verstrickung Kahrs, Lossows und Seissers in verräterische Umtriebe und insbesondere die Rolle der bayerischen Reichswehr aufzudecken.

Die Art, wie Hitler seinen Prozess ausnutzte, dürfte die bayerischen Behörden kaum überrascht haben. Bereits zwei Tage nach seiner Verhaftung hatte er etwas in der Richtung signalisiert, als ihn Hans Ehard, ein brillanter Anwalt, der nach 1945 bayerischer Ministerpräsident wurde, verhörte. Zuerst hatte Hitler jede Aussage zu dem Putschversuch verweigert. Als Ehard ihm mitteilte, das Schweigen könne seine Internierung und die seiner Mithäftlinge verlängern, habe Hitler erwi-

dert, für ihn stehe mehr auf dem Spiel als für die anderen. «(...) bei ihm handele es sich darum, sein Tun und seine Sendung vor der Geschichte zu rechtfertigen; was das Gericht für eine Stellung einnehme, sei ihm gleichgültig, er spreche dem Gericht jede Befugnis ab, über ihn ein Urteil abzugeben.» Dann stiess er eine verhüllte Drohung aus. Seine Trumpfkarten werde er ohnehin erst im Gerichtssaal ausspielen. Und er werde zahlreiche Zeugen aufrufen und sie erst während des Prozesses benennen, um deren vorherige Benachrichtigung zu verhindern.

Rasch gab Ehard die Idee auf, eine offizielle Aussage Hitlers zu protokollieren. Die mitgebrachte Schreibmaschine liess er wieder entfernen. In einem fünfstündigen Gespräch, bei dem er geduldig Fragen stellte und als Antworten lange politische Reden bekam, gelang es dem feinfühligem Anwalt, Hitler ein wenig zur Offenheit zu bewegen, obwohl er selbst dann vorsichtig und zurückhaltend blieb. Wenn er spreche, fügte Hitler hinzu, werde er die richtigen Worte finden, was ihm nicht gelinge, falls er sie aufschreibe. Aus den Antworten auf Ehards Fragen gehen klare Hinweise auf Hitlers künftiges Verhalten vor Gericht hervor. Er stritt ab, Hochverrat begangen zu haben, da «das Verbrechen vom November 1918» noch ungesühnt sei und die Verfassung, die auf dem «Verbrechen» beruhe, keine Gültigkeit besitze. Wenn man die Verfassung jedoch als rechtmässige Kraft *anerkenne*, dann hätten auch die Absetzung der bayerischen Regierung Hoffmann 1920 oder die Schaffung des Generalstaatskommissariats von Kahrs mit nahezu diktatorischen Vollmachten 1923 als Hochverrat zu gelten. Schliesslich existiere ein höher als das formale Recht einer Verfassung stehendes Naturrecht des Volkes zur Selbstverteidigung gegen die Wünsche eines unfähigen Parlaments.

Nun kam Hitler auf Kahrs, Lossows und Seissers Rolle bei dem Putsch zu sprechen und deutete nachdrücklich kompromittierende Enthüllungen an. Das Triumvirat habe bereitwillig bei seinem, Hitlers, Hochverrat mitgemacht. Er werde beweisen, dass sie die Zustimmung im Bürgerbräukeller nicht nur vorgetäuscht, sondern die volle Absicht gehabt hätten, die Übereinkunft zu verwirklichen und sie nur auf Grund von Überredung und durch Zwang gebrochen hätten, nachdem sie den Bierkeller verlassen hatten. Er habe diese Möglichkeit vorhergesehen und deshalb befohlen, sie nicht gehen zu lassen. Dank Ludendorffs Vertrauen auf das Wort eines Offiziers sei die Freilassung während seiner zeitweiligen Abwesenheit vom Bürgerbräukeller erfolgt – er selbst hätte das niemals erlaubt. Das habe ihn bei seiner Rückkehr in den Bierkeller

bestürzt, und in dem Augenblick habe er gespürt, dass die Sache verloren sei. Doch das Triumvirat habe nicht nur die Aktion vom Abend des 8. November mitgetragen, vielmehr sei die Übereinkunft von jenem Abend gemeinsam mit ihm über Monate hinweg vorbereitet worden. Den «Marsch auf Berlin» hätten sie lange und bis ins Detail diskutiert. Sie seien sich ganz einig gewesen. Sie und er hätten auf die gleichen Ziele hingearbeitet. «Hitler stellt in Aussicht, dass er die ganze Frage der «geheimen Mobilmachung» aufrollen werde», bemerkte Ehard – die Unterstützung und Ausbildung der paramilitärischen Kräfte durch die bayerische Reichswehr als Vorbereitung auf den geplanten Staatsstreich.²⁹⁸

Die herrschenden Kräfte in Bayern versuchten, den Schaden soweit wie möglich zu begrenzen. Zuerst galt es sicherzustellen, dass der Prozess unter bayerischer Gerichtsbarkeit stattfand. Nach formalrechtlichen Gesichtspunkten hätte der Prozess überhaupt nicht in München stattfinden dürfen, sondern vor dem Reichsgericht in Leipzig. Anfänglich gab sogar Hitler dieser Lösung den Vorzug, da er dachte, das bayerische Gericht werde einseitig zugunsten des Triumvirats urteilen. «In Leipzig», meinte er zu Ehard, «würden verschiedene Herren den Gerichtssaal vielleicht noch als Zeugen betreten, verlassen würden sie ihn sicher als Gefangene. In München geschieht das natürlich nicht.»²⁹⁹ Die Reichsregierung gab allerdings dem Druck der bayerischen Regierung nach, der Prozess wurde vor dem Volksgerichtshof in München anberaumat³⁰⁰, und Hitlers anfängliche Befürchtungen stellten sich als unbegründet heraus.

Kahr hatte gehofft, jeglichen Prozess vermeiden zu können, oder zumindest auf ein Pro-forma-Verfahren gesetzt, in dem die Angeklagten auf schuldig plädieren und gleichzeitig aus patriotischen Gründen mildernde Umstände beantragen würden. Zumindest einige der Putschisten stimmten dem nicht zu, deshalb musste dieser Plan wieder fallengelassen werden. Höchstwahrscheinlich hat man den Angeklagten allein deshalb ein mildes Urteil in Aussicht gestellt, weil sie auf einen derartigen Vorschlag gekommen waren.³⁰¹ Hitler sah dem Ausgang inzwischen selbstbewusst entgegen. Einen Trumpf hielt er noch in der Hand. Als Hanfstaengl ihn während des Prozesses in seiner Zelle im Gerichtsgebäude besuchte, zeigte er keine Angst vor dem Urteilsspruch. «Was können sie mir schon tun? Ich brauche nur ein wenig mehr auszu packen, vor allem über Lossow, und der grosse Skandal ist da. Das wissen die Eingeweihten genau.»³⁰² Das und die Haltung des Vorsitzenden

Richters und seiner Kollegen erklärt Hitlers selbstbewusstes Auftreten vor Gericht.

Unter den Mitangeklagten Hitlers waren Ludendorff, Pöhner, Frick, Weber (vom Bund Oberland), Röhm und Kriebel. Die Anklageschrift betonte: «Hitler war die Seele des ganzen Unternehmens.»³⁰³ Der Vorsitzende Richter Georg Neithardt hatte angeblich vor Prozessbeginn gesagt, Ludendorff – «noch das einzige Plus», das Deutschland besitze – werde freigesprochen. Neithardt ersetzte ein ungünstiges Protokoll von Ludendorffs erstem Verhör durch eines, aus dem hervorging, dass er von den Putschvorbereitungen nichts gewusst hatte.³⁰⁴

Inzwischen konnte Hitler im Gerichtssaal tun und lassen, was er wollte. Ein Gerichtsreporter bezeichnete das Verfahren als einen «politischen Karneval». Er verglich die Unterwürfigkeit gegenüber den Angeklagten mit der brüskten Art, mit der man die wegen ihrer Mitwirkung in der Räterepublik zur Verantwortung gezogenen Personen abgefertigt hatte. Nach Hitlers erster Rede hörte er einen der Richter sagen: «Doch ein kolossaler Kerl, dieser Hitler!» Hitler durfte im Anzug auftreten und hatte das Eiserne Kreuz Erster Klasse ans Revers geheftet. Ludendorff, der nicht in Haft sass, traf in einer Luxuslimousine ein.³⁰⁵ Obwohl unter Arrest stehend, durfte Dr. Weber am Sonntagnachmittag einen Spaziergang durch München unternehmen. Das ausserordentlich einseitige Verhalten des Vorsitzenden Richters wurde später sowohl von der Reichsregierung in Berlin als auch der bayerischen Regierung heftig kritisiert, die davon irritiert waren, wie er die Angriffe auf die Reichswehr und die Staatspolizei widerspruchslos hingenommen hatte. Während des Verfahrens brachte man Richter Neithardt unmissverständlich zur Kenntnis, welch «peinlichen Eindruck» es hinterlasse, wenn er es Hitler erlaube, vier Stunden lang zu reden. Er soll nur erwidert haben, es sei unmöglich, dessen Wortschwall zu unterbrechen. Hitler erhielt ebenfalls die Gelegenheit zur ausführlichen Zeugenbefragung, vor allem Kahr, Lossow und Seisser, wobei er häufig in politisch aufgeladene Stellungnahmen abschweifte.³⁰⁶

Bei der Urteilsverkündung am 1. April 1924 wurde Ludendorff wie erwartet freigesprochen, was er als Beleidigung auffasste. Wegen Hochverrats verurteilte das Gericht Hitler – neben Weber, Kriebel und Pöhner – zu einer Haftstrafe von nur fünf Jahren, abzüglich der vier Monate und zwei Wochen, die er bereits in Gewahrsam verbracht hatte, und einer Geldstrafe von 200 Goldmark oder weiteren 20 Tagen Haft. Die anderen Angeklagten kamen mit noch mildereren Strafen

davon.³⁰⁷ Später räumte Hitler ein, die Laienrichter hätten dem Schuldspruch nur unter der Bedingung zugestimmt, dass er die mildeste Strafe erhalte und ihm eine frühe Entlassung in Aussicht gestellt werde.³⁰⁸ Das Gericht erklärte, warum es die Abschiebung Hitlers im Sinne des Gesetzes zum Schutz der Republik ablehnte:

«Hitler ist Deutschösterreicher. Er betrachtet sich als Deutschen. Auf einen Mann, der so deutsch denkt und fühlt wie Hitler, der freiwillig viereinhalb Jahre lang im deutschen Heere Kriegsdienste geleistet, der sich durch hervorragende Tapferkeit vor dem Feinde hohe Kriegsauszeichnungen erworben hat, verwundet und sonst an der Gesundheit beschädigt und vom Militär in die Kontrolle des Bezirkskommandos München I entlassen worden ist, kann nach Auffassung des Gerichtes die Vorschrift des § 9 Absatz II des Republiksschutzgesetzes ihrem Sinn und ihrer Zweckbestimmung nach keine Anwendung finden.»³⁰⁹

Selbst bei den bayerischen Rechtskonservativen riefen das Gerichtsverfahren und die Urteile Erstaunen und Ablehnung hervor.³¹⁰ Juristisch gesehen war das Urteil skandalös. Mit keinem Wort erwähnte die Urteilsbegründung die vier Polizisten, die von den Putschisten erschossen worden waren; der Raub von 14 605 Billionen Mark Papiergeld, im Gegenwert von 28'000 Goldmark, wurde stark heruntergespielt; die Zerstörung der Büros der SPD-Zeitung *Münchener Post* und die Geiselnahme einiger sozialdemokratischer Ratsherren legten die Richter nicht Hitler zur Last; und mit keinem Wort gingen sie auf den Text einer neuen Verfassung ein, den die Polizisten in der Hosentasche des toten Putschisten von der Pfordten gefunden hatten.³¹¹ Auch ist der Urteilsbegründung kein Hinweis darauf zu entnehmen, dass Hitler noch der Bewährungsfrist unterlag, die der Richter im Januar 1922 bei dem Verfahren wegen Landfriedensbruchs über ihn verhängt hatte. Rechtlich hatte er keinen Anspruch auf eine weitere Bewährungsfrist.³¹² In jenem ersten Hitler-Prozess hatte der gleiche Richter amtiert, der jetzt als Vorsitzender den Hochverratsprozess im Jahre 1924 leitete: Georg Neithardt, ein Sympathisant der Nationalisten.³¹³

Hitler kehrte zum Antritt seiner leichten Strafe nach Landsberg zurück, wo er unter Bedingungen inhaftiert war, die eher einem Hotel als einem Gefängnis glichen. Die Fenster des grossen, bequem eingerichteten Zimmers im ersten Stock boten Ausblick auf die schöne Landschaft. In Lederhosen gekleidet konnte er sich auf einem Schaukelstuhl

entspannen und Zeitung lesen, in seinem Rücken ein Lorbeerkranz, das Geschenk von Bewunderern, oder an dem grossen Schreibtisch sitzen und die Berge von Korrespondenz durchgehen, die er empfing. Die Wärter behandelten ihn mit grossem Respekt, manche grüssten ihn heimlich mit «Heil Hitler» und gewährten ihm alle nur denkbaren Vorrechte. Geschenke, Blumen, Briefe von Unterstützern und Lobeshymnen trafen körbeweise ein. Er empfing mehr Besucher, als er bewältigen konnte – über 500, bevor er sich schliesslich genötigt sah, Zugangsbeschränkungen zu bestimmen. Rund 40 Mithäftlinge, darunter manche Freiwillige, die fast alle Bequemlichkeiten des normalen Alltags genossen, scharwenzelten um Hitler.³¹⁴ Er las von der Demonstration am 23. April, die 3'000 Nationalsozialisten, ehemalige Frontsoldaten und Anhänger der völkischen Bewegung zur Feier seines 35. Geburtstags zu Ehren «des Mannes, der den Freiheitsgedanken und das völkische Bewusstsein im deutschen Volke zur heutigen Flamme entzündete», im Bürgerbräukeller veranstaltet hatten.³¹⁵

Unter dem Eindruck der Starrolle, die er durch den Prozess spielte, und des Führerkults, den seine Anhänger allmählich um ihn zu entfalten begonnen hatten, dachte Hitler über seine politischen Ideen nach, seine «Mission», seinen «Neuanfang» in der Politik, sobald er die kurze Haftstrafe abgesessen hatte, und erwog auch die Lehren, die er aus dem Putsch ziehen müsse.

Das Debakel im Bürgerbräukeller und die tragische Koda tags darauf an der Feldherrnhalle lehrten Hitler ein für allemal, dass ein Versuch, gegen den Widerstand der Streitkräfte die Macht zu ergreifen, zum Scheitern verurteilt war. Mit Recht hatte er geglaubt, dass die Propaganda und die Mobilisierung der Massen und nicht ein Putsch der Paramilitärs den Weg zur «nationalen Revolution» freimachen würden. Folglich distanzierte er sich von Röhm's Bemühungen, den Kampfbund in neuem Gewand wiederzubeleben und eine Art Volksmiliz aufzubauen.³¹⁶ Die unterschiedlichen Ansätze und Machtambitionen Hitlers und Röhm's führten schliesslich bis zur mörderischen Entzweiung im Jahr 1934.

Es ginge zu weit, anzunehmen, Hit er habe auf den Gedanken, den Staat gewaltsam unter Kontrolle zu bringen, zugunsten des «legalen Weges» verzichtet. Sicherlich musste er sich in naher Zukunft auf den Gebrauch legaler Mittel festlegen, wenn er wieder politisch tätig werden wollte. Später erschienen Wahlerfolge zwar stets als die beste Strategie, um an die Macht zu gelangen, aber die Variante des Staats-

Streichs wurde niemals aufgegeben. Wie auch die schwelenden Probleme mit der SA andeuteten, existierte sie weiterhin neben dem proklamierten «legalen» Weg. In Zukunft, so Hitler, habe der Putsch nur mit der Reichswehr zu erfolgen, nicht gegen sie.

Hitlers Erfahrungen führten ihn auch zu der letzten und gewiss nicht geringsten der Lektionen, die er aus seinen «Lehrjahren» zog: Es sei nicht genug, nur der Trommler zu sein. Um diese Rolle zu überbieten, müsse er nicht nur die eigene Bewegung vollkommen beherrschen, sondern vor allem grössere Freiheiten von äusseren Abhängigkeiten geniessen: von rivalisierenden rechten Gruppen und paramilitärischen Organisationen, die nicht vollständig seiner Kontrolle unterlägen, von bürgerlichen Politikern und Heeresführern, die ihm den politischen Aufstieg geebnet, ihn benutzt hätten und dann fallenliessen, als es ihnen opportun war.³¹⁷

Hitlers ambivalente Haltung gegenüber der für ihn bestimmten Rolle nach der «nationalen Revolution» ist noch seinen Bemerkungen während des Prozesses anzumerken. Zwar bestand er darauf, Ludendorff als den «militärischen Führer des kommenden Deutschland» zu sehen und als den «Führer der kommenden grossen Abrechnung», aber er selbst sei der «politische Führer dieses jungen Deutschland». Über die exakte Arbeitsteilung hätten sie nicht gesprochen.³¹⁸

In seinem Schlusswort vor Gericht kehrte Hitler – wenn auch in weiterhin vagen und unbestimmten Worten – zur Führerfrage zurück. Er verwies auf Lossow, der im Zeugenstand bemerkt hatte, im Frühjahr 1923 habe er bei Unterredungen mit Hitler gedacht, dieser wolle nur «als Propagandist und Weckrufer das Volk aufrütteln». «Wie klein denken doch kleine Menschen!» befand Hitler. Er sehe es als eines grossen Mannes unwürdig, «nach Vortiteln zu suchen». Er wolle der «Zerbrecher des Marxismus» werden. *Das* sei seine Aufgabe. «Nicht aus Bescheidenheit wollte ich damals Trommler sein, sondern das ist das Höchste. Das andere ist eine Kleinigkeit.»³¹⁹

Zu gegebener Zeit habe er zwei Dinge gefordert: die Führung des politischen Kampfes für sich selbst, und dass die organisatorische Führung «der Held erhält, der in den Augen des ganzen jungen Deutschland nun einmal berufen ist hierzu». Wenn er den Namen auch nicht nannte, spielte Hitler hier doch auf Ludendorff an.³²⁰ Andererseits hatte er bei seiner Rede vor dem Kampfbund vierzehn Tage vor dem Putsch Ludendorff als den Reorganisator der künftigen nationalen Armee gesehen.³²¹ Aus einer Proklamation, während des Putsches im

Namen eines Reichskanzlers Hitler in München verbreitet, geht hervor, dass er die politische Führung für sich beanspruchte und die diktatorischen Vollmachten mit dem Reichsverweser oder Regenten Ludendorff teilen wollte.³²²

Ob Hitler sich vor Gericht aus wirklichen oder aus taktischen Gründen so zweideutig geäußert hatte, in Landsberg ahnte er, dass er nicht der Trommler, sondern der vom Schicksal bestimmte «Führer» selbst war.

SIEBTES KAPITEL

Der Auftritt des «Führers»

«Das Geheimnis dieser Persönlichkeit liegt in der Tatsache, dass in ihr das Tiefste, was in der Seele des deutschen Volkes schlummert, in lebensvollen Zügen vor-gebildet ist. (...) Das ist in Adolf Hitler erschienen: die lebendige Verkörperung der Sehnsucht der Nation.»

Georg Schott, «Das Volksbuch vom Hitler», 1924

«Die Vereinigung aber von Theoretiker, Organisator und Führer in einer Person ist das Seltenste, was man auf dieser Erde finden kann; diese Vereinigung schafft den grossen Mann.»

Hitler in «Mein Kampf»

Das Schreckgespenst Hitler hätte 1924 für immer gebannt sein sollen, doch dieses Jahr brachte, wenn auch zu der Zeit nicht deutlich erkennbar, die Grundlegung seiner späteren absoluten Vorrangstellung in der völkischen Bewegung und seines Aufstiegs zum unangefochtenen Führer. Im Rückblick erscheinen jene Monate als die Zeit, in der Hitler wie ein «Phönix aus der Asche» aus den Ruinen der zerrütteten und zersplitterten völkischen Bewegung emporstieg, um schliesslich der Führer mit absoluter Herrschaftsgewalt über eine reformierte, organisatorisch weit stärkere und intern gefestigtere NS-Partei zu werden. Während Hitlers Haftstrafe versuchten seine Rivalen um die Führung der völkischen Rechtsradikalen vergeblich, ihre Vorherrschaft geltend zu machen. Doch ohne Hitler war keine äussere Einheit möglich. Das Ergebnis der Reichstagswahl vom Dezember 1924 zeigte, unmittelbar vor Hitlers Entlassung, dass die völkische Rechte als ernstzunehmende Grösse aus der deutschen Politik so gut wie verschwunden war.

In Splittergruppen der völkischen Bewegung jedoch wurde Hitler nach seinem Prozess im Frühjahr geradezu vergöttert. Die Bewunderung für ihn ging weit über den fanatisierten harten Kern hinaus, der Hitler in Elogen feierte. Doch ebendiese Elogen nährten beständig Hitlers Ego manie, die, wie auch sein Auftritt vor Gericht bewiesen hatte, vom fehlgeschlagenen Putsch nur zeitweilig erschüttert worden war. Die in Landsberg säckeweise eingehende Fanpost; die an Hitlers Lippen hängenden Verehrer; die Speichelleckerei seiner Wachen; der unaufhörliche Besucherstrom: Derartige Verherrlichung lässt niemanden unberührt, schon gar nicht einen Mann, dessen Selbstgefühl alles Normale überstieg, der schon nach «historischer Grösse» schielte und keineswegs abgeneigt war, von seinen schwärmenden Anhängern zu hören, dass er sie besitze.

Die öffentliche Projektion des Attributs der «Grösse» auf Hitler durch seine Getreuen und Bewunderer gipfelte in Georg Schotts «Das Volksbuch vom Hitler» aus dem Jahr 1924. Schotts Lobesrede enthielt Kapitelüberschriften wie: «Der prophetische Mensch», «Das Genie», «Der

religiöse Mensch», «Der Demütige», «Der Getreue», «Der Willensmensch», «Der politische Führer», «Der Erzieher», «Der Erwecker» und «Der Befreier». In einem Text voller literarischer und religiöser Anspielungen wurde Hitler in eine Art Halbgott verwandelt. «Es gibt Worte», schrieb Schott, «die ein Mensch nicht mehr aus sich nimmt, die ihm ein Gott gab, auszusprechen. Zu diesen Worten gehört dieses Bekenntnis Adolf Hitlers» (:) (...) ,Der politische Führer des jungen Deutschland bin ich.'« Ebenso mystisch und pseudoreligiös schwärmte er vom Menschen Hitler: «Das Geheimnis dieser Persönlichkeit liegt in der Tatsache, dass in ihr das Tiefste, was in der Seele des deutschen Volkes schlummert, in lebensvollen Zügen vorgebildet ist. (...) Das ist in Adolf Hitler erschienen: die lebendige Verkörperung der Sehnsucht der Nation.»¹

Während Hitlers Bewegung in eine Unzahl rivalisierender Fraktionen zerfiel und somit seine Unersetzlichkeit bewiesen wurde, führten die erzwungene Untätigkeit in Landsberg und die fehlende Möglichkeit, die äusseren Ereignisse zu lenken, ihn zur Niederschrift von «Mein Kampf» und zur «Rationalisierung» und partiellen Modifikation seiner politischen Ideen. Während Hitler den ersten Band schrieb, festigte und vollendete er seine «Weltanschauung». Der Schreibprozess stärkte erneut sein grenzenloses, narzisstisches Selbstgefühl. Er war nun absolut davon überzeugt, «messiasähnliche» Qualitäten und eine «Mission» zu besitzen, und ganz sicher, dass er zum «Grossen Führer» bestimmt sei, den die Nation erwarte, der den «verbrecherischen Verrat» von 1918 «ausmerzen», Deutschlands Stärke und Macht wiederherstellen und einen wiedergeborenen «germanischen Staat deutscher Nation» schaffen werde.²

Die Zersplitterung der völkischen Bewegung in Hitlers Abwesenheit, die Verherrlichung derer, die in ihm bereits die «Grösse» erkannten, und die Selbsterkenntnis, ein «grosser Führer» zu sein, waren eng miteinander verbunden. Zurzeit seiner Haftentlassung am 20. Dezember 1924 war das Fundament seiner später unangefochtenen Führungsposition gelegt.

I

Nichts hätte die Unersetzlichkeit Hitlers für die völkische Rechte deutlicher zeigen können als die 13 Monate seiner Inhaftierung, die «führerlose» Zeit der Bewegung. Als Hitler die Bühne verlassen hatte und ab Juni 1924 der Politik ganz fernblieb, um sich auf die Abfassung von «Mein Kampf» zu konzentrieren, brachen Zank und innere Zerris-

senheit über die völkische Bewegung herein. Mit freundlicher Hilfe der bayerischen Justiz hatte Hitler den Gerichtssaal genutzt, um sich wegen seiner Rolle beim Putsch als Helden der Rechten zu inszenieren. Rivalisierende Personen und Gruppen sahen sich genötigt, Hitlers Autorität und Rückhalt für ihre Aktionen zu beanspruchen. Doch in seiner Abwesenheit reichte das allein zur Erfolgssicherung nicht aus.³ Zudem vertrat Hitler oft inkonsequente, widersprüchliche oder unklare Ansichten. Sein Anspruch auf eine Führungsposition blieb unumstritten, doch nur eine Minderheit in der völkischen Bewegung reklamierte für ihn weiterhin die alleinige Führerschaft. Und solange Hitler nicht direkt auf die Entwicklungen einwirken konnte, stand der Kern seiner leidenschaftlichen Verehrer selbst im Sammlungsbecken der völkischen Rechten am Rande, deren verschiedene Fraktionen einander oft befehdeten und in taktischen, strategischen und ideologischen Fragen uneins waren. Die Reichstagswahl vom Dezember 1924 hatte den Niedergang der völkischen Bewegung, die sich nur als Gruppe uneiniger extremistischer, nationalistischer und rassistischer Sekten dargestellt hatte, bestätigt.

Kurz vor seiner Verhaftung am 11. November 1923 hatte Hitler Alfred Rosenberg, den Hauptschriftleiter des *Völkischen Beobachters*, beauftragt, unterstützt von Esser, Streicher und Amann, in seiner Abwesenheit die verbotene Partei zu führen.⁴ Wie bei einer Reihe führender Nationalsozialisten, darunter Hess, Scheubner-Richter und Hitler, lagen Rosenbergs familiäre Wurzeln nicht in den Grenzen des Deutschen Reiches. Als Sohn einer wohlhabenden Bürgerfamilie in Reval (estnisch Tallin) geboren, war der introvertierte, selbsternannte Partei-»Philosoph«, ein zugleich dogmatischer und schwerfälliger, arroganter und kalter Charakter, einer der am wenigsten charismatischen und unbeliebtesten NS-Führer, der andere Parteifunktionäre in ihrer intensiven Abneigung gegen ihn einte.⁵ Da es ihm eindeutig an Führungsqualitäten mangelte, gehörte er kaum zur engeren Wahl und war von Hitlers Nominierung genauso überrascht wie andere.⁶

Möglicherweise, so die übliche Vermutung, empfahl sich Rosenberg Hitler deshalb, weil er keine Führungsqualitäten besass.⁷ Ein ungeeigneter Rivale für Hitler ist kaum vorstellbar. Doch diese Annahme unterstellt, dass Hitler unter den traumatischen Nachwirkungen des Putsches imstande gewesen sei, machiavellistische Pläne zu schmieden, künftige Ereignisse vorherzusehen, und den Zusammenbruch der Be-

wegung in seiner Abwesenheit gewollt und erwartet habe.⁸ Viel wahrscheinlicher klingt die Erklärung, dass er deprimiert und bedrängt die hastige Entscheidung traf, die Parteigeschäfte einem Mitglied seiner Münchner Clique anzuvertrauen, dessen Loyalität ausser Frage stand. Überdies gehörte Rosenberg zu den wenigen noch verfügbaren führenden Vertretern der «Bewegung».⁹ Scheubner-Richter war tot. Andere hatten sich im Durcheinander nach dem Putsch in alle Himmelsrichtungen zerstreut, oder sie waren verhaftet worden. Selbst die drei Statthalter, die Rosenberg nach Hitlers Willen unterstützen sollten, waren – was Hitler kaum gewusst haben dürfte – zeitweilig «ausser Gefecht». Esser war nach Österreich geflohen, Amann sass im Gefängnis, und Streicher war in Nürnberg beschäftigt. In der Eile war Rosenberg wahrscheinlich nur das geringste Übel.

Es wurde auch schnell deutlich, dass er kaum etwas zu bestellen hatte, und es half nichts, wenn er sich auf Hitlers Autorität berief. Ein unmittelbares Zeichen dafür war die Weigerung von Oberst Walter Buch, dem amtierenden Chef der jetzt illegalen SA, die weiterhin loyal zu Hitler stand, die Organisation der Sturmabteilung der Parteiführung zu unterwerfen und sie in die parteipolitischen Konflikte hineinzuziehen.¹⁰ Damit befand sich Buch in direktem Widerspruch zu Hitlers Anweisung, die SA der Partei unterzuordnen.¹¹ Auch stellte Rosenberg bald fest, dass es so gut wie keine Parteiorganisation gab. Nach der planlosen Entwicklung vor dem Putsch war die NSDAP auf die Illegalität nicht vorbereitet. Jetzt gelang nicht einmal die enge Koodinierung der Ortsgruppen in Südbayern. Rosenberg entwarf den sinnigen Kodennamen «Rolf Eidhalt», ein Anagramm von «Adolf Hitler», und nutzte ihn für die Kurierpost.¹² Es kam zur Gründung von Tarnorganisationen in Wandervereinen und ähnlichen Formen. An die Ortsgruppen verschickte man Postkarten mit Hitlerbildern, die, «als Symbol unseres Führers», millionenfach verkauft werden müssten: «Der Name Adolf Hitlers muss immer wieder dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht werden.»¹³ Anstelle des verbotenen *Völkischen Beobachters* versuchten verschiedene Nachfolgeblätter, die Anhänger bei der Stange zu halten. Hitler selbst steuerte Artikel und Zeichnungen zu einem illegalen Druckerzeugnis bei, das aus der Festung Landsberg geschuggelt wurde.¹⁴ Ungeachtet der anfänglichen Kommunikationsprobleme erwiesen sich die Nacht-und-Nebel-Aktionen rasch als unnötig, denn die Behörden duldeten bereitwillig die Bildung offensichtlicher Nachfolgeorganisationen der verbotenen NSDAP.¹⁵

Am 1. Januar 1924 gründete Rosenberg für die Dauer des Verbots der NSDAP die Grossdeutsche Volksgemeinschaft (GVG).¹⁶ Bis zu Beginn des Sommers wurde Rosenberg verdrängt, und Hermann Esser, im Mai aus dem österreichischen Exil zurückgekehrt, sowie Julius Streicher übernahmen die Kontrolle der GVG.¹⁷ Doch die ungehobelten Persönlichkeiten, das beleidigende Verhalten und die ungeschickten Methoden der beiden führten zur Entfremdung vieler Hitler-Anhänger. Längst nicht alle Hitler-Getreuen waren der GVG beigetreten. Gregor Strasser beispielsweise, ein Apotheker aus Landshut, der nach dem Putsch zum führenden Mann der Partei nach Hitler aufstieg, trat der Deutschvölkischen Freiheitspartei (DVFP) bei, einer konkurrierenden völkischen Organisation mit Hochburgen in Mecklenburg und der Zentrale in Berlin, die unter der Führung Albrecht von Graefes stand, einem früheren Mitglied der konservativen DNVP.

Graefe und zwei weitere Dissidenten aus der DNVP, Reinhold Wulle und Wilhelm Henning, alle auch Reichstagsabgeordnete mit guten Verbindungen zu ehemaligen Offizieren und Geschäftsleuten, hatten im Spätherbst 1922 die DVFP gebildet, getragen von dem Wunsch, eine radikalere völkische Linie zu verfolgen als die DNVP. Im März 1923 war Hitler zu einer zeitweiligen Übereinkunft mit Graefe gezwungen worden, derzufolge die DVFP in Norddeutschland dominieren und die NSDAP den Süden behalten sollte. Am 24. Oktober hatte Hermann Esser eine weitere Vereinbarung unterzeichnet, die die im März getroffene bekräftigte und eine enge Zusammenarbeit zwischen den beiden Parteien empfahl. Später behaupteten Rosenberg und andere, Esser habe ohne Hitlers Wissen gehandelt, und dieser habe den Pakt nur anerkannt, damit Esser keinen Gesichtsverlust erleide. Doch da Hitler der Abmachung im März zugestimmt hatte und Esser kaum ohne seine Billigung einen solchen Schritt gewagt oder getan haben dürfte, ist dies unwahrscheinlich.¹⁸

Die Vereinbarung hatte vor dem Putsch keinen Konflikt ausgelöst, und Graefe hat am 9. November 1923 am Marsch auf die Feldherrnhalle teilgenommen. Doch sobald Hitler im Gefängnis sass, liess der Konflikt nicht lange auf sich warten. Das Verbot hatte die DVFP weniger hart getroffen als die NSDAP. Während in der Hitler-Bewegung die Unordnung regierte, konnten Graefe und die anderen Führer der DVFP eine im Wesentlichen intakte Parteiorganisation lenken. Wenn die DVFP-Oberen Hitlers Aktionen während des Putsches lobten und so seine Anhänger für sich zu gewinnen suchten, trachteten sie tatsächlich

danach, die Situation auszunutzen und ihre eigene Vormachtstellung zu sichern. Sie traten für die Teilnahme der völkischen Bewegung an Wahlen ein und verschärften damit den Konflikt.

Die Hinwendung zu einer parlamentarischen Strategie stiess viele Nationalsozialisten ab und traf unter den Ewiggestrigen der NSDAP in Norddeutschland auf heftigen Widerstand. Deren Sprecher, Ludolf Haase, der Göttinger Ortsgruppenführer, stand Rosenbergs Autorität zunehmend kritisch gegenüber und war vor allem darauf aus, Graefe keinen Zugriff auf die norddeutsche NSDAP zu gewähren. Rosenbergs Einfluss schwand, als der Entwurf einer Vereinbarung mit Graefe, die eine einzige Parteiorganisation und eine gemeinsame Führung vorsah, die der amtierende NS-Führer bei einem Geheimtreffen Ende Januar 1924 in Salzburg abgelehnt hatte, dank der Beharrlichkeit Ludendorffs am 24. Februar schliesslich angenommen wurde. Das geschah mit ausdrücklicher Erlaubnis Hitlers, unter der Voraussetzung, dass die Vereinbarung nur sechs Monate gelte.

Hier zeigte sich erneut die unklare und zweideutige Art der Weisungen, welche die Männer, die eine verbotene und ungeordnete Partei zu leiten suchten, von ihrem inhaftierten Führer bekamen. Unmittelbar darauf, am Tag vor Beginn des Hochverratsprozesses, empfahl Ludendorff öffentlich, Graefe als seinen Vertreter in Norddeutschland zu unterstützen, stellte damit sein Prestige in den Dienst der DVFP und beanspruchte zugleich stillschweigend die Führung der völkischen Bewegung.¹⁹

Die völkischen Gruppen, die, wenn auch widerwillig, ins Parlament einziehen wollten, um es eines Tages zerstören zu können, schlossen Wahlbündnisse für eine im Februar 1924 beginnende Serie von Landtagswahlen und die Reichstagswahlen am 4. Mai. Hitler war gegen diese Strategie. Noch ein Jahr später erklärte Rudolf Hess im Auftrag Hitlers:

«Herr H. war vom ersten Augenblick an gegen die Wahlbeteiligung und hat dies einer Reihe von Herren, einschl. Exz. L(udendorff) klar und deutlich gesagt. Er war überzeugt, dass die Bewegung noch nicht reif ist, wir auch unserem Grundsatz der antiparlamentarischen Einstellung treu bleiben müssen und nur unnütz Gelder vertan würden.»²⁰

Hitlers Widerstand blieb ohne Folgen, die Entscheidung wurde umgesetzt, und die Ergebnisse schienen den Initiatoren recht zu geben. Bei der Landtagswahl in Mecklenburg-Schwerin, Graefes Hochburg, er-

rang die DVFP im Februar 13 von 64 Mandaten. Und am 6. April erzielte das Wahlbündnis unter dem Namen Völkischer Block bei der bayerischen Landtagswahl einen Stimmenanteil von 17 Prozent.²¹

Selbst nach diesen Ergebnissen liess Hitler noch verlauten, er sei gegen die Aktivitäten des Völkischen Blocks bei der anstehenden Reichstagswahl. Doch zur gleichen Zeit duldete er eine Wahlproklamation des Blocks in seinem Namen. Und bald nach der Wahl erzählte er Kurt Lüdecke, man müsse die Politik ändern: «Wir werden uns die Nasen zuhalten und gegen die katholischen und marxistischen Abgeordneten in den Reichstag gehen müssen.»²² Seine Vorstellung erhellt sich aus einem Brief, den Rudolf Hess etwa ein Jahr später im Auftrag Hitlers an ein Parteimitglied richtete:

«Herr Hitler ist der Ansicht, dass nachdem man schon einmal – gegen seinen Willen – in das Parlament gegangen sei, die Betätigung im Parlament als eins der vielen Mittel zur Bekämpfung des heutigen Systems, einschliesslich des Parlamentarismus angesehen werden müsse. Betätigung aber nicht durch «positive Mitarbeit» – wie sie leider auch von völkischen Parlamentariern mit recht geringem Erfolg angewendet wurde – sondern durch dauernde schärfste Opposition und Obstruktion, durch ständige Kritik am bestehenden System im Parlament. Das Parlament, oder besser den Parlamentarismus im Parlament ad absurdum führen!»²³

Die Ergebnisse der Reichstagswahl hatten Hitler offenbar davon überzeugt, dass eine pragmatische und zielgerichtete Anwendung der parlamentarischen Taktik eines Tages Früchte tragen werde. Gestützt durch die Öffentlichkeitswirkung und das Urteil des Hitler-Prozesses hatten die Völkischen mit 6,5 Prozent der Stimmen und 32 Reichstagsmandaten gut abgeschnitten.²⁴ Besonders gute Ergebnisse hatten sie mit 20,8 Prozent in Graefes Mecklenburger Revier und mit 16 Prozent in Bayern erzielt.²⁵ Die Tatsache, dass nur zehn der völkischen Reichstagsabgeordneten von der NSDAP und 22 von der DVFP kamen, sprach jedoch für die relative Schwäche der Reste der Hitler-Bewegung.²⁶

Im Mai machte Ludendorff, der zwar noch in München wohnte, aber weitverzweigte Kontakte in Norddeutschland hatte, zwei Besuche in Landsberg und nutzte die Situation, um Hitler zu überreden, einer Fusion zwischen den Reichstagsfraktionen von NSDAP und DVFP zuzustimmen. Beim zweiten Treffen wollte er ihm gar die Vereinigung beider Parteien abhandeln. Hitler erging sich in Zweideutigkeiten, stimm-

te im Prinzip zu, stellte aber Vorbedingungen, die einer Diskussion mit Graefe bedurften. Eine lautete dem Vernehmen nach, dass die Zentrale der Bewegung in München angesiedelt werde.²⁷ Das Treffen mit Graefe fand jedoch nicht statt, bevor die Reichstagsabgeordneten beider Parteien am 24. Mai in Berlin zusammenkamen und zu parlamentarischen Zwecken eine Fusion unter dem Namen Nationalsozialistische Freiheitspartei (NSFP) beschlossen. Ludendorff kompromittierte Hitler, indem er in einer Pressemitteilung verkündete, letzterer unterstütze die Schaffung einer einzigen, vereinigten Partei. Das brachte Hitler in Nöte, denn obwohl er immer auf einer separaten und unverwechselbaren Identität der NSDAP bestanden hatte, bestand die Gefahr, die eigenen Anhänger könnten nach dem Wahlerfolg des Völkischen Blocks eine solch kompromisslose Haltung nurmehr wenig zwingend finden. Ausserdem war die DVFP dem Wahlergebnis nach die stärkere Partei, und Ludendorff galt nun allgemein als der führende Mann in der völkischen Bewegung.²⁸

Hitlers Neigung, Gesprächspartnern das zu erzählen, was sie hören wollten, wurde offenkundig, als eine vierköpfige NS-Delegation aus Norddeutschland unter Haases Leitung ihm Ende Mai einen hastig arrangierten Besuch in Landsberg abstattete. Hitler bestand darauf, dass die Vereinbarung mit der DVFP vom 24. Februar ihn vor vollendete Tatsachen gestellt und er sich der Beteiligung an Wahlen widersetzt hatte, er habe sie aber nicht verhindern können, und die Einheit mit der DVFP gehe nicht über die Fraktionsgemeinschaft im Reichstag hinaus.²⁹ Ludendorff zog Hitlers Aufrichtigkeit in einer veröffentlichten Stellungnahme vom 11. Juni, die dieser Version rundweg widersprach, sofort in Zweifel und betonte stattdessen, Hitler habe die Notwendigkeit einer Fusion akzeptiert.³⁰ Der Besuch von Haases Delegation führte am 3. Juni 1924 zur Bildung eines Direktoriums durch Hitlers norddeutsche Getreue unter der Leitung von Dr. Adalbert Volck, einem in Lüneburg ansässigen Anwalt, dessen Engagement für die völkische Bewegung wie bei manch anderem durch seine baltische Herkunft motiviert gewesen sein mag.³¹ Das Direktorium lehnte jeglichen Gedanken an eine Fusion mit der DVFP ab, an deren Ende man vom «Parlamentarismus» aufgesaugt werde und eine Partei wie alle anderen sei. Folglich beabsichtigte das Direktorium eine geschlossene, zentral gelenkte Organisation, die Hitler gegenüber loyal blieb und seine Prinzipien aufrechterhielt, bis er nach seiner Entlassung die Zügel wieder selbst in die Hand nehme.³²

Gleichwohl waren die norddeutschen Nationalsozialisten verwirrt und unsicher über Hitlers Position in der Fusionsfrage. In einem Brief vom 14. Juni bat Haase um die Bestätigung Hitlers, dass er eine Fusion beider Parteien ablehne. In seiner Antwort stritt Hitler zwei Tage später ab, eine Fusion grundsätzlich abgelehnt zu haben, vielmehr habe er Vorbedingungen gestellt. Er anerkannte den Widerstand vieler NS-Getreuen gegen eine Fusion mit der DVFP, die, wie er ebenfalls sagte, deutlich ihre Ablehnung gegenüber einigen Mitgliedern der alten Partei-garde geäußert habe. Unter den Umständen, fuhr er fort, könne er nicht mehr eingreifen oder die Verantwortung übernehmen. Daher habe er beschlossen, der Politik fernzubleiben, bis er wieder richtig führen könne. Von jetzt an verbiete er den Gebrauch seines Namens in Verbindung mit jedweder politischen Position und bitte darum, ihm keine politischen Briefe mehr zu senden.³³

Eine Woche später versuchte Hermann Fobke, ein junger Nationalsozialist aus der Umgebung von Göttingen, der mit Hitler in Landsberg inhaftiert war und als dessen Faktotum und Mittelsmann zur norddeutschen Fraktion fungierte, Haase zu beschwichtigen, indem er ihm Hitlers Unterstützung für den Widerstand der norddeutschen Nationalsozialisten gegen die DVFP zusicherte. «Alles in allem», fasste Fobke zusammen, hält Hitler «z. T. die Karre für so rettungslos verfahren, dass er mit sich im Klaren darüber ist, von vorne anfangen zu müssen, wenn er frei wird. Er ist in dem Falle allerdings sehr optimistisch und der Ansicht, in wenigen Tagen alle Zügel wieder fest in der Hand zu haben.» Dennoch äusserte Fobke sein persönliches «Entsetzen» über Hitlers Gleichgültigkeit gegenüber den Hilferufen der NSDAP in Norddeutschland.³⁴

Hitler gab seine Entscheidung über den Rückzug aus der Politik am 7. Juli in der Presse bekannt. Er bat die Anhänger, ihn nicht mehr in Landsberg zu besuchen, und musste dies einen Monat später wiederholen. In der Mitteilung hiess es zur Begründung, als Häftling in Landsberg sei es ihm unmöglich, die «praktische Verantwortung» für die Entwicklungen zu übernehmen, er leide an «allgemeiner Arbeitsüberlastung» und müsse sich auf das Schreiben seines Buches (des ersten Bandes von «Mein Kampf») konzentrieren.³⁵

Ein nicht unbedeutender Zusatzfaktor, wie die Oppositionspresse betonte, sei Hitlers Sorge, er könne seine Chancen auf Entlassung zur Bewährung gefährden, die ab dem 1. Oktober möglich war.³⁶ Der Anlass für seine Entscheidung war Ludendorffs Pressemitteilung vom

11. Juni, die Hitler in Verlegenheit gebracht und erzürnt hatte.³⁷ Fobke teilte Haase am 23. Juni mit, die Entscheidung über den Rückzug aus der Politik sei «geboren worden aus der Empörung über jene Nachricht».³⁸ Doch den entscheidenden Grund wollte er Haase bereits genannt haben: Hitlers Ohnmacht gegenüber den Entwicklungen, solange er in Landsberg einsass. Die Pressemitteilung Ludendorffs war das letzte Zeichen dieser Ohnmacht gewesen. Hitlers Rückzug war daher keine machiavellistische Strategie, um die Spaltungsprozesse zu verschärfen, Verwirrung zu stiften und so das eigene Image als Symbol der Einheit zu stärken.³⁹ Damit ist die Wirkung, nicht die Ursache beschrieben. Im Juni 1924, als Hitler die Auswirkungen nicht klar vorhersah, handelte er aus Schwäche, nicht aus einer Position der Stärke. Alle Seiten bedrängten ihn, in der wachsenden Spaltung Stellung zu beziehen. Sein Lavieren frustrierte zwar die Anhängerschaft, aber jede Parteinahme hätte die eine oder andere Seite entfremdet. So traf er die für ihn charakteristische Entscheidung, sich nicht zu entscheiden. «Hitler rationalisiert seine Entscheidungen immer», kommentierte Lüdecke. «Er war eher bereit, alles zu riskieren, als einen Teil seiner persönlichen Autorität abzugeben, solange er in Gewahrsam blieb.»⁴⁰

Hitlers Frustration wurde gesteigert durch seine Unfähigkeit, Röhm widerspenstige Bestrebungen, unter dem Namen Frontbann eine reichsweite paramilitärische Organisation aufzubauen, einen Riegel vorzuschieben. Diese sollte andere paramilitärische Formationen der völkischen Bewegung vereinigen, darunter die SA und die anderen verbotenen Einheiten des früheren Kampfbundes, und der militärischen Führung Ludendorffs unterstellt werden. Hitler reagierte allergisch auf den daraus sicher folgenden Verlust der Kontrolle über die SA und achtete darauf, sich nicht wie vor dem Putsch von den Führern paramilitärischer Organisationen abhängig zu machen. Vor allem fürchtete er, dass er erneut in die paramilitärische Politik verwickelt werden und so seine Chancen auf eine frühzeitige Entlassung zur Bewährung mindern und Bestrebungen ermutigen könne, ihn nach Österreich auszuweisen. Nachdem er Röhm – der schon am 1. April auf Bewährung freigelassen worden war und seine 15monatige Haftstrafe für die Teilnahme am Putsch wegen guter Führung nicht absitzen musste – am 17. Juni in Landsberg nicht von seinem Vorhaben abbringen konnte, beendete Hitler ihre letzte Unterredung vor Röhm's Entlassung mit der Mitteilung, er habe die Führung der Nationalsozialistischen Bewegung niedergelegt und wolle vom Frontbann nichts mehr hören. Röhm ignorierte Hitler, verfolgte

weiter seine Pläne und sprach mit Ludendorff über dessen Schirmherrschaft und Protektion.⁴¹

Nur zwei Tage nach Hitlers Pressemitteilung über seinen Rückzug von allen politischen Aktivitäten beanspruchten Ludendorff und Graefe in einer eigenen Pressenotiz die Führung der völkischen Bewegung, «bis an den Tag, da der befreite Held von München als Dritter wieder in ihren Kreis treten kann». Hitler habe sie gebeten, an seiner Stelle die Führung zu übernehmen. Zur gleichen Zeit sei Rosenberg zurückgetreten, und Gregor Strasser nehme für die Dauer von Hitlers Inhaftierung dessen Platz in der Reichsführerschaft der NSFP an der Seite Ludendorffs und Graefes ein. Eine für Mitte August in Weimar geplante Konferenz werde die völkische Bewegung einen, fügten sie hinzu.⁴²

Diese Erklärung sorgte für Entsetzen unter den Nationalsozialisten in Norddeutschland. Das Direktorium bat Fobke um Klarstellung. Er teilte ihnen mit, Hitler habe die Führung nur während seiner Haft abgegeben, seine Befugnisse keineswegs delegiert und auch bei der Beförderung Strassers in die Reichsführerschaft keine Rolle gespielt, obwohl er den Schritt billige.⁴³ Der Führer des Direktoriums, Volck, machte die Position der norddeutschen Nationalsozialisten zur Fusionsfrage am 18. Juli erneut deutlich: «Unser Programm lautet mit 2 Worten. ‚Adolf Hitler‘.⁴⁴ Doch ein Treffen von 80 NSDAP-Vertretern aus ganz Deutschland und Ludendorff als Ehrengast am 20. Juli 1924 in Weimar, das eigens zur Diskussion der Fusionsfrage, die bei der Konferenz im August am gleichen Ort auf der Tagesordnung stehen würde, und einer parlamentarischen Strategie einberufen worden war, endete mit Erbitterung, gegenseitigen Vorwürfen, Unordnung und grösserer Uneinigkeit als je zuvor.⁴⁵

Volck schrieb sofort einen äusserst kritischen Bericht, den er nach Landsberg schickte.⁴⁶ Die Antwort, die Hitler durch seinen Mittelsmann Fobke übersandte, enthielt einiges an Ermutigung für die Gruppe aus dem Norden. Er sagte, sie seien «auf dem richtigen Wege». Ludendorff, der sich allein auf die militärische Seite der Bewegung konzentrieren sollte, kritisierte er scharf. Auch Esser und Streicher entgingen nicht der Kritik. Weiterhin lehnte Hitler es jedoch beharrlich ab, von seiner neutralen Position gegenüber den rivalisierenden Fraktionen abzuweichen. Zugleich betrachtete er die Fusionsfrage als erledigt und spielte die Bedeutung des Konflikts herunter. Für die norddeutschen Nationalsozialisten und deren «Verzweiflungskampf» brachte er kaum Verständnis auf. Er wisse, was er nach der Entlassung zu tun habe, und

der Wiederaufbau der Bewegung könne nur in Bayern beginnen.⁴⁷ Auf Hitlers lauwarmer Antwort reagierte Volck wenig begeistert. Das war das erste Zeichen von Volcks später zunehmender Kritik an Hitler. «Wenn aber Führer an erster Stelle alles allein und besser beurteilen zu können glauben», kommentierte er, «so werden wir nicht weiterkommen.»⁴⁸

Die Weimarer Konferenz vom 15. bis 17. August 1924, auf der die organisatorische Fusion von NSDAP und DVFP besiegelt werden sollte, brachte nur eine höchst oberflächliche Einheit in Form der neuausgerufenen Nationalsozialistischen Freiheitsbewegung (NSFB) zustande. Ein Höhepunkt der Konferenz war das Grusstelegramm von «Eurem Führer Adolf Hitler», das unter ekstatischem Applaus vorgelesen wurde und drohte, Ludendorff die Schau zu stehlen, obwohl er selbst es angefordert hatte. Ohne Hitlers Führerschaft sei die Einheit nicht zu erreichen, war die implizite Botschaft der Konferenz. Doch Hitlers Führerschaft – von der Art, wie er sie einfordern würde – hatte, wie zusehends deutlicher wurde, nichts gemein mit Ludendorffs und Graefes Erwartungen an eine Art Führungs-Triumvirat.⁴⁹

Noch einmal wandte sich die «kampfbereite» Gruppe norddeutscher Fundamentalisten, beunruhigt durch Hitlers Grusstelegramm, mit der Bitte um klare Weisungsworte an ihn, und erneut wurden sie enttäuscht. In seiner Antwort versuchte Fobke, die norddeutschen «Genossen» dahingehend zu beruhigen, dass Hitler weder eine vollständige Fusion beider Parteien noch eine «Parlamentarisierung» der Bewegung hinnehme. Sehr wohl akzeptiere er die Notwendigkeit von Kompromissen und parlamentarischen Aktionen. Durch Fobke wiederholte Hitler seinen Wunsch, sich jeder Meinungsäußerung zu enthalten. Am Ende betonte er, nach der Entlassung, die er fest für den 1. Oktober erwartete, liege die Priorität auf der Wiederherstellung der Ordnung in Bayern. Er ermahnte das Direktorium im Norden, bis dahin auszuhalten. Die Norddeutschen blieben davon unbeeindruckt.⁵⁰

Am Ende des Sommers war der Zerfallsprozess der NSDAP und der völkischen Bewegung – trotz aller Reden über Fusion und Einheit – weiter fortgeschritten. Der ungehobelt beleidigende, herrische und tyrannische Führungsstil von Streicher und Esser weckte bitteren Groll sogar innerhalb der Grossdeutschen Volksgemeinschaft (GVG), führte zu scharfen Gegensätzen mit dem Völkischen Block, dessen Führer in Bayern, Gregor Strasser, auch der Reichführerschaft der NSFB angehörte, und zur völligen Entfremdung der Nationalsozialisten aus dem Norden.

Diese lehnten die Reichsführerschaft der NSFB ab, die ihrerseits dem Direktorium jegliche Autorität absprach.⁵¹ Nur Hitlers Position ging aus den parteiinternen Kämpfen sichtlich gestärkt hervor.

Im Verlauf des Herbstes wurden die Gräben in der völkischen Bewegung noch tiefer. Hitler versicherte seinen norddeutschen Getreuen Mitte September, nach der Entlassung werde er reinen Tisch machen und alle führenden Leute zusammenrufen. Auf der Tagesordnung werde nur ein Punkt stehen: Wer solle die Bewegung führen? Oder besser: Wer stehe hinter Hitler als dem einzigen Führer? «Eine Reichsführerschaft erkennt H. nicht an», hiess es in Fobkes Brief, «und an einem derartigen Soldatenrats-Gebilde wird er sich nie beteiligen.» Also kam es nicht in Frage, dass Hitler neben Ludendorff und Graefe in eine gemeinsame Reichsführerschaft eintrete. Doch eine öffentliche Stellungnahme in dieser Hinsicht lehnte er ab. Bei seinen norddeutschen Anhängern wuchsen Frustration und Ungeduld.

Als es Hitler nicht gelang, die Entlassung auf Bewährung zum 1. Oktober zu erwirken, die seine Gefolgsleute erwartet hatten, wurde die Situation noch verwickelter. Aus Sicht der NSFB war die Einheit ohne Hitler unmöglich, zumal er es weiterhin ablehnte, sich öffentlich zu einer vereinigten Organisation zu bekennen.⁵² In Bayern kam es nach der völkischen Fehde um Esser und Streicher zum offenen Bruch. Am 2.6. Oktober beschloss der Völkische Block den Beitritt zur NSFB, um für den kommenden Wahlkampf eine geeinte Organisation zu schaffen. Damit akzeptierte der Block die Reichsführerschaft der NSFB. Gregor Strasser, der Sprecher des Völkischen Blocks, hoffte, auch die Grossdeutsche Volksgemeinschaft werde bald eintreten, und verurteilte zugleich in aller Offenheit deren Führer Esser und Streicher. Essers Antwort an alle Zweigorganisationen der GVG, eine erbitterte Attacke auf die Führer des Völkischen Blocks mit einem Seitenhieb auf Ludendorff, der den Block unterstützte, bekräftigte noch einmal die Position der Münchner Getreuen: «(D)er einzige Mann, der ein Recht hat, jemand, der sich seinen Platz in der Bewegung der Nationalsozialisten seit Jahren erkämpft hat, aus dieser auszuschliessen, ist einzig und allein Adolf Hitler.»⁵³ Doch Essers Wagemut und die Ausfälle Streichers, die vom thüringischen NS-Mann Artur Dinter unterstützt wurden, vermochten den rasanten Niedergang der GVG nicht zu verbergen.⁵⁴

Die Reichstagswahl vom 7. Dezember 1924 zeigte, wie sehr das Gezänk in der völkischen Bewegung am Rande des politischen Geschehens in Deutschland stand. Die NSFB gewann nur drei Prozent der Stimmen.

Verglichen mit dem Ergebnis der Völkischen bei der Wahl im Mai hatte die NSFB mehr als eine Million Wähler verloren. Nach zuvor 32 Abgeordneten verfügte sie nurmehr über 14, darunter lediglich vier Nationalsozialisten. Das Ergebnis war zwar verheerend, aber Hitler gefiel es.⁵⁵ In seiner Abwesenheit war die völkische Politik zusammengebrochen, während seine eigenen Führungsansprüche in gleichem Masse eine Stärkung erfahren hatten. Der Wahlausgang ermutigte überdies die bayerische Regierung, die vom Rechtsextremismus ausgehende Gefahr jetzt als Phänomen der Vergangenheit anzusehen. Offenbar gab es keinen Grund zu übermässiger Sorge angesichts der Entlassung Hitlers aus der Festung Landsberg, die seine Anhänger seit Oktober lautstark gefordert hatten.⁵⁶

II

Die Hoffnungen Hitlers wie seiner Anhänger auf frühzeitige Entlassung zur Bewährung am 1. Oktober, nach den geforderten sechs Monaten Haft seit dem Urteilsspruch, waren von einem guten Führungszeugnis der Behörden und deren Einschätzung seiner künftigen Absichten abhängig gewesen.⁵⁷ In einem Bericht vom 15. September lobte der Gefängnisdirektor von Landsberg, Oberregierungsrat Otto Leybold, der wie die meisten Wärter Hitler Sympathie entgegenbrachte, seinen wertvollsten Insassen in den höchsten Tönen:

«Hitler zeigt sich als ein Mann der Ordnung, der Disziplin nicht nur in bezug auf seine eigene Person, sondern auch in Bezug seiner Haftgenossen. Er ist genügsam, bescheiden und gefällig. Macht keinerlei Ansprüche, ist ruhig und verständig, ernst und ohne jede Ausfalligkeit, peinlich bemüht, sich den Einschränkungen des Strafvollzugs zu fügen. Er ist ein Mann ohne persönliche Eitelkeit, ist zufrieden mit der Anstaltsverpflegung, raucht und trinkt nicht und weiss sich bei aller Kameradschaftlichkeit seinen Haftgenossen gegenüber eine gewisse Autorität zu sichern. (...) Er hat keinen Zug zur Weiblichkeit, Frauen, mit denen er hier bei Besuchen in Berührung tritt, begegnet er mit grösster Höflichkeit, ohne sich mit ihnen in ernste politische Besprechungen einzulassen. Gegen die Beamten der Anstalt tritt er stets höflich und nie in verletzender Form auf. Hitler, der anfangs sehr viele Besuche bekommen hat, hält sich, wie bekannt ist, seit einigen Monaten politische Besuche möglichst fern, er schreibt nur ganz wenig Briefe, meistens nur Danksagungen. Er beschäftigt sich täglich viele Stunden lang mit dem Ent-

wurf seines Buches, das in den nächsten Wochen erscheinen soll und seine Autobiographie, Betrachtungen über das Bürgertum, Judentum und Marxismus, deutsche Revolution und Bolschewismus, über die nationalsozialistische Bewegung und die Vorgeschichte des 8. November 1923 enthalten wird. (...)

Er ist in den zehn Monaten der Untersuchungs- und Strafhaft ohne Zweifel reifer und ruhiger geworden, als er es war. Er wird nicht mit Drohung und Rachedgedanken gegen die im entgegengesetzten Lager stehenden, im November 1923 seine Pläne durchkreuzenden amtlichen Personen in die Freiheit zurücktreten, wird kein Wühler gegen Regierung, kein Feind anderer Parteien, die national gesinnt sind, sein. Er betont, wie sehr er überzeugt davon ist, dass ein Staat ohne feste Ordnung im Innern und ohne feste Regierung nicht bestehen könne.»⁵⁸

Diese Lobpreisung überzeugte weder die Münchner Polizei noch den Staatsanwalt, die beide genügend Gründe für die Ablehnung der frühzeitigen Entlassung Hitlers auf Bewährung vorbrachten.

Der stellvertretende Polizeipräsident von München, Oberregierungsrat Friedrich Tenner, riet in seinem Gutachten vom 23. September in deutlichen Worten von der Bewilligung der Entlassung zur Bewährung ab. Er erinnerte an die Einschätzung, die die Polizeidirektion in einem Bericht vom 8. Mai 1924 vorgenommen habe: Angesichts von Hitlers Temperament und der Energie, mit der er seine Ziele verfolge, hiess es darin, sei davon auszugehen, dass er sein Ziel nach der Entlassung aus dem Gefängnis nicht aufgeben und «eine ständige Gefahr für die innere und äussere Sicherheit des Staates bilden» werde. Die Ereignisse seither hätten diese Einschätzung bestätigt. Der zweite Mann der Münchner Polizei wies auf die Aussagen Hitlers, Kriebels und Webers vor Gericht hin, dass sie nach Haftentlassung auf gleiche Weise fortfahren würden. Und er verwies auf Dokumente, die am 16. September in den Büroräumen des Frontbanns aufgefunden worden seien, die, so wurde behauptet, eine Beteiligung der Inhaftierten an der Neubildung der aufgelösten paramilitärischen Verbände beweisen würden.⁵⁹ Unter den Umständen komme eine Entlassung auf Bewährung nicht in Frage, fuhr Tenner fort, aber sollte das Gericht sie gegen alle Erwartung gewähren, dann sei es entscheidend, Hitler «als die Seele der ganzen völkischen Bewegung auszuweisen», um so die unmittelbare Gefahr vom bayerischen Staat abzuwenden. Geradezu prophetisch schilderte das Gutachten im Folgenden, was nach Hitlers Entlassung bevorstehe:

«Hitlers Einfluss auf alle völkisch Gesinnten – er ist heute mehr denn je die Seele der ganzen Bewegung – wird die rückläufige Entwicklung der völkischen Bewegung nicht nur aufhalten, sondern die jetzt abgesplitterten Teile sammeln und grosse Massen bereits abgefallener und noch abseits stehender Anhänger seiner Idee der NSDAP zuführen.»

Die Folge seien Versammlungen, Demonstrationen und «Ausschreitungen» sowie ein «rücksichtsloser Kampf mit der Regierung».⁶⁰

Der Erste Staatsanwalt für den Landgerichtsbezirk München I, Ludwig Stenglein, der im Hitler-Prozess als Chefankläger amtiert hatte, unterstrich in einem Brief vom 23. September ebenfalls nachdrücklich, wie wenig Hitler seine Absichten während der Haft verändert habe, er werde zweifelsohne dort ansetzen, wo er aufgehört habe, und selbstverständlich stelle die Freilassung eine grosse Gefahr für die «öffentliche Ruhe» dar. Neben Andeutungen auf den skandalösen Verlauf des Verfahrens betonte Stenglein die kriminelle Natur von Hitlers Verhalten im Vorfeld des Putsches und danach. Der Putschversuch habe nicht nur den bayerischen Staat und das deutsche Reich gefährdet, sondern eine erhebliche Anzahl von Menschenleben gekostet, zu schwerem Bankraub geführt und absichtsvoll den bewaffneten Konflikt mit der Polizei provoziert. Der Staatsanwalt wies darauf hin, dass Hitler 1922 wegen Landfriedensbruchs zu einer Gefängnisstrafe von drei Monaten verurteilt worden sei, einen Monat abgesessen und für den «Strafrest» eine Bewährungsfrist bis zum 1. März 1926 erhalten habe, was im zweiten Hitler-Prozess hätte erwähnt werden sollen, aber verschwiegen wurde. Er beantrage den Widerruf dieser Bewährungsfrist. Die Beweise, die Hitler mit den Plänen zum Wiederaufbau der verbotenen paramilitärischen Formationen in Verbindung brächten, zeigten, so der Staatsanwalt, was er und seine Mitgefangenen Kriebel und Weber im Schilde führten. Auch durch den Missbrauch ihrer Vorrechte – namentlich das Heraus schmuggeln von Briefen durch Besucher, die sie unter vier Augen sehen konnten – sei ihr Mangel an guter Führung erwiesen. Es bestehe kein Grund für die frühzeitige Entlassung, schloss Stenglein, und daher stellte er den Antrag auf Ablehnung einer Bewährungsfrist.⁶¹

Das Gericht übergang die Argumente des Staatsanwalts und billigte die bedingte Haftentlassung am 25. September. Es war der Auffassung, in Anbetracht der «Persönlichkeit der Verurteilten» und der Motive für ihre Tat sei die Verbüssung eines relativ geringen Teils der Strafe durchaus hinreichend. Wer nur wenige Briefe unbedeutenden Inhalts am Zen-

sor vorbei aus der Anstalt schmuggle, habe nichts besonderes verbrochen, und dieses Verhalten, so das Gericht, schmälere nicht das Urteil des Direktors, der ihnen vortreffliche Führung bescheinige.⁶² Es gebe keinen Beweis für Verbindungen zwischen Hitler und Kriebel einerseits und dem Frontbann andererseits. Zu dieser Annahme wurde das Gericht vermutlich durch die öffentlichen Erklärungen Röhms und anderer verleitet, die die Trennung zwischen Hitler und Frontbann hervorhoben.⁶³ Auch bestehe nach Ansicht des Gerichts kein Grund, dem Antrag der Staatsanwaltschaft auf Widerruf der seit der ersten Verurteilung 1922 geltenden Bewährungsfrist Hitlers beizupflichten.⁶⁴

Unerschrocken ging Staatsanwalt Stenglein sofort daran, gegen die Bewährung für Hitler, Kriebel und Weber Beschwerde einzulegen, die dem Bayerischen Obersten Landesgericht am Montag, dem 29. September, zugeing. Darin wiederholte er die Vorwürfe gegen die durch bislang neun «Schmuggelbriefe» nicht einwandfreie Führung der drei Verurteilten, die im dringenden Verdacht stünden, durch die Beteiligung am Frontbann in verbotenen Verbänden mitzuwirken und für den Fall ihrer Freilassung ein Sicherheitsrisiko für den Staat darstellten.⁶⁵ Mit dieser Beschwerde bestand keine Möglichkeit mehr, Hitler am 1. Oktober zu entlassen, worauf er und seine Anhänger gedrängt hatten.⁶⁶ Das Verfahren war jedoch nicht abgeschlossen, das Gericht musste bald über die Bewährung entscheiden, und es bestanden nur geringe Aussichten, Hitlers frühzeitige Entlassung zu verhindern. Sogar wenn sie nicht unmittelbar erfolgte, deutete alles darauf hin, dass die Bewährung – nicht zuletzt dank des unablässigen Drucks der Anhänger Hitlers – in naher Zukunft bewilligt werde.⁶⁷

Die bayerische Regierung hatte dies im Auge, als sie Anfang Oktober einen Vertreter nach Wien schickte, der dort die Ausweisung Hitlers nach Österreich sicherstellen sollte, die möglichst unmittelbar nach seiner Entlassung erfolgen sollte.⁶⁸ Als Antwort auf eine bereits am 26. März 1924 erfolgte bayerische Anfrage hatten die oberösterreichischen Behörden am 20. April Hitler als österreichischen Staatsbürger anerkannt und ihre Bereitschaft erklärt, ihn nach der Ausweisung an der Grenze bei Passau in Empfang zu nehmen.⁶⁹ Ein Bericht der Münchner Polizeidirektion empfahl am 8. Mai die Ausweisung Hitlers im Interesse der Sicherheit des bayerischen Staates.⁷⁰ Doch weitere Schritte erfolgten weder zum damaligen noch zu einem anderen Zeitpunkt vor Ende September. Vermutlich hatte man die Sache als nicht dringlich auf die lange Bank geschoben.

Im September, als allen die Dringlichkeit mit Sicherheit einleuchtete, war das bayerische Kabinett über Hitlers Abschiebung geteilter Meinung.⁷¹ Mittlerweile hatten die Grenzbeamten in Passau die Order aus Wien erhalten, Hitler nicht einreisen zu lassen.⁷² Die Anweisung war auf persönliche Veranlassung von Bundeskanzler Ignaz Seipel erfolgt.⁷³ Spätere Versuche der Bayern, durchaus überzeugende rechtliche Gründe vorzubringen, um die österreichische Regierung unter Druck zu setzen, damit diese Hitler zurücknehme, blieben ohne Ergebnis. Seipel lehnte schlicht ab und beharrte auf der Einschätzung, Hitler sei der österreichischen Staatsbürgerschaft durch den Kriegsdienst in der deutschen Armee verlustig gegangen. Obwohl sie juristisch nicht stichhaltig war, reichte diese Argumentation aus.⁷⁴ Hitler fürchtete sie zwar weiterhin, aber das Bemühen um seine Ausweisung verlief im Sande.⁷⁵

Nach seiner Entlassung zog Hitler im März 1925 Erkundigungen ein, wie er die österreichische Staatsbürgerschaft aufgeben könne. Man teilte ihm mit, er solle einen formellen Antrag stellen, was er unter Bezug auf seinen Kriegsdienst in der deutschen Armee und den Wunsch, Deutscher zu werden, auch tat. Am 30. April 1925 erhielt er den erhofften Bescheid, dass seine österreichische Staatsbürgerschaft nun erloschen sei.⁷⁶ Um nie mehr befürchten zu müssen, zu einem künftigen Zeitpunkt ausgewiesen zu werden, zahlte er ganze siebeneinhalb österreichische Schillinge.⁷⁷ Erst nach sieben Jahre als Staatenloser erlangte er die deutsche Staatsbürgerschaft.

Am 6. Oktober 1923 hatte das Bayerische Oberste Landesgericht sein Urteil gefällt und die Beschwerde des Staatsanwalts gegen die Entlassung Hitlers auf Bewährung verworfen. Das Gericht war der Ansicht, der dringende Verdacht gegen Hitler, Kriebel und Weber, durch die Verstrickung mit verbotenen paramilitärischen Verbänden strafbare Handlungen begangen zu haben, sei unbewiesen. Die Entscheidung über die vorzeitige Entlassung zur Bewährung hänge von Beweisen ab und könne nur getroffen werden, sofern diese vorlägen. Das Urteil bahnte den Weg für die letztendliche Verfügung vom 19. Dezember, die Hitlers Freilassung genehmigen würde. Noch hatte die Staatsanwaltschaft nicht aufgegeben, und am 5. Dezember versuchte sie mit einem sorgfältig argumentierenden Schriftsatz ein letztes Mal, die Entlassung Hitlers abzuwenden. Selbst wenn die Beweislage für strafbare Handlungen Hitlers und Kriebels nicht ausreiche, genüge sie zur Erhärtung des «dringenden Verdachts», dass die beiden Männer sich ungeachtet gegenteiliger Äusserungen erneut im gleichen Zusammenhang strafbar gemacht hätten und

es nicht zu erwarten sei, dass sie künftig Wohlverhalten an den Tag legen würden. Das Bayerische Oberste Landesgericht erbat dann am 12. Dezember einen Bericht des Gefängnisdirektors von Landsberg über die Führung Hitlers und Kriebels seit Erstattung des letzten vom 15. September. Im Sinne der Anfrage erwiderte Leybold binnen zwei Tagen mit einem weiteren überschwenglichen Bericht über Hitlers Charakter und sein Verhalten im Gefängnis, der mit den Worten endet: «Er ist nach seiner Führung im Strafvollzug der Bewilligung einer Bewährungsfrist in besonderem Masse würdig.»⁷⁸

Mit dieser neuerlichen Dokumentation von Hitlers guter Führung im Rücken verwarf das Bayerische Oberste Landesgericht am 19. Dezember endgültig den Einspruch des Staatsanwalts gegen den Beschluss des Landgerichts auf Gewährung einer Bewährungsfrist und verfügte die Entlassung – für die sich die völkische Presse seit Oktober unaufhörlich stark gemacht hatte.⁷⁹ Bei dieser Entscheidung half zweifellos das Ergebnis der Reichstagswahl vom 7. Dezember, denn die Aktien des Nationalsozialismus schienen stark zu fallen. Doch die Entschlossenheit der bayerischen Gerichte, auch gegen die überzeugende Argumentation der Münchner Polizei und der Staatsanwaltschaft auf Hitlers frühzeitiger Entlassung zu bestehen, ist allein durch politische Voreingenommenheit zu erklären.

Der Erste Staatsanwalt Stenglein, der alles in seiner Macht stehende versucht hatte, die Bewilligung der Bewährungsfrist für Hitler zu verhindern, schickte nun die Verfügung des Gerichts per Telegramm nach Landsberg.⁸⁰ Der Direktor übermittelte dem Häftling mit brüchiger Stimme die Nachricht. Hitler versicherte ihm, es werde vor dem Gefängnis nicht zu Kundgebungen kommen, und bat darum, von Adolf Müller, einem Münchner Verleger und Drucker der Partei, abgeholt zu werden. Gemeinsam mit dem Photographen Heinrich Hoffmann fuhr Müller am nächsten Morgen in seinem Daimler-Benz nach Landsberg.⁸¹ Am 20. Dezember 1924 um zwölf Uhr 15 wurde Hitler entlassen. Aus Berechnungen der Staatsanwaltschaft geht hervor, Hitler habe noch drei Jahre, 333 Tage, 21 Stunden und 50 Minuten seiner kurzen Strafe abzusitzen gehabt. Wie wäre die Weltgeschichte verlaufen, wenn er sie hätte verbüssen müssen?⁸²

Die Gefängniswärter, die Hitler alle zugeneigt waren, kamen zusammen, um dem berühmten Häftling einen bewegten Abschied zu bereiten. An den Toren der alten Festungsstadt liess er kurz halten, damit Hoffmann einige Photos machen konnte, trieb den Photographen aber

wegen der Kälte zur Eile an und verschwand. Binnen zwei Stunden war Hitler wieder in seiner Münchner Wohnung an der Thierschstrasse. Dort begrüßten ihn Freunde mit Blumenkränzen, und sein Hund Wolf stiess ihn vor Freude fast um.⁸³ Später erzählte Hitler, am ersten Abend habe er nicht gewusst, was er mit der Freiheit anfangen sollte.⁸⁴ Politisch blieb er in der Öffentlichkeit zunächst weiterhin neutral, denn angesichts der monatelangen selbstzerstörerischen Auseinandersetzungen in der völkischen Bewegung musste er zuerst einen Überblick über die Situation gewinnen. Diese Zurückhaltung war auch nötig, um den bayerischen Behörden Bedingungen zu bieten, die seinen Wiedereintritt in die Politik ermöglichen und die Aufhebung des Verbots der NSDAP sicherstellen würden. Nach der Haftentlassung konnten die Vorbereitungen für einen Neuanfang seiner Partei beginnen.

III

«Landsberg», so Hitler zu Hans Frank, «war meine Hochschule auf Staatskosten.» Dort habe er alles gelesen, was er in die Finger bekam: Nietzsche, Houston Stewart Chamberlain, Ranke, Treitschke, Marx, Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen» und die Kriegsmemoiren deutscher und alliierter Generäle und Staatsmänner.⁸⁵ Wenn Hitler nicht gerade Besuch bekam oder Briefe beantwortete, was ihn allerdings nicht mehr so stark in Anspruch nahm, nachdem er im Sommer seinen Rückzug aus der Politik erklärt hatte, fand er in den langen Tagen erzwungener Untätigkeit in der Festung Landsberg ideale Bedingungen zum Lesen und Nachdenken vor.⁸⁶ Zweifellos hat er viel gelesen, aber wie er in «Mein Kampf» deutlich machte, diente ihm die Lektüre nur als Mittel zum Zweck.⁸⁷ Er las nicht aus Wissensdurst oder um der Aufklärung willen, sondern, wie stets, zur Bestätigung der eigenen Vorurteile. Er fand dabei, wonach er gesucht hatte. Wie Hitler Hans Frank erzählte, habe er durch die Lektüre in Landsberg «die Richtigkeit» seiner «Anschauungen» erkannt.⁸⁸

In seiner Zelle von Nürnberg bezeichnete Frank viele Jahre später 1924 als einen der entscheidenden «Wendepunkte» im Leben Hitlers.⁸⁹ Damit übertrieb er, denn Landsberg war nicht so sehr ein Wendepunkt als ein Lebensabschnitt, in dem Hitler die «Weltanschauung» innerlich festigte und rationalisierte, die er seit 1919 herausgebildet und in einigen wichtigen Aspekten im Jahr vor dem Putsch verändert hatte.

Während die NS-Bewegung in Hitlers Abwesenheit auseinanderfiel, hatte er abseits des Tohuwabohu der aktiven Politik genügend Zeit, auch über die Fehler der Vergangenheit nachzusinnen. Und da er seine Entlassung binnen weniger Monate erwartete, war er noch stärker genötigt, zu bedenken, wie er und seine zerrüttete Bewegung vorankommen könnten. In dieser Zeit revidierte Hitler einige seiner Ansichten darüber, wie er an die Macht gelangen könnte. Dabei änderte sich auch seine Selbstwahrnehmung, denn er begann, die eigene Rolle in einem anderen Licht zu sehen. Nach dem Triumph vor Gericht sah er sich als Deutschlands «Erretter», als den ihn seine Gefolgsleute bereits seit Ende 1922 zu porträtieren begonnen hatten. Angesichts des Putsches hätte man erwartet, Hitlers Selbstschätzung sei nun ein für allemal zerstört. Im Gegenteil: Es stieg bis ins Unermessliche. Sein geradezu mystischer Glaube an die eigene Person, die mit ihrer «Mission» zur Rettung Deutschlands den Weg des Schicksals gehe, datiert aus dieser Zeit.

Zugleich nahm er bei einem anderen Aspekt seiner «Weltanschauung» eine wichtige Veränderung vor und arbeitete die Ideen zur Ausrichtung der künftigen Aussenpolitik, die seit Ende 1922 in seinem Kopf Gestalt angenommen hatten, in die Vorstellung von einer Suche nach «Lebensraum» aus, der auf Kosten Russlands zu gewinnen sei. Vermischt mit seinem obsessiven auf die «Vernichtung» des «jüdischen Bolschewismus» zielenden Antisemitismus, rundete das Konzept eines um «Lebensraum» geführten Krieges seine «Weltanschauung» ab. Danach erfolgten nur taktische Korrekturen, aber keine wesentlichen Veränderungen. Landsberg war nicht Hitlers «Jordan-Erlebnis».⁹⁰ Hauptsächlich ging es um die Neuakzentuierung der wenigen grundlegenden Ideen, die in den Jahren vor dem Putsch bereits im Keim existiert, teilweise auch schon deutlichere Formen angenommen hatten.⁹¹

Die Veränderungen in Hitlers «Weltanschauung», die schon in den Jahren vor dem Putsch sichtbar geworden waren, treten in «Mein Kampf» zutage. Zwar bot Hitlers Buch nichts Neues, es war die deutlichste und ausführlichste Darlegung seiner «Weltanschauung», die er bis dahin vorgelegt hatte. Er räumte ein, dass er das Buch, das nach 1933 in millionenfacher Auflage verkauft wurde, ohne den Gefängnis-aufenthalt niemals geschrieben hätte.⁹² Seine Entstehungsgeschichte ist etwas unklar. Glaubt man Otto Strasser – als Quelle einseitig und oft unzuverlässig –, dann hatte sein Bruder Gregor während seines kurzen Aufenthalts in Landsberg «eine geradezu machiavellistische Idee» und

schlug Hitler vor, seine «Memoiren» zu schreiben, um die anderen Insassen von der Bürde der endlosen Monologe «des Herrn vom ersten Stock» zu erlösen. Hitler habe die Idee gefallen, unverzüglich mit der Arbeit begonnen, und die Gefangenen im Erdgeschoss hätten sich wieder dem Kartenspiel, Essen und Trinken widmen können.⁹³ Wenigstens dachten sie, dass sie ihre Ruhe hätten. Wenn an der Geschichte nur etwas stimmt, dann dürften sie bitter enttäuscht gewesen sein, als Hitler dazu überging, seinen buchstäblich gefangenen Zuhörern täglich die gerade geschriebenen Abschnitte vorzulesen.⁹⁴

Wahrscheinlicher, wenn auch prosaischer als Otto Strassers anschauliche Erklärung, klingt die Version, dass der Vorschlag, Hitler solle seine Autobiographie verfassen, von Max Amann stammte, der ihn überredet habe, die öffentliche Aufmerksamkeit nach dem Prozess zu Geld zu machen.⁹⁵ Amann erwartete Enthüllungen über die Hintergründe des Putsches. Nun fanden er und viele enttäuschte Leser grösstenteils eine Wiederholung dessen, was Hitler bei zahllosen Ansprachen gesagt hatte, und darin eingestreut oberflächliche und selbstgefällige Schilderungen von Teilen seiner eigenen Lebensgeschichte.⁹⁷

Als Haase und die Delegierten aus Norddeutschland ihn am 16/17. Mai 1924 besuchten, arbeitete er an dem Text, der später der erste Band wurde. Er benannte das Buch noch mit dem wenig griffigen Titel: «Vier- einhalb Jahre Kampf gegen Lüge, Dummheit und Feigheit».⁹⁸ Der markante Titel für die Publikation wurde offenbar von Max Amann vorgeschlagen.⁹⁹ Hitler hat das Buch zunächst Emil Maurice diktiert, seinem Fahrer und treuergebenen Knecht, dann ab Juli Rudolf Hess, die beide ebenfalls im Gefängnis sassen.¹⁰⁰

Der erste Band, der am 18. Juli 1925 erschien, war im Wesentlichen – wenn auch mit vielen Verzerrungen und Ungenauigkeiten behaftet – Hitlers Autobiographie. An deren Ende stand sein Triumph bei der Verkündung des Parteiprogramms im Hofbräuhaus am 24. Februar 1920. Der zweite Band, den Hitler nach seiner Entlassung schrieb und der am 11. Dezember 1926 veröffentlicht wurde, handelte ausführlicher von seiner Vorstellung eines völkischen Staates, von Fragen der Ideologie, Propaganda und Organisation und endete mit Kapiteln zur Aussenpolitik.

Die kaum lesbare und weitschweifige publizierte Version von «Mein Kampf» war dank redaktioneller Eingriffe mehrerer Helfer eine beträchtliche Verbesserung der Erstfassung. Den Entwurf beschrieb Otto Strasser als «wahres Chaos von Gemeinplätzen, von Schülerreminiszenzen, subjektiven Urteilen und persönlicher Gehässigkeit».¹⁰¹ Amann,

der Partei-Verleger, Müller, Hess und Hanfstaengl, dessen Bruder das Ansinnen, «Mein Kampf» im familieneigenen Verlag herauszubringen, abgelehnt hatte, griffen alle verändernd und revidierend in den Text ein.¹⁰² Die Hauptarbeit übernahmen der Musikkritiker des *Völkischen Beobachters*, Stolzing-Cerny, und der ehemalige Hieronymitenpater Bernhard Stempfle, einst Chefredakteur des *Miesbacher Anzeigers*, einer mit der NS-Bewegung sympathisierenden bayerischen Regionalzeitung. Sie formulierten ganze Abschnitte um, so dass sie zwar noch Hitlers unnachahmlichen, kaum lesbaren Stil trugen, aber weit geschliffener als das Original waren.¹⁰³ Selbst danach wurden bis zur Drucklegung noch viele Veränderungen vorgenommen.¹⁰⁴ Hitler selbst, so Hans Frank, gab zu, es sei schlecht geschrieben, und beschrieb das Buch als eine Sammlung von Leitartikeln für den *Völkischen Beobachter*.¹⁰⁵

Bevor Hitler an die Macht kam, war «Mein Kampf», das der parteieigene, von Max Amann geleitete Franz Eher-Verlag herausgebracht hatte, keineswegs der Verkaufsschlager, den er offenbar erwartet hatte. Sein geschwollener Inhalt, der entsetzliche Stil und der relativ hohe Preis von zwölf Reichsmark je Band schreckten offensichtlich viele potentielle Leser ab.¹⁰⁶ Bis 1929 waren vom ersten Band rund 23'000 Exemplare, vom zweiten nur 13'000 abgesetzt worden. Mit den Wahlerfolgen der NSDAP schnellten die Verkaufszahlen nach 1930 rasch in die Höhe und erreichten 1932 80'000 Exemplare. Nach der Machtübernahme stiegen sie ins Astronomische. 1933 wurden eineinhalb Millionen Exemplare verkauft. Sogar die Blinden konnten es lesen, hätten sie es gewollt, denn 1936 erschien eine Version in Brailleschrift. Und seit dem Jahr erhielt jedes Hochzeitspaar zur Trauung ein Exemplar der einbändigen Volksausgabe. Bis 1945 wurden, abgerechnet die Millionenauflagen im Ausland, wo «Mein Kampf» in 16 Sprachen erschien, etwa zehn Millionen Exemplare abgesetzt.¹⁰⁷ Wie viele Leute das Buch tatsächlich gelesen haben, ist nicht bekannt.¹⁰⁸ Für Hitler hatte das geringe Bedeutung, denn nachdem er sich bereits seit Anfang der zwanziger Jahre in offiziellen Dokumenten als «Schriftsteller» bezeichnet hatte, war er, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, wie er betonte, 1933 in der Lage, auf das Gehalt des Reichskanzlers zu verzichten, da «Mein Kampf» ihn zu einem reichen Mann gemacht hatte.¹⁰⁹

Grundzüge eines politischen Programms sucht man in «Mein Kampf» vergeblich. Doch das Buch bot, ungeachtet seiner misslungenen Präsentation, durchaus eine unmissverständliche Darlegung von Hitlers politi-

schen Prinzipien, seines Weltbildes, seiner Überzeugung von der eigenen «Mission», seiner «Vision» der Gesellschaft und seiner langfristigen Ziele. Nicht zuletzt legte es den Grundstein für den Führer-Mythos. Denn in «Mein Kampf» porträtiert Hitler sich als denjenigen, der die einmaligen Qualitäten besitze, Deutschland aus dem jetzigen Elend zur «Grösse» führen zu können.

«Mein Kampf» ermöglicht einen genauen Einblick in Hitlers Denken Mitte der zwanziger Jahre.¹¹⁰ Inzwischen hatte er eine Philosophie entwickelt, die ihm eine vollständige Deutung der Geschichte und aller Übel der Welt ermöglichte und den Weg zu deren Überwindung vorgab. Knapp zusammengefasst, lief sie auf eine simplifizierend-duale Deutung der Geschichte als Rassenkampf hinaus, in dem das «rassisch am höchsten stehende» Wesen, der «Arier», vom «niedrigsten», dem «parasitären Juden», geschwächt und zerstört werde.¹¹¹ «Die Rassenfrage», schrieb er, «gibt nicht nur den Schlüssel zur Weltgeschichte, sondern auch zur menschlichen Kultur überhaupt.»¹¹² Der Höhepunkt dieses Prozesses sei die brutale Herrschaft der Juden mit Hilfe des Bolschewismus in Russland, wo der «Blutjude (...) an dreissig Millionen Menschen in wahrhaft fanatischer Wildheit teilweise unter unmenschlichen Qualen tötete oder verhungern liess, um einem Haufen jüdischer Literaten und Börsenbanditen die Herrschaft über ein grosses Volk zu sichern».¹¹³

Die «Mission» der NS-Bewegung sei daher eindeutig die «Vernichtung» des «jüdischen Bolschewismus». Zugleich – hier macht Hitler einen logischen Sprung, der auf bequeme Weise in eine Rechtfertigung für unverhohlenen imperialistische Eroberungen mündete – erhalte das deutsche Volk so den «Lebensraum», den die «Herrenrasse» zu ihrem Unterhalt benötige.¹¹⁴ An diesen Grundaussagen hielt er bis zu seinem Lebensende starr fest. In späteren Jahren gab es keine wesentlichen Änderungen mehr. Die Unflexibilität und quasi-messianische Verpflichtung auf eine «Idee», ein Bündel von Glaubenssätzen, die unveränderbar, einfach, in sich geschlossen und umfassend waren, gaben Hitler die Willensstärke und das Wissen um das eigene Schicksal, das alle Menschen, die mit ihm in Kontakt kamen, so stark beeindruckte. Hitlers Autorität in seinem Gefolge rührte nicht zuletzt aus der Gewissheit, mit der er seine Überzeugungen so kraftvoll zum Ausdruck brachte. Alles liess sich in den Gegensätzen schwarz und weiss, Sieg oder Niederlage formulieren. Grauzonen gab es nicht. Und wie bei allen Ideologen und «Überzeugungspolitikern» bedeuteten die einander verstärkenden Kom-

ponenten seiner «Weltanschauung», dass er immer imstande war, aus dem Stegreif jedes sachliche Argument des Gegners zu verspotten und abzutun. Sobald er Staatschef war, diente Hitlers persönliche «Weltanschauung» dann als Handlungsanweisung für die Entscheidungsträger überall im Dritten Reich.¹¹⁵

Hitlers Buch war zwar kein Programm im Sinne eines auf kurze Sicht angelegten politischen Manifests, aber viele Zeitgenossen begingen den Fehler, «Mein Kampf» ins Lächerliche zu ziehen und die Vorstellungen Hitlers nicht sonderlich ernst zu nehmen. Wie abscheulich und abstoßend sie auch waren, im Ergebnis fügten sie sich zu einem Ensemble festgeschriebener, starr aufrechterhaltener politischer Prinzipien.¹¹⁶ Hitler sah nie einen Grund zur Änderung dessen, was er geschrieben hatte.¹¹⁷ Wegen ihrer inneren Kohärenz, bei aller Irrationalität der Prämissen, kann man diese Grundsätze als eine Ideologie oder, in Hitlers eigener Terminologie, als «Weltanschauung» beschreiben.¹¹⁸ Hitlers «Weltanschauung» in «Mein Kampf» ist heute im Kontext seiner Ideen, die sich zwischen seinem Eintritt in die Politik 1919 und der Abfassung des «Zweiten Buches» 1928 entwickelten, deutlicher zu erkennen.

Über Hitlers zentrale, übergreifende und allumfassende Obsession, die «Entfernung der Juden», sagte «Mein Kampf» nichts Neues. Mochte Hitler in «Mein Kampf» auch eine extreme Sprache verwenden, sie unterschied sich in nichts von dem, was er seit Jahren verkündet hatte. Auch gab es keine wesentliche Differenz zwischen Hitlers Völkermord-Terminologie und derjenigen anderer Schriftsteller und Redner der völkischen Rechten, deren Tradition bekanntlich bis weit vor den Beginn des Ersten Weltkrieges zurückreichte.¹¹⁹ Seine bakteriologische Bildersprache deutete an, man solle die Juden genauso behandeln wie die Keime: sie «abtöten». Schon im August 1920 hatte Hitler davon gesprochen, die «Rassetuberkulose» zu bekämpfen, indem man den «Erreger», «den Juden» entferne.¹²⁰ Und es bestand wenig Zweifel, wen Hitler im Kopf hatte, als er vier Jahre später in «Mein Kampf» schrieb: «Die Nationalisierung unserer Masse wird nur gelingen, wenn bei allem positiven Kampf um die Seele unseres Volkes ihre internationalen Vergifter ausgerottet werden.»¹²¹

Die Vorstellung, die «Vergifter» zu vergiften, prägte auch eine weitere berühmte Passage aus «Mein Kampf», die bereits im fünften Kapitel zitiert wurde, in der Hitler meinte, wenn zu Anfang des Ersten Weltkrieges «zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Volksverder-

ber (...) unter Giftgas gehalten worden wären», dann «wäre das Millionenopfer der Front nicht vergeblich gewesen.¹²²

Diese Passagen sind nicht der Anfang einer Einbahnstrasse Richtung «Endlösung». Der Weg dorthin war keinesfalls geradlinig.¹²³ Wie wenig Hitler die praktischen Implikationen seiner Aussagen durchdacht haben mochte, die inhärente Zielrichtung Völkermord ist nicht zu leugnen. Wenn auch noch undeutlich, so war in Hitlers Kopf die Verbindung zwischen «Judenvernichtung», Krieg und nationaler «Erlösung» bereits hergestellt.

Wie erwähnt hatte die anfänglich antikapitalistische Färbung von Hitlers Antisemitismus um die Jahresmitte 1920 der Verbindung zwischen den Juden und den Übeln des «Sowjetbolschewismus» Platz gemacht. Hitler setzte das Bild der Juden als «Drahtzieher» des Marxismus keineswegs an die Stelle der Juden als «Hintermänner» des Kapitalismus. Beide Vorstellungen existierten gleichzeitig in seinem fixierten Feindbild. Sein Hass sass so tief, dass er nur auf tiefer Angst beruhen konnte, einer Angst vor einer Figur in seiner Phantasie, mächtig genug, um sowohl das internationale Finanzkapital als auch den Sowjetkommunismus zu beherrschen. Es war das Bild einer «jüdischen Weltverschwörung», die fast unbesiegbar sei – sogar für den Nationalsozialismus.

Mit der Verbindung zum Bolschewismus hatte Hitler seine zentrale, dauerhafte Vision einer «Schlacht zwischen Titanen» um die Vorherrschaft errichtet, einem «Rassenkampf» gegen einen Feind von gnadenloser Brutalität. Was er sich vorstelle, wie er schon im Juni 1922 gesagt hatte, sei ein Kampf bis auf den Tod zwischen zwei rivalisierenden Ideologien, der idealistischen und der materialistischen. Die «Mission des deutschen Volkes» sei der Kampf gegen den Bolschewismus und damit «gegen unseren Todfeind: den Juden!»¹²⁴ Im Oktober des gleichen Jahres schrieb er von einem Kampf auf Biegen und Brechen zwischen zwei verfeindeten «Weltanschauungen», die einander ausschlossen. Eine Niederlage bei der grossen «Abrechnung» werde Deutschlands Zerstörung besiegeln. Am Ende des Kampfes gebe es nur «Sieger und Vernichtete». Das sei gleichbedeutend mit einem Vernichtungskrieg. «Ein Sieg der marxistischen Idee bedeutet die vollständige Ausrottung der Gegner», bemerkte er. «Die Bolschewisierung Deutschlands (...) bedeutet die Vernichtung der gesamten christlich-abendländischen Kultur überhaupt.» Dementsprechend sei das Ziel des Nationalsozialismus ganz einfach: «Vernichtung und Ausrottung der marxistischen Weltanschauung.»¹²⁵





1. Adolf Hitler (oberste Reihe Mitte) Klassenphoto der Schule in Leonding, 1899.



2. Die Mutter Klara Hitler.



3. Der Vater Alois Hitler.



4. Karl Lueger, Oberbürgermeister von Wien, der von Hitler bewunderte antisemitische Agitator.



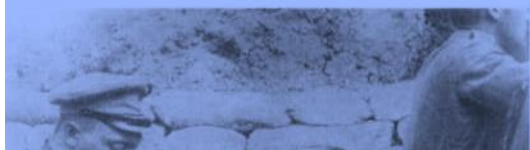
5. August Kubizek, Hitlers Jugendfreund in Linz und Wien.



6. Die Menschenmenge auf dem Münchner Odeonsplatz begrüsst die Kriegsproklamation am 2. August 1914. Vergrössert der 25jährige Hitler.

7. Hitler (rechts) mit zwei weiteren Meldegängern, Ernst Schmidt und Anton Bachmann, und seinem Hund «Foxl» in Fournes, April 1915.

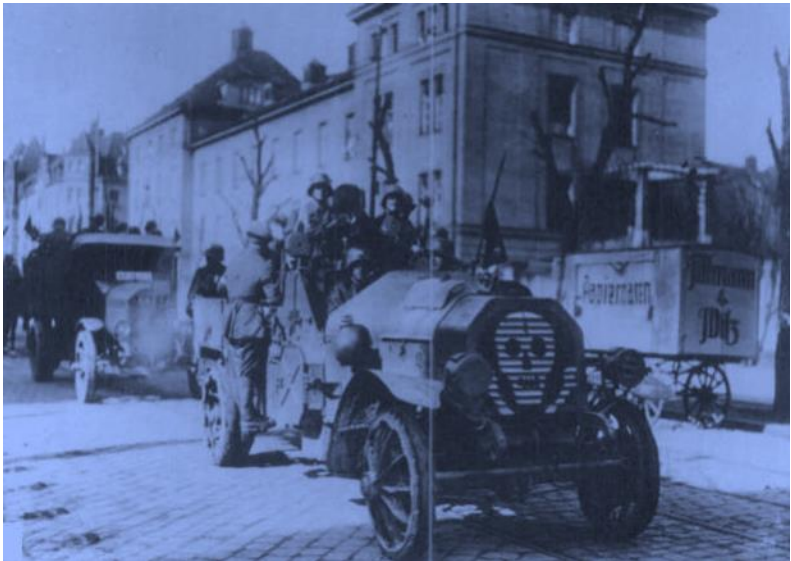
8. Deutsche Soldaten im Schützengraben an der Westfront während einer Feuerpause.





9. Bewaffnete KPD-Mitglieder aus dem Stadtteil Neuhausen bei einer Parade der «Roten Armee» am 22. April 1919 im Zentrum von München.

10. Einfahrt konterrevolutionärer Freikorpsstruppen nach München, Anfang Mai 1919.





11. Anton Drexler,
Gründer der Deutschen
Arbeiterpartei (DAP) 1919.



12. Ernst Röhm,
der «Maschinengewehrkönig»,
dessen Kontakte und Zugang zu
Waffendepots in der bayerischen
Reichswehr für Hitler Anfang der
zwanziger Jahre wichtig waren.



15. «Hitler spricht!» NSDAP-Massenveranstaltung im Zirkus Krone, München, 1923.



16. Paramilitärische Organisationen während des Feldgottesdienstes am «Deutschen Tag» in Nürnberg, 2. September 1923.



17. Alfred Rosenberg, Hitler und Friedrich Weber beim Vorbeimarsch der SA und anderer paramilitärischer Gruppen anlässlich der Grundsteinlegung des Kriegerdenkmals in München am 4. November 1923.



18. Der Putsch: Bewaffnete SA-Männer (in der Mitte Heinrich Himmler, die alte Reichsflagge in der Hand,), besetzen eine Barrikade vor dem Kriegsministerium an der Ludwigstrasse, München, 9. November 1923.



19. Der Putsch: bewaffnete Putschisten aus der Münchner Umgebung, 9. November 1923.



20. Angeklagte Putschisten: von links nach rechts: Heinz Pernet, Friedrich Weber, Wilhelm Frick, Hermann Kriebel, Erich Ludendorff, Adolf Hitler, Wilhelm Brückner, Ernst Röhm, Robert Wagner.



21. Hitler in Pose am Stadttor von Landsberg am Lech, unmittelbar nach seiner Haftentlassung im Dezember 1924; eine wegen der Kälte hastig entstandene Aufnahme Heinrich Hoffmanns.



22. Hitler in der Festung Landsberg, Postkarte, 1924.



23. Das Bild des Führers:
Hitler in bayerischer Tracht (abge-
lehnt), 1925/1926.

24. Das Bild des Führers:
Hitler im Regenmantel (akzeptiert),
1925/1926.



25. Das Bild des Führers: Hitler mit seinem Schäferhund Prinz, 1925 (abgelehnt, nach einer beschädigten Photoplatte).



26. Der Parteitag in Weimar, 3/4. Juli 1926: Hitler nimmt im hellen Regenmantel in einem Wagen stehend den Vorbeimarsch der SA ab. Rechts neben Hitler Wilhelm Frick und unter ihm, der Kamera zugewandt, Julius Streicher.



27. Der Parteitag in Nürnberg, 21. August 1927: von links nach rechts: Julius Streicher, Georg Hallermann, Franz Pfeffer von Salomon, Rudolf Hess, Adolf Hitler, Ulrich Graf.

«Marxismus» und «Jude» waren in Hitlers Kopf mittlerweile Synonyme geworden. In seinem Schlusswort hatte er am 27. März 1924 vor dem Münchner Volksgerichtshof gesagt, er wolle der «Zerbrecher des Marxismus» sein.¹²⁶ Die NS-Bewegung kenne nur einen einzigen Feind, hatte er im folgenden Monat in einem Aufsatz festgestellt, den «Todfeind» der Menschen überhaupt: den Marxismus.¹²⁷ Die Juden erwähnte er nicht. Manche Zeitungen griffen die neue Akzentuierung auf und behaupteten, Hitler habe seine Position zur «Judenfrage» abgewandelt. Auch unter den Anhängern der NS-Bewegung waren einige verwirrt. Ende Juli, als der deutschböhmische Nationalsozialist Kugler Hitler einen Besuch in Landsberg abstattete, fragte er ihn, ob sich an seiner Haltung zum Judentum etwas geändert habe. Darauf erhielt er eine charakteristische Antwort: Seine Haltung über den Kampf gegen das Judentum habe er sehr wohl verändert, bemerkte Hitler. Bei der Abfassung von «Mein Kampf» sei ihm klargeworden, dass er bislang zu milde gewesen sei. Künftig würden allein die härtesten Massnahmen ausreichen, wolle man Erfolg haben. Die «Judenfrage» sei, erklärte er, eine Existenzfrage für alle Völker, nicht nur für die Deutschen: «Denn Juda ist die Weltpest.»¹²⁸ Die dieser Position eigene Logik bedeutete, dass erst die vollständige «Auslöschung» der internationalen Macht des Judentums genügen werde.

Hitlers Besessenheit von der «Judenfrage» war unauflöslich mit seinen aussenpolitischen Vorstellungen verwoben. Nachdem er seinen Antisemitismus um die Jahresmitte 1920 mit dem Antibolschewismus in dem Bild vom «jüdischen Bolschewismus» zusammengeführt hatte, musste sein aussenpolitisches Denken unweigerlich davon erfasst werden. Doch nicht nur ideologische Einflüsse, sondern auch rein machtpolitische Fragen formten Hitlers sich wandelnde Position. Konzentriert auf Frankreich als den «Erbfeind», die Feindschaft zu Britannien, die Wiedergewinnung der Kolonien und die Wiederherstellung der deutschen Grenzen von 1914, vertrat Hitler anfänglich konventionell alldeutsche Ansichten zur Aussenpolitik.¹²⁹ Darin unterschied er sich nicht von vielen anderen nationalistischen Hitzköpfen. Im wesentlichen, wenn auch nicht in der extremen Form, in der Hitler sie äusserte, entsprachen seine Meinungen einem Revisionismus, der in der Bevölkerung breite Unterstützung fand. Auch sein Akzent auf die Anwendung militärischer Gewalt, um den Versailler Vertrag aus den Angeln zu heben und Frankreich zu besiegen – so unrealistisch das Anfang der zwanziger Jahre geklungen haben mag –, unterschied ihn nicht von

vielen anderen Exponenten der alldeutschen und völkischen Rechten. Schon 1920, noch bevor Hitler vom Faschismus gehört hatte, dachte er an den Wert eines Bündnisses mit Italien. Selbst damals war er entschlossen, eine derartige Allianz nicht an Südtirol scheitern zu lassen – dem vorwiegend deutschsprachigen Landesteil der ehemaligen österreichischen Provinz Tirol südlich des Brenners, der 1919 an Italien abgetreten und seitdem einem Programm der «Italianisierung» ausgesetzt worden war.¹³⁰ Ende 1922 zog Hitler ein Bündnis mit Britannien in Betracht, dessen Weltreich er bewunderte. Diese Idee spitzte sich 1923 zu, als die Meinungsverschiedenheiten zwischen Briten und Franzosen über die Besetzung des Ruhrgebiets zutage traten.¹³¹

Die vermutete Herrschaft der Juden in Russland stand, wie Hitler schon im Juli 1920 angedeutet hatte, einem Bündnis mit Russland als unverrückbares Hindernis im Wege. Gleichwohl teilte er zu dieser Zeit die Ansicht vieler Völkischer, dass ein Unterschied bestehe zwischen «nationalen» Russen – unter denen der germanische Einfluss stark sei – und der «Bolschewisierung», welche die Juden in Russland ins Werk gesetzt hätten.¹³²

Hitlers Russlandbild ging zum Teil auf den Einfluss Rosenbergs zurück, in den Anfangsjahren der führende «Experte» der NSDAP für den Osten, dessen baltische Ursprünge eine scharfe Antipathie gegen den Bolschewismus nährten. Wahrscheinlich wurde Hitlers Bild verstärkt durch Scheubner-Richter, einem weiteren produktiven Schriftsteller zur Ostpolitik in der Frühzeit der Partei, der enge Beziehungen zu russischen Emigranten unterhielt. Auch Dietrich Eckart, der bereits Anfang 1919 über die Identität zwischen Judentum und Bolschewismus geschrieben hatte, hat wahrscheinlich einigen Einfluss auf Hitler ausgeübt.¹³³

In Hitlers aussenpolitischen Überlegungen spielte Russland schon vor dem Putsch eine immer wichtigere Rolle. Im Dezember 1919 hatte er vage von der Landfrage und davon gesprochen, wie wenig Fläche in Deutschland im Vergleich zu Russland pro Kopf zur Verfügung stehe.¹³⁴ Als er am 31. Mai 1921 den Vertrag von Brest-Litowsk aus dem Jahr 1918 lobte, der Russlands Teilnahme am Weltkrieg beendet hatte, weil Deutschland darin zusätzliches Land zur Ernährung seines Volkes erhalten habe, spielte er auf eine Ausdehnung des deutschen «Lebensraumes» auf Kosten Russlands an.¹³⁵ Noch am 21. Oktober 1921 sprach er etwas kryptisch von einer Allianz mit Russland gegen England, die «eine unbegrenzte Expansionsmöglichkeit nach dem Osten»

eröffnen würde.¹³⁶ Derartige Bemerkungen deuteten darauf hin, dass Hitler zu jener Zeit die alldeutsche Haltung zur Expansion im Osten noch teilte, obwohl er sie vage ausdrückte. Das bedeutete, dass die Expansion nach Osten mit einem nicht-bolschewistischen Russland gemeinsam durchzuführen sei, dessen eigene Landforderungen auch durch den Osten, also in Asien, zu befriedigen seien, wodurch die früheren russischen Grenzgebiete im Westen an Deutschland fielen. Im Wesentlichen hätte das die Wiederbelebung der Vereinbarung von Brest-Litowsk bedeutet, und Russland hätte sich dafür jenseits seiner östlichen Grenzen Kompensation suchen müssen.¹³⁷

Anfang 1922 hatten sich diese Ansichten verschoben. Hitler hatte den Gedanken an eine Kollaboration mit Russland aufgegeben. Er glaubte nicht, dass Russland nur nach Osten schauen würde. Die Ausweitung des Bolschewismus nach Deutschland werde zu einem unwiderstehlichen Drang.¹³⁸ Die Logik der veränderten Haltung lag auf der Hand. Nur durch die «Vernichtung» des Bolschewismus sei Deutschland zu retten. Und gleichzeitig werde dies Deutschland – durch Expansion nach Russland hinein – das benötigte Land verschaffen. 1922 festigte Hitler – vielleicht Ende des Jahres gestärkt durch den Kontakt mit dem expansionistischen Ludendorff – den veränderten Ansatz einer künftigen Russlandpolitik.¹³⁹ Im Dezember 1922 erläuterte er bei einem privaten Gespräch mit Eduard Scharrer, Miteigentümer der *Münchner Neuesten Nachrichten* und ein der NS-Partei wohlgesonnener Mann, die Umriss bündnispolitischer Vorstellungen, die er später in «Mein Kampf» ausführte. Einen Kolonienwettstreit mit Britannien, der vor dem Ersten Weltkrieg Konflikte verursacht habe, schloss er aus. Scharrer notierte:

«Aussenpolitisch müsste sich Deutschland auf reine Kontinentalpolitik unter Vermeidung der Verletzung englischer Interessen einstellen. Es wäre die Zertrümmerung Russlands mit Hilfe Englands zu versuchen. Russland gäbe genügend Boden für deutsche Siedler und ein weites Betätigungsfeld für die deutsche Industrie. Bei der Abrechnung mit Frankreich würde uns dann England nicht dazwischenreden.»¹⁴⁰

Mit Blick auf diese Bemerkungen zu Scharrer lässt sich kaum behaupten, Hitler habe in Landsberg ein völlig neues aussenpolitisches Konzept erarbeitet, das auf der Idee eines Krieges gegen Russland zur Gewinnung von «Lebensraum» beruhe. Was er in «Mein Kampf» über den Land-

bedarf Deutschlands auf Kosten von Russland schrieb, hatte er bereits in einem Aufsatz vorweggenommen, der im April 1924 erschienen war.¹⁴¹ In Landsberg gab es keine Verschiebung von Hitlers «Weltbild».¹⁴² Vielmehr schrieb er während der Festungshaft das Ergebnis seiner allmählich gereiften Überlegungen auf, die sich keiner «blitzartigen Intuition», einer ganzen Reihe neuer Einsichten oder einer über Nacht erfolgten «Bekehrung» zu einer andersartigen Vorgehensweise verdankten.

Die imperialistischen und geopolitischen Ideen, aus denen der Gedanke vom «Lebensraum» hervorging, gehörten unter der imperialistisch und völkisch eingestellten Rechten der Weimarer Republik zum Gemeingut. Schon seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren diese Ideen Bestandteil der deutschen Ideologie des Imperialismus. Sie wurden auch vom Alldeutschen Verband unter Heinrich Class vertreten und durch die von Alfred Flugenberg, Mitgründer des Verbandes und ehemals Direktor bei Krupp, kontrollierte Presse unterstützt.¹⁴³ Das Lebensraumkonzept legitimierte für die Alldeutschen den Landerwerb, indem sie die Kolonisierung slawischer Gebiete durch Deutschumsritter im Mittelalter heraufbeschworen, weckte aber auch Vorstellungen, wonach alle über Osteuropa verstreuten «Volkdeutschen» in einem Reich vereinigt werden sollten. In vielen Gebieten, so in den ländlichen Teilen der ehemaligen preussischen Provinzen in Polen, waren sie eine kleine Minderheit. Doch anderswo, etwa in Danzig, Teilen des Baltikums oder dem später als Sudetenland bekanntgewordenen Teil der damaligen Tschechoslowakei, war der Anteil der deutschsprachigen Bevölkerung beträchtlich und vertrat oft lautstark nationalistische Ansichten. Für die Alldeutschen symbolisierte die Idee vom «Lebensraum» die historische Eroberung des Ostens, diente aber zugleich, unter Berufung auf die angebliche Überbevölkerung Deutschlands, als Tarnung machtpolitisch annexionistischer Ambitionen. Das Konzept verschmolz nicht mit, sondern existierte neben der imperialistischen Hauptströmung, die das Schwergewicht auf Handelskolonien in Übersee legte, das unter dem Slogan «Weltpolitik» firmierte.¹⁴⁴ In der Weimarer Zeit wurde der «Lebensraum» seit 1926 durch Hans Grimms Bestseller-Roman «Volk ohne Raum» populär.¹⁴⁵

Unter den vielen einschlägigen Schriften zum Konzept «Lebensraum» waren die Texte von Karl Haushofer, einem führenden Theoretiker der «Geopolitik», sicherlich eine wichtige Quelle für Hitlers eigenes Ver-

ständnis, unabhängig davon, ob er sie im Original oder in entstellter Form gelesen hat.¹⁴⁶ Durch Rudolf Hess hatte Hitler Karl Haushofer spätestens 1922 kennengelernt.¹⁴⁷ Der Einfluss des Münchner Gelehrten war vermutlich grösser, als er später eingestehen wollte.¹⁴⁸ Wenn er mit Haushofers Werken nicht schon vorher vertraut war, dann hatte Hitler im Gefängnis gewiss genug Zeit, um sie und die Schriften Friedrich Ratzels, des anderen führenden Theoretikers zur «Geopolitik», zu lesen. Ob er es getan hat, ist nicht zu beweisen. Doch zumindest ist es sehr wahrscheinlich, dass Hitler von Rudolf Hess, der einst Schüler Haushofers gewesen war, in groben Zügen mit dessen Theorien vertraut gemacht wurde.¹⁴⁹

In jedem Fall waren Hitlers Auffassungen über Russland und den «Ebensraum» zum Zeitpunkt des Gesprächs mit Scharer Ende 1922 bereits im Wesentlichen festgelegt. Bis zum Frühjahr 1924 hatte er seine Ansichten endgültig ausgeformt. In Eandsberg und bei der Abfassung von «Mein Kampf» folgte nur noch die Ausarbeitung. Darüber hinaus zeigte der Gefängnisaufenthalt, dass Hitler eine feste gedankliche Brücke zwischen der «Judenvernichtung» und einem auf den Erwerb von «Lebensraum» gerichteten Krieg gegen Russland hergestellt hatte.¹⁵⁰

Im ersten Band von «Mein Kampf» fiel bereits die Entscheidung, die Hitler in seinem Artikel vom April 1924 rhetorisch offengelassen hatte, zwischen einer gegen Russland gerichteten Landpolitik mit Unterstützung Britanniens und einer Welthandelspolitik, die sich auf Seemacht gestützt, mit Hilfe Russlands gegen Britannien richtete.¹⁵¹ Im zweiten Band, den er hauptsächlich 1925 schrieb und Ende 1926 veröffentlichte, sah er auf kurze Sicht noch in Frankreich den Feind. Doch als langfristiges Ziel brachte er unverblümt den Erwerb von «Lebensraum» auf Kosten Russlands zum Ausdruck:

«Das Recht auf Grund und Boden kann zur Pflicht werden, wenn ohne Bodenerweiterung ein grosses Volk dem Untergang geweiht erscheint. (...) Deutschland wird entweder Weltmacht oder überhaupt nicht sein. Zur Weltmacht aber braucht es jene Grösse, die ihm in der heutigen Zeit die notwendige Bedeutung und seinen Bürgern das Leben gibt.

Damit ziehen wir Nationalsozialisten bewusst einen Strich unter die aussenpolitische Richtung unserer Vorkriegszeit. Wir setzen dort an, wo man vor sechs Jahrhunderten endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im

Osten. Wir schliessen endlich ab die Kolonial- und Handelspolitik der Vorkriegszeit und gehen über zur Bodenpolitik der Zukunft.

Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm Untertanen Randstaaten denken.

(...) Seit Jahrhunderten zehrte Russland von (dem) germanischen Kern seiner oberen leitenden Schichten. Er kann heute als fast restlos ausgerottet und ausgelöscht angesehen werden. An seine Stelle ist der Jude getreten. (...) Er selbst ist kein Element der Organisation, sondern ein Ferment der Dekomposition. Das Riesenreich im Osten ist reif zum Zusammenbruch. Und das Ende der Judenherrschaft in Russland wird auch das Ende Russlands als Staat sein.»

Die «Mission» der NS-Bewegung sei die Vorbereitung des deutschen Volkes auf diese Aufgabe: «Wir sind vom Schicksal ausersehen», schrieb Hitler, «Zeugen einer Katastrophe zu werden, die die gewaltigste Bestätigung für die Richtigkeit der völkischen Rassentheorie sein wird.»¹⁵²

In dieser Passage kamen die beiden Schlüsselkomponenten von Hitlers persönlicher «Weltanschauung» – die «Judenvernichtung» und der Erwerb von «Lebensraum» – zusammen. Der Krieg gegen Russland sei durch die «Vernichtung» des «jüdischen Bolschewismus» zugleich die «Erlösung» Deutschlands durch den Erwerb neuen «Lebensraumes». Grob, simplifizierend, barbarisch: Doch diese Wiederaufbereitung der brutalsten Grundsätze, die Imperialismus, Rassismus und Antisemitismus Ende des 19. Jahrhunderts vertreten hatten, und deren Übertragung auf Osteuropa im 20. Jahrhundert, war für alle Aufnahmebereiten ein berauschendes Gebräu.

In den kommenden Jahren wurde der Begriff «Lebensraum» zu einem dominierenden Thema in Hitlers Schriften und Reden. Seine aussenpolitischen Ideen legte er noch deutlicher, aber inhaltlich unverändert, im 1928 verfassten «Zweiten Buch» dar, das zu seinen Lebzeiten jedoch unveröffentlicht blieb.¹⁵³ Nachdem er die Suche nach «Lebensraum» und damit einhergehend die «Vernichtung» des «jüdischen Bolschewismus» als Ecksteine seiner Ideologie gesetzt hatte, blieben sie unverändert. Zur Vervollständigung der «Weltanschauung» fehlte noch ein Element: der geniale Führer, der diese Suche unternehmen würde. In Landsberg wurde Hitler fündig.

IV

Viele Jahre später bemerkte Hitler, «jenes Mass an Selbstvertrauen, Optimismus und Glauben, das schlechterdings sich durch nichts mehr erschüttern lässt», komme letztlich auch aus seiner Zeit in Landsberg.¹⁵⁴ Noch beim Prozess hatte er mit Stolz über die Rolle als Trommler für die Sache der Nation gesprochen. Das andere sei eine Kleinigkeit.¹⁵⁵ In Landsberg erfolgte eine Veränderung, die sich schon im Jahr vor dem Putsch angekündigt hatte.

Hitler dachte seit Antritt seiner Haftstrafe über die eigene Zukunft und die der Partei nach seiner Freilassung nach. Da er damit rechnete, nach sechs Monaten freizukommen, war die Frage dringlich. Es gab kein Zurück, und seine politische «Karriere», die sich in eine «Mission» verwandelt hatte, bot ihm nur den Blick nach vorn. In die Anonymität konnte er nicht zurückkehren, selbst wenn er es gewollt hätte. Ein konventionelles «bürgerliches» Leben kam nicht in Frage. Nach der Anerkennung, die er beim Prozess unter der nationalistischen Rechten gewonnen hatte, hätte jeder Rückzug nur den Eindruck seiner Gegner bestätigt, dass er ein Schmierenkomödiant sei, und ihn der Lächerlichkeit preisgegeben.

Während Hitler über den fehlgeschlagenen Putsch nachdachte, ihn im Geiste in einen Triumph von «Märtyrern» umwandelte, der in der NS-Mythologie einen zentralen Platz einnehmen würde, scheute er sich nicht, die Schuld für das Scheitern den Fehlern, der Schwäche und der mangelnden Entschlusskraft all der führenden Männer zuzuschreiben, an die er zu der Zeit gebunden war.¹⁵⁶ Für ihn gab es nur eine Schlussfolgerung: Sie hatten ihn und die nationale Sache verraten. Sein Triumph vor Gericht, die Verherrlichung in der völkischen Presse oder der Strom von Verehrerbriefen ins Landsberger Gefängnis, nicht zuletzt der von groteskem Gezänk begleitete Zerfall der «völkischen» Bewegung in seiner Abwesenheit sowie der wachsende Konflikt mit Ludendorff und den anderen «völkischen» Führern: All dies trug zu seiner hochtrabenden Einschätzung der eigenen Bedeutung und seiner einzigartigen historischen «Mission» bei. Die schon 1923 im Ansatz vorhandene Vorstellung fasste bei Hitler unter der Einwirkung der sonderbaren Atmosphäre von Landsberg erst richtig Fuss. Umgeben von Schmeichlern und Verehrern, allen voran Rudolf Hess, erlangte Hitler nun Gewissheit: Er selbst war Deutschlands kommender «grosser Führer».

Eine derartige Vorstellung wäre vor dem Triumph vor Gericht und der nachfolgenden Anerkennung undenkbar gewesen. Die «heroische Führerschaft», die er jetzt für sich in Anspruch nahm, hatten seine Gefolgsleute erfunden, bevor er sich in dieser Rolle erkannte. Doch sie entsprach dem Naturell eines Mannes, der seine persönlichen Fehlschläge mit der grenzenlosen Bewunderung von Heldengestalten, vor allem des Künstler-Helden Richard Wagner, überkompensierte.¹⁵⁷

Ob im Hintergrund einer derartig abnormen Hebung der eigenen Wertschätzung bis hin zu der des «heroischen Erlösers der Nation» notwendigerweise ein ausserordentlich tiefer Selbsthass steht, ist eine Frage, deren Beantwortung man besser Psychologen überlässt. Gleichwohl: Bei einem narzisstischen Egomane wie Hitler verband sich die «Heldenverehrung» anderer für ihn mit seiner Unfähigkeit, eigene Fehler oder Irrtümer einzugestehen, und erzeugte nun das Selbstbild einer «Heldenführerschaft» von monumentalen Ausmassen.

Im Hauptstrom des politischen Lebens in Deutschland, also ausserhalb der winzigen und zersplitterten völkischen Bewegung, wusste niemand von der Veränderung in Hitlers Selbstwahrnehmung – und niemand hätte sie ernst genommen. Doch für Hitlers Forderungen an die völkische Bewegung und für seine Selbstrechtfertigung war diese Entwicklung entscheidend.¹⁵⁸

In «Mein Kampf» stellte Hitler sich als rares «Genie» dar, das die Gaben des «Programmatikers» und «Politikers» verbinde. Der «Programmatiker» einer Bewegung sei der «Theoretiker», der wie die Religionsstifter mit der «ewigen Wahrheit» und nicht so sehr mit der «jeweiligen praktischen Wirklichkeit» befasst sei. Die «Grösse des Politikers» liege in der erfolgreichen praktischen Umsetzung der vom «Programmatiker» vorgebrachten «Idee». «Innerhalb langer Perioden der Menschheit», schrieb er, «kann es einmal vorkommen, dass sich der Politiker mit dem Programmatiker vermählt.» Letzterer arbeite nicht auf die Erfüllung kurzfristiger Erfordernisse hin, die jeder Kleinbürger begreife, sondern schaue in die Zukunft, mit «Zielen, die nur die wenigsten begreifen». Unter den «Grossen» der Geschichte griff Hitler an dieser Stelle Luther, Friedrich den Grossen und Wagner heraus.¹⁵⁹ Selten, fährt er im zweiten Band von «Mein Kampf» fort, sei «ein grosser Theoretiker» auch ein «grosser Führer». Viel eher sei das ein «Agitator»: «Denn Führen heisst: Massen bewegen können.» Mit der Schlussfolgerung meinte er zweifellos sich selbst: «Die Vereinigung aber von Theoretiker, Organisator und Führer in einer Person ist das Selten-

ste, was man auf dieser Erde finden kann; diese Vereinigung schafft den grossen Mann.»¹⁶⁰

Bei der «Idee», die er vertrat, ging es nicht um kurzfristige Zielsetzungen. Es war eine «Mission», eine «Vision» weit in der Zukunft liegender Ziele sowie der eigenen Rolle bei deren «Erfüllung». Zwar liefen die Bestrebungen – die «nationale Erlösung» durch die «Entfernung der Juden» und den «Erwerb von Lebensraum» im Osten – nicht auf kurzfristige Richtlinien in der praktischen Politik hinaus, aber als Teile einer Vorstellung vom «heroischen Führer» bildeten sie eine dynamische «Weltanschauung». Sie verlieh Hitler seinen nicht nachlassenden Antrieb. Wiederholt sprach er von seiner «Mission», in seiner Arbeit sah er die Hand der «Vorsehung» am Werk, und den Kampf gegen die Juden betrachtete er als «das Werk des Herrn».¹⁶¹ Sein Lebenswerk galt ihm als «Kreuzzug», der Überfall auf die Sowjetunion, den er viele Jahre später anzettelte, war für ihn – und nicht nur für ihn – der Höhepunkt dieses «Kreuzzuges». Wer die ideologische Antriebskraft von Hitlers wenigen zentralen Ideen unterschätzt, begeht einen Fehler, denn er war nicht nur ein Propagandist oder ein «prinzipienloser Opportunist».¹⁶² Vielmehr war er meisterhaft als Propagandist *wie* als Ideologe. In seiner Person widersprachen die beiden Rollen sich keineswegs.

Hitlers Überzeugung von seiner Einzigartigkeit übertrug sich auf manche, wenn nicht alle Mithäftlinge in Landsberg. Erst in der Festung, schrieb Rudolf Hess, habe er die «gewaltige Bedeutung» von Hitlers Persönlichkeit zur Gänze begriffen.¹⁶³ Einige Insassen, darunter auch Hess, sorgten nach der Freilassung aktiv für die Verbreitung des «heroischen» Hitler-Bildes innerhalb der Partei. Hermann Fobke, Hitlers Verbindungsmann zwischen der norddeutschen Fraktion und einer der etwa zwei Dutzend in Landsberg inhaftierten jungen Mitglieder von Hitlers Leibwache, deutete in einem der Briefe an Ludolf Haase an, welchen Eindruck Hitler auf ihn mache:

«Es ist meine felsenfeste Überzeugung, dass Hitler von seinem eigentlichen nationalsozialistischen Denken auch nicht ein Jota aufgeben wird (...). Und wenn es trotzdem manchmal so erscheint, dann geschieht es um grösserer Ziele willen. Denn er vereinigt in sich den Programmierer und den Politiker. Er kennt sein Ziel, sieht aber auch die Wege. Mein Aufenthalt hier hat das, was ich in Göttingen noch bezweifelte, den Glauben an den politischen Instinkt Hitlers, befestigt.»¹⁶⁴

Als Hitler Landsberg verliess, um den Wiederaufbau einer lahmgelegten Bewegung zu versuchen, hatte er seine Führungsansprüche nicht nur äusserlich, also im Kreis der völkischen Bewegung gestärkt, sondern sie innerlich umgewandelt und war zu einer neuen Selbstwahrnehmung und einem neuen Bewusstsein von seiner Rolle gelangt. Unter den «messianischen» Ansprüchen war Hitlers Wirklichkeitsinn keineswegs verschwunden. Zwar besass er keine konkrete Vorstellung, wie er die Ziele erreichen könne, denn noch dachte er, deren «Erfüllung» sei erst in der entfernten Zukunft zu bewerkstelligen.¹⁶⁵ Da seine «Weltanschauung» nur aus wenigen grundlegenden, aber unveränderbaren Prinzipien bestand, liess sie sich leicht taktischen Erfordernissen anpassen. Schliesslich hatte sie den Vorteil, dass sie eine Reihe ansonsten einander widersprechender Positionen aufnahm und versöhnte, die hinsichtlich bestimmter ideologischer Fragen und Finessen von untergeordneten NS-Führern vertreten wurden.

Im Rahmen seiner grundlegenden «Weltanschauung» bewies Hitler Flexibilität, ja Gleichgültigkeit gegenüber ideologischen Fragen, die seine Gefolgsleute bedrängen würden. Damalige Widersacher der Partei und viele spätere Kommentatoren unterschätzten häufig die Dynamik der NS-Ideologie wegen ihrer Diffusität und des Zynismus der Propaganda.¹⁶⁶ Die Ideologie wurde oft nur als Deckmantel für Machtstreben und Tyrannei gesehen.¹⁶⁷ Das führte zu einer Fehleinschätzung der Schubkraft von Hitlers grundlegenden Ideen. Damit missversteht man auch, wie diese Ideen zunächst in der NS-Partei funktionierten und nach 1933 auch im NS-Staat. Für Hitler zählte nur der Weg zur Macht, und dafür war er bereit, die meisten Prinzipien zu opfern. Doch einige – und um die ging es ihm vor allem – waren nicht nur unabänderlich, sondern das Wesen dessen, was er unter Macht verstand. Der Opportunismus wurde daher in letzter Konsequenz immer durch die Kernideen geformt, die seine Vorstellung von der Macht bestimmten.

Nach den Monaten in Landsberg hatte Hitlers Selbstwertgefühl derartige Höhen erreicht, dass er sich im Gegensatz zurzeit vor dem Putsch als den ausschliesslichen Exponenten der «Idee» des Nationalsozialismus und den einzigen Führer der völkischen Bewegung betrachtete, vom Schicksal dazu ausersehen, Deutschland den Weg zur nationalen «Erlösung» zu zeigen. Seine Aufgabe nach der Freilassung war, andere ebenfalls davon zu überzeugen.

ACHTES KAPITEL

Auf dem Weg zur Beherrschung der «Bewegung»

«Herzog – und Gefolgsmann! In diesem urdeutschen (...) Verhältnis von Führer zu Gefährten liegt die Wesenheit des Aufbaues der N.S.D.A.P. beschlossen.»

Gregor Strasser im Jahre 1927

«Ich ordne mich ohne Weiteres Herrn Adolf Hitler unter. Warum? Er hat bewiesen, dass er führen kann; aus sich, seinen Anschauungen und seinem Willen, aus dem einheitlichen nationalsozialistischen Gedanken heraus hat er seine Partei geschaffen und führt sie. Er und sie sind eins und bieten in sich die Einheit, welche die unbedingte Voraussetzung zum Erfolge ist.»

Ernst Graf zu Reventlow,
ein früherer Kritiker Hitlers im Jahre 1927

Zwischen der Neugründung der NSDAP im Februar 1925 und den Anfängen der politischen und wirtschaftlichen Unruhen, die der Weltwirtschaftskrise vorausgingen, war die NS-Bewegung in der deutschen Politik nur ein Ärgernis am Rande. Ihr Führer, Adolf Hitler, der vor dem völligen Neuaufbau der Partei stand, nachdem sie während seiner Haft 1924 in einander befehdende Fraktionen zerfallen war, hatte Redeverbot erhalten, das in Deutschland bis 1927 und in Preussen sogar bis 1928 galt, er war ins politische Niemandsland verbannt. Ein vertraulicher Bericht des Reichsministers des Innern aus dem Jahr 1927 stellte fest: die NSDAP «kommt nicht vorwärts», und beschrieb die Partei als «eine zahlenmässig unbedeutliche (...) radikal-revolutionäre Minderheitsgruppe, die auf die grossen Massen der Bevölkerung und den Gang der politischen Ereignisse keinen merkbaren Einfluss auszuüben vermag».¹

Unter den Bedingungen der wirtschaftlichen Erholung und augenscheinlichen Konsolidierung, die in den vier Jahren nach der Stabilisierung der Währung vorherrschten, waren die Hauptstützen des Erfolgs der Nationalsozialisten von vor 1923 verschwunden, ein Anschein von «Normalität» kam über die Republik, und Weimar erlebte nun seine «goldenen Jahre». Aussenminister Gustav Stresemann steuerte das Land mit dem Vertragswerk von Locarno 1925, das die Westgrenzen des Reiches, wie im Versailler Vertrag niedergelegt, anerkannte, und mit dem Eintritt in den Völkerbund im folgenden Jahr zurück in die internationale Gemeinschaft. Innenpolitisch nahm der Dawes-Plan trotz nationalistischen Widerstands der Reparationenfrage viel von ihrer Schärfe, indem er die Zahlungsweise der Deutschen regelte und wesentlich erleichterte. Erst fünf Jahre später wurde das Thema wieder brisant, als der Young-Plan, ein weiterer Versuch, Bedingungen zur Beseitigung der Bürde der Reparationen zu schaffen, eine neue Welle nationalistischer Agitation hervorrief.

Inzwischen schien die Republik trotz wenig stabiler Regierungen zur

Ruhe zu kommen. Bei vier Regierungswechseln zwischen 1925 und 1927 gab es dennoch viel Kontinuität in den Koalitionen.² Die Industrie übertraf nach der scharfen, kurzlebigen Rezession von 1926 zum ersten Mal das Produktionsniveau der Vorkriegszeit. Das gleiche galt für die Reallöhne, auch der Wohlfahrtsstaat machte beeindruckende Fortschritte, und das Niveau der Gesundheitsfürsorge lag weit über dem der Vorkriegszeit. Die öffentlichen Ausgaben für den Wohnungsbau stiegen stark an, und Ende der zwanziger Jahre wurden mehr als 300'000 neue Häuser im Jahr gebaut – ein Niveau, welches das Dritte Reich nur zweimal erreichte. Die Zahl der Streiks ging zurück, ebenso die Kriminalitätsrate.

Am Horizont erschienen die ersten Anzeichen der Konsumgesellschaft. Immer mehr Menschen besahen Rundfunkgeräte, Telephone, sogar Automobile.³ Zunehmend kauften sie in grossen Warenhäusern ein. Bei all dem folgte Deutschland Mitte der zwanziger Jahre Mustern, die in Europa weithin zu erkennen waren. Amerika war das Vorbild, doch Deutschland lag weit zurück. Diese Jahre bedeuteten zugleich den kulturellen Höhepunkt von Weimar, der neuen Sachlichkeit und der Blüte einer ausserordentlichen kulturellen Avantgarde. Die modernistischen architektonischen Experimente des Bauhauses, die expressionistische Malerei von Künstlern wie Pau Klee und Wassily Kandinsky, die beissende Sozialkritik in den Gemälden von Otto Dix und den Karikaturen von George Grosz, die kühnen neuartigen musikalischen Formen der Werke Arnold Schönbergs und Paul Hindemiths, der treffende Zynismus der Stücke Bertolt Brechts: Das alles wurde zum Synonym für die herausragende kulturelle Bedeutung Deutschlands in den zwanziger Jahren.⁴ Auch die Massenunterhaltung blühte auf, und Sportereignisse wurden zunehmend zu Zuschauermagneten. Besonders populär waren Boxkämpfe, Fussballspiele und Motorsport.⁵ In den Städten wurden an den Strassenecken zahlreiche Lichtspieltheater und Tanzsäle errichtet. Charleston, Shimmy und Jitterbug waren der letzte Schrei. Die jungen Menschen in den Grosstädten erlagen viel eher der Anziehungskraft des Jazz als der Heimatlieder.⁶

Auf dem Lande ging das Leben eher gemächlich weiter seinen Gang. «Ausser einigen Brandfällen sind bemerkenswerte Störungen der öffentlichen Sicherheit nicht zu berichten», begann der verschlafene halbmonatliche Bericht des Regierungspräsidenten von Oberbayern im Februar 1928.⁷ Fünf Jahre zuvor hatten die Aktivitäten von Hitler und seiner Bewegung die Berichte beherrscht. Es war, als habe 1923 ein

Sturm getobt. In der folgenden Ruhephase hatte die NS-Partei wenig Grund zur Hoffnung auf künftige Erfolge.

Der Rückhalt der völkischen Rechten war in der Bevölkerung bis Ende 1924 auf einen Rest von rund drei Prozent geschrumpft. Bei der Reichstagswahl von 1928 sank der Stimmenanteil noch weiter, die NSDAP, die erstmals bei einer Reichstagswahl unter eigenem Namen antrat, errang lediglich 2,6 Prozent. Mehr als 97 Prozent der Wähler wollten Hitler nicht. Unter den Wahlmodalitäten der Bundesrepublik Deutschland hätten die Nationalsozialisten bei diesem Stimmenanteil keine Mandate gewonnen. Nach dem Wahlrecht der Weimarer Republik zogen von insgesamt 491 Abgeordneten nur zwölf Nationalsozialisten in den Reichstag ein.⁸

Die wachsende Unruhe in bäuerlich geprägten Gemeinden und die Agitation anlässlich des Young-Plans halfen der NSDAP, das Abschneiden bei den Landtagswahlen 1929 etwas aufzubessern. Dessen ungeachtet hätte die NS-Partei ohne die Depression und deren verhängnisvolle Auswirkungen auf Deutschland ab Ende 1929 durchaus auseinanderbrechen, in Vergessenheit geraten und lediglich als Übergangerscheinung der Nachkriegswirren im Gedächtnis bleiben können. An Hitler hätte man sich als Aufwiegler erinnert, der sich bei einem absurden Putschversuch die Finger verbrannt habe und nie wieder zu einer Kraft in der deutschen Politik geworden sei.

Solange die deutsche Wirtschaft Aussichten auf Erholung und künftigen Wohlstand bot, brach das labile politische Gefüge der neuen Demokratie nicht zusammen. Ohne einen solchen Zusammenbruch und solange die antidemokratischen Eliten an den Hebeln der Macht – vor allem die Armeeführung, aber auch die Grossgrundbesitzer, viele Industriekapitäne und die obersten Ränge der Beamtenschaft – ihre distanzierte Loyalität zur Republik beibehielten, hatten Hitler und seine Partei keine Möglichkeit, in der politischen Hauptströmung Fuss zu fassen, geschweige denn einen Machtanspruch geltend zu machen. Genauso wenig sollte man die Bedeutung dieser «Jahre in der Wüste» zwischen 1924 und 1929 als grundlegende Vorbereitung auf den späteren triumphalen Aufstieg Hitlers und der NS-Partei unterschätzen. Hitler gelang es in diesem Zeitraum, sich als Führer der Rechtsradikalen zu etablieren. Dabei wurde die NSDAP in eine einzigartige «Führerpartei» umgewandelt, die diesen Charakter behielt und später auf den deutschen Staat übertrug. Mittlerweile war Hitler weder ein konventioneller Parteivorsitzender noch ein Führer neben anderen, ein primus inter pares,

sondern «der Führer». Zwischen 1925 und 1929 hatte er trotz einiger anfänglicher Schwierigkeiten die absolute und totale Herrschaft über die Bewegung errungen.

1929 hatten die Parteigliederungen, die im Zuge der reichsweiten, wenn auch zunächst dünn gesäten Ausdehnung der NSDAP aufgebaut worden waren, nur noch geringe Ähnlichkeit mit der Organisation vor dem Putsch, die von der Hand in den Mund gelehrt hatte. Die Partei war erheblich besser als 1923 darauf eingestellt, die neuen Krisen auszunutzen, die Deutschland ab Herbst 1929 heimsuchten. Auch die Kader der Aktivisten waren gestärkt worden. Trotz ihrer miserablen Wahlergebnisse zählte die NSDAP im Oktober 1928 mit angeblich 100'000 Mitgliedern mehr als doppelt so viele wie am Vorabend des Putsches.⁹ Ungeachtet der geringen Anzahl an Wählerstimmen gab es einen relativ grossen Kern von Aktivisten, der hauptsächlich aus ergebenen Fanatikern bestand.¹⁰ Insgesamt war die Partei 1929 eine weit geschlossenere Kraft als vor dem Putsch, obwohl der übliche Parteienhader noch immer unter der Oberfläche gärte und häufig in Konflikten zutage trat. Mögliche rechtsextreme Rivalen hatten jegliche Bedeutung verloren. Sie waren verschwunden oder von der NS-Bewegung absorbiert worden.

Hitlers veränderte Führungsposition hatte diese Entwicklungen stark beeinflusst. Vor dem Putsch war er nur einer der Führer der Rechten und vor allem im paramilitärischen Bereich vornehmlich von Kräften ausserhalb der eigenen Bewegung abhängig gewesen. Trotz der Anfänge des Führerkults, den einige seiner Gefolgsleute um ihn entfacht hatten, galt er nur als einer von vielen Exponenten des Nationalsozialismus.

Sechs Jahre nach dem Putsch beherrschte Hitler die Bewegung, «Idee» und «Führer» waren identisch, und unter den Parteigetreuen hatte der Hitlerkult auf eine Weise Fuss gefasst, die vor 1923 unvorstellbar gewesen wäre. Einige führende Männer der Partei tolerierten oder ermutigten diesen Kult, da er für die Bindung einer breiteren Anhängerschaft gut geeignet war. Vor allem jedoch konnte allein der Führerkult die Partei Zusammenhalten, die ansonsten wahrscheinlich wieder in einander befehrende Fraktionen zerbrochen wäre. Für Gegner und Anhänger wurde der Nationalsozialismus in jenen Jahren zur «Hitler-Bewegung». Damit war die Basis für die rasche Verbreitung des Führerkults nach dem «Durchbruch» im Jahr 1930 und die Beinahe-Vergötterung im Dritten Reich gelegt. Dabei sollte man Hitlers Beitrag zur Umwandlung der NSDAP in jener Phase nicht übertreiben. Bemerkenswert ist nicht, wieviel, sondern wie wenig er persönlich zur Umstrukturie-

rung beitrug, dank derer die Partei einen Angriff auf die Macht starten konnte, sobald die Umstände in einer günstigen Konstellation standen.

Im Wesentlichen hatten sich die grossen Linien in Hitlers Plan für den Weg zur nationalen «Erlösung» und Wiedergeburt seit seinem Eintritt in die Politik nicht verändert: Mobilisierung der Masse, Übernahme des Staates, «Vernichtung» der inneren Feinde und Vorbereitung territorialer Eroberungen.¹¹ Seine ideologische «Vision» diente in diesem Stadium hauptsächlich dazu, für ihn selbst die Vorurteile und Phobien, die er bereits so lange in sich trug, zu «rationalisieren» und seinen Gefolgsleuten das Bild eines politischen «Visionärs» zu vermitteln. Sein einziges Rezept war wie immer fortlaufende Propaganda und Agitation für die «Nationalisierung der Masse» und zugleich zu warten, bis die Ereignisse eine für ihn günstige Wendung nahmen. Hitlers fanatische Gewissheit beeindruckte all jene, die sich zu seiner Botschaft hingezogen fühlten. Er schuf damit eine Aura um sich, das «messianische», «visionäre» Hitlerbild.

Das Anwachsen des Führerkults war, obwohl Hitler nichts dagegen unternahm, ausser wenn er besonders geschmacklose Auswüchse unterband, das Werk seiner Gefolgsleute. Und die bedeutende Umstrukturierung der Parteiorganisation war zum grossen Teil das Werk Gregor Strassers. Hitlers Unentbehrlichkeit für die völkische Rechte hatte sich schon gezeigt, als diese während seiner Haftstrafe in Landsberg auseinanderfiel. Kein anderer Führer konnte sie so sammeln und Zusammenhalten wie er. Und kein Redner vermochte die Massen anzuziehen wie er. Darüber hinaus war Hitlers wichtigster Beitrag zur inneren Stärkung der NSDAP zwischen 1925 und 1929 eine kompromisslose Standfestigkeit gegen alle Anfechtungen seiner Autorität, ausserdem nutzte er seine einzigartige Führungsposition, um sich auf dem Weg zur Macht unbeirrbar über alle ideologischen Konflikte hinwegzusetzen oder sie zu umgehen.

Die Unterstützung für die Partei erfuhr zwar 1929 einen bescheidenen Zuwachs, doch weder Hitler noch ein anderer führender NS-Mann ahnten etwas von der Geschwindigkeit, mit der es bald zum politischen «Durchbruch» kam. Als er erfolgte, war die Partei – nach den mit der Neugründung 1925 erfolgten Veränderungen – imstande, die neuen Bedingungen auszunutzen, die sie selbst nicht hatte herbeiführen können.

Hitler verbrachte den Heiligen Abend 1924 in der prachtvollen neuen Villa der Hanfstaengls im Münchner Herzogpark. Im Gefängnis hatte er zugenommen und sah etwas aufgeschwemmt aus. Auf Kragen- und Schulterpartien seines blauen Anzugs lagen Schuppen. Der vierjährige Egon Hanfstaengl freute sich, seinen «Onkel Dolf» wiederzusehen.¹² Kaum zwei Minuten im Haus, bat Hitler schon darum, Isoldes «Liebestod» auf Hanfstaengls Blüthner-Flüge' hören zu dürfen. Wagners Musik konnte, wie der Gastgeber schon oft bemerkt hatte, bei Hitler einen Stimmungsumschwung bewirken. Er verlor seine anfängliche Nervosität und Anspannung und wurde gelöst und fröhlich.

Hitler bewunderte das neue Haus, hielt dann plötzlich mitten im Satz inne, sah über die Schulter und erklärte, er sei noch gewohnt, sich wie im Gefängnis immer vorzustellen, dass ihn jemand durch ein Guckloch beobachte. Hanfstaengl durchschaute Hitlers armselige Komödie. In Landsberg hatte er einen entspannten und geruhsamen Hitler erlebt, und es gab kein Guckloch in seinem Zimmer. Er bemerkte, wie sich der Gast mit Appetit am Truthahn und seinem Wiener Lieblingsgebäck göttlich tat, den Wein aber kaum anrührte. Später erklärte Hitler, dass er, um abzunehmen, nach der Haftentlassung allmählich auf Fleisch und Alkohol verzichte.¹³ Er hatte sich davon überzeugt, dass sie ihm schaden, so Hanfstaengl, «bis er daraus in seiner fanatischen Art schliesslich ein Dogma machte und nur noch vegetarische Speisen und alkoholfreie Getränke zu sich nahm».¹⁴

Nach dem Essen unterhielt Hitler die Familie mit seinen Kriegserinnerungen, marschierte im Zimmer auf und ab und imitierte die Geräusche verschiedener Geschütze bei der Schlacht an der Somme. Spätabends kam Wilhelm Funk, ein Künstler mit guten Verbindungen, kurz bei den Hanfstaengls vorbei. Er kannte Hitler schon recht lange und sprach darüber, wie seiner Ansicht nach der Wiederaufbau der Partei erfolgen könne. Hitlers Antwort war beiläufig und doch bezeichnend. Bei jemandem, der «von ganz unten heraufkommt, weder Namen noch eine besondere Stellung oder Verbindung hat», sorgten weniger die Programme als die harte Anstrengung dafür, dass die Öffentlichkeit bereit sei, «einen Namenlosen» mit einem politischen Kurs zu identifizieren. Hitler dachte, er habe diese Position nunmehr erreicht, und der Putsch sei wertvoll für die Bewegung gewesen: «Jetzt bin ich kein Unbekannter mehr, und das gibt uns die wichtigste Grundlage für einen neuen Anlauf.»¹⁵

Als Nahziel strebte Hitler die Aufhebung des Verbots der NSDAP an. Sein erster politischer Akt war ein Besuch bei seinem alten Verbündeten Pöhner, dem früheren Münchner Polizeipräsidenten. Diesem gelang es, über einen gut platzierten Vermittler, Theodor Freiherr von Cramer-Klett, für den 4. Januar 1925 eine Unterredung mit dem bayerischen Ministerpräsidenten Heinrich Held zu arrangieren. Pöhner machte auch bei Franz Gürtner, dem bayerischen Justizminister, den Hitler 1933 zum Reichsjustizminister ernannte, seinen Einfluss geltend, woraufhin dieser die Entlassung der anderen in Landsberg inhaftierten NS-Größen, darunter auch Rudolf Hess, bewirkte.¹⁶

Die Unterredung mit Ministerpräsident Held am 4. Januar, nur 14 Tage nach Hitlers Entlassung und die erste von drei Begegnungen der beiden Männer, verlief gut. Sie sprachen ohne Zeugen. Hitler war bereit, Demut zu zeigen. Für ihn war das der «Canossa-Gang». Er willigte ein, die Autorität des Staates bedingungslos zu akzeptieren und letzteren im Kampf gegen den Kommunismus zu unterstützen. Von Ludendorffs Angriffen auf die Katholische Kirche distanzierte er sich scharf – ein notwendiger Schritt, denn der General hatte bei seinem lautstarken Antiklerikalismus, der in Bayern ohnehin kaum Anklang fand, kürzlich besonders schrille Töne angeschlagen und war in öffentliche Auseinandersetzungen mit Kronprinz Rupprecht von Bayern verwickelt, unter anderem in einen Verleumdungsprozess, den er verlor.¹⁷ Hinter der Fassade anhaltender Verehrung für die Galionsfigur der völkischen Bewegung war Hitlers Bereitschaft, in der Unterredung mit dem bayerischen Ministerpräsidenten auf Distanz zu Ludendorff zu gehen, nicht nur gerissen, sondern ein Zeichen für seine zunehmende Entfernung zu dem General, die bis 1927 rasch zur vollständigen Entfremdung führte.

Hitler konnte Held auch versprechen, keinen weiteren Putschversuch zu unternehmen, was ihm unter den gegebenen Umständen sicher leicht fiel.¹⁸ Held liess Hitler deutlich merken, dass die Zeiten sich geändert hätten. Er werde weder eine Rückkehr zu den Verhältnissen dulden, die vor dem Putsch geherrscht hätten, noch werde die verfassungsmässige Regierung die «Revolutionäre von gestern» als ebenbürtige Partner behandeln.¹⁹ Aber Hitler bekam, was er wollte. Dank Gürtners Rückenbedeckung war der Weg frei für die Aufhebung des Verbots der NSDAP und des *Völkischen Beobachters* am 16. Februar.²⁰ Bis dahin hatte Hitler die Beziehungen zu den Rivalen in der NSFB geklärt.

Ein Treffen der NSFB am 17. Januar 1925 in Berlin besiegelte das Ende des Versuches, eine geeinte völkische Bewegung zu schaffen. Rein-

hold Wulle, einer der Gründer der DVFP, suchte Hitlers Autorität, insbesondere innerhalb der starken anwesenden norddeutschen Fraktion, zu untergraben. Er warf Hitler vor, nach der Haft ausgelaugt zu sein und der internationalen Macht der Katholischen Kirche nachzugeben. Diese stellte für Wulle eine grössere Bedrohung dar als «die jüdische Gefahr». Das Argument hatte bei den völkischen Führern aus dem protestantischen Norden einiges Gewicht. Wulle deutete ebenfalls an, unter Hitlers geschwächter Führung werde der bayerische Partikularismus dominieren. Nord und Süd würden einander gegenüberstehen. Im Sinne der Zuhörer betonte Wulle die eigene preussische Ausrichtung. Unter den gegenwärtigen Umständen seien schlaue Politiker gefragt, und Hitler sei nicht darunter. Wilhelm Henning, ein weiterer Mitgründer der DVFP, wurde noch deutlicher. Hitler sei «zwar ein guter Trommler, aber kein Politiker». Ein anderer Kritiker behauptete, Hitler wolle «Papst» der Bewegung werden, zu der er nichts beigetragen habe, und warf ihm vor, sein Ehrenwort gebrochen zu haben. Graefe verstärkte den Vorwurf. Verurteilen werde er Hitler nicht, denn die Tatsachen sprächen für sich selbst. Als angeblicher Vertrauensbruch galt Hitlers Weigerung, einen Brief Graefes von Anfang Januar zu beantworten, der ihn ultimativ vor die Wahl gestellt hatte, die Verbindungen zur Fraktion Streichers und Essers abubrechen oder zu riskieren, dass die DVFP eigene Wege gehe. Die Vorwürfe führten zu Empörung und Tumult, und die Zusammenkunft endete mit wechselseitigen Beleidigungen und war der Schlusspunkt aller Hoffnungen auf eine geeinte völkische Bewegung.²¹

Einen Einblick in die Gedanken der Nationalsozialisten bei der Zusammenkunft bieten die brieflichen Anmerkungen Walther von Corswant-Cuntzows, des späteren Gauleiters in Pommern:

«Lieber schon, dass der Eine Führer, zu dem Mann das meiste Zutrauen hat, versagt, als dieses Hin und Her der Vielen, von denen ein jeder etwas anderes will. Ich glaube nun einmal an das Gottesgnadentum Hitlers, den ich persönlich nie gesehen habe, und glaube daran, dass Gott ihn erleuchten wird, jetzt aus diesem Chaos den richtigen Weg zu finden.»²²

Die offenkundige Unfähigkeit der völkischen Bewegung, im abgelaufenen Jahr zu einer grundlegenden Einigung zu finden, sorgte dafür, dass derartige Ansichten vermehrt Wiederhall fanden.

Nicht alle Anhänger der völkischen Bewegung empfanden auf die gleiche Weise. Manche sagten noch immer, Ludendorff sei der Führer

ihrer Wahl.²³ In einer Münchner Ortsgruppe der NSFB soll sich die Stimmung gegen Hitler gewandt haben, nachdem er es brüsk abgelehnt hatte, mit einer Abordnung dieser Parteigliederung für wenige Minuten zusammenzutreffen, und gesagt hatte, ihr schriftliches Gesuch sei wie alle anderen ungelesen in den Papierkorb gewandert.²⁴

Hitler selbst war nur an der Aufhebung der Verbots seiner Partei in Bayern interessiert, die, wie er wusste, unmittelbar bevorstand. Er wollte nichts unternehmen, was dieses Ziel gefährden könnte. So liess er die norddeutschen Nationalsozialisten wissen, er verfolge nicht die Absicht, mit Graefes Freiheitspartei ein Abkommen zu schliessen, und werde unmittelbar nach der Aufhebung des Verbots eine Stellungnahme zur Neugründung der Partei im gesamten Reich abgeben. Er bestand darauf, freie Hand zu haben. Politische Vereinbarungen war er nicht eingegangen und hatte Held nur versprochen, er werde keinen Putschversuch unternehmen. Über sein Verhältnis zu Ludendorff meinte Hitler unter Verweis auf die Position, die er vor dem Putsch in den Tagen des Kampfbunds und später vor Gericht eingenommen hatte, er habe den General nur als militärischen und sich selbst als politischen Führer angesehen. Der einzige Vertrauensbruch gegenüber Ludendorff, fügte Hitler hinzu, stamme aus den Reihen derer, die seinen Namen durch den «Sumpf des Parlaments» gezogen und ihn dabei entwertet hätten. Nach der Neugründung sollten «nur echte Nationalsozialisten» Führungspositionen besetzen. Die Haft habe ihn überhaupt nicht ausgelaut, er sei flexibler denn je. Doch er verfolge die gleiche Linie: Vor allem gelte es, den Marxismus zu bekämpfen.²⁵ Positiv ausgedrückt lautete die Parole: «Nationalisierung der deutschen Arbeiterschaft». Auf die Frage, wie er zu den hart kritisierten Führern der GVG stehe – zu Streicher, Esser und Dinter –, erwiderte Hitler auf charakteristische Weise, für ihn komme es allein darauf an, was die genannten Männer erreicht hätten. Streicher habe in Nürnberg eine Gefolgschaft von mehr als 60'000 Anhängern aufgebaut, mehr als die Reichsführerschaft der NSFB im übrigen Bayern. Persönliche Abneigung sei kein Grund, diese Leute zu brüskieren.²⁶

Mitte Februar nahmen die Ereignisse einen für Hitler günstigen Verlauf. Am 12. Februar löste Ludendorff die Reichsführerschaft der NSFB auf.²⁷ Kurz danach und unmittelbar vor der Aufhebung des Verbots verkündete Hitler seine Entscheidung zur Neugründung der NSDAP. Daraufhin ging eine Flut von Loyalitätsadressen an Hitler ein. Bei einer Zusammenkunft am 22. Februar in Hamm (Westfalen) bekundeten

Gauleiter der früheren NSFB aus Westfalen, dem Rheinland, Hannover und Pommern gemeinsam mit über hundert ehemaligen Bezirksführern aus den norddeutschen Ländern von Neuem «unerschütterliche Treue und Gefolgschaft ihrem Führer Adolf Hitler».²⁸ Die neugegründete NSDAP blieb anders als ihre Vorgängerin nicht vornehmlich auf Bayern beschränkt.²⁹

Am 26. Februar erschien der *Völkische Beobachter* erstmals seit dem Putsch. Hitler unterstrich in seinem Leitartikel «Zum Wiedererstehen unserer Bewegung!», es komme darauf an, gegenseitige Schuldzuweisungen für die Zerrissenheit der völkischen Bewegung zu vermeiden und in die Zukunft zu schauen, indem man aus vergangenen Fehlern lerne. In der Bewegung sei kein Platz für religiösen Streit – eine im weitgehend katholischen Bayern notwendige Verzichtserklärung und eine Kritik an der völkischen Bewegung, die Hitler vorgeworfen hatte, dem Katholizismus gegenüber Konzessionen zu machen.³⁰ Er lehnte es ab, auf äussere Bedingungen einzugehen, welche die eigene Führerschaft einschränkten, erklärte, die Ziele der Bewegung seien unverändert, und forderte innere Einheit. Sein «Aufruf an die ehemaligen Angehörigen der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei!» in der gleichen Ausgabe schlug den gleichen Ton an. Träten Parteimitglieder wieder ein, frage er nicht nach der Vergangenheit und kümmere sich allein darum, dass die Uneinigkeit der Vergangenheit angehöre. Er forderte Einheit, Treue und Gehorsam³¹ und machte selbst keine Zugeständnisse. Was er anbot, war eine «Pax Hitleriana».³²

Die Zeitung druckte überdies die neue Satzung der wiedergegründeten NSDAP ab, die auf den Statuten vom Juli 1921 beruhte. Abermals dienten «Führerschaft» und «Einheit» als Schlüsselbegriffe. Im Kampf gegen «den furchtbarsten Feind des deutschen Volkes (...): Judentum und Marxismus» seien alle Spaltungen zu vermeiden.³³ Die SA solle wieder die Rolle als Hilfstruppe und Übungseinheit für junge Aktivisten der Partei übernehmen, die sie gespielt habe, bevor sie im Februar 1923 in die paramilitärische Szene in Bayern geraten sei. Binnen weniger Wochen kam es deshalb zum Bruch mit Ernst Röhm, dem es nicht gelang, Hitler zu überreden, die SA als konventionelle paramilitärische Organisation zu behalten, und der daher von der politischen Bühne verschwand und nach Bolivien abreiste.³⁴

In die wiedergegründete Partei konnte nur eintreten, wer einen neuerlichen Antrag auf Mitgliedschaft stellte. Den früheren Ausweis konnte man weder erneuern noch verlängern. Diese Vorschrift hatte symboli-

schen Wert und kam der Forderung nach zentraler Mitglieder-Kontrolle aus München nach.³⁵ Hitler sah es als lebenswichtig an, seine Münchener Machtbasis zu behalten. Als Lüdecke die Verlegung des Hauptquartiers nach Thüringen vorschlug – strategisch günstig in Mitteldeutschland gelegen, verbunden mit Luther und den kulturellen Traditionen des klassischen Weimar, in einem protestantischen Gebiet, wo man nicht wie in Bayern mit dem Widerstand des katholischen Establishments rechnen müsse, nicht zuletzt eine Region mit einer grossen Anzahl «völkischer» Sympathisanten –, räumte Hitler ein, der Vorschlag habe etwas für sich. «Aber ich kann München nicht verlassen», fügte er sofort hinzu. «Ich bin hier zu Hause; hier bin ich wer; hier sind mir viele Menschen ergeben, mir allein und niemandem sonst. Das ist wichtig.»³⁶

Am 27. Februar 1925 trat Hitler um acht Uhr abends im Münchener Bürgerbräukeller, wo er die politische Bühne 16 Monate zuvor verlassen hatte, erneut ins Rampenlicht. Ursprünglich sollte die Veranstaltung am 24. Februar stattfinden, doch das war der Faschingsdienstag.³⁷ Also verschob man den Termin auf Freitag. Wie vor dem Putsch hatten rote Plakate seit Tagen in ganz München für die Rede geworben. Am frühen Nachmittag begannen die Leute, ihre Plätze einzunehmen. Drei Stunden vor Veranstaltungsbeginn war der riesige Saal vollbesetzt. Über 3'000 Menschen standen dichtgedrängt, weitere 2'000 hatte man weggeschickt, und draussen riegelten Polizeikordons die Umgebung ab.³⁸ Einige prominente Gesichter fehlten – darunter auch Rosenberg, weil Hitler ihn seit seiner Rückkehr aus Landsberg aus dem inneren Kreis ausgeschlossen hatte.³⁹ Lüdecke erzählte er: «Bei dieser Komödie mache ich nicht mit. (...) Den Bruderkuss, den Hitler vorhat, kenne ich schon.»⁴⁰ Auch Ludendorff, Strasser und Röhm waren nicht erschienen.⁴¹ Hitler meinte, der erste Parteivorsitzende, Drexler, solle die Veranstaltung leiten. Doch Drexler bestand auf den Parteiausschluss von Hermann Esser.⁴² Hitler wollte unter keinen Umständen zustimmen, für ihn habe Esser «mehr politischen Verstand in den Fingerspitzen als die ganze Schar seiner Ankläger im Hintern».⁴³ Also eröffnete Max Amann, Geschäftsführer der Partei und einer von Hitlers engsten Münchener Vertrauten, die Versammlung.

Hitler sprach fast zwei Stunden lang.⁴⁴ Dreiviertel seiner Rede bestanden aus der üblichen Beschreibung der Misere Deutschlands seit 1918, der Juden als dafür Verantwortliche, der Schwäche der bürgerlichen Parteien und der Ziele des Marxismus, den man nur mit einer

Lehre von höherer «Wahrhaftigkeit», aber «gleicher Brutalität der Durchführung» bekämpfen könne. Hitler machte deutlich, es sei nötig, alle Energien auf ein Ziel und den einzigen Feind zu lenken, um Zersplitterung und Uneinigkeit zu vermeiden. «Die Kunst aller grossen Volksführer aber», rief er aus, «bestand noch zu allen Zeiten darin, die Aufmerksamkeit der Masse auf einen Feind zu konzentrieren.» Aus dem Kontext ging hervor, dass er die Juden meinte.

Erst im letzten Viertel seiner Rede kam Hitler zum eigentlichen Thema. Keiner könne von ihm erwarten, bei dem erbitterten Streit Partei zu ergreifen, der in der völkischen Bewegung noch immer wüte. In jedem Parteigenossen sehe er nur den Anhänger der gemeinsamen Idee, erklärte er unter anhaltendem Beifall. Es sei nicht seine Aufgabe als Führer, zu erkunden, was in der Vergangenheit geschehen sei, sondern die Auseinanderehenden zusammenzubringen. Schliesslich kam er zum entscheidenden Punkt. Der Streit sei beendet. Alle, die eintreten wollten, sollten ihre Differenzen begraben. Sarkastisch wies er darauf hin, neun Monate lang hätten andere Zeit gehabt, die Belange der Bewegung zu «wahren». Unter grossem, anhaltendem Applaus fügte er hinzu: «Meine Herren, die Vertretung der Interessen der Bewegung lassen Sie von nun ab meine Sorge sein!» Als Führer hätten sie ihn bedingungslos zu akzeptieren. «Ich bin nicht gewillt, mir Bedingungen vorschreiben zu lassen, solange ich persönlich die Verantwortung trage. Und die Verantwortung trage ich wieder restlos für alles, was in dieser Bewegung vorgeht», schloss er. Nach einem Jahr werde er sich selbst Rechenschaft ablegen.⁴⁵ Es folgten tumultartiger Jubel und «Heilrufe». Alle standen auf, um «Deutschland über alles» zu singen.⁴⁶

Was folgte, war ein perfekt inszenierter Schlussakt, dessen Wirkung sich die Anwesenden nicht entziehen konnten. Hermann Esser, Julius Streicher und Artur Dinter von der GVG sowie Rudolf Buttmann, Gottfried Feder und Wilhelm Frick vom ,• parlamentarischen« Völkischen Block – im ganzen letzten Jahr und auch davor Erzfeinde – stiegen alle auf das Podium und schüttelten einander die Hand, vergaben sich wechselseitig und schworen einen ewigen Treueeid auf den Führer. Indessen schlug der emotionale Überschwang im Saal hohe Wellen, viele Leute standen auf Tischen und Bänken und die Menge drängte sich nach vorn, um besser sehen zu können.⁴⁷ Das Schauspiel ähnelte dem Treueschwur, den mittelalterliche Vasallen vor ihrem Lehnsherren ablegten.

Die öffentliche Zurschaustellung von Einigkeit, so scheinheilig sie

auch war, konnte nur unter Hitler als Führer erreicht werden. Mit einigem Recht behauptete er, die «Homogenität» der Partei wiederhergestellt zu haben.⁴⁸ In den folgenden Jahren wurde eines immer deutlicher: Hitler und die zunehmend in seiner Führerschaft verkörperte «Idee» waren die einzige und unverzichtbare Integrationskraft innerhalb einer Bewegung, die in sich das Potential zur Selbsterfleischung trug. Umgekehrt beruhte Hitlers Stellung als oberster, unantastbarer über der Partei stehender Führer zum grossen Teil auf der Anerkennung dieser Tatsache.

Ausserhalb des loyalen Kreises rief Hitlers Rede bei den völkischen Rechten Enttäuschung hervor. Das lag hauptsächlich an der Art, wie er zu Ludendorff auf Distanz gegangen war, den viele noch als Führer der völkischen Bewegung ansahen. In seinem Aufruf vom 26. Februar hatte Hitler mit nichtssagenden Worten den General als «treuesten und uneigennützigsten Freund» der nationalsozialistischen Bewegung bezeichnet. In seiner Rede hatte er Ludendorff mit keinem Wort erwähnt. Erst im Tumult danach, als im Saal «Heil»-Rufe auf den General ausgebracht wurden, sprach Hitler diplomatisch und zugleich vage davon, ihm «mit dem Herzen» zu gehören, wobei er wieder keinen Namen nannte.⁴⁹ Die Anhänger Ludendorffs betrachteten Hitlers Vorgehen als wohlkalkulierte Beleidigung. Ludendorffs Ansehen blieb ein potentielles Problem.⁵⁰ Doch wie so oft kam Hitler das Glück zu Hilfe.

Am 28. Februar 1925, dem Tag nach der Neugründung der NSDAP, starb der Sozialdemokrat Friedrich Ebert, der erste Reichspräsident der Weimarer Republik, im Alter von 54 Jahren an den Folgen einer Blinddarmoperation. Die Rechte hatte so hartnäckig versucht, ihn wegen seiner Teilnahme am Munitionsstreik vom Januar 1918 zu diffamieren – als die SPD-Führung eine Million Arbeiter in den Ausstand treten liess, womit zeitweise die Kriegsproduktion bedroht war –, dass er gezwungen war, in 170 Fällen eine Verleumdungsklage anzustrengen zu seiner Verteidigung.⁵¹ Die Gefühlswellen gegen Ebert schlugen so hoch, und auch der Grad des Antisozialismus in konservativen katholischen wie in nationalistischen Kreisen war derart, dass Kardinal Faulhaber, Erzbischof von München und Freising, der die Revolution von 1918 einmal offen als «Hochverrat» gebrandmarkt hatte, es ablehnte, in seiner Diözese die Glocken zu Ehren des verstorbenen Präsidenten läuten zu lassen.⁵²

Die NSDAP rechnete nicht damit, auf die Wahl von Eberts Nachfolger in irgendeiner Form bestimmend einzuwirken. Hitler gab das recht

freimütig zu. Einer Parteiversammlung teilte er mit, es sei unwesentlich, wer Reichspräsident werde. Wer gewählt werde, sei «doch immer nur ein Mann, der in Wirklichkeit gar kein ‚Mann‘ ist». ⁵³ Obwohl einige seiner Berater widersprachen, bestand Hitler darauf, Ludendorff als Kandidaten der Nationalsozialisten zu nominieren, und überredete den General, anzutreten. ⁵⁴ Er sah Ludendorff ohnehin nur als Zählkandidaten ohne Siegchance. ⁵⁵

Warum Ludendorff der Kandidatur zustimmte, ist nicht so leicht zu verstehen wie Hitlers Wunsch, die Bewerbung eines Rivalen herbeizuführen, über den er sich privat mittlerweile verächtlich äusserte. ⁵⁶ Hitler hat dem General offenbar eingeredet, man müsse den konservativen Kandidaten der Rechten, Karl Jarres, stoppen, und indem er Ludendorffs Prestigedenken schmeichelte, diesen zum Antreten verleitet. «Hitler weiss wohl, dass er zwar in Bayern eine grosse Anhängerschaft besitzt, dass er aber in Norddeutschland und östlich von Berlin nur auf wenige Stimmen rechnen kann», erklärte der General seiner entsetzten Frau, die sofort die wahrscheinlichen Folgen voraussah, die der arrogante ehemalige «Kriegsherr» einfach übersah. «Speziell die Ostpreussen und Schlesier sind mir, noch vom Kriege her in Dankbarkeit ergeben», fuhr er fort, zur Kandidatur entschlossen. Tatsächlich bekundeten sie ihre Dankbarkeit und Ergebenheit, indem sie Ludendorff bei der Abstimmung fast völlig ignorierten. ⁵⁷ Wahrscheinlich hatte er auch mit dem Rückhalt seiner völkischen Freunde gerechnet. Doch als die DVFP die Unterstützung von Jarres beschloss – um die Stimmen des rechten Lagers nicht zu spalten –, war das Schicksal des Generals praktisch besiegelt. ⁵⁸ Was einigen Männern in Hitlers Entourage als riskante Strategie erschienen war, war im Gegenteil risikolos und fügte dem Ansehen Ludendorffs mit Sicherheit grossen Schaden zu. Genau das sei die Absicht gewesen, lautete die kaum verhohlene Ansicht auch einiger NS-Führer. ⁵⁹

Für Ludendorff war der Urnengang am 29. März eine Katastrophe. Er erhielt mit 286'000 Stimmen nur 1,1 Prozent, mithin 600'000 weniger, als die völkische Rechte bei der Reichstagswahl im Dezember 1924 erzielt hatte, und für sich genommen schon ein Debakel. ⁶⁰ Hitler beunruhigte das Ergebnis nicht. «Ganz gut so –», sagte er zu Hermann Esser, «jetzt haben wir ihn endlich erledigt.» ⁶¹ Aus der Stichwahl am 26. April ging ein weiterer Kriegsheld als Sieger hervor, Feldmarschall Hindenburg. Die Demokratie von Weimar lag nun in den Händen eines Vertreters der alten Ordnung. Das Ergebnis überraschte nicht nur, weil

die nationalkonservative Rechte für ihn gestimmt hatte. Wenn die BVP nicht den Kandidaten der reaktionären Rechten unterstützt und die KPD nicht an ihrem Bewerber Thälmann festgehalten hätte, wäre die Wahl für Hindenburg verlorengegangen. Der hohe Preis dieser wahl-taktischen Manöver musste 1933 bezahlt werden.

Ludendorff hat sich von dieser Niederlage nie erholt. Hitlers grosser Rivale um die Führung der völkischen Rechten stellte keine Gefahr mehr dar. Der General war auf dem Weg in die politische Wüstenei. Unter dem Einfluss Mathilde von Kemnitz' stehend, die 1926 seine zweite Frau wurde, war er seit 1924 zunehmend einem Verfolgungswahn erlegen, verbunden mit Verschwörungstheorien, mit denen er Freimaurer, Juden, Marxisten und Jesuiten in Verbindung brachte. Seine zunehmende Verschrobenheit – unterstützt von Mathildes noch grösserer Versponnenheit – rückte Ludendorff immer mehr an den Rand der Rechtsradikalen, die selbst nicht gerade ob ihrer kühlen Rationalität berühmt waren. Der Tannenbergbund, die merkwürdige Sekte, die er und Mathilde 1925 gründeten, veröffentlichte eine Menge Schriften, deren Verfolgungswahn derart haarsträubend war, dass selbst NS-Ideologen ihn zurückwiesen. Ludendorff brachte Hitler keinen Nutzen mehr; er war regelrecht kontraproduktiv geworden. Im Jahr 1927 ging Hitler gegenüber dem ehemaligen Verbündeten offen zum Angriff über und bezichtigte ihn der Freimaurerei, worauf Ludendorff niemals reagiert hat.⁶²

Die völkische Bewegung, die 1924 zahlenmässig stärker und geographisch weiter verbreitet gewesen war als die NSDAP und deren Nachfolgeorganisationen, war nicht nur geschwächt und gespalten, sondern hatte mit Ludendorff endgültig ihre Galionsfigur verloren.⁶³ Zuerst kamen besonders in Süddeutschland Schwierigkeiten auf, als örtliche Parteiführer Hitlers Forderung ablehnten, ihre Beziehungen zu völkischen Vereinigungen abzubrechen und sich seiner Führerschaft zu unterwerfen. Zunehmend liefen sie zu Hitler über.⁶⁴ Die meisten erkannten, woher der Wind wehte, denn ohne Hitler hatten sie keine Zukunft. Hitler wiederum besuchte in den kommenden Monaten besonders gewissenhaft die bayerischen Ortsgruppen der Partei. Durch das Redeverbot für öffentliche Versammlungen, das die bayerischen Behörden am 9. März über ihn verhängt hatten, dem während der nächsten Monate in den meisten anderen Ländern, darunter auch Preussen, ähnliche Verbote folgten, stand ihm mehr Zeit zur Verfügung, um auf geschlossenen Parteiveranstaltungen zu sprechen.⁶⁵ Der Hand-

schlag mit einzelnen Mitgliedern, der unweigerlich dazugehörte, festigte symbolisch die Bande zwischen ihm und den lokalen Mitgliedern. In Bayern wurde so eine stabile Plattform für Hitlers Führerschaft geschaffen. Im Norden ergaben sich mehr Schwierigkeiten.

II

Am 11. März 1925, zwei Tage nach Verhängung des Redeverbots, erteilte Hitler Gregor Strasser den Auftrag, in Norddeutschland eine Parteiorganisation aufzubauen.⁶⁶ Strasser, von Beruf Apotheker, stammte aus Landshut. Er war ein grossgewachsener, aufrechter Bayer, in den Tagen vor dem Putsch SA-Führer in Niederbayern, litt an Diabetes und mischte bei den wildesten Bierkellerschlägereien mit, las zur Erholung Homer im Original und war wahrscheinlich der fähigste Kopf unter den führenden Nationalsozialisten. Vor allem besass er ein grosses Organisationstalent. Der rasche Aufbau der Parteistrukturen der NSDAP in Norddeutschland war hauptsächlich das Werk Strassers, der die Kontakte nutzte, die er als Mitglied der Reichsführerschaft der NSFB geknüpft hatte.⁶⁷

Die meisten Ortsgruppen im Norden entstanden aus dem Nichts, Ende 1925 gab es 262, verglichen mit nur 71 am Vorabend des Putsches.⁶⁸ Während Hitler den Sommer weitgehend in den Alpen bei Berchtesgaden verbrachte, am zweiten Band von «Mein Kampf» arbeitete und zwischenzeitlich die Aufführungen der Bayreuther Festspiele genoss, ohne sehr an die Partei ausserhalb Bayerns zu denken, konzentrierte Strasser seine Bemühungen unermüdlich auf den Norden. Seine Ansichten über einen «nationalen Sozialismus» waren im Schützengraben entstanden. Er war idealistischer, weniger am reinen Nutzen interessiert als Hitler, wenn er die Arbeiterklasse zu gewinnen suchte. Und obwohl er natürlich stark antisemitisch dachte, hielt er wenig von der obsessiven, beinahe ausschliesslichen Betonung der Judenhetze, die Hitler und seine Entourage in der Münchner Partei kennzeichnete. Strasser konnte schon seit den Tagen der Spaltung im Jahr 1924 die «Grössen» der bayerischen NSDAP, Esser und Streicher, kaum ertragen. Er teilte Hitlers grundlegende Ziele, selbst wenn er sie anders ausdrückte. Und obwohl er nie von der Welle der Hitlerverehrung mitgerissen wurde, erkannte er, wie unverzichtbar Hitler für die Bewegung war, und blieb ihm treu ergeben.⁶⁹

Strassers Ansichten und sein Vorgehen passten gut zu der Art und Weise der Entwicklung der Partei in Norddeutschland – weit weg vom bayerischen Kernland. Ein zentrales Problem im Norden war der enorme Abscheu, der 1924 durch die grossen Zusammenstösse während der «führerlosen Zeit» hervorgerufen worden war und den drei Männern galt, die vermeintlich in Bayern die Geschäfte der NSDAP beherrschten – Esser, Streicher und Amann. Die einzige Übereinstimmung zwischen dem Direktorium und den Führern der NSFB war 1924 die Ablehnung dieser drei Männer gewesen. Sie blieb im gesamten Jahr 1925 als Spannungsmoment zwischen der NSDAP in Norddeutschland und der Münchner Zentrale bestehen.⁷⁰ Ausserdem wollten sich die Norddeutschen nicht dem Diktat der Zentrale beugen, wo der Geschäftsführer, Philip Bouhler, versuchte, die gesamte Bewegung der Autorität des Münchner Hauptquartiers zu unterstellen.⁷¹ Ein weiterer eng damit verknüpfter Faktor war die Sorge über Hitlers anhaltende Inaktivität, während die Krise der NSDAP sich verschärfte. In den Augen der Parteiführer aus Norddeutschland war es diese Passivität, die der Esser-Bande ihre Vorherrschaft gestattete und ihn selbst viel zu sehr dem ungünstigen Einfluss der früheren GVG-Führer aussetzte. Hitlers Unterstützung für Amann, Esser und Streicher blieb für die Norddeutschen eine Quelle tiefer Enttäuschung und Erbitterung.⁷²

Hitler hatte zwar nach der Neugründung der Partei versprochen, dem Norden mehr Aufmerksamkeit zu schenken, aber auch diese Hoffnung wurde enttäuscht. Darüber hinaus bestanden weiterhin Meinungsverschiedenheiten über die Beteiligung an Wahlen. So lehnte die Göttinger Parteiführung Politik mit parlamentarischen Mitteln nach wie vor grundsätzlich ab, da sie dazu führe, dass die «Bewegung» zu einer blossen «Partei» wie die anderen werde.⁷³ Nicht zuletzt existierten unterschiedliche politische Akzente und verschiedene Schwerpunkte im Hinblick auf die nationalsozialistische «Idee». Einige der norddeutschen Führer vertraten wie Strasser einen stärker «sozialistischen» Ansatz. Damit wollten sie eine grösstmögliche Ausstrahlung auf die Arbeiterschaft in den Industriezentren ausüben. Die dort herrschende Sozialstruktur erforderte ein anderes Image als das, welches man in Bayern bevorzugte.

Dabei ging es nicht nur um zynische Propaganda, vielmehr fühlten sich einige führende Aktivisten im Norden und Westen wie der junge Joseph Goebbels in Elberfeld von den Ideen eines «Nationalbolschewismus» angezogen.⁷⁴ Ein Mann von scharfem Geist und beissendem

Witz, war der künftige Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, der zu den intelligentesten Führern der NS-Bewegung gehörte, Ende 1924 der NSDAP beigetreten. In Rheydt, einer kleinen Industriestadt am Niederrhein, in bescheidenen katholischen Verhältnissen aufgewachsen, war Goebbels seit Kindertagen wegen seines missgestalteten rechten Fusses dem Hohn und Spott seiner Umwelt ausgesetzt. Auch die geringe Anerkennung, die seinen ersten schriftstellerischen Versuchen beschieden war, nährte Goebbels' Verdruss. «Warum verwehrt das Schicksal mir, was es den anderen schenkt?» wollte er im März 1925 in seinem Tagebuch wissen, das er bis zu seinem Selbstmord im Berliner Bunker 20 Jahre später führte, bevor er, selbstmitleidig, Jesu Worte am Kreuz hinzufügte: «Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?»⁷⁵ Sein Minderwertigkeitskomplex war die Triebfeder seines Ehrgeizes und des Bedürfnisses, im Zuge geistiger Beweglichkeit die eigene Leistungsfähigkeit in einer Bewegung zu beweisen, die sowohl körperliche Schwäche als auch die «Intellektuellen» ins Lächerliche zog. Nicht zuletzt erzeugte der Ehrgeiz auch seinen ideologischen Fanatismus.

Goebbels ideologische Ausrichtung in dieser Zeit zeigt ein Briefwechsel mit Theodor Vahlen, dem Gauleiter in Pommern, Professor an der Universität Greifswald und Besitzer einer kleinen Druckerei in der Stadt, dessen Inkompetenz neben der Feindschaft des künftigen «Reichspropagandaleiters» 1927 zu seiner Ablösung als Gauleiter führte.⁷⁶

«National und sozialistisch! Was geht vor und was kommt nach? Bei uns im Westen kann die Frage gar nicht zweifelhaft sein. Zuerst die sozialistische Erlösung, dann kommt die nationale Befreiung wie ein Sturmwind. Prof. Vahlen ist anderer Ansicht. Zuerst den Arbeiter nationalisieren. Aber die Frage! Wie?»

Goebbels hatte einen falschen Eindruck von Hitlers Position gewonnen. «Hitler steht zwischen beiden Meinungen», schrieb er. «Aber er ist im Begriff, ganz zu uns herüberzukommen.»⁷⁷ Goebbels und andere norddeutsche Führer hielten sich für Revolutionäre, die mit den Kommunisten mehr gemeinsam hätten als mit der verhassten Bourgeoisie. Manche sympathisierten mit Russland. Und wieder andere redeten von einer Parteigewerkschaft.⁷⁸

Ausschlaggebend war jedoch die Einstellung zu Hitler und dem Parteiprogramm. Während seiner Inhaftierung war das norddeutsche Di-

rektorium fanatisch für Hitler eingetreten. Doch mit seiner zweideutigen Haltung gegen die NSFB und die Beteiligung an Wahlen hatte Hitler die Norddeutschen enttäuscht. Und deren Führer, zunächst Adalbert Volck und dann Ludolf Haase, waren vor der Art und Weise zurückgeschreckt, wie um Hitler ein Personenkult entstand, und vor dessen möglichen Folgen für die Partei. Alle norddeutschen Führer akzeptierten Hitlers Stellung und auch sein Recht, an der Spitze der Partei zu stehen. Sie anerkannten ihn als den «Helden von München» auf Grund der Rolle, die er beim Putsch gespielt hatte, und wegen seiner Haltung vor Gericht. Seine Stellung und sein Ansehen brauchten nicht hervorgehoben zu werden, und die Fehler wurden seiner Umgebung – insbesondere Esser und Streicher – angelastet.⁷⁹ Doch viele der norddeutschen Parteigetreuen kannten Hitler nicht persönlich, waren ihm nicht einmal begegnet.⁸⁰ Daher war ihre Beziehung zu ihm ganz anders als die der Mitglieder in Bayern oder gar in München. Hitler war ihr Führer; niemand stellte das in Frage. Doch in ihren Augen war Hitler auch an die «Idee» gebunden. Überdies hielten sie das Programm von 1920, das die «Idee» im Sinne der Ziele der Partei skizziert hatte, für unzulänglich und reformbedürftig.⁸¹

Im Spätsommer 1925 waren sich die Führer im Norden – ungeachtet ihrer Differenzen hinsichtlich der Deutung und Akzentuierung von Programm, Zielen und Bedeutung des Nationalsozialismus – zumindest darin einig, dass die Partei eine Krise durchlaufe. Diese Spannung wurde im Rückgang der Mitgliederzahlen und einem allgemeinen Stillstand widergespiegelt, und die Norddeutschen verbanden dies vor allem mit dem Zustand der Münchner NSDAP.⁸² Hitler selbst sei «total» mit der Arbeit an «Mein Kampf» beschäftigt und offenbar nicht zum Eingreifen bereit. Unter den Umständen unterstütze er somit Esser. Hitler verteidigte den «Propagandaleiter» und seine «Bande» mit der Begründung, das Entscheidende sei deren «Zweckmässigkeit», wobei er übergang, wie gering diese «Zweckmässigkeit» einzuschätzen war, wenn sie gleichbedeutend war mit dem Widerstand der Partei im Reich.

Mit dem Ziel, der «Esserdiktatur» Paroli zu bieten, berief Gregor Strasser, den Fobke als «den ehrlichen, ausserordentlich fleissigen, wenn auch nicht genialen Mitarbeiter Hitlers» beschrieb, am 10. September 1925 eine Zusammenkunft der norddeutschen Parteiführer in Hagen (Westfalen) ein. Strasser selbst musste in letzter Minute wegen einer schweren Erkrankung seiner Mutter absagen.⁸³ So kam es, dass die Gespräche nicht wie geplant verliefen. Die meisten nord- und westdeut-

schen Parteiführer waren der Einladung gefolgt. In Abwesenheit Strassers gelang es, entgegen der den meisten Anwesenden unbekanntem Absicht, nicht, einen Block zur Bekämpfung «der verderblichen Münchner Richtung» zu bilden. Rasch wurden die Meinungsverschiedenheiten offensichtlich. Als die Probleme mit Esser zur Debatte standen, äusserte sich Widerstand gegen alles, was nach einer «Palastrevolution» roch. Einstimmig wurde die Beteiligung an Wahlen abgelehnt, schriftlich protokolliert und an Hitler geschickt, aber die Erklärung konnte die ernsthaften Differenzen nur übertünchen. Darüber hinaus kam nichts heraus als eine lockere Organisation der norddeutschen Gaue, die, unter Strassers Leitung stehend, hauptsächlich den Austausch von Rednern koordinierte.⁸⁴

Diese Arbeitsgemeinschaft der nord- und westdeutschen Gaue der NSDAP (AG) und ihr Presseorgan, die *Nationalsozialistischen Briefe*, herausgegeben von Goebbels, waren keinesfalls als Herausforderung an Hitler gedacht.⁸⁵ In ihren Statuten dankte die Arbeitsgemeinschaft ihm ausdrücklich für seine Zustimmung, und die Mitglieder gingen die Verpflichtung ein, «in kameradschaftlichem Geiste der Idee des Nationalsozialismus unter ihrem Führer Adolf Hitler» zu arbeiten.⁸⁶ Hitler empfahl den Parteimitgliedern die Veröffentlichungen der AG. Deren Mitglieder waren gegen Hitlers Gefolge, nicht gegen ihn persönlich. Und auch hier schlossen sie in der Praxis Kompromisse, die sogar so weit gingen, dass sie Beziehungen zu Esser und Streicher unterhielten.⁸⁷ Es gab also keinerlei Hinweise auf eine Abspaltung der AG.

Dessen ungeachtet wurde die Arbeitsgemeinschaft allen internen Unstimmigkeiten zum Trotz eine Bedrohung für Hitlers Autorität. Die Auseinandersetzungen über die «Esser-Bande» und die Beteiligung an Wahlen waren an sich nicht gefährlich. Ein weit grösserer Stellenwert kam der Tatsache zu, dass Gregor Strasser und insbesondere Goebbels die AG als Gelegenheit zur Umgestaltung des Parteiprogramms ansahen. In letzter Konsequenz hoffte Strasser, das Programm von 1920 ersetzen zu können.⁸⁸ Im November unternahm er die ersten Schritte und setzte einen eigenen Programmentwurf für die Arbeitsgemeinschaft auf. Darin vertrat er eine «rassenmässige» Integration der deutschen Nation im Zentrum eines «Mitteleuropäischen Zollvereins» und als «Schwergewicht für die Vereinigten Staaten von Europa». Innenpolitisch schlug der Entwurf einen Ständestaat vor. In der Landwirtschaft sollten die Bauern über das «Erleben» an Grund und Boden gebunden werden, in der Industrie war die überwiegende Vergesellschaftung der

«Produktionsmittel» vorgesehen, und in beiden Fällen sollte dies «unter Beibehaltung des privatwirtschaftlichen Betriebssystems» erfolgen.⁸⁹

Der Entwurf war nicht nur vage, zusammenhanglos und in sich widersprüchlich. Er musste entzweierend wirken. Genau das trat bereits vor dem Treffen der AG am 24. Januar 1926 in Hannover ein, als eine Programmdiskussion auf der Tagesordnung stand.⁹⁰ Die Anwesenden beschlossen, die von unterschiedlichen Mitgliedern eingesandten Vorschläge durch eine Kommission unter Leitung Gregor Strassers prüfen zu lassen.⁹¹ Doch hinter diesem nichtssagenden Beschluss verbarg sich eine erhitzte, erbitterte Debatte, in der wenig schmeichelhafte Kommentare über Gottfried Feder laut wurden, den Wirtschafts-»Experten« der Partei, dessen Ideen Hitler so stark beeindruckt hatten, als er im Sommer 1919 seine ideologische Ausbildung bei der Reichswehr absolvierte. Die AG hatte den Programmentwurf weder an Feder noch an Hitler geschickt. Als Feder, nach eigenem Verständnis der «Vater» des ursprünglichen Parteiprogramms, – dessen Einfluss wahrscheinlich nur so weit gereicht hatte, die von ihm wie besessen verfolgte Forderung nach «Brechung der Zinsknechtschaft» in den Text einzufügen – ein Exemplar in die Hand bekam, war er wütend. Unangekündigt erschien Feder in Hannover und verhehlte nicht seinen Zorn über die Richtung der beabsichtigten Veränderungen.⁹² Gekränkt und beleidigt notierte er die Wortmeldungen, eindeutig in der Absicht, in München darüber zu berichten.⁹³ Manche Gauleiter – die regionalen Parteiführer an der Spitze der etwa 30 Bezirke (Gae), in die das Reich aufgeteilt war – schreckten nicht vor offener Kritik der Führungsqualitäten Hitlers zurück, obwohl sie erkannten, dass sie ohne ihn nicht auskamen.⁹⁴ Zuvor hatte die Versammlung ebenfalls einstimmig beschlossen, die für Juni geplante Volksabstimmung über die entschädigungslose Enteignung der deutschen Fürsten – eine Initiative der Linken und zu jener Zeit ein wichtiges und in der Öffentlichkeit kontrovers diskutiertes Thema – zu unterstützen.⁹⁵

Hitler hatte sich zwar bislang keine Sorgen um die Arbeitsgemeinschaft gemacht, aber Feder veranlasste ihn nun zu handeln. Hitler hatte die Gefahrensignale erkannt. Für den 14. Februar 1926 rief er etwa 60 Parteiführer zu einer Tagung nach Bamberg in Oberfranken zusammen.⁹⁶ Eine Tagesordnung gab es nicht. Hitler wolle, hiess es, nur einige «wichtige Fragen» besprechen. Im Verlauf des Jahres 1925 hatten Hitler und Streicher gute Beziehungen zur grossen und loyalen Bamberger Ortsgruppe geknüpft. Die Führer aus dem Norden waren sowohl zah-

lenmässig unterlegen, obschon einige der wichtigsten an der Veranstaltung teilnahmen, als auch fraglos beeindruckt von der Demonstration öffentlicher Unterstützung für Hitler, die die örtliche NSDAP in Szene gesetzt hatte.⁹⁷ Auf der Reise nach Bamberg hatte Feder noch einmal die Gelegenheit ergriffen, Hitler vor den Gefahren zu warnen, die seiner Autorität drohten.⁹⁸

Hitler sprach zwei Stunden lang.⁹⁹ In der Hauptsache ging er auf die Aussenpolitik und künftige Bündnisse ein. Dabei vertrat er eine der Arbeitsgemeinschaft völlig entgegengesetzte Position. Bündnisse seien niemals ideal, aber stets «eine reine Sache politischen Geschäftes». Britannien und Italien, die beide zu Deutschlands Erbfeind Frankreich auf Distanz gingen, böten das beste Potential. Jeder Gedanke an ein Bündnis mit Russland sei auszuschliessen. Iss werde die sofortige politische «*Bolschewisierung Deutschlands*» und damit den «nationalen Selbstmord» bedeuten. Nur durch den Landerwerb sei Deutschlands Zukunft zu sichern, durch die Kolonisierung im Osten wie im Mittelalter, durch eine Kolonialpolitik nicht in Übersee, sondern in Europa. Auch in Bezug auf die Enteignung der Fürsten schloss Hitler die Position der AG aus, wenn auch in einem rhetorischen Slalom: «Für uns gibt es heute keine Fürsten, sondern nur Deutsche», erklärte er, «wir stehen auf dem *Standpunkt des Rechtes* und geben nicht einem jüdischen Ausbeutungssystem einen Rechtsvorwand, unser Volk bis aufs letzte auszuplündern.» Schliesslich wiederholte Hitler, er bestehe darauf, religiöse Probleme hätten in der nationalsozialistischen «Bewegung» nichts zu suchen.¹⁰⁰

Goebbels war entsetzt:

«Ich bin wie geschlagen. Welch ein Hitler? Ein Reaktionär? Fabelhaft ungeschickt und unsicher. Russische Frage: vollkommen daneben. Italien und England naturgegebene Bundesgenossen. Grauenhaft! Unsere Aufgabe ist die Zertrümmerung des Bolschewismus. Bolschewismus ist jüdische Mache! Wir müssen Russland beerben! 180 Millionen!!! Fürstenabfindung! Recht muss Recht bleiben. Auch den Fürsten. Frage des Privateigentums nicht erschüttern!¹⁰¹ Grauvoll! Programm genügt! Zufrieden damit. Feder nickt. Ley nickt.¹⁰² Streicher nickt. Esser nickt. Es tut mir in der Seele weh, wenn ich Dich in der Gesellschaft seh!!! Kurze Diskussion. Strasser spricht. Stockend, zitternd, ungeschickt, der gute, ehrliche Strasser, ach Gott, wie wenig sind wir diesen Schweinen da unten gewachsen! (...) Wohl eine der grössten Enttäuschungen meines Lebens. Ich glaube nicht mehr restlos an Hitler. Das ist das Furchtbare: mir ist der innere Halt genommen.»¹⁰³

Die potentielle Bedrohung durch die Arbeitsgemeinschaft hatte sich in Luft aufgelöst, und Hitler hatte seine Autorität erneut behauptet. Einigen anfänglichen Anzeichen von Widerstand zum Trotz hatte die Konferenz von Bamberg das Schicksal der AG besiegelt. Gregor Strasser versprach Hitler, alle Exemplare des Programmentwurfs wieder einzuziehen, und schrieb am 5. März an die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft mit der Bitte um Rücksendung der Texte.¹⁰⁴ Die AG löste sich nun allmählich auf. Am 1. Juli unterzeichnete Hitler eine Richtlinie: «Da die NSDAP eine grosse Arbeitsgemeinschaft darstellt, so haben kleinere Arbeitsgemeinschaften als Zusammenschluss einzelner Gaue keine Berechtigung.»¹⁰⁵ Zu dem Zeitpunkt war Strassers Arbeitsgemeinschaft der nord- und westdeutschen Gauleiter am Ende. Mit ihr verschwand das letzte Hindernis auf dem Weg Hitlers zur vollständigen Beherrschung der Partei.

Hitler war nach seinem Bamberger Triumph schlau genug, sich grosszügig zu zeigen. Im März erhob er keinen Einspruch gegen die Schaffung eines stark vergrösserten Gaus im Ruhrgebiet, der unter der vereinten Führung von Mitgliedern der AG stand wie Goebbels, Karl Kaufmann, ein energischer junger Aktivist, später Gauleiter in Hamburg, der sich mit der Organisation von Sabotageakten während der Ruhrbesetzung durch die Franzosen seine ersten Sporen verdient hatte, und Franz Pfeffer von Salomon, der Gauleiter in Westfalen, ein früherer Heeresoffizier, der später den Freikorps beigetreten war, am Kapp-Putsch und im Ruhrgebiet aktiv am Widerstand gegen die Franzosen teilgenommen hatte.¹⁰⁶ Ferner suchte Hitler Gregor Strasser, der sich von den Folgen eines Autounfalls erholte, überraschend zu Hause in Landshut auf. Nach Gesprächen mit Strasser entfernte er im April Esser aus der Reichsführerschaft der NSDAP.¹⁰⁷ Im September wurde Strasser selbst als Propagandaleiter in die Reichsführerschaft der Partei berufen, während Franz Pfeffer von Salomon zum Obersten SA-Führer (OSAF) ernannt wurde.¹⁰⁸ Vor allem aber hofierte Hitler den leicht zu beeindruckenden Joseph Goebbels und zog ihn ganz auf seine Seite.

Es war nicht schwer, Goebbels zu seinem «Damaskus» zu bringen.¹⁰⁹ Er hatte Hitler von Anfang an vergöttert. «Wer ist dieser Mann? Halb Plebejer, halb Gott! Tatsächlich der Christus, oder nur der Johannes?» hatte er im Oktober 1925 nach dem Abschluss der Lektüre des ersten Bandes von «Mein Kampf» in sein Tagebuch geschrieben.¹¹⁰ «Alles hat dieser Mann, um König zu sein. Der geborene Volkstribun. Der

kommende Diktator», fügte er ein paar Wochen später hinzu. Am 23. November 1925 notierte er: «Wie lieb ich ihn!»¹¹¹ Wie die anderen in der Arbeitsgemeinschaft hatte Goebbels Hitler nur aus den Klauen der «Esser-Bande» befreien wollen.¹¹² Da war die Konferenz von Bamberg ein bitterer Schlag. Doch Goebbels' Glaube an Hitler war nur angeschlagen, nicht zerstört worden. Ein Wink Hitlers, und schon war er wiederhergestellt. Und auf das Zeichen musste Goebbels nicht lange warten.

Mitte März 1926 machte er nach einem langen Gespräch in Nürnberg seinen Frieden mit Streicher.¹¹³ Am Monatsende erhielt Goebbels einen Brief Hitlers, der ihn für den 8. April zu einer Rede nach München einlud.¹¹⁴ Hitler liess ihn am Bahnhof von seinem Wagen abholen und ins Hotel bringen. «Welch ein nobler Empfang!» notierte Goebbels in sein Tagebuch.¹¹⁵ Am nächsten Tag war Hitlers Wagen erneut zur Stelle, um Goebbels zum Starnberger See zu bringen. Am Abend nach seiner Rede im Bürgerbräukeller, bei der er offenbar von seiner radikaleren Version des «Sozialismus» Abstand nahm, umarmte ihn Hitler mit Tränen in den Augen. Weniger beeindruckt waren Goebbels' westdeutsche Kollegen, Kaufmann und Pfeffer. Enttäuscht von der plötzlichen Kehrtwendung, nachdem Goebbels bisher so vehement gegen München aufgetreten war, liessen sie ihn spüren, dass sie seine Rede als «Mist» empfunden hätten.¹¹⁶ Am nächsten Morgen brachte man Goebbels in die Parteizentrale. Er, Kaufmann und Pfeffer wurden in Hitlers Zimmer bestellt. Dort bekamen sie eine Standpauke für die Rolle, die sie in der Arbeitsgemeinschaft und im Ruhr-Gau gespielt hatten. Doch Hitler bot ihnen an, reinen Tisch zu machen. «Am Schluss folgt die Einigkeit», schrieb Goebbels. «Hitler ist gross. Er gibt uns allen herzlich die Hand.» Am Nachmittag sprach Hitler noch einmal drei Stunden lang über die gleichen Themen wie in Bamberg. Damals war Goebbels bitter enttäuscht gewesen, jetzt hielt er die Ansprache für «glänzend». «Ich liebe ihn. (...) Er hat alles durchgedacht», fuhr er fort. «Er ist ein Mann, nehmt alles nur in allem. So ein Brausekopf kann mein Führer sein. Ich beuge mich dem Grösseren, dem politischen Genie!»¹¹⁷

Goebbels hatte eine vollständige Kehrtwendung vollzogen. Einige Tage später traf er Hitler erneut, diesmal in Stuttgart. «Ich glaube, er hat mich wie keinen ins Herz geschlossen», schrieb er. «Adolf Hitler, ich liebe Dich, weil Du gross und einfach zugleich bist. Das was man Genie nennt.»¹¹⁸ Gegen Ende des Jahres 1926 ernannte Hitler Goebbels zum

Gauleiter von Berlin – eine Schlüsselposition, wenn die Partei in der Hauptstadt vorankommen wollte.¹¹⁹ Goebbels war Hitlers Mann. Und er würde es bis zu den letzten Tagen im Bunker bleiben, gleichermassen als Bewunderer und Untergebener des Mannes, den er nach eigener Aussage «wie einen Vater» liebte.¹²⁰

Die Bamberger Führertagung vom Februar 1926 war ein Meilenstein in der Entwicklung der NSDAP gewesen. Die Arbeitsgemeinschaft hatte eine Rebellion gegen Hitlers Führerschaft weder gewollt noch versucht, doch nachdem Strasser seinen Programmentwurf vorgelegt hatte, war der Konflikt unausweichlich geworden. Sollte sich die Partei einem Programm unterordnen oder ihrem Führer? Die Führertagung von Bamberg hatte entschieden, was als Nationalsozialismus gelten sollte. Anders als die völkische Rechte im Jahr 1924 würde die Partei nicht an dogmatischen Fragen scheitern. Daher galt das 25-Punkte-Programm der NSDAP von 1920 als hinreichend. «Das bleibt, wie es ist», soll Hitler gesagt haben. «Auch das Neue Testament ist voller Widersprüche, was jedoch der Ausbreitung des Christentums keineswegs hinderlich gewesen ist.»¹²¹ Es kam auf die symbolische Bedeutung an, nicht auf die Machbarkeit. Jegliche Präzisierung der Politik hätte nicht allein fortgesetzt interne Zwistigkeiten erzeugt, vielmehr hätte sie Hitler an das Programm gebunden, ihn abstrakten Lehrsätzen untergeordnet, die anfechtbar und veränderbar waren. Nach Lage der Dinge hatte er als Führer, der *über* der Bewegung stand, inzwischen eine unantastbare Position erreicht.

In Bamberg hatte Hitler eine wichtige ideologische Frage – die anti-russische Stossrichtung der Aussenpolitik – noch einmal bekräftigt und den Ansatz der AG aus dem Norden in die Schranken gewiesen. «Idee» und «Führer» wurden nun deckungsgleich. Doch die «Idee» lief auf ein Bündel von Fernzielen, eine «Mission» für die Zukunft, hinaus. Den einzigen Weg dahin bot die Erringung der Macht. Zu dem Zweck war ein Maximum an Flexibilität erforderlich. Weder ideologische noch organisatorische Streitigkeiten sollten die Bewegung in Zukunft vom Weg abbringen dürfen. Das erfordere fanatische Willenskraft, die in Form einer organisierten Massenbewegung auftrete. Der Führer brauche Handlungsfreiheit und den «totalen» Gehorsam der Anhängerenschaft. Nach Bamberg entstand eine neuartige politische Organisation, die dem Willen des «Führers» unterworfen war, der über der Partei stand und in eigener Person die «Idee» des Nationalsozialismus verkörperte.¹²²

Bis zur «Generalmitgliederversammlung» am 22. Mai 1926, die von 657 Parteimitgliedern besucht wurde¹²³, war Hitlers Position ungeheuer gestärkt worden. Offen gab er zu, er messe der Versammlung keinerlei Bedeutung bei, habe sie nur einberufen, um den rechtlichen Voraussetzungen zu genügen, die für einen eingetragenen Verein gälten. In seinen Augen zählte nur der bevorstehende Parteitag in Weimar – die Gelegenheit zur Demonstration der neugefundenen Einheit nach aussen.¹²⁴

Nach seinem «Rechenschaftsbericht» über die Aktivitäten der Partei seit der Neugründung wurde Hitler von den Mitgliedern einstimmig zum Parteivorsitzenden «wiedergewählt».¹²⁵ Die Verwaltung der Partei lag weiterhin in den Händen von Hitler-Vertrauten.¹²⁶ Dann verabschiedete die Versammlung einige Zusätze zu den Statuten. Seit 1920 fünfmal geändert, lagen sie nun in ihrer endgültigen Form vor. Sie sicherten Hitler die Kontrolle über die Parteimaschinerie. Er allein entschied über die Ernennung seiner wichtigsten Untergebenen, der Gauleiter. Die Parteistatuten spiegelten die Führer-Partei wider, zu der die NSDAP geworden war.¹²⁷ Wesentliche Bedeutung hatte im Licht des Konflikts mit der Arbeitsgemeinschaft die erneute Bekräftigung der 25 Punkte vom 24. Februar 1920. In den Statuten hiess es unzweideutig: «Dieses Programm ist unabänderlich.»¹²⁸

Wenige Wochen später bot der Parteitag am 374. Juli 1926 in Weimar, wo Hitler öffentlich sprechen durfte, die gewünschte Demonstration der Einigkeit hinter dem Führer. Der Parteitag war gedacht als «eine grosse Kundgebung der jugendlichen Kraft unserer Bewegung». Erwartet wurde «ein Bild disziplinierter Kraft», «ein sichtbarer Beweis für die wiedererlangte innere Gesundheit der Bewegung». Warnend stand die Erinnerung an die Ereignisse von 1924 im Raum. Jede Zwietracht sei zu vermeiden. Grundlegende Fragen verwies der Parteitag zur Behandlung an Sonderkommissionen. Die Diskussion sei auf ein Minimum zu beschränken. Der Kommissionsvorsitzende trage persönlich die Verantwortung für jegliche Beschlüsse, die dann Hitlers Vetorecht unterlägen.¹²⁹ Ansonsten bestand die Veranstaltung aus Reden, Ritualen und Vorbeimärschen. Schätzungsweise 7'000 bis 8'000 Mitglieder, darunter 3'600 SA- und 116 SS-Männer, nahmen daran teil.¹³⁰ Zum ersten Mal trat die im April 1925 gegründete und ursprünglich aus Hitlers persönlicher Leibgarde, dem Stosstrupp Adolf Hitler, hervorgegangene Schutzstaffel (SS) öffentlich auf.¹³¹ Ebenfalls zum ersten Mal vorgestellt und bei dieser Gelegenheit als Zeichen von Hitlers Wertschätzung für die SS an die neue Eliteorganisation übergeben wurde die

«Blutfahne» von 192.3, die die «Prozession» zur Feldherrnhalle angeführt hatte. Jeder anwesende SA-Mann schwor einen persönlichen Treueeid auf Hitler.¹³² Nach seiner Rede bereiteten die Delegierten dem Parteiführer einen stürmischen Empfang.¹³³ «Tief und mystisch. Fast wie ein Evangelium. (...) Ich danke dem Schicksal, dass es uns diesen Mann gab!» schrieb Goebbels.¹³⁴

Die NS-Partei war noch immer viel kleiner als zurzeit des Putsches.¹³⁵ Im Gesamtrahmen der nationalen Politik spielte sie keine Rolle. Unbeteiligte Beobachter gaben ihr geringe Zukunftschancen. Doch die innerparteiliche Krisenzeit war vorüber. Anders als vor dem Putsch war die Partei jetzt besser organisiert und geographisch breiter gestreut. Ihr Image von Einheit und Stärke bewegte allmählich andere völkische Organisationen dazu, ins Boot der NSDAP zu steigen.¹³⁶ Vor allem entwickelte sie sich zu einer neuartigen politischen Organisation – einer Führer-Partei. Hitler hatte das Fundament für seine Herrschaft über die Bewegung gelegt. Obschon er weiterhin abseits der grossen Politik stand, gelang es ihm in den nächsten Jahren, die Herrschaft zu vervollkommen.

III

Wenige Menschen bekamen Hitler in jenen Jahren regelmässig zu Gesicht. Nur seine Ersatz-Familie – die vertraute und ihm treu ergebene Gruppe von Münchner Kumpanen, sein Anhang aus Leibwächtern, Fahrern und Sekretären – hatte ständig Kontakt zu ihm. Manche wie Julius Schaub, sein Faktotum, und Rudolf Hess, sein Sekretär, hatten wie Hitler für ihre jeweilige Rolle beim Putsch in Landsberg eine Haftstrafe verbüsst. Diese «Leibwache» eskortierte ihn, beschützte und beschirmte ihn vor der zunehmenden Zahl von Besuchern, die eine Audienz wünschten. Es war schwierig, bis zu Hitler vorzudringen.¹³⁷ Die mit der Geschäftsführung der Partei in München befassten Mitarbeiter mussten oft tagelang warten, bis sie eine Frage mit Hitler klären konnten. Auch für ranghohe Persönlichkeiten der Bewegung konnte Hitler wochenlang unerreichbar bleiben.¹³⁸ Sogar bei öffentlichen Anlässen war er grösstenteils nicht ansprechbar. Vor einer Rede schloss er sich in seinem Zimmer ein, und erst bei der Meldung, der Saal sei voll besetzt, kam er heraus. Ausserhalb von München brach er nach der Veranstaltung sofort Richtung Hotel auf. Unter Umständen erhielten Jour-

nalisten für einige Minuten Zugang zu ihm, falls zuvor ein Interview vereinbart worden war. Aber kaum jemand sonst erhielt eine Audienz.¹³⁹

Hitlers ausgesprochenes Sendungsbewusstsein, sein Selbstbild von «heroischer Grösse», die Notwendigkeit, die Aura zu bewahren, die seine Anhänger ihm zunehmend verliehen, und die völlige Abgehobenheit von den Intrigen und Diadochenkämpfen der Untergebenen erforderten einen hohen Grad der Isolation.¹⁴⁰ Darüber hinaus zielte die Distanz, die er bewusst zwischen sich und selbst hochrangigen Mitgliedern der Bewegung etablierte, darauf, Ehrfurcht und Bewunderung derjenigen zu betonen, die ihn treffen durften oder ihm bei einer theatralisch inszenierten Massenveranstaltung oder einer Kundgebung begegneten. Gleichzeitig erschien er so geheimnisvoller. Selbst wer ihn kannte, fand es schwer, seine Persönlichkeit zu analysieren und zu verstehen.¹⁴¹ Hitler verstärkte nur zu gern die vermeintliche Rätselhaftigkeit und Faszination.

Vor allem war er Schauspieler in Vollendung. Das gleiche galt auch für die bühnenreif inszenierten Auftritte – den verzögerten Einzug in den vollbesetzten Saal, den sorgfältigen Aufbau seiner Reden, der Einsatz anschaulicher Wendungen, die Gesten und seine Körpersprache.¹⁴² Hier konnte er seine natürliche Redebegabung in ausgefeilten Vortragstechniken nutzbar machen. Am Anfang eine Pause, um die Spannung zu steigern; ein leiser, fast zögerlicher Beginn; eine wellenförmige, variierende Diktion, keinesfalls klangvoll, aber lebhaft und sehr ausdrucksstark; staccatoartige Sätze und danach genau berechnete Verlangsamung, um einen entscheidenden Punkt hervorzuheben; der theatralische Gebrauch der Hände als Begleitung einer Steigerung; der sarkastische Witz, mit dem er auf die Gegner zielte. Es waren alles wohlkalkulierte Effekte, um maximale Wirkung zu erzielen.

Wie sich bei der bis ins kleinste Detail gehenden Vorbereitung der Parteitage in Weimar 1926 und Nürnberg 1927/1928 zeigte, war es Hitler an erster Stelle um den öffentlichen Eindruck zu tun. Dem Anlass entsprechend wählte er seine Kleidung aus: Zur hellbraunen Uniform mit der Hakenkreuzbinde am Arm trug er einen Gürtel, einen Lederriemen über die rechte Schulter und kniehohe Lederstiefel, wenn er vor seinen Anhängern auf grossen Parteiversammlungen und -kundgebungen auftrat; einen schwarzen Anzug mit weissem Hemd und Krawatte, wenn es angemessen erschien, einem grösseren Publikum einen weniger martialischen, respektableren Hitler vorzuführen.

Doch die Schauspielerei beschränkte sich nicht auf derartige Anlässe. Die Menschen, die mit Hitler zusammentrafen und dabei kritische Distanz bewahrten, waren überzeugt, er schauspielere fast immer. Je nach Situation schlüpfte er in eine andere Rolle. «Da war er ein liebenswürdiger Plauderer, der den Damen die Hand küsste, ein freundlicher Onkel, der den Kindern Schokolade schenkte, ein biederer Volksmann, der Bauern und Arbeitern die schwierige Rechte schüttelte.»¹⁴³

Mitunter behandelte er die Menschen in der Öffentlichkeit mit ausgesuchter Freundlichkeit, die er privat geisselte und verspottete. Die Schauspielerei und Scheinheiligkeit bedeuteten gleichwohl nicht, dass Hitler seine Mitmenschen nur zynisch manipulierte und an die zentralen Punkte seiner «Weltanschauung» nicht glaubte. Vielmehr übte gerade dieser leidenschaftliche Glaube, gepaart mit der Stärke einer herrischen Persönlichkeit, starke Überzeugungskraft auf diejenigen aus, die sich von seiner Botschaft angezogen fühlten. Doch für einen scharfsichtigen und kritischen Beobachter, den ehemaligen Gauleiter von Hamburg, Albert Krebs, beruhte Hitlers Fähigkeit, die Massen zu lenken, im Wesentlichen auf einer «sehr bewussten Kunst» der Manipulation: kaltschnäuzige Berechnung «ohne innere Anteilnahme und Wahrhaftigkeit».¹⁴⁴ Zusammenfassend meinte Krebs: «Bei alledem darf (...) die Kunst der Maske und Verstellung nicht vergessen werden. Sie machte es so schwer, Hitler im Kern seines Wesens zu erfassen.»¹⁴⁵

Die unwiderstehliche Faszination, die für viele in Hitlers ausserordentlichen Persönlichkeitsmerkmalen lag, gründete zweifellos vor allem auf seiner Fähigkeit, Rollen zu spielen.¹⁴⁶ Viele haben bezeugt, wie er – vor allem gegenüber Frauen – charmant und oft auch witzig und amüsant sein konnte. Die meiste Zeit spielte er nur – um der Wirkung willen. Das gleiche galt für Hitlers Wutanfälle und Ausbrüche anscheinend unkontrollierbaren Zorns, die er in Wirklichkeit oft fingierte. Der feste Händedruck und der «männliche» Blickkontakt, die Hitler anwandte, wenn er mit gewöhnlichen Parteimitgliedern zusammentraf, wurden für den ehrfürchtigen Aktivisten Eindrücke, die er nie vergass. Hitler wiederum hatte nur geschauspielert; für ihn bedeuteten derartige Szenen nichts anderes als die Verstärkung des Personenkults, den Zement der Bewegung, die Bindekraft zwischen «Führer» und Gefolgsleuten. In Wirklichkeit zeigte Hitler bemerkenswert geringes menschliches Interesse an seinen Gefolgsleuten.¹⁴⁷ Im Jahr 1928 warf ihm sogar einer seiner führenden Anhänger «Menschenverachtung» vor.¹⁴⁸ Hitlers Egozentrik erreichte monumentale Dimensionen. Das Propagandabild der «Väter-

lichkeit» verbarg die innere Leere. Andere Menschen interessierten ihn nur, sofern sie ihm nützten.

Hitlers «Kaffeehaus-Tiraden, seine Ruhelosigkeit, seine Ressentiments gegen mögliche Rivalen in der Parteiführung, seine Scheu vor systematischer Arbeit, seine paranoiden Hassausbrüche» wurden von Ernst Hanfstaengl als Zeichen sexueller Unzulänglichkeit gesehen.¹⁴⁹ Das ist pure Spekulation. Gleichwohl hatte Hitler in gewisser Weise recht sonderbare Beziehungen mit Frauen. Warum dies so war, kann man nur vermuten, doch auch hier schlüpfte er oft bloss in eine Rolle. Bei einer Gelegenheit nutzte er Ernst Hanfstaengls kurze Abwesenheit aus, um vor dessen Frau Helene auf die Knie zu fallen, wobei er sich als ihren Sklaven beschrieb und das Schicksal beklagte, das ihn zu spät zu ihr geführt habe. Als Helene ihrem Mann davon erzählte, schrieb er den Vorfall Hitlers Bedürfnis zu, mitunter den «schmachtenden Minnesänger» zu spielen.¹⁵⁰

Dem Aussehen nach hatte sich Hitler seit der Zeit vor dem Putsch kaum verändert. Abseits der Rednertribüne sah er alles andere als beeindruckend aus.¹⁵¹ Sein Gesicht hatte härtere Züge angenommen.¹⁵² Doch wie er es Hanfstaengl vorhergesagt hatte, verlor er bald die Pfunde, die er in Landsberg angesetzt hatte, als er wieder Reden hielt.¹⁵³ Nach eigener Schätzung verlor er bei einer grossen Ansprache durch das Transpirieren bis zu fünf Pfund. Um dem entgegenzuwirken, ordneten seine Helfer an, 20 Flaschen Mineralwasser neben dem Rednerpult bereitzustellen.¹⁵⁴

Hitler trug keine modische Kleidung. Noch immer zog er am liebsten den einfachen blauen Anzug an.¹⁵⁵ Sein Filzhut, der helle Regenmantel, die Lederhosen und die Reitpeitsche verliehen ihm das Erscheinungsbild eines exzentrischen Gangsters – besonders wenn er mit der Leibgarde in einem grossen, schwarzen Sechssitzer-Mercedes mit Klappverdeck eintraf, den er Anfang 1925 gekauft hatte.¹⁵⁶ Zur Entspannung trug er am liebsten traditionelle bayerische Lederhosen.¹⁵⁷ Doch selbst im Gefängnis hat er sich nur ungern ohne Krawatte gezeigt.¹⁵⁸ Sogar im Hochsommer bekam ihn niemand in Badehose zu Gesicht. Während Mussolini seine wahre Freude an männlichen Bildern von sich als Sportler oder Athleten hatte, verspürte Hitler eine tiefe Aversion gegen Bilder, die ihn nicht gänzlich angekleidet zeigten.¹⁵⁹ Mehr als durch kleinbürgerliche Anstandsregeln oder Prüderie war Hitlers Verhalten durch die Rücksichtnahme auf sein Image bestimmt. Es galt, alles zu vermeiden, das ihn in Verlegenheit bringen oder der Lächerlichkeit preisgeben könne.

Wie schon vor dem Putsch halfen die Bruckmanns Hitler dabei, nützliche Kontakte zu den besseren Kreisen der Gesellschaft zu knüpfen. Dort musste er auf anderes Publikum eingehen als in den Bierkellern – kritischer und weniger zugänglich für plakative Slogans und Emotionen.¹⁶⁰ Doch im Wesentlichen hatte sich kaum etwas verändert. Hitler legte seine Befangenheit nur ab, wenn er das Gespräch beherrschte. Die Monologe überdeckten seine Halbbildung. Fraglos hatte er eine schnelle Auffassungsgabe und einen beissenden, zerstörerischen Witz. Ohne zu zögern, und oft verdammend, urteilte er über einzelne Menschen. Auf die Kombination aus einer herrischen Persönlichkeit, dem Rückgriff auf oft verzerrte faktische Details, für die Hitler ein aussergewöhnliches Gedächtnis besass, und den ideologisierten Überzeugungen, die keine Diskussion duldeten, reagierten diejenigen beeindruckt, die von seinen ausserordentlichen Qualitäten ohnehin halbwegs eingenommen waren. Doch wer über eigenes Wissen verfügte und zudem kritische Distanz zu Hitler wahrte, konnte seine plumpen Argumente häufig schnell durchschauen.¹⁶¹ Er trat mit atemraubender Arroganz auf. «Was also könnte ich schon Neues lernen?» soll er Hanfstaengl gefragt haben, als jemand ihn zum Erlernen einer Fremdsprache und zu Auslandsreisen ermutigt hatte.¹⁶²

Kurz nach dem Parteitag von Weimar verliess Hitler Mitte Juli 1926 gemeinsam mit seiner Entourage München zu einem Urlaub auf dem Obersalzberg.¹⁶³ Die Ferien verbrachte er an einem abgeschiedenen Ort in den Alpen an der österreichischen Grenze oberhalb von Berchtesgaden, flankiert vom Untersberg, der Kneifeispitze und dem höchsten Gipfel, dem Watzmann. Die Umgebung hatte Hitler erstmals beeindruckt, als er unter dem Pseudonym «Herr Wolf» im Winter 1922/1923 zusammen mit Dietrich Eckart dort gewesen war. Die Büchners, Besitzer der Pension Moritz und Hitlers Quartiergeber, zählten zu den frühen Anhängern der «Bewegung». Er mochte sie und genoss in der alpinen Einsamkeit einen Grad der Abgeschiedenheit, den er in München niemals erwarten durfte. Er sei, wie er sich später erinnerte, dorthin gefahren, wenn er Ruhe und Frieden benötigt habe, um Teile aus dem zweiten Band von «Mein Kampf» zu diktieren.¹⁶⁴ Wann immer möglich kehrte er in den nächsten beiden Jahren auf den Obersalzberg zurück. 1928 erfuhr er, ein Berghof, Haus Wachenfeld, im Besitz der Witwe eines Geschäftsmannes aus Norddeutschland, sei zu mieten. Die Witwe, die mit Mädchennamen Wachenfeld hiess, gehörte der Partei an. Sie bot Hitler mit 100 Mark im Monat einen günstigen Preis. Bald hatte er genug Geld zum Kauf des Hauses. Dabei halfen ihm die

finanziellen Schwierigkeiten der Witwe.¹⁶⁵ Hitler hatte nun sein Sommerhaus. Von seinem «Zauberberg» blickte er herab und sah sich rittlings auf der Welt sitzen.¹⁶⁶ Im Dritten Reich liess er Haus Wachenfeld auf Staatskosten in den riesigen Komplex umwandeln, der als «Berghof» bekannt wurde, ein Palast, der einem modernen Diktator gut zu Gesicht stand, und ein zweiter Regierungssitz für jene Minister, die sich jedes Jahr in der Nähe einquartieren mussten, wenn sie hoffen wollten, mit dem Staatsoberhaupt zu sprechen und Regierungsgeschäfte zu erledigen.¹⁶⁷ Nachdem Hitler 1928 Haus Wachenfeld gemietet hatte, rief er ziemlich überraschend, da sie einander nie nahegestanden hatten, seine Halbschwester Angela Raubal in Wien an und bat sie, ihm den Haushalt zu führen. Sie willigte ein und holte bald ihre Tochter Angela nach, eine lebhaft und attraktive 20jährige, die stets Geli genannt wurde.¹⁶⁸ Drei Jahre später wurde sie in Hitlers Münchner Wohnung tot aufgefunden.

1926 hatten die Büchners die Pension Moritz verkauft und waren ausgezogen. Hitler verabscheute den neuen Besitzer, einen Sachsen namens Dressel, und zog, die Bechsteins hatten ihn eingeladen, zu ihnen ins Marineheim. Die muffige Atmosphäre dort gefiel ihm nicht, und er zog nach Berchtesgaden selbst, ins Deutsche Haus, ein Hotel, wo er den Sommer 1926 mit dem Abschluss des zweiten Bandes von «Mein Kampf» und in entspannender Gesellschaft mit seinen Kumpanen zubrachte.¹⁶⁹ Dazu gehörten Rudolf Hess, Emil Maurice, Hitlers Fahrer, und Heinrich Hoffmann. Auch Gregor Strasser und Bernhard Rust, der Gauleiter von Hannover-Nord und spätere Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, waren dort. Goebbels, der sich zur Sommerfrische bereits in Berchtesgaden aufhielt, kam für Fahrten durch die Berge oder Bootsfahrten auf dem Königssee dazu. Wie üblich hatten sie langatmige Monologe «des Chefs» zu erdulden, der über «die soziale Frage», «Rassenfragen» und den «Sinn» der politischen Revolution sprach, wie man die Kontrolle über den Staat erlange und von dem künftigen «Architekturbild des Landes», dem Wesen einer neuen deutschen Verfassung. Goebbels geriet ins Schwärmen: «Er ist ein Genie», sprudelte es aus ihm heraus: «E'as selbstverständlich schaffende Instrument eines göttlichen Schicksals. (...) Aus tiefer Bedrängnis leuchtet ein Stern! Ihm fühle ich mich bis zuletzt verbunden. Nun ist in mir der letzte Zweifel geschwunden.»¹⁷⁰

Bei einem weiteren Aufenthalt im Deutschen Haus in Berchtesgaden im Frühherbst 1926 begegnete Hitler Maria Reiter. Unter Freunden hiess sie Mimi. Für Hitler war sie Mimi, Mimilein, Mizzi, Mizzerl – je

nach dem welche Form der Verniedlichung ihm gerade einfiel. Er nannte sie auch «mein liebes Kind». Er war 37, sie 16 Jahre alt. Wie sein Vater Alois bevorzugte Adolf Hitler jüngere Frauen – Mädchen, die er beherrschen konnte, die gehorsame Gespielinnen wären, ihm aber nicht in die Quere kämen. Die beiden Frauen, zu denen Hitler die intimsten Beziehungen unterhielt, Geli Raubal und Eva Braun, die 19 beziehungsweise 23 Jahre jünger waren als er, entsprachen dem gleichen Modell – allerdings nur, bis Geli Raubal den Aufstand probte und ein Mass an Freiheit forderte, das ihr Hitler nicht zugestand. Doch als Hitler Maria Reiter traf, lagen diese Beziehungen noch in der Zukunft.

Etwa 14 Tage, bevor sie Hitler begegnete, war Maria Reiters Mutter an Krebs gestorben. Während der Krankheit der Mutter hatte ihr Vater, ein Gründungsmitglied des Berchtesgadener Ortsvereins der SPD, sie aus dem von Nonnen geführten Internat im Wallfahrtsort Altötting nach Hause geholt, damit sie mithilfe, das familieneigene Bekleidungs-geschäft im Erdgeschoss des Deutschen Hauses zu führen, wo Hitler abgestiegen war. Maria Reiter hatte bereits davon gehört, dass der berühmte Adolf Hitler im Hotel Quartier genommen hatte, als er sich ihr eines Tages vorstellte, als sie mit ihrer Schwester Anni auf einer Bank im nahe gelegenen Kurpark sass und mit dem Schäferhund Marco spielte. Bald flirtete er mit ihr. Sie und Anni wurden zu einer Versammlung im Hotel eingeladen, bei der Hitler eine Rede hielt.¹⁷¹ «Wolf», wie sie ihn auf sein Bitten mit seinem bevorzugten Spitznamen nennen sollte, nahm sie zu Fahrten in seinem Mercedes mit, chauffiert vom diskreten Maurice. Hitler war offensichtlich angetan von der attraktiven, jungen Blondine mit ihrem naiven, jugendlichen Charme, der Koketterie, wie sie an jedem seiner Worte hing. Er schmeichelte ihr und spielte mit ihren Gefühlen. Vielleicht war sie so kurz nach dem Tod ihrer Mutter emotional verstört. Bestimmt spielte das Gefühl eine Rolle, dass sie von einem Mann hofiert wurde, den die Aura von Macht und Ruhm umgab. Sie fand ihn imposant. Seine Art, sich zu kleiden, mit kniehohen Stiefeln und Peitsche, beeindruckte sie. Hitler demonstrierte seine Überlegenheit, indem er seinen Schäferhund Prinz verprügelte, der ihren Hund angegriffen hatte. Sie sah ehrfürchtig zu ihm auf und war ganz vernarrt in ihn. Laut ihrem eigenen, 1959 erstatteten Bericht brachte Hitler sie bei einer Landpartie in der Umgebung von Berchtesgaden in eine entlegene Waldschlucht, stellte sie an einen Baum und bewunderte sie aus der Ferne, nannte sie seine «Waldfee» und küsste sie dann leidenschaftlich. Er bezeugte ihr seine unsterbliche Liebe. Bald danach war er fort –

zurück im politischen Leben mit Versammlungen, Reden, dem alltäglichen Trubel seiner Aktivitäten in München. Zu Weihnachten schenkte er ihr ein in Leder gebundenes Exemplar von «Mein Kampf»; sie schenkte ihm zwei Sofakissen, die sie bestickt hatte. Ihr war das nicht genug. Sie träumte von der Ehe. Nichts lag ihm ferner. Laut Maria Reiters eigener Geschichte versuchte sie im nächsten Jahr aus Verzweiflung, sich aufzuhängen, doch ihr Schwager fand sie rechtzeitig und rettete sie. Sie erzählte auch von Besuchen in Hitlers Münchner Wohnung, bei einer Gelegenheit im Jahr 1931 sei sie über Nacht geblieben, fest in den Armen des Geliebten: «Ich liess alles mit mir geschehen.» Genau zu dieser Zeit beanspruchte jedoch eine andere Frau, Geli Raubal, das Zentrum von Hitlers Aufmerksamkeit. Ob Maria Reiters Geschichte in die erste Jahreshälfte 1931 fällt, als Geli Raubal in Hitlers Wohnung lebte, oder ins letzte Drittel, als der Skandal von Geli Raubais Tod in München hohe Wellen schlug – es ist kaum glaubhaft zu machen, dass sie in jener Zeit in Hitlers Wohnung übernachtete. Der Verdacht liegt nahe, dass ihre spätere Geschichte vornehmlich die ausgeschmückte Fassung zum Teil phantasierter Erinnerungen einer liebeswunden jungen Frau war, die durch zwei Ehen hindurch eine Verehrung für Hitler bewahrte, die sie häufig veranlasste, zum Grab seiner Mutter in Leonding zu pilgern.¹⁷²

Sie schrieb ihm eine Reihe zärtlicher Briefe. Hitlers Briefe an sie, deren Authentizität nicht angezweifelt worden ist, sind in liebevollem Ton, doch aufväterlich-herablassende Art verfasst. «Mein liebes, braves Kind!» begann seine Antwort vom 8. Februar 1927, mit der er sich verspätet für ihr Geschenk – vermutlich die Kissen – bedankte:

«Ich war wirklich glücklich, dieses Zeichen Deiner zärtlichen Freundschaft zu mir zu erhalten. Ich habe nichts in meiner Wohnung, dessen Besitz mich mehr freuen würde! Ich muss dabei immer an Dein freches Köpfchen und Deine Augen denken. (...) Was nun Deine persönlichen Schmerzen betrifft, so darfst Du mir ruhig glauben, dass ich in Dir nachfühle. Aber Du sollst Dein Köpflein deshalb nicht traurig hängen lassen und musst nur sehen und glauben: wenn auch die Väter ihre Kinder selbst manches Mal nicht mehr verstehen, da sie älter geworden sind, nicht nur an Jahren, sondern auch im Empfinden, so meinen sie es doch nur so recht herzlich gut mit ihnen. So glücklich mich Deine Liebe macht, so innig bitte ich Dich für uns, nur noch auf Deinen Vater zu hören.

Und nun, mein liebes Goldstück, nimm die herzlichsten Grüsse von Deinem immer an Dich denkenden Wolf.»¹⁷³

Für Maria Reiter hatte Deutschlands «grosser Führer» sich im Spätsommer 1926 in sie verliebt. Für Hitler war sie – ein Kind, das den Reiz einer Geliebten besass – nichts als eine verlockende, zeitweilige Ablenkung gewesen.

Beim Diktat der letzten Kapitel von «Mein Kampf» während seines Aufenthalts auf dem Obersalzberg hatte Hitler bekanntlich sein aussenpolitisches Denken gefestigt, hauptsächlich mit Blick auf den Landerwerb im Osten. Vor allem diese Idee beherrschte Mitte der zwanziger Jahre seine Reden und Schriften. Dessen ungeachtet gelang es ihm, seine Reden geschickt dem jeweiligen Publikum anzupassen, wie er es einige Monate zuvor bei einer bedeutenden Ansprache gezeigt hatte. In der Hoffnung, finanzielle Unterstützung und einflussreichen Rückhalt für die Partei zu gewinnen, hatte er bereitwillig die Einladung des hochangesehenen Hamburger Nationalklubs angenommen, am 28. Februar 1926 vor dessen Mitgliedern im eleganten Hotel Atlantic zu sprechen. Hier hatte Hitler nicht sein übliches Publikum vor sich. Vielmehr stand er einem exklusiven Verein gegenüber, dessen 400 bis 450 Mitglieder aus dem Hamburger Grossbürgertum stammten – darunter viele hochrangige Offiziere, Beamte, viele Anwälte und Kaufleute.¹⁷⁴

Hitler wählte einen anderen Ton als in den Münchner Bierkellern. In seiner zweistündigen Rede ging er kein einziges Mal auf die Juden ein. Er wusste sehr wohl, dass die primitiven antisemitischen Schimpfkannaden, welche die Massen im Zirkus Krone in Wallung brachten, bei diesem Publikum kontraproduktiv wirken würden. Stattdessen legte er den Schwerpunkt darauf, als Vorbedingung für die Erholung Deutschlands den Marxismus «auszulöschen». Mit «Marxismus» meinte Hitler nicht nur die deutsche kommunistische Partei, die bei der letzten Reichstagswahl im Dezember 1924 nur neun Prozent der Stimmen errungen hatte und mittlerweile über erheblich weniger Mitglieder als 1923 verfügte.¹⁷⁵ Über die KPD hinaus diente der Ausdruck «Marxismus» dazu, das Schreckgespenst des Sowjetkommunismus heraufzubeschwören. Aber die Bandbreite des «Marxismus» reichte weiter. Hitler fasste darunter alle Formen des Sozialismus ausser dem «nationalen», den er predigte, und gebrauchte ihn insbesondere zum Angriff auf die SPD und die Gewerkschaften. Zum Leidwesen mancher Anhänger war die SPD – noch immer die grösste Partei Deutschlands – in der Praxis weit von ihren theoretischen marxistischen Ursprüngen abgerückt und galt nunmehr als starke Stütze der liberalen Demokratie, die sie

1918/1919 mit ins Leben gerufen hatte. Aus dieser Ecke drohte mithin keine «marxistische» Apokalypse. Doch Hitler hatte die Verantwortlichen für die Revolution und die danach begründete Republik seit langem als «die Novemberverbrecher» gebrandmarkt. «Marxismus» diene ihm daher als bequeme Kurzformel zur Verunglimpfung der Weimarer Demokratie. Als rhetorischer Kunstgriff diene «Marxismus» einer Vielzahl von Zwecken. Und dem zutiefst antimarxistisch eingestellten, betuchten Hamburger Publikum klangen Hitlers verbale Attacken auf die Linke wie Musik in den Ohren.

Hitler reduzierte alles auf eine einfache Formel: Wenn die marxistische Weltanschauung nicht «ausgerottet» werde, werde Deutschland nie wieder hochkommen. Der nationalsozialistischen «Bewegung» obliege die klare Aufgabe: «die Zertrümmerung und Vernichtung der marxistischen Weltanschauung». ¹⁷⁶ Den Terror müsse man mit Terror beantworten. Die Bürger selbst seien ausserstande, die Bedrohung des Bolschewismus zu besiegen. Für den Zweck bedürfe es einer Massenbewegung, die genauso intolerant sei wie die Marxisten selbst. Die Massen liessen sich unter zwei Voraussetzungen gewinnen. Zunächst gelte es, ihre sozialen Bedürfnisse zu erkennen. Falls seine Zuhörer dächten, damit betrete der Marxismus die Gesellschaft durch die Hintertür, so könne er sie beruhigen: Die soziale Gesetzgebung bedeute die «Förderung des Wohls des Einzelnen in dem Rahmen, der eine Erhaltung einer unabhängigen Wirtschaft gewährleistet, und demgegenüber die Überzeugung: in dem Geschäft, in dem wir Arbeit nehmen, sind wir alle Arbeiter; (...). Der Zweck ist nicht mehr, mehr Lohn zu bekommen, sondern Steigerung der Produktion, weil dies dem Einzelnen wieder zugute kommt.»

Hitlers Publikum hätte dem wahrscheinlich kaum widersprochen. Die zweite Voraussetzung sei es, der Masse «ein Programm» zu bieten, «das unabänderlich ist, einen politischen Glauben, der unerschütterlich ist». Die üblichen Parteiprogramme, -manifeste und -philosophien bürgerlicher Parteien würden sie nicht gewinnen. Hitlers Verachtung für die Masse war klar. «Die breite Masse ist feminin», behauptete er, «einseitig eingestellt; sie kennt nur das harte «entweder oder'.» Sie empfinde nur die Notwendigkeit, einen einzigen Standpunkt zu vertreten, doch dabei setze sie alle Mittel ein und schrecke auch nicht vor der Gewalt zurück – mithin einem eher männlichen Merkmal. ¹⁷⁷ Die Masse müsse dazu kommen, ihre eigene Stärke zu fühlen. ¹⁷⁸ In einer Menge von 200'000 Menschen im Berliner Lustgarten empfinde der Einzelne

sich selbst kaum mehr als ein «kleiner Wurm», unterliege der Massensuggestion, bemerke nur die Bereitschaft der Umstehenden, für ein Ideal zu kämpfen.¹⁷⁹ Zuvor hatte er behauptet: «Die breite Masse ist blind und dumm und weiss nicht, was sie tut.»¹⁸⁰ Sie sei «primitiv eingestellt». Für sie biete die «Erkenntnis» nur eine «schwankende Plattform». «Was stabil ist, ist das Gefühl: der Hass.»¹⁸¹ Je mehr Hitler zur Lösung aller Probleme Intoleranz, Gewalt und Hass predigte, desto mehr Anklang fand er im Publikum. Er wurde an diesen Stellen immer wieder durch Jubel und «Bravo»-Rufe unterbrochen. Am Ende erhielt er «stürmische Ovationen», und es gab auch «Heil»-Rufe.¹⁸²

Die nationale «Wiederbelebung» durch einen terroristischen Antimarxismus, der auf zynischer Manipulation und Indoktrinierung der Masse gründete: So lautete summa summarum Hitlers Botschaft an die Creme des Hamburger Grossbürgertums. Nationalismus und Antimarxismus waren weder nur das Markenzeichen der Nationalsozialisten, noch liefen sie allein auf eine eigenständige Ideologie hinaus. Was Hitlers Rede vor dem Hamburger Publikum auszeichnete, waren nicht die Ideen selbst, sondern der Eindruck, den sein fanatischer Wille, die schiere Rücksichtslosigkeit und der Vorschlag gemacht hatten, er wolle eine nationalistische Massenbewegung schaffen. Und aus der begeisterten Reaktion ging eindeutig hervor, dass der gezielte Terror gegen «Marxisten» in der Elite der liberalsten deutschen Grossstadt kaum auf Widerstand treffen werde.

Als Hitler wieder unter «seinesgleichen» war, lief fast alles wie zuvor. Der Ton war ganz anders als in Hamburg. Auf geschlossenen Parteiversammlungen oder nach Aufhebung des Redeverbots Anfang 1927 auch wieder in Münchner Bierkellern und im Zirkus Krone trug Hitler die immergleichen gemeinen und hemmungslosen Angriffe auf die Juden vor. In einer Rede nach der anderen brachte er wüste antijüdische Beschimpfungen vor und bezeichnete sie seltsamerweise zugleich als Drahtzieher des Finanzkapitals und als «Volksvergifter» mit Hilfe subversiver marxistischer Lehren.¹⁸³ Ausdrückliche Angriffe auf die Juden waren 1925 und 1926 häufiger und ausführlicher als in den beiden folgenden Jahren. Der Antisemitismus hatte nun eine eher rituelle oder mechanische Funktion. Das Schwergewicht lag inzwischen hauptsächlich auf dem Antimarxismus.¹⁸⁴ Doch nur die Darstellung seiner Ideen war leicht verändert worden, nicht ihre Bedeutung. Hitlers pathologischer Judenhass blieb unverändert. «Der Jude ist und bleibt der Weltfeind und seine Waffe, der Marxismus, eine Pestkrankheit der Men-

schen», behauptete er im Februar 1927 erneut in einem Artikel für den *Völkischen Beobachter*.¹⁸⁵

Zwischen 1926 und 1928 erhielten die «Raumfrage» und die «Bodenpolitik» in Hitlers Denken einen grösseren Stellenwert.¹⁸⁶ Obwohl er die Idee einer «Bodenpolitik» im Osten auf Kosten Russlands seit mindestens 1922 im Kopf hatte, brachte er sie vor Ende 1926 schriftlich oder mündlich nur bei einer Handvoll Anlässen öffentlich zum Ausdruck. Am 16. Dezember 1925 verwies er in einer Rede auf die «Erwerbung von Grund und Boden» als die beste Lösung für die wirtschaftlichen Probleme Deutschlands und spielte auf die mittelalterliche Ostkolonisation an.¹⁸⁷ Auf der Konferenz von Bamberg ging er im Februar 1926 auf die Notwendigkeit einer Kolonialpolitik in Osteuropa ein.¹⁸⁸ Und beim Weimarer Parteitag griff er das Thema am 4. Juli 1926 als zentralen Baustein seiner Rede auf.¹⁸⁹ Der Abschluss von «Mein Kampf», das im 14. Kapitel des zweiten Bandes die «Ostorientierung oder Ostpolitik» behandelt, muss Hitlers Konzentration noch stärker auf das Thema gelenkt haben.¹⁹⁰ Sobald er im Frühjahr 1927 wieder öffentlich reden durfte, betonte er bei allen wichtigen Ansprachen – bis zum Sommer häufig und danach wie besessen – die «Lebensraum»-Frage. Rede um Rede unterstrich in fast gleichbleibender Sprache die Ideen, die im «Zweiten Buch» Ausdruck fanden, das er im Sommer 1928 diktierte. Andere ökonomische Optionen erwähnte Hitler nur, um sie zu verwerfen. Die «Raumnot» sei für die deutsche Bevölkerung nur durch die Erlangung der Macht und dann durch Gewalt zu beheben. Stets lobte er die Ostkolonisation des Mittelalters. Die einzige Methode sei die Eroberung «mit dem Schwerte». Russland wurde selten ausdrücklich erwähnt. Doch der Sinn seiner Worte war unmissverständlich.

Die sozialdarwinistische, rassistische Lesart der Geschichte diente ihm zur Rechtfertigung: «Politik ist nichts anderes als der Kampf eines Volkes um sein Dasein auf dieser Welt», erklärte er: «der Schwächere fällt, auf dass der Starke das Leben erhält.»¹⁹¹ Das Schicksal eines Volkes werde von drei Werten bestimmt: dem «Blutswert» oder «rassischen Wert», dem «Persönlichkeitswert» und dem «Kampfsinn» oder «Selbsterhaltungstrieb». Vom «Arier» verkörpert, würden die Werte durch drei «Laster» bedroht – Demokratie, Pazifismus und Internationalismus –, die das Werk des «jüdischen Marxismus» seien.

Das Thema Persönlichkeit und Führerschaft, das er vor 1923 kaum betont hatte, war ein roter Faden in Hitlers Reden und Schriften Mitte

und Ende der zwanziger Jahre. Das Volk bilde, so Hitler, eine Pyramide, an deren Spitze «das Genie, der grosse Mann» stehe.¹⁹² Nach dem Chaos in der «völkischen» Bewegung während der «führerlosen Zeit» überraschte es kaum, wenn sich 1925/1926 alles auf den Führer als Fixpunkt der Einheit konzentrierte. In seiner Rede zur Neugründung der NSDAP am 27. Februar 1925 hatte Hitler seine Aufgabe darin gesehen, «die Auseinanderstrebenden wieder zusammenzuführen».¹⁹³ «Die Kunst des Führers», bemerkte er am 12. Juni, sei, «dass er die einzelnen Mosaiksteine zusammensetzt».¹⁹⁴ Wieder zwei Tage später bezeichnete er den Führer als «Mittelpunkt» und am 3. Juli 1927 als «Wahrer» der «Idee».¹⁹⁵ Das erfordere, wie Hitler wiederholt unterstrich, «blinden Gehorsam» und Treue der Gefolgsleute.¹⁹⁶ So wurde der Führerkult als integrativer Mechanismus der Bewegung aufgebaut. Nach Festigung seiner Vormachtstellung Mitte 1926 liess Hitler keine Gelegenheit aus, den «Persönlichkeitswert» und die «individuelle Grösse» als die lenkende Kraft in Deutschlands Kampf und kommender Wiedergeburt herauszustreichen. Er unterliess direkte Hinweise auf seine eigenen Ansprüche auf einen «heroischen» Status, denn das konnte er den in wachsender Anzahl zum Hitlerkult «Bekehrten» und der Propaganda überlassen. Hitler persönlich diente der Führermythos gleichermassen als Propagandawaffe wie als zentraler Glaubensinhalt. Die eigene «Grösse» liess sich andeutungsweise, doch unmissverständlich durch wiederholte Verweise auf Bismarck, Friedrich den Grossen und Luther sowie Anspielungen auf Mussolini untermauern. Als Hitler im Mai 1926, ohne den Namen zu nennen, von Bismarck sprach, bemerkte er: «Es war nötig, den nationalen Gedanken in die Masse des Volkes zu tragen. (...) Ein Riese musste diese Aufgabe leisten.» Der anhaltende Beifall zeigte, dass den Zuhörern der Sinn seiner Worte nicht entgangen war.¹⁹⁷

Goebbels war 1926 mehr als einmal von Hitlers Darlegung der «sozialen Frage» hingerissen worden. Er beschrieb die Ideen als «immer wieder neu und zwingend».¹⁹⁸ In Wirklichkeit war Hitlers «soziale Idee» simplifizierend, diffus und manipulativ. Im Wesentlichen lief sie auf das hinaus, was er seinem bürgerlichen Publikum in Hamburg bereits gesagt hatte: die Gewinnung der Arbeiter für den Nationalismus, die «Vernichtung» des Marxismus und die Überwindung der Trennung von Nationalismus und Sozialismus durch die Schaffung einer nebulösen «Volksgemeinschaft», die auf «rassischer Reinheit» und dem Kampfgedanken beruhe. Die Fusion von Nationalismus und Sozialismus werde den Klassengegensatz zwischen einem nationalistischen Bür-

gertum und einem marxistischen Proletariat abschaffen, die beide mit ihren politischen Zielen gescheitert seien. An seine Stelle trete eine «Kampfgemeinschaft», in der Nationalismus und Sozialismus vereint, «Kopf» und «Faust» versöhnt seien und wo – bar des marxistischen Einflusses – der Aufbau eines «neuen Geistes» für den grossen zukünftigen Kampf des Volkes unternommen werden könne. Solche Ideen waren weder neu noch originell. Und letztlich beruhten sie auf keiner modernen Form des Sozialismus, sondern auf der rohsten und brutalsten Version der aus dem 19. Jahrhundert stammenden imperialistischen und sozialdarwinistischen Vorstellungen.¹⁹⁹ Das soziale Wohlergehen in der verkündeten «Volksgemeinschaft» existierte nicht um seiner selbst willen, sondern zur Vorbereitung des äusseren Kampfes, der Eroberung «mit dem Schwerte».

Hitler wiederholte des Öfteren, dass tagespolitische Fragen ihn nicht interessierten. Vielmehr bot er immer wieder die gleiche Vision eines langfristigen Zieles, nach dem es mit «missionarischem» Eifer und totalem Engagement zu streben gelte. Der politische Kampf, die letztendliche Erlangung der Macht, die «Vernichtung» des Feindes und der Aufbau der Kraft der Nation seien Stufen auf dem Weg zu dem Ziel. Hitler liess die Frage nach dem Wie unbeantwortet. Auch er hatte keine konkrete Vorstellung. Er lebte nur mit der Gewissheit des fanatischen «Überzeugungspolitikers», dass das Ziel erreicht werde. Klarheit hat er nie angestrebt. Der Erwerb von «Lebensraum» durch Eroberung implizierte, dass es in ferner Zukunft zur Aggression gegen Russland kommen werde. Doch eine präzisere Bedeutung war nicht auszumachen. Hitlers fester Glauben an das Ziel braucht nicht bezweifelt zu werden. Doch sogar für viele seiner Anhänger war die Vision Mitte der zwanziger Jahre, als Deutschland nach dem Vertrag von Rapallo 1922 diplomatische Beziehungen zu Russland und durch den Vertrag von Locarno 1925 verbesserte Kontakte zu den Westmächten unterhielt und dann dem Völkerbund beitrug, kaum mehr als eine politische Parole oder ein Wunschtraum.

Auch hinsichtlich der «Judenfrage» boten die wilden Tiraden bei aller Brutalität keine konkrete Politik. Die Wendung «Entfernung der Juden» hiess vernunftsgemäss nichts anderes als die Ausweisung aller Juden aus Deutschland, etwa wenn Hitler danach rief, «das Judenpack» mit einem «eisernen Besen» «aus unserem Vaterlande» hinauszujagen.²⁰⁰ Doch selbst das schien nicht ganz klar zu sein, als Hitler unter tumultuösem Beifall der Unerschütterlichen der «Bewegung»

am 24. Februar 1928, dem achten Jahrestag der Vorstellung des Parteiprogramms, im Hofbräuhaus ausrief, «den Juden» müsse man zeigen, «dass wir Herr im Hause sind; führt er sich gut auf, kann er bleiben, wenn nicht, dann hinaus damit!»²⁰¹

In seinen Reden hielt sich Hitler an eine abstrakte Vision. Aber keinem anderen NS-Führer oder «völkischen» Politiker gelang es, die innere Geschlossenheit, Einfachheit und den allumfassenden Charakter dieser «Vision» zu erreichen. Hitlers Überzeugungskraft – er sprach häufig von seiner «Mission», seinem «Glauben» und der «Idee» –, verbunden mit einer unerreichten Begabung, die Menschen durch seine Schwarzweissmalerei zu mobilisieren, führte den Ideologen und Propagandisten in ihm zusammen.

Die wechselseitige Abhängigkeit der unterschiedlichen Stränge in Hitlers bössartiger «Weltanschauung» erhellt am deutlichsten aus dem «Zweiten Buch», einer auf den neuesten Stand gebrachten Darstellung seiner aussenpolitischen Ansichten, die unveröffentlicht blieb. Den Text diktierte er Max Amann im Sommer 1928 in aller Eile auf dem Obersalzberg.²⁰² Hitler sah sich durch die damalige hitzige Debatte über die Südtirolfrage zur Abfassung des Buches genötigt. Unter Mussolini hatte die faschistische Politik der «Italianisierung» des weitgehend deutschsprachigen Gebietes in nationalistischen Kreisen Österreichs und Deutschlands, vor allem in Bayern, starke antiitalienische Emotionen geweckt. Hitlers Bereitschaft, die deutschen Ansprüche auf Südtirol im Interesse eines Bündnisses mit Italien fallenzulassen, hatte ihn Angriffen seitens deutscher Nationalisten ausgesetzt und dazu geführt, dass ihm von Sozialdemokraten vorgeworfen wurde, er nehme von Mussolini Bestechungsgelder an.²⁰³ Hitler hatte das Thema Südtirol in «Mein Kampf» behandelt und im Februar 1926 die entsprechenden Passagen aus dem zweiten Band als eigenes Pamphlet veröffentlicht.²⁰⁴ Als die Frage 1928 wieder aufkam, war er zur ausführlichen Darlegung seiner Position gezwungen.²⁰⁵ Aus finanziellen Erwägungen – möglicherweise hat Amann von der Publikation in Konkurrenz zum zweiten Band von «Mein Kampf», der sich immer schlechter verkaufte, abgeraten – sah er von der Veröffentlichung ab.²⁰⁶ Aber darüber hinaus mag in gleichem Masse, wie die Südtirolfrage an Dringlichkeit verlor und neue Probleme wie der Young-Plan in den Vordergrund traten, und es Hitler an Zeit und Lust zur Überarbeitung des Textes mangelte, das Gefühl entschieden haben, dass die Publikation dem Schicksal eine politische Geisel in die Hände gespielt hätte.²⁰⁷

Auch wenn das «Zweite Buch» sein Entstehen der Südtirolfrage verdankte, ging es weit darüber hinaus. Es behandelte ausführlicher als «Mein Kampf» Hitlers allgemeine aussenpolitische Vorstellungen und die «Raumfragen» und verband diese wie immer mit seiner rassistischen Geschichtsauffassung. Auf den letzten Seiten spricht Hitler von der Notwendigkeit, die aus seiner Sicht bedrohliche «Judenherrschaft» zu «vernichten». ²⁰⁸ Gleichwohl bot das «Zweite Buch» nichts Neues. ²⁰⁹ Hitlers «Weltanschauung» war im Wesentlichen bei der Vollendung des zweitens Bandes von «Mein Kampf» 1926 abgeschlossen und lag im Kern seit Ende 1922 vor. Die das «Zweite Buch» bestimmenden Ideen – darunter die Südtirolfrage und Hitlers Interesse an der wachsenden Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten von Amerika – hatte er in Reden und Schriften seit 1927 mehrfach vorgebracht, denn mehrere Passagen aus diesen Reden tauchen an Schlüsselstellen des «Zweiten Buches» fast wörtlich wieder auf.

Lange bevor er das «Zweite Buch» diktierte, war Hitler ein festgelegter Ideologe. ²¹⁰ Seine innere Gewissheit hinsichtlich der «Wahrheiten» über die «Geschichte als Rassenkampf» und Deutschlands künftige «Mission» beim Erwerb von «Lebensraum» und gleichzeitig bei der «vollkommenen und endgültigen Auslöschung» der Macht der Juden waren wichtige persönliche Antriebskräfte. Doch ihre Bedeutung für die Anziehungskraft des Nationalsozialismus in der Bevölkerung kann man leicht übertreiben. Die Entwicklung der NSDAP zu einer Massenpartei hatte unmittelbar nur wenig mit Hitlers obskurer, persönlicher «Weltanschauung» zu tun. Wer nach Erklärungen sucht, muss komplexere Prozesse berücksichtigen.

IV

Ende Januar 1927 hob Sachsen als erstes grösseres deutsches Land das Redeverbot für Hitler auf. Am 5. März 1927 gaben die bayerischen Behörden dem Druck nach und erteilten Hitler, auch unter der Bedingung, dass er die erste Ansprache nicht in München halte, die Genehmigung zu öffentlichen Auftritten. ²¹¹ Als Hitler am 6. März erstmals nach zwei Jahren in Bayern sprach, trat er folglich weitab von München in Vilsbiburg, einem Ort in der niederbayerischen Provinz, auf. Viele der tausend Anwesenden, die den Saal nur zu zwei Dritteln füllten, waren Mitglieder der Partei oder der SA, die von

ausserhalb herbeigefahren worden waren, um den Erfolg des Abends zu sichern.²¹²

Doch drei Tage später war Hitler wieder in München – erneut im Zirkus Krone und zum ersten Mal seit 1923. Es wurde alles getan, um eine rauschende Vorstellung zu gewährleisten. In dem riesigen Kuppelbau war fast jeder der 7'000 Plätze besetzt, als Hitler in braunem Regenmantel hinter einer Kolonne marschierender SA-Männer, begleitet von seinem Gefolge, unter Fanfarenklängen die Tribüne erstieg. Die meisten Zuhörer stammten aus dem unteren Mittelstand, obwohl manche betuchte Männer dazwischensassen, deren Frauen Pelzmäntel trugen. Und viele junge Menschen waren unter den Zuhörern. Als Hitler eintrat, war die Menge aus dem Häuschen, stand auf Stühlen und Bänken, winkte und rief «Heil», trampelte mit den Füßen. Rund 200 SA-Männer in eng geschlossenen Reihen paradierten mit Fahnen und faschistischem Gruss an Hitler vorbei. Der erwiderte den Gruss mit ausgestrecktem Arm. Die Rede selbst wurde mit dem üblichen euphorischen Applaus bedacht. Das Publikum hielt Hitlers Kommentare für das «Evangelium», obwohl er ihnen kaum etwas Neues gesagt haben dürfte. Der Polizeiberichterstatte war weniger beeindruckt. Er fand die Rede weitschweifig, monoton, mit eintönigen Passagen und unlogischen Argumenten voller plumper Vergleiche und ordinärer Anspielungen. Auch Hitlers Vortragsweise mit ihrem Übermass an theatralischen und exaltierten Gesten gefiel ihm nicht. Er war nur überrascht, dass Hitler, wenn er 1923 ähnliche Reden gehalten hatte, so hoch gelobt worden war. Der Beifall gelte in seinen Augen nicht so sehr dem, was Hitler zu sagen habe, als dem Redner selbst.²¹³

Zum Teil rührte die Eintönigkeit von Hitlers Rede daher, dass er über Gebühr darauf achtete, jegliche Aussagen zu vermeiden, die ihm wieder Scherereien mit den Behörden einbringen würden. Der im *Völkischen Beobachter* abgedruckte Bericht war überraschend kurz.²¹⁴ Die Stenographin hatte ihre Notizen verloren.²¹⁵

Bei seiner nächsten grossen Rede in München Ende des Monats sprach Hitler im Zirkus Krone vor nur halb- bis dreiviertelgefüllten Rängen.²¹⁶ Wieder eine Woche später, am 6. April 1927, kamen nur 1'500 in einen Saal, der mehr als fünfmal so viele Menschen fasste.²¹⁷ Hitlers Zauber wirkte sogar in München nicht mehr. Ausserhalb Münchens bewegte seine Rückkehr in die öffentliche Arena nur wenig. In einem Bericht hiess es: «In Ingolstadt, einem früheren Hauptstützpunkt der Partei, wurde die Wiederaufnahme der Redetätigkeit durch

Hitler von der Bevölkerung und selbst von der Mehrzahl der früheren Anhänger kaum beachtet.»²¹⁸ Andere Berichte aus der bayerischen Provinz sprachen trotz ihrer energischen Propaganda von geringem Interesse an der NSDAP. Die Parteiversammlungen waren oft schlecht besucht. Im Januar 1928 berichtete die Münchner Polizei: «Die von Hitler immer wieder behaupteten Fortschritte der nationalsozialistischen Bewegung treffen besonders für Bayern nicht zu. In Wirklichkeit ist das Interesse an der Bewegung sowohl auf dem Lande als auch in München im Abflauen begriffen. Sektionsversammlungen, an denen im Jahre 1926 3-4'000 Personen teilnahmen, sind nur mehr von höchsten 60-80 Mitgliedern besucht.»²¹⁹

Sogar der vom 19. bis 21. August 1927 erstmals in Nürnberg abgehaltene Parteitag schaffte es trotz sorgfältiger Inszenierung zwecks maximaler propagandistischer Wirkung nicht, das erwartete Mass an Unterstützung oder Interesse zu mobilisieren.²²⁰

Die meisten deutschen Länder folgten dem Beispiel Sachsens und Bayerns und hoben das öffentliche Redeverbot für Hitler auf. Nur Preussen und Anhalt hielten das Verbot bis zum Herbst 1928 aufrecht.²²¹ Die Behörden konnten offenbar zu Recht annehmen, die Bedrohung durch die Nationalsozialisten gehöre der Vergangenheit an. Von Hitler ging, so schien es, keine Gefahr mehr aus.

Obwohl die Partei im ruhigeren politischen Klima Mitte der zwanziger Jahre, als die neue deutsche Demokratie endlich Anzeichen von Stabilität zeigte, äusserlich so gut wie nicht vorankam, fanden bedeutende innere Entwicklungen statt. Letztlich trugen diese dazu bei, der Partei zu einer stärkeren Position zu verhelfen, um die erneute Wirtschaftskrise auszunutzen, die Deutschland im Herbst 1929 traf.

Das wichtigste Ergebnis war die Tatsache, dass die NSDAP sich als Führer-Bewegung verstand, ideologisch und organisatorisch auf den Hitlerkult konzentriert. Im Rückblick hatten die «führerlose» Zeit 1924 und Hitlers aus der Schwäche entstandene Weigerung, im selbstzerstörerischen Streit innerhalb der völkischen Bewegung Partei zu ergreifen, enorme Vorteile gebracht. Die Niederlage derer, die bei der Konferenz von Bamberg programmatische Änderungen angestrebt hatten, war zugleich der Sieg jener Loyalisten, die nur auf Hitler als Verkörperung der «Idee» schauen wollten. Für sie hatte das vom Führer gelöste Programm keinerlei Bedeutung. Und, wie das Jahr 1924 bewiesen hatte, gab es ohne Hitler keine Einheit und keine Bewegung.

Allein dieser Punkt genügte, um sogar diejenigen vom notwendigen

Aufbau des Führerkults zwecks Zusammenhalt der Partei zu überzeugen, die wie Gregor Strasser weiterhin kritische Distanz zu Hitler wahrten. Als äusseres Zeichen der Einheit, die die Person des «Führers» der Partei gab, galt der «deutsche Gruss» des «Heil Hitler» mit ausgestrecktem Arm, der faschistische Gruss, der seit 1923 zunehmend in Gebrauch und ab 1926 innerhalb der «Bewegung» verpflichtend war.²²² Der «Heilgruss» sei nicht nur ein Symbol der persönlichen Abhängigkeit vom «Führer», schrieb Strasser im Januar 1927, sondern enthalte in sich das «Treuegelöbnis». Das «grosse Geheimnis» der Bewegung sei die Anbindung

«der innerlichen Hingabe an die Idee des Nationalsozialismus, der glühende Glaube an die sieghafte Kraft dieser Befreiungs-, dieser Erlösungslehre, (...) (und) einer tiefen Liebe zu der Person unseres Führers, der der leuchtende Herzog ist der neuen Freiheitskämpfer. (...)

Herzog – und Gefolgsmann! In diesem urdeutschen (...) ebenso aristokratischen wie demokratischen Verhältnis von Führer zu Gefährten liegt die Wesenheit des Aufbaues der N.S.D.A.P. beschlossen, (...).

Freunde, erhebt den rechten Arm und ruft mit mir stolz, kampffroh und treu bis in den Tod ‚Heil Hitler.‘»²²³

Für Rudolf Hess war der Führerkult eine tiefe Glaubensfrage, ja eine psychologische Notwendigkeit von nicht nur funktionalem Wert.²²⁴ In einem Brief an Walter Hewel, der später im Auswärtigen Amt Ribbentrops rechte Hand wurde, erinnerte Hess an das Führerprinzip, das ihm Hitler bereits skizziert habe, als sie gemeinsam in Landsberg einsassen: «unbedingte Autorität nach unten und Verantwortlichkeit nach oben». Hess nannte es ««germanische Demokratie»».²²⁵ Er unterstrich die Bedeutung eines Image, das Disziplin, Geschlossenheit und Kraft ausstrahle.²²⁶ Hess schloss mit dem Vergleich «des grossen Volksführers» mit «grossen Religionsstiftern». Anders als ein Wissenschaftler dürfe er weder Pro und Contra abwägen, noch dem Publikum andere Ansichten gestatten: «Den Hörenden muss ein apodiktischer Glaube vermittelt werden, nur dann vermag die Masse der Anhänger dorthin geführt zu werden, wohin sie geführt werden soll. Sie wird auch dann dem Führer folgen, wenn Rückschläge eintreten, aber nur dann, wenn sie den unbedingten Glauben an die unbedingte Richtigkeit des eigenen Wollens, an die Mission des Führers und in unserem Falle an die Mission des eigenen Volkes vermittelt erhielt.»²²⁷ Die abgöttische Verehrung Hitlers wurde von der Parteiführung bewusst gefördert. In einem 1926 publi-

zierten Büchlein pflegte Goebbels eine mystische Diktion, die an die deutsche Romantik und an die Ideologie der Jugendbewegung vor dem Aufkommen der Nationalsozialisten erinnert, um seinen «Führer» als «Bahnbrecher und Gestalter der noch unklaren Sehnsüchte» zu beschreiben: In tiefster Verzweiflung schaffe er Vertrauen, «wie ein Meteor» sei er «vor unseren staunenden Blicken» aufgestiegen und habe «Wunder der Klärung und des Glaubens in einer Welt der Skepsis und Verzweiflung» bewirkt.²²⁸ Unter den einfachen Mitgliedern fanden solche Gefühlsduseleien ungeachtet ihrer propagandistischen Beweggründe offenbar ein breites Echo. Ein Kriegsveteran datierte seine Führer-Verehrung auf Hitlers Reden vor Gericht im Frühjahr 1924. «Seit jener Zeit dachte ich nur noch an Hitler. Sein Verhalten veranlasste mich, ihm rückhaltlos mein ganzes Vertrauen zu schenken.»²²⁹ Ein Parteimitglied, das Hitler 1926 in Bonn reden hörte, dachte, er spreche «die Gefühle von jedem anständigen Deutschen an. In seinen Worten sprach die deutsche Seele zum deutschen Mann. Seit jenem Tag konnte ich meinen Treueschwur auf Hitler nie verletzen. Ich sah seinen unbegrenzten Glauben an sein Volk und das Verlangen, es zu befreien.»²³⁰

Ein adliger russischer Emigrant hörte Hitler im gleichen Jahr in Mecklenburg reden. Der Inhalt der Ansprache habe keinen Eindruck hinterlassen. Doch am Ende habe er vor lauter Emotionen geweint: «(...) ein befreiendes Schreien der reinsten Begeisterung löste die furchtbare Spannung, der Saal zitterte vom Beifall.»²³¹

Autoritätssehnsucht und subalternes Denken waren weitverbreitet unter denen, die sich von der frühen NS-Bewegung angezogen fühlten. Romantiker, Neokonservative und diejenigen, die auf die mythischen Herrlichkeiten der Vergangenheit fixiert waren, an der Gegenwart verzweifelten und ihr grollten, von einer «heroischen» Zukunft träumten, fanden alle einen Hoffnungsträger in dem kommenden «grossen Führer», dem «Erlöser» der Nation. Ob diese Menschen unbewusst nach einem Monarchen, einem Heerführer, einem Staatsmann, einem Priester oder einfach einer Vaterfigur Ausschau hielten, ihre naiven Empfindungen über die Notwendigkeit einer Autorität, die, wie sie dachten, die ersehnte nationale Einheit mit sich brächte, wurden durch die offensichtliche Uneinigkeit in Politik und Gesellschaft der Weimarer Republik enorm vergrössert und nur zu leicht die Beute der nationalistischen Rechten. Der «Ruf nach dem starken Mann» gehörte im Europa der Zwischenkriegszeit zum Angriff auf die Demokratie dazu. Es überrascht nicht, wenn er am lautesten in den beiden Demokratien – Italien

und Deutschland – erscholl, die die schwersten Krisen des politischen Pluralismus erlebten.

Ohne den Führerkult wäre die NS-Bewegung, wie sich 1924 gezeigt hatte, durch internen Hader auseinandergerissen worden. Mit dem Kult konnte die prekäre Einheit unter Berufung auf die Treue zu Hitler als erste Pflicht gewahrt werden. In der Parteiführung mussten persönliche Regungen der übergreifenden Forderung nach Herstellung der Einheit nachgeordnet werden. Als Hitler bei einem Streit im April 1927 im Gau Hannover kritisiert und Ludendorff als der «grössere Mann» herausgestellt wurde, schrieb Karl Dincklage, der stellvertretende Gauleiter und zugleich ein bedeutender Parteiredner: «Wir im Gau Hannover halten Hitler treue Gefolgschaft. Dabei ist es gänzlich gleichgültig, ob wir Ludendorff oder Hitler für den grösseren halten. Das sei jedem überlassen.»²³² Und als im Juni des Jahres ein ernsthafter Loyalitätskonflikt in der vom Cliquenkampfzerrissenen Berliner NSDAP ausbrach, wurde die «Treuekarte» erneut ausgespielt. Der erbitterte Disput ging auf die Rivalität zwischen Goebbels' neuer Berliner Zeitung *Der Angriff* und der ins Schlingern geratenen *Berliner Arbeiter-Zeitung*, herausgegeben von Gregor Strasser, zurück. Die Auseinandersetzung sank rasch auf das Niveau persönlicher Beleidigungen zwischen den einstigen Verbündeten, was die politischen Gegner dankbar ausnutzten, schleppte sich bis in den Winter fort. Sie endete erst, als Hitler beide Rivalen nach München bestellte, damit sie vor dem vollbesetzten Hofbräuhaus öffentlich Einigkeit bekundeten, «die untermauert ist von dem gemeinsamen Glauben an eine hohe heilige Mission und von dem Gefühl der Treue, das sie der gemeinsamen Idee gegenüber verpflichtet, aber auch gegenüber dem gemeinsamen Führer in der Person Adolf Hitlers». Den Parteimitgliedern wurde mitgeteilt, «die Autorität der Idee und die Autorität des Führers» seien «eins geworden (...) in der Person Adolf Hitlers».²³³

Innerhalb der Bewegung war die SA seit Beginn die am schwierigsten zu kontrollierende Gruppe gewesen – was bis 1934 andauerte. Auch hier gelang es Hitler, die Unruhe zu vertuschen, indem er die Treue zu seiner Person beschwor. Im Mai 1927 hielt er eine leidenschaftliche Rede vor den Münchner SA-Leuten, eine demoralisierte und gegenüber Franz Pfeffer, dem SA-Führer, aufmüpfige Truppe. Am Ende der Rede besann sich Hitler auf seinen üblichen Trick. Er stieg von der Tribüne herab, schüttelte jedem SA-Mann die Hand und sorgte dafür, dass sie den persönlichen Treueeid auf ihn erneuerten.²³⁴

Zusammenstöße in Fragen der Strategie, Streitereien unterschiedlicher Fraktionen und persönliche Rivalitäten traten in der NSDAP beinahe endemisch auf. Die endlosen Konflikte und Animositäten, die gewöhnlich persönliche oder taktische und keine ideologischen Ursachen hatten, machten notwendigerweise vor einem Angriff auf Hitler halt. Er griff so wenig wie möglich ein. Die Rivalität und der Wettstreit zeigten ihm nur, welcher unter seinen miteinander wetteifernden Untergebenen nach seinem eigenen sozialdarwinistischen Begriff der Stärkere sein würde.²³⁵ Auch unternahm er nichts, um die ideologischen Schattierungen innerhalb der Partei miteinander zu versöhnen, es sei denn, sie drohten kontraproduktive Wirkungen zu entfalten. Der Führerkult wurde akzeptiert, weil er allen Beteiligten als einziges Rezept galt. Die persönliche Treue gegenüber Hitler, ob nun aufrichtig empfunden oder einem Zwang folgend, war der Preis der Einheit. In manchen Fällen waren die NS-Führer ganz und gar von Hitlers «Grösse» und «Mission» überzeugt. In anderen konnten sie den eigenen Ehrgeiz nur weiterhin befriedigen, indem sie dem obersten «Führer» nach dem Munde redeten. Auf diese Weise wuchs Hitlers Herrschaft über die «Bewegung» bis zu dem Punkt, wo er so gut wie unangreifbar geworden war. Durch Vermeidung doktrinärer Zwistigkeiten – wie 1924 – und die Konzentration aller Energien auf das eine Ziel der Machtübernahme gelang es Hitler, wenn auch manchmal unter Schwierigkeiten, den Zusammenhalt der Partei zu gewährleisten. Unterdessen hatte der Führerkult eine Eigendynamik gewonnen. Obwohl Hitler seinen propagandistischen Wert voll erkannte, musste er gelegentlich eingreifen, um absurde Auswüchse zu verhindern, die ihm nur den Hohn seiner politischen Gegner einbrachten.²³⁶

Hitlers jetzt erreichte Vormachtstellung verfehlte auch bei seinen ehemaligen Rivalen ihre Wirkung nicht. Im Februar 1927 trat Graf Reventlow, eines der prominentesten Mitglieder der DVFP, dessen sozialrevolutionäre Position ihn zusehends in einen Konflikt mit der eher konservativen deutschnationalen Führung um Graefe und Wulle geführt hatte, der NSDAP bei. Mit Reventlow kamen Wilhelm Kube und Christian Mergenthaler, die führenden Männer der DVFP in Brandenburg und Württemberg. Mit Franz Stöhr verliess ein weiterer Reichstagsabgeordneter die DVFP in Richtung NSDAP. Hitler und Goebbels reisten nach Stuttgart, um Mergenthaler bei fröhlicher Feststimmung persönlich in der Partei zu begrüßen. Bei einem Mann wie Reventlow, der sich zuvor mit Hitler Wortgefechte geliefert hatte, war die Rechtfertigung für den Eintritt in die NSDAP durchaus bedeutsam:

«Zur Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei bin ich übergetreten ohne sogenannte Führeransprüche und ohne Vorbehalte. Ich ordne mich ohne Weiteres Herrn Adolf Hitler unter. Warum? Er hat bewiesen, dass er führen kann; aus sich, seinen Anschauungen und seinem Willen, aus dem einheitlichen nationalsozialistischen Gedanken heraus hat er seine Partei geschaffen und führt sie. Er und sie sind eins und bieten in sich die Einheit, welche die unbedingte Voraussetzung zum Erfolge ist. Die vergangenen zwei Jahre haben gezeigt, dass die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei auf dem rechten Wege ist, dass sie marschiert, dass ihr die ungebrochene und unbrechbare sozialrevolutionäre Energie innewohnt.»²³⁷

Die Erklärung besiegelte letztlich das Führerprinzip und die Verschmelzung von «Idee» und Organisation in der Person Hitlers.

Der Prozess war Ende 1927 noch nicht abgeschlossen. Gleichwohl demonstrierte der Nürnberger Parteitag im August 1927 Hitlers Herrschaft über die «Bewegung» deutlicher als der Parteitag von Weimar im Jahr zuvor. Er konnte entspannt auf widersprüchliche programmatische Äusserungen von Feder und Rosenberg reagieren. Sogar Artur Dinter, der wenige Wochen später von seinem Posten als Gauleiter von Thüringen entfernt und im folgenden Jahr aus der Partei ausgeschlossen werden sollte, durfte reden und bekam eine günstige Besprechung im *Völkischen Beobachter*. Was in Nürnberg als «Diskussion» galt, fiel in das breite Raster des «aktionistischen» Programms der Nationalsozialisten: antiliberales, antimarxistisches, emotional antikapitalistisches und «nationalsozialistisches und nicht zuletzt antisemitisches Gedankengut. Und solange die doktrinären «Theoretiker» nichts taten, um die Anziehungskraft der Partei für die breite Masse zu behindern oder Hitlers Führungsposition anzugreifen, durften sie ihre ideologischen Spiegel- fechtereien recht ungehindert verfolgen.»²³⁸

Im Falle Dinters trat die Stärke von Hitlers Position klar zutage. Obwohl er einst ein mächtiger Anhänger Hitlers gewesen war, nahm seine Unpopularität auf Grund seiner religiösen Obsessionen – der Nationalsozialismus war für ihn eine religiöse Reformation durch die Reinigung von «Blut und Rasse» – in der «Bewegung», namentlich in seinem Gau Thüringen, ständig zu. Hitler sah sich daher im September 1927 zur Ablösung Dinters als Gauleiter gezwungen. Dinter, ebenso fanatisch besessen wie Hitler, sträubte sich. Die religiöse Neutralität, die Hitler um keinen Preis aufs Spiel setzen durfte, war durch Dinters scharfes Profil und Öffentlichkeitswirken gefährdet.²³⁹ Als Dinter zum persönlichen

Angriff auf Hitler übergang, ihm vorwarf, ein Werkzeug der katholischen Kirche zu sein, und für einen Senat zur Beratung des «Führers» eintrat, war er zu weit gegangen. Die Generalmitgliederversammlung lehnte seinen Vorschlag unter Buhrufen im September 19x8 einstimmig ab. Es war typisch für Hitler, dass er Dinter nur widerwillig aus der Partei ausschloss, denn er wusste, welche negative Wirkung das auf die Öffentlichkeit ausüben würde. Doch Dinter lehnte es ab, Hitlers ausschliessliche Autorität zu akzeptieren und attackierte ihn und das Parteiprogramm in der Öffentlichkeit. Danach war der Ausschluss Anfang Oktober 1928 unvermeidlich geworden.²⁴⁰ Überraschenderweise gelang es Gregor Strasser, eine von mindestens 18 Gauleitern unterzeichnete Stellungnahme vorzulegen, die ihr Einvernehmen mit Hitler zum Ausdruck brachte. Strasser schrieb an die Gauleiter: «In dieser Lage muss vor allem der Öffentlichkeit, den Gegnern, insbesondere aber den eigenen Parteigenossen gegenüber klar zum Ausdruck kommen, dass jeder Versuch, in dieser prinzipiellen Frage (der Vermischung von religiösen Fragen mit dem politischen Programm der Bewegung) eine, wenn auch nur die kleinste Meinungsverschiedenheit zwischen Adolf Hitler und seinen Mitarbeitern festzustellen, eine Unmöglichkeit ist.»²⁴¹

Eine klare Sprache spricht auch Hitlers Selbstportrait in einem Brief an Dinter vom Juli 1928: «Als Führer der nationalsozialistischen Bewegung und als Mensch, der den blinden Glauben besitzt, einst zu denen zu gehören, die Geschichte machen», «habe ich (als Politiker) allerdings die Kühnheit, für mich dieselbe Unfehlbarkeit in Anspruch zu nehmen, die Sie, lieber Herr Doktor, auf Ihrem reformatorischen Gebiete sich vorbehalten.» Er meinte, er habe zumindest in Bezug auf das «Rassenproblem» höchstens 20 Jahre zur Verfügung, um die Macht zu erlangen und das Schicksal Deutschlands zu formen.²⁴²

Beim Aufbau des Führerkults war Hitlers Image mindestens genauso wichtig wie sein praktischer Beitrag zum bescheidenen Wachstum der Partei in den «Jahren des Wartens».²⁴³ Natürlich war eine Hitlerrede für eine Ortsgruppe auch jetzt noch ein Grossereignis. Er behielt die Fähigkeit, bei Massenveranstaltungen ein anfänglich skeptisches Publikum zu gewinnen.²⁴⁴ Doch den begrenzten Erfolg der NSDAP vor der Depression kann man nicht nur an der Person Hitler festmachen, denn der Agitator Hitler trat weniger unmittelbar in Erscheinung als vor dem Putsch. Das Redeverbot war selbstverständlich 1925/1926 das Haupthindernis. Er sprach 1925 nur bei 31 Versammlungen und bei 32 Gelegenheiten im Jahr 1926, meistens bei parteiinternen Veranstaltungen,

viele davon in Bayern. 1927 trat er bei 56 Kundgebungen als Redner auf, mehr als die Hälfte fand in Bayern statt. Die meisten der 66 Reden hielt er 1928 während der ersten fünf Monate, das heisst im Vorfeld der Reichstagswahl, wiederum mehr als zwei Drittel davon in Bayern. Im ganzen Jahr 1929, als die NSDAP bei Landtagswahlen immerzu Wählerstimmen gewann, hielt er nur 29 Reden – bis auf acht alle in Bayern.²⁴⁵

Ein Grund, warum Hitler in jenen Jahren als Redner nur begrenzt zur Verfügung stand, waren seine vielen Reisen, auf denen er versuchte, wichtige Kontakte zu knüpfen und Gelder für die chronisch leeren Parteikassen aufzutreiben.²⁴⁶ Bei einer Partei im politischen Abseits überrascht es nicht, wenn diese Anstrengungen nur wenig einbrachten. Obwohl Hitler, entgegen der Vorlieben der «Sozialrevolutionäre» in der NSDAP, bei einigen Reden 1926 und 1927 die Industriellen und Geschäftsleute im Ruhrgebiet hofierte und dabei guten Anklang fand, zeigten diese nur geringes Interesse an einer Partei, die offenbar keine Zukunft hatte.²⁴⁷ Die Bechsteins und Bruckmanns, langjährige Gönner der Partei, spendeten weiterhin grosszügig.²⁴⁸ Doch der betagte Emil Kirdorf, den Frau Bruckmann mit Hitler persönlich bekannt gemacht hatte, war praktisch der einzige unter den führenden Ruhrgebietsindustriellen, der so weit mit Hitler sympathisierte, dass er der NSDAP beitrug, 100'000 Mark spendete und damit viel zur Überwindung der unmittelbaren finanziellen Nöte der Partei beitrug.²⁴⁹ Dessen ungeachtet hing die NSDAP nach wie vor in der Hauptsache von den Beiträgen der einfachen Mitglieder ab. Somit bereitete der Stillstand oder im besten Fall das langsame Wachstum der Mitgliederzahlen dem Schatzmeister weiterhin Kopfzerbrechen.²⁵⁰

Wie schon zuvor widmete Hitler verwaltungstechnischen und organisatorischen Fragen wenig Aufmerksamkeit. Die Parteioberen hatten sich damit abgefunden, dass er länger abwesend und sogar in wichtigen Angelegenheiten unerreichbar war.²⁵¹ Die Finanzen überliess er seinem vertrauten Geschäftsführer, Max Amann, und dem Schatzmeister der Partei, Franz Xaver Schwarz.²⁵² Hinter den Kulissen konnte sich Hitler in München im Parteisekretariat auf den unermüdlichen und ergebnen Philip Bouhler verlassen, den reservierten, aber innerlich ehrgeizigen Mann, der später bei der Durchführung des «Euthanasie-Programms» (Aktion T 4) eine zentrale Rolle spielte.²⁵³ Vor allem war es Gregor Strasser, der als Propagandaleiter zwischen September 1926 und Ende 1927 die Propagandaaktivitäten im Reich modernisierte und koordi-

nierte und nach seiner Ernennung zum Organisationsleiter am 2. Januar 1928 aus der zersplitterten und unklar strukturierten Bewegung die reichsweite Organisation formte, die ab 1929 imstande war, aus der neuerlichen Krise Kapital zu schlagen.²⁵⁴ Hitler spielte bei dieser Entwicklung eine minimale Rolle, obwohl die Ernennung Strassers zum Organisationsleiter zu seinen glücklicheren Personalentscheidungen gehörte.

Hitlers Instinkt konzentrierte sich wie eh und je auf die Propaganda, nicht auf die Organisation. Seine «Intuition», wenn es um die Mobilisierung der Massen ging, liess ihn selten im Stich. Als Propagandaleiter hatte Gregor Strasser – Hitlers üblichem Stil entsprechend – reichlich Freiraum erhalten, um Stil und Muster der Agitation zu gestalten. Den eigenen Neigungen folgend, hatte Strasser grosse Anstrengungen unternommen, um vor allem das städtische; Proletariat zu gewinnen. Selbst für Aussenstehende stand im Herbst 1927 fest, dass diese Strategie sich nicht auszahlte und zugleich drohte, der NSDAP den unteren Mittelstand zu entfremden.²⁵⁵ Aus Schleswig-Holstein, Thüringen, Mecklenburg, Pommern und anderen Regionen wurde aus ländlichen Gebieten wachsende Unruhe gemeldet, die der NSDAP vielversprechende Aktionsmöglichkeiten böten.²⁵⁶ Bei einem Treffen mit Gauleitern am 27. November 1927 im «Hotel Elefant» in Weimar verkündete Hitler einen Kurswechsel. Er machte deutlich, von «den Marxisten» seien bei den bevorstehenden Wahlen keine beträchtlichen Zugewinne zu erwarten. Als bessere Zielgruppen nannte er kleine Einzelhändler, die von der Konkurrenz durch Warenhäuser bedroht würden, und Handlungshelfen, von denen viele schon Antisemiten seien.²⁵⁷ Im Dezember 1927 sprach Hitler dann erstmals bei einer Kundgebung vor mehreren Tausend Bauern aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein.²⁵⁸ Im neuen Jahr übernahm er selbst den Posten des Propagandaleiters der Partei. Sein Stellvertreter, Heinrich Himmler, erledigte die Routinearbeiten. Der künftige Herr über die SS war zu dem Zeitpunkt noch in den Zwanzigern, ein gut ausgebildeter, intelligenter ehemaliger Student der Landwirtschaft, der kurzzeitig für eine Düngemittelfirma gearbeitet und Hühner gezüchtet hatte. Mit seinem Kurzhaarschnitt, dem kleinen Schnurrbart, der runden Brille und unsportlichen Aussehen ähnelte er einem kleinstädtischen Bankangestellten oder einem pedantischen Schulmeister. Was immer er zu sein schien, an ideologischem Fanatismus tat es ihm kaum jemand gleich und auch nicht, wie die Zeit zeigen würde, an kalter Rücksichtslosigkeit. Der junge nationalistische Idealist

war der NSDAP im Sommer 1923 beigetreten, beeinflusst von dem Mann, dessen Ermordung er elf Jahre später inszenieren würde, Ernst Röhm. An Röhm's Seite hatte er am 8. November des gleichen Jahres, am Abend des Putsches, das Banner an der Spitze der Einheit der «Reichskriegsflagge» getragen, die einen Versuch zur Erstürmung des Bayerischen Kriegsministeriums unternahm. Seit der Neugründung der Partei war Himmler aktiv gewesen, anfänglich als Sekretär Gregor Strassers, dann als stellvertretender Gauleiter von Oberbayern-Schwaben und stellvertretender Reichspropagandaleiter. In der letztgenannten Funktion – er war auch stellvertretender Reichsführer SS seit 1927, bevor er zwei Jahre später zum Führer ernannt wurde – erwies er sich als ebenso effizient wie phantasievoll. Offenbar war es seine Idee gewesen, ein bestimmtes Gebiet kurzzeitig mit Propaganda zu überziehen, was zum Markenzeichen der Nationalsozialisten wurde.²⁵⁹

Bezeichnenderweise und im Gegensatz zu seinen üblichen Gepflogenheiten griff Hitler beim Entwurf von Texten und der Gestaltung zentraler propagandistischer Aktivitäten direkt ein.²⁶⁰ Im April 1928 «korrigierte» er die Interpretation von Punkt 17 des «unabänderlichen» Parteiprogramms von 1920: «unentgeltliche Enteignung» bedeute für eine Partei, die dem Prinzip des Privateigentums anhänge, nur die Schaffung gesetzlicher Mittel zur Übernahme von Land, das nicht dem Gemeinutzen diene, das heisst, jüdischen Bodenspekulanten gehöre.²⁶¹ Dieser Wechsel bei der Akzentuierung der Propaganda war weniger dramatisch als die Verwandlung des fehlgeschlagenen «städtischen Planes» in ein «ländlich-nationalistisches Konzept».²⁶² Doch er führte zu einer weiteren Distanzierung von dem «programmatischen» Standpunkt, der primär die Abwerbung der Arbeiter vom Marxismus bezweckte, und zur Umorientierung auf einen breiteren, auf alle Gruppen zielenden Ansatz.

Pragmatisch erkannte man die Möglichkeit, die Anziehungskraft der NSDAP auf eine Vielzahl von Gruppen auszudehnen, die von der Parteipropaganda bisher nicht systematisch angesprochen worden waren. Die Anregung, diese Richtung einzuschlagen, stammte zunächst von mehreren Gauleitern, die das Wählerpotential in ihren ländlichen Regionen erkannt hatten. Hitlers positive Reaktion entsprach seinem eigenen opportunistischen Vorgehen bei der Mobilisierung. Ihm war es, anders als einigen Parteimitgliedern, die einem «sozialrevolutionären», schwärmerischen Antikapitalismus verbunden waren, gleichgültig, welche gesellschaftlichen Gruppen vom Nationalsozialismus angezogen

wurden. Entscheidend war nur, dass man sie tatsächlich gewann. Doch das bedeutete zugleich die Verwandlung der NSDAP in eine lockere Koalition von Interessengruppen, die nur durch das *Fehlen* eines klaren Programms und mehrere utopische Fernziele, eingebettet in das Bild des «Führers», auf Zeit zusammengehalten werden konnte.

V

Wenige Deutsche dachten an Hitler während der «goldenen Jahre» von Weimar. Die innerparteilichen Entwicklungen waren für die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung weder von Interesse, noch nahm sie daran Anteil. Dem ehemaligen Münchner Störenfried, der jetzt nur als Ärgernis am Rande der politischen Bühne galt, wurde wenig Aufmerksamkeit zuteil. Wer Hitler beachtete, reagierte oft abfällig oder herablassend oder beides zugleich. Durchaus typisch war der Kommentar im führenden liberalen Presseorgan Deutschlands, der *Frankfurter Zeitung*, die von Zeit zu Zeit einen verächtlichen Blick auf die Nationalsozialisten warf. «Hitler hat keine Gedanken, keine verantwortungsvolle Überlegung, aber immerhin eine Idee. Er hat einen Dämon», hiess es in einem Artikel vom 26. Januar 1928:

«Es handelt sich um eine manische Idee atavistischer Herkunft, die die komplizierte Wirklichkeit wegschiebt und eine primitive Kampfeinheit an ihre Stelle setzt (...). Im Grund ist Hitler natürlich ein gefährlicher Tor. (...) Wenn man sich aber fragt, wie der Sohn eines kleinen oberösterreichischen Zollbeamten zu seinem Spleen kommt, dann kann man nur eins sagen: er hat die Kriegsideologie vollkommen wörtlich genommen und sie fast so primitiv aufgefasst, als ob man in der Völkerwanderungszeit lebte.»²⁶³

Die Ergebnisse der Reichstagswahl vom 20. Mai 1928 schienen die Kommentatoren in ihrem Urteil zu bestätigen, die seit Jahren das Ende Hitlers und seiner «Bewegung» gepredigt hatten.²⁶⁴ Die Stimmberechtigten zeigten – eine Reaktion auf die gesicherteren Lebensumstände – relativ geringes Interesse am Wahlkampf.²⁶⁵ Insgesamt 32 Parteien stellten Listen auf, darunter viele, die bestimmte Interessengruppen vertraten. Später stellte Hitler diesen Umstand gross heraus, um die Arbeitsweise der pluralistischen Demokratie zu parodieren.²⁶⁶ Als klare Sieger gingen die Linksparteien aus der Wahl hervor. SPD wie KPD hatten be-

trächtlich zugelegt. Die grössten Verluste hatten die Deutschnationalen von der DNVP zu verschmerzen. Die kleinen Parteien und Splittergruppen errangen mit 13,9 Prozent insgesamt fast doppelt so viel Stimmen wie bei der letzten Wahl im Dezember 1924.²⁶⁷ Mit ihren 2,6 Prozent gewann die NSDAP nur zwölf Mandate. Gemessen am Resultat hatte die Partei, verglichen mit dem Völkischen Block im Dezember 1924, an Boden verloren.²⁶⁸ In den Städten hatte sie mit wenigen Ausnahmen überall katastrophal abgeschnitten. Trotz Goebbels' Anstrengungen, den Kampf in die «roten» Berliner Bezirke zu tragen, errangen die Nationalsozialisten in der Hauptstadt lediglich 1,57 Prozent der Stimmen. Im «roten» Wedding, einem typischen Arbeiterbezirk der Innenstadt, verblichen die 1'742 Stimmen der Nationalsozialisten neben den 163'429 Kreuzen für die Linksparteien.

Doch es gab auch einige Lichtblicke. Die Ergebnisse in manchen ländlichen Gebieten sahen, wie erwartet, für die Zukunft recht vielversprechend aus. Die besten Resultate erzielte die Partei, abgesehen von den traditionellen Kernlanden in Franken und Teilen Oberbayerns, vor allem in den ländlichen Regionen Norddeutschlands, die von der sich verschärfenden Agrarkrise am härtesten betroffen waren.²⁶⁹ Im Bezirk Weser-Ems beispielsweise gelang es der NSDAP, unterstützt von dem Propagandarummel, den der lärmende, aggressiv antisemitische, amtsenthobene Pastor Ludwig Münchmeyer, ein «Bekehrter» von der DVFP, ausgelöst hatte, ihren Stimmenanteil auf das Doppelte des nationalen Durchschnitts zu schrauben.²⁷⁰ Sogar in Ostdeutschland, wo es weiterhin wenig Anhänger gab, bot der Vertrauensverlust, der bei der vorherrschenden DNVP zu beobachten war, einigen Anlass zum Optimismus.²⁷¹ Schliesslich blieb der Trost, dass die zwölf Reichstagsabgeordneten der NSDAP für ihre giftigen Attacken auf die Gegner parlamentarische Immunität genossen und – was noch wichtiger war – Tagegelder bezogen sowie kostenlos in Erster-Klasse-Waggons der Reichsbahn durch Deutschland reisten und so die Parteifinanzen entlasteten.²⁷² Zu den neuen Deputierten gehörten Gregor Strasser, Frick, Feder, Goebbels, Ritter von Epp – der frühere Freikorpskommandeur, der unter grossem Getöse gerade von der BVP zur NSDAP «konvertiert» war – sowie Hermann Göring, der vor Kurzem nach seiner Abwesenheit im Gefolge des Putsches zur «Herde» zurückgekehrt war. «Wir gehen in den Reichstag hinein (...). Wie der Wolf in die Schafherde einbricht, so kommen wir», teilte Goebbels den Lesern des *Angriff* mit.²⁷³

Innerhalb der Partei gab es verständliche Enttäuschung und Nieder-

geschlagenheit. Doch nach aussen zeigte man sich unverzagt.²⁷⁴ Die NSDAP musste Lehren aus dem Ergebnis ziehen. Gregor Strasser war es ebenso klar wie anderen Parteiführern, dass die Konzentration auf die Industriearbeiter sich nicht ausgezahlt hatte. Das grössere Wählerpotential war auf dem Land.²⁷⁵ Die Notwendigkeit der Umstellung von Propaganda und Organisation der Partei lag auf der Hand. Hitler bekräftigte die Botschaft bei einer Parteiführerkonferenz in München zwischen dem 31. August und dem 2. September, die nach dem Wahlkampf aus Geldmangel an Stelle des Parteitages stattfand.²⁷⁶ Er kündigte eine gründliche, Gregor Strassers Plan folgende Reorganisation der Gau-Struktur an.²⁷⁷ Unter Strassers organisatorischer Führung wurde den ländlichen Regionen mehr Aufmerksamkeit gewidmet. Erste Schritte zum Aufbau eines ganzen Spektrums assoziierter Unterorganisationen dienten dem Ziel, die Partei für die spezifischen Interessen mittelständischer Gruppen zu öffnen.²⁷⁸

Hitlers Reaktion auf das Wahldesaster war charakteristisch. Am Abend selbst feierte er, flankiert von Epp und dem kürzlich zurückgekehrten Röhm, bei einer Versammlung im vollbesetzten Bürgerbräukeller zunächst die miserablen Resultate der übrigen Rechtsparteien. Aus dem Ergebnis folgerte er zuerst, es gebe nur noch eine völkische Bewegung: die NSDAP. Er unterstrich die Tatsache, dass die Partei in München, verglichen mit den Wahlen vom Dezember 1924, etwa 7'000 Stimmen hinzugewonnen habe. Die schlechten Ergebnisse in fast allen anderen Städten erwähnte er nicht. Als zweite Folge betonte er das starke Anwachsen des «marxistischen» Stimmenanteils, nach drei Jahren einer von der Bayerischen Volkspartei und den Deutschnationalen gestellten Regierung. Dem stellte er den Stimmenrückgang der Linken in München im Jahr 1924 gegenüber. Schliesslich fügte er trotzig eine dritte Schlussfolgerung an: «Die Wahlschlacht ist geschlagen, der Kampf geht weiter! (...) Für uns gibt es keine Ruhe, keine Pause, wir arbeiten weiter.»²⁷⁹ Tatsächlich hatte Hitler München binnen weniger Tage den Rücken gekehrt, um sich auf seinem Bergsitz zu erholen und das «Zweite Buch» zu diktieren.²⁸⁰ Am 27. Juni 1928 musste er eine Stellungnahme an die Redakteure der nationalsozialistischen Presse autorisieren, in der er erneut seine Verpflichtung bekräftigte, die Macht auf legalem Wege erringen zu wollen, denn nach dem schlechten Wahlausgang hatten manche gedacht, die Partei werde erneut gewaltsam zur Macht streben.²⁸¹ Ansonsten blieb Hitler der Öffentlichkeit bis Anfang Juli fern.²⁸²

Die Wahlergebnisse bestätigten bei vielen Beobachtern den Eindruck, dass die Hitler-Bewegung am Ende sei.²⁸³ Auch die preussische Regierung dachte so. Ende September hob sie das Redeverbot für Hitler bei öffentlichen Veranstaltungen auf.²⁸⁴ Am 16. November 1928 sprach er zum ersten Mal im Berliner Sportpalast. Der riesige Saal war bis auf den letzten Platz besetzt, als Hitler, begleitet von Fanfarenklängen und fahnschwenkenden SA-Leuten, hereinkam. Die Atmosphäre hatte mit konventionellen politischen Versammlungen wenig gemein. Seine Rede über den «Kampf, der einst die Ketten bricht», wurde wiederholt von Beifallsstürmen unterbrochen.²⁸⁵ Hitler sagte nichts Neues. Die Darbietung zählte, nicht der Inhalt. Wie immer appellierte er ausschliesslich an die Emotionen, wurden Revolution, Pazifismus, Internationalismus und Demokratie gegeißelt. Die wirtschaftliche Erholung werde nur durch die nationale Freiheit erreicht. Und «die Voraussetzung zur Freiheit ist Macht». Dazu seien «heroische» Führer vonnöten. Hitler ging nicht ausdrücklich auf die «Judenfrage» ein. Doch rasch kam er auf die für ihn zentrale Obsession der «Rassenschande» zu sprechen. Die «Vernegerung» der Kultur, der Sitten und des Blutes untergrabe den Wert des Individuums. Doch

«ein Volk, das sich der Verbastardierung seines Geistes und Blutes widersetzt, kann gerettet werden. Das deutsche Volk hat seinen spezifischen Wert und kann nicht 70 Millionen Neger gleichgesetzt werden. (...) Negermusik herrscht, aber setzten wir einem Jimmy eine Symphonie Beethovens entgegen, so ist der Sieg entschieden. (...)

Aus unserem starken Glauben wird die Kraft kommen, um Selbsthilfe dieser Verbastardierung gegenüber anzuwenden.

Das ist das Ziel, das sich die N.S.D.A.P. gestellt hat: Die Begriffe Nationalismus und Sozialismus aus ihrer bisherigen Bedeutung herauszuheben. National ist, kann nur sein, wer zu seinem Volke steht, und Sozialist kann nur sein, wer für das Recht seines Volkes auch nach aussen eintritt.»²⁸⁶

Mit einer derartig schwammigen Definition öffnete Hitler seinen Appell für alle gesellschaftlichen Gruppen. Klassenschranken seien nur im Zuge der nationalen Einheit zu überwinden. Die NSDAP stehe über den Klassen. Sie sei «nicht mehr nationalistisch oder sozialistisch allein, nicht mehr bürgerlich oder proletarisch», sondern stehe für alle, «die ehrlich die Volksgemeinschaft aufbauen wollen, Klassenstolz und Dünkel ablegen, um gemeinsam zu kämpfen». Im Ergebnis sei «die Partei

eine Bewegung, die sich mit Stolz Arbeiterpartei nennen kann, denn niemand ist in ihr, der nicht schafft und arbeitet am Leben des Volkes». Die NSDAP nehme an einem «gigantischen Kampf gegen den Internationalismus» teil. Sie gründe nicht auf einer «Abstimmung» und dem «Irrtum» der Demokratie, sondern auf der «Autorität des Führers». ²⁸⁷ So überwinde Deutschland den Marxismus und gewinne den Grund und Boden, der das Ende der Sklaverei bedeute. Er schloss mit verächtlichen Worten über das Redeverbot, das es geschafft habe, «den grössten Saal des Reiches» zu füllen, und mit einem Appell an Gott, den Kampf Deutschlands zu segnen. Die Menge raste. Kritische Beobachter begegneten der Mischung aus Halbwahrheiten, Verzerrungen, groben Vereinfachungen und vagen, pseudoreligiösen, eine «Erlösung» verheissenden Versprechungen weiterhin mit Unverständnis. ²⁸⁸ Doch die 16'000 Menschen, die sich im Sportpalast drängten, waren nicht gekommen, um einen intellektuellen Diskurs zu hören. Sie hatten gehört, was sie hören wollten.

Als Hitler im Sportpalast sprach, zogen über der deutschen Wirtschaft bereits dunkle Wolken auf. Die zunehmende Agrarkrise führte zu weitverbreiteter Verschuldung, Konkursen, Zwangsverkäufen von Land und enormer Verbitterung in der bäuerlichen Bevölkerung. Im grössten industriellen Ballungsraum, dem Ruhrgebiet, lehnten die Unternehmer einen Schlichterspruch ab und sperrten die gesamte Belegschaft der Eisen- und Stahlindustrie aus. Als Konsequenz hatten 230'000 Erwerbstätige wochenlang weder Arbeit noch Löhne. ²⁸⁹ Inzwischen stieg die Zahl der Arbeitslosen rasch an und erreichte im Januar 1929 beinahe drei Millionen, über eine Million mehr als im Jahr zuvor. ²⁹⁰ Auch die politischen Probleme wuchsen, denn die Grosse Koalition unter dem SPD-Reichskanzler Hermann Müller stand von Anfang an auf wackeligen Beinen. Zum Bruch und einem ernstzunehmenden Gesichtverlust für die SPD kam es über den Beschluss, einen Panzerkreuzer zu bauen, dem sich die Sozialdemokraten vor der Wahl widersetzt hatten. Der Arbeitskampf im Ruhrgebiet öffnete die Risse in der Regierung noch weiter und setzte sie von rechts und links der Kritik aus. Es war der erste Angriff innerhalb der vereinten Bemühungen der Rechtskonservativen, die in den letzten Jahren erzielten sozialen Verbesserungen rückgängig zu machen. Der folgende Konflikt über die Sozialpolitik führte zum Rücktritt der Regierung Müller. Und am Jahresende erschien die Reparationsfrage wieder am Horizont. Zum akuten Problem wurde sie 1929.

Bemerkenswert ist heute, dass ein so intelligenter Analytiker wie der Soziologe Joseph Schumpeter im Herbst 1928 mit unverhohlenem Optimismus auf «die sehr grosse und möglicherweise noch zunehmende Stabilität unserer sozialen Verhältnisse» blicken konnte.²⁹¹ Grösseren Scharfblick bewies Reichsaussenminister Gustav Stresemann, der im November 1928 vor den finsternen Folgen warnte, falls die USA die kurzfristigen Kredite kündigen sollten, die die Wirtschaft in den vergangenen Jahren gestützt hatten.²⁹²

In Wirklichkeit waren die «goldenen Jahre» von Weimar weniger «glanzvoll», als es den Anschein hatte. Die deutsche Gesellschaft war zutiefst gespalten. Das kurze Zwischenspiel relativer Stabilität hatte nichts dazu beigetragen, um die Kluft zwischen Klassen und Konfessionen zu überbrücken.²⁹³ Die sozialen Nöte blieben akut. Die relativ hohe Arbeitslosenquote – im Jahr 1926 hatten mehr als zwei Millionen Menschen keinen Arbeitsplatz – radikalisierte viele Beschäftigte, darunter viele jüngere Leute.²⁹⁴ Die Inhaber kleiner Läden und Firmen reagierten ängstlich und verärgert auf Warenhäuser und Konsumvereine. Wie viele Handwerker, die fühlten, ihr überlieferter Status und Lebensunterhalt würden durch die Massenproduktion untergraben, und die Angestellten, die darauf achteten, den Abstand zu den «Arbeitern» zu wahren, hatten sie selbst in den besten Jahren der Demokratie von Weimar nichts für sie übrig. Und die Bauern gingen, wie erwähnt, beim Zusammenbruch der Erzeugerpreise auf die Barrikaden.

Auf kultureller Ebene waren die Verwerfungen ebenso tiefgreifend. Die Avantgarde-Kunst von Weimar stiess weit mehr Menschen ab, als sie anzog. Wie immer gingen kultureller Konservatismus und Philistertum ein enges Bündnis ein. Avantgarde und Populärkultur waren gleichermaßen verschrien. Goebbels' Angriffe auf die «Asphaltpopkultur» fanden später nicht nur unter den zum harten Kern gehörenden Nationalsozialisten ein Echo, sondern auch im Kreise der soliden, reaktionären Bourgeoisie, die mit Befremdung auf die «Amerikanisierung» der grossstädtischen Populärkultur in den zwanziger Jahren reagierte.

Die scharf getrennten sozialen Milieus und «Subkulturen» schlugen sich in einer instabilen politischen Landschaft nieder. Die Reichstagswahl von 1928 hatte der Demokratie nur auf den ersten, höchst oberflächlichen Blick einen Erfolg beschert. Der Zugewinn der KPD markierte auf der linken Seite eine antidemokratische Tendenz. Die liberalen Parteien der Mitte und rechts von der Mitte hatten seit 1919 beunruhigend viele Stimmen verloren. Der Zerfall und die Zersplitterung

dieser Gruppierungen spiegelte eine Demokratieverdrossenheit und einen Rechtsruck der Wähler wider, noch bevor die Nationalsozialisten einen bedeutenden Wahlerfolg errungen hatten.²⁹⁵ Auf der nationalistischen Rechten vermochten die Verluste der DNVP die Demokraten nur auf den ersten Blick zu trösten, denn viele der ehemaligen Anhänger der Partei waren weiter nach rechts, in eine Vielzahl von Interessen- und Protestparteien gedriftet, die letztlich alle in die NSDAP «gespült» wurden.²⁹⁶ Vor allem gelang es der Demokratie von Weimar selbst in ihren «goldenen Jahren» nicht, genügend Unterstützung zu finden, um den mächtigen Bereichen der Gesellschaft Widerstand zu leisten, die die Existenz der Republik als solche bekämpften. Eine neuerliche Wirtschaftskrise wäre eine grosse Gefahr. Und hier war, wie Stresemann betont hatte, die Stabilität weit weniger gesichert, als es der äussere Glanz der «goldenen Zwanziger» nahelegte. Die deutsche Wirtschaft hing von kurzfristigen amerikanischen Krediten ab. In den Vereinigten Staaten blieben Produktivität und Investitionen hinter den Erwartungen zurück, während mit dem Anstieg der Löhne die Rentabilität abnahm, die öffentlichen Finanzen zunehmend unter Druck gerieten und ein stark subventionierter Agrarsektor in eine tiefe Krise stürzte, nachdem bereits zwei Jahre vor dem «Schwarzen Freitag» an der Wall Street die Weltmarktpreise für Agrarprodukte zusammengebrochen waren.²⁹⁷

In der sich verschlechternden Lage im Winter 1928/1929 gelang es der NSDAP, immer mehr Anhänger zu gewinnen. Ende 1928 hatte die Partei bereits 108 717 Mitgliedskarten ausgegeben.²⁹⁸ Jetzt erreichte sie soziale Gruppen, die ihr zuvor kaum zugänglich gewesen waren. Im November 1928 bereiteten 2'500 Studenten der Universität München Hitler einen stürmischen Empfang.²⁹⁹ Vor seiner Rede hatte der kürzlich ernannte Reichsführer des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes, der 21jährige Baldur von Schirach, zu den Versammelten gesprochen. Der künftige Reichsjugendführer stammte aus Weimar – der literarischen Hauptstadt Deutschlands –, wo sein Vater ein sehr geachteter Direktor am Hoftheater gewesen war. Ungewöhnlich für einen führenden Nationalsozialisten, sprach Schirach ausgezeichnet Englisch. Seine amerikanische Mutter, die die Sprache ihrer Wahlheimat nur unvollkommen beherrschte, hatte mit ihm nur Englisch gesprochen, so dass er, eigenen späteren Aussagen zufolge, im Alter von sechs Jahren kein Wort Deutsch gekonnt habe. Mit Kriegsende brach die Tragödie über die Schirachs herein: Baldurs Vater verlor seine Stellung; sein Bruder Karl beging Selbstmord aus Verzweiflung über die Blockie-

rung seiner militärischen Laufbahn infolge des Versailler Vertrages und schrieb die Entscheidung, sich umzubringen, dem «Unglück Deutschlands» zu. In Weimar, einer Stadt, die im Bewusstsein ihres vergangenen Ruhmes lebte, mittlerweile aber von völkisch-nationalistischem und antisemitischem Getöse heimgesucht wurde, fand Baldur mit Hilfe eines Mentors, des späteren stellvertretenden Gauleiters von Thüringen, Hans Severus Ziegler, den Weg in eine paramilitärische Jugendorganisation und bewunderte zunächst Ludendorff, bevor er Hitler zurzeit der Wahlen zum Reichspräsidenten im März 1925 erstmals reden hörte. Das Erlebnis hatte ihn so gepackt, dass er nach Hause rannte und ein Gedicht über Hitler verfasste, das dann veröffentlicht wurde und ihm die erste signierte Photographie seines Helden einbrachte. Er «verschlang» den ersten Band von «Mein Kampf» an einem einzigen Abend und trat Anfang Mai in die Partei ein. Er war Hitlers Mann und sorgte dafür, dass der Führerkult in der 1926 gegründeten NS-Jugend-Organisation und im NS-Studentenbund gedeihen konnte. Ende 1928 stieg Schirachs Ansehen nach starken Stimmenzuwächsen der Nationalsozialisten bei den Wahlen zum Studentenparlament – in Erlangen hatten sie um 32 Prozent, in Greifswald und Würzburg um 20 Prozent zugelegt. Der Erfolg sicherte Schirach Hitlers Unterstützung und bahnte ihm den Weg für die Übernahme der Führung der Hitlerjugend im Jahre 1931.³⁰⁰

Die Wahlen in den Universitäten waren für Hitler ein ermutigender Hinweis auf die wachsende Stärke der Nationalsozialisten. Doch vor allem auf dem Land, bei den radikalisierten Bauern, begannen sie grosse Fortschritte zu machen. In Schleswig-Holstein zeigten Bombenattentate auf Regierungsgebäude, welche Stimmung in der bäuerlichen Bevölkerung herrschte. Im Januar 1929 gründeten dortige Bauern das «Landvolk», eine neue und mächtige Protestbewegung, die rasch von den Nationalsozialisten vereinnahmt wurde. Zwei Monate später kam es nach einer Versammlung der NSDAP in Wöhrden, Dithmarschen, zu einem Kampf zwischen der «Sturmabteilung» und KPD-Anhängern, dabei wurden zwei SA-Männer getötet und eine Reihe weiterer verwundet. Die Reaktionen vor Ort zeigten plastisch, welches Potential die Nationalsozialisten unter der Landbevölkerung vorfanden. Die Anzahl der örtlichen NS-Anhänger stieg sofort stark an. Alte Bauersfrauen trugen jetzt das Hakenkreuzabzeichen an ihren Arbeitsschürzen. Aus Gesprächen mit ihnen gehe, so ein Polizeibericht, hervor, dass sie nichts über die Ziele der Partei wüssten. Doch sie seien sicher, dass die Re-

gierung unfähig sei und die Behörden das Geld der Steuerzahler verschwendeten. Sie seien überzeugt, «dass nur die Nationalsozialisten die Retter aus diesem angeblichen Elend sein können». Die Landwirte meinten, ein Sieg der Nationalsozialisten auf parlamentarischem Wege werde zu lange brauchen. Ein Bürgerkrieg müsse her. Die Menschen seien «ganz ausserordentlich verbittert» und stünden allen Formen gewalttätiger Aktionen offen gegenüber. Hitler nutzte den Vorfall zu Propagandazwecken, nahm an der Beerdigung der SA-Männer teil und besuchte die Verwundeten, was grossen Eindruck auf die Dorfbewohner machte. Hitler und die anderen führenden Nationalsozialisten wurden als «Volksbefreier» gefeiert.³⁰¹

Während der Verschärfung der ökonomischen und politischen «Krise vor der Krise» hielt Hitler seine «Propaganda-Offensive» aufrecht.³⁰² In der ersten Jahreshälfte 1929 schrieb er zehn Artikel für die Parteipresse und sprach auf 16 Veranstaltungen vor grossem, begeistertem Publikum. Vier fanden im Vorfeld der Landtagswahlen am 12. Mai in Sachsen statt. Offene Angriffe auf die Juden kamen in den Reden nicht vor.³⁰³ Vielmehr befasste sich Hitler mit dem inneren und äusseren Bankrott des «Systems» von Weimar, der Ausbeutung durch das internationale «Finanzkapital» und den Leiden der «kleinen Leute», den katastrophalen wirtschaftlichen Folgen der demokratischen Herrschaft, den sozialen Schranken, welche die Parteipolitik geschaffen und reproduziert habe, und vor allem mit der Notwendigkeit, die Stärke und Einheit Deutschlands wiederherzustellen und den «Raum» zu gewinnen, um seine Zukunft zu sichern. «Der Schlüssel zum Weltmarkt hat die Gestalt des Schwertes», erklärte er.³⁰⁴ Die einzige Rettung vor dem Niedergang sei die Macht: «Das ganze System müsse geändert werden. Deshalb sei die grosse Aufgabe, dem Volk den Führerglauben wiederzugeben.»³⁰⁵

Hitlers Reden waren Teil eines perfekt organisierten Propagandafeldzuges, mit dem die Partei Sachsen vor der Wahl flächendeckend überzog. Er war von Himmler unter Hitlers Aufsicht geplant worden.³⁰⁶ Die steigenden Mitgliederzahlen der NSDAP und die in Organisation und Struktur der Partei erzielten Verbesserungen ermöglichten einen intensiveren Wahlkampf. Das wiederum half, ein Image zu schaffen, das Dynamik, Elan und Energie ausstrahlte. Der Aktivismus vor Ort und die einflussreichen Persönlichkeiten, die dort für die NSDAP gewonnen wurden, waren für gewöhnlich der Schlüssel für den Fortschritt des Nationalsozialismus.³⁰⁷ Hitler kam selten zum Einsatz – um die Wirkung zu optimieren und einen zu strapaziösen Terminkalender zu vermei-

den.³⁰⁸ Eine Hitlerrede war für jede Ortsgruppe eine besondere Belohnung. Unter den veränderten Bedingungen ab 1929 heimste die NSDAP an Orten Erfolge ein, wo die Menschen Hitler nie gesehen hatten.³⁰⁹

Bei der Landtagswahl in Sachsen errang die NSDAP fünf Prozent der Stimmen.³¹⁰ Einen Monat später brachte sie es in Mecklenburg auf vier Prozent – doppelt so viel wie bei der Reichstagswahl im Jahr zuvor. Die beiden Abgeordneten der NS-Partei waren das Zünglein an der Waage zwischen den gleichstarken Blöcken der Linken und der Rechten.³¹¹ Ende Juni wählten die Stimmbürger in Coburg (Nordbayern) als erste Kommune einen NS-beherrschten Stadtrat.³¹² Im Oktober errangen die Nationalsozialisten bei den Landtagswahlen in Baden sieben Prozent der Stimmen.³¹³ All das geschah, bevor der «Schwarze Freitag» an der Wall Street im Oktober 1929 die grosse Depression einläutete.

Die Wiederbelebung der öffentlichen Diskussion um die Reparationen war Wasser auf die Mühlen der NS-Agitation. Die Ergebnisse der Beratungen eines Expertenkomitees, das unter dem Vorsitz von Owen D. Young, einem amerikanischen Bankier und Chef von General Electric, seit Januar über die Reparationen verhandelt hatte, wurden am 7. Juni 1929 unterzeichnet. Verglichen mit dem Dawes-Plan von 1924 sah die Vereinbarung für Deutschland relativ günstig aus. Drei Jahre lang sollten die Zahlungen auf geringerem Niveau erfolgen und um insgesamt 17 Prozent niedriger ausfallen als nach dem Dawes-Plan.³¹⁴ Doch Deutschland würde die Reparationen erst 59 Jahre später endgültig abbezahlt haben. Die Gegenleistung der Alliierten bestand aus dem Angebot, die Truppen zum 30. Juni 1930 aus dem Rheinland abzuziehen, fünf Jahre eher als im Versailler Vertrag vorgesehen. Stresemann war daher zur Annahme der Vorschläge bereit.³¹⁵ Die nationalistische Rechte war empört. Alfred Hugenberg, Vorsitzender der DNVP und Medienmogul, der die nationalistische Presse kontrollierte und bei der UFA-Filmgesellschaft ein gewichtiges Wort mitzureden hatte, gründete am 9. Juli 1930 einen «Reichsausschuss für das deutsche Volksbegehren», um eine Kampagne mit dem Ziel der Ablehnung des Young-Plans durchzuführen, und überredete Hitler zur Mitarbeit.³¹⁶ Franz Seldte und Theodor Duesterberg vom Stahlhelm, Heinrich Class vom Alldeutschen Verband und der Industriemagnat Fritz Thyssen gehörten dem Ausschuss an.³¹⁷ Hitlers Teilnahme in Gesellschaft kapitalistischer Unternehmer und Reaktionäre traf auf keine Gegenliebe beim nationalrevolutionären Parteiflügel unter Otto Strasser.³¹⁸ Doch wie immer erkannte der Opportunist in Hitler die Chancen, die ihm die Kampagne

bot. Der Entwurf eines «Gesetzes gegen die Versklavung des deutschen Volkes», den der Ausschuss im September veröffentlichte, in dem der Young-Plan und die «Kriegsschuldlüge» abgelehnt wurden, erreichte knapp das Quorum für einen Volksentscheid. Als dieser am 22. Dezember stattfand, stimmten 5,8 Millionen Bürger und Bürgerinnen, das heisst 13,8 Prozent der Wählerschaft mit Ja.³¹⁹ Die Kampagne war ein Fehlschlag – aber nicht für Hitler. Er und seine Partei hatten von der Hugenberg-Presse profitiert, die für ihn massiv die Trommel geschlagen hatte.³²⁰ Und Hitler war von «hochkarätigen» Leuten mit Zugang zu Finanzquellen und Einfluss als ebenbürtig anerkannt worden.

Manche der neugewonnenen Wegbegleiter Hitlers hatten als Ehrengäste dem Nürnberger Parteitag vom 1. bis 4. August 1929 beigewohnt. So beehrten der zweite Bundesvorsitzende des Stahlhelm, Theodor Duesterberg, und Graf von der Goltz, Anführer der Vereinigten Völkischen Verbände, den Parteitag mit ihrer Anwesenheit.³²¹ Auch Emil Kirdorf war der Einladung gefolgt. Winifred Wagner, die «Lady» von Bayreuth, gehörte ebenfalls zu den Ehrengästen.³²² Fünfunddreissig Sonderzüge brachten 25'000 SA- und SS-Männer und 1'300 Mitglieder der Hitlerjugend nach Nürnberg. Die Polizei schätzte die Teilnehmerzahl auf insgesamt rund 30 bis 40'000. Der Parteitag wurde zu einem weit grösseren und glanzvolleren Spektakel als sein Vorgänger 1927. Er spiegelte das neue Selbstvertrauen und den Optimismus einer Partei wider, deren Mitgliederzahl bis dahin auf etwa 130'000 angewachsen war.³²³ Verglichen mit der Veranstaltung zwei Jahre zuvor war Hitlers Herrschaft gefestigt. Die Arbeitskreise «segneten» die von oben bestimmte Politik nur ab. Hitler war kaum an ihnen interessiert. Er kümmerte sich wie immer nur um die «Propaganda-Schau» des Parteitags.³²⁴

Er hatte Grund zur Zufriedenheit mit der Entwicklung seiner Bewegung seit der Neugründung vor vier Jahren. Inzwischen zählte die Partei beinahe dreimal so viel Mitglieder wie unmittelbar vor dem Putsch und wuchs weiterhin rasch an. Sie erfasste nun das ganze Land und stiess in Regionen vor, die nie zu den Hochburgen gehört hatten. Sie war straffer organisiert und strukturiert und bot weniger Raum für Meinungsverschiedenheiten. Es war entweder gelungen, die Rivalen der völkischen Bewegung aufzunehmen, oder sie waren bedeutungslos geworden. Nicht zuletzt war Hitlers Herrschaft nun vollkommen. Nach wie vor arbeitete er mit dem gleichen Erfolgsrezept: Es ging darum, allen die gleiche Botschaft «einzubleuen», jede Gelegenheit zur Agitation zu

nutzen und darauf zu hoffen, dass die allgemeinen Umstände die Partei begünstigten. Doch obwohl die NSDAP seit 1925 einen grossen Schritt vorangekommen war und die Partei bei Landtagswahlen erste bescheidene Stimmengewinne verzeichnete und eine Menge Öffentlichkeitswirkung entfaltete, hätte kein Realist ihr grosse Chancen zugebilligt, einmal die Macht zu erringen. Um das zu bewerkstelligen, setzte Hitler alle Hoffnungen auf eine massive und umfassende Staatskrise.

Er konnte sich zwar nicht vorstellen, wie rasch die Ereignisse die Partei in eine vorteilhafte Lage versetzen würden, aber am 3. Oktober 1929 starb Gustav Stresemann, der einzige deutsche Staatsmann von Rang, der am meisten zur Stützung der wackeligen Regierung Müller beigetragen hatte, an den Folgen eines Schlaganfalls. Drei Wochen später ereignete sich am 24. Oktober auf dem grössten Aktienmarkt der Welt, der Wall Street in New York, der Börsenkrach. Die Krise, die Hitler brauchte, war dabei, Deutschland zu erfassen.

NEUNTES KAPITEL

Der «Durchbruch»

«Durch die widrigen wirtschaftlichen Umstände (hatte ich) alles verloren. Und so trat ich Anfang 1930 in die Nationalsozialistische Partei ein.»

Ein ungelernter Arbeiter, den die Hitler-Bewegung gerade gewonnen hatte

«Wieviele sehen zu ihm auf in ergreifender Gläubigkeit als dem Helfer, Erretter, als dem Erlöser aus übergrosser Not. – Zu ihm, der den preussischen Prinzen, den Gelehrten, den Geistlichen, den Bauern, den Arbeiter, den Erwerbslosen aus der Partei rettet ins Volk hinein.»

Luise Solmitz, eine Lehrerin, nach einer Hitlerrede im April 1932 in Hamburg

«Unter der schrecklichen Last des Zusammenbruchs drohte dem gesamten Wirtschaftsleben der Stillstand. Tausende von Fabriken schlossen ihre Tore. Der Hunger war der tägliche Begleiter des deutschen Arbeiters. Dazu schwingen die Juden die künstliche Peitsche der Not, jagten die Arbeiter aus ihren Häusern, die dann die Landwirte um Lebensmittel anbettelten. (...) Die Massnahmen der Regierung trafen die Öffentlichkeit so schwer, dass vielen ehrlichen Arbeitern nichts anderes übrig blieb als für den täglichen Broterwerb zu Dieben zu werden. (...) Auch Einbruchsdelikte waren an der Tagesordnung, und die Polizei hatte alle Hände voll zu tun, um das Eigentum der Bürger zu schützen. Alle Mitbürger mit Ausnahme der Kommunisten sehnten sich nach besseren Zeiten. Was mich angeht, hatte ich, wie viele andere, durch die widrigen wirtschaftlichen Umstände alles verloren. Und so trat ich Anfang 1930 in die Nationalsozialistische Partei ein.»¹

Dies ist die persönliche Geschichte eines Mannes, der zum Nationalsozialisten wurde. Ein anderer Bericht lautet:

«Wenn wir bedenken, dass mich einerseits die Politik der Roten Regierung, vor allem durch Inflation und Steuern, meines gesamten Lebensunterhalts beraubt hat, während wir Frontsoldaten andererseits von einer Bande Ausbeuter beherrscht wurden, denen kein Mittel zu gering war, um die Hungerlöhne unserer leidenden, betrogenen Kameraden an sich zu reißen, dürfte klar werden, warum einige von uns die Aktivitäten der vaterländischen Verbände, vor allem der Hitlerbewegung begrüßten. Die Verbindung vaterländischer Ziele mit Sozialreformen führte manchen alten Soldaten und Idealisten unter der Fahne der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei zusammen.»²

Die NSDAP gewann die beiden Parteimitglieder, als die Wirtschaftskrise Deutschland erfasste. Weder der erste, ein ungelernter Arbeiter Anfang Dreissig, noch der zweite, ein etwa gleichaltriger kleiner Einzel-

händler, der seine Bäckerei 1926 für einen niedrigen Preis hatte verkaufen müssen, die Verantwortung jüdischen Gläubigern zuschob und als Hausierer mehr schlecht als recht über die Runden kam, passten in die abstrakte Sozialtypologie der NS-Anhängerschaft.³ Gleichwohl gewähren ihre beiden Kurzberichte einen Einblick in die Motive, die allmählich Tausende, vornehmlich Männer meist jüngeren Alters, in die Arme der Hitlerbewegung trieben, als über Deutschland 1930 die Sturmwolken aufzogen. Beide Männer fanden in der Politik der «roten» Regierung eine einfache Erklärung und in den Juden rasch einen Sündenbock für ihre Verbitterung und den Verlust an Selbstachtung.

Das Gefühl, verraten und ausgebeutet zu werden, war akut. Dabei ging es nicht nur um einen notwendigen Regierungswechsel, vielmehr waren sich diejenigen, die aus unterschiedlichen Motiven und in wachsender Anzahl 1930 in die NSDAP strömten, einig in ihrem elementaren, abgründigen Hass auf den Staat von Weimar, auf das «System» von Weimar. Hitler hatte erkannt, dass der Hass ein mächtiges Gefühl ist. An den Hass appellierte er; Hass empfanden viele Gefolgsleute. Doch es gab auch Idealismus, zwar am falschen Platze, aber es war Idealismus: die Hoffnung auf eine neue Gesellschaft, auf eine «Volksgemeinschaft», die alle bestehenden sozialen Spaltungen überwinden werde.

Die neuen Mitglieder der NS-Partei hingen dem Glauben an, die von Klassengegensätzen beherrschte, hierarchische Gesellschaft, die auf Status, Privilegien und dem Reichtum der wenigen auf Kosten der vielen beruht hatte, gehöre der Vergangenheit an. Die neue Gesellschaft werde gerecht sein, ohne die Begabungen, Talente und Fähigkeiten sowie die Initiative und die Kreativität des Einzelnen zu zerstören, wie es von den Gleichheitsvisionen der marxistischen Sozialphilosophie zu befürchten war. Sie träumten von einem Gemeinwesen, in dem Leistung, nicht der Status anerkannt werde, wo die Grossen und Mächtigen ihrer offenbar gottgegebenen Rechte verlustig gingen, die einfachen, bescheidenen Menschen heruzukommandieren, wo eine grundlegende Sozialreform sicherstelle, dass jeder, der es verdiene, auch belohnt werde, wo der «kleine Mann» nicht mehr vom Grosskapital ausgebeutet oder von der organisierten Arbeiterschaft bedroht werde und wo schliesslich an die Stelle des marxistischen Internationalismus die ergebene Treue zum deutschen Volk trete.

Dieser Idealismus enthielt auch diskriminierende Züge. Wer nicht zur «Volksgemeinschaft» gehörte – die «Drückeberger», «Schnorrer», «Parasiten» und natürlich diejenigen, die gar nicht als Deutsche galten,

vor allem die Juden –, sollte rücksichtslos unterdrückt werden. Doch für den «Volksgenossen» – anstelle von «Bürger» betonte der Begriff die Zugehörigkeit – sei die neue Gesellschaft eine echte «Gemeinschaft», wo die Rechte des Individuums dem Gemeinwohl untergeordnet seien und die Pflicht allen Rechten vorangehe. Nur auf dieser Grundlage könne die deutsche Nation ihre Stärke wiedererlangen, ihren Stolz zurückgewinnen und die Ketten abwerfen, die die Feinde ihr mit dem Versailler Vertrag zu Unrecht angelegt hätten. Einzig durch die völlige «Vernichtung» des verhassten, die Gesellschaft spaltenden demokratischen Systems sei die «Volksgemeinschaft» überhaupt zu vollenden.

In der grobschlächtigen und machtvollen Bildersprache, die so viele potentielle NSDAP-Anhänger anzog, waren Nationalismus und Sozialismus keine Gegensätze, sondern Teil desselben utopischen Traums von einer wiedergeborenen, starken und geeinten Nation. Viele Menschen, die zu Beginn der Krise 1930 für die NSDAP stimmten oder der Partei beitraten, waren Hitler niemals zuvor persönlich begegnet, ihr Interesse für ihn erwachte erst jetzt.

Ideologisch unterschied sich die NSDAP nicht von ihren rechten Rivalen. Nationalismus und Antimarxismus waren, abgesehen von den Linken, mit unterschiedlichen Schattierungen in allen Parteien geläufig. Die NSDAP war nicht die einzige Partei, die ein Hort antisemitischer Gedanken war. Hitlers Bewegung stach vor allem durch ihr von Aktivismus, Dynamik, Elan, Jugendlichkeit und Kraft geprägtes Image hervor. Für viele markierte sie die Zukunft, «das neue Deutschland», entstanden nach einem völligen Bruch mit der Gegenwart und zugleich aus ihrer Sicht auf den wahren Werten der deutschen Vergangenheit gegründet.

Hitler bündelte ihre Hoffnungen auf eine rücksichtslose Abrechnung mit den Feinden und Ausbeutern und verkörperte die Träume von einem wiedergeborenen Deutschland. «Jeder wahre Deutsche», so ein anderer Neuzugang der Partei, «suche in seiner Seele nach einem Retter Deutschlands und sehne sich danach, den Blick zuversichtlich und vertrauensvoll auf einen wahrlich grossen Führer zu richten.»⁴

Oft bringt eine Wirtschaftskrise eine Regierung zu Fall. Weit seltener zerstören Wirtschaftskrisen *Regierungssysteme*. Sogar die extremen Entbehrungen der Depression Anfang der dreissiger Jahre vermochten in manchen Ländern nicht ernsthaft an der Demokratie zu rütteln, überall dort, wo sie fest etabliert war und nicht von einem verlorenen Krieg untergraben wurde. Die schreckliche Not, die in den Vereinigten

Staaten von Amerika und in Britannien als Begleiterscheinung von Massenarbeitslosigkeit und dem ökonomischen Kollaps auftrat, sorgte zwar für Unruhen, stellte aber keine ernste Bedrohung für den demokratischen Staat dar. Die Demokratie blieb intakt, sie ging vielleicht sogar gestärkt aus den Gefährdungen hervor. Selbst Frankreich, wo die Demokratie eine viel schwächere Basis hatte, konnte die Krise mit einigen Narben überdauern.

Doch in Deutschland stand das «System», die Staatsordnung selbst, seit Beginn der Krise auf dem Spiel. Hitler und seine Partei waren die Nutzniesser dieser Systemkrise, nicht in erster Linie deren Verursacher. Selbst in den «goldenen zwanziger Jahren» hatte es die Weimarer Demokratie nie geschafft, die Herzen und Köpfe einer grossen Mehrheit der Deutschen zu gewinnen. In jenen Jahren hatten mächtige gesellschaftliche Gruppen, also Geschäftsleute, Armeeangehörige, Grossgrundbesitzer, führende Beamte im Regierungsapparat, Akademiker, viele Intellektuelle und Meinungsführer die Republik eher geduldet als aktiv unterstützt. Nicht wenige Vertreter der Machteliten warteten nur auf die Gelegenheit, die verabscheute Demokratie über Bord zu werfen.

Als die Anzeichen einer Krise nicht mehr zu leugnen waren, zeigten solche Gruppen ihr wahres Gesicht, während die Massen der Republik in Scharen den Rücken kehrten. In Britannien und den Vereinigten Staaten stützten die Eliten das bestehende, etablierte und in die Verfassung eingebettete demokratische System, weil es weiterhin ihren Interessen diene. In Deutschland mit seiner weniger tief verwurzelten Demokratie trachteten die Eliten nach einem Wechsel des Systems, das, wie sie fanden, die eigenen Interessen immer weniger hochhielt, und verfochten die Einsetzung einer autoritären Regierung. Den meisten lag der Gedanke an eine NS-Herrschaft zu diesem Zeitpunkt noch fern.

In Britannien und den Vereinigten Staaten fehlte den Massen trotz des Elends und der Unzufriedenheit eine Alternative zu den bestehenden, etablierten politischen Parteien. Es gab, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auch niemanden, der nach einer Alternative Ausschau hielt. In Deutschland begünstigten die Verhältnisse den «Durchbruch» der NS-Partei, weil durch die fortschreitende Zersplitterung des von der Mitte bis nach rechts reichenden Parteienspektrums schon vorher «politischer Spielraum» entstanden war.⁵ In Deutschland kündigte sich mit Beginn der Wirtschaftskrise eine echte Staatskrise an. Der folgende Kampf erschütterte die Grundlage des Staates. Genau das wollte Hitler.

Die NS-Führung begriff nicht sofort die Tragweite des Börsenkrachs vom Oktober 1929. Der *Völkische Beobachter* erwähnte den «Schwarzen Freitag» an der Wall Street mit keinem Wort.⁶ Aber Deutschland erbebt bald unter den Schockwellen. Die Abhängigkeit der deutschen Wirtschaft von kurzfristigen amerikanischen Krediten sorgte dafür, dass der Kurssturz schwerwiegende Folgen hatte. Die Industrieproduktion, Preise und Löhne erlebten nun eine steile Talfahrt, die erst 1932 auf dem Tiefpunkt angekommen war.⁷ Die Krise in der Landwirtschaft, die die deutschen Landwirte bereits 1928 und 1929 radikalisiert hatte, verschärfte sich rasch. Im Januar 1930 registrierten die Arbeitsämter 3'218'000 Beschäftigungslose, ungefähr 14 Prozent der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter. Tatsächlich gab es einschliesslich der Kurzarbeiter schätzungsweise mehr als viereinhalb Millionen Stellungslose.⁸

Der Protest der Menschen am rechten und linken Rand des politischen Spektrums, die die Demokratie für gescheitert hielten und die Beseitigung «des Systems» forderten, nahm schärfere Formen an. Die Erfolge der Nationalsozialisten bei Landtags- und Kommunalwahlen waren ein Indiz für die wachsende Radikalisierung der Wählerschaft. Das Plebiszit über den Young-Plan hatte der Partei die dringend benötigte Publizität in der weitverbreiteten Hugenberg-Presse verschafft. Der Wert der Volksabstimmung bestand, so Hitler, darin, dass sie «der Anlass für eine Propagandawelle (war), wie sie ähnlich in Deutschland noch nie da war».⁹ Sie half der NSDAP, sich als radikalste Stimme der Rechten zu profilieren, als Protestbewegung ersten Ranges, deren Ruf nicht durch eine Beteiligung an der Reichsregierung befleckt war. Bei den Landtagswahlen in Baden errang die NSDAP am 27. Oktober 1929 sieben Prozent der Stimmen. Bei den Wahlen zur Lübecker Bürgerschaft betrug der Anteil 14 Tage darauf 8,1 Prozent. Bei den Berliner Stadtratswahlen am 17. November gelang es der Partei, ihren Stimmenanteil von 1928 fast zu vervierfachen, obwohl sie mit 5,8 Prozent, verglichen mit den über 50 Prozent der beiden Linksparteien, eine Randgruppe blieb. Vor allem verdreifachte die NSDAP bei der Landtagswahl in Thüringen am 8. Dezember 1929 ihren Stimmenanteil von 1928 und durchbrach mit 11,3 Prozent der abgegebenen Stimmen erstmals die Zehnprozentmarke. Der Zuwachs erfolgte hauptsächlich auf Kosten der DVP, der DNVP und des Landbundes. In vielen Kleinstädten und Ortschaften des Thüringer Waldes, wo die Spielwaren- und Christ-

baumschmuckindustrie von der Krise hart getroffen wurde, konnten die Nationalsozialisten ihren Anteil gar verfünffachen. Mit nunmehr sechs von 53 Mandaten im thüringischen Landtag war die NSDAP bei der Bildung einer antimarxistischen Koalitionsregierung das Zünglein an der Waage.¹⁰

Sollte die NS-Partei die Situation ausnutzen, erstmals in eine Regierung eintreten und zugleich riskieren, durch die Mitwirkung an einem diskreditierten System Popularität einzubüssen? Hitler entschied, die NSDAP müsse Regierungsverantwortung übernehmen. Hätte er das Angebot abgelehnt, so seine Überlegung, wären Neuwahlen fällig gewesen, und die Wähler hätten sich möglicherweise von der NSDAP abgewandt.¹¹ Was dann geschah, deutet darauf hin, wie man sich zu diesem Zeitpunkt die «Machtergreifung» im Reich vorstellte.¹²

Hitler forderte für die NSDAP die beiden Ministerien, die er für die wichtigsten in der thüringischen Regierung hielt: das Ministerium des Innern, das den Beamtenapparat und die Polizei kontrollierte; und das Volksbildungsministerium, das die Kulturhoheit besass. «Wer diese beiden Ministerien besitzt und rücksichtslos und beharrlich seine Macht in ihnen ausnützt, kann Ausserordentliches wirken», schrieb Hitler.¹³ Nach der Ablehnung Wilhelm Fricks, des Kandidaten für beide Ämter – die DVP verweigerte die Zusammenarbeit mit einem Mann, der für seine Rolle beim Hitlerputsch wegen Hochverrats verurteilt worden war –, reiste der Parteiführer persönlich nach Weimar und stellte ein Ultimatum. Wenn man Frick nicht binnen drei Tagen akzeptiere, werde die NSDAP Neuwahlen herbeiführen. Die Industriellen der Region wurden von Hitler bearbeitet und übten ihrerseits starken Druck auf die DVP, die Partei der Grossunternehmer, aus, schliesslich wurden die Forderungen akzeptiert. Frick erhielt die Aufgabe, den Beamtenapparat, die Polizei und die Lehrerschaft von revolutionären, marxistischen und demokratischen Tendenzen zu «säubern» und die Volksbildung im Sinne nationalsozialistischer Ideen zu organisieren. Zunächst sollte er Dr. Hans Günther, einen Fachmann für «Rassenkunde», auf einen neuen Lehrstuhl für «Rassenfragen und Rassenkunde» an der Universität Jena berufen.¹⁴

Das erste Experiment nationalsozialistischer Regierungsbeteiligung war alles andere als erfolgreich. Fricks Versuche, die Bildungs- und Kulturpolitik auf der Grundlage einer rassistischen Ideologie umzubauen, stiessen auf wenig Gegenliebe, und das Reichsministerium des Innern blockierte die Bestrebungen einer «Nazifizierung» von Beamtenapparat

und Polizei. Nach einem Jahr musste Frick infolge eines Misstrauensantrages der Sozialdemokraten, den die Koalitionspartner der NSDAP im Landtag unterstützt hatten, sein Amt wieder räumen.¹⁵ Die 1933 so verhängnisvoll gescheiterte Strategie, die Nationalsozialisten in der Erwartung an der Regierung zu beteiligen, dass sie ihre Unfähigkeit beweisen und somit die Unterstützung der Bevölkerung verlieren würden, war angesichts des Experiments von Thüringen keineswegs ein Fehlschluss.

In seinem Brief vom 2. Februar 1930 an einen Anhänger der Partei in den Vereinigten Staaten von Amerika schilderte Hitler nicht nur die Entwicklungen, die zur Regierungsbeteiligung der NSDAP in Thüringen geführt hatten, sondern unterstrich auch, welche grossen Fortschritte die Mobilisierung der Bevölkerung mache. Zu dem Zeitpunkt hatte die Partei bei etwas niedrigeren tatsächlichen Zahlen offiziell 200'000 Mitglieder.¹⁶ Die Nationalsozialisten machten sich nun an Orten bemerkbar, wo ihnen zuvor kaum jemand Beachtung geschenkt hatte.

In Northeim, einer Kleinstadt in Niedersachsen, eine sozial heterogene, aber eher ruhige und wirtschaftlich keineswegs benachteiligte Gemeinde, war die NSDAP vor 1929 bedeutungslos gewesen. 1928 hatte sie dort nur 2,3 Prozent der Stimmen errungen; der Anteil der SPD betrug fast 45 Prozent.¹⁷ Lokale Aktivisten begannen im Jahr darauf, die NSDAP zu revitalisieren, und Anfang 1930 überzogen sie die Stadt mit einem Propagandafeldzug. Obschon Northeim zunächst von der drohenden Depression relativ unbehelligt blieb, sahen sich der Mittelstand und die Landwirte im Umland von der Höhe der Besteuerung, Liquiditätsproblemen und dem wirtschaftlichen Wettbewerb bedrängt. Die Verantwortlichen machten sie in der ihrer Ansicht nach marxistischen Regierung aus. Die NS-Propaganda, die mit Hilfe einer Auswahl guter Redner voll zur Geltung kam, zeigte mit der Zeit Wirkung. Trotz geringer Zuhörerzahlen schuf die Partei ein Image, das an Vitalität, Schwung und jugendlicher Kraft seinesgleichen suchte. «Die Nationalsozialisten riefen den Eindruck rastloser Energie hervor», bemerkte eine Hausfrau: «Dauernd sah man das Hakenkreuz auf die Bürgersteige gemalt oder die Bürgersteige mit Flugzetteln bestreut, die die Nationalsozialisten verteilten. Ich wurde von dem Eindruck der Kraft dieser Partei angezogen, wenn mir auch vieles an ihr höchst zweifelhaft erschien.»¹⁸

Das Image war entscheidend für den wachsenden Erfolg der Nationalsozialisten. Die NSDAP galt in Northeim vornehmlich als vehement

antimarxistische, mithin gegen die SPD gerichtete Partei, die zugleich leidenschaftlich nationalistisches und militaristisches Gedankengut vertrat, das keinen spezifisch nationalsozialistischen Charakter aufwies. Was zählte, war das Image. Darin lag der Unterschied zu den Parteien, die eine ähnliche Botschaft und Ideologie propagierten.

Die Manipulation nationalistischer und religiöser Symbole half bei der Gewinnung des Mittelstandes, ebenso wichtig war die Vorbildfunktion angesehener Persönlichkeiten. Wenn der beliebte, geschätzte Buchhändler von Northeim, eine Lokalgrösse und Säule der örtlichen evangelischen Gemeinde, der Partei angehörte, merkten andere Bürger auf. Es hiess: «Wenn er drin ist, muss es in Ordnung sein.»¹⁹ Bei alledem stand der Antisemitismus nicht im Vordergrund, war weder handlungsleitendes Motiv, noch schreckte er die Städter von der Unterstützung der NSDAP ab.²⁰

Was in Northeim geschah, war in zahllosen Städten und Ortschaften Deutschlands zu beobachten. Seit der Young-Plan-Kampagne im letzten Herbst, die für die Ablehnung des Planes zur langfristigen Zahlung der Reparationen gestritten hatte, war die NSDAP dazu übergegangen, pro Tag etwa hundert Propagandaversammlungen abzuhalten.²¹ Im Wahlkampf vor der Reichstagswahl wurde diese Frequenz noch erhöht. Die Nationalsozialisten hatten jetzt viele gute Redner, eine handverlesene Schar geschulter Männer, die der zentralen Führung folgten und es gleichwohl verstanden, lokale Fragen aufzugreifen, auszunutzen sowie die Basisbotschaft der NS-Agitation zu vermitteln.

Die Nationalsozialisten konnten zusehends die Titelseiten der Zeitungen besetzen und wurden zum Stammtischthema Nummer eins. Nach und nach drangen sie in das Geflecht von Klubs und Vereinen, das soziale Rückgrat vieler Gemeinden in der Provinz. Wo immer man allgemein respektierte und einflussreiche Ortsgrössen gewinnen konnte, folgten rasch Proselyten.²² In den relativ homogen strukturierten Dörfern Schleswig-Holsteins, wo wegen der Krise der Landwirtschaft die Wogen gegen das Weimarer «System» hochschlugen, konnte der Anstoss von einem oder zwei «Bauernführern» vor Ort einen Erdrutsch Richtung NSDAP auslösen.²³

Andere nichtmarxistische Parteien schienen in der sich zusammenbauenden Krise zunehmend schwach, wirkungslos und diskreditiert zu sein oder wie das katholische Zentrum nur einen bestimmten Sektor der Bevölkerung abzudecken. Ihre Unordnung verstärkte die Attraktivität einer grossen, expandierenden, dynamischen und *nationalen* Partei, die

immer mehr Menschen als bestes Mittel zur Bekämpfung der Linken und als einzige Partei galt, die die Interessen jeder gesellschaftlichen Gruppe in einer geeinten «Volksgemeinschaft» vertrat. Mit ständig wachsenden Mitgliederzahlen, den Besuchern, die bei NS-Versammlungen Eintritt zahlten oder ihre Geldstücke in die Sammelbüchsen steckten, stiegen die Mittel, die der Partei die Entfaltung immer grösserer Propagandaaktivitäten ermöglichten.²⁴ Der unermüdliche Aktivismus zeigte bereits in den ersten Monaten des Jahres 1930 erste Anzeichen von Erfolg. Ermutigt von den Fortschritten seiner Partei, fühlte sich Hitler stark genug, in einem persönlichen Brief Anfang Februar 1930 zu «prophezeien», dass die NS-Bewegung binnen zweieinhalb bis drei Jahren an die Macht komme.²⁵ Das war typisch für Hitlers Wagemut, er erkannte, wie sich das Blatt zu seinen Gunsten wendete. Doch die Überzeugung, auf dem Weg zum Triumph unausweichlich voranzuschreiten, entsprang einem sicheren Gefühl, nicht rationalem Kalkül.

Es drang ins Bewusstsein der NSDAP-Führung, dass die Agitation bislang nicht viel mehr als Negativpropaganda, eben nur ein Angriff auf die Weimarer Republik gewesen sei.²⁶ Das Parteiprogramm enthielt in den Augen Gregor Strassers ausschliesslich ideologische, keine konstruktiven Elemente. Seine Schöpfer, behauptete er, hätten keine Vorstellung, wie sie es, bei Gelegenheit, umsetzen sollten. Die Partei habe sich einem Kampf um die Macht verpflichtet, ohne zu wissen, was sie im entscheidenden Moment damit anfangen würde.²⁷ Die Zukunftsplanungen hatten in der Partei gerade erst begonnen und blieben vage und wenig durchdacht.²⁸ Hitler selbst interessierten solche Vorstellungen wenig. Er blieb auf die Propaganda und die Mobilisierung fixiert. Alles zielte auf den Kampf um die Macht.²⁹ Unklar blieb, auf welchem Weg man an die Macht kommen würde, es wurden keine Konzepte für eine überzeugende Strategie entwickelt.

Die Zugewinne bei Wahlen waren äusserst wichtig. Allerdings liessen diese sich nicht direkt in Macht umsetzen. Eine Reichstagswahl stand erst für 1932 bevor. Auf Länderebene hatte die Wahl in Thüringen durch Unterwanderung der Landesregierung einen neuen Weg zur Macht eröffnet. Doch die dortige Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten zeigte rasch, dass sie dabei nichts gewinnen und an Unterstützung verlieren würden. Selbst angesichts einer sich verschärfenden Depression und bester Aussichten auf Stimmengewinne war den Nationalsozialisten der Weg zur Macht versperrt. Nur gravierende Fehler der Regierenden könnten einen Weg eröffnen. Und nur die eklatante

Missachtung der Schutzbedürftigkeit der Demokratie durch die deutschen Machteliten, die Hoffnung, mit Hilfe der Wirtschaftskrise den Sturz der Demokratie zu bewirken und sie durch eine Art autoritärer Herrschaft zu ersetzen, konnte solche Fehler auslösen. Genau das geschah im März 1930.

II

Der Sturz des sozialdemokratischen Reichskanzlers Hermann Müller und der Amtsantritt des Zentrumspolitikers Heinrich Brüning waren die ersten notwendigen Schritte auf dem Weg zum Selbstmord der Weimarer Republik. Ohne die selbstzerstörerischen Kräfte des demokratischen Staates, ohne den Wunsch derer, die die Demokratie erhalten sollten, sie zu untergraben, wäre Hitler trotz seiner Begabung als Agitator nie in die Nähe der Macht gekommen

Die Regierung Müller stürzte am 27. März 1930 über die Frage, ob man die Beiträge der Arbeitgeber zur Erwerbslosenversicherung ab dem 30. Juni 1930 von dreieinhalb auf vier Prozent des Bruttolohnes anheben solle.³⁰ Das Problem hatte die nicht harmonisierenden Koalitionspartner SPD und DVP seit dem Herbst des Vorjahres entzweit. Bei entsprechendem Willen hätten sie einen Kompromiss schliessen können. Die rapide Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage löste Ende 1929 einen Rechtsruck der DVP und der bürgerlichen Parteien aus. Der DVP fehlte nach Stresemanns Tod eine starke pragmatische und vernunftgeleitete Kraft. Die Partei lancierte, weil im Zuge wachsender Arbeitslosigkeit die Forderungen nach Sozialbeiträgen der Arbeitgeber ihre engen Verbindungen zur Wirtschaft auf die Probe stellten, eine allgemeine Attacke auf den Wohlfahrtsstaat von Weimar. Für die DVP und andere bürgerliche Rechtsparteien war das mehr oder weniger gleichbedeutend mit einem Angriff auf den Parteienstaat von Weimar. Die SPD verhielt sich unnachgiebig und wollte Müller bei der Erwerbslosenversicherung keinen Spielraum für Kompromisse einräumen.³¹

Selbst angesichts des Patts zwischen den Koalitionspartnern wäre der Sturz der Regierung vermeidbar gewesen, hätte Reichspräsident Hindenburg mit Hilfe einer Notverordnung für die Beiträge zur Arbeitslosenversicherung Müller die notwendigen Vollmachten erteilt. Ebert hatte während der Krise von 1923 den damaligen Regierungschef Stresemann auf diese Weise unterstützt. Hindenburg stellte dieses Instru-

ment der Verfassung allen Nachfolgern Müllers zur Verfügung und höhnte damit die parlamentarische Regierungsform aus. Doch Anfang 1930 verweigerte er Müller die Anwendung von Artikel 48A³². Ohne einen Ausweg aus der Regierungskrise vor Augen reichte der Kanzler am 27. März seinen Rücktritt ein. Es war der Anfang vom Ende der Weimarer Republik.

Müllers Sturz war von langer Hand geplant worden. Der Reichspräsident hatte mit Graf Westarp, dem früheren Vorsitzenden der Reichstagsfraktion der DNVP, schon im März 1929 über die Notwendigkeit einer Regierung ohne die Beteiligung der Sozialdemokraten gesprochen. Im August setzte General Kurt von Schleicher, ein Schützling von Reichswehrminister Groener und Chef des neugebildeten Ministeramtes im Reichswehrministerium, auf den der Reichspräsident bereits hörte, Heinrich Brüning von der Bereitschaft Hindenburgs in Kenntnis, den Artikel 48 anzuwenden, «den Reichstag (...) im gegebenen Augenblick eine Zeitlang nach Hause (zu) schicken» und per Notverordnung zu regieren.³³ Im Dezember erfuhr Brüning, ein vorsichtiger, gewissenhafter, blasser, etwas entrückt und asketisch wirkender Charakter am rechten Rand des Zentrums, Finanzexperte seiner Partei, nun Fraktionsvorsitzender im Reichstag, von Hindenburgs Entschlossenheit, Müller nach Verabschiedung des Young-Plans so bald wie möglich loszuwerden. Brüning selbst sei für den Posten des Kanzlers vorgemerkt, falls nötig mit Unterstützung durch die präsidentialen Vollmachten gemäss Artikel 48. Im Januar 1930 sondierte man, ob die DNVP zur Unterstützung einer solchen Regierung bereit sei. Aus vertraulichen Quellen verlautete, für Februar oder März werde eine «Regierungskrise wegen Finanzreform» erwartet. Der Reichspräsident war darauf bedacht, die Gelegenheit zur Bildung einer «antiparlamentarischen und antimarxistischen» Regierung nicht verstreichen zu lassen, und fürchtete, er könne zur Beibehaltung eines sozialdemokratisch geführten Kabinetts gezwungen werden.³⁴

Brüning wurde am 30. März 1930 zum Reichskanzler ernannt, seine Probleme wurden rasch deutlich. Nach der Weimarer Verfassung konnte er nicht ganz ohne die Unterstützung des Reichstages regieren, selbst wenn er die Option der Notverordnungen voll ausreizte. Falls diese Verordnungen gemäss Artikel 48 nicht die erforderliche Mehrheit fanden, konnte der Präsident zwar den Reichstag auflösen, aber Neuwahlen mussten dann binnen 60 Tagen stattfinden. Im Juni geriet Brüning bei seinen Bemühungen, die Kürzung der öffentlichen Ausgaben durch Notverordnungen durchzusetzen, in Bedrängnis, denn am 16. Juli wurde

das weitreichende Haushaltsgesetz, das die Staatsfinanzen durch eine strikt deflationistische Politik mit Kürzungen öffentlicher Ausgaben und Erhebung höherer Steuern zu reformieren suchte, vom Reichstag abgelehnt. Brüning hatte nicht ernsthaft versucht, alle Möglichkeiten zur Sicherung einer Mehrheit im Reichstag auszuloten. Er griff zur Notverordnung, damit die Vorlage Gesetzeskraft erlange – es war das erste Mal, dass ein vom Reichstag abgelehntes Gesetz auf diese, verfassungsrechtlich zweifelhafte, Weise erlassen wurde. Als ein von der NSDAP unterstützter SPD-Antrag zur Rücknahme der Notverordnung den Reichstag passierte, bat Brüning den Reichspräsidenten am 18. Juli um die Auflösung des Parlaments, und Hindenburg entsprach der Bitte.³⁵ Die Versuchung, eine Auflösung des Reichstages zu erwirken, anstatt zur Sicherung einer Mehrheit langwierige Verhandlungen in Kauf zu nehmen, hatte sich als unwiderstehlich erwiesen. Die Neuwahlen wurden für den 14. September 1930 ausgeschrieben. Für die Zukunftsaussichten der Demokratie in Deutschland waren sie eine Katastrophe. Denn für die Hitlerbewegung bedeuteten sie den «E,urchbruch» bei den Wählern.

Die Entscheidung, den Reichstag aufzulösen, war ein Schritt von atemraubender Verantwortungslosigkeit. Offenbar kalkulierte Brüning einen beträchtlichen Stimmenanteil für die Nationalsozialisten von vornherein ein.³⁶ Schliesslich hatte die NSDAP nur wenige Wochen zuvor bei der sächsischen Landtagswahl 14,4 Prozent der Stimmen errungen.³⁷ Doch entschlossen, die parlamentarische Regierung durch ein autoritäreres System von Präsidialverordnungen abzulösen, hatte Brüning den Grad des Zornes und Verdrusses im Land stark unterschätzt und auch die Wirkung starker Entfremdung und des gefährlich um sich greifenden öffentlichen Protests falsch berechnet. Die Nationalsozialisten konnten ihr Glück kaum fassen. Angeführt von ihrem frischgekürten Reichspropagandaleiter Joseph Goebbels trafen sie fieberhaft Vorbereitungen für einen Sommer beispielloser Agitation.³⁸

III

In der Zwischenzeit demonstrierte em parteiinterner Konflikt, bis zu welchem Grade Hitler die «Bewegung» beherrschte, wie sehr sie in den vergangenen fünf Jahren zu einer «Führerpartei» geworden war. Der Disput kreiste erneut um die Frage, ob man die «Idee» vom «Führer» trennen könne.

Otto Strasser, Gregors jüngerer Bruder, hatte die Publikationen des Kampfverlages in Berlin, der unter seiner Kontrolle stand, weiterhin als Vehikel zur Verbreitung der eigenen Version des Nationalsozialismus genutzt.³⁹ Sie stellte eine vage und berauschte Mischung dar aus radikalem, mystischem Nationalismus und lautstarkem Antikapitalismus mit sozialreformerischen sowie antiwestlichen Tendenzen. Den radikalen Antikapitalismus der Bolschewisten bewunderte er, weil er die bürgerliche Gesellschaft negierte. Otto Strasser teilte seine doktrinär nationalrevolutionären Ideen mit einer Gruppe von Theoretikern, die den Kampfverlag als Multiplikator für ihre Ansichten nutzten. Solange solche Vorstellungen der Partei und Hitlers Position nicht schaden, nahm er sie kaum wahr. Er hatte Kenntnis von Otto Strassers Ideen zur Gründung einer neuen Partei, unternahm jedoch nichts. Anfang 1930 waren von der quasi-unabhängigen Gruppe um Otto Strasser schrillere Töne zu hören, da Hitler sich seit dem vorausgegangenen Jahr um eine Annäherung an die bürgerliche Rechte bemüht hatte. Eine Abrechnung rückte näher, als der Kampfverlag im April 1930 streikende Metallarbeiter in Sachsen unterstützte, obwohl Hitler unter dem Druck von Industriellen der Partei die Unterstützung des Streiks verboten hatte.⁴⁰

Unterdessen hatte Goebbels vor Hitler wochenlang seinem Ärger über die Gebrüder Strasser Luft gemacht, deren Zeitungen mit seinem Blatt, dem *Angriff*, konkurrierten.⁴¹ Hitler versprach Hilfe. «Er kann die Strassers nicht ausstehen und fällt die härtesten Urteile über diesen Salonsozialismus», schrieb der Berliner Parteichef.⁴² Doch Hitler blieb untätig.⁴³ Sein Zögern verärgerte und verdross Goebbels, der mit dem Rücktritt von seinem Posten als Gauleiter von Berlin drohte, wenn Hitler nicht gegen die Gebrüder Strasser einschreiten würde. Überdies hatte ihn Hitlers Weigerung, am Begräbnis von Horst Wessel teilzunehmen, erregt; der Berliner SA-Führer war von Kommunisten in seiner Wohnung erschossen worden, nachdem die Vermieterin sich bei diesen beschwert hatte, dass er seine Miete nicht bezahle. Danach hatte Goebbels Wessel in einen «Märtyrer» der Bewegung verwandelt, das Opfer eines brutalen Mords der politischen Gegner.⁴⁴ Doch vertrat Goebbels die Ansicht, Hitler werde auch diesmal nicht eingreifen.⁴⁵ «München, incl. Chef, hat bei mir allen Kredit verloren», notierte er verbittert Mitte März: «Ich glaube ihnen nichts mehr. Hitler hat mir – aus welchen Gründen, das ist egal – 5 mal das Wort gebrochen. Das ist eine bittere Erkenntnis, und ich ziehe daraus innerlich meine Schlüsse. Hitler ver-

birgt sich, er fasst keine Entschlüsse, er führt nicht mehr, sondern er lässt die Dinge treiben.»⁴⁶

Anfang April musste Hitler handeln, als in der Strasser-Presse gegen seinen ausdrücklichen Befehl berichtet wurde, er wolle mit Hugenberg brechen und den Reichsausschuss gegen den Young-Plan verlassen. «Hitler ist in einer Sauwut», notierte Goebbels.⁴⁷ Acht Tage später hiess es: «Er (Hitler) (...) ist nun bereit, gegen diese Literatenrichtung vorzugehen, da sie auch ihn selbst bedroht.»⁴⁸ Bei einer zweistündigen Rede auf einer Versammlung in München, zu der für den 27. April alle Parteioberen bestellt worden waren, liess Hitler kein gutes Haar am Kampfverlag und den «Salonbolschewisten».⁴⁹ Am Ende der Versammlung verkündete er Goebbels' Ernennung zum Reichspropagandaleiter der Partei. Der Gauleiter von Berlin triumphierte und notierte: «Hitler führt wieder. Gottseidank.»⁵⁰ Doch noch zögerte Hitler, die Zerreihsprobe zu beenden.

Nach einer weiteren Periode der Untätigkeit reiste er am 21. Mai nach Berlin und hatte lange Auseinandersetzungen mit Otto Strasser in seinem Hotel. Hitler zog es immer noch vor, einen Bruch zu vermeiden. Seine Taktik bestand darin, das Problem des Kampfverlages zu beseitigen, indem er die weiterhin in ernststen finanziellen Schwierigkeiten steckende Firma aufkaufte.⁵¹ Er bot Otto Strasser sogar das Amt seines Pressechefs an.⁵² Doch Strasser gab nicht nach. Nun ging Hitler von Schmeicheleien zu Drohungen über und verlangte an Ort und Stelle eine Entscheidung, sonst werde er in wenigen Tagen Massnahmen ergreifen, um jede Verbindung zwischen dem Kampfverlag und Mitgliedern der NSDAP zu untersagen.⁵³ Strasser wechselte unbeeindruckt das Thema und sprach ideologische Probleme an. In seinem veröffentlichten Bericht zufolge – es gibt nur diesen einen, er ist glaubhaft und wurde von Hitler nicht dementiert – kreiste das Gespräch um die Frage der Führerschaft und des Sozialismus.⁵⁴

«Ein Führer muss der Idee dienen, ihr allein können wir uns restlos hingeben, denn sie ist ewig, der Führer ist vergänglich und kann sich irren», behauptete Strasser. «Was Sie da herreden, ist ein unerhörter Unsinn», erwiderte Hitler. «Das ist die abscheulichste Demokratie, mit der wir nichts mehr zu tun haben wollen! Für uns ist der Führer die Idee und jedes Parteimitglied hat nur dem Führer zu gehorchen.»⁵⁵ Strasser warf Hitler vor, er versuche, den Kampfverlag zu vernichten, weil er die «soziale Revolution» durch eine Strategie der Legalität und Kollaboration mit den bürgerlichen Parteien «erwürgen» wolle. Wütend be-

schimpfte Hitler Strassers Sozialismus als «offensichtlichen Marxismus». Die Masse der Arbeiter, fuhr er fort, wolle nur Brot und Spiele und werde den Sinn eines Ideals nie verstehen. Er bekannte: «Es kann nur eine Revolution geben, die Revolution der Rasse. Keine Wirtschaftsrevolution, keine politische Revolution, keine soziale Revolution.»⁵⁶ Als Strasser Hitler hinsichtlich seiner Haltung gegenüber dem Big Business bedrängte, machte er deutlich, für ihn komme die Vergesellschaftung oder eine Kontrolle durch die Arbeiter nicht in Frage. Priorität besitze für ihn ein starker Staat, um sicherzustellen, dass die Produktion im Interesse der Nation erfolge.⁵⁷

Die beiden gingen auseinander. Hitler war in finsterner Stimmung. «Ein intellektueller weisser Jude, zur Organisation total unfähig, ein Marxist reinsten Wassers», war sein Verdammungsurteil über Strasser. Goebbels notierte: «Hitler ist voll von Wut.»⁵⁸ Einige Wochen später bemerkte Gregor Strasser, nach dieser Diskussion könne sein Bruder unmöglich in der Partei bleiben.⁵⁹ Obgleich Hitler Goebbels versprach, sich nach den Wahlen in Sachsen mit Otto Strasser zu befassen⁶⁰, blieb er bis Ende Juni untätig. Als er schliesslich zur Tat schritt, war es auf Druck Görings und Walter Buchs sowie Goebbels'. Otto Strasser liess ihm mit der Veröffentlichung des Berichts über die Gespräche vom Mai keine andere Wahl.⁶¹ Am Vorabend der Sachsenwahl versprach Hitler Goebbels erneut, er werde die «Säuberung» der Strasser-Fraktion in Gang setzen.⁶² Am 26. Juni notierte der Propagandaleiter, nachdem er tags zuvor mit Hitler telefoniert hatte: «Chef will, dass ich hier die Kleinen herausfeue, er aber geht an die Grossen noch nicht heran. Das ist so typisch Hitler. In Plauen noch hoch zu Ross, heute macht er wieder Rückzieher. (...) er gibt Versprechungen und hält sie nicht.»⁶³ Harsche Kritik äussert Goebbels am 28. Juni. Hitler «drückt sich vor der Entscheidung. Damit ist also wieder alles auf den Kopf gestellt. Ich bin überzeugt, er wird am Montag nicht (nach Berlin) kommen. Um sich vor Entschlüssen zu drücken. Das ist der alte Hitler. Der Zauderer! Der ewige Hinhalter!»⁶⁴

Wie Goebbels vorhergesagt hatte, sagte Hitler, der mit Koalitionsverhandlungen in Sachsen beschäftigt war, die für den 3. Juli vor der Berliner Generalversammlung geplante Rede ab.⁶⁵ Auch die Mitteilung, Walter Buch werde einen Brief verlesen, in dem Hitler die Strasser-Clique angreife, konnte den Propagandachef nicht beschwichtigen.⁶⁶ Als er jedoch den Brief sah, gefiel ihm der aggressive Ton. Das Schreiben gab Goebbels Rückendeckung für die «rücksichtslose Säuberung» der

Berliner Partei.⁶⁷ Otto Strasser und 25 Anhänger hatten ihren Ausschluss bereits vorweggenommen und am 4. Juli öffentlich verkündet: «Die Sozialisten verlassen die NSDAP.»⁶⁸ Die Rebellen hatten die Partei selbst von sich «gesäubert». «Das Ganze endet in einem grossen Treuebekenntnis zur Bewegung, zu Hitler und mir», schrieb Goebbels.⁶⁹ Zwei Tage später fügte er hinzu: «Berlin ist in Ordnung. (...) Damit ist die Luft gereinigt.»⁷⁰ Und am 6. Juli vermerkte er: «Die ganze Literatenrevolte entpuppt sich als Sturm im Wasserglas. Otto Strasser hat vollkommen verloren.»⁷¹ Noch immer war Goebbels' Vertrauen in Hitler nicht vollständig wiederhergestellt. «(Hitler) handelt so aus Angst», notierte er am 16. Juli 1930 in sein Tagebuch. «Er ist nicht im Geringsten mehr frei in seinen Entschlüssen.»⁷²

Rasch gehörten die Misshelligkeiten zwischen Goebbels und Hitler der Vergangenheit an. Brüning erklärte den Reichstag für aufgelöst, und Goebbels musste sich in die Wahlkampf vorbereitungen stürzen. Man zeigte ihm die feudalen Büroräume, die für ihn im neuerworbenen «Braunen Haus», der Parteizentrale in München, eingerichtet wurden. Dazu sollte er eine Wohnung in der Münchner Innenstadt und massive finanzielle Unterstützung für seine Propagandaabteilung erhalten.⁷³ «Hitler hört ganz auf mich. Das ist gut so», bemerkte er.⁷⁴ Nachdem er die Enttäuschungen vom Frühsommer vergessen hatte, war er wieder Hitlers Mann.

Goebbels Bericht über die von Otto Strasser heraufbeschworene Krise ist einseitig und zugleich insofern erhellend, als er darin Hitlers Unentschlossenheit wiederholt kritisiert. Offensichtlich spielten taktische Erwägungen in das zögerliche Verhalten des Führers hinein, etwa die zeitliche Nähe der Landtagswahl in Sachsen oder das Warten auf den günstigsten Moment, wenn Strasser den Anlass zum Losschlagen bieten würde. Hitler wollte die Wahl in Sachsen abwarten, wo Strasser einige Unterstützung genoss, bevor er gegen ihn einschritt.⁷⁵ Und erst als Strasser mit dem Entschluss zur Veröffentlichung seiner Version der Gespräche den Bruch unausweichlich gemacht hatte, fühlte Hitler sich zum Eingreifen gezwungen. Goebbels hob den Zug in Hitlers Charakter hervor, den schon andere NS-Führer bemerkt hatten: die instinktive Neigung, harte Entscheidungen aufzuschieben, und sein chronisches Zaudern in Krisensituationen. Obwohl von Aussenstehenden auf den ersten Blick nicht wahrgenommen, trat dieser Charakterzug in entscheidenden Krisenmomenten des Dritten Reiches zutage. Diese Schwäche ist nicht leicht nachzuvollziehen, denn es ist nicht bekannt, dass je zur

Debatte stand, Hitler bei einer Schlüsselentscheidung zu übergehen oder zu ignorieren. Sobald Hitler einmal beschlossen hatte zu handeln, schritt er wie geschildert rücksichtslos zur Tat. Das Verhaltensmuster trug markante Züge: Zuerst zögerte er, dann handelte er verwegen, als Parteiführer und später als Diktator.

Die Strasser-Krise bezeugt die gefestigte Machtposition Hitlers. Tatsächlich war Otto Strasser in der Partei nicht beliebt gewesen. Und sein Einfluss war offenbar geringer, als es den Anschein hatte. Sobald er die NSDAP verlassen hatte, verlor er jegliche Bedeutung. Kein wichtiger Parteiführer folgte ihm; die Nachwirkungen blieben aus; die Rebellion verflüchtigte sich über Nacht.⁷⁶ Zwischen Gregor und Otto Strasser kam es zum völligen Bruch.⁷⁷ Gregor Strasser distanzierte sich von den Ansichten des Bruders und beschrieb dessen fortgesetzte Agitation gegen die Partei als «hellen Wahnsinn».⁷⁸ Otto Strassers Kampf-gemeinschaft Revolutionärer Nationalsozialisten, später die Schwarze Front, war letztlich nur eine winzige, oppositionelle Gruppe rechter Sektierer.⁷⁹ Nach der «Ausschaltung» der Strasser-Clique war die letzte schwelende ideologische Debatte in der Partei vorüber. Seit 1925 und den Tagen der Arbeitsgemeinschaft hatte sich die Lage dramatisch verändert. Jetzt herrschte Klarheit: «Führer» und «Idee» waren identisch.

IV

Im Sommer 1930 erreichte der Wahlkampf seinen Höhepunkt. Die Kampagne wurde von Goebbels zentral organisiert und folgte den groben Richtlinien, die Hitler vorgegeben hatte. Den lokalen Parteigliederungen stand eine Vielzahl unterschiedlicher Propagandainstrumente zur Verfügung. Es waren Listen im Umlauf mit über hundert Reichsrednern, die an verschiedene Interessengruppen appellieren konnten. Das übergreifende Thema war ein Angriff auf den Zerfall des politischen Lebens in Deutschland in einen «Haufen von Interessenten».⁸⁰

Zwei Jahre zuvor hatte die Presse die NSDAP noch weitgehend ignoriert. Jetzt drängten die «Braunhemden» ins Zentrum der Berichterstattung.⁸¹ Die starke Agitation – verschärft durch den Strassenterror – hatte sie zu einer festen Grösse in der politischen Landschaft gemacht. Ihre politischen Gegner bestätigten die Maxime: Jede Werbung ist gute Werbung. Im Ruhrgebiet, das angesichts der starken Unterstützung für die Sozialdemokraten, die Kommunisten und das Zentrum für die NSDAP

eine der schwierigsten Regionen war, liess eine feindlich gesonnene Dortmunder Zeitung in ihren Angriffen auf die Nationalsozialisten zwar nicht nach, aber sie musste die dynamische Propaganda der Partei zur Kenntnis nehmen. «Und hier kann man nicht umhin, der Organisation, der Rührigkeit, dem Willen zur Macht, der die Nationalsozialisten beseelt, die stärkste Anerkennung zuteil werden zu lassen», kommentierte die Zeitung am 5. Mai 1930: «Seit Jahren lassen es sich die Bannerträger der Partei nicht nehmen, auf die entlegensten Dörfer zu gehen, und in täglich mindestens 100 Versammlungen in Deutschland ihre Parolen in die Massen zu werfen.»⁸²

Der energische Schwung der nationalsozialistischen Agitation rief Erstaunen hervor. Während der Kampagne überzogen sie Ober- und Mittelfranken flächendeckend mit mehr als tausend Versammlungen.⁸³ Die Bezirksregierung erwartete starke Zugewinne für die NSDAP und schloss, die Attraktivität ihrer Agitation habe ihren Ursprung in der ob der «Missstimmung über die Unfähigkeit der Parlamente zur Regelung der Finanzen» um sich greifenden Entfremdung und einer entsprechenden Sympathie für eine «grundlegende Änderung der politischen Zustände».⁸⁴ In den letzten vier Wochen vor der Wahl plante die NSDAP in ganz Deutschland nicht weniger als 34'000 Versammlungen.⁸⁵ Keine andere Partei konnte mit den Bemühungen der Nationalsozialisten auch nur entfernt mithalten. Hitler hielt in den letzten sechs Wochen 20 grosse Reden⁸⁶ und brachte es auf enorme Zuhörerzahlen. Mindestens 16'000 Menschen wollten ihn am 10. September im Berliner Sportpalast hören.⁸⁷ Zwei Tage später drängten sich in Breslau (heute Wroclaw) zwischen 20'000 und 30'000 Zuhörer in der Jahrhunderthalle, und weitere fünf- bis sechstausend mussten die Ansprache draussen vor den Lautsprechern verfolgen.⁸⁸

Im Wahlkampf 1930 kamen Juden in Hitlers Reden selten ausdrücklich vor. Die grobschlächtigen Tiraden der frühen zwanziger Jahre fehlten völlig. Der «Lebensraum» trat in den Vordergrund und fungierte als Alternative zum internationalen marktwirtschaftlichen Wettbewerb. Im Vergleich zu 1927/1928 war die Bedeutung allerdings gesunken. Schlüsselthema war jetzt der Zerfall Deutschlands unter der parlamentarischen Demokratie. Die Weimarer Parteien verträten nur bestimmte Interessengruppen, behauptete Hitler, allein die nationalsozialistische Bewegung stehe für die Nation als Ganzes.⁸⁹ Bei jeder Rede hämmerte Hitler den Zuhörern seine «Botschaft» ein. Immer wieder prangerte er das «System» von Weimar an, nunmehr nicht nur als Regime der

«Novemberverbrecher», sondern auch weil es Versprechungen bezüglich Steuersenkung, Haushaltsfragen und Beschäftigung gebrochen habe. Er liess keine Partei aus, alle gehörten sie zum gleichen Parteiensystem, das Deutschland ruiniert habe. Alle hätten sie die Politik mitgetragen, die vom Versailler Vertrag über die nach dem Dawes-Plan geregelten Zahlungsmodalitäten für die Reparationen bis zu deren Festlegung im Young-Plan geführt habe. Der Mangel an Führerschaft habe das in allen Bereichen der Gesellschaft empfundene Elend verursacht. Demokratie, Pazifismus und Internationalismus hätten zu Ohnmacht und Schwäche geführt, eine «grosse» Nation in die Knie gezwungen. Es sei an der Zeit, den Stall auszumisten.⁹⁰

Neben die Verdammung des Bestehenden stellte Hitler die Vision, die Utopie, das Ideal: die nationale Befreiung durch Stärke und Einheit. Er machte keine Wahlversprechen, die eine andere Politik verhieszen. Er bot «ein Programm, ein gigantisches neues Programm, hinter dem nicht die neue Regierung stehen muss, sondern ein neues deutsches Volk, das aufgehört hat, ein Gemengsel von Klassen, Berufen, Ständen usw. zu sein». Es werde, erklärte er in seiner gewohnt einseitigen Entweder-Oder-Denkweise und trefflich vorausschauend, «eine Gemeinschaft von Volk» geben, «das über alle Differenzen die gemeinsame Kraft der Nation rettet oder zugrunde richtet».⁹¹ Einen Monat später sagte er in Berlin, nur ein «hohes Ideal» könne die sozialen Schranken überwinden.⁹² Das sei im Nationalsozialismus zu finden, der die Nation, das Volk als Ganzes, über jeden individuellen Bereich der Gesellschaft stellt. Statt des verfallenen alten Reiches müsse ein neues errichtet werden auf «rassischen» Werten, der Auswahl der Besten auf der Grundlage von Leistung, Stärke, Willen, Kampf und einer Befreiung der Begabungen der individuellen Persönlichkeit.⁹³ Nur der Nationalsozialismus könne das bewerkstelligen. Die NSDAP gebe sich nicht wie andere Parteien mit der Tagespolitik ab. Die ausgetretenen Pfade der anderen werde sie nicht beschreiten. «Was wir versprechen», verkündete Hitler unter frenetischen Beifallsstürmen der gewaltigen Zuhörerschaft am 10. September im Berliner Sportpalast, «ist nicht materielle Besserung für einen einzelnen Stand, sondern die Mehrung der Kraft der Nation, weil nur diese den Weg zur Macht und damit zur Befreiung des *ganzen* Volkes weist.»⁹⁴ Damit vertrat er kein konventionelles politisches Programm. Es war ein politischer «Kreuzzug». Es ging ihm nicht um einen Regierungswechsel, sondern um eine Botschaft der nationalen «Erlösung». In einem Klima, das alarmierende Wirtschaftsdaten und soziales

Elend, Angst und Zwietracht kennzeichneten, während zugleich das Versagen und die Unfähigkeit offenbar schwächerer Parlamentarier ins Bewusstsein der Menschen drang, zeigte Hitlers Appell starke Wirkung.

«Diese Idee hat keine Idee und kein Prinzip, und deshalb wird sie nicht leben können», schrieb der Pazifist Carl von Ossietzky, ein überzeugter Verteidiger der Demokratie, in der von ihm herausgegebenen radikalen Wochenzeitung *Die Weltbühne* kurz vor der Wahl und fuhr fort: «Kein Nationalsozialist ist imstande, den «Sozialismus» seiner Partei zu erklären, (...). So bleibt nichts übrig als das etwas komische Dogma von der Berufung Adolf Hitlers, die deutsche Nation zu retten. Der Glaube an das Führertum berufener Persönlichkeit ist überhaupt das einzige, was sich bei dem Nationalsozialismus zu einer Art Theorie verdichtet hat. Aber das ist Mystik, und mit Mystik kann man die Menschen zwar eine Weile benebeln, aber satt machen kann man sie damit nicht.»⁹⁵ Intellektuell hat er die NS-Ideologie bemerkenswert tiefgreifend analysiert, aber sein politisches Urteil bewies weniger Scharfsinn. Ossietzky gesellte sich zum Heer derer, die verfrüht einen Nachruf auf den Nationalsozialismus verfassten und den «missionarischen» Appell weit unterschätzten wie auch die emotionale Bindekraft und das Potential zur Mobilisierung der Massen, das Hitlers Botschaft einer nationalen «Rettung» innewohnte.

Die Botschaft zielte nicht zuletzt auf den Idealismus einer jüngeren Generation, die den Krieg nicht mehr erlebt hatte, aber alt genug war, um aus eigener Erfahrung wenig mehr als Krisen, Konflikte und den Niedergang der Nation zu kennen. Viele aus dieser zwischen 1900 und 1910 geborenen und meist in mittelständischen Familien aufgewachsenen Generation standen nicht mehr in der monarchischen Tradition der Vorkriegszeit. Sie lehnten den Sozialismus und den Kommunismus rundweg ab, distanzieren sich von den politischen, wirtschaftlichen, sozialen und ideologischen Kontroversen der Weimarer Zeit und suchten etwas Neues.⁹⁶ Aufgeladen mit dem spezifisch deutschen Gefühlsballast der Begriffe «Volk» und «Gemeinschaft», erschien das Ziel einer «Volksgemeinschaft», die die Klassenschranken überwinden werde, hochgradig positiv.⁹⁷ Dabei nahm man als selbstverständlich hin oder lobte sogar ausdrücklich, dass der Begriff «Volksgemeinschaft» sich durch Ausgrenzung definierte und dass die soziale Harmonie durch «rassische Reinheit» und Homogenität hergestellt werde. Im Dritten Reich stellte sich heraus, dass es leichter war, eine diskriminierende

Politik der Ausgrenzung bestimmter Gruppen zu verfolgen, als eine harmonische «Volksgemeinschaft» zu verwirklichen.

Angeichts fehlender Meinungsumfragen lassen sich die Motive für die Unterstützung der NSDAP nicht mit letzter Gewissheit bestimmen. Einen Hinweis geben die 1934 gesammelten Lebensgeschichten von 581 einfachen Mitgliedern der NSDAP, die zumeist vor der Machtübernahme Hitlers und mehrheitlich sogar bis 1930 in die Partei eingetreten waren, auch wenn sie keinen repräsentativen Wert besitzen.⁹⁸ In fast einem Drittel der Fälle bildete die Solidarität der «Volksgemeinschaft» das zentrale ideologische Motiv. Ein weiteres Drittel hegte nationalistische, revanchistische, überzogen patriotische und deutschromantische Anschauungen. Nur etwa ein Achtel sah im Antisemitismus die vorrangige ideologische Frage, obwohl zwei Drittel der Lebensgeschichten eine Abneigung gegen die Juden offenbarten. Beinahe ein Fünftel der Befragten verspürte allein den Hitlerkult als Motivation. Anders, nach dem Kriterium des stärksten Feindbildes gedeutet, waren zwei Drittel der Befragten antimarxistisch eingestellt, die Hälfte wünschte die Beseitigung des «Systems» und begrüßte die Wiedergeburt der Nation.⁹⁹

Die Zahlen sind zwar nur Anhaltspunkte, aber sie genügen, um erneut zu zeigen, dass die Anziehungskraft Hitlers und seiner «Bewegung» nicht auf einer bestimmten Lehre beruhte.¹⁰⁰

Obwohl die NSDAP behauptete, über den Partikularinteressen zu stehen, gelang es ihr, als die Krise das Land immer mehr erfasste, besser als jeder anderen Partei, ein ganzes Spektrum überwiegend mittelständischer Interessengruppen durch ihre Unterorganisationen zu infiltrieren. Vom «Agrarpolitischen Apparat», der unter R. Walther Darré, dem «Blut-und-Boden»-Theoretiker der Partei, im August 1930 gegründet wurde, über Organisationen für die spezifischen Interessen der Arbeiter, Beamten, Juristen, Ärzte, Apotheker, Lehrer, Hochschullehrer, Studenten, Frauen, Jugendlichen, kleinen Kaufleute, sogar Kohlenhändler baute die Partei vor allem seit 1930 ein Netzwerk assoziierter Vereine auf, das es ihr ermöglichte, die Sonderwünsche zu bedienen und zugleich zu behaupten, sie am besten zu vertreten, indem sie sie in einen Appell an das übergreifende Interesse der Nation integrierte.¹⁰¹

So fungierte die NSDAP zunehmend als interessenübergreifende Partei. Die Rhetorik der «Volksgemeinschaft» und der Führerkult standen für eine neues Deutschland, in dem allen Interessen ein Neuanfang bevorstehe. Je mehr sich die wirtschaftliche und politische Lage ver-

schlechterte, desto mehr verlor die Überlegung, seine Stimme einer kleinen Interessenpartei statt einer grossen *nationalen* Partei zu geben, die die Interessen stützte und überwand, an Attraktivität. Wer jetzt für die Nationalsozialisten votierte, handelte durchaus im Sinne des gesunden Menschenverstands. So begann die NSDAP, die Stammwählerschaft von Interessenparteien wie dem Bayerischen Bauernbund zu zerstören und den Rückhalt traditioneller Parteien wie der DNVP auf dem Land auszuhöhlen.¹⁰² Dieser Prozess war im Sommer 1930 noch am Anfang. Doch nach dem triumphalen Sieg der Nationalsozialisten am 14. September machte er rasche Fortschritte.

V

Der Wahlsonntag löste ein politisches Erdbeben aus. Es war das bemerkenswerteste Ergebnis in der Geschichte des deutschen Parlamentarismus, als die NSDAP einen Sprung von 2,6 Prozent und zwölf Sitzen bei der Reichstagswahl 1928 auf 18,3 Prozent und 107 Mandate machte und zur zweitstärksten Fraktion avancierte. Fast sechseinhalb Millionen Deutsche hatten für Hitler votiert – achtmal so viele wie zwei Jahre zuvor.¹⁰³ Der NS-Zug rollte Richtung Macht.

Die Parteiführung hatte einen grossen Zugewinn erwartet, und die jüngste Erfolgsserie bei Landtagswahlen, nicht zuletzt die 14,4 Prozent in Sachsen im Juni hatten darauf hingedeutet.¹⁰⁴ Im April rechnete Goebbels mit ungefähr 40 Mandaten, als die Auflösung des Reichstags schon einmal in der Luft lag.¹⁰⁵ Eine Woche vor dem Wahltermin im September erwartete er «einen Riesenerfolg».¹⁰⁶ Hitler behauptete später, er habe hundert Mandate für möglich gehalten.¹⁰⁷ In Wirklichkeit waren alle, wie Goebbels eingestand, von der Höhe des Sieges überrascht, denn niemand hatte mit 107 Mandaten gerechnet.¹⁰⁸ Hitler war ausser sich vor Freude.¹⁰⁹

Die politische Landschaft hatte sich über Nacht dramatisch verändert. Neben den Nationalsozialisten hatten die Kommunisten zugelegt und 13,1 Prozent der Stimmen erzielt. Obwohl die SPD noch die grösste Partei war, hatte sie an Boden verloren wie auch in geringerer Masse das Zentrum. Doch die wirklichen Verlierer waren die bürgerlichen Parteien der Mitte und der Rechten. Die DNVP war seit 1924 kontinuierlich von 20,5 auf nur sieben Prozent gesunken, die DVP von ursprünglich 10,1 auf 4,7 Prozent.¹¹⁰ Hauptnutznießer dieses Niedergangs waren

die Nationalsozialisten. Schätzungsweise hat einer von drei DNVP-Wählern und einer von vier Anhängern der liberalen Parteien für die NSDAP gestimmt. Kleinere Zuwächse gingen auf Kosten aller übrigen Parteien, darunter SPD, KPD, Zentrum und BVP, wobei die von den Linksparteien beherrschte Arbeiterklasse und vor allem das katholische Milieu für die NSDAP relativ unzugängliches Terrain waren, was auch künftig so blieb.¹¹¹ Die höhere Wahlbeteiligung, statt 75,6 nun 82 Prozent, kam ebenfalls, wenn auch in geringerer Masse als oft angenommen, den Nationalsozialisten zugute.¹¹²

Der Erdrutsch fiel in den vornehmlich evangelischen Gebieten im ländlichen Nord- und Ostdeutschland am heftigsten aus. Mit Ausnahme der ländlichen Teile Frankens mit protestantischer Bevölkerung blieben die überwiegend katholisch geprägten bayerischen Wahlkreise erstmals unter dem nationalen Durchschnitt. Das gleiche galt für die meisten katholischen Regionen. Auch in Grossstädten und Industriegebieten, mit bemerkenswerten Ausnahmen wie Breslau und Chemnitz-Zwickau, blieben die Gewinne der NS-Partei, obzwar noch immer spektakulär, unterdurchschnittlich. In Schleswig-Holstein war ihr Stimmenanteil von vier Prozent 1928 auf 27 Prozent emporgeschnellt. Ostpreussen, Pommern, Hannover und Mecklenburg gehörten zu den Regionen, wo die Nationalsozialisten sich auf mehr als 20 Prozent der Wähler stützen konnten.¹¹³ Etwa drei Viertel der Wähler der NS-Partei waren Protestanten.¹¹⁴ Wesentlich mehr Männer als Frauen wählten nationalsozialistisch, was sich zwischen 1930 und 1933 änderte.¹¹⁵ Ein Viertel der Wählerschaft rekrutierte sich aus der Arbeiterklasse, wobei die Erwerbslosen wahrscheinlich eher für Thälmanns Partei, die KPD, als für Hitlers NSDAP stimmten.¹¹⁶ Dagegen war der Mittelstand in der NS-Wählerschaft mit einem Anteil von mindestens 40 Prozent überrepräsentiert. Aber die NSDAP war, anders als früher vermutet, keine reine Mittelstandspartei¹¹⁷, denn die Hitlerbewegung hatte in allen Gesellschaftsschichten Unterstützung gefunden. Keine andere Partei konnte das während der Weimarer Republik von sich behaupten.

Die soziale Schichtung der Parteimitgliedschaft erlaubt die gleiche Schlussfolgerung.¹¹⁸ Eine massive Eintrittswelle setzte nach dem Wahlsieg im September ein. Wie ihre Wähler gewann die Partei ihre Mitglieder mit unterschiedlichen Anteilen in allen Gesellschaftsschichten. Überwiegend waren es Männer, und nur die KPD hatte ein ähnlich junges Parteiprofil. Der protestantische Mittelstand wies analog zur Wählerschaft einen relativ hohen Anteil auf. Aber es gab auch eine be-

trächtliche Anzahl von Arbeitern, die in der SA und der Hitlerjugend noch deutlicher in Erscheinung traten als in der Partei.¹¹⁹ Gleichzeitig bewirkte der politische «Durchbruch», dass auch angesehene Bürger in die Partei eintraten.¹²⁰ Lehrer, Beamte und selbst evangelische Pfarrer zählten zu den angesehenen Gruppen, deren Parteizugehörigkeit den sozialen Stellenwert der NSDAP in der Provinz veränderte. In Franken beispielsweise hatte sie schon um 1930 das Gesicht einer Beamtenpartei.¹²¹ Und jetzt intensivierte die Partei ihre Bemühungen, in die sozialen Netzwerke der Provinzstädte und -Ortschaften einzudringen.¹²²

Für ein politisches System stellen solche Zeiten eine Bedrohung dar, in denen Politiker sich nicht mehr Gehör verschaffen können und die Sprache der Menschen, die sie vertreten sollten, nicht mehr verstehen. Die Parteipolitiker von Weimar hatten diesen Punkt 1930 nahezu erreicht. Hitler besaß den Vorzug, nicht durch die Beteiligung an einer unpopulären Regierung diskreditiert zu sein und in seiner radikalen Feindseligkeit gegenüber der Republik nie geschwankt zu haben. Seine Sprache wurde von immer mehr Deutschen verstanden, die Sprache des erbitterten Protests gegen ein disqualifiziertes System, die Sprache der nationalen Erneuerung und Wiedergeburt. Wer nicht fest in eine andere politische Ideologie, ein soziales oder konfessionelles Milieu eingebunden war, fand eine solche Sprache zunehmend berauschend.

Die Ergebnisse der «Erbitterungs-Wahlen», wie sie die *Frankfurter Zeitung* nannte, waren eine Sensation. Die Wählerschaft sei zwar zum Teil durch den Wunsch motiviert gewesen, das herrschende politische System zu stürzen, vor allem aber durch den Protest gegen das wirtschaftliche Elend angestachelt worden.¹²³ Sofort ging in einigen Kreisen die Angst vor einem blutigen Staatsstreich der Nationalsozialisten um.¹²⁴ Herbert Blank, einer von Otto Strassers Kollegen, sprach von einer «Kofferpackstimmung» in den Berliner Redaktionen und davon, dass Aktien in den abwärtsfahrenden Paternoster verladen worden seien.¹²⁵ Die Hysterie legte sich zwar rasch wieder, aber zweifellos war die Demokratie ins Straucheln geraten, denn die Nationalsozialisten waren schlagartig vom Rand der politischen Bühne – abseits der Machtarithmetik – in deren Zentrum vorgestossen. Vor der Wahl, so der sardonische Kommentar Blanks, habe das Wort «Nazis» unweigerlich Gedanken ans Irrenhaus hervorgerufen. Das gehöre nun der Vergangenheit an.¹²⁶ Brüning erhielt im Reichstag eine «Notstandsmehrheit» nur dank der «Tolerierung» durch die SPD, die ihn als das kleinere Übel ansah.¹²⁷ Die Sozialdemokraten begannen ihre Politik der «Tolerierung»

schweren Herzens, aber getragen von einem tiefen Verantwortungsgefühl. In den Worten ihres theoretischen Kopfes Rudolf Hilferding war die Unterstützung einer so weit nach rechts gerückten Regierung gleichbedeutend mit einem Opfer, das nur als «notwendige Verteidigung der Demokratie in einem Parlament mit parlamentsfeindlicher Mehrheit» verständlich sei.¹²⁸ Hitler hatte wenig an sich, was die Menschen kalt oder gleichgültig liess. Ob er in positivem oder negativem Licht gesehen wurde: sein Name war in aller Munde. Mit dem Hitler-Faktor musste man rechnen. Man konnte ihn nicht länger ignorieren.

Man konnte ihn jedoch weiterhin unterschätzen. Der anarchistische Revolutionär und politische Publizist Erich Mühsam, ein Veteran der Münchner Räterepublik, sah Hitlers Sieg als einen «wahren Segen» für die Arbeiterklasse. Man müsse den Nationalsozialisten nur noch ministerielle Verantwortung geben, und dann würde ihr wahres reaktionäres Gesicht die Arbeiter rascher abschrecken, als es den Sozialdemokraten an der Macht gelungen sei. Die wirkliche Gefahr, so Mühsams krasses Fehlurteil, sei die Führung der DNVP, vor allem die Person Hugenburgs, des «wirklichen Führers der faschistischen Bewegung in Deutschland».¹²⁹ Der Schriftsteller Ernst Toller, dem ebenfalls ein revolutionärer Ruf vorausging, gehörte zu den Ausnahmen der Linken, die die Gefährdung richtig einschätzten. In einem Artikel für *Die Weltbühne* signalisierte er unter der Überschrift «Reichskanzler Hitler»: «Die Uhr zeigt eine Minute vor zwölf.»¹³⁰ Aus den Reihen der bürgerlichen Schriftsteller bot Thomas Mann in seiner sogenannten «Deutschen Ansprache», einer von NS-Zwischenrufern häufig unterbrochenen Vorlesung am 17. Oktober 1930 in Berlin, eine nachdenkliche Analyse der nach dem nationalsozialistischen Erdrutschsieg drohenden Gefahren.¹³¹ Doch sein Kulturpessimismus und Entsetzen angesichts des Zerfalls der humanistischen und idealistischen Werte des 19. Jahrhunderts in die wilden und rohen, grobschlächtigen und primitiven Emotionen der Massengesellschaft griff zu kurz, um dem Phänomen des «Durchbruchs» der NSDAP auf die Spur zu kommen. Der Nationalsozialismus biete für ihn nur «Politik im Groteskstil mit Heilsarmee-Allüren, Massenkrampf, Budengeläut, Halleluja und derwischmässigem Wiederholen monotoner Schlagworte, bis alles Schaum vor dem Munde hat».¹³²

Nach der Septemberwahl musste nicht nur Deutschland, sondern auch das Ausland Hitler zur Kenntnis nehmen. Die ausländische Presse riss sich jetzt um Interviews mit ihm.¹³³ Grösstes Interesse bekundete er an Interviews mit dem konservativen britischen Blatt *The Daily Mail*,

dessen Besitzer, Lord Rothermere, das Wahlergebnis öffentlich als «die Neugeburt der deutschen Nation» und die Aussicht auf die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten begrüsst hatte, weil damit ein Bollwerk gegen den Bolschewismus geschaffen würde.¹³⁴ Seinen Gesprächspartner, Rothay Reynolds, nahm Hitler für sich ein:

«Hitler sprach in sehr einfachen Worten und mit grossem Ernst. Seine Art hatte nichts von jener Kunstfertigkeit, die politische Führer anzuwenden in der Lage sind, wenn sie einen beeindrucken wollen. Es war mir bewusst, dass ich mit einem Mann sprach, dessen Macht nicht, wie viele noch immer denken, in seiner Beredsamkeit und der Fähigkeit liegt, die Aufmerksamkeit des Mobs zu fesseln, sondern in seiner Überzeugungskraft. Er sieht nicht robust aus. Er ist schlank gebaut, und gestern Abend, nach einem anstrengenden Tag vor Gericht – wo er über zwei Stunden lang im Stehen als Zeuge ausgesagt hatte – und einer Besprechung, sah er erschöpft aus, und im Gesicht war er leichenblass. Sobald er aber sprach, erkannte ich, in ihm lodert ein Feuer, das über die körperliche Ermüdung triumphieren kann. Er spricht sehr schnell, und in seiner Stimme liegt eine nervöse Energie, die einen die intensive Überzeugung hinter seinen Worten spüren lässt.»¹³⁵

Tatsächlich war Hitlers «anstrengender Tag vor Gericht» eine weitere, propagandistisch gut genutzte Gelegenheit gewesen, den Verdacht, es stehe ein Putsch vor der Tür, zu zerstreuen und seine öffentlich eingegangene Verpflichtung, legal an die Macht zu kommen, zu erneuern. Hitler hatte im ganzen Jahr 1930 und besonders während der Wahlkampagne wiederholt unterstrichen, dass er die Macht legal erringen werde.¹³⁶ Unmittelbar nach seinem triumphalen Wahlsieg bekam er die Gelegenheit, auch vor den Augen der Weltpresse die Verpflichtung seiner Partei zur Legalität zu untermauern. Den Anlass bot der Prozess dreier junger Reichswehroffiziere eines in Ulm stationierten Regiments, die auf Grund ihrer Sympathien für die Nationalsozialisten wegen «Vorbereitung zum Hochverrat» angeklagt worden waren, weil sie auf einen Militärputsch mit der NSDAP hingearbeitet und dabei Vorschriften gebrochen hätten, die es Mitgliedern der Reichswehr verboten, aktiv eine Veränderung der Verfassung anzustreben. Der Prozess der Offiziere Hanns Ludin, Richard Scheringer und Hans Friedrich Wendt begann am 23. September vor dem Reichsgericht in Leipzig. Am ersten Tag durfte Hans Frank, Wendts Verteidiger, Hitler als Zeugen vorladen. Zwei Tage später marschierten grosse Menschenmassen vor dem

Gerichtsgebäude in einer Demonstration für Hitler auf, als der Führer der zweitgrössten Reichstagsfraktion vor den rotgewandeten höchsten Richtern in den Zeugenstand trat.¹³⁷

Erneut durfte er einen Gerichtssaal zu Propagandazwecken nutzen. Als er erhitzt jede Absicht leugnete, die Reichswehr zu untergraben, ermahnte ihn der Richter, er solle seine Aussage nicht in eine Propagandarede umdrehen, mit wenig Erfolg. Hitler betonte, seine Bewegung werde die Macht mit legalen Mitteln übernehmen, und die Reichswehr, die wieder «eine grosse deutsche Volksarmee» werde, sei dann «die Voraussetzung für die deutsche Zukunft».¹³⁸ Er habe seine Ideale nie mit unrechtmässigen Mitteln verfolgen wollen, und er benutzte den Partei-ausschluss Otto Strassers, um sich von denjenigen in der Bewegung zu distanzieren, die «Revolutionäre» gewesen seien. Er verkündete: «Wenn unsere Bewegung in ihrem legalen Kampfe siegt, wird ein deutscher Staatsgerichtshof kommen, und der November 1918 wird seine Sühne finden, und es werden auch Köpfe rollen.»¹³⁹ Daraufhin brachen die Zuschauer in Jubel und «Bravo»-Rufe aus, was den Gerichtspräsidenten unverzüglich zu der Mahnung veranlasste, dass sie «weder im Theater noch in einer politischen Versammlung» seien.¹⁴⁰ Er erwarte, so fuhr Hitler fort, nach den nächsten zwei oder drei Urnengängen die Mehrheit für die NSDAP. «Dann muss es zur nationalsozialistischen Erhebung kommen, und wir werden den Staat so gestalten, wie wir ihn haben wollen.»¹⁴¹ Gefragt, wie er sich die Errichtung des Dritten Reiches vorstelle, erwiderte Hitler: «Die nationalsozialistische Bewegung wird in diesem Staate mit den verfassungsmässigen Mitteln das Ziel zu erreichen suchen. Die Verfassung schreibt uns nur die Methoden vor, nicht aber das Ziel. Wir werden auf diesem verfassungsmässigen Wege die ausschlaggebenden Mehrheiten in den gesetzgebenden Körperschaften zu erlangen suchen, um in dem Augenblick, wo uns das gelingt, den Staat in die Form zu giessen, die unseren Ideen entspricht.» Er wiederholte, dieser Vorgang werde nur im Rahmen der Verfassung stattfinden.¹⁴² Schliesslich musste er beides, die Wahrheit gesagt zu haben.¹⁴³ Goebbels meinte zu Scheringer, einem der Angeklagten, Hitlers Eid sei «ein genialer Schachzug». «Nun sind wir streng legal», soll er ausgerufen haben.¹⁴⁴ Der Propagandaleiter frohlockte angesichts der «fabelhaften» Presseberichterstattung.¹⁴⁵ Hitlers neuernannter Auslandspresseschef, Ernst Hanfstaengl, sorgte dafür, dass der Prozess ausserhalb Deutschlands weithin Beachtung fand. Er plazierte drei Artikel, die Hitler über die Ziele der Bewegung verfasst hatte, in den Blättern des

Hearst-Konzerns, des mächtigen amerikanischen Medienimperiums, gegen das ansehnliche Honorar von je tausend Mark. Das sei genau die Summe, so Hitler, die er benötige, auch wolle er nunmehr im Kaiserhof, einem feudalen, in der Nähe des Regierungsviertels gelegenen Hotel und bis 1933 seine Zentrale in der Hauptstadt, Quartier nehmen, als er nach Berlin fuhr.¹⁴⁶

Was Hitler beim Reichswehrprozess in Leipzig aussagte, der am 4. Oktober mit eineinhalb Jahren Festungshaft für alle drei Offiziere und der unehrenhaften Entlassung von Ludin und Scheringer aus der Armee endete, war nichts Neues. Schon seit Monaten war er bedacht, seine Treue zu den «legalen» Mitteln auf dem Weg an die Macht zu betonen. Die breite prozessbegleitende Publizität verschaffte seiner Erklärung die maximale Wirkung. Das Bekenntnis zur Legalität, so später Hans Frank, habe bei vielen die Ängste vor einer gewaltsamen Machtübernahme zerstreut.¹⁴⁷ Der Glaube, Hitler habe mit seiner revolutionären Vergangenheit gebrochen, half ihm, in «seriösen» Gesellschaftskreisen weitere Unterstützung zu gewinnen.¹⁴⁸

Nach der Wahl riet man Brüning von einigen Seiten, die NSDAP in eine Koalitionsregierung aufzunehmen, was die Nationalsozialisten auf die Probe stellen und ihre Agitation begrenzen werde. Brüning lehnte eine solche Vorstellung rundweg ab, obwohl er eine Kooperation zu einem späteren Zeitpunkt nicht ausschloss, falls die Partei am Prinzip der Legalität festhalte. Nachdem Brüning Hitlers Ersuchen um eine Audienz direkt nach der Wahl abschlägig beschieden hatte, arrangierte er im Rahmen seiner Konsultationen mit den anderen Parteiführern Anfang Oktober auch ein Treffen mit Hitler.¹⁴⁹ Der Reichskanzler hoffte auf eine Vereinbarung in dem Sinne, dass Hitler sich auf eine «loyale Opposition» verpflichte und darauf, den Protestlärm für ein sofortiges Ende der Reparationszahlungen zu dämpfen, solange heikle Verhandlungen zur Gewährung internationaler Kredite in Höhe von 125 Millionen US-Dollar im Gange waren, die als unentbehrlich galten, um den wirtschaftlichen Kollaps zu verhindern.

Das Treffen, zur Vermeidung von Publizität am 5. Oktober in der Wohnung des Reichsministers für die besetzten Gebiete, Treviranus, abgehalten, ergab nur, dass jede Aussicht auf eine Zusammenarbeit vergeblich war. Zwischen Hitler und Brüning klafften Welten. Der behutsamen Erklärung des Kanzlers zur Aussenpolitik der Regierung, auf einem schmalen Grat eine Atempause zu erreichen, die schliesslich zur Streichung der Reparationen führen sollte, liess Hitler einen ein-

stündigen Monolog folgen. Die Fragen, die Brüning aufgeworfen hatte, übergang er ostentativ. Für die Feinheiten der finanzpolitischen Strategie, die der Kanzler skizziert hatte, fehlte ihm jedes Verständnis. Nach stockendem Beginn, er erhielt von Brüning und Treviranus sogar einige aufmunternde Worte, kam er rasch in Fahrt. Der Vorbeimarsch einer singenden SA-Truppe in regelmässigen Abständen, der bestellt wirkte und die Geheimhaltung unterließ, spornte Hitler an. Bald redete er auf die vier Männer, Frick und Gregor Strasser sowie Brüning und Treviranus, ein, als spreche er auf einer Massenkundgebung. Zu Brünings Entsetzen benutzte Hitler häufig das Wort «vernichten»: er werde die KPD vernichten, die SPD, «die Reaktion», Frankreich als «Erbfeind» Deutschlands und Russland als die Heimat des Bolschewismus. Aus dieser Suada trat Brüning Hitlers Grundprinzip deutlich vor Augen: «Erst Macht, dann Politik.»¹⁵⁰ Und das Ganze hatte ein bezeichnendes Nachspiel. Trotz der Zusage an Brüning, das Gespräch über die aussenpolitische Strategie der Regierung absolut vertraulich zu behandeln, diktierte Hitler ein Resümee des Gesagten, und sein Auslandspressechef Hanfstaengl spielte es dem amerikanischen Botschafter zu.¹⁵¹

Aus Brünings Warte war Hitler ein ungehobelter Fanatiker reinsten Wassers, von dem Gefahr ausging. Obwohl sie ihr Treffen einigermassen friedlich beschlossen, empfand Hitler bald tiefe Verachtung für Brüning, die manische Ausmassen annahm und die ganze Partei durchdrang. Einer Beobachtung Albert Krebs' zufolge war sie Hitlers starkem Minderwertigkeitsgefühl geschuldet, das der Reichskanzler am 5. Oktober in ihm ausgelöst hatte.¹⁵²

Unerbittlich setzte Hitler seine zügellose Oppositionspolitik gegen ein System fort, dessen symbolische Hassfigur nunmehr Reichskanzler Brüning war. Was auch geschah, Hitler setzte, wie Goebbels, auf Agitation.¹⁵³ Das entsprach seinem Instinkt. «Schreiben Sie jetzt auf Ihre Fahne nicht mehr das Wort Sieg hinauf», hatte Hitler seinen Anhängern unmittelbar nach der Wahl gesagt, «schreiben Sie an Stelle dessen wieder das Wort hinauf, das für uns besser passt: Kampf!»¹⁵⁴ Eine andere Option stand ihm auch nicht zur Verfügung. Wie der Zeitgenosse Friedrich Franz von Unruh es ausdrückte, folgten die Nationalsozialisten der Maxime: «Nach dem Siege bindet den Helm fester» (...). 70'000 Versammlungen wurden auf den Wahlsieg hin angesetzt. Wieder ging eine ‚Lawine‘ über das Reich. (...) Stadt auf Stadt, Dorf auf Dorf wird berannt.»¹⁵⁵

Der Wahlsieg machte die weiterhin hohe Intensität der Agitation

möglich. Das neuerliche Interesse an der Partei bedeutete einen ungeheuren Strom neuer Mitglieder, die neue Geldquellen eröffneten, die der Organisation weiterer Propagandaaktivitäten und der Anwerbung neuer Aktivisten dienten.¹⁵⁶ Erfolg gebiert Erfolg. Aber die Soziostruktur der Partei unterlag einem Wandel. Viele der neueren «Parteigenossen» waren keine Fanatiker der ersten Stunde, bereit, alles für ihren Glauben zu opfern. Ihre Unterstützung war an Bedingungen geknüpft, erfolgsabhängig.¹⁵⁷ Viele verliessen die Partei genauso schnell, wie sie eingetreten waren, die Fluktuation war beträchtlich.¹⁵⁸ Die Mitglieder liessen sich nicht durch spezifische politische Leitlinien Zusammenhalten, die sofort zu Entfremdung in der heterogenen Anhängerschaft geführt hätten, sondern nur durch Slogans, die Gemeinsames beschworen: die «Volksgemeinschaft», die nationale Wiedergeburt, «Macht, Glanz und Wohlstand».¹⁵⁹ Vor allem gab es nun realistische Aussichten auf den Sieg. Alles musste diesem einzigen Ziel untergeordnet werden. Die massive, aber oberflächliche, organisatorisch etwas brüchige Protestbewegung, ein loses Konglomerat unterschiedlicher Interessen, gebunden durch eine utopische Politik, liess sich nur dann aufrechterhalten, wenn die NSDAP relativ kurzfristig, wahrscheinlich innerhalb von zwei oder drei Jahren, an die Macht gelangen würde. Der Druck auf Hitler stieg. Gegenwärtig konnte er nur das tun, was er immer am besten beherrscht hatte: die Agitation weiter anheizen.

VI

Hinter dem öffentlichen Gesicht Hitlers war die Privatperson nur schwer auszumachen. Seit 1919 hatte der Politiker den Menschen zunehmend aufgezehrt. Zwischen seiner politischen Wirksamkeit, der magnetischen Anziehungskraft, die nicht nur von ekstatischen Menschen bei den Massenkundgebungen, sondern auch von denjenigen empfunden wurde, die oft mit ihm zusammen waren, und der Leere seiner Existenz ausserhalb der Politik bestand eine grosse Kluft. Den persönlichen Bekannten war Hitler ein Rätsel. «In meiner Erinnerung», so Ernst Hanfstaengl viele Jahre später, «steht Hitler nicht in einem geschlossenen Persönlichkeitsbild vor mir; es ist vielmehr eine Vielzahl von Bildern und Gestalten, die zwar alle Adolf Hitler heissen und auch Adolf Hitler waren, die jedoch nur schwer in ein Deckungsverhältnis zueinander zu bringen sind. Er konnte bezaubernd sein und wenig spä-

ter Ansichten äussern, die erschreckende Abgründe ahnen liessen. Er konnte grosse Gedanken entwickeln und primitiv bis zur Banalität sein. Er konnte Millionen mit der Überzeugung erfüllen, dass nur sein eiserner Wille und seine charakterliche Stärke den Sieg verbürge und dabei selbst bis in seine Kanzlertage hinein ein Bohemien bleiben, dessen Unzuverlässigkeit seine Mitarbeiter zur Verzweiflung trieb.»¹⁶⁰

Für Franz Pfeffer von Salomon, bis zu seiner Entlassung im August 1930 oberster SA-Führer, verband Hitler die Qualitäten des gemeinen Soldaten mit denen des Künstlers. Er charakterisierte ihn im Wortgebrauch des nationalsozialistischen «Rassegedankens» als «einen Landsknecht mit Zigeunerblut». Es schien ihm, Hitler verfüge in der Politik über einen sechsten Sinn, «eine übernatürliche Begabung», zugleich fragte er sich, ob Hitler nicht *nur* ein Freikorpsführer sei, ein Revolutionär, dem es schwerfallen dürfte, nach der Machtübernahme der Bewegung als Staatsmann zu handeln.¹⁶¹ Pfeffer hielt Hitler für einen «Genius», ein Phänomen, das die Welt nur einmal alle tausend Jahre erlebe. Das schloss persönliche Schattenseiten ein. Pfeffer, zerrissen zwischen Verherrlichung und Kritik, sah Hitler als gesplante Persönlichkeit, den «Genius» im Konflikt mit inneren Schranken, die ihn seit Schule und Erziehung hemmten.¹⁶²

Gregor Strasser, der zum florierenden Hitlerkult kritische Distanz wahrte, war dennoch bereit, wie Otto Wagener berichtete, Hitler eine Art «Genius» zuzubilligen.¹⁶³ «Bei allem Unangenehmen an ihm», so erinnerte sich später Otto Erbersdobler, der Gauleiter von Niederbayern an Gregor Strassers Worte, habe dieser Mann «eine geradezu seherische Gabe (...), grosse politische Probleme richtig zu sehen und auch in geeignetem Moment trotz scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeiten das Richtige zu tun».¹⁶⁴ Eine derartig ungewöhnliche Begabung, wie sie Strasser Hitler bereitwillig zuerkannte, liegt indes seiner Ansicht nach im Instinkt und nicht so sehr in der Fähigkeit, Ideen in ein System zu bringen.¹⁶⁵

Otto Wagener, der 1929 zum Stabschef der SA ernannt worden war, gehörte zu denen, die Hitler vollständig in seinen Bann schlug. Noch viele Jahre später, als er in britischer Kriegsgefangenschaft seine Memoiren zusammenstellte, hatte ihn diese «seltene Persönlichkeit» nicht losgelassen.¹⁶⁶ Doch auch er wurde aus Hitler nicht schlau. Nachdem er ihn eines Tages bei einem so ungeheuerlichen Wutanfall – er stritt mit Pfeffer um die Beziehungen zwischen SA und SS – gehört hatte, dass seine Stimme in der gesamten Parteizentrale widerhallte, dachte Wage-

ner, Hitler habe etwas in sich, das «einem asiatischen Vernichtungswillen» ähnele, was zeigt, wie stark Wagener die «rassischen» Stereotypen der Nationalsozialisten verinnerlicht hatte. Mit den Worten: «Nichts von Genius, dagegen Hass, nichts von überlegener Grösse, dagegen eine aus einem Minderwertigkeitskomplex geborene Wut, nichts von germanischem Heldentum, sondern hunnische Rachsucht!» fasste Wagener seine Eindrücke viele Jahre später zusammen und griff bei der Beschreibung von Hitlers angeblicher Abstammung auf eine NS-typische Wortwahl zurück.¹⁶⁷ Da er Hitler nicht verstand, ihm eine Mischung aus kriecherischer Bewunderung und Ehrfurcht entgegenbrachte, konnte Wagener im Charakter des Führers nur etwas «Fremdartiges» und «Diabolisches» sehen.¹⁶⁸

Selbst für führende Männer der NS-Bewegung wie Pfeffer und Wagener war Hitler unnahbar. 1929 war er aus der schäbigen Wohnung in der Thierschstrasse in ein luxuriöses Appartement am Prinzregentenplatz im vornehmen Münchner Stadtteil Bogenhausen gezogen.¹⁶⁹ Der zum Politiker gewendete Volksverhetzer aus dem Bierkeller biederte sich dem konservativen Establishment an. Besucher waren selten, Hitler sprach fast nie Einladungen aus, und wenn er Gäste empfing, herrschte stets eine steife und formelle Atmosphäre.¹⁷⁰ Fanatiker sind bekanntlich selten gute oder interessante Gesellschafter, ausser in den Augen derer, die ihre Obsession teilen, oder derer, die ehrfürchtig zu ihnen aufschauen oder von ihnen abhängig sind. Hitler zog die übliche Nachmittagsrunde im Café Heck vor, wo Kumpane und Bewunderer, liebdienernd, aufmerksam oder mit vorgetäushtem Interesse, zum hundertsten Mal seinen Monologen über die Frühgeschichte der Partei oder «sein(em) unerschöpflichen Lieblingsthema», den Geschichten aus dem Krieg, lauschten.¹⁷¹

Nur mit wenigen Leuten war er per «Du». Die meisten NS-Führer sprach er nur mit Nachnamen an, die Anrede «Mein Führer», nach 1933 der Normalfall, hatte sich noch nicht eingebürgert. Seine Entourage nannte ihn «den Chef». Manche wie Hanfstaengl oder der Photograph Heinrich Hoffmann bestanden auf einem schlichten «Herr Hitler».¹⁷² Um jeden Preis vermied er Vertraulichkeit, um den Nimbus des Unnahbaren vor möglicher Geringschätzung seiner Führungsposition zu schützen. Auf die ihn umgebende Aura durfte kein Schatten fallen. Unnahbarkeit ging mit Misstrauen einher. Wichtige Fragen diskutierte er in wechselnder Besetzung nur in kleinem Kreis oder unter vier Augen. Auf diese Weise hielt Hitler alle Fäden in der Hand, war nie an den

Rat formeller Gremien gebunden und musste bei Unstimmigkeiten zwischen seinen Paladinen niemals schlichtend eingreifen. Mit seinen starren Ansichten und seiner dominanten Persönlichkeit gelang es ihm, wie Gregor Strasser bemerkte, jeden Menschen in seiner Gegenwart zu überwältigen, sogar diejenigen, die ihm anfänglich mit Skepsis gegenübergetreten waren.¹⁷³ Das war eine unerschöpfliche Quelle für Hitlers Selbstvertrauen und gab ihm das Gefühl der Unfehlbarkeit.¹⁷⁴ Peinliche Fragen und Widerworte erregten seinen Missmut. Da seine «Intuition», womit Strasser auf Hitlers ideologischen Dogmatismus, die Flexibilität in taktischen Fragen und das opportunistische Verhalten anspielte, nicht durch logische Argumentation übertrumpft werden konnte, habe der Führer unweigerlich alle Einwände als Wortmeldungen kleingeistiger Alleswisser verworfen. Die Namen der Kritiker habe er sich gemerkt, früher oder später seien sie in Ungnade gefallen.¹⁷⁵

Wichtige Fragen diskutierte Hitler, wenn überhaupt, mit den Mitgliedern des engsten Kreises, den Adjutanten, Fahrern und langjährigen Kumpanen wie Julius Schaub (sein Faktotum), Heinrich Hoffmann (der Photograph) und Sepp Dietrich (der spätere Führer der «Leibstandarte SS „Adolf Hitler“»).¹⁷⁶ Misstrauen und Eitelkeit gingen, so Gregor Strasser, bei diesem Führungsstil Hand in Hand. Die Gefahr liege in der Art, wie Hitler seine Wahrnehmung steuere und auf den Überbringer unliebsamer Nachrichten negativ reagiere. Hitler sei weltfremd gewesen, fand Strasser, ihm habe die Menschenkenntnis gefehlt und deshalb auch ein entsprechend gesundes Urteilsvermögen. Hitler lebe ohne Bindungen an andere Menschen, fuhr Strasser fort. «Er raucht nicht, er trinkt nicht, er isst fast nur Grünzeug, er fasst keine Frau an! Wo soll man da anpacken, um ihm andere Menschen klarzumachen?»¹⁷⁷

Hitler trug zum täglichen Geschäft und zur Organisation der jetzt gewaltig angewachsenen NS-Bewegung so gut wie nichts bei. Er hatte seinen Arbeitsstil, wenn man ihn so nennen will, seit den Tagen, als die NSDAP eine winzige, völkische, sektiererische Splittergruppe gewesen war, nicht verändert. Zu systematischer Arbeit war er nicht fähig und interessierte sich auch nicht dafür.¹⁷⁸ Er war genauso chaotisch und dilettantisch wie eh und je. Schliesslich hatte er die Rolle gefunden, bei der er sich dem ungeordneten, undisziplinierten und trägen Lebensstil voll und ganz hingeben konnte, den er schon als verwöhnter Jugendlicher in Linz und als Aussteiger in Wien gepflegt hatte. Im neuen «Braunen Haus», einem Gebäude von geschmacklosem Pomp, das ihn mit ausserordentlichem Stolz erfüllte, hatte er ein riesiges «Arbeits-

zimmer». Gemälde von Friedrich dem Grossen und einer heroischen Szene aus der ersten Schlacht des «Regiments List» im Oktober 1914 in Flandern zierten die Wände. Inmitten des überdimensionierten Mobiliars stand eine monumentale Mussolini-Büste. Es herrschte Rauchverbot.¹⁷⁹ Der Ausdruck «Arbeitszimmer» war ein vornehmer Euphemismus. In Wirklichkeit hat Hitler selten dort gearbeitet. Hanfstaengl, der im Gebäude sein eigenes Büro besass, erinnerte sich an Hitlers Zimmer nur undeutlich, weil er den Parteiführer dort so selten gesehen habe. Das grosse Gemälde von Friedrich dem Grossen, bemerkte der ehemalige Auslandspresseschef der NSDAP, habe Hitler nicht motivieren können, der Pflichttreue des Preussenkönigs nachzueifern. Regelmässige Arbeitszeiten gab es nicht, und Verabredungen habe er getroffen, um sie zu brechen. Hanfstaengl musste oft auf der Suche nach dem Parteiführer durch München jagen, damit er Termine mit Journalisten einhielt. Um vier Uhr nachmittags traf er Hitler stets im Café Heck an – umgeben von Bewunderern und wie üblich monologisierend.¹⁸⁰ Die Angestellten der Parteizentrale waren davon nicht weniger betroffen. Sie konnten sich sogar in wichtigen Fragen nie darauf verlassen, ihn zu einer festgesetzten Zeit sprechen zu können. Wollten sie ihn, die Akten schon in der Hand, abfangen, wenn er das «Braune Haus» betrat, wurde er regelmässig ans Telephon gerufen und entschuldigte sich dann, er müsse sofort wieder weg und komme am nächsten Tag wieder. Geling es, Hitler zur Beschäftigung mit dem vorliegenden Problem zu bewegen, erledigte er die Sache, ohne ins Detail zu gehen. Seiner Gewohnheit folgend, verwandelte er die anstehende Frage in ein Thema, über das er sich, im Zimmer auf- und abschreitend, eine Stunde lang monologisch ausliess.¹⁸¹ Oft ignorierte er die Sache vollständig und schweifte, einer vorübergehenden Laune nachgebend, unvermittelt ab. «Wenn Hitler ein Stichwort bekommt, das ihm gerade liegt – das ist jeden Tag anders –, will Wagener 1930 von Pfeffer erfahren haben, «dann reisst er das Wort an sich und der Besprechungspunkt ist ad acta gelegt.»¹⁸² Verstand er etwas nicht oder witterte er eine schwierige Entscheidung, wich er der Diskussion aus.¹⁸³

Die Arbeitsmethode lag in Hitlers Charakter begründet. Gebieterisch und herrsch, zugleich unsicher und zögerlich; wenig entschlossen und doch bereit, Entscheidungen zu treffen, die niemand sonst ins Auge fassen konnte; und die Weigerung, den einmal gefällten Entschluss zu widerrufen: Gewiss sind diese Elemente alle Teil von Hitlers rätselhafter Persönlichkeit. Aber wenn die herrschsüchtigen Züge eine tiefe innere

Unsicherheit und die anmassenden Merkmale einen unterschweligen Minderwertigkeitskomplex signalisierten, dann hätte die verborgene Persönlichkeitsstörung von ungeheuren Ausmassen sein müssen.¹⁸⁴

Solche Ursachenforschung verbleibt an der Oberfläche. Hitlers spezifischer Führungsstil war nicht nur eine Frage der Persönlichkeit oder der instinktiven sozialdarwinistischen Neigung, abzuwarten, bis einer der Untergebenen aus dem Kampf als Sieger hervorgeht. Vielmehr spiegelte er die immerzu gegebene Notwendigkeit, seine Position als Führer zu schützen. Die Rolle des Führers schloss Stillstand aus. Sein berühmter Händedruck und die stahlblauen Augen gehörten zur Inszenierung. Sogar führende Parteimänner waren stets beeindruckt von der augenscheinlichen Ehrlichkeit, der Treue, der Kameradschaft, die ihrer Ansicht nach in Hitlers ungewöhnlich langem Händedruck und seinem fixierenden Blick lagen.¹⁸⁵ In Ehrfurcht erstarrt, erkannten sie nicht, welch banalem Schauspielertrick sie aufgesessen waren. Je grösser der Nimbus der Unfehlbarkeit, desto weniger durfte der «menschliche» Hitler, dem Fehler und Fehlurteile unterlaufen konnten, in Erscheinung treten.

Gelegentlich geriet die Maske ins Rutschen. Anfang 1932, im Korridor des eleganten Hotel Atlantik in Hamburg, erzählte Albert Krebs, konnte er hören, wie Hitler wehmütig rief: «Mei Supp! Mei Supp!» Minuten später fand ihn Krebs in seinem Zimmer: über einen runden Tisch gebeugt, die Gemüsesuppe schlürfend, bot er nicht den Anblick eines Volkshelden. Er schien müde und deprimiert und ignorierte das mitgebrachte Skript seiner Rede vom Vorabend und fragte stattdessen den Gauleiter zu seiner Überraschung, was er von vegetarischer Kost halte. Ohne eine Antwort abzuwarten, habe Hitler zu einem langatmigen Vortrag über vegetarische Lebensweise angesetzt. Krebs empfand den Wortschwall als verrückten Ausbruch, der auf die Überwältigung und nicht die Überredung des Zuhörers zielte. Im Gedächtnis blieb Krebs, wie Hitler sich ihm als akuter Hypochonder offenbarte, ihm, dem er bis dahin «nur als der politische Führer, niemals als Mensch» gegenübergetreten war. Er nahm nicht an, dass Hitler ihn plötzlich als Vertrauten betrachtete. Eher hielt er die Szene für ein Zeichen der «inneren Labilität» des Parteiführers. Es war eine unerwartete Demonstration menschlicher Schwäche, die Hitler, wie Krebs plausibel spekulierte, mit einem unersättlichen Machthunger und dem Hang zur Gewaltanwendung überkompensierte. Hitler habe dann erklärt, er sei auf Grund verschiedener beunruhigender Symptome, Schweissausbrüche, nervöse

Anspannung, Gliederzittern und Magenkrämpfe, Vegetarier geworden.¹⁸⁶ Er hielt die Magenkrämpfe für die Vorboten eines Krebsleidens, das ihm nur wenige Jahre zur Vollendung «der gigantischen Aufgaben» lasse, die er sich selbst gestellt habe. «Ich muss in Kürze an die Macht kommen (...). Ich muss! Ich muss!» soll er, so Krebs, gerufen haben. Dabei gewann er seine Selbstbeherrschung zurück. Augenblicklich wurden seine Bediensteten gerufen, Anweisungen erteilt, Ferngespräche an der Rezeption angemeldet und Unterredungen vereinbart: «...der Mensch Hitler war in den «Führer» zurückverwandelt.»¹⁸⁷ Die Maske des Politikers sass wieder perfekt.

Hitlers Führungsstil war erfolgreich, weil alle Untergebenen seine Alleinstellung in der Partei akzeptierten. Exzentrische Verhaltensweisen eines politischen Genies musste man in Kauf nehmen. «Er braucht (...) stets Menschen», so Pfeffer laut Wagener, «die seine Ideologien in die Wirklichkeit übersetzen, damit sie ausführbar werden.»¹⁸⁸ Tatsächlich war es nicht Hitlers Stil, zur Vorbereitung politischer Entscheidungen zahllose Befehle zu erteilen. Vielmehr breitete er – oft auf die ihm eigentümliche diffuse, selbstherrliche Art – seine Gedanken ausführlich aus. Diese Ideen dienten als Richtlinie und Zielvorgabe für das politische Handeln. Mitstreitern überliess er die Deutung seiner Aussprüche, sie mussten wissen, wie sie seinen Fernzielen «entgegenarbeiten» könnten. «Wenn alle so arbeiten könnten», soll Hitler gesagt haben, «wenn alle mit fester, bewusster Beharrlichkeit einem gemeinsamen, weitgesteckten Ziel zustreben würden, dann müsste einmal das höchste Ziel erreicht werden. Dass Fehler gemacht werden, ist menschlich. Es ist schade. Aber es wird überwunden werden, wenn immer wieder ein gemeinsames Ziel als Richtschnur aufgenommen wird.»¹⁸⁹

Das instinktive Herangehen und die unsystematische Denkweise lösten in der Partei und später im Staat nicht nur einen scharfen Wettbewerb aus, Hitlers wahre Absichten zu erraten, sondern führten auch dazu, dass Hitler, die unangefochtene Autorität für die ideologische Ausrichtung der Partei, den Schulterchluss mit jenen proben konnte, die aus den Positionskämpfen als Sieger hervorgingen, jene, die den Beweis erbrachten, dass sie den «richtigen» Vorgaben folgten. Darüber entschied allein Hitler, was seine Machtstellung erheblich stärkte.

Verschlossenheit, sporadisches, impulsives Eingreifen, Unberechenbarkeit, abrupte Wechsel zwischen Arbeitswut und Lethargie, Desinteresse an administrativen Fragen, endloses Monologisieren als Gegenmittel in schwierigen Situationen kennzeichneten den Parteiführer Adolf

Hitler. Diese Merkmale waren, wenigstens auf kurze Sicht, mit einer «Führerpartei» vereinbar, die mittelfristig ausschliesslich die Machtübernahme anstrebte. Nach 1933 nahm der Diktator Adolf Hitler die gleichen Züge an. Mit den bürokratischen Gegebenheiten eines komplizierten Staatsapparates war Hitlers Führungsstil nicht vereinbar und «garantierte» später die in der Regierung sich ausbreitende Unordnung.

VII

Anfang 1931 tauchte ein vertrautes, vernarbtes Gesicht, das für einige Zeit von der Bildfläche verschwunden war, wieder auf. Ernst Röhm, den Hitler aus dem selbstgewählten Exil als Militärberater in Bolivien geholt hatte, war wieder da. Am 5. Januar nahm er seine Tätigkeit als neuer Stabschef der SA auf.¹⁹⁰

1930 hatte die Parteiführung nicht nur die Krise um Otto Strasser, sondern auch die potentiell gefährlicheren Wirren in der SA bewältigen müssen. Sie hatten bereits einige Zeit unter der Oberfläche geschwelt, bevor sie im Sommer 1930 während des Wahlkampfes ausbrachen. In Wirklichkeit verschärfte die Krise lediglich den strukturellen Konflikt, der, nicht zum letzten Mal, in der NSDAP zwischen der Organisation der Partei und der SA aufkam. Ursprünglich gingen die Auseinandersetzungen ja auf die Jahre vor dem Putsch zurück. Die Parteiführung bestand nach 1925 darauf, die SA sei die «Hilfstruppe» der Partei, keine paramilitärische Formation, aber ihr war es nie gelungen, den Korpsgeist der SA zu zügeln. Die Geringschätzung dieser Parteisoldaten für die «Zivilisten» in den Gauleitungen war eine Konstante.¹⁹¹ Regelmässige Ermahnungen an die Adresse der SA, dass sie der Parteiorganisation untergeordnet sei, brachten die Mitglieder auf, die meinten, sie seien diejenigen, die sich überall ins Getümmel stürzten und im Strassenkrieg mit Kommunisten und Sozialisten Verluste zu beklagen hätten.

1930 entzündete sich der Konflikt daran, ob drei SA-Führer auf der Kandidatenliste für den Reichstag zu plazieren seien. Das war eher der Anlass als die Ursache des Streits. Die SA sah sich benachteiligt durch den Mangel an Autonomie und ihre Abhängigkeit von den Gauleitungen und forderte sofortige Verbesserungen. Nachdem Walter Stennes, der Oberste SA-Führer Stellvertreter Ost und wie viele seiner Männer, unzufrieden mit der Strategie, mit legalen Mitteln nur langsam an die Macht zu kommen, im August nach München gereist war, um Hitler zu

treffen, der ihn aber nicht empfing, traten seine Leute in Berlin von ihren Ämtern zurück und lehnten die Übernahme weiterer Propaganda- oder Schutz Tätigkeiten für die Partei ab. Als SA-Männer, die am 30. August im Sportpalast eine grosse Versammlung mit Goebbels schützen sollten, von Stennes den Befehl zur Teilnahme an einer anderen Parade in Berlin erhielten, eskalierte die Situation. Kurz danach endete ein Treffen von Berliner SA-Führern damit, dass SA-Leute sich gewaltsam Zutritt zur Parteizentrale verschafften, dabei den Widerstand der SS-Männer überwinden, die der SA eigentlich noch unterstanden, und das Gebäude stark verwüsteten.¹⁹²

Goebbels war vom Ausmass der Zerstörung schockiert, Hitler eilte nach Berlin. Der Propagandaleiter teilte ihm mit, eine Einigung sei dringend notwendig, sonst werde die Rebellion, die sich bereits im ganzen Land ausbreite, in eine Katastrophe münden.¹⁹³ Nach einigen Gesprächen mit gekränkten SA-Leuten traf Hitler in der Nacht zweimal erfolglos mit Stennes zusammen. Am nächsten Tag, dem 1. September, appellierte er an eine rasch einberufene Massenversammlung von rund 2'000 Berliner SA-Männern. Pfeffer, der Oberste SA-Führer, war drei Tage zuvor zurückgetreten. Hitler kündigte an, er selbst werde die Oberste Führung von SA und SS übernehmen, ein Schritt, der grossen Jubel auslöste. Er legte die Leistungen der SA dar und schloss mit seinem «Treueappell», den er mit fast hysterischer Stimme vortrug. Es folgte eine theatralische Einlage, die an die Versammlung zur Neugründung der Partei von 1925 erinnerte. Man zauberte den 80jährigen «Kriegshelden» General Litzmann aus dem Hut, damit er Hitler im Auftrag aller SA-Männer die Treue schwöre. Der Eid hatte seinen Preis, und Stennes las Hitlers Befehl vor, der beträchtliche finanzielle Verbesserungen für die SA vorsah, die mit höheren Mitgliedsbeiträgen bezahlt würden.¹⁹⁴ Damit war die aktuelle Krise vorüber.

Eine Denkschrift des Obersten SA-Führers Stellvertreter Süd, Obergruppenführer August Schneidhuber, vom 19. September, sprach Hitler nicht von Mitschuld an der aufrührerischen Stimmung unter den SA-Leuten frei. Er schrieb, die SA habe nur wenig Anerkennung für einen Wahlsieg erfahren, den sie als den eigenen beanspruchen könne. Die Ereignisse in Berlin hätten gezeigt, dass es Schwachstellen im Kontakt zwischen Hitler und der SA gebe. Der Konflikt habe sich schon seit einiger Zeit zusammengebraut. Die Forderungen, Hitler möge die Leistungen der SA anerkennen, seien lauter geworden: «Der Führer hat leider auf die warnenden Stimmen nicht gehört.»¹⁹⁵

Zeitweise übernahm Otto Wagener die Geschäfte der SA, ein Geschäftsmann und früherer Freikorps-Kamerad, den Pfeffer im vorigen Jahr als seinen Stabschef angeworben hatte. Wagener hatte geschäftliche Kontakte genutzt, um eine Zigarettenfirma zur Herstellung von «Sturm»-Zigaretten für die SA-Männer zu überreden, ein «Sponsoren-Geschäft, das sowohl der Firma diene als auch die Finanzen der SA entspannte. Man legte den SA-Männern nahe, nur diese Zigaretten zu rauchen. Im Gegenzug erhielt die SA einen Gewinnanteil, doch nach dem Rücktritt Pfeffers sorgte der Reichsschatzmeister der NSDAP dafür, dass die Partei und nicht die SA die Gelder kontrollierte.¹⁹⁶ Im Oktober 1930 gab Wagener Hitlers Richtlinien weiter, die der SA «Sonderaufgaben» im «Kampf um die Macht» erteilten und der Erwartung Ausdruck gaben, nach der Machtübernahme werde sie das «Reservoir (...) für ein kommendes deutsches Nationalheer».¹⁹⁷ Hingegen minderte all das keineswegs den Autonomieanspruch der SA-Führung im Verhältnis zur Parteiführung. Die Fortdauer des Konflikts war nicht ausgeschlossen.

Dies war die Ausgangssituation für Röhms, der den versammelten SA-Führern am 30. November 1930 in München von Hitler nicht als Oberster SA-Führer, sondern als Stabschef angekündigt wurde. Röhms hohes Ansehen aus der Zeit vor dem Putsch und die Tatsache, dass er zuletzt in keine Intrige verstrickt gewesen war, liessen seine Ernennung als vernünftig erscheinen, wobei seine bekannte Homosexualität recht bald jenen SA-Untergebenen Anlass bot, die Position des neuen Stabschefs zu untergraben, die ihm seine Führungsrolle übelnahmen. Schon am 3. Februar 1931 war Hitler gezwungen, Angriffe auf die «Dinge, die rein auf privatem Gebiet liegen», zurückzuweisen und zu betonen, die SA sei keine «moralische Anstalt», sondern «ein Verband rauher Kämpfer».¹⁹⁸

Dabei ging es um mehr als Röhms Moralvorstellungen. Im Sommer 1930 hatte Hitler durch sein Eingreifen zwar die akute Krise entschärft, aber es war nur Flickwerk, und die Spannung blieb. Weder die Rolle der SA noch deren Grad an Autonomie war geklärt worden. Bei dem Charakter der NS-Bewegung und der Art, wie die SA sich innerhalb derselben entwickelt hatte, war das strukturelle Problem nicht zu lösen. Schliesslich trat auch der in der SA immer vorhandene Hang, einen Staatsstreich zu unternehmen, wieder zutage. Da die Partei Stennes' Forderungen nach Reichstagsmandaten brüsk zurückgewiesen hatte, überrascht es nicht, dass er wieder auf eine antiparlamentarische Strate-

gie zurückgriff. Sein Eintreten für eine gewaltsame Machtübernahme in Artikeln für die Berliner Zeitung *Der Angriff* beunruhigte die NS-Führung zunehmend. Mit solchem Geschrei wurde der Verpflichtung zur Legalität, die Hitler in aller Öffentlichkeit und unter Eid beim Reichswehrprozess von Leipzig im vergangenen September erklärt und seither bei zahlreichen Anlässen bekräftigt hatte, nicht nur offen widersprochen, sondern sie wurde auch direkt in Frage gestellt.¹⁹⁹ Im Februar 1931 war Hitler gezwungen, Stennes einen Schuss vor den Bug zu geben, indem er in einem Artikel für den *Völkischen Beobachter* die «Lüge» brandmarkte, dass die Nationalsozialisten einen gewaltsamen Coup planten. Er verstehe die Bedürfnisse und zornigen Gefühle der SA und der SS, doch warne er vor «Provokateuren» in der Bewegung, die der Regierung die Legitimation zur «Verfolgung» der Partei lieferten.²⁰⁰ In einer Rede vor SA-Leuten sagte Hitler am 7. März in München: «Man wirft mir auch vor, dass ich zu feige bin, um illegal zu kämpfen. Hiezu bin ich bestimmt nicht zu feige; ich bin nur dazu zu feige, dass ich die SA vor die Maschinengewehre führe. Wir brauchen die SA zu viel wichtigeren Dingen, nämlich zur Errichtung des Dritten Reiches. Wir werden uns dabei an die Verfassung halten, und damit werden wir auch zum Ziele kommen. Die Verfassung schreibt uns das Recht vor, zur Macht zu gelangen. Wessen Mittel wir uns hiezu bedienen, ist unsere Sache.»²⁰¹

Das Damoklesschwert eines Parteiverbots schwebte nach Verkündung einer Notverordnung vom 28. März, die der Regierung Brüning weitreichende Kompetenzen zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen einräumte, einmal mehr bedrohlich über der NSDAP.²⁰² Goebbels schrieb in sein Tagebuch: «...die Partei, vor allem S.A. soll vor dem Verbot stehen.»²⁰³ Hitler befahl allen Mitgliedern von Partei, SA und SS, die Notverordnung peinlich genau zu beachten.²⁰⁴ Doch Stennes war nicht zum Einlenken bereit. «Das ist die schwerste Krise, die die Partei einmal durchmachen muss», kommentierte Goebbels.²⁰⁵

Es war höchste Zeit zu handeln. Goebbels wurde zu einem Treffen mit Hitler und anderen Parteiführern nach Weimar gerufen und erfuhr bei der Ankunft, dass Stennes als Oberster SA-Führer Stellvertreter Ost abgesetzt worden sei. Der Propagandaleiter hatte die Neuigkeit gerade erst gehört, als er einen Anruf aus Berlin erhielt, in dem man ihm mitteilte, die SA habe die Parteizentrale und die Redaktionsräume des *Angriff* besetzt. Hitler liess sich gegenüber seiner Entourage nichts anmerken, gleichwohl war er schockiert. Am 2. April veröffentlichte die

Berliner SA-Führung einen Frontalangriff auf Hitlers «undeutsche und schrankenlose Parteidespotie und verantwortungslose Demagogie».²⁰⁶ Hitler reagierte umstandslos und erteilte Goebbels erneut carte blanche, mit aller Rücksichtslosigkeit die «Säuberung» der Berliner Partei von allen «zersetzenden Elementen» vorzunehmen. «Was immer Sie in Ihrer Erfüllung (dieser Aufgabe) aber tun mögen», schrieb Hitler: «Ich decke Sie.»²⁰⁷

Mit allen Kräften arbeiteten Hitler und Goebbels daran, von jedem Gau Loyalitätserklärungen zu erhalten. Stennes, der immer schärfere revolutionäre Töne anschlug, gelang es, die Unterstützung von Teilen der SA in Berlin, Schleswig-Holstein, Schlesien und Pommern zu gewinnen. Doch weder waren die Erfolge von Dauer, noch fand ein regelrechter Aufstand statt. Es ist bittere Ironie, dass die Berliner Polizei, die Zielscheibe so vieler hinterhältiger Attacken Goebbels' im *Angriff*, jetzt half, die Kontrolle über Parteizentrale und die Redaktionsbüros zurückzugewinnen.²⁰⁸ Am 4. April veröffentlichte Hitler im *Völkischen Beobachter* eine längere und geschickt aufgebaute Anklage gegen Stennes und einen emotionalen Appell an die Loyalität der SA-Männer.²⁰⁹ Er unterstrich seine herausragende Rolle bei der Schaffung und dem Aufbau der Bewegung «als ihr Gründer und als ihr Führer».²¹⁰ Für Stennes' Beitrag hatte er nur verächtliche Worte übrig, ein Nichts, verglichen mit den Opfern, die er, Hitler, und andere der Bewegung gebracht hätten. Er warf Stennes vor, die Loyalität der SA-Leute ihm gegenüber systematisch zu untergraben, indem er versuche, die «Idee» von der «Person» zu trennen, die gleiche Unterscheidung, die Hitler im vergangenen Mai auch in der Auseinandersetzung mit Otto Strasser nicht gelten lassen wollte. Hitler bezeichnete jeden, der die Bewegung «in einen offenen Krieg gegen den Staat» führen wolle, entweder als «einen Narren oder einen Verbrecher».²¹¹ Nachdem er selbst 1923 marschiert sei, habe er erkennen müssen, dass ein künftiger Versuch «Wahnsinn» sei. Er erklärte die Absicht, «diese Verschwörung gegen den Nationalsozialismus mit Stumpf und Stiel auszurotten», und stellte die SA-Männer vor die Wahl zwischen «dem Polizeihauptmann a. D. oder dem Begründer der nationalsozialistischen Bewegung und Obersten Führer Eurer S.A. Adolf Hitler».²¹²

Schon bevor Hitler den Artikel schrieb, fiel die Revolte langsam in sich zusammen. Die Unterstützung für Stennes schwand. Ungefähr 500 SA-Männer in Nord- und Ostdeutschland wurden das Opfer einer Säuberungsaktion.²¹³ Der Rest trat wieder ins Glied zurück. Göring wurde

zur Wiederherstellung der Kontrolle über Stennes' früheren Bereich ermächtigt.²¹⁴ Die Übertragung von Befugnissen galt nicht für Berlin. Eifersüchtig über seine Position wachend, hatte Goebbels entdeckt, dass Göring die Situation auszunutzen und einige der Befugnisse des Berliner Parteichefs zu übernehmen suchte. «Ich werde das Göring nie vergessen!» schrieb er. «Man kann am Menschen verzweifeln. Er ist ein Haufen gefrorene Scheisse.»²¹⁵ Er war wieder besänftigt, als Hitler öffentlich alle Berliner SA-Leute dazu aufrief, seinem «Freund» Goebbels die Treue zu halten.²¹⁶

Die Krise war überwunden, die SA war wieder am Gängelband der Partei und stand bis zur «Machtergreifung» einigermaßen unter der Kuratel ihres Zuchtmeisters. Dann, Anfang 1933, brach sich die angestaute Gewalt Bahn. Zurück ins Jahr 1931. Mit Energie und organisatorischem Geschick nahm Röhm die Umstrukturierung der SA in die Hand. Zum Jahresende hatten sich die Mitgliederzahlen von 88'000 im Januar auf 260'000 im Dezember verdreifacht.²¹⁷ Der rapide Zuwachs erforderte eine straffere Organisation. So änderte sich auch das Image der SA. Ausserhalb der Grossstädte traten die SA-Leute nicht immer als Strassenkämpfer und politische Rabauken auf²¹⁸, denn auf dem Land gab es weniger «Marxisten». Bauernsöhne und Jungen aus «rechtschaffenen» ortsansässigen Familien schlossen sich, angezogen vom Erfolg der NS-Bewegung und oft durch Freunde dazu ermuntert, nicht nur Schützen- und Sportvereinen, sondern häufig ausschliesslich der SA an. Ihre Parteiarbeit bestand oft aus der Teilnahme an Umzügen und Paraden. An manchen Orten marschierte die «gläubige» SA jeden Sonntag uniformiert zur Kirche.²¹⁹ Es gehörte beinahe zum guten Ton, einer derartigen Organisation anzugehören.

Unter Röhm's Führung gewann die SA jedoch ihren Charakter als paramilitärische Formation zurück, die nun um einiges furchterregender war als ihr Vorläufer Anfang der zwanziger Jahre. Röhm hatte Hitler während der Stennes-Krise vorbildlich die Treue gehalten. Doch indem er selbst auf dem «Primat des Soldaten» bestand und eigene, 1931 noch unterdrückte Ambitionen zur Umwandlung der SA in eine Volksmiliz hegte, säte er Zwietracht für künftige Konflikte. Damit kündigten sich die Ereignisse an, die erst im Juni 1934 den Schlusspunkt erreichten.

VIII

Hitlers Leben geriet 1931 nicht nur politisch, sondern auch persönlich in unruhiges Gewässer. Als er 1929 das geräumige neue Appartement am Prinzregentenplatz bezog, war seine Nichte Geli Raubal, die mit ihrer Mutter in Haus Wachenfeld auf dem Obersalzberg gelebt hatte, an seiner Seite. In den nächsten zwei Jahren wurden sie häufig in der Öffentlichkeit gesehen, es kursierten zahlreiche Gerüchte über die Art der Beziehung zwischen Geli und «Onkel Alf», wie sie ihn nannte. Am Morgen des 19. September 1931 wurde die 23jährige Frau, erschossen mit einer Kugel aus Hitlers Pistole, in seiner Wohnung tot aufgefunden.

Hitler mochte die Gesellschaft von Frauen, ihm gefielen schöne und junge Frauen. Er schmeichelte ihnen, flirtete manchmal mit ihnen und nannte sie auf seine gönnerhafte kleinbürgerliche Wiener Art «Mein Prinzesschen» oder «meine kleine Gräfin».²²⁰ Gelegentlich, sofern man den Geschichten Glauben schenken will, unternahm er unbeholfene Annäherungsversuche, wie im Falle von Helene Hanfstaengl oder Henriette Hoffmann, der Tochter seines Photographen, die später Baldur von Schirach heiratete, seit dem 30. Oktober 1931 Reichsjugendführer der NSDAP.²²¹ Hitlers Name wurde in Verbindung mit Frauen so unterschiedlicher Herkunft wie Jenny Haug, der Schwester seines Fahrers während der Anfangszeit, und Winifred Wagner genannt, der Schwiegertochter des «Bayreuther Meisters».²²² Doch welche Begebenheiten den Gerüchten auch zugrunde lagen, oft in böswilliger Absicht in Umlauf gesetzt, übertrieben oder erfunden, die Beziehungen waren offenbar meist oberflächlicher Natur. Tiefere Empfindungen wurden nie geweckt. Hitler sah die Frauen als Objekt, als Ornament in einer «Männerwelt». Ob im Männerheim zu Wien, im Regiment während des Weltkrieges, in der Münchner Kaserne bis zur Entlassung oder bei den regelmässigen Zusammenkünften im Café Neumaier oder im Café Heck während der zwanziger Jahre, überall überwogen die Männer in Hitlers Umgebung. «Nur von Fall zu Fall kam es vor, dass eine Frau in den Kreis eingeführt wurde», erinnerte sich Heinrich Hoffmann. «Sie war jedoch niemals Mittelpunkt, sondern immer nur stille Zuhörerin. (...) aber den Gepflogenheiten der Stammtischrunde hatte sich jede anzupassen.»²²³

Beginnend mit der halbmythischen Stefanie in Linz waren Hitlers Beziehungen zu Frauen gewöhnlich distanziert und gekünstelt, ohne

emotionale Bindungen. Der Flirt mit Mimi Reiter hatte das Verhaltensmuster bestätigt, obwohl er Mimi gemocht hatte, erwiderte er die liebende Verehrung der in ihn vernarrten 16jährigen nicht. Und auch seine langjährige Beziehung zu Eva Braun, eine von Hoffmanns Angestellten, der er im Herbst 1929 erstmals begegnet war, war keine Ausnahme. «Für ihn», bemerkte Hoffmann, «war sie bloss ein attraktives junges Ding, in der er trotz oder vielleicht gerade wegen ihres unscheinbaren und dümmlichen Aussehens die Art von Entspannung und Ruhe fand, die er suchte. (...) Weder ich noch sonst irgendjemand merkten ihm intensiveres Interesse an.»²²⁴

Bei Geli Raubal war das anders. Wie ihre Beziehung auch aussah, alle Berichte fussen primär auf Vermutungen und dem Hörensagen, geriet er sichtlich zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben, wenn wir Hitlers Mutter ausnehmen, in die emotionale Abhängigkeit zu einer Frau. Offen bleibt, ob sie geschlechtliche Beziehungen hatten.²²⁵ Dunkle Anspielungen auf inzestuöse Verhältnisse unter Hitlers Vorfahren wollten glauben machen, dass der Inzest in seiner Familie fortlebte.²²⁶ Doch Sensationsgeschichten über angeblich abnormes Sexualverhalten, wie sie Otto Strasser in Umlauf gebracht hat, sollten als phantastische Anti-Hitler-Propaganda eines ausgemachten politischen Gegners betrachtet werden.²²⁷ In anderen Berichten, denen ebenfalls mit Skepsis zu begegnen ist, ist die Rede von einem kompromittierenden Brief und pornographischen Zeichnungen Hitlers, die der Reichsschatzmeister der Partei, Franz-Xaver Schwarz, einem Erpresser abkaufen musste.²²⁸ Doch ob Hitler und Geli Raubal sexuelle Beziehungen hatten oder nicht, sein Verhalten ihr gegenüber weist alle Merkmale einer starken, zumindest latenten sexuellen Abhängigkeit auf. Diese kam durch extreme Eifersuchtsanfälle und eine herrschsüchtig besitzergreifende Art zum Ausdruck, so dass eine Beziehungskrise unausweichlich wurde.

Geli Raubal, mit breiten Gesichtszügen und dunkelbraunem, offenem Haar, war keine strahlende Schönheit, aber, und darin stimmen alle Berichte überein, eine lebhafteste, extrovertierte attraktive junge Frau. Sie belebte die Zusammenkünfte im Café Heck. Hitler erlaubte nur ihr, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen. Überallhin nahm er sie mit: ins Theater und Konzert, in die Oper und ins Kino, in Restaurants, zu Fahrten aufs Land, zum Picknick, sogar zum Kleiderkauf.²²⁹ Er lobte sie in den höchsten Tönen und gab mit ihr an. Angeblich war sie Studentin an der Universität. Doch zum Studium kam sie kaum. Zwar bezahlte Hitler ihre Gesangsstunden, aber sie würde nie ein Opernstar

werden, denn die Stunden langweilten sie.²³⁰ Ihr lag mehr daran, sich gut zu amüsieren. Flüchtig und kokett, wie sie war, scharte sie stets männliche Bewunderer um sich und ging auch neue Beziehungen ein. Als Hitler von ihrer Liaison mit Emil Maurice, seinem Leibwächter und Fahrer, erfuhr, kam es zu einer Szene, so dass Maurice fürchtete, Hitler wolle ihn erschiessen.²³¹ Bald wurde er zur Aufgabe seiner Stellung gezwungen und Geli Raubal zu Frau Bruckmann geschickt, unter deren wachsamen Augen sich ihre Leidenschaft abkühlen sollte.²³² Hitlers eifersüchtige, besitzergreifende Art nahm pathologische Formen an. Ohne ihn durfte sie nur in Begleitung ausgehen und musste auch früh zu Hause sein.²³³ Jede ihrer Bewegungen wurde überwacht und kontrolliert. Sie war gefangen und verbittert über Hitler. «Mein Onkel ist ein Ungeheuer», soll sie gesagt haben. «Kein Mensch kann sich vorstellen, was er mir zumutet.»²³⁴

Mitte September 1931 hatte sie genug und plante die Rückkehr nach Wien. Später kursierten Gerüchte, sie habe dort einen neuen Freund gehabt, der ein jüdischer Künstler gewesen sei, dessen Kind sie erwartet habe.²³⁵ Ihre Mutter, Angela Raubal, erzählte in Vernehmungen der Amerikaner nach dem Krieg, ihre Tochter habe einen Geiger aus Linz heiraten wollen, doch sie und ihr Halbbruder Adolf hätten ihr verboten, den Mann zu treffen.²³⁶ So viel ist sicher, Geli Raubal hat verzweifelt versucht, sich aus dem Griff ihres Onkels zu befreien. Ob er sie körperlich misshandelte, kann nicht nachgewiesen werden. Es wurde berichtet, dass ihr Nasenbein gebrochen war, und die Leiche Spuren trug, die auf die Einwirkung körperlicher Gewalt deuteten.²³⁷ Die Beweise sind nicht stichhaltig, überdies hatten Hitlers politische Gegner die Geschichte in Umlauf gesetzt.²³⁸ Der Polizeiarzt, der die Leiche untersuchte, und zwei Frauen, die sie wuschen und aufbahrten, stellten keine Gesichtsverletzungen oder -wunden fest.²³⁹

Zweifellos hat Hitler auf seine Nichte einen intensiven psychologischen Druck ausgeübt. Der Version zufolge, die die sozialdemokratische *Münchener Post* wenige Tage später verbreitete und die Hitler in einer öffentlichen Stellungnahme vehement abstritt, soll er ihr in einer hitzigen Diskussion am Freitag, dem 18. September 1931, die Fahrt nach Wien verboten haben.²⁴⁰ Hitler brach am selben Tag mit seiner Entourage nach Nürnberg auf.²⁴¹ Er hatte sein Hotel am nächsten Morgen bereits verlassen, als man ihn dringend bat zurückzukommen und ihm mitteilte, Geli Raubal sei tot in seiner Wohnung aufgefunden worden, getötet durch eine Kugel aus seinem Revolver. Sofort fuhr er

nach München zurück, in solcher Eile, dass die Polizei den Wagen etwa auf halbem Wege zwischen Nürnberg und München wegen überhöhter Geschwindigkeit stoppte.²⁴²

Für Hitlers politische Gegner war es ein grosser Tag.²⁴³ Die Zeitungsberichte erlegten sich keinerlei Beschränkungen auf. Geschichten über gewalttätige Auseinandersetzungen und körperliche Misshandlung vermischten sich mit sexuellen Andeutungen und der Behauptung, dass Hitler seine Nichte zwecks Vermeidung eines Skandals entweder selbst tötete oder sie hatte ermorden lassen.²⁴⁴ Hitler war beim Tod Geli Raubais nicht in München. Und es ist unklar, warum ausgerechnet ein bestellter Mord in der eigenen Wohnung einen Skandal hätte verhindern sollen.²⁴⁵ Der Skandal schlug hohe Wellen. Schliesslich konnte auch die Parteilinie, dass die Tötung ein Unfall gewesen sei, der passierte, als Geli Raubal mit Hitlers Schusswaffe spielte, nicht überzeugen.²⁴⁶ Die Wahrheit wird nie ans Licht kommen, aber die wahrscheinlichste Erklärung ist Selbstmord, möglicherweise als misslungener Hilferuf gedacht, unter dem Drang, der festen Umklammerung ihres besitzergreifenden Onkels und seiner vielleicht gewalttätigen Eifersucht zu entkommen.

Hitler reagierte offenbar fast hysterisch und scheint dann in eine tiefe Depression verfallen zu sein. Freunde und Bekannte hatten ihn noch nie in einem derartigen Zustand gesehen. Offensichtlich am Rande eines Nervenzusammenbruchs, sprach er davon, die Politik an den Nagel zu hängen und alles zu beenden. Man befürchtete, er könne Selbstmord verüben. Aus Hans Franks Bericht geht hervor, dass Hitlers Erschütterung über den Skandal und die Pressekampagne jede persönliche Trauer übertraf. Er nahm Zuflucht im Haus Adolf Müllers, seines Verlegers, an den Ufern des Tegernsees. Frank legte Rechtsmittel ein, um die Angriffe in der Presse zu blockieren. Und nachdem Hitler einige Tage nach der Beerdigung Geli Raubais Grab auf dem Wiener Zentralfriedhof aufgesucht hatte, erwachte er unvermittelt wieder aus seiner Depression.²⁴⁷ Die Krise war vorüber.

Wenige Tage später hielt Hitler eine Rede in Hamburg, wo ihn das Publikum noch stürmischer als sonst empfing.²⁴⁸ Ein Augenzeuge meinte, er habe «angegriffen» ausgesehen, aber gut gesprochen.²⁴⁹ Er war wieder im Geschäft. Mehr als je zuvor füllte seine orgiastische Raserei in den grossen öffentlichen Ansprachen und die Reaktion der, so Hitler, «femininen Masse» das gefühllose Vakuum seines Privatlebens.

In Hitlers nächster Umgebung waren einige überzeugt, Geli Raubal hätte einen massigenden Einfluss auf ihn ausüben können.²⁵⁰ Diese

Hypothese ist höchst zweifelhaft. Sein emotionales Verhältnis zu ihr war intensiver als jede andere menschliche Beziehung, die er zuvor oder später einging. An der Art, wie er ihre Zimmer am Prinzregentenplatz und in Haus Wachenfeld in Totenschreine verwandeln liess, steckte etwas Besessenes und zugleich überladen Sentimentales.²⁵¹ Als Person war sie tatsächlich unersetzlich, obwohl Hitler sehr bald Eva Braun im Schlepptau hatte. Aber für Hitler war Abhängigkeit ichbezogen, Geli Raubais Existenz musste zum Verschwinden gebracht werden. Hitlers Abhängigkeit von ihr bedeutete für sie «totale» Abhängigkeit von ihm. Menschlich war es eine selbsterstörerische Beziehung und politisch, abgesehen von einem kurzlebigen Skandal, ein Strohofer. Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass Geli Raubal Hitler nicht nur von seiner persönlichen, sondern auch von einer tieferliegenden Machtbesessenheit hätte befreien können. Ihr Tod änderte auch nichts an seiner erbitterten Rach- und Zerstörungssucht, die Geschichte hätte keinen anderen Verlauf genommen, wenn sie überlebt hätte.

IX

Knapp zehn Tage nach Geli Raubais Tod erzielten die Nationalsozialisten bei den Wahlen zur Hamburger Bürgerschaft, auf bislang für ihre Parolen relativ unempfindlichem Gebiet, einen Stimmenanteil von 26,2 Prozent und lagen damit vor den Kommunisten und nur wenige Dezimalpunkte hinter der SPD.²⁵² Schon im Mai war die NSDAP im ländlich geprägten Oldenburg mit 37,2 Prozent der Stimmen erstmals in einem Landtag zur stärksten Fraktion aufgerückt.²⁵³ Bei der letzten Landtagswahl im Jahr 1931 gelang der Partei am 15. November in Hessen die Wiederholung dieses Kunststücks, und mit 37,1 Prozent, einem höheren Stimmenanteil als KPD und SPD zusammengenommen, sowie 27 Mandaten zog sie in einen Landtag ein, in dem sie zuvor nicht vertreten gewesen war.²⁵⁴

Ein Ende des politischen Erdbebens war nicht abzusehen. Das Kabinett Brüning war eingekesselt, regierte mit Notverordnungen, sollte demonstrieren, dass Deutschland die Reparationen nicht bezahlen könne, und stürzte die Wirtschaft in eine katastrophale Abwärtsbewegung, bei der die Produktionsniveaus ins Bodenlose fielen und die Erwerbslosenzahlen sowie das soziale Elend schwindelnde Höhen erreichten, so dass immer mehr Wähler die unglückselige Republik ver-

fluchten. Als es im Juli zum katastrophalen Bankenkraich, dem Bankrott zwei der wichtigsten Geldinstitute, der Darmstädter und der Dresdner Bank, kam, gehörten jene Wähler, die das Überleben und die Erholung der Demokratie im Auge hatten, zu einer schwindenden Minderheit. Welche autoritäre Lösung auf die Liquidierung der Weimarer Republik folgen werde, blieb unklar. Die deutschen Machteliten waren in dieser Frage genauso uneins wie die Masse der Bevölkerung.

Bei dem Ausmass an Unterstützung, dessen sich die Nationalsozialisten nunmehr erfreuten, konnte eine Regierungskrise von rechts nur mit ihnen gelöst werden. Im Juli hatten Hugenberg, der Führer der DNVP, und Franz Seldte, der Chef des grössten Veteranenverbandes, des Stahlhelm, ihr Bündnis mit Hitler erneuert und damit die alte Allianz im Kampf gegen den Young-Plan in der «Nationalen Opposition» wiederbelebt. Hugenberg beschwichtigte die Kritik von Reichspräsident Hindenburg, der die Nationalsozialisten nicht nur für vulgäre, sondern auch für gefährliche Sozialisten hielt, indem er ihm zusicherte, er, Hugenberg, werde sie politisch für die nationale Sache erziehen, um zu verhindern, dass sie Richtung Sozialismus oder Kommunismus abglitten.

Für Hitler waren die Öffentlichkeitswirkung und die Kontakte, die sich aus dem Bündnis mit Hugenberg ergaben, wertvoll. Aber er hielt sich stets pragmatisch einen Hinterausgang offen, um Distanz zu wahren. Bei der publizistisch massiv herausgestellten Demonstration der Kräfte der «Nationalen Opposition» am 11. Oktober in Bad Harzburg, aus der die «Harzburger Front» hervorging, blieb Hitler während des Vorbeimarsches der SA stehen und verliess dann, bevor der Stahlhelm vorbeimarschierte, demonstrativ seinen Platz, nachdem er dessen Einheiten 25 Minuten hatte warten lassen. Hitler lehnte auch die Teilnahme am gemeinsamen Mittagessen der nationalistischen Führer ab. Er könne seinen Widerwillen gegen solche Mahlzeiten nicht unterdrücken, schrieb er, und lenkte von der Kritik an seinem Verhalten durch neuerliches Werben für den Führer ab, der, gemäss dem Image, die Entbehrungen seiner «Gefolgsleute» teilte, wenn «Tausende meiner Anhänger unter sehr grossen persönlichen Opfern, ja zum Teil mit hungerrigem Magen, Dienst tun».²⁵⁵ Eine Woche später nahm er bei der bisher grössten Demonstration paramilitärischer NS-Einheiten in Braunschweig, um die Unabhängigkeit der NSDAP zu beweisen, den Salut von 104'000 vorübermarschierenden SA- und SS-Männern entgegen.²⁵⁶

Zu den Teilnehmern in Bad Harzburg, deren Anwesenheit Aufsehen

erregte, gehörte der ehemalige Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht, jetzt ein politischer Abenteurer. Daneben hatten auch andere Wirtschaftsvertreter die Veranstaltung besucht.²⁵⁷ Hjalmar Schacht, Freimaurer und Gründungsmitglied der prorepublikanischen Deutschen Demokratischen Partei (DDP), zählte zu den überraschenden Wegbegleitern des Nationalsozialismus. Nach seinem Rücktritt als Reichsbankpräsident im März 1930 aus Protest gegen die Art und Weise der Umsetzung des Young-Planes war er scharf nach rechts gerückt und hatte im Dezember seiner Bewunderung für die «Vitalität» der NSDAP öffentlich Ausdruck gegeben.²⁵⁸ Göring, mit dem er gute Beziehungen unterhielt, arrangierte für den 5. Januar 1931 ein Abendessen mit Schacht, damit er Hitler kennenlerne. Auch ein weiterer einflussreicher NS-Freund war zugegen: Fritz Thyssen, der Vorstandsvorsitzende der Vereinigten Stahlwerke.²⁵⁹ Hitler traf in Parteiuniform erst nach Ende der Mahlzeit ein. Wie üblich beherrschte er die «Unterhaltung» und bestritt, fand Schacht, 95 Prozent des Gesprächs.²⁶⁰ Gleichwohl war Schacht, ein intelligenter und überaus kritischer Kopf, beeindruckt:

«Die Geschicklichkeit seines Vortrages sprang in die Augen. Sah man davon ab, dass er alles, was er sagte, als unwiderlegliche Wahrheit demonstrierte, so war, was er vortrug, nicht unvernünftig und liess jedes propagandistische Pathos vermessen. Er sprach gemässigt und war sichtlich bemüht, alles zu vermeiden, was uns als Vertreter einer traditionellen Welt schockieren könnte. (...) Was mir Eindruck machte, war die absolute Überzeugung dieses Mannes von der Richtigkeit seiner Auffassungen und die Entschlossenheit, diesen Auffassungen praktische Geltung zu verschaffen.

Schon bei dieser ersten Begegnung wurde es mir klar, dass die propagandistische Kraft Hitlers ungeheuerliche Chancen bei der deutschen Bevölkerung haben musste, falls es nicht gelang, die Wirtschaftskrise zu beheben und die Massen dem Radikalismus abspenstig zu machen. Hitler war besessen von dem, was er sagte, ein echter Fanatiker mit der stärksten Wirkung auf seine Zuhörer, ein geborener Agitator trotz seiner heiseren, manchmal gebrochenen und nicht selten krähenden Stimme.»²⁶¹

Schacht legte zu der Zeit Brüning die Aufnahme der NSDAP in eine Koalition nahe, wobei er vermutlich dachte, die Regierungsverantwortung werde sie «zähmen». Auf ähnliche Weise hatte Thyssen, den der Korporatismus im Programm der NSDAP anzog, dem Reichskanzler gegenüber die Zusammenarbeit mit den Nationalsozialisten befürwor-

tet.²⁶² Weder Schacht noch Thyssen waren indes repräsentativ für die Grossunternehmer.

Während der zwanziger Jahre hatten Wirtschaftsführer nur geringes Interesse an der NSDAP gezeigt, einer bedeutungslosen Partei am äussersten Rand, die offenbar keine Aussichten auf Macht oder Einfluss besass. Das Wahlergebnis von 1930 hatte die Wirtschaft gezwungen, Hitlers Partei zur Kenntnis zu nehmen. Man arrangierte eine Reihe von Veranstaltungen, bei denen Hitler seine Ziele vor prominenten Wirtschaftsleuten darlegte. Ende September 1930 unterbreitete er seine Ansichten dem früheren Kanzler und jetzigen Chef der Hamburg-Amerika-Linie, Wilhelm Cuno, dem nachgesagt wurde, er überlege, mit Unterstützung der NSDAP für das Amt des Reichspräsidenten zu kandidieren, wenn Hindenburgs Amtszeit 1932 auslief.²⁶³ Cuno war von Hitler beeindruckt, der ein «gemässigtes» Wirtschaftsprogramm vorstellte, das den Kapitalismus aufrechterhielt und behauptete, unter der NS-Herrschaft werde es nicht zu gewaltsamen Judenverfolgungen kommen.²⁶⁴

Hitler sprach bei einer von Cuno arrangierten Veranstaltung ebenfalls im Hamburger Nationalklub und vor einer Gruppe von Ruhrindustriellen im Haus von Emil Kirdorf, dem betagten Kohlemagnaten und langjährigen NS-Sympathisanten, in der Nähe von Mülheim an der Ruhr.²⁶⁵ Anfang 1931 folgten weitere Treffen in Hitlers Suite im Hotel Kaiserhof, initiiert von Walther Funk, dem früheren Herausgeber der *Berliner Börsenzeitung*, mit einer Reihe von Wirtschaftsführern, die für den Fall eines Putschversuchs von links angeblich beträchtliche Geldsummen versprachen.²⁶⁶ Weder Hitler noch Göring mit seinen guten Verbindungen zur Führungsetage der Wirtschaft gelang es bei derartigen Zusammenkünften, die Sorgen der meisten Wirtschaftsführer zu zerstreuen, die die NSDAP für eine sozialistische Partei mit radikalen antikapitalistischen Zielen hielten. Viele hielten Hitler für einen «Gemässigten».²⁶⁷ Der günstige Eindruck, den Hitler selbst machte, reichte nicht aus, um das «sozialistische» Image seiner Partei in den Augen vieler Geschäftsmänner zu löschen. Die Unterstützung der NS-Bewegung für den Berliner Metallarbeiterstreik im Herbst 1930 und die Teilnahme der Ersatzgewerkschaft der NSDAP, der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) bei vier Streiks im folgenden Jahr schienen neben der fortgesetzten antikapitalistischen Rhetorik mancher Parteisprecher lebendige Beweise für die «gefährlichen» Tendenzen der Partei.²⁶⁸

Trotz der wachsenden Desillusionierung gegenüber der Regierung Brüning behielten die meisten «Industriekapitäne» ihre gesunde Skepsis

in Bezug auf die Hitlerbewegung auch 1931 bei. Es gab Ausnahmen wie zum Beispiel Thyssen, aber im Allgemeinen sahen vor allem die Besitzer von kleinen und mittelständischen Betrieben in der NSDAP eine zunehmend attraktive Alternative.²⁶⁹ Die Geschichte, die der spätere Pressechef Otto Dietrich in seinen Memoiren in Umlauf setzte, dass Hitler in der zweiten Jahreshälfte 1931 pausenlos mit seinem Mercedes durch Deutschland gefahren sei, mit Wirtschaftsführern gesprochen und ihren Widerstand gegen die NSDAP gebrochen habe, war nur Versatzstück vom Mythos, Hitler habe die Macht über die Herzen und Köpfe aller Schichten des deutschen Volkes gewonnen.²⁷⁰ Auch die damalige Ansicht der Linken, die NS-Bewegung sei ein Geschöpf des Grosskapitals und werde finanziell durch dieses gestützt, entbehrte jeder soliden Grundlage. Die meisten führenden Wirtschaftsvertreter und -manager waren nach dem «Durchbruch» klug genug, ihre Parteispenden, gewissermassen als eine Art Rückversicherung, breit zu streuen. Das meiste Geld floss immer noch an die politischen Gegner der Nationalsozialisten, die Rechtskonservativen.²⁷¹ Die Wirtschaftsbesse waren zwar keine Freunde der Demokratie, aber die meisten wollten keine nationalsozialistisch geführte Regierung.

Die Konstellation blieb im Jahr 1932 weitgehend unverändert, das von Wahlkämpfen beherrscht wurde, in deren Verlauf der Weimarer Staat in eine allumfassende Krise schlitterte. Hitlers mit grossem publizistischen Aufwand begleitete Rede am 27. Januar 1932 im grossen Ballsaal des Düsseldorfer Parkhotels vor etwa 650 Mitgliedern des dortigen Industrie-Clubs konnte, ungeachtet späterer Behauptungen der NS-Propaganda, die Skepsis der Wirtschaftsführer nicht abschwächen.²⁷² Die Rede rief gemischte Reaktionen hervor, und viele registrierten enttäuscht, dass Hitler nichts Neues gesagt und detaillierte wirtschaftliche Erörterungen vermieden hatte.²⁷³ Unterdessen deutete einiges auf Unzufriedenheit unter den Arbeitern in der Partei, weil ihr Führer sich mit den Industriebossen verbrüdete. Die verschärfte antikapitalistische Rhetorik, die Hitler nicht ersticken konnte, beunruhigte die Wirtschaft nach wie vor.²⁷⁴ Während der Wahlkämpfe um das Amt des Reichspräsidenten im Frühjahr 1932 standen die meisten Wirtschaftsführer fest hinter Hindenburg, Hitlers Kandidatur unterstützten sie nicht. Und während der Kampagnen für den Reichstag im Sommer und Herbst unterstützte die Wirtschaft überwiegend die Parteien, die dem Kabinett Franz von Papens den Rücken stärkten.

Papen, ein Vertreter des Establishments aus einer westfälischen Adels-

familie und mit der Tochter eines Saarindustriellen verheiratet, unterhielt gute Verbindungen zu Industriellen, Grossgrundbesitzern und Reichswehroffizieren. Politisch eher ein Leichtgewicht und Dilettant, verkörperte er den eingefleischten Konservatismus, reaktionäre Tendenzen und den Wunsch zur Rückkehr zum «traditionellen» autoritären Regime der deutschen Oberschicht.²⁷⁵ Im Vergleich mit Papen war Hitler der unberechenbare Aussenseiter. Es überraschte niemanden, dass Papen und nicht Hitler als Favorit der Grossindustrie galt. Erst im Herbst 1932, als Papen durch General Kurt von Schleicher – den Motor der meisten politischen Intrigen, der Anfang und Ende von Regierungen bestimmte – abgesetzt und abgelöst wurde, machten die meisten Wirtschaftsführer, die die Wirtschaftspolitik des neuen Kanzlers und seine Annäherung an die Gewerkschaften besorgt betrachteten, eine Kehrtwendung.²⁷⁶

Die NSDAP finanzierte ihre Arbeit vor der «Machtergreifung» weiterhin überwiegend durch Mitgliedsbeiträge und das Eintrittsgeld für Parteiveranstaltungen.²⁷⁷ Was aus dem Umfeld freundlich gesonnener Wirtschaftskreise beigesteuert wurde, diente eher dem Wohl einzelner NS-Grössen als der Partei insgesamt. Göring, der ein enormes Einkommen benötigte, um seinen aufwendigen Lebensstil und sein Luxusbedürfnis zu finanzieren, war ein besonderer Nutzniesser solcher Freigebigkeit. Vor allem Thyssen bedachte ihn mit grosszügigen Zuschüssen, die Göring, der seine Besucher gern in eine rote Toga gehüllt und mit spitzen Pantoffeln wie ein Sultan im Harem in seiner prächtig eingerichteten Berliner Wohnung willkommen hiess, leichthin für einen feudalen Lebensstil verwendete.²⁷⁸ Desgleichen nutzte Walther Funk, einer von Hitlers Mittelsmännern zu führenden Industriellen, seine Kontakte, um die eigenen Taschen zu füllen. Auch Gregor Strasser gehörte zu den Empfängern.²⁷⁹ Die Korruption steckte jeden an.

Es sollte überraschen, wenn keine dieser Zuwendungen Hitler erreicht hätte. Angeblich hat Göring gesagt, er habe von dem Geld, das er aus den Händen von Ruhrindustriellen empfangen habe, etwas an Hitler weitergeleitet.²⁸⁰ Hitler hatte zwar seit den Anfängen seiner Karriere grosszügige Zuwendungen von Wohltätern erhalten²⁸¹, aber in den frühen dreissiger Jahren sank die Abhängigkeit von der finanziellen Unterstützung privater Gönner, obwohl ihm jetzt viele unverlangte Spenden zugingen. Die Einnahmequellen liegen grösstenteils im Dunkeln. Sie wurden geheimgehalten und von den Parteifinzen strikt getrennt. Schwarz, der Reichsschatzmeister, hatte keinen Einblick in Hitlers Fi-

nanzen. Doch das zu versteuernde Einkommen, und ein Grossteil wurde zweifellos nicht gemeldet, verdreifachte sich 1930 auf 48'472 Mark, nachdem die Verkaufszahlen von «Mein Kampf» nach dem triumphalen Wahlsieg in die Höhe geschnellt waren. Allein die Tantiemen übertrafen das Jahresgehalt Walther Funks als Herausgeber einer Berliner Tageszeitung. Obwohl Hitler zu Imagezwecken wiederholt hervorhob, er beziehe kein Gehalt von der Partei, noch bekomme er ein Honorar für die Reden, die er für die NSDAP halte, erhielt er versteckte Honorare in Form von grosszügigen «Aufwandsentschädigungen» ausbezahlt, die relativ zu den Einnahmen bei den Versammlungen berechnet wurden. Darüber hinaus erhielt er ansehnliche Honorare für die Artikel, die er für den *Völkischen Beobachter* und zwischen 1928 und 1931 für den *Illustrierten Beobachter* verfasste, und nachdem die ausländische Presse ein Interview nach dem anderen forderte, eröffnete sich eine weitere lukrative Einnahmequelle.

Hitlers Einkommen war mehr als ausreichend, um die Kosten eines aufwendigen Lebensstils zu tragen. Die nach aussen vorgeführte Bescheidenheit, was die Ernährung und Kleidung betraf, stete Begleitererscheinung des öffentlichen Bildes von Hitler als einfachem Mann des Volkes, stand im krassen Gegensatz zur Mercedeslimousine mit Fahrer, den Luxusherbergen, prächtigen Residenzen und einem persönlichen Stab von Leibwächtern und Bediensteten.²⁸²

X

Im Verlauf des Jahres 1932 war das Ende der siebten Demokratie von Weimar abzusehen. Ein Vorspiel des folgenden Dramas bot die Wahl zum Reichspräsidenten im Frühjahr.

Die siebenjährige Amtsperiode von Reichspräsident Hindenburg endete am 5. Mai 1932. Wirtschaftliche Depression und politische Unruhe liessen eine erbittert umkämpfte Wahl kaum verlockend erscheinen. Zugleich war die Chance gleich Null, dass die Parteien sich auf einen einzigen Kandidaten verständigen würden. Daher hatte man schon im Herbst 1931, ursprünglich angestossen von Franz von Papen, Schritte unternommen, um den 84jährigen Kriegshelden Paul von Hindenburg und Beneckendorff vom Reichstag für eine weitere Amtszeit bestätigen zu lassen, um das Land nicht einer Zerreihsprobe aussetzen. Doch zur Verwirklichung dieses Vorhabens bedurfte es einer

Zweidrittelmehrheit im Reichstag, die die Unterstützung von NSDAP und DNVP erforderte.²⁸³ Hitler wurde Anfang Januar 1932 zu einem Treffen mit dem Reichswehr- und amtierenden Reichsminister des Innern Wilhelm Groener und Hindenburgs Staatssekretär Otto Meißner gerufen, die ihm den Vorschlag unterbreiteten. Hitler legte sich nicht sofort fest, aber die NS-Führung erkannte in einem solchen Schritt eine potentielle Stärkung Brüning's. Die Taktik des Reichskanzlers hatte sie in Verlegenheit gebracht. «Das Schachspiel um die Macht beginnt», notierte Goebbels.²⁸⁴

Eine Woche später setzte Hitler den Regierungschef davon in Kenntnis, dass seine Partei den Vorschlag aus «verfassungsrechtlichen, aussen- und innenpolitischen Gründen sowie (aus) moralischen Gründen» ablehne.²⁸⁵ Der Entscheidung folgte ein erbitterter öffentlicher Streit mit Brüning.²⁸⁶ Wie aufrichtig Hitlers verfassungsrechtliche Bedenken waren, erhellte sein Angebot, Hindenburgs Kandidatur zu unterstützen, wenn der Reichspräsident Brüning entlasse und Neuwahlen im Reich und in Preussen ausrufe, woraufhin der neugewählte Reichstag, in dem Hitler für die NSDAP die Mehrheit erwartete, seine Amtsperiode verlängern werde.²⁸⁷

Durch Hindenburgs Ablehnung, obwohl erwartet, geriet Hitler in eine Zwickmühle. Fand die Reichspräsidentenwahl statt, musste er wohl oder übel antreten, denn kandidierte er nicht, hätte er Millionen Anhänger enttäuscht, die sich vom Führer abwenden könnten. Andererseits erwartete kaum jemand, dass ein persönlicher Wettstreit zwischen dem Gefreiten und dem Feldmarschall, dem Emporkömmling und politischen Abenteurer und dem verehrten «Helden von Tannenberg», der weithin als das Symbol nationaler Werte über den parteipolitischen Grabenkämpfen stand, mit einem Sieg Hitlers enden werde. Das Dilemma liess Hitler die Erklärung seiner Kandidatur mehr als einen Monat hinauszögern. Goebbels verzweifelte an der Unschlüssigkeit, und Hitler war mit Plänen für einen «grandiosen Umbau» Berlins beschäftigt, während die Parteimoral ins Wanken geriet.²⁸⁸ Am Abend des 22. Februar durfte Goebbels Hitlers Kandidatur bei einer grossen Versammlung im Berliner Sportpalast verkünden. «Gott sei Dank», kommentierte der Reichspropagandaleiter. Der Ankündigung folgte zehnminütiger Jubel, und sofort schwand Goebbels' in den letzten Wochen kaum verhohlene Kritik an Hitlers Führung. «Er ist und bleibt doch unser Führer!» erinnerte er sich. Und einige Tage später fügte er hinzu, der «Führer» sei «wieder auf der Höhe der Situation».²⁸⁹

Eine Formalität bedurfte noch der Klärung: Hitler war kein deutscher Staatsbürger. Frühere Initiativen, ihm den Pass zu verschaffen, waren 1929 in Bayern und 1930 in Thüringen gescheitert. Er blieb «staatenlos». Man beeilte sich, Hitler im Landeskultur- und Vermessungsamt Braunschweig zum Regierungsrat und Landesbeauftragten in Berlin zu ernennen. Über den neuerworbenen Beamtenstatus erhielt Hitler die deutsche Staatsbürgerschaft. Am 26. Februar 1932 schwor er seinen Beamteneid auf den deutschen Staat, den zu zerstören er entschlossen war.²⁹⁰

Wie weit der politische Schwerpunkt nach rechts gedriftet war, zeigten die verdrehten Wahlbündnisse in der Kampagne um das Präsidentenamt. Hindenburg hing von der Unterstützung der Sozialdemokraten und Katholiken ab, die sieben Jahre zuvor seine Hauptgegner gewesen waren, und merkwürdige, ungeliebte Weggefährten des standhaften Protestanten und erzkonservativen Doyens der Militärschicht abgaben. Die bürgerlichen Rechten unter Hugenberg verweigerten Hindenburg ihre Unterstützung. In ihrer Ablehnung Hitlers zeigten sie, wie brüchig die Einheit der «Harzburger Front» war, und schickten mit ihrem weitgehend unbekanntem Kandidaten, dem stellvertretenden Führer des Stahlhelm, Theodor Duesterberg, einen kaum ernstzunehmenden Bewerber ins Rennen.²⁹¹

Auf der Linken nominierten die Kommunisten ihren Vorsitzenden, Ernst Thälmann, der sich nur der Unterstützung des eigenen Lagers sicher sein konnte. Von vornherein stand fest, dass Hindenburg und Hitler die Hauptrivalen waren. Die Botschaft der Nationalsozialisten war eindeutig: Eine Stimme für Hitler war eine Stimme für den Wandel; unter Hindenburg werde alles beim alten bleiben. «Alter Mann (...) du musst zur Seite treten», verkündete Hitler am 27. Februar bei einer von schätzungsweise 25'000 Menschen besuchten Kundgebung im Berliner Sportpalast.²⁹²

Die NS-»Propagandamaschinerie« lief auf Hochtouren. Das Land wurde bei der ersten von fünf grossen Wahlkampagnen 1932 mit einer wahren Flut von NS-Versammlungen, -Paraden und -Kundgebungen, jeweils begleitet vom üblichen Spektakel, überschwemmt. Hitler setzte, nachdem er seine Unschlüssigkeit überwunden hatte, wie gewöhnlich alle Energien für die Redetourneen ein, reiste durchs ganze Land, sprach während der elftägigen Kampagne vor riesigen Menschenmassen in zwölf Städten. In Breslau kam er vier und in Stuttgart zwei Stunden zu spät. Die Massen warteten trotzdem. Der *Völkische Beobachter*

behauptete, zweifellos übertrieben, er habe insgesamt vor rund einer halben Million Menschen gesprochen.²⁹³

Die Erwartungen stiegen. «Überall herrscht Siegesstimmung», schrieb Goebbels am Wahltag, dem 13. März, vorsichtig hinzufügend: «Ich bin etwas skeptisch.» Wie die Anhänger war er vom Wahlausgang enttäuscht.²⁹⁴ Die 30 Prozent, die Hitler erzielte, waren mehr oder minder erwartet worden, obwohl sie die 1931 bei Landtagswahlen in Oldenburg und Hessen erreichten Spitzenwerte unterschritten. Thälmann hatte mit nur 13 Prozent schlechter abgeschnitten als erwartet, Duesterberg war unter sieben Prozent geblieben, und die Anhänger der SPD hatten trotz ihrer Abneigung gegen Hindenburg diesem offenbar die Stange gehalten. Bei über 49 Prozent von fast 38 Millionen abgegebenen Stimmen hatte der Reichspräsident die absolute Mehrheit nur um 170'000 Stimmen verfehlt, so dass ein zweiter Wahlgang erforderlich wurde.²⁹⁵

Dieses Mal versuchte es die NS-Propaganda mit einem neuen «Gag». Bei seinem ersten «Deutschlandflug» ging Hitler nach amerikanischem Vorbild mit einer gecharterten Maschine in die Luft, das Ganze unter dem Slogan «der Führer über Deutschland». Die Osterpause drängte die Kampagne auf weniger als eine Woche, in der Hitler von Stadt zu Stadt flog und 20 grosse Reden an unterschiedlichen Schauplätzen vor insgesamt fast einer Million Menschen hielt.²⁹⁶ Es war ein bemerkenswertes Schaustück im Wahlkampf, das in Deutschland seinesgleichen suchte. Dieses Mal gab es keine Enttäuschung im Lager der Nationalsozialisten. Hindenburg wurde mit 53 Prozent der Stimmen wiedergewählt. Während Thälmann auf zehn Prozent absackte, hatte Hitler seinen Anteil auf 37 Prozent geschraubt. Weit über 13 Millionen Menschen, über zwei Millionen mehr als im ersten Wahlgang, hatten für ihn votiert.²⁹⁷ Der Führerkult, die Ware der NS-Propaganda und früher einmal einer winzigen Clique von Fanatikern vorbehalten, liess sich jetzt an ein Drittel der deutschen Bevölkerung verkaufen.

Buchstäblich während der Auszählung war Goebbels bereits mit den Vorkehrungen für die nächste «Schlacht» beschäftigt: die Landtagswahlen in Preussen, Bayern, Württemberg, Anhalt und die Bürgerschaftswahl in Hamburg.²⁹⁸ Am 24. April 1932 waren vier Fünftel der deutschen Bevölkerung zur Wahl aufgerufen.²⁹⁹ Die fieberhafte Kampagne ging pausenlos weiter, und bei seinem zweiten «Deutschlandflug» zwischen dem 16. und dem 24. April hielt Hitler 25 Ansprachen und trug dieses Mal den Wahlkampf nicht nur in die Grossstädte, son-

dern bis in die tiefste Provinz.³⁰⁰ In den rückständigen Kleinstädten erzielte er damit enorme Wirkung. So etwas hatte es dort noch nie gegeben. In Oberbayern beschrieb ein Lokalblatt Hitlers Rede als «eine für Miesbach noch nicht dagewesene Sensation». Tausende hatten über Stunden im strömenden Regen auf Hitler gewartet.³⁰¹

Andernorts herrschte «Führerwetter». «Sommerlich heiss strahlte die Aprilsonne und gestaltete alles zu einem Bild fröhlichster Erwartung», schrieb Luise Solmitz, eine Lehrerin aus Hamburg, als Hitler am 23. April vor über 120'000 auf der Motorradrennbahn von Lokstedt bei Hamburg sprach. Die Massen, die zu Fuss kamen oder sich aus Zügen ergossen, schienen endlos. Die meisten mussten lange auf ihren «Helden» warten. Frau Solmitz selbst war zweieinhalb Stunden vor dem geplanten Beginn von Hitlers Rede eingetroffen. Doch die ungeheure Menschenmenge blieb diszipliniert, von Ordnern kontrolliert, während die Polizei im Hintergrund blieb. «Keiner sagte ‚Hitler‘, immer nur der ‚Führer‘«, so Luise Solmitz. «Der Führer sagt‘, «Der Führer will», und was der sagte und wollte, das schien richtig und gut.» Sie fuhr fort:

«Die Stunden gingen hin, die Sonne strahlte, die Erwartung stieg. (...) Es ging auf 3 Uhr. «Der Führer kommt!» Ein Ruck ging durch die Massen. Um die Rednertribüne sah man Hände zum Hitler-Gruss erhoben. (...) Da stand Hitler im einfachen schwarzen Rock und blickte wartend über die Menge. – Ein Wald von Hakenkreuzfähnlein rauschte empor, in brausendem Heilruf machte sich der Jubel über diesen Augenblick Luft. Dann sprach Hitler. Hauptgedanke: Aus Parteien soll ein Volk werden, das deutsche Volk. – Er geisselte das «System». (...) Im übrigen enthielt er sich persönlicher Angriffe und auch unbestimmter und bestimmter Versprechungen. Die Stimme war heiser vom vielen Reden der letzten Tage.

Als die Rede beendet war, erhob sich brausender Jubel und Beifall. Hitler grüsste, dankte, das Deutschlandlied tönte über die Bahn. Man half Hitler in den Mantel. Dann ging er. –

Wieviele sehen zu ihm auf in ergreifender Gläubigkeit als dem Helfer, Erretter, als dem Erlöser aus übergrosser Not. – Zu ihm, der den preussischen Prinzen, den Gelehrten, den Geistlichen, den Bauern, den Arbeiter, den Erwerbslosen aus der Partei rettet ins Volk hinein.»³⁰²

Die Ergebnisse der Landtagswahlen entsprachen recht genau dem Stimmenanteil, den Hitler bei der Stichwahl zum Reichspräsidentenamt erungen hatte. In den Augen der Wähler waren die Trennlinien zwischen

«Führer» und Partei verwischt. In Preussen, das zwei Drittel des Reichs-territoriums umfasste, wurde die NSDAP mit 36,3 Prozent zur grössten Partei und überflügelte die SPD, die hier seit 1919 dominiert hatte. Seit der Landtagswahl von 1928 war die NSDAP mit sechs Mandaten in Preussen vertreten gewesen. Nun verfügte sie über 162 Sitze. In Bayern war sie mit 32,5 Prozent bis auf 0,1 Prozent an die regierende BVP herangekommen. In Württemberg hatte sie einen Anstieg von 1,8 Prozent vier Jahre zuvor auf 26,4 Prozent zu verzeichnen. In Hamburg kletterte sie auf 31,2 Prozent. Und in Anhalt konnte sie mit 40,9 Prozent der Stimmen erstmals den Ministerpräsidenten eines deutschen Landes nominieren.³⁰³

«Es ist ein phantastischer Sieg, den wir errungen haben», notierte Goebbels mit Recht. «Wir müssen in absehbarer Zeit an die Macht kommen. Sonst siegen wir uns in Wahlen tot.»³⁰⁴ Nur die Massen zu mobilisieren, werde nicht genügen, erkannte Goebbels, denn trotz der überwältigenden Erfolge der letzten drei Jahre war abzusehen, dass die Grenzen der Mobilisierung erreicht waren. Der Weg in die Zukunft lag noch im Dunkeln, bald öffnete sich eine weitere Tür.

XI

Der Landtagswahlkampf fand im Gefolge eines Verbots von SA und SS statt. Reichskanzler Brüning und der Reichswehr- und amtierende Reichsminister des Innern Groener hatten Hindenburg unter dem Druck der Landesbehörden drei Tage nach der Wiederwahl des Präsidenten zur Auflösung «sämtlicher militärähnlicher Organisationen» der NSDAP überredet.³⁰⁵ Dem gingen Razzien in den Büros der NSDAP voraus, die, nachdem Groener einen Tip erhalten hatte, kurz nach der ersten Präsidentschaftswahl stattfanden und der preussischen Polizei Material über die SA in die Hände spielten, das die Bereitschaft zur gewaltsamen Machtübernahme im Falle eines Wahlsiegs von Hitler vermuten liess.³⁰⁶ Ungeachtet Hitlers wiederholter Erklärung, er werde mit legalen Mitteln an die Macht kommen, hielt sich in den Behörden der hartnäckige Verdacht, die Partei, besonders die SA hegten Putschabsichten. Die sensationelle Entdeckung von Plänen für eine gewaltsame Machtübernahme der Nationalsozialisten im vergangenen Herbst, die «Boxheimer Dokumente», so benannt nach dem Ort in Hessen, dem Boxheimer Hof, hatten die Berechtigung dieses Verdachts bekräftigt.

Die «Boxheimer Dokumente» waren ein Bündel wenig durchdachter Massnahmen für den Fall einer Machtübernahme der Nationalsozialisten nach der Niederschlagung eines kommunistischen Putschversuches, die Werner Best, der ehrgeizige Leiter der Rechtsabteilung der Partei im Gau Hessen, auf eigene Faust konzipiert hatte.³⁰⁷ Im Herbst 1931 hatte Hitler, dessen Behauptung, er habe von dem belastenden Material nichts gewusst, tatsächlich stimmte, Groener mit einer neuerlichen Erklärung, die Macht nur auf legalem Wege erringen zu wollen, zufriedengestellt.³⁰⁸ Doch während des Präsidentschaftswahlkampfes gab es deutliche Anzeichen dafür, dass die nun beinahe 400'000 Mann starke SA kaum zu halten war.³⁰⁹ Es wurde über einen Putschversuch von links geredet, sollte Hitler die Wahl gewinnen.³¹⁰ Landesweit war zwar die SA in Alarmbereitschaft versetzt, aber statt Aktionen durchzuführen, sassen die SA-Männer nach Hitlers Niederlage deprimiert in ihren Quartieren.³¹¹ Am 2. April vermerkte Goebbels erneut die Ungeduld der SA und kommentierte, ein verfrühtes gewaltsames Vorpreschen werde die Hoffnungen der Nationalsozialisten auf einen Schlag zerstören.³¹² Die Nachricht von dem bevorstehenden Verbot sickerte zwei Tage vor seiner Verhängung am 13. April zur NS-Führung durch.³¹³ Kurzfristig konnten Vorkehrungen getroffen werden, um die SA-Einheiten als Parteisektionen zu behalten, indem man die Männer als gewöhnliche Mitglieder neu einstuft.³¹⁴ Da die Linke über paramilitärische Organisationen verfügte, die nicht unter den Auflösungs-erlass Groeners fielen, hatten die Behörden den Nationalsozialisten eine wirkungsvolle «Propagandawaffe» geliefert.³¹⁵

Noch wichtiger war die Tatsache, dass das Verbot der SA die Machenschaften einleitete, die nicht nur Groeners Position, sondern auch die Brünings untergruben und die Reichsregierung scharf nach rechts rückten. Als Schlüsselfigur agierte General von Schleicher, der Chef der Wehrmachtswirtschaft im Reichswehrministerium, der bislang als Schützling Groeners gegolten hatte. Schleicher strebte ein autoritäres Regime an, das auf der Reichswehr gründen und die Unterstützung der Nationalsozialisten finden sollte. Es ging darum, Hitler zu «zähmen» und die «wertvollen Elemente» seiner «Bewegung» in eine Art Militärdiktatur mit Rückhalt im Volk zu integrieren.³¹⁶ Schleicher trat daher gegen das Verbot der SA ein, die er als Kaderorganisation einer erweiterten Reichswehr vorsah, sobald die Reparationsfrage vom Tisch war. Bei Geheimgesprächen mit Schleicher hatte Hitler am 28. April erfahren, dass die Reichswehrrführung Brüning nicht mehr unterstützte.³¹⁷

Dem folgte am 7. Mai eine in Goebbels' Augen «entscheidende Unterredung mit General Schleicher», an der einige Herren aus Hindenburgs Kamarilla teilnahmen. «Brüning soll in den nächsten Tagen schon fallen», fügte er hinzu. «Der Reichspräsident wird ihm sein Vertrauen entziehen. Der Plan geht dahin, ein Präsidialkabinett zu installieren; der Reichstag wird aufgelöst, alle Zwangsgesetze sollen fallen, wir bekommen Agitationsfreiheit und liefern dann ein Meisterstück an Propaganda.»³¹⁸ Die Aufhebung des SA-Verbots und die Neuwahlen zum Reichstag waren Hitlers Preis für die Unterstützung eines neuen Rechtskabinetts.³¹⁹ Die Betonung von Neuwahlen wirft ein Licht auf Hitlers unbeirrbare Absicht, selbst die Macht durch Gewinnung der Massen zu übernehmen.

Brüning gelang es, länger zu überleben, als die Verschwörer es sich vorgestellt hatten, aber seine Tage waren gezählt. Die nationalsozialistische Kampagne, mit der Groeners Rücktritt erzwungen werden sollte, hatte Erfolg. Nach turbulenten Szenen im Reichstag während Groeners Rede am 10. Mai, nachdem ihm Schleicher mitgeteilt hatte, er habe das Vertrauen der Reichswehr verloren, erklärte er am 12. Mai seinen Rücktritt.³²⁰ Man stand am Anfang vom Ende der Regierung Brüning. Hitler war «ausserordentlich zufrieden».³²¹ Am nächsten Tag notierte Goebbels: «Wir bekommen Nachricht von General Schleicher: die Krise geht programmgemäss weiter.»³²²

Der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, war Hindenburgs Missfallen, beeinflusst durch befreundete ostdeutsche Gutsherren, über eine geplante Notverordnung, die in Konkurs gegangene Gutshöfe zerschlagen und landwirtschaftliche Kleinsiedlungen einrichten sollte. Damit war Brünings Sturz besiegelt. Seine Deflationspolitik, die den umfassendsten wirtschaftlichen Kollaps einer modernen Industriegesellschaft in Friedenszeiten hervorgerufen hatte, hatte ihren Zweck erfüllt. Das Ende der Reparationszahlungen lag in Sichtweite und wurde wenige Wochen später auf der Konferenz von Lausanne vertraglich festgeschrieben. Somit konnte man den Rechtsruck, den Hindenburg begrüsst und für den Schleicher gearbeitet hatte, ins Werk setzen. Am 29. Mai 1932 forderte Hindenburg Brüning brüsk zum Rücktritt auf, und am nächsten Tag reichte der Kanzler in einer der kürzesten Audienzen seine Demission ein.³²³

«Das System befindet sich im Fall», schrieb Goebbels. Am gleichen Nachmittag kam Hitler mit dem Reichspräsidenten zusammen. Das Treffen sei gut verlaufen, teilte er dem Reichspropagandaleiter am

Abend mit: «Das S.A.-Verbot wird fallen. Uniformen sollen wieder erlaubt sein. Der Reichstag wird aufgelöst. Das ist das Allerwichtigste, v. Papen ist als Reichskanzler vorgesehen. Aber das interessiert nun nicht so. Wählen, wählen! Heran ans Volk. Wir sind alle sehr glücklich.»³²⁴

XII

Einige Tage vor Brünings Sturz hatte Schleicher bei dem künftigen Kanzler Franz von Papen vorgefühlt, der aus katholischem Adel stammte, weitläufig und mit guten Verbindungen. Früher gehörte er dem diplomatischen Korps an und zählte zum rechten Flügel des Zentrums. Schleicher hatte nicht nur bei Hindenburg den Weg für Papens Ernennung freigemacht, sondern auch eine Kabinettsliste aufgestellt und die Angelegenheit mit einigen der Betroffenen besprochen, noch bevor Papen sein Einverständnis gab.³²⁵ Mit seinem «Kabinett der Barone» gab Papen sich nicht einmal den Anschein einer parlamentarischen Regierung, denn ohne Aussicht auf eine Mehrheit im Reichstag war er einzig und allein auf Notverordnungen und die Duldung durch die NSDAP angewiesen. Eine Woche nach der Amtsübernahme begegnete Papen Hitler zum ersten Mal. «Die ersten Eindrücke, die ich von Hitler erhielt, waren enttäuschend», schrieb er nach dem Krieg:

«Mit seiner kleinbürgerlichen Erscheinung, mit dem kurzen Schnurrbart und der bekannten Scheitellocke glich er eher einem Bohemien als einem Manne der Politik, den dreizehn Millionen Wähler an die Spitze des Reiches zu setzen wünschten. Von der magnetischen Anziehungskraft, die ihm zugeschrieben wurde, bemerkte ich wenig. Sein Benehmen war höflich und bescheiden. In der Unterhaltung brachte Hitler die üblichen Klagen vor über die staatsmännische Unmöglichkeit, eine so starke Partei nicht an der Regierung zu beteiligen und auf ihre Unterstützung zu verzichten, wenn man die volle Souveränität des Volkes wiederherzustellen suche. (...) Bezüglich der Regierungsbeteiligung drückte er sich vage aus. Er wolle sich nicht binden, bevor das Ergebnis der Wahl bekannt sei. Aber er liess doch durchblicken, dass er mein Kabinett nur als Zwischenlösung betrachte und den Kampf fortsetzen werde, um seine Partei zur stärksten des Landes – und damit sich zum Kanzler zu machen.»³²⁶

Fünf Tage zuvor hatte der Reichspräsident wie vereinbart den Reichstag aufgelöst und Neuwahlen für den spätestmöglichen Zeitpunkt, den 31. Juli 1932, angesetzt. Hitler hatte nun seine Gelegenheit, die Macht an der Wahlurne zu gewinnen. Landtagswahlen in Oldenburg Ende Mai und in Mecklenburg-Schwerin am 5. Juni brachten der NSDAP jeweils 48,4 und 49,0 Prozent der Stimmen.³²⁷ Am 19. Juni steigerten die Nationalsozialisten ihren Anteil in Hessen auf 44 Prozent.³²⁸ Eine absolute Mehrheit im Reichstag rückte in den Bereich des Möglichen.

Der zweite Teil der Vereinbarung zwischen Schleicher und Hitler, die Aufhebung des Verbots von SA und SS, wurde mit einiger Verzögerung am 16. Juni verwirklicht.³²⁹ Die paramilitärischen Formationen hatten sich zu dem Zeitpunkt bereits offen darüber hinweggesetzt.³³⁰ Ein Sommer politischer Gewalt begann, wie ihn Deutschland noch nicht erlebt hatte. Der latente Bürgerkrieg, der während der gesamten Weimarer Republik stattgefunden hatte, drohte offen auszubrechen. Zusammenstöße bewaffneter Einheiten und Strassenkämpfe zwischen der SA und den Kommunisten waren an der Tagesordnung. Eigentlich hätte die Gewalt der Nationalsozialisten die «anständigen» Bürger unter ihren Anhängern abschrecken müssen.³³¹ Doch da für sie die Gefahr von links drohte, schreckten die antikommunistischen Schlägereien, die vermeintlich den Interessen der Nation dienten, bemerkenswert wenige Wähler ab.

Die Eskalation der Gewalt war furchterregend. In der zweiten Junihälfte, das heisst nach Aufhebung des SA-Verbots, wurden 17 politisch motivierte Morde verübt. Im Juli gab es 86 Todesfälle, hauptsächlich Nationalsozialisten und Kommunisten. Die Anzahl der Schwerverwundeten ging in die Hunderte. Bei einem einzigen Zusammenstoss am 10. Juli im schlesischen Ohlau kamen vier Menschen ums Leben, und 34 weitere wurden verwundet. Beim schlimmsten Vorfall, dem «Blutsonntag» von Altona am 17. Juli, wurden 17 Menschen getötet und 64 verletzt, als während einer SA-Parade, die die örtlichen Kommunisten als direkte Provokation ansahen, eine Schiesserei ausbrach.³³²

Die Regierung Papen griff die zwischenzeitlich auf Eis gelegten Pläne zur Absetzung der preussischen Landesregierung unter dem sozialdemokratischen Ministerpräsidenten Otto Braun, als dessen Innenminister sein Parteifreund Carl Severing amtierte, wieder auf und übergab das grösste deutsche Land einem Reichskommissar. Am 20. Juli erfuhren die Vertreter der preussischen Landesregierung von ihrer Absetzung und davon, dass Papen als Reichskommissar für Preussen amtiere.

Der grösste und wichtigste Teilstaat, zugleich das lebensnotwendige Bollwerk der Sozialdemokratie, kapitulierte widerstandslos. Militante Gegenwehr wäre mit ziemlicher Sicherheit vergeblich gewesen. Bei sechs Millionen Erwerbslosen war auch ein Generalstreik in der Art, wie er 1920 den Kapp-Putschisten das Rückgrat gebrochen hatte, undenkbar. Schliesslich befürchtete man, der Versuch eines Generalstreiks werde eine Militärdiktatur provozieren. Doch die Passivität der Hauptverteidiger der Republik, der Sozialdemokraten, im Angesicht eines derartig eklatanten Verfassungsbruchs, demoralisierte ihre Anhänger. Hitler wusste, dass er aus dieser Richtung nichts zu befürchten hatte. Es waren zwar die Konservativen um Papen und sein «Kabinett der Barone», nicht die Nationalsozialisten, die die preussische Bastion zerstört hatten, ohne dass ein wütender Aufschrei zu vernehmen war, aber damit existierte in den Ländern sechs Monate, bevor Hitler Kanzler wurde, das Vorbild für eine Machtübernahme.³³³

Inzwischen hatte Hitlers Partei ihren vierten Wahlkampf in vier Monaten begonnen. Wenn Goebbels Mitte April behauptete, der Geldmangel behindere die Propaganda³³⁴, so deutete in Wirklichkeit nichts darauf hin, dass die NSDAP Geld oder Energie sparte, die «Propagandamaschinerie» erneut anzuwerfen. Während die Kampagne lief, trat die Tolerierung der Regierung Papen durch die Nationalsozialisten in den Hintergrund. Das Hauptziel war, das verbliebene Wählerpotential der bürgerlichen Splitterparteien zu zerstören und in die Stammwählerschaft des Zentrums einzudringen.³³⁵ Die übliche Lawine von Aufmärschen und Kundgebungen kam ins Rollen.³³⁶ Ein neues Element war der Gebrauch von Propagandafilmen und die Produktion von 50'000 Schallplatten mit Hitlers «Appell an die Nation».³³⁷ Zweifel waren angebracht, ob die Leute der fortdauernden Wahlkämpfe nicht allmählich überdrüssig wurden.³³⁸ Hitler begann einen Redemarathon, der ihn bei seinem dritten «Deutschlandflug» durch 53 Ortschaften und Städte führte.³³⁹ Für seine Umgebung war die Monotonie kaum noch zu ertragen. Er kam an, hielt seine Ansprache, liess die Koffer packen und steuerte den nächsten Veranstaltungsort an. Seine Bediensteten hätten, so Hanfstaengl, wie in einem Boxkampf die Aufgabe gehabt, den Athleten, den Redner Hitler, zwischen den Runden wieder fit zu machen.³⁴⁰ Er sprach über das immergleiche Thema: Die Parteien der Novemberrevolution hätten in jeder Hinsicht einen unerhörten Ruin des deutschen Lebens zu verantworten; seine Partei sei die einzige, die das deutsche Volk aus seinem Elend «retten» könne.³⁴¹

Bei der Bekanntgabe der Ergebnisse am 31. Juli 1932 konnten die Nationalsozialisten wieder einen Sieg verzeichnen. Sie hatten ihren Stimmenanteil auf 37,4 Prozent gesteigert und stellten mit 230 Sitzen die bei weitem grösste Fraktion im Reichstag³⁴². Die Sozialdemokraten hatten im Vergleich zu 1930 verloren, die KPD und das Zentrum leicht gewonnen, der Kollaps der bürgerlichen Parteien der Mitte und der Rechten war weiter fortgeschritten.

Der Sieg der Nationalsozialisten war indes ein Pyrrhussieg. Verglichen mit den Ergebnissen der Wahlen von 1930 oder gar 1928 war ihr Aufstieg tatsächlich erstaunlich, aber aus einer kurzfristigeren Perspektive stellte sich der Ausgang der Juliwahl sogar als enttäuschend dar, denn sie hatten sich gegenüber der Stichwahl um das Präsidentenamt und den Landtagswahlen vom April kaum verbessert. Goebbels analysierte nüchtern die Lage: «Wir haben eine kleine Kleinigkeit gewonnen. (...) Resultat: Jetzt müssen wir an die Macht und den Marxismus ausrotten. So oder so! Etwas muss geschehen. Die Zeit der Opposition ist zu Ende. Jetzt Taten! Hitler ist auch der Meinung. Nun müssen sich die Ereignisse abklären und dann sind Entschlüsse zu fassen. Zur absoluten Mehrheit kommen wir so nicht.»³⁴³

Am 2. August war sich Hitler noch im Unklaren, was er tun sollte. Während der Erholung von der Wahlkampagne am Tegernsee besprach er mit Goebbels die nächsten Schritte. Kurz dachte er an eine Koalition mit dem Zentrum, verwarf diese Option aber wieder. Man kam zu keinem Schluss. Stattdessen wurde entschieden, abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden. Musik, Filme und ein Besuch der Oper «Tristan und Isolde» in München vertrieben ihm die Zeit.³⁴⁴ Nach zwei weiteren Tagen in Berchtesgaden wusste er, wie er sein Blatt ausspielen werde. Er vereinbarte ein Treffen mit Schleicher in Berlin, um seine Forderungen vorzutragen: den Posten des Reichskanzlers für ihn selbst, das Innenministerium für Frick, das Luftfahrtministerium für Göring, das Arbeitsministerium für Strasser und ein Ministerium für Volkserziehung für Goebbels. Hitler war zuversichtlich, dass «die Barone nachgeben». Offen blieb die Frage nach der Reaktion «des alten Herren», Hindenburgs.³⁴⁵

Die Geheimverhandlungen mit Reichswehrminister Schleicher am 6. August in Fürstenberg, 80 Kilometer nördlich von Berlin, dauerten mehrere Stunden. Als Hitler den in Berchtesgaden versammelten NS-Führern Bericht erstattete, war er optimistisch. «In einer Woche bricht die Sache auf», dachte Goebbels. «Chef wird Reichskanzler und preussi-

scher Ministerpräsident. Strasser Reichs- und preussischer Innen. Goebbels preussischer Kultus und Reichserziehung. Darré in beiden Landwirtschaft. Frick Staatssekretär Reichskanzlei. Göring Luftfahrt. Justiz bleibt uns. Warmbold Wirtschaft. Crosigk (Schwerin von Krosigk; IK) Finanz. Schacht Reichsbank. Ein Kabinett von Männern. Wenn der Reichstag das Ermächtigungsgesetz ablehnt, wird er nach Hause geschickt. Hindenburg will mit einem nationalen Kabinett sterben. Wir werden die Macht niemals wieder aufgeben. Man muss uns als Leichen heraustragen. (...) Kann's noch garnicht fassen. An den Toren der Macht.»³⁴⁶

Der Handel mit Schleicher schien alle Wünsche Hitlers zu erfüllen. Es war zwar nicht die «totale» Macht, aber es fehlte nicht viel an interner Macht und innenpolitischer Kontrolle. Aus Schleichers Sicht war es eine beträchtliche Konzession, Hitler das Kanzleramt zu überlassen, gleichwohl rechnete der Reichswehrminister vermutlich damit, Hitler in Schach halten zu können, solange er selbst die Reichswehr kontrollierte, und dass der Reichskanzler einem autoritären Regime, in dem er graue Eminenz sei, die Zustimmung des Volkes verschaffen werde.³⁴⁷ Die Wahrscheinlichkeit eines Bürgerkriegs würde schwinden. Und die unvermeidlichen Kompromisse, die die Regierungsverantwortung den Nationalsozialisten auferlegte, würden sie unschädlich machen. Diese Gedanken steckten hinter allen Spielarten einer «Strategie der Zähmung», die in den kommenden Monaten zur Anwendung kamen.

Schleicher behauptete später, er habe dem Reichspräsidenten auf Gut Neudeck in Ostpreussen Hitlers Forderungen vorgetragen. Trotz seines Einflusses auf Hindenburg hatte sich Schleicher eine Abfuhr geholt. Der Präsident sagte unmissverständlich, so der Bericht des Reichswehrministers, es sei «sein ‚unumstösslicher‘ Wille», Hitler nicht zum Kanzler zu ernennen.³⁴⁸ Kurz nachdem Hindenburg am 10. August nach Berlin zurückgekehrt war, hatte Papen im Gespräch mit ihm die Möglichkeit eines Reichskanzlers Hitler erwähnt, der einer «braun-schwarzen» Mehrheitsregierung aus NSDAP und Zentrum vorstehen solle.³⁴⁹ Bei dieser Unterredung fiel Hindenburgs häufig zitierte verächtliche Bemerkung, es wäre schon eine grossartige Sache, wenn er den «böhmischen Gefreiten» zum Reichskanzler ernennen würde.³⁵⁰

In Unkenntnis dieser Entwicklungen besprachen Hitler und Goebbels die «Probleme der Machtergreifung». Goebbels schwärmte von der «geschichtlichen Aufgabe», die ihm bei der «nationalen Erziehung des deutschen Volkes» bevorstehe.³⁵¹ Die NS-Anhänger witterten den Tri-

umph. Die ganze Partei warte auf die Macht, berichtete man telephonisch aus Berlin. Der Berliner SA-Führer, Graf Helldorf, schmiedete grosse Pläne für die Machtübernahme. SA-Männer legten in Erwartung der Ereignisse die Arbeit nieder, die Parteifunktionäre hielten sich für die «grosse Stunde» in Bereitschaft. «Geht es aber schlecht», so Goebbels' Kommentar, «dann gibt es einen furchtbaren Rückschlag.»³⁵²

Im Kabinett Papen gingen die Meinungen, ob man Hitler die Macht übergeben solle, auseinander. Finanzminister Krosigk dachte, zur Vermeidung des Bürgerkriegs sei es das beste, den Wilddieb zum Wildhüter zu machen. Die Idee rief heftigen Widerspruch bei Innenminister Freiherr von Gayl hervor. Von Aussenminister Neurath unterstützt, schlug er die Fortsetzung der gegenwärtigen Regierung vor und nahm den notwendigen Verfassungsbruch in Kauf. Der Reichstag sei ohne Festsetzung eines Wahltermins aufzulösen und ein neues, beschränktes Wahlrecht zu erlassen. Justizminister Gürtner ging auf Nummer sicher. Mit dem aktuellen Kabinett ohne Neuwahlen weiterzuregieren widerspreche in der Tat der Verfassung. Gegen die Einbeziehung der Nationalsozialisten, deren Staatsidee auf ihrem «Vergeltungsinstinkt» gegen Juden und Marxisten beruhe, in die Regierung habe er zwar nichts einzuwenden, er fürchte aber, dass die Vorstellung illusorisch sei, wenn man ihnen nicht die Kanzlerschaft anbiete. Andere Minister befürworteten die Fortsetzung der Regierung. Papen und Schleicher wollten sich ihre Optionen offenhalten.³⁵³ Als Gayl zynischerweise am «Verfassungstag», dem n. August, öffentlich seinen Wunsch vertrat, die Weimarer Verfassung durch ein autoritäres System zu ersetzen, in dem die Regierung nicht vom Reichstag abhängen, bezogen bewaffnete SA-Einheiten demonstrativ im ganzen Berliner Regierungsviertel Position. «Macht die Herren sehr nervös», schrieb Goebbels. «Das ist der Zweck der Übung.»³⁵⁴

Am 11. August konferierte Hitler zum letzten Mal mit Parteiführern in Prien am Chiemsee, in der Nähe der österreichischen Grenze. Er wusste über den wachsenden Widerstand Bescheid, der ihm in den Vorzimmern zur Macht entgegengesetzt wurde. Zwar konnte er noch mit einer Koalition mit dem Zentrum drohen, aber Hitler beharrte darauf, dass er nur als Kanzler dazu bereit sei. Nach kurzer Erholung in seiner Münchner Wohnung fuhr er am nächsten Tag zur Vermeidung jeglicher Publizität mit dem Wagen nach Berlin. An diesem 12. August traf Röhm mit Schleicher und Papen zusammen, aber die Sondierungsgespräche mit Blick auf eine Kanzlerschaft Hitlers verliefen ergebnislos. Es war

schon dunkel, als Hitler spätabends vor Goebbels' Haus in Caputh, einem der Berliner Aussenbezirke, eintraf. Dort erfuhr er, die Sache sei auch nach Röhms Unterredungen nicht entschieden. Hitler beharrte, es gebe nur zwei Möglichkeiten: «Ja oder nein.» Wenn es so einfach gewesen wäre, hätte er nicht den Rest des Abends damit verbracht, auf und ab zu gehen und darüber nachzusinnen, wieviel von der Entscheidung des Reichspräsidenten abhängе. Goebbels wusste, was auf dem Spiel stand. Falls Hitler nicht umfassende Machtbefugnisse erhalte, das heisst die Kanzlerschaft, dann müsse er jedes Amt ablehnen. In dem Fall «wird eine gewaltige Depression in der Bewegung und Wählerschaft die Folge sein». Er fügte hinzu: «Und dabei haben wir nur dieses *eine* Eisen im Feuer.»³⁵⁵

Am nächsten Morgen, dem 13. August, traf Hitler in Begleitung Röhms mit Schleicher zusammen, kurz darauf kam es in Gegenwart Fricks zu einem Gespräch mit Reichskanzler Papen. Beide teilten Hitler mit, Hindenburg sei nicht bereit, ihn zum Kanzler zu ernennen. «Ich erkannte bald, dass ich es jetzt mit einem ganz anderen Mann zu tun hatte als vor zwei Monaten», erinnerte sich Papen. «Die unterwürfige Bescheidenheit war verschwunden, und ich stand einem fordernden Politiker gegenüber, der gerade einen durchschlagenden Wahlsieg errungen hatte.» Papen schlug Hitler vor, er solle als Vizekanzler in die Regierung eintreten. Die Alternative der fortgesetzten Opposition, argumentierte er in der Überzeugung, die NSDAP habe den höchsten Punkt ihrer Unterstützung in der Bevölkerung erreicht, bedeute mit Sicherheit, dass die Kampagne der Partei erlahme. Wenn Hitler hingegen zur fruchtbaren Zusammenarbeit bereit sei und «wenn (...) der Reichspräsident ihn besser kennengelernt haben werde», wie Papen später schrieb, dann werde er zu Gunsten des NS-Führers zurücktreten. Hitler lehnte die Vorstellung, als Chef einer so grossen Bewegung die zweite Geige zu spielen, rundweg ab und verwarf die Idee, einer seiner Leute könne das Amt des Vizekanzlers übernehmen, wahrscheinlich mit noch grösserer Entschiedenheit. Am Ende der zeitweilig hitzigen Unterredung teilte ihm Papen mit, die Entscheidung liege zwar beim Reichspräsidenten, aber er werde ihm sagen müssen, dass die Diskussionen zu keinem positiven Ergebnis geführt hätten.³⁵⁶

Hitler und seine Entourage waren mittlerweile in Goebbels' Wohnung am Reichskanzlerplatz in niedergedrückter Stimmung. Sie konnten nur noch warten. Als Staatssekretär Planck um etwa drei Uhr aus dem Reichskanzleramt anrief, wurde er gefragt, ob es einen Sinn ergebe,

wenn Hitler mit dem Reichspräsidenten zusammenkomme, da man die Entscheidung offenbar gefällt habe. Hitler erfuhr, das Staatsoberhaupt wolle zuerst mit ihm sprechen. Vielleicht bestand noch eine Chance.³⁵⁷ Hunderte von Menschen hatten sich in der Wilhelmstrasse versammelt, als Hitler vor dem Präsidentspalais zu seiner für 16 Uhr 15 anberaumten Audienz eintraf. Hindenburg verhielt sich korrekt, aber kühl. Den Notizen zufolge, die Hindenburgs Staatssekretär Otto Meißner machte, wurde Hitler gefragt, ob er bereit sei, in Papens Regierung zu dienen. Der Reichspräsident meinte, seine Mitarbeit sei willkommen. Hitler erklärte, aus Gründen, die er dem Kanzler am Morgen ausführlich dargelegt habe, sei seine Mitwirkung in der bestehenden Regierung ausgeschlossen. Angesichts der Bedeutung seiner Bewegung müsse er die Führung der Regierung verlangen und «die Staatsführung in vollem Umfange für sich und seine Partei». Der Reichspräsident lehnte dies standhaft ab. Er könne es vor Gott, seinem Gewissen und dem Vaterland nicht verantworten, wenn er die gesamte Regierungsmacht einer einzigen Partei übergebe, noch dazu einer, die sich anderen Ansichten gegenüber so unduldsam zeige. Überdies sei er in Sorge wegen der Unruhen im Lande und der wahrscheinlichen Auswirkungen im Ausland. Als Hitler wiederholte, für ihn sei jede andere Lösung ausgeschlossen, meinte Hindenburg, er möge seine Opposition auf ritterliche Art gestalten, ausserdem werde man alle Terrorakte mit äusserster Strenge beantworten. Mit einer Geste, die mehr dem Pathos als der politischen Realität geschuldet war, schüttelte er Hitlers Hand als die eines «alten Kameraden».

Die Unterredung hatte kaum 20 Minuten gedauert. Hitler hatte die Beherrschung nicht verloren. Draussen im Flur wäre er beinahe aus der Haut gefahren. Die Ereignisse würden unweigerlich in die Richtung laufen, die er angedeutet habe, und den Sturz des Präsidenten verursachen, erklärte er. Die Regierung sei dann in einer äusserst schwierigen Position, es werde eine scharfe Opposition geben, und für die Folgen übernehme er keine Verantwortung.³⁵⁸ Der Version der Nationalsozialisten zufolge endete der kurze, erhitzte Wortwechsel vor dem Zimmer des Reichspräsidenten mit einer wegwerfenden Geste, mit der Reichskanzler Papen die Bedeutung des Reichstages abtat und zu den Mitgliedern der NS-Delegation bemerkte: «Ja, wenn Sie in die Regierung eingetreten wären, in drei Wochen wären Sie ohnehin dort gewesen, wohin Sie heute wollen.»³⁵⁹

«Die Vorstellung, dass der Führer Vizekanzler eines bürgerlichen

Kabinetts werde, ist zu grotesk, als dass man sie sich im Ernst machen könnte», notierte Goebbels, als Hitler nach einer halben Stunde mit leeren Händen zurückgekehrt war.³⁶⁰ Der Bericht verbarg das tiefe Entsetzen, von dem die Bewegung erfasst wurde.³⁶¹

Hitler wusste, dass er eine grosse politische Niederlage erlitten hatte. Es war der grösste Rückschlag seit dem fehlgeschlagenen Putsch neun Jahre zuvor.³⁶² Die Strategie, die er in all den Jahren verfolgt hatte, dass die Mobilisierung der Massen – seinem Instinkt und dem entsprechend, was er am besten konnte – für die Machtübernahme ausreichen werde, war gescheitert. Er hatte seine Partei in eine Sackgasse manövriert. Zwar hatte er den «Durchbruch» geschafft und die NSDAP in einem meteorgleichen Aufstieg bis an Pforte der Macht gebracht und vor Kurzem einen rauschenden Wahlsieg gefeiert, aber Reichspräsident Paul Hindenburg, die einzige Person, deren Zustimmung nach der Weimarer Verfassung unabdingbar war, hatte ihn als Reichskanzler offen abgelehnt. Das «Alles-oder-nichts»-Spiel hatte Hitler nichts eingebracht. Angesichts einer müden, deprimierten, ziemlich enttäuschten und aufässigen Partei war die Aussicht auf eine Verlängerung der Oppositionszeit nicht gerade verlockend. Doch es gab keinen anderen Ausweg. Selbst bei Neuwahlen würde es schwer sein, das bereits erreichte Niveau zu halten.

Der 13. August 1932 hätte ein entscheidender Moment in Hitlers Ringen um die Macht sein sollen. Nach den Ereignissen dieses Tages hätte es niemals zum 30. Januar 1933 kommen dürfen. Ohne Verbündete in hohen Positionen, denen es schliesslich gelang, den Reichspräsidenten umzustimmen, wäre Hitler auch als Chef einer riesigen Bewegung und über 13 Millionen Anhängern im Land nicht an die Macht gelangt. Der Umstand, dass Hitler die Macht nach einem Sieg verweigert und erst nach einer Niederlage (bei der Reichstagswahl im November) übergeben wurde, war nicht einem «Triumph des Willens» zuzuschreiben.

ZEHNTES KAPITEL

An die Schalthebel der Macht «geht»

«Wir haben ihn uns engagiert.»

Franz von Papen, Ende Januar 1933

«Wir rahmen also Hitler ein.»

Alfred Hugenberg, Ende Januar 1933

«Ich prophezeie Ihnen feierlich, dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird. Kommende Geschlechter werden Sie wegen dieser Handlung in Ihrem Grabe verfluchen.»

Ludendorff gegenüber Reichspräsident Hindenburg,
Ende Januar 1933

Im Herbst 1932 verschärfte sich die Staatskrise der Weimarer Republik, eine Lösung war nicht in Sicht. In den ersten Wintermonaten 1932/1933 trat die Krise in ihr entscheidendes Stadium. Während dieser Phase gingen die Schalthebel der Macht zunehmend in die Hände einer kleinen Gruppe von Männern über, allen voran Papen, Schleicher und Hindenburg. Hinter ihnen standen mächtige Lobbys, die Wirtschaft, die Grossgrundbesitzer und nicht zuletzt die Reichswehr. Doch die Eliten bildeten weder eine stabile, homogene «herrschende Klasse», noch handelten sie im Einklang miteinander, denn im Grunde waren sie, mit Blick auf ihre wirtschaftlichen Interessen und ihre politischen Strategien gespalten.¹ Alle wollten ein Ende des demokratischen «Parteiensystems», die Zerstörung des Marxismus (einschliesslich der SPD), der Gewerkschaften und die Rückkehr zu einer autoritären Regierungsform. Was darüber hinaus konkrete Lösungsansätze betraf, so herrschte Uneinigkeit. Eine Zeitlang hingen einige Eliten der im Kabinett Papen und bei seinen Anhängern verbreiteten Illusion an, man könne die Massen immerfort vom Einfluss auf die Macht ausschliessen. Tatsächlich war das auf kurze Sicht keine Illusion, da das deutsche Volk unterdessen jeden direkten Einfluss auf die Regierungsbildung verloren hatte. Schon Brüning unternahm den Versuch, den Reichstag zu entmachten und die Parteienherrschaft abzuschaffen. Unter Papen wurde das zum Regierungsprinzip. Doch die mobilisierte Masse liess sich weder einfach wegwünschen, noch war sie das Produkt oder das Werkzeug der Eliten. Und auf der Rechten wurde sie fast ausschliesslich von Hitler kontrolliert.

Das Dilemma für alle nicht nationalsozialistischen Politiker auf der Suche nach einer autoritären Lösung bestand darin, sie ohne Hitler zustande zu bringen. Hitler, der die Massen mobilisiert hatte, stand vor dem Problem, an die Macht zu kommen, während sich die Machthaber weigerten, sie ihm zu übergeben. An diesem Punkt war die Entwicklung im Herbst 1932 steckengeblieben. Bei der Überwindung der Pattsitua-

tion spielten einzelne Personen die ausschlaggebenden Rollen. Es war unmöglich, Hitler zu ignorieren. Er hatte eine Massenbewegung von ungeheurer Grösse aufgebaut. Durch sie war er in der Lage, effektiv alle politischen Lösungen zu blockieren, die nicht seinen Vorstellungen entsprachen. Doch auf sich allein gestellt, war seine Bewegung nicht stark genug, um ihm zur Macht zu verhelfen. Er brauchte Hilfe von höchster Stelle. Und wäre sie nicht im richtigen Moment erfolgt, hätte Hitler den Anfang vom Zerfall seiner Bewegung beobachten können und den Beginn des eigenen politischen Niedergangs.

Je mehr sich die vielgestaltige Krise des Weimarer Staates verschärfte und je mehr die Zwangslage die politischen Entscheidungsmöglichkeiten beschnitt, desto grösser wurde der Spielraum für die persönlichen «Initiativen» von politischen Einzelgängern der nicht nationalsozialistischen nationalkonservativen Rechten. Hitlers Triumph erwuchs schliesslich aus solchen «Initiativen», die sich als schwere politische Fehlkalkulationen herausstellten. Doch man kann ihn kaum als einen «Betriebsunfall» werten, denn die Fehlkalkulationen resultierten ihrerseits aus langjährigen Neigungen der Rechtskonservativen.² Hindenburg selbst und die Männer, die ihn beeinflussen konnten, waren so auf eine nach rechts weisende Lösung erpicht, dass sie jede Überlegung eines parlamentarischen Ausweges verwarfen. Und die verschiedenen Formen des «Zähmungskonzepts», etwa eine Regierungsbeteiligung der Nationalsozialisten, wie sie von allen Beratern Hindenburgs immer wieder vertreten wurden, zeigten nur ihre Unterschätzung Hitlers, ihre Geringschätzung für ihn, eine Haltung, der ein übersteigertes Zutrauen in die Fähigkeit der «natürlich» herrschenden Klassen entsprach, die Emporkömmlinge zu kontrollieren.

Hitlers eigene Handlungen waren auf dem Weg an die Schalthebel der Macht nur zweitrangig. Sie bestanden, abgesehen von der nicht nachlassenden Agitation, ausschliesslich darin, dass er die Hände nach dem Hauptgewinn – die Kanzlerschaft in einem Präsidialkabinett – ausstreckte und alle Kompromisslösungen, ihn anderweitig in die Regierung zu integrieren, ablehnte. Letztlich hat diese Politik funktioniert. Doch war das eher eine Folge der Handlungen anderer als der Taten Hitlers.

I

Hitler betrachtete die Ereignisse vom 13. August 1932, besonders die Unterredung mit dem Reichspräsidenten, «als persönliche Niederlage».³ Sein Zorn und seine Schande wurden noch verstärkt durch das bewusst abweisende Regierungskommuniqué, das, initiiert von Schleicher, Hindenburgs Zurückweisung von Hitlers Forderung nach uneingeschränkter Macht betont hatte. Hitler konnte in seiner pedantisch korrekten, gereizten Erwiderung nur behaupten, er habe nicht die uneingeschränkte Macht verlangt.⁴ Zu der Zeit richtete sich sein Zorn hauptsächlich auf Papen.⁵ Der wenige Tage später als Vermittler zu Hitler auf den Obersalzberg entsandte Joachim von Ribbentrop – der eitle, humorlose künftige Reichsaussenminister, der auf der Karriereleiter nicht zuletzt dank seiner Ehe mit der Erbin von Deutschlands grösster Sektkellerei, Henkell, rasch vorankam – traf ihn «in heftigem Groll auf Herrn von Papen und die ganze Berliner Regierung an».⁶ Retteten die Ereignisse vom Januar 1933 Papen, so wurde Schleicher auf Grund seiner Rolle zwischen August 1932 und Januar 1933 zum zentralen Ziel der nationalsozialistischen Angriffe.⁷ «Die Entscheidung war doch richtig – man konnte Adolf Hitler nicht die Macht geben», habe der General zu Hindenburgs Entschluss vom 13. August gesagt.⁸ Schleichers Winkelzüge hinter den Kulissen, insbesondere sein «Verrat» vom August, der zur Demütigung Hitlers geführt hatte, waren nicht vergessen. Er sollte sie mit seinem Leben bezahlen.⁹

Wieder gelang es Hitler, die Enttäuschung und Depression in offene Aggression umzuwandeln. Und, mochte er auch noch so gezögert haben, bevor er eine Entscheidung traf, sobald sie gefällt war, zweifelte er nie daran, dass er im Recht und keine andere Art zu handeln möglich gewesen war. So lagen die Dinge nach dem 13. August 1932. «Wir müssen jetzt sehen, wie's weitergeht», sprach Hitler leise vor sich hin, als er am 15. August zu einer Rede vor Parteiführern nach München fuhr.¹⁰ Er nahm die Gelegenheit wahr, am 16. August in einem freimütigen Interview mit der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* – ein den Ruhrgebietsindustriellen und Hitlers Pressechef Otto Dietrich nahestehendes Blatt – seine Sicht der Lage öffentlich darzulegen. Man rufe jetzt zu offener Opposition gegen die verhasste Regierung Papen auf. Das sommerliche Schattenboxen sei Vergangenheit. Um einer Wiederholung des SA-Verbots vorzubeugen und die Gemüter der enttäuschten Männer abzukühlen, schicke man die Sturmabteilung in einen zweiwöchigen

Urlaub.¹¹ «Warum soll ich auf Berlin marschieren?» erklärte er sodann der amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press: «Ich bin ja schon dort! Die Frage ist nicht, wer auf Berlin marschieren wird, sondern vielmehr, wer aus Berlin herausmarschieren wird. Die SA wird einen illegalen Marsch nicht unternehmen.»¹²

Wenige Tage darauf kam der Zeitpunkt, die öffentliche Aufmerksamkeit vom Debakel seines Treffens mit Hindenburg abzulenken. Am 10. August hatte eine Gruppe von SA-Männern in dem schlesischen Dorf Potempa einen beschäftigungslosen Arbeiter und KPD-Sympathisanten ermordet.¹³ Der Mord wurde mit aussergewöhnlicher Grausamkeit und vor den Augen von Mutter und Bruder des Opfers begangen. Wie oft vermischten sich persönliche und politische Motive. So erschreckend brutal die Bluttat auch war, ist es ein Zeichen, wie weit die öffentliche Ordnung bereits zusammengebrochen war, dass das Ereignis selbst wenig mehr als ein alltäglicher Terrorakt in jenem furchtbaren Sommer 1932 war. Die Tat, ein Symptom für das Klima der Gewalt unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen, blieb zunächst unbeachtet. Bei drei Dutzend politischen Gewalttaten, die um jene Zeit innerhalb von 24 Stunden gemeldet wurden, fiel der Vorfall von Potempa nicht besonders ins Gewicht. Indes wurde der Mord nur eineinhalb Stunden nach Inkrafttreten einer Notverordnung der Regierung Papen gegen den Terrorismus verübt, die für vorsätzliche politische Morde die Todesstrafe und die Einrichtung spezieller Gerichte mit rascher Urteilssprechung vorschrieb. Der Prozess fand zwischen dem 19. und 22. August in einer spannungsgeladenen Atmosphäre und unter grosser öffentlicher Anteilnahme in Beuthen statt und endete mit der Todesstrafe für fünf der Angeklagten. Die Emotionen im Läger der Nationalsozialisten wurden noch weiter angeheizt, als am gleichen Tag zwei Mitglieder des Reichsbanners, die im Juli bei Unruhen in Ohlau zwei SA-Leute getötet hatten, relativ milde Strafen erhielten. Diese Morde waren nicht vorsätzlich verübt worden und hatten vor Papens Notverordnung stattgefunden. Solche Unterschiede übersahen Hitlers Anhänger geflissentlich. Die Potempa-Mörder wurden als Märtyrer hingestellt. Der örtliche SA-Führer, Heines, drohte mit einem Aufstand, falls die Todesurteile vollstreckt würden. Seine volksverhetzende Tirade stiftete eine Menge dazu an, die Scheiben Beuthener Geschäfte in jüdischem Besitz einzuschlagen und das Büro des örtlichen SPD-Blattes anzugreifen. In dieser erhitzten Atmosphäre lobte Göring die Verurteilten und schickte ihren Familien Geld. Röhm sollte sie im Gefängnis besuchen. Am 22. August schickte

Hitler das Telegramm, das so viel Wirbel machte. «Meine Kameraden!» schrieb er: «Angesichts dieses ungeheuerlichsten Bluturteils fühle ich mich mit Euch in unbegrenzter Treue verbunden. Euere Freiheit ist von diesem Augenblick an eine Frage unserer Ehre, der Kampf gegen eine Regierung, unter der dieses möglich war, ist unsere Pflicht!»¹⁴ Der Vorsitzende der grössten politischen Partei Deutschlands brachte öffentlich seine Solidarität mit verurteilten Mördern zum Ausdruck. Das war ein Skandal, den Hitler in Kauf nehmen musste.¹⁵ Hätte er den Mördern von Potempa seine Sympathie nicht bekundet, wäre er Gefahr gelaufen, die SA in Schlesien, einer besonders sensiblen Region, zu verärgern, noch dazu in einer Zeit, als die rastlose Sturmabteilung in Schach gehalten werden musste.

Am nächsten Tag veröffentlichte Hitler eine Erklärung, die die Regierung Papen beschimpfte, und stellte gleichzeitig die Ereignisse vom 13. August auf den Kopf, indem er behauptete, er selbst habe sich geweigert, in eine Regierung einzutreten, die zu derartigen Urteilen fähig sei. «Wer von Euch ein Gefühl für den Kampf um die Ehre und Freiheit der Nation besitzt, wird verstehen, weshalb ich mich weigerte, in diese bürgerliche Regierung einzutreten. (...) Mit dieser Tat ist unsere Haltung diesem «nationalen» Kabinett gegenüber endgültig vorgezeichnet.»¹⁶

Schliesslich machte Papen als amtierender Reichskommissar in Preussen einen Rückzieher und liess die Todesurteile für die Mörder von Potempa in lebenslange Freiheitsstrafen umwandeln – eine Entscheidung, die, wie Papen selbst zugab, eher politischer als juristischer Natur war.¹⁷ Nach einer Amnestie der Nationalsozialisten wurden die Mörder bereits im März 1933 freigelassen.¹⁸

Die Potempa-Affäre hatte die nationalsozialistische Rechtsauffassung deutlich gemacht – genau zu dem Zeitpunkt, als die «Machtmakler» noch nach Mitteln und Wegen suchten, Hitler in die Regierung einzubinden. Hitler selbst hatte am 9. August Papens Notverordnungen begrüsst, da sie sich gegen das «Mordbanditentum» der Marxisten richteten.¹⁹ Doch unter einer nationalsozialistischen Regierung hätten die Notverordnungen anders ausgesehen, verkündete der *Völkische Beobachter*. Sie hätten zur unmittelbaren Verhaftung und Verurteilung aller kommunistischen und sozialdemokratischen Parteifunktionäre, der «konzentrierten Ausräucherung» der «Mordviertel» und «Unterbringung Verdächtiger und intellektueller Anstifter in Konzentrationslagern» geführt.²⁰ Nach der Verurteilung der Mörder von Potempa fügte Rosenberg, ebenfalls im *Völkischen Beobachter*, hinzu, der Urteilspruch von

Beuthen zeige, dass «laut bürgerlicher Justiz ein dazu noch polnischer Kommunist fünf Deutsche, Frontsoldaten», aufwiege. Deshalb müsse der Nationalsozialismus alles weltanschaulich betrachten. In einer derartigen Philosophie «ist nicht Seele gleich Seele, nicht Mensch gleich Mensch». Für den Nationalsozialismus, fuhr er fort, «gibt es kein «Recht an sich», sondern sein Ziel ist der starke deutsche Mensch, sein Bekenntnis ist der Schutz dieses Deutschen, und alles Recht und Gesellschaftsleben, Politik und Wirtschaft, hat sich nach dieser Zwecksetzung einzustellen».²¹ Selbst so unzweideutige Hinweise darauf, was eine Hitlerregierung für den Rechtsstaat in Deutschland bedeuten werde, schreckten jene nicht ab, die immer noch dachten, der einzige Ausweg aus der Krise liege in einer wie auch immer gearteten Beteiligung der Nationalsozialisten an der politischen Verantwortung.

Mit der Ablehnung aller Ämter ausser dem des Reichskanzlers hatte Hitler nicht nur die NSDAP in Schwierigkeiten gebracht. Auch die Regierung hatte jetzt akute Probleme. Schleicher hatte den Gedanken an eine Kanzlerschaft Hitlers aufgegeben, solange Hindenburg Reichspräsident war.²² Papen, der selbst entschieden dagegen war, verliess sich auf Hindenburgs Widerstand. Offenbar blieben nur zwei – gleichsam unattraktive – Möglichkeiten. Zunächst dachte man an eine «schwarzbraune» Koalition zwischen Zentrum und NSDAP. Nach dem 13. August führte das Zentrum diesbezügliche Sondierungsgespräche, aber eine Lösung schien nicht in Sicht. Gregor Strasser wollte weiterverhandeln, aber ohne Hitlers Rückhalt war nichts zu machen – und die zwischen den beiden Männern bestehende Spannung stand kurz davor, in einen offenen Konflikt auszubrechen.²³ Das Zentrum beharrte weiterhin darauf, dass die NSDAP ihm die Kanzlerschaft zugestehen müsse, doch die Kanzlerschaft Hitlers war mittlerweile zur «Ehrenfrage» geworden.²⁴ Brüning lehnte es ab, den Nationalsozialisten die Posten, die Hitler gefordert hatte, darunter die Ämter des preussischen Ministerpräsidenten und Innenministers, zu überlassen.²⁵ Hitler wollte seinerseits weder jetzt noch später, also nach der Novemberwahl, als die Frage abermals aufkam, eine Regierung führen, die von Mehrheiten im Reichstag abhängig wäre.²⁶ Dessen ungeachtet kam eine Rückkehr zur parlamentarischen Regierungsform für Hindenburg und seine Berater nicht in Frage.²⁷

Die Alternative war die Fortsetzung eines «Kampfkabinetts» ohne Aussicht auf Unterstützung durch den Reichstag, wo die Nationalsozialisten und Kommunisten gemeinsam über eine «negative Mehr-

heit» verfügten. Das bedeutete die Umsetzung von Plänen, die der Reichsminister des Innern Gayl am n. August vorgelegt hatte, wonach der Reichstag aufgelöst und die Neuwahl verschoben werden sollte. Damit sollte für eine weitreichende Beschneidung der Befugnisse des Reichstages Zeit gewonnen werden, indem eine Wahlrechtsbeschränkung und eine berufsständische erste Kammer eingeführt wurde.²⁸ So wollte man die «Parteiherrschaft» ein für allemal beenden. Für einen derartig drastischen Schritt waren die Unterstützung des Reichspräsidenten und der Rückhalt der Reichswehr notwendig, um den erwarteten Widerstand der Linken und möglicherweise auch der Nationalsozialisten zu bekämpfen. Dieses Szenario der Reichstagsauflösung und der – verfassungswidrigen – Aufschiebung der Neuwahlen über das gesetzlich vorgeschriebene Limit von 60 Tagen hinaus wurde Hindenburg durch Papen am 30. August bei einem Treffen auf Gut Neudeck vorgetragen. Schleicher und Gayl waren ebenfalls anwesend, Hindenburg bewilligte den Auflösungserlass ohne viel Aufhebens und stimmte wegen eines nationalen Notstands auch der verfassungswidrigen Aufschiebung von Neuwahlen zu. Führende Verfassungsrechtler – der prominenteste unter ihnen Carl Schmitt – unterstützten bereitwillig die Einführung eines autoritären Staates über einen solchen Trick mit ihren juristischen Argumenten.²⁹

Wahrscheinlich hätte Papen, wenn er diese Lösung hätte wagen wollen, den neugewählten Reichstag bei dessen konstituierender Sitzung am 30. August auflösen lassen müssen. Bei der zweiten Sitzung, am 12. September, hatte er die Initiative bereits aus der Hand gegeben.³⁰ Er blieb der Eröffnungssitzung fern, und so hörte der Reichstag am 30. August lediglich eine Attacke auf den Kapitalismus und ein Plädoyer für ein sowjetisches Deutschland von der Alterspräsidentin Clara Zetkin in deren Eröffnungsansprache, gefolgt von der Wahl Hermann Görings zum Reichstagspräsidenten mit den Stimmen von NSDAP, BVP und Zentrum.³¹ Göring betonte sofort, seine Wahl beweise, im Reichstag bestehe eine arbeitsfähige Mehrheit, und es gebe daher keinen Anlass für die Regierung zur Verhängung eines Ausnahmezustands. Eine gemeinsame Stellungnahme von NSDAP und Zentrum, die den Beginn von Verhandlungen zwischen beiden Parteien vermeldete, hatte am 1. September ebenfalls das Ziel, von der möglichen Erklärung eines Ausnahmezustands abzulenken.³² Für die Nationalsozialisten war das nur ein taktisches Manöver³³, und sie bereiteten sich bereits auf eine Auflösung des Reichstages vor. «Wenn die Gegenseite die Verfassung bricht»,

schrieb Goebbels, «dann hört auch für uns jeder Zwang zur Gesetzmässigkeit auf; dann kommt Steuerstreik, Sabotage und Aufstand.»³⁴ Bei einem Treffen mit NS-Führern unterstrich Hitler am 8. September, dass Neuwahlen unvermeidlich seien – je eher, desto besser. Einen Vorschlag Gregor Strassers, dem er zunehmend misstraute, ein von Schleicher geführtes Kabinett zu akzeptieren, lehnte er strikt ab. Hitler als Reichskanzler – aber an der Spitze eines Präsidialkabinetts, nicht abhängig von Koalitionspartnern – blieb das einzige Ziel.³⁵

Der Reichstag kam am 12. September zu seiner zweiten, und letzten, Sitzung zusammen. Einziger Tagesordnungspunkt war eine Regierungserklärung zur finanziellen Situation, in der Einzelheiten eines Programms zur wirtschaftlichen Erholung bekanntgegeben werden sollten. Es wurde eine mehrtägige Debatte erwartet. Der kommunistische Abgeordnete Ernst Torgler schlug indes eine Änderung der Tagesordnung vor.³⁶ Er brachte einen Antrag seiner Fraktion auf Aufhebung der Notverordnungen vom 4. und 5. September ein, die tiefe Einschnitte in das System tariflicher Lohnvereinbarung vorgenommen hatten, mit einem daran gekoppelten Misstrauensvotum. Niemand versprach sich viel von einer derartigen Vorlage. Ein einziger Einwand hätte den Vorschlag zur Änderung der Tagesordnung zu Fall gebracht. Die Nationalsozialisten erwarteten den Einspruch seitens der DNVP, doch es geschah nichts dergleichen. In der nachfolgenden Verwirrung gelang es Frick, eine halbstündige Unterbrechung der Sitzung zu erwirken, um sich nach Hitlers weiteren Plänen zu erkundigen. Der überrumpelte Papen musste in der Pause einen Boten in die Reichskanzlei schicken, um den von Hindenburg am 30. August abgezeichneten Auflösungs erlass zu holen, den er nicht zu brauchen geglaubt hatte.

Inzwischen versuchte die Zentrumsfraktion, die Nationalsozialisten zur Ablehnung der kommunistischen Anträge zu überreden. Doch bei einer kurzen Unterredung mit seinen wichtigsten Kumpanen entschied Hitler, die Gelegenheit, die Regierung zu blamieren, dürfe man sich nicht entgehen lassen: Die NS-Deputierten sollten sofort den Misstrauensantrag der Kommunisten unterstützen und so Papens Auflösungs erlass zuvorkommen, den er, wie alle wüssten, jetzt vorlegen werde.³⁷ Als der Reichstag wieder zusammenkam, erschien Papen mit der roten Mappe unterm Arm, die bekanntermassen den Auflösungs erlass enthielt. Unter grosser Unruhe verkündete Reichspräsident Göring sofort, er werde die Sitzung mit der Abstimmung über die Anträge der Kommunisten fortsetzen. Daraufhin versuchte Papen, sich Gehör zu

verschaffen, doch Göring ignorierte ihn, sah absichtlich über den Kanzler hinweg zur linken Seite des Plenarsaales. Als Papens Staatssekretär Planck den Reichstagspräsidenten darauf hinwies, dass der Kanzler sein Rederecht auszuüben wünsche, erwiderte dieser nur, die Abstimmung habe begonnen. Nachdem Papen erneut vergeblich versucht hatte, das Wort zu ergreifen, schritt er zum Podium des Reichstagspräsidenten und knallte ihm den Auflösungserlass auf den Tisch. Gefolgt von seinem Kabinett und unter höhnischem Geheul der Abgeordneten verliess er danach den Sitzungssaal. Ungerührt schob Göring den Auflösungserlass zur Seite und verlas das Abstimmungsergebnis. Die Regierung hatte mit 512 zu 42 Stimmen bei fünf Enthaltungen und einer ungültigen Stimme eine beispiellose Niederlage erlitten. Nur die DNVP und die DVP hatten die Regierung unterstützt. Alle grossen Parteien, einschliesslich des Zentrums, hatten den Antrag der Kommunisten unterstützt. Im Reichstag wurde die Schlappe des Kabinetts mit wildem Jubel und Applaus aufgenommen.

Göring las nun Papens Auflösungserlass vor, den er für hinfällig erklärte, da die Regierung bereits durch ein Misstrauensvotum gestürzt worden sei. Zwar war das formal gesehen nicht korrekt, und später musste Göring einräumen, dass der Reichstag tatsächlich mit Vorlage des Erlasses durch den Reichskanzler aufgelöst gewesen sei. Der Misstrauensantrag hatte daher keine rechtliche Grundlage, aber das war nur von verfahrenstechnischer Bedeutung. Die Regierung blieb im Amt, doch sie war von mehr als vier Fünfteln der Volksvertreter abgelehnt worden. Papen hatte auf die demütigendste Art erfahren müssen, dass er ein Kanzler fast ohne öffentliche Unterstützung war.³⁸ Hitler war ausser sich vor Freude.³⁹ Die zynische Taktik der Nationalsozialisten war bereits ein Vorgeschmack auf ihr Verhalten an der Macht.⁴⁰

Neuwahlen zum Reichstag – der fünfte grosse Urnengang innerhalb von zwölf Monaten – standen bevor. Papen hatte immer noch Hindenburgs Zustimmung zur Aufschiebung der Wahl über das verfassungskonforme Limit von 60 Tagen hinaus in der Tasche. Doch nach dem Fiasko vom 12. September beschloss das Kabinett zwei Tage später, das Wagnis eines solches Experiments gegenwärtig nicht einzugehen.⁴¹ Die Neuwahlen wurden auf den 6. November 1932 angesetzt. Die NS-Führung war sich der Probleme bewusst, da die bürgerliche Presse nun eine vollkommen abweisende Linie vertrat und die NSDAP kaum Zugang zum Rundfunk hatte.⁴² Die Öffentlichkeit war wahlmüde, und selbst führenden Parteirednern fiel es schwer, zu Hochform aufzulaufen. Nicht zuletzt, bemerkte Goebbels, hatten die vorhergehenden Wahl-

kämpfe alle verfügbaren Mittel aufgebraucht. Bei ohnehin leeren Parteikassen sei es schwierig, neue Geldquellen anzuzapfen. Die «Finanzkalamität» zu überwinden, werde nicht einfach sein, dachte der Reichspropagandaleiter, der für die Dauer der Kampagne seinen Stab von München nach Berlin verlagert hatte.⁴³

Hitler selbst war offenbar zuversichtlich, als er kurz nach den aussergewöhnlichen Ereignissen im Reichstag von Berlin nach München fuhr.⁴⁴ Gegen alle Zweifel in der Partei war er in der Lage, Optimismus zu verströmen, als er am 6. Oktober vor den Propagandisten in München die Wahlkampfrichtlinien verkündete: «Ich sehe dem Kampf mit absoluter Zuversicht entgegen. Die Schlacht kann beginnen. In vier Wochen werden wir aus ihr als Sieger hervorgehen.»⁴⁵

Ein paar Tage zuvor, am 2. Oktober, hatte er am «Reichsjugendtag» der Hitlerjugend in Potsdam teilgenommen. Lüdecke zufolge war er nur widerwillig hingefahren. Doch Schirach überredete ihn, sich eine so gute Gelegenheit zur Propaganda kurz vor der Wahl nicht entgehen zu lassen. Lüdecke gehörte zum Begleittross verschiedener Adjutanten und Leibwächter, die mit nach Norden fuhren. Hitler wollte von Amerika hören, wo Lüdecke einige Jahre mit kleinen geschäftlichen Unternehmungen und anderen Tätigkeiten verbracht hatte. Es erfreute ihn, dass auch Lüdecke sich für die Wildwestgeschichten Karl Mays interessierte, die er als Junge verschlungen hatte. Hitler sagte, er lese sie noch immer mit Hingabe. Die Leibwächter mussten auf der Hut sein, als Strassenarbeiten die Wagen in Sachsen zwangen, langsamer zu fahren, bevor sie einen Lastwagenkonvoi überholen konnten, der Kommunisten mit flatternden roten Fahnen transportierte. Aber abgesehen von Beleidigungen, mit denen man sie bedachte, kamen Hitler und sein Gefolge unbeschadet davon. Als sie sich Potsdam näherten, mussten sie das Tempo erneut drosseln – die Massen der Hitlerjugend verstopften auf dem Weg zu der Kundgebung die Strasse.⁴⁶

Schätzungsweise 110'000 Jungen und Mädchen aus ganz Deutschland, aber auch aus Österreich, Böhmen, Danzig und Memel waren nach Potsdam gekommen – doppelt so viel wie erwartet. Viele waren seit Tagen unterwegs gewesen. Wer keine Unterkunft fand, musste unter freiem Himmel schlafen, obwohl es Anfang Oktober bereits kalt war. Hitler wurde im Stadion, wo die Kundgebung stattfand und das einem Fackelmeer glich, mit Begeisterungsstürmen begrüsst. «Zehntausende von Jungen und Mädchen standen in Formation auf dem Spielfeld», erinnerte sich Lüdecke. «Als Hitler allein vorn auf dem Podium stand,

tönte ein phantastischer Aufschrei, der Klang beispiellosen Jubels, durch die Nacht. Dann hob er die Arme, und es wurde totenstill. Er setzte zu einer flammenden Rede an, die kaum 15 Minuten dauerte. Das war wieder der alte Hitler, spontan, feurig, voller Ausstrahlung.»⁴⁷ Wie immer, wenn er im Zentrum eines Propagandaspektakels stand, wurde er selbst von der Atmosphäre, der Spannung des Augenblicks, erfasst. Obwohl er wenig schlief, schien er ausgeruht, vermittelte seiner Umgebung den Eindruck der Sorge für das Wohlergehen seiner jungen Anhänger und stand sieben Stunden lang mit ausgestrecktem Arm, als die Hitlerjugend an ihm vorbeiparadierte. Am Abend dinierte er mit dem vierten Sohn des Kaisers und Parteimitglied Prinz August Wilhelm – bekannt unter dem Namen «Auwi» –, mit dem er höflich, fast schon unterwürfig sprach, bevor er zu Goebbels' Haus fuhr. Als endlich der «Auftritt» vorüber war und er bei Beginn der Rückreise nach München im Zugabteil müde zusammensank, legte er die Maske ab. «Lassen Sie ihn doch allein», meinte sein Adjutant Brückner zu Hoffmann und Lüdecke. «Der Mann ist erledigt!»⁴⁸

Der Wahlkampf gab ihm neue Kraft. Und bei der fünften langen Kampagne des Jahres machte Hitler sich wieder daran, das zu tun, was er am besten konnte: Reden halten. Als unersetzliches Zugpferd für die Propaganda der Bewegung musste er sich erneut einer strapaziösen Tournee mit Ansprachen und Kundgebungen aussetzen. Bei seinem vierten «Deutschlandflug» zwischen dem n. Oktober und dem 5. November hielt er nicht weniger als 50 Reden, erneut manchmal drei pro Tag, einmal sogar vier.⁴⁹ Er unterbrach seine Kampagne kurz, als er am späten Abend des 1. November von Eva Brauns vermeintlichem Selbstmordversuch hörte.⁵⁰ An dem Mann verzweifelnd, in den sie sich verliebt hatte, den sie aber fast nie zu Gesicht bekam, den seine politischen Aktivitäten so beanspruchten, dass er ihre Existenz kaum wahrnahm, hatte Eva Braun sich mit der Pistole ihres Vaters angeschossen, dabei angeblich auf das Herz gezielt. Sie war jedoch nicht schwer verwundet und konnte einen Arzt herbeitelefonieren. Man brachte sie in ein Krankenhaus, wo Hitler sie besuchte, ihr ein grosses Blumenbouquet brachte und einige Zweifel hegte, ob der Selbstmordversuch echt gewesen war.⁵¹ Sollte er einen Moment lang einen weiteren Skandal gefürchtet haben wie um Geli Raubal im Sommer 1931, so hat er es nicht gezeigt. Ohne Aufschub ging die Kampagne weiter; am Abend des 2. November sprach er bei einer grossen Kundgebung im Berliner Sportpalast.⁵²

Hitler konzentrierte seine Attacken jetzt auf Papen und «die Reaktion». Der massiven Unterstützung für seine Bewegung stellte er den «kleinen Kreis von Reaktionären» gegenüber, der die Regierung Papen, die im Volk keinen Rückhalt besitze, im Amt halte.⁵³ Die NS-Propaganda stellte den Wettstreit wie folgt dar: «Dort der Chef einer Regierung, die sich nur auf einen kleinen Kreis von Reaktionären stützt, einer Regierung, der das deutsche Volk mit 512 gegen 42 Stimmen sein vernichtendes Misstrauen ausgesprochen hat – hier der Führer aus eigener Kraft, der im Volke selbst wurzelt und sich sein Vertrauen erarbeitet und erkämpft hat.»⁵⁴ Hitler betonte, wie wenig ihm Ministertitel bedeuteten: «...er wolle lieber der Führer seiner Partei sein.» Das Gehalt eines Ministers benötige er genausowenig, da er als Schriftsteller über eigene Einkünfte verfüge. Papen, fuhr er fort, beziehe trotz seines Besitzes, der fünf Millionen Mark wert sei, noch das Gehalt des Kanzlers. Er selbst werde keines beanspruchen, «entscheidend sei für ihn die Arbeit für das Volk».⁵⁵ Hitler erklärte, es sei eindeutig, warum er am 13. August nicht in das «Kabinett der Barone» eingetreten sei. Er sei bereit, die volle Verantwortung zu übernehmen, aber nicht dann, wenn man ihm offensichtlich jeden Einfluss rauben wolle. «Meine Gegner täuschen sich vor allem in meiner ungeheuren Entschlossenheit», schimpfte er. «Ich habe meinen Weg gewählt und gehe ihn bis zum Ende.»⁵⁶

Die NS-Presse titulierte Hitlers Kampagne stets als «Siegesmarsch». «Der Führer beginnt seinen neuen Kampf für Deutschland», verkündete der *Völkische Beobachter* am 13. Oktober. «Des Führers Siegeszug durch Bayerns Gauen» lautete eine Schlagzeile zwei Tage später. «Grandioser Verlauf der Hitlertage», hiess es in der Balkenüberschrift der *Coburger National-Zeitung* vom 17. Oktober: «Riesige Beteiligung aus dem ganzen Reich. (...) Coburg, die Hitlerstadt, spiegelt symbolhaft das Werden und Ringen der deutschen Freiheitsbewegung wider.» «Wo einst der Marxismus herrschte, steht heute das Volk bei Hitler», vermeldete der *Völkische Beobachter* nach einer Rede im unterfränkischen Schweinfurt.⁵⁷ Ende des Monats hiess es in einer weiteren Überschrift: «Vor 14 Jahren kriegsblind im Lazarett – heute der Führer von Millionen. Adolf Hitler in der pommerschen Stadt Pasewalk, dem Ausgangspunkt seines Kampfes um die deutsche Seele.»⁵⁸ Nicht alle NS-Anhänger lasen die Parteipresse, und die wichtigen bürgerlichen Zeitungen mit ihren weit höheren Auflagen waren unvermindert feindlich gesonnen. Die triumphalistischen Schlagzeilen im *Völkischen Beobachter* kaschierten lediglich die Sorgen innerhalb der Bewegung, dass die

Unterstützung für die Partei abnehme, dass unter den oft wankelmütigen Mitgliedern eine schlechte Moral herrsche und die SA an vielen Orten nicht bereit sei, Propagandaarbeit zu leisten, schliesslich dass der NSDAP bei der Wahl ein ernster Rückschlag bevorstehe.⁵⁹ Stark überhöhte Zuhörerzahlen für die Kundgebungen Hitlers in der Parteipresse und, besonders auf dem Land, die Herbeischaffung Tausender Zuhörer von auswärts verbargen deutliche Desillusionierung und Wahlmüdigkeit. Hitler räumte ein, sie würden vielleicht sogar viele Stimmen verlieren, aber er vertrat noch immer die für ihn charakteristische, wenn auch unlogische Überzeugung, dass die Wahl «ein grosser psychologischer Erfolg» sein werde.⁶⁰ Sogar Hitler füllte nun die Säle nicht mehr. Bei seiner Nürnberger Rede am 13. Oktober war die Festhalle in Luitpoldhain nur halb voll.⁶¹ Wenn eine Hitlerrede an manchen Orten das Wahlergebnis vielleicht beeinflusst hat, sagten Beobachter doch bereits im Oktober voraus, dass seine Kampagne wenig tun könne, um den erwarteten Stimmenrückgang zu verhindern.⁶² Am Tag vor der Wahl rechnete auch Goebbels mit einer Niederlage.⁶³

Nach Auszählung der Stimmen hatten sich die Befürchtungen der Nationalsozialisten bewahrheitet. Bei der letzten Wahl vor Hitlers Machtübernahme, zugleich die letzte völlig freie Wahl in der Weimarer Republik, hatte die NSDAP zwei Millionen Stimmen verloren. Bei einer geringeren Wahlbeteiligung – mit 80,6 Prozent die niedrigste seit 1928 – war ihr Anteil von 37,4 Prozent im Juli auf 33,1 Prozent gesunken, im Reichstag hatte sie statt 230 nurmehr 196 Mandate. Auch die SPD und das Zentrum hatten leicht verloren. Sieger waren die Kommunisten, die ihren Stimmenanteil auf 16,9 Prozent gesteigert hatten und jetzt nur wenig mehr als drei Prozent hinter der SPD lagen, und die DNVP, die auf 8,3 Prozent zugelegt hatte.⁶⁴ Die Deutschnationalen hatten vor allem von der Rückkehr jener Stammwähler profitiert, die zur NSDAP gewechselt waren. Nachteilig für die NS-Partei war auch die geringere Wahlbeteiligung, denn frühere Wähler waren zu Hause geblieben.⁶⁵ Wieder hatte die Partei es nicht geschafft, ins Wählerreservoir der Linksparteien und des katholischen Zentrums einzudringen, darüber hinaus hatte sie, wie es scheint, an alle anderen Parteien, vornehmlich an die DNVP, Stimmen verloren.⁶⁶ Der Mittelstand begann, den Nationalsozialisten den Rücken zu kehren.

Goebbels tröstete sich mit der Erkenntnis, dass die Ergebnisse weniger schlecht waren, als von Pessimisten vorhergesagt. Aber, räumte er ein, sie seien ein Schlag für die Partei.⁶⁷ Die regionalen und lokalen Propa-

gandastellen der Partei lieferten ihre eigenen Analysen der Niederlage. Die Geldknappheit sei ein Haupthindernis für die Organisation einer guten Kampagne gewesen.⁶⁸ Doch es gab auch weniger oberflächliche Gründe. Ein wichtiger war Hitlers Weigerung im August, ins Kabinett einzutreten. Damit habe er die Parteimitglieder und auch die Wähler gespalten. Die Menschen hätten gezögert, noch einmal für Hitler zu stimmen, nachdem er die Gelegenheit, in die Regierung einzutreten, nicht wahrgenommen habe und noch genauso weit von der Macht entfernt sei wie zuvor.⁶⁹ Parteimitglieder wurden mit der Aussage zitiert, sie hätten genug von «einer Partei, deren Führer nicht weiss, was er will, und die kein Programm hat».⁷⁰ Einige protestantische Anhänger hatten sich von Hitler auch abgewandt, als er im August mit dem Zentrum verhandelte.⁷¹

Als Kontrast zu ihrem Hauptangriffsziel, Papens reaktionärem Konservatismus, hatte sich die NSDAP im Wahlkampf einen deutlich sozialistischen Anstrich gegeben – und so Unterstützung im Mittelstand verloren.⁷² Die Attacken der Nationalsozialisten hatten sich für viele kaum von den Klassenkampffparolen der Kommunisten abgehoben. Die Ähnlichkeit zwischen der «roten» und der «braunen» Variante des «Bolschewismus» schien bewiesen zu sein, als die NSDAP den von den Kommunisten ausgerufenen Streik der Berliner Transportarbeiter wenige Tage vor der Wahl unterstützte.⁷³ Der Streik offenbarte das Dilemma der Partei in diesem Wahlkampf. Nachdem die DNVP, die wichtigste bürgerlich-konservative Partei, nun ihr offener Feind war, gelang der NSDAP nicht mehr die Quadratur des Kreises, und sie konnte nicht mehr vermeiden, doch die eine oder andere Seite ihrer heterogenen Anhängerschaft zu verprellen.⁷⁴ Goebbels räumte ein, die Partei habe keine andere Wahl gehabt, als die Berliner Arbeiter zu unterstützen. Ansonsten wäre der Rückhalt in der Arbeiterschaft stark erschüttert worden. «Wir befinden uns in einer keineswegs beneidenswerten Lage», schrieb er. «Viele bürgerliche Kreise werden durch unsere Teilnahme am Streik abgeschreckt. Das ist aber nicht das Entscheidende. Diese Kreise kann man später sehr leicht wiedergewinnen; hat man aber den Arbeiter einmal verloren, dann ist er auf immer verloren.»⁷⁵ Hitler, mit dem er ständig telephonisch Kontakt hielt, hatte die von Goebbels angeordnete Unterstützung des Streiks gebilligt. Der Verlust von «ein paar zehntausend Stimmen bei einer mehr oder weniger belanglosen Wahl» sei folgenlos «im aktiven, revolutionären Kampf», vermerkte der Reichspropagandaleiter.⁷⁶

Viele erschrockene Wähler auf dem Land – seit 1928 eine Hauptstütze der Partei – blieben den Urnen fern, weil die Nationalsozialisten den Streik unterstützt hatten.⁷⁷ Im Mittelstand war es ähnlich. Luise Solnitz, die ehemalige Hamburger Lehrerin, die noch wenige Monate zuvor von Hitler so hingerissen gewesen war, stimmte nun, enttäuscht und ohne Begeisterung, für die DNVP. Sie sah den Berliner Transportarbeiterstreik als Beweis dafür, dass Hitler Arm in Arm mit dem Marxismus gehe. Ein Bekannter von ihr meinte, er habe zweimal für Hitler gestimmt, werde es aber nicht wieder tun. Ein anderer dachte, Hitler sei ganz links.⁷⁸ «Vor allem seine Billigung des Berliner Verkehrstreiks; ja, seine Aufforderung, teilzunehmen, hat ihn im letzten Augenblick noch Tausende von Wählern gekostet», fasste Erau Solnitz am Tag nach der Wahl zusammen. In ihren Augen hatte Hitler seinen Anspruch darauf, selbstlos für das nationale Interesse zu stehen, verwirkt. Man werfe ihm vor, «dass es ihm nicht um Deutschland, sondern um die Macht geht», bemerkte sie. «Warum hat Hitler uns verlassen, nachdem er uns eine Zukunft zeigte, die man bejahen konnte? Hitler erwache...!»⁷⁹

II

Nach der Novemberwahl dauerte das politische Patt an, die ganze Situation war noch verfahrenener. Die die Regierung stützenden Parteien, DNVP und DVP, wussten nur wenig mehr als zehn Prozent der Bevölkerung hinter sich. Und wegen ihrer Stimmenverluste würde eine Koalition von NSDAP und Zentrum, wie sie im August im Gespräch gewesen war, im Reichstag nicht über die absolute Mehrheit verfügen.⁸⁰ Wie zuvor gab es nur eine negative Mehrheit. Hitler zeigte sich unbeeindruckt von dem Rückschlag und sagte in München vor Parteiführern, sie sollten den Kampf unerbittlich fortsetzen. «Papen muss weg. Kompromisse gibt's nicht», lauteten die Kernsätze in Goebbels Erinnerung.⁸¹ Die Erinnerung an den 13. August, als er ausmanövriert worden war, peinigte Hitler. Als Papen eine formelle Anfrage betreffs der Aufnahme von Gesprächen über eine Zusammenarbeit mit der Regierung an ihn richtete, setzte er seine Ablehnung am 16. November schriftlich auf. Die Anfrage bedeutete für Hitler keinen Fortschritt gegenüber der Position vom 13. August.⁸² Ebenso vergeblich hofften das Zentrum und dessen katholische Schwesterpartei, die BVP, fortwährend, dass man Hitler zum Eintritt in eine Koalition – einschliesslich

der kleineren Parteien – überreden könne, um eine arbeitsfähige Mehrheit zu erlangen. Der BVP-Vorsitzende Fritz Schäffer teilte Papen mit, er sei sogar unter einem Kanzler Hitler zur Mitarbeit in einer solchen Koalition bereit.⁸³ Drei Tage später sagte der gleiche Mann zu Reichspräsident Hindenburg, er sei der Person Hitlers wohlgesonnen; die Gefahr liege in seiner Umgebung, die man durch Gegengewichte in der Regierung austarieren müsse.⁸⁴ Nicht nur Aussenseiter der nationalistischen Rechten, sondern auch führende Vertreter des politischen Katholizismus hatten sich in Hitler getäuscht, unterschätzten ihn.

Wie zuvor war er nicht daran interessiert, sich an einer Mehrheitsregierung zu beteiligen und so vom Reichstag und den Weisungen anderer Parteien abhängig zu sein. Mitte November waren Papens Bemühungen um eine parlamentarische Basis für seine Regierung gescheitert. Am 17. November trat – nur von wenigen beklagt – sein gesamtes Kabinett zurück. Jetzt musste Hindenburg selbst versuchen, einen Weg aus der Staatskrise zu finden, während das Kabinett die Regierungsgeschäfte weiterführte.⁸⁵

Am 19. November, dem Tag, als Hindenburg Hitler im Rahmen seiner Beratungen mit allen Parteichefs empfing, erhielt der Reichspräsident eine von zwanzig Persönlichkeiten aus der Wirtschaft unterzeichnete Petition, in der die Ernennung Hitlers zum Kanzler gefordert wurde.⁸⁶ Das war kein Beweis, wie früher angenommen, für die umfassende Unterstützung der Grossunternehmer für Hitler und ihre Finten, ihn an die Macht zu hieven. Die Idee ging auf Wilhelm Keppler zurück, der nun als Hitlers Wirtschaftsberater und Verbindungsmann zu NS-freundlichen Geschäftsleuten in Erscheinung trat, und wurde im Einvernehmen mit Himmler, der als Vermittler zum «Braunen Haus» fungierte, umgesetzt. Keppler und Hjalmar Schacht begannen mit einer Liste von drei Dutzend möglichen Unterzeichnern, doch die Resonanz war gering. Acht Mitglieder des «Keppler-Kreises», der Gruppe von Wirtschaftsberatern, die Wilhelm Keppler, Ingenieur und Gelatinefabrikant, für Hitler gegründet hatte und die Schacht und der Kölner Bankier Kurt von Schroeder anführten, unterschrieben die Petition. Die Reaktion der Industriellen war enttäuschend. Nur ein einziger Prominenter, Fritz Thyssen, der aus seinen Sympathien für die Nationalsozialisten schon seit langem kein Hehl gemacht, hatte unterschrieben, wie auch der amtierende Präsident des Reichslandbundes, der von den Nationalsozialisten unterwanderten Lobby der Grossgrundbesitzer. Alle übrigen waren mittelständische Unternehmer und Grundbesitzer. Fälschlicher-

weise wurde behauptet, die führenden Industriellen Paul Reusch, Fritz Springorum und Albert Vogler hätten zwar mit der Petition sympathisiert, ihre Namenszüge aber nicht unter das eigentliche Dokument gesetzt. Die Grossunternehmer hofften immer noch auf Papen, obwohl die Petition zeigte, dass auch die Welt der Wirtschaft nicht mit einer Stimme sprach. Insbesondere die Agrarlobby sollte Aufmerksamkeit erregen.⁸⁷

Jedenfalls hatte die Petition keinen Einfluss auf Hindenburgs Verhandlungen mit Hitler. Der Reichspräsident blieb, wie die Beratungen Mitte November zeigen sollten, äusserst misstrauisch gegen den NS-Führer. Hitler wiederum äusserte sich privat geringschätzig über Hindenburg.⁸⁸ Aber ohne den Rückhalt des Präsidenten war ihm der Weg zur Macht versperrt.

Bei der Unterredung mit Hitler wiederholte Hindenburg am 19. November seinen Wunsch vom August, dass er und seine Bewegung sich an der Regierung beteiligten. Der Präsident gab der Hoffnung Ausdruck, Hitler werde bei den anderen Parteien zwecks Bildung einer parlamentarisch tragfähigen Regierung sondieren. Damit wollte er Hitler auf die Probe stellen. Hindenburg wusste, dass angesichts des Widerstandes der DNVP an einen Erfolg einer solchen Initiative nicht zu denken war⁸⁹, denn sie wäre nur auf eine Blossstellung von Hitlers Scheitern und eine Schwächung seiner Position hinausgelaufen. Hitler durchschaute die Taktik sofort. In diesem «Schachspiel um die Macht»⁹⁰, wie Goebbels es nannte, erwiderte Hitler, er habe nicht die Absicht, in Parteiverhandlungen verwickelt zu werden, bevor der Reichspräsident, in dessen Händen die Entscheidung liege, ihn mit der Regierungsbildung beauftragt habe. Für den Fall sei er zuversichtlich, eine Basis zu finden, die seiner Regierung ein vom Reichstag gebilligtes «Ermächtigungsgesetz» verschaffen werde. Er allein sei in der Lage, ein solches Mandat vom Reichstag zu erhalten, und damit wären alle Schwierigkeiten ausgeräumt.⁹¹

Zwei Tage später wiederholte er in einem Brief an Hindenburg seine «einzige Bitte», er möge ihm die gleiche Autorität verleihen wie den vorherigen Amtsinhabern.⁹² Genau diesen Schritt lehnte Hindenburg beharrlich ab. Er war weiterhin nicht bereit, Hitler zum Chef eines Präsidialkabinetts zu machen. Hingegen liess er die Hintertür zur Bildung eines Kabinetts mit einer arbeitsfähigen Mehrheit unter Hitlers Führung offen und formulierte seine Bedingungen für eine derartige Regierung: die Aufstellung eines Wirtschaftsprogramms, keine weitere Konfrontation zwischen Reich und Preussen, keine Einschränkung von Artikel 48 der Verfassung und die Billigung einer Kabinettsliste, auf der

er, der Präsident, den Aussen- und den Reichswehrminister nominieren werde.⁹³ Hitler bat in seiner Antwort um Klarstellung der Bedingungen, drängte aber weiter auf seine Ernennung zum Kanzler eines Präsidialkabinetts.⁹⁴ Hindenburgs Staatssekretär, Otto Meissner, wiederholte den Unterschied, den das Staatsoberhaupt zwischen einem vom Artikel 48 abhängigen überparteilichen Präsidialkabinetts, das die Führung eines «Mannes des besonderen Vertrauens des Herrn Reichspräsidenten» erfordere, und einer parlamentarischen Regierung, die auf einer Mehrheit im Reichstag basiere und den Zielen einer oder mehrerer politischer Parteien folge, machte. Demgemäss, so Meissner «kann ein Parteiführer, noch dazu der Führer einer die Ausschliesslichkeit seiner Bewegung fordernden Partei, nicht Führer eines Präsidialkabinetts sein». Er liess zwar die Möglichkeit offen, dass eine von Hitler geführte parlamentarische Regierung wie im Falle Brünnings zum Präsidialkabinetts werden könne, stellte aber klar, zurzeit komme Hitler nur als Kanzler einer Regierung mit Unterstützung der Reichstagsmehrheit in Frage.⁹⁵ Hindenburg zog weiterhin ein Präsidialkabinetts vor, wenn möglich unter der Führung seines Günstlings Papens, unter Einschluss Hitlers in einer untergeordneten Rolle oder zumindest von der NSDAP toleriert.

Hitler antwortete Meissner postwendend. Goebbels nannte diesen Brief «ein Meisterstück der politischen Strategie».⁹⁶ Hitler verwies auf ein kurz zuvor ergangenes Urteil des Staatsgerichtshofes über die Befugnisse des Reichskommissars in Preussen, das betonte, Artikel 48 solle nur in besonderen Fällen und zeitlich begrenzt und nicht als allgemeine Regierungsmethode angewandt werden. Wo das parlamentarische Verfahren die Arbeit der Regierung in einer Ausnahmesituation behindere, schrieb Hitler, sei der verfassungskonforme Weg eines vom Parlament für einen festgelegten Zeitraum gebilligten Ermächtigungsgesetzes zu beschreiten. Nur seine Partei habe Aussicht, einen derartigen Rückhalt zu erlangen. Überdies wies er die Befugnisse, die der Reichspräsident für sich reklamiert hatte, als verfassungswidrig zurück, da sie zu den Rechten eines ernannten Regierungschefs zählten. Statt dessen legte er seine eigenen Bedingungen für die Annahme der Kanzlerschaft dar. Binnen 48 Stunden werde er ein politisches Programm vorlegen und nach Billigung durch den Reichspräsidenten diesem eine Ministerliste unterbreiten. Im Voraus schlage er Schleicher, der ihm als «persönlicher Vertrauensmann» des Präsidenten bekannt sei, zum Reichswehrminister und Neurath als Aussenminister vor. Der letzte und entscheidende Punkt sei, so Hitler, dass der Präsident ihm «jene Voll-

machten» gebe, «die in so kritischen und schweren Zeiten auch parlamentarischen Reichskanzlern nie versagt worden» seien.⁹⁷ Damit meinte Hitler die Auflösung des Reichstags und die Ausschreibung von Neuwahlen, in der Hoffnung, so die Mehrheit zu erringen, die er für die Verabschiedung eines «Ermächtigungsgesetzes» benötigte.⁹⁸ Erneut musste Hitler nicht lange auf Antwort warten.

Die unnachgiebige Haltung des Reichspräsidenten wurde ihm am 24. November übermittelt, wobei das Schreiben letztlich die Ansichten wiederholte, die Hindenburg im August zum Ausdruck gebracht hatte: «...dass ein von Ihnen geführtes Präsidialkabinett sich zwangsläufig zu einer Parteidiktatur mit allen ihren Folgen für eine ausserordentliche Verschärfung der Gegensätze im deutschen Volke entwickeln würde.» Das könne der Präsident weder vor seinem Amtseid noch vor seinem Gewissen verantworten.⁹⁹ Damit hatte Hindenburg Hitler zum zweiten Mal in wenig mehr als drei Monaten eine deutliche Absage erteilt, diesmal offenbar endgültig. Hitler beharrte seinerseits auf dem Standpunkt, nichts zur Unterstützung des gegenwärtigen Präsidialkabinetts unternehmen zu wollen.¹⁰⁰ Am 30. November wies er eine weitere Einladung Hindenburgs zu Gesprächen als zwecklos zurück.¹⁰¹ Die Situation war und blieb festgefahren.

Schleicher hatte sich allmählich von Papen distanziert. Unmerklich hatte er sich von der grauen Eminenz hinter den Kulissen zu einem Protagonisten gewandelt. Er hatte Meissner beim Entwurf der Briefe an Hitler assistiert und war mit Hindenburgs Billigung am 23. November mit Hitler zusammengetroffen. Weniger gefiel dem Präsidenten, dass er auch sondierte, ob Hitler ein Kabinett Schleicher unterstützen werde. Hitler blieb unbeugsam.¹⁰² Am 1. Dezember schickte Schleicher seine rechte Hand, Oberstleutnant Eugen Ott, zu Unterredungen mit Hitler nach Weimar. Nach aussen hin war das ein letzter Versuch, ihn zur Regierungsbeteiligung zu überreden. Tatsächlich stand genau das Gegenteil auf der Tagesordnung. Von Hitlers Antwort überzeugt, wollte Schleicher Hindenburg – und wahrscheinlich auch Gregor Strasser – demonstrieren, dass man das Machtspiel ohne den NS-Führer bestreiten müsse. Darüber hinaus hoffte er, Gregor Strasser, der zumindest von Teilen der NSDAP unterstützt wurde, in sein Kabinett zu integrieren.¹⁰³ Hitler enttäuschte Schleicher nicht. Ott bekam einen dreistündigen Monolog zu hören, in dem Hitler die Möglichkeit einer Regierung Schleicher verteufelte. Im Wissen, dass die Militärführer seine Worte zu hören bekämen, brachte Hitler auch seine Sorge zum Ausdruck, die

Reichswehr könne in die Innenpolitik hineingezogen werden.¹⁰⁴ Unter dessen hielt Schleicher die Verbindung zu Gregor Strasser aufrecht, der an dem regen Briefverkehr zwischen Hitler und Hindenburg keinen Anteil gehabt hatte und von dem angenommen wurde, er sei bereit, «persönlich in die Bresche zu springen», falls die Gespräche mit Hitler zu nichts führten.¹⁰⁵

Schleicher stellte diese Möglichkeit zur Debatte, als er mit Papen und Hindenburg am Abend des 1. Dezember zusammentraf. Strasser und ein oder zwei seiner Anhänger werde man ein Regierungsamt anbieten. Etwa 60 NS-Reichstagsabgeordnete würden sich herüberziehen lassen. Schleicher war zuversichtlich, die Unterstützung der Gewerkschaften, der SPD und der bürgerlichen Parteien für ein Paket von Wirtschaftsreformen und Arbeitsbeschaffungsmassnahmen zu gewinnen. Damit, behauptete er, sei ein Verfassungsbruch nicht mehr nötig, den Papen erneut vorgeschlagen hatte. Dennoch ergriff Hindenburg die Partei Papens und bat ihn, eine Regierung zu bilden und die Amtsgeschäfte wiederaufzunehmen. Hinter den Kulissen hatte Schleicher Mitglieder aus Papens Kabinett gewarnt, falls kein Regierungswechsel und der vorgeschlagene Verfassungsbruch während eines Ausnahmezustands stattfinde, werde es einen Bürgerkrieg geben, und die Reichswehr werde die Situation nicht bewältigen können. Das wurde am nächsten Morgen, dem 2. Dezember, noch einmal bekräftigt, als Oberstleutnant Ott dem Kabinett einen Bericht über ein «Kriegsspiel» der Reichswehr erstattete, das gezeigt habe, sie könne weder die Grenzen verteidigen noch den Zusammenbruch der inneren Ordnung aufhalten, der auf Streiks und Unruhen folgen werde. Das war gewiss eine übertrieben pessimistische Einschätzung, doch sie verfehlte nicht ihre Wirkung auf Kabinett und Präsidenten. Hindenburg fürchtete einen möglichen Bürgerkrieg. Widerwillig liess er seinen Günstling Papen gehen und ernannte Schleicher zum Reichskanzler.¹⁰⁶

III

Nach Schleichers Avancen gegenüber Gregor Strasser geriet Hitlers Bewegung in ihre tiefste Krise seit der Neugründung 1925. Die Affäre um den Ausschluss von Gregors Bruder Otto 1930 und der Stennes-Aufstand von 1931 hatten einer auf dem Höhepunkt ihres Erfolges befindlichen Partei nichts anhaben können. Hitlers Autorität erlaubte ihm,

solche Revolten mit Leichtigkeit abzuwehren. Im Falle Gregor Strassers war das anders, denn er war keine Randfigur, und sein Beitrag zur Entwicklung der NSDAP wurde nur von dem Hitlers übertriften. Vor allem die Organisation der Partei war sein Werk. Strasser genoss einen guten Ruf innerhalb der NSDAP, obwohl er sich auch mächtige Feinde geschaffen hatte, nicht zuletzt seinen einstigen «Gefolgsmann» Joseph Goebbels. Im Allgemeinen galt Strasser als die rechte Hand Adolf Hitlers.¹⁰⁷ Auch ausserhalb der Partei hatte er sich Anerkennung verschafft, so schätzte etwa Oswald Spengler, Autor des Bestsellers «Der Untergang des Abendlandes», Strasser als einen Mann mit «Sinn für die Wirklichkeit», Hitler dagegen war für ihn, so Hanfstaengl, «ein Phantast, ein Hohlkopf (...), ein Mann ohne Idee, ohne Entschlusskraft, mit einem Wort also: dumm».¹⁰⁸

Strassers Rücktritt von allen Parteiämtern am 8. Dezember 1932 war eine Sensation. Überdies traf er eine Partei, die durch nachlassende Unterstützung und ein Stimmungstief ohnehin in Schwierigkeiten war. Die nachlassende Unterstützung der Wähler war in den ersten Dezember tagen erneut deutlich geworden, als die Kommunalwahlergebnisse in Thüringen einen Verlust von rund 40 Prozent gegenüber dem Spitzenwert bei der Reichstagswahl im Juli verzeichneten.¹⁰⁹ Interne Berichte kommentierten beunruhigt den Mitgliederschwund, der Parteipresse liefen die Abonnenten davon, in manchen Gebieten liess sich die Unruhe innerhalb der SA kaum noch bändigen, und nach einem Jahr ununterbrochenen Wahlkampfes hatte die Partei enorme Schuldenberge angehäuft.¹¹⁰ Alles in allem traf die Strasser-Affäre eine Partei, die gerade eine starke Vertrauenskrise durchlief. Falls sie nicht bald an die Macht käme, war mit dem völligen Zerfall der Partei zu rechnen.

Gregor Strassers Rücktritt von seinen Parteiämtern kam überraschend und schlug hohe Wellen, doch die Probleme hatten sich schon seit einiger Zeit abgezeichnet. Trotz seiner Reputation als radikaler Fürsprecher der populistischen Versionen von Sozialismus und Antikapitalismus der NSDAP während der zwanziger Jahre galt Strasser Anfang der Dreissiger bei vielen Einflussreichen als ein «Gemässigter» in der NS-Bewegung.¹¹¹ Nach seiner Umstrukturierung der Parteiorganisation dachte er pragmatischer über die Ausweitung der Anziehungskraft des Nationalsozialismus. Er war nicht nur der Kopf der strategischen Wende der NSDAP zu Mittelstand und Bauernschaft gewesen, sondern hatte auch die Verbindungen zu den anderen rechtsgerichteten Organisationen während der Kampagne gegen den Young-Plan koordiniert.¹¹²

1930 hatte er öffentlich mit seinem Bruder Otto gebrochen, dessen Version des Sozialismus zur Abspaltung von der NSDAP geführt hatte. Bis 1932 hatte Gregor Strasser gute Kontakte zu einigen führenden Ruhrindustriellen aufgebaut und von ihren finanziellen Zuwendungen profitiert.¹¹³ Im Herbst 1932, als Hitler – der früher in Teilen der Geschäftswelt als «Gemässigter» gegolten hatte – als starres Hindernis für eine von den Konservativen dominierte Rechtsregierung gesehen wurde, erschien Strasser als verantwortlicherer und konstruktiverer Politiker, der einem konservativen Kabinett die Massenunterstützung der Nationalsozialisten sichern könne.¹¹⁴ Zu der Zeit vertrat Strasser, zunehmend unter dem Einfluss neokonservativer Ideen aus dem Kreis um die Zeitschrift *Die Tat* und deren Chefredakteur Hans Zehrer, tatsächlich Vorstellungen eines breiten Rechtsbündnisses.¹¹⁵

Die Differenzen zwischen Strasser und Hitler waren trotz unterschiedlicher Akzentuierungen nicht primär ideologischer Natur. Strasser war durch und durch Rassist; vor Gewalt schreckte er nicht zurück; seine «sozialen Ideen» waren kaum weniger vage als die Hitlers; seine eklektischen und widersprüchlichen ökonomischen Ideen waren utopischer als Hitlers gröbere und brutalere Vorstellungen, aber noch mit letzteren vereinbar¹¹⁶; in der Aussenpolitik hatte er geringeren Ehrgeiz als Hitler; und er strebte zielbewusst und rücksichtslos zur Macht. Doch auf taktischer Ebene gab es fundamentale Unterschiede, und die kamen nach dem 13. August, als Hitlers politische Inflexibilität den Weg zur Macht zusehends, fast endgültig, zu versperren drohte, immer mehr zum Vorschein. Strasser, nie ganz zum Führermythos «bekehrt», vertrat weiterhin die Auffassung, die nun deutliche Zerfallserscheinungen aufweisende Partei sei nicht nur Hitlers Geschöpf.¹¹⁷ Im Gegensatz zu Hitlers «Alles-oder-nichts-Haltung» dachte Strasser, die NSDAP müsse zu Koalitionen bereit sein, alle Bündnismöglichkeiten erkunden und falls nötig auch ohne das Angebot der Kanzlerschaft in die Regierung eintreten.¹¹⁸ Nach dem Rückschlag vom 13. August wurde Strasser von Reventlow und einigen anderen Anhängern zum Widerstand gegen Hitler gedrängt, ansonsten, so argumentierten sie, werde die starre Strategie des Parteiführers katastrophale Folgen für die Bewegung haben.¹¹⁹

Durch die Mitglieder des Tat-Kreises war Gregor Strasser im Sommer 1932 Kurt von Schleicher vorgestellt worden. Der General interessierte sich besonders für die Möglichkeit, mit Hilfe Strassers die Gewerkschaften für eine «nationale», das heisst, autoritäre Regierung zu gewinnen. Diese Lösung wurde auch vom Tat-Kreis favorisiert. Anders als

Hitler, der in seiner Abneigung gegen die Gewerkschaften nie geschwankt hatte, nahm Strasser eine versöhnliche Haltung ein. Bei Strassers zunehmenden Kontakten zu Gewerkschaftsführern, die an einer breiten Koalition zur Abwehr der rechts wie links drohenden Gefahren interessiert waren, durfte man die Aussichten auf ihre Unterstützung eines Kabinetts Schleicher, das Strasser in die Regierung holte und ein umfassendes Arbeitsbeschaffungsprogramm auflegte, nicht leichtfertig übergehen.¹²⁰

Im Herbst vergrösserte sich die Kluft zwischen Hitler und Strasser. Schon im September ging Hitler durch die Auflösung der von Otto Wagener geleiteten Wirtschaftspolitischen Abteilung und das Verbot der Verbreitung des Wirtschaftlichen Sofortprogramms auf Distanz zu Strassers ökonomischen Ideen. Im Oktober missbilligte Hitler eine Rede mit gewerkschaftsfreundlichen Aussagen, die Strasser vor der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation (NSBO) hielt. Nach der Novemberwahl verlor Strasser seinen Platz in Hitlers innerem Kreis.¹²¹ Privat dachte er geringschätzig von denen, die aus seiner Sicht Hitler entscheidend beeinflussten. Göring hielt er für «einen brutalen Egoisten»; Goebbels sei «grundfalsch»; und Röhm sei «eine Sau». Er sehe ziemlich schwarz, teilte er Hans Frank mit.¹²²

Vor allem Goebbels, sein alter Feind seit den innerparteilichen Auseinandersetzungen Mitte der zwanziger Jahre, hatte die «Strasserclique» wiederholt angegriffen und keine Gelegenheit ausgelassen, um Hitler gegen den Organisationsleiter einzunehmen. Am 31. August notierte Goebbels in sein Tagebuch: «Zum ersten Male spricht er sich auch offen über die Treibereien der Strasserclique in der Partei aus. Er hat auch hier die Augen offengehalten; und wenn er nichts sagte, dann nicht etwa nicht, weil er nichts gesehen hätte.»¹²³ Drei Tage später fügte er hinzu: «Ich habe mich lange mit dem Führer ausgesprochen. Er misstraut Strasser sehr stark.»¹²⁴ Anfang September hatte Hitler Strassers Vorschlag, die Unterstützung für ein Kabinett Schleicher sei ein Schritt nach vorn, zurückgewiesen. Um die gleiche Zeit war Strasser der einzige NS-Führer, der davon abriet, weiter abzuwarten, bis Hitler zum Reichskanzler ernannt sei.¹²⁵ Ende September schrieb Goebbels: «Es wäre schon ein Segen, wenn er (Strasser) seine heimliche Sabotagearbeit offen betriebe, damit der Führer gegen ihn vorgehen kann.»¹²⁶ Angesichts der sensiblen politischen Situation im Herbst 1932 war ein öffentlicher Bruch in der Parteiführung kaum opportun. Doch in der ersten Dezemberwoche kam es zur offenen Konfrontation.

Am 3. Dezember bot Schleicher, bei einem Geheimgespräch in Berlin, Strasser die Ämter des Vizekanzlers und des preussischen Ministerpräsidenten an.¹²⁷ Offenbar hat der englische Journalist Sefton Delmer Ernst Hanfstaengl von der Begegnung berichtet. Hitler liess sich nichts anmerken, als er davon erfuhr.¹²⁸ Die Tatsache, dass Schleicher dem zweiten Mann der NSDAP die Vizekanzlerschaft angeboten und dieser sie nicht abgelehnt hatte, scheint Hitler und anderen Parteioberehen erst zwei Tage darauf, als sie zu Gesprächen im Hotel Kaiserhof zusammenkamen, klargeworden zu sein. Zwischen Hitler und Strasser kam es zu hitzigen Wortwechseln. Goebbels zufolge plädierte Strasser vergeblich für die Tolerierung eines Kabinetts Schleicher. Doch die Anwesenden billigten erneut Hitlers Ablehnung jeglicher Kompromisse.¹²⁹

Strasser hatte nun die Wahl, entweder Hitler zu stützen oder den Aufstand zu proben in der Hoffnung, in der Partei einige Verbündete zu gewinnen, oder alle Ämter aufzugeben und sich aus der aktiven Politik zurückzuziehen. Nach dem Treffen vom 5. Dezember muss er erkannt haben, dass eine Palastrevolution gegen Hitler nur minimale Chancen hatte. Am meisten Unterstützung genoss er unter den NS-Reichstagsabgeordneten, doch sie bildeten keine geschlossene, organisierte Gruppe. Sein Stolz und seine grundsätzlichen Einwände hielten ihn davon ab, einen Rückzieher zu machen und Hitlers Vabanquestrategie zu akzeptieren. Also blieb ihm nur die dritte Möglichkeit. Vielleicht auch enttäuscht ob der geringen offenen Unterstützung der Parteifreunde zog er sich in sein Zimmer im Berliner Hotel Excelsior zurück und schrieb den Brief, mit dem er von seinen Parteiämtern zurücktrat.¹³⁰

Am Morgen des 8. Dezember bestellte er jene Landesinspektoren der Partei – die oberen Gauleiter –, die zufällig in Berlin waren, in sein Reichstagsbüro. Als Strasser das Wort an sie richtete, waren sechs von ihnen und Robert Ley, Reichsinspektor und als Nachfolger Strassers späterer Reichsorganisationsleiter, anwesend, während Goebbels, wie erwartet, fehlte. Hinrich Lohse, einer der Zeugen, berichtete nach dem Zweiten Weltkrieg, Strasser habe ihnen mitgeteilt, er habe dem «Führer» einen Brief geschrieben, in dem er seinen Rücktritt von den Parteiämtern erkläre. Kritisiert habe er nicht Hitlers Programm, sondern seine unklare Politik im Hinblick auf die Machtübernahme seit der Unterredung mit Hindenburg im August. Hitler wisse nur eins ganz genau: Er wolle Reichskanzler werden. Doch wer allein den Posten wolle, überwinde damit noch nicht den Widerstand, der sich ihm entgegenstelle. Unterdessen gerate die Partei unter starken Druck und sei mög-

licherweise dem Zerfall preisgegeben. Strasser meinte, er sei bereit, den legalen oder illegalen Weg – das heisst den eines Staatsstreiches – zur Macht zu beschreiten. Doch er sei nicht bereit, einfach darauf zu warten, bis man Hitler zum Reichskanzler gemacht habe, und bevor das geschehe, den Zerfall der Partei hinzunehmen. Seiner Ansicht nach hätte Hitler im August die Vizekanzlerschaft annehmen und diese Position als Ausgangspunkt für den Aufbau weiterer Macht nutzen sollen. Strasser verlieh seiner persönlichen Enttäuschung Ausdruck, von Beratungen auf höchster Ebene ausgeschlossen worden zu sein, und meinte, er wünsche nicht, nach Göring, Goebbels, Röhm und anderen die zweite Geige zu spielen. Jetzt sei er am Ende, trete von seinen Ämtern zurück und wolle sich erholen.¹³¹

Strassers Schreiben wurde Hitler am 8. Dezember gegen Mittag ins Hotel Kaiserhof gebracht.¹³² Der Brief war eine schwache Rechtfertigung von Strassers Position, voll verletztem Stolz und ging nicht auf die grundlegenden Differenzen mit Hitler ein. Die Formulierungen waren die eines Verlierers.¹³³ Hitler hatte bereits von Gauleiter Bernhard Rust, der an der von Strasser einberufenen Sitzung teilgenommen hatte, von dem Brief erfahren und unverzüglich die gleiche Gruppe von Landesinspektoren, zu denen der Reichsorganisationsleiter gesprochen hatte, für zwölf Uhr mittags in den Kaiserhof bestellt.¹³⁴ Die Männer blieben kleinlaut in Hitlers Suite stehen, während er erregt Strassers Rücktrittsründe, wie sie Robert Ley knapp referiert hatte, Punkt für Punkt erwiderte. Der Eintritt ins Kabinett Papen, so Hitler, hätte den Feinden der Partei das Heft in die Hand gegeben. Wegen fundamentaler Meinungsverschiedenheiten mit Papen wäre er bald zum Rücktritt gezwungen gewesen. In der Öffentlichkeit hätte er damit als regierungsunfähig dagestanden – was seine Feinde ja immer behauptet hätten. Die Wähler hätten ihm dann den Rücken zugekehrt, und die Bewegung wäre zusammengebrochen. Der illegale Weg zur Macht sei noch gefährlicher. Das hätte bloss bedeutet – eine eindeutige Erinnerung an die Lehren von 1923 –, dass man «das beste Mannestum der Nation» vor die Maschinengewehre von Polizei und Reichswehr stelle. Im Hinblick darauf, ob er Strasser übergangen habe, behauptete Hitler unaufrichtig, er habe mit allen gesprochen, die für einen bestimmten Zweck notwendig seien, den Umständen gemäss Aufgaben verteilt und sei – vorbehaltlich der Verfügbarkeit – für alle ansprechbar. Die Verantwortung liege bei Gregor Strasser, der ihm aus dem Weg gegangen sei. Gegen Ende der fast zweistündigen Ansprache griff er auf seine oft bewährte Taktik zurück

und rief zu einem persönlichen Treueeid auf. Laut Lohses Bericht wurde er «immer ruhiger, menschlicher, freundlicher, werbender in seinen Ausführungen». Er hatte

«am Ende der zweistündigen Unterredung stehenden Fusses jenen kameradschaftlichen Ton gefunden, den die Versammelten kannten u. der sie restlos überzeigte. Jetzt war er der Freund, der Kamerad, der Führer, der wieder den Weg aus der völlig verfahrenen Lage, die Strasser aufgezeigt hatte, für jeden sichtbar, gefühls- u. verstandesmässig überzeugend freigelegt hatte. Während seiner Rede versank Strasser mit seiner dunklen Prophezeiung mehr u. mehr in nebelhafter Ferne, obwohl die Anwesenden unter Berücksichtigung u. unter dem Eindruck derselben mit erheblichen Vorbehalten gekommen waren. In glänzender Kombination liess Hitler seinen überragenden Geist instinkt-, gefühls- u. verstandesmässig spielen, die Zuhörer mehr und mehr überzeugend u. unausweichlich in seinen Bann ziehend. Er triumpierte u. bewies seinen unswankenden, sich wieder aufrichtenden u. unentbehrlichen Kämpfen in der schwersten Belastungsprobe der Bewegung, dass er der Meister war u. Strasser der Geselle. (...) So war er auch in dieser letzten u. schwersten Attacke, die gegen den Bestand der Bewegung im eigenen Lager u. eben vor der Machtübernahme geritten wurde, haushoher Sieger geblieben. Der alte Bund mit ihm wurde erneut von den Versammelten mit Handschlag besiegelt.»¹³⁵

Abends war die Stimmung in Goebbels' Haus, in das Hitler zurückkehrte, immer noch düster. Man hatte Sorge, die Bewegung könne auseinanderfallen. In dem Fall, sagte Hitler, «mache ich in 3 Minuten Schluss».¹³⁶ Die dramatischen Gesten machten rasch konzertierten Massnahmen gegen die möglichen Folgewirkungen des «Verrats» Platz. In der Nacht wurde Goebbels um zwei Uhr zu einer Unterredung ins Hotel Kaiserhof bestellt, wo er Röhm und Himmler bei Hitler antraf. Hitler, noch immer benommen von Strassers Aktion, ging im Hotelzimmer auf und ab. Die Beratungen dauerten bis zum Morgengrauen, und das wichtigste Ergebnis war die Entscheidung, die organisatorische Struktur, die Strasser aufgebaut und die ihm eine innerparteiliche Machtbasis geboten hatte, zu demontieren.¹³⁷ In vertrauter Manier übernahm Hitler, wie er nach der Stennes-Affäre den Posten des Obersten SA-Führers übernommen hatte, die Führung der politischen Organisation und machte Robert Ley zu seinem «Stabsleiter».¹³⁸ Es wurde eine neue Politische Zentralkommission unter Rudolf Hess eingerichtet,

und die beiden von Strasser begründeten Reichsinspektionen wurden abgeschafft.¹³⁹ Eine Reihe bekannter Anhänger Strassers musste ihre Posten räumen.¹⁴⁰ Schliesslich initiierte man eine grosse Kampagne und forderte zahllose Loyalitätserklärungen für Hitler in allen Teilen Deutschlands – auch von Sympathisanten Strassers.¹⁴¹ Der ehemalige zweite Mann der Partei wurde rasch in den Verräter der Bewegung verwandelt. Hitler begann am nächsten Tag, dem 9. Dezember, mit den Treueappellen, als er zu den Gauleitern, Landesinspektoren und den Reichstagsabgeordneten sprach. Im Bericht des *Völkischen Beobachters* heisst es, alle Anwesenden hätten Hitler ihre Treue in die Hand versprochen.¹⁴² «Strasser ist isoliert. Toter Mann!» notierte Goebbels triumphierend.¹⁴³ Bald darauf brach Hitler zu einer Vortragsreise auf und sprach bei sieben Veranstaltungen binnen neun Tagen vor Parteimitgliedern und -funktionären.¹⁴⁴ Der persönliche Appell war immer wieder vom Erfolg gekrönt. Nach Strassers Rücktritt kam es zu keiner Abspaltung. Die Krise war vorüber.

Nach der überraschenden Ankündigung seines Rücktritts war Gregor Strasser nach Italien in den Urlaub gefahren. Das war der Anfang vom Ende der politischen Hoffnungen Kurt von Schleichers. Als der entmutigte Strasser und der Kanzler, dessen Stern täglich weiter sank, Anfang Januar verspätet miteinander berieten, war dies nur ein sinnloses Nachspiel des Dezemberdramas.¹⁴⁵ Am 16. Januar, einen Tag nachdem die Partei infolge massiven Propagandaeinsatzes bei den Landtagswahlen in Lippe-Detmold einen erneuten Aufschwung erlebt hatte, ging Hitler in einer dreistündigen Rede vor den versammelten Gauleitern in Weimar zum verbalen Angriff auf Strasser über.¹⁴⁶ Goebbels verabschiedete Strasser in seinem Tagebuch mit den geschönten Worten: «Seine Aktien werden nicht mehr gefragt. Ein kurzes Gastspiel auf der Bühne der Bedeutung. Nun versinkt er wieder ins Nichts, aus dem er gekommen ist.»¹⁴⁷ Strasser zog sich ganz ins Privatleben zurück. Er wurde nicht aus der Partei ausgeschlossen. Er beantragte Anfang 1934 das Ehrenzeichen der NSDAP, das ihm als Parteimitglied Nr. 9, gerechnet von der Neugründung der Partei am 25. Februar 1925, tatsächlich zuerkannt wurde.¹⁴⁸ Weder diese Auszeichnung noch der klagende Brief, den er am 18. Juni 1934 an Rudolf Hess richtete, in dem er betonte, wie lange er der Partei gedient und die Treue gehalten habe, konnten seine Haut retten.¹⁴⁹ Hitler vergab denen nie, die ihn, wie er meinte, verraten hatten. Seine letzte Abrechnung mit Gregor Strasser kam am 30. Juni 1934, als der frühere zweite Mann der Partei in der «Nacht der langen Messer» ermordet wurde.

Wenn es Gregor Strasser gelungen wäre, die Partei zu spalten und seine Anhänger zur Unterstützung der Regierung Schleicher zu bewegen und selbst ins Kabinett einzutreten, dann hätte die Machtübernahme Hitlers vielleicht nie stattgefunden, und die Geschichte hätte einen anderen Verlauf genommen. Doch Strasser hat nie ernsthaft versucht, eine Parteirevolte anzuzetteln.¹⁵⁰ Sein Rücktritt war ein persönlicher Protest, folglich war es um so leichter, ihn zu isolieren, während Hitler und Goebbels unterdessen ihr Comeback inszenierten. Und da sein Rücktritt und die Art seiner Durchführung Schleichers Pläne untergruben und dabei den Kanzler blossstellten, ebnete er paradoxerweise den Weg zur Kanzlerschaft Hitlers, der – auch in Strassers Augen – versperrt zu sein schien.¹⁵¹

Die Strasser-Affäre, die schwerwiegendste innerparteiliche Krise seit 1925, zeigte erneut, wie stark Hitler die Partei mittlerweile im Griff hatte, wie sehr die NSDAP zu einer «Führerpartei» geworden war. Was dies für den Charakter der Partei bedeutete, kurz bevor sie zur Staatspartei des Dritten Reiches avancierte, bezeugen Hitlers organisatorische Richtlinien nach Strassers Abgang. Diese Denkschrift vom 15. Dezember 1932 «über die inneren Gründe für die Verfügungen zur Herstellung einer erhöhten Schlagkraft der Bewegung» verdeutlicht die entscheidenden Unterschiede zwischen seiner und Strassers Vorstellungen von der Partei.¹⁵²

«Das *Fundament* der politischen Organisation ist die Treue. In ihr offenbart sich als edelster Gefühlsausdruck die Erkenntnis der Notwendigkeit des *Gehorsams* als *Voraussetzung* für den Aufbau jeder menschlichen Gemeinschaft. Die Treue in Gehorsam kann *niemals* ersetzt werden durch formale technische Massnahmen und Einrichtungen, gleich welcher Art.

Der Zweck der politischen Organisation ist die Ermöglichung weitester Verbreitung einer für die Lebensbehauptung der Nation notwendig angesehenen Erkenntnis sowie des ihr dienenden Willens. Der Endzweck ist damit die Erfassung der Nation für diese Idee.

Der *Sieg* der nationalsozialistischen *Idee* ist das *Ziel* unseres Kampfes. Die Organisation unserer Partei ein Mittel zur Erreichung dieses Ziels.»

Die abgehobene Sprache unterstreicht, wie weit Hitlers Vorstellung von der Partei von dem Bild einer bürokratischen Organisation entfernt war. Es sei ideal, wenn auch praktisch unmöglich, fuhr er fort, wenn

man ganz ohne Organisation auskomme. Nach Lage der Dinge genüge es, die Organisation auf ein Minimum zu beschränken, da «eine Weltanschauung zu ihrer Verbreitung keine Beamten, sondern fanatische Apostel» benötige. Als Vorbereitung für die Zeit, wenn die Partei den Staat mit dieser Weltanschauung durchdringe, sei es wichtig, daran zu denken, dass auch der Staat kein Selbstzweck sei, sondern lediglich «eine Institution, die der Erhaltung und Lebensfortführung eines Volkes zu dienen hat». Die «oberste und erhabenste Mission» der Partei bestehe daher darin, die Verbreitung der «Idee» zu gewährleisten. Zu dem Zweck müsse sie immer wieder zu ihrer «grössten und ersten Aufgabe, Propaganda» zurückkehren. Die Führer seien nicht von oben zu oktroyieren, etwa wegen ihrer Fähigkeiten als Verwalter, sondern sie stiegen von unten auf, und zwar dank ihrer Begabungen und Leistungen für den Kampf der Bewegung. Bei der Zusammenarbeit zwischen Führern unterschiedlicher Temperamente und Befähigung werde es zwar unweigerlich zu Schwierigkeiten kommen, aber das müsse man in Kauf nehmen. Die Kernfrage sei, «dass die Grundsätze der bedingungslosen Parteidisziplin davon nicht berührt werden». Die Partei sei in den «schwersten Weltanschauungskampf» verwickelt. Abermals unterstrich Hitler: «Alle ihre Einrichtungen haben irgendwie der Propaganda der Ideen zu dienen.»¹⁵³

Für Hitler hatte die Organisation der Partei, wie seine Denkschrift klarstellt, keine Bedeutung an sich. Sie sollte allein den Zielen der Propaganda dienen, als ein Mittel zum Machterwerb fungieren.¹⁵⁴ Wo Strasser konventionell auf eine bürokratische Parteistruktur hingearbeitet hatte, die im Wesentlichen der der staatlichen Verwaltung entsprach, zerstörte Hitler bewusst jede inhärente bürokratische Rationalität zu Gunsten eines allein der Propaganda verpflichteten Instruments, um die «Idee» des Nationalsozialismus, verkörpert im «Führer», aufrechtzuerhalten. Der innere Widerspruch zwischen «Menschenführung» und «Verwaltung», der im Dritten Reich offengelegt wurde, war, wie die Denkschrift deutlich zeigt, ein wesentliches Element in Hitlers Vorstellung von der Partei und dem Weg zur Macht. Die uneingeschränkt personalisierte Form der Macht, für die er stand, konnte nicht ohne eine bürokratische Organisation auskommen und war ihr dennoch feindlich gesonnen. Solange die Partei nur existierte, um an die Macht zu gelangen, war dieser Widerspruch auszuhalten. Hatte sie die Regierungsverantwortung übernommen, musste er zu chaotischen Zuständen führen.

IV

Bei den Intrigen auf höchster politischer Ebene in der zweiten Jahreshälfte 1932. spielte die Masse des deutschen Volkes weder eine Rolle, noch wusste sie davon. Die Menschen konnten die dramatischen politischen Ereignisse, die ihre Zukunft bestimmen würden, nicht beeinflussen. Zu Winteranfang begann für sie das vierte Jahr der anscheinend endlosen Depression.

Statistiken geben nur abstrakt Aufschluss über die Not, der die Menschen ausgesetzt waren. Die industrielle Produktion war seit 1929 um 42 Prozent zurückgegangen. Der Aktienindex war auf ein knappes Drittel des früheren Werts gefallen. Im stark betroffenen Agrarsektor, der die Krise schon lange vor der allgemeinen Depression gespürt hatte, hatten sich die Zwangsverkäufe von Bauernhöfen mehr als verdoppelt. Sinkende Nachfrage, Preise und Einkommen hatten zu steigender Verschuldung geführt.¹⁵⁵ Vor allem warf die beispiellose Massenarbeitslosigkeit lange Schatten auf das Land. Die Arbeitsämter vermeldeten Ende 1932 5'772'984 Erwerbslose; im Januar 1933 war ihre Zahl auf 6'013'612 gestiegen. Unter Einbeziehung der Kurzarbeiter und der versteckten Erwerbslosigkeit, betrug die wirkliche Zahl bereits im Oktober schätzungsweise 8'754'000.¹⁵⁶ Das bedeutete, dass fast die Hälfte aller arbeitsfähigen Personen entweder ganz oder teilweise erwerbslos war.¹⁵⁷ Die Städte boten den Beschäftigungslosen kostenfreie Mahlzeiten in Suppenküchen, billige oder kostenlose warme Bäder und Wärmehallen im Winter.¹⁵⁸

Die politisch radikalisierten Menschen unter den Erwerbslosen hatten sich vornehmlich der KPD angeschlossen – schlechthin die Partei der jungen, arbeitslosen Männer –, von deren 320'000 bis 360'000 Mitgliedern die überwältigende Mehrheit Ende 1932 ohne Beschäftigung war.¹⁵⁹ Nicht wenige fanden zur Sturmabteilung der Nationalsozialisten.¹⁶⁰ Sowohl die Kommunisten als auch die Nationalsozialisten boten den jungen Erwerbslosen organisierte Unterstützung, Formen des politischen Aktivismus und die Vision einer besseren Gesellschaft.¹⁶¹ Doch neben den radikalisierten Arbeitslosen resignierten viele, verharrten in Apathie und dachten, alle Regierungen seien gescheitert und keine werde imstande sein, die Probleme zu meistern, die ihr Schicksal herbeigeführt hatten. Wenige Tage vor Hitlers Ernennung zum Reichskanzler zeigte die Bevölkerung der badischen Kleinstadt Ettlingen bei acht Grad unter Null kein Interesse an einer Parade der SA. An De-

monstrationen herrsche kein Mangel: «Hätten wir doch so viel Brot und Arbeit.»¹⁶²

Genausowenig konnte sich eine junge Generation, deren «Arbeitsleben» ganz ohne Beschäftigung verlaufen war, für die SPD, die selbsternannte Partei der Arbeiterklasse, die – wie zwingend es objektiv auch gewesen sein mochte – Brüning im Amt gehalten und Hindenburg zur Wiederwahl verhelfen hatte, begeistern. Nicht wenige würden einige Jahre später achselzuckend sagen, Hitler habe ihnen zumindest Arbeit gegeben, was den Arbeiterparteien vor 1933 nicht gelungen sei. Zwar war das eine verkürzte Logik, aber viele empfanden so.

Die Massenarbeitslosigkeit führte nicht nur auf parteipolitischer und ideologischer Ebene, sondern an ihren gesellschaftlichen Wurzeln zur Spaltung und Atomisierung der Arbeiterklasse.¹⁶³ Wer das Glück hatte, arbeiten zu können, verlor nicht nur durch die nagende Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes sein Selbstvertrauen, sondern auch durch den Machtverlust der Gewerkschaften, durch das Gefühl, aggressiven Arbeitgebern ausgesetzt zu sein, und – soweit er mit den Sozialdemokraten sympathisierte – auch durch das offenkundige Versagen der SPD bei den Bemühungen, sich für die Interessen der Arbeiterklasse einzusetzen. Nach 1933 waren viele ehemalige SPD-Anhänger, wenngleich sie für das NS-Regime unempfänglich blieben, orientierungslos und desillusioniert, weil ihre Partei in der Krise des Staates, dessen tragender Pfeiler sie war, so vollkommen versagt hatte.

Auch auf dem Land war das Gefühl der Hoffnungslosigkeit weit verbreitet.¹⁶⁴ Die Apathie rührte daher, dass keine Verbesserung in Sicht schien, wer immer auch regierte. Die tiefe Resignation hatte sich im Herbst 1932 auch in Gebieten, die treu zu den Nationalsozialisten standen, ausgebreitet, nachdem Hitler das Angebot zum Eintritt in die Regierung ausgeschlagen hatte und die Versprechungen der NSDAP von der Erfüllung noch genauso weit entfernt waren wie zuvor.¹⁶⁵ Aus einem fränkischen Bezirk, wo die NSDAP inzwischen auf starke Unterstützung rechnen konnte, kam in den ersten Januartagen 1933 folgender Bericht: «Die Stimmung der Landbevölkerung ist zwar ruhig, aber durch die fortgesetzten Preisrückgänge aller landwirtschaftlichen Produkte ausserordentlich deprimiert. Es ist eine gewisse Hoffnungslosigkeit eingetreten. Man hat den Eindruck, dass viele von denen, die bisher auf Hitler hofften, skeptisch geworden sind und die Hoffnung auf Besserung der Verhältnisse verloren haben.» Das entspreche, so der Bericht, der allgemeinen Haltung und sei nicht auf diesen Bezirk beschränkt.¹⁶⁶

Die niedergeschlagene Stimmung vermischte sich mit starker Verbitterung und politischer Radikalisierung. Aus Niederbayern wurde im Januar 1933 berichtet: «Alle Angriffe gegen die Regierung finden lebhaften Widerhall bei den Bauern; je schärfer die Sprache, desto angenehmer klingt sie ihnen in den Ohren.»¹⁶⁷ Der Zorn wurde angeheizt durch die Nachricht, die Osthilfe, die zur Ankurbelung der Landwirtschaft auf verarmten Gütern in Ostdeutschland gedacht war, fülle statt dessen die Taschen der Grossgrundbesitzer und diene der Befriedigung ihrer Luxusbedürfnisse.¹⁶⁸ Die Bitterkeit gegen alle Parteien und Regierungen von Weimar, die das Volk im Stich gelassen hätten, kennzeichnete die allgemeine Stimmung auf dem Land wie in der Stadt. «Von einer parlamentarischen Regierung will man nichts mehr wissen, da alle grossen Parteien versagt hätten», hiess es im Bericht über eine bayerische Region im Dezember 1932 – und traf damit gewiss auch die Stimmung anderer Regionen. Auch die NS-Partei blieb nicht von Kritik verschont: «Man wirft den Parteiführern vor, dass sie sich bei ihren Entschlüssen weniger von Rücksichten auf Volk und Vaterland als von solchen auf die Partei und ihre eigene Person leiten liessen. Besonders wird es der NSDAP verübelt, dass sie sich neuerdings der Verantwortung entzogen habe und ihren vielseitigen Versprechungen keine Taten folgen lasse.» Mit Hitler verbanden sich in dieser katholisch dominierten Region keine Erwartungen. Im Gegenteil: «Einer Diktatur Hitlers stünden aber ausser den Nationalsozialisten wohl so ziemlich alle übrigen Volkskreise ablehnend gegenüber.» Die Schlussfolgerung lautete: «Unter dem Druck der wirtschaftlichen Not des Volkes und der Uneinigkeit der übrigen Parteien blüht der Weizen der KPD.»¹⁶⁹ Zugleich war die Verzweiflung derart, dass *jeder* politische Führer ausserhalb der Kader der verhassten Marxisten, der eine wirtschaftliche Besserung bewerkstelligte, zumindest auf kurze Sicht unbedingt auf Unterstützung rechnen konnte. Das gereichte Hitler zum Vorteil, sobald er auf dem Kanzlerstuhl sass. Das Gefühl, man solle Hitler wenigstens die Chance geben, sein Können zu beweisen, existierte neben anfänglicher Skepsis.¹⁷⁰

Auch in anderen gesellschaftlichen Gruppen wurden die Erwartungen an Hitlers Bewegung und die Motivationen ihrer späteren Unterstützung oder Antipathie stark von den Erfahrungen während der Depression beeinflusst. Die Art und Weise, wie Gesellschaft und Regierung in jener Zeit auseinanderdrifteten, verstärkten die antidemokratischen Ressentiments und das Gefühl einer nationalen Demütigung, die in der gesamten Weimarer Republik unterschwellig vorhanden waren. Der mas-

sive Zorn auf alle Verantwortlichen war eine Seite. Der Wunsch nach sozialer Harmonie und Einheit, die durch die Ausschaltung aller, die sie verhinderten, erzwungen werden sollten, war die andere, komplementäre Seite des gleichen Phänomens.¹⁷¹

Der Bericht aus einem fränkischen Ort vom Dezember 1932 zeigte, wie sich aus einzelnen Beschwerden eine allgemeine Unzufriedenheit bildete. Geschäftsleute, so der Bericht, klagten über schlechte Umsätze, Bauern über niedrige Erzeugerpreise, Lehrer und Beamte über ihre Gehälter, Arbeiter über die Erwerbslosigkeit, Beschäftigungslose über die Höhe der Unterstützung und Kriegsversehrte und -witwen über die Kürzung ihrer Pensionen. «Überhaupt besteht allgemeine Unzufriedenheit, der beste Wegbereiter für den Kommunismus.»¹⁷²

Die Unzufriedenheit und Hoffungen im Mittelstand richteten sich, je nach den spezifischen Interessen, in unterschiedliche Richtungen. Die Zukunftsaussichten blieben trüb. Obwohl Hitler in den Gruppen, die seine Bewegung bisher besonders stark unterstützt hatten, im Herbst 1932 weniger Vertrauen genoss, schien es unter den Rechten niemanden sonst zu geben, der die für eine Erholung der Wirtschaft erforderlichen Bedingungen nationaler Erneuerung und verordneten sozialen Friedens hätte schaffen können. Für Geschäftsleute, Handwerker und Besitzer von Kleinbetrieben boten die Nationalsozialisten die Aussicht auf Erlösung von der wirtschaftlichen Bedrohung, die von Warenhäusern, Verbraucherverbänden, Versandhäusern und der Massenproduktion ausging.

Die Attraktivität einer autoritären Herrschaft ging zum Teil darauf zurück, dass sie ihnen eine Rückkehr zur «guten, alten Zeit» vor dem Ersten Weltkrieg und einen Schutz des «kleinen Mannes» vor den Übergriffen des modernen, interventionistischen Staates verhieß.¹⁷³ Die Beamten, die unter Brüning's Gehaltskürzungen litten, hegten ihre eigenen Illusionen eines Staates, der ihren traditionellen Status, inklusive Lohnniveau, wiederherstellen würde. Lehrer und Juristen richteten den Blick ebenfalls auf eine erneuerte Autorität, welche die Fesseln demokratischer «Einmischung» lösen und ihren Status aufbessern sollte. Auch die Ärzte, wie die Juristen eine gesellschaftliche Gruppe mit traditionellen Sympathien für die nationalistische Rechte, waren verärgert über begrenzte Karriereaussichten, sinkende Einnahmen und ein von der Linken auferlegtes Finanzierungssystem, das in den Jahren der Depression stark ausgeweitet worden war.¹⁷⁴ Viele sahen die Rettung in einem neuen, autoritären Regime.

Bei jungen Menschen hatte die Depression gravierende materielle und psychologische Defizite hinterlassen. Ihre Hoffnungen und Ideale waren bereits zu Beginn ihrer Entwicklung zerstört worden. Ende 1932. entliessen die Schulen zum dritten Mal nacheinander einen Jahrgang in eine trostlose berufliche Zukunft. Wer Glück hatte und eine Stellung fand, arbeitete unter sich verschlechternden Bedingungen und wurde meistens nach Ende der Lehrzeit entlassen. Die Jugendwohlfahrt stand vor dem Zusammenbruch. Steigende Selbstmord- und Jugendkriminalitätsraten sprachen für sich. Wer aus bessergestellten Familien stammte, musste sich mit weit schlechteren Aussichten auf eine Karriere als Freiberufler abfinden. Die überdurchschnittliche Unterstützung der Nationalsozialisten durch die Universitätsstudenten war ein Anzeichen für die Entfremdung der mittelständischen Jugend von der Weimarer Republik. Die Attraktivität der rechts- und linksextremen Parteien NSDAP und KPD für junge Menschen machte deutlich, wie sie sich von der Weimarer Demokratie entfernten und zu politischer Radikalisierung bereit waren. Es war in vielerlei Hinsicht die Revolte einer Generation gegen ein System und eine Gesellschaft, die sie im Stich gelassen hatten. Militante Parteien, die utopische Erwartungen wecken konnten, füllten dann das Vakuum, das der Entfremdungsprozess hinterlassen hatte.

Ende 1932 waren die jungen Deutschen weitgehend nach parteipolitischen Gesichtspunkten gespalten, die ihrerseits Standesschranken und religiöse Trennlinien widerspiegeln. Neben den sozialdemokratischen und kommunistischen, katholischen und anderen bürgerlichen Jugendorganisationen war die Hitlerjugend noch immer klein. Doch die partiellen idealistischen und ideologischen Gemeinsamkeiten mit den bürgerlichen Jugendorganisationen boten dem Reichsjugendführer, Baldur von Schirach, für den Fall, dass sich die Partei von den Rückschlägen im Herbst 1932 erholte und ihr Führer bald an die Macht kam, ein reiches Entwicklungspotential.¹⁷⁵

Die Entfremdung in der deutschen Gesellschaft folgte offenbar keinen geschlechtsspezifischen Mustern. Die Diskriminierung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, die in der gesamten Weimarer Republik existiert hatte, wurde durch die Depression verschärft und das traditionelle Vorurteil, die Rolle der Frau sei auf Kinder, Küche, Kirche beschränkt, beträchtlich verstärkt. Die Hexenjagd gegen Doppelverdiener, bei denen jeweils die Frau angeblich die Stelle eines Mannes besetze, war ein Zeichen für wachsende Intoleranz.¹⁷⁶ Der NS-Propaganda gelang es vor und nach 1933 mühelos, sich diese Intoleranz zunutze zu machen.

Doch die Ungleichbehandlung von Frauen war nicht auf die Hitlerbewegung beschränkt, die NSDAP vertrat Positionen zur Rolle der Frau, die im Wesentlichen von allen konservativen und konfessionellen Parteien geteilt wurden. Auf das politische Verhalten der Frauen während der Depression übten antifeministische oder auch profeministische Fragen nur geringen Einfluss aus. Frauen stimmten ähnlich wie Männer ab – vermutlich aus den gleichen Gründen. Sie wählten überproportional häufig konservative und christliche, antifeministisch eingestellte Parteien. Unter den Wählern der rechts- wie linksradikalen Parteien waren weniger Frauen als Männer. Die Partei mit dem stärksten frauenemanzipatorischen Profil, die KPD, hatte bei Frauen den geringsten Erfolg und wurde wie die NSDAP von Männern dominiert. Trotz Hitlers angeblicher hypnotisierenden Wirkung auf Frauen hatten sie bei den Präsidentschaftswahlen im Frühjahr 1932 für den ältlichen, staatsmännischen Hindenburg, nicht für den dynamischen NS-Führer gestimmt. Doch bei der Reichstagswahl im November war die Kluft zwischen weiblichen und männlichen NSDAP-Wählern fast verschwunden. Frauen wie Männer fanden die Aussicht auf eine Hitler-Diktatur gleichermaßen attraktiv. Diejenigen Mentalitäten, auf die der Nationalsozialismus sich stützte und die er ausbeutete, waren keine geschlechtsspezifischen.

Viele Menschen waren im Herbst 1932 von Hitler enttäuscht und entzogen ihm teilweise die Unterstützung. Doch die Denkrichtung, die dem NS-Regime nutzen würde, sobald Hitler die Macht übernommen hatte, wurde in den bitteren Jahren der Depression angebahnt, vertieft und gefördert. Obwohl zwei Drittel der Deutschen nicht für Hitler gestimmt hatten, waren wenige grundsätzlich gegen alles, wofür der Nationalsozialismus stand, und liessen sich in den kommenden Monaten leicht dazu bringen, *einige* Dinge im Dritten Reich auszumachen, die ihre Billigung fanden. Abscheu und eingefleischte Angst vor dem Kommunismus, die etwa vier Fünftel der Bevölkerung durchzogen, waren ein wichtiger gemeinsamer Nenner. Angesichts der blossen Alternative zwischen Nationalsozialismus und Kommunismus, wie sie Hitler nach seiner Machtübernahme zunehmend darzustellen vermochte, zogen die meisten wohlhabenden und mittelständischen Deutschen und sogar ein Teil der Arbeiterklasse die Nationalsozialisten vor. Die Kommunisten waren Revolutionäre; sie würden das Privateigentum abschaffen, eine Klassendiktatur errichten und im Interesse Moskaus regieren. Die Nationalsozialisten waren vulgär und abstossend, doch sie standen für

die deutschen Interessen; sie würden die deutschen Werte aufrechterhalten, und sie würden das Privateigentum *nicht* abschaffen. So dachten viele Menschen, nicht zuletzt im Mittelstand.

Angst, Bitterkeit und Radikalisierung waren Bestandteile eines Klimas der politischen Gewalt. Die Spannungen während der Depression hatten politische Gewalt sogar in den verschlafensten Provinznestern auf die Tagesordnung gesetzt.¹⁷⁷ Die Menschen gewöhnten sich daran. Wenn die Gewalt sich gegen die «Roten» richtete, fand sie, selbst in respektablen Gesellschaftskreisen, die den Zusammenbruch der «Ordnung» im öffentlichen Leben anprangerten, oft Billigung. Paradoxiertweise profitierte mit der NSDAP ein Hauptverursacher des Durcheinanders, indem sie sich – verstärkt durch das Bild der Geschlossenheit marschierender SA-Männer – als die einzige Partei darstellte, die mit der Durchsetzung der Ordnung im nationalen Interesse die Gewalt stoppen könne. Die Akzeptanz eines bestimmten Gewaltcharakters öffentlichen Lebens, der die Weimarer Republik seit ihrer Gründung, besonders in ihren ersten Jahren und in der Depression begleitet hatte, begünstigte die Bereitschaft, den NS-Terror nach der Machtergreifung zu akzeptieren.¹⁷⁸

Zusätzlich förderten die Entbehrungen und Spannungen der Depression die Entwicklung einer Rachsucht. Man musste jemanden für die Misere verantwortlich machen: Sündenböcke waren gefragt; Feinde wurden «anvisiert»; es galt, mit politischen Gegnern alte Rechnungen zu begleichen. Persönliche und politische Feindseligkeit gingen dabei oft Hand in Hand. Hielt die Anonymität der Grossstadt noch einige Schutzzonen bereit, gab es in Kleinstädten und Dörfern kein Entkommen. Sobald man die Staatsmacht zur Unterstützung, nicht zur Eindämmung der Gewalt nutzen würde, sollte es genügend Freiwillige für das Blutbad geben. Zahllose Menschen hatten in den sozialen und politischen Konflikten während der Depression persönliche Feindschaften aufgebaut, die sie nach 1933 durch die Denunziationen realer oder fiktiver politischer «Vergehen» ausbrechen lassen würden.

Auf der Suche nach Sündenböcken boten Juden ein willkommenes Ziel. Dank der Verteufelung durch die Nationalsozialisten konnte man sie sowohl als Repräsentanten des raffgierigen Grosskapitals als auch des bössartigen und brutalen Bolschewismus darstellen. Die meisten Deutschen waren für solche Vorstellungen nicht zu haben. Genauso wenig dürften sie physische Gewalttaten gegen einzelne Juden verübt oder diese gebilligt haben. Doch die Abneigung gegen Juden war über

die NS-Sympathisanten hinaus weit verbreitet. Keine politische Partei, Interessenvertretung oder Gewerkschaft und keine der beiden wichtigen christlichen Konfessionen machte sich die Verteidigung der jüdischen Minderheit zu eigen. Und in harten Zeiten war nichts einfacher, als Neid und Hass auf eine winzige Bevölkerungsminderheit zu schüren – 0,76 Prozent bekannten sich 1933 zum jüdischen Glauben –, indem man betonte, wie sie, disproportional zu ihrer Zahl, Bereiche des Geschäftslebens, der Künste und der freien Berufe dominierten.¹⁷⁹ Nicht zufällig war eine der übelsten antisemitischen Unterorganisationen der NSDAP der Kampfbund des gewerblichen Mittelstandes, in dem kleine Händler gegen Warenhäuser agitierten, die, so ihre Behauptung, vor allem Juden gehörten. Während der Depression haben zwar die meisten Menschen nicht *wegen* ihres Antisemitismus für die NSDAP gestimmt oder sich ihr angeschlossen, aber der weitverbreitete latente Antisemitismus im Deutschland der Weimarer Zeit, das Gefühl, die Juden seien irgendwie anders, «undeutsch» und ein schädlicher Einfluss, trug nicht dazu bei, die Menschen davon abzuhalten, in voller Kenntnis des Judenhasses der Hitlerbewegung, diese begeistert zu unterstützen. Und da jener Hass ein *zentrales* Element der NS-Bewegung war, die Anfang der dreissiger Jahre ihre Mitgliedschaft massiv ausweitete – Ende 1932 waren 1 414 975 Mitglieder registriert¹⁸⁰ –, wurden immer mehr Menschen, sobald sie der Bewegung angehörten, der Brutalität und Bösartigkeit des NS-Antisemitismus voll und ganz ausgesetzt. Das gleiche galt für die SA, die zu der Zeit rund 400'000 Mitglieder zählte.¹⁸¹ Viele der jungen Schlägertypen, die sich von der Sturmabteilung zunehmend angezogen fühlten, waren vor ihrem Beitritt nicht ausdrücklich antisemitisch gesonnen.¹⁸² Nach ihrem Beitritt zur SA gehörten sie einer Organisation an, deren «Berliner S.A.-Lied», «Die Sturmkolonnen,» die Verse enthielt: «Wenn's Judenblut vom Messer spritzt, / dann geht's nochmal so gut.»¹⁸³

Die eine halbe Million Menschen zählende jüdische Gemeinschaft – überwiegend patriotische, liberal denkende Deutsche, auf Assimilation, nicht auf Absonderung von ihren Landsleuten bedacht – war in ihren Reaktionen auf den Ausbruch des Antisemitismus gespalten. Die wichtigste jüdische Organisation, der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, nahm die Gefahr sehr ernst und bezog standhaft Position gegen die Eingriffe der Nationalsozialisten in die Bürgerrechte.¹⁸⁴ Andere reagierten eher mit Selbstgefälligkeit – und gleichzeitig Hilflosigkeit. Sie dachten, die Gefahr werde sich wie ein Gewitter verziehen. Wenige hatten direkte Erfahrungen mit rassistischen Attacken

gemacht, das war etwas, was mit Russland, Polen oder Rumänien, nicht mit Deutschland assoziiert wurde. Es war möglich, einiges an Diskriminierung zu akzeptieren, bedrohliche Situationen zu meiden und sich im Allgemeinen in keine Streitigkeiten zu verwickeln.¹⁸⁵ Noch konnte man sich in Deutschland «zu Hause» fühlen.¹⁸⁶ Sogar am Sylvestertag 1932 war es noch möglich, wie Lion Feuchtwangers fiktive Charaktere in dem Roman «Die Geschwister Oppermann» darüber zu witzeln, ob «dieser Führer» als «Ausrufer einer Jahrmarktsbude oder als Versicherungsagent» enden werde.¹⁸⁷

Drei Jahre Depression hatten Deutschland eine intolerantere Gesellschaft hinterlassen. Ein Zeichen dafür, dass die humanen Prinzipien, auf denen die Republik gegründet worden war, während der Depression langsam beschnitten wurden, war die Wiedereinführung der Todesstrafe Anfang der dreissiger Jahre. Wenige Jahre zuvor schien sie kurz vor der Abschaffung zu stehen. Die Nationalsozialisten machten sie zum Dreh- und Angelpunkt der von ihnen propagierten Wiederherstellung der «Ordnung».¹⁸⁸ Ein weiterer Indikator für ein sich wandelndes Klima, in dem liberale Werte eine rasche Erosion erfuhren, war die Radikalisierung medizinischer Positionen zur Eugenik und «Rassenhygiene». Die Unterbringungskosten für geistig Kranke in geschlossenen Anstalten in einer Zeit drastischer Kürzung der öffentlichen Ausgaben sorgten für zunehmenden Druck, Gesetze zu verabschieden, die die freiwillige Sterilisation von Menschen mit Erbkrankheiten vorsahen. Die wachsende Unterstützung der Ärzte, Psychiater, Juristen und Beamten führte mit Hilfe des Deutschen Ärzteverbands zur Konzeption von Entwürfen für ein Reichssterilisationsgesetz. Die Ärztekammern in Württemberg und Preussen untermauerten im November und Dezember 1932 ihre Unterstützung für derartige Gesetzesvorhaben.¹⁸⁹ Hitlers Partei, die ein Drittel der Wähler hinter sich wusste, ging weiter und trat für die Zwangssterilisierung erblich kranker Menschen ein. Nach der Machtübernahme vergedeten die Nationalsozialisten keine Zeit und erliessen die entsprechenden Gesetze. Doch die «Experten» hatten vor Hitlers Amtsübernahme den Boden bereitet.

Ende 1932 spiegelten die Bilder, die man sich von Hitler machte, weiterhin die wichtigsten kulturellen Trennlinien und Milieus der deutschen Gesellschaft.¹⁹⁰ In der sozialdemokratischen und kommunistischen Linken, die sich darin nur wenig unterschieden, wurde Hitler als «Mietling» des Grosskapitals porträtiert, der «Frontmann» der Imperialisten, das politische «Schlachttross» der Feinde der Arbeiterklasse.

Diese Sichtweisen, die Hitler so unterschätzten, dass sie die ideologische Dynamik des Nationalsozialismus nicht erkannten, hielten sich nach 1933 in den linken Widerstandsorganisationen. Den Katholiken, das andere Milieu, in das der Nationalsozialismus vor und nach 1933 nur unter grössten Schwierigkeiten einzudringen vermochte, galt Hitler vor allem als Kopf einer «gottlosen», antichristlichen Bewegung. Protestantische Kirchgänger reagierten unterschiedlich. Manche sahen die Gefahren, die eine neoheidnische Bewegung barg, die die niederen Instinkte der Massen geweckt hatte. Andere erkannten in einer Zeit sinkender Besucherzahlen bei den Gottesdiensten und Aushöhlung moralisch-ethischer Werte in Hitlers nationaler «Erlösung» das Potential einer späteren ethisch-religiösen Erneuerung.

Die nationalkonservative Rechte hatte Hitler zurzeit der Kampagne gegen den Young-Plan mit gewissen Sympathien bedacht, war nun aber feindselig gestimmt. Hitler wurde von den meisten als unnachgiebig und unverantwortlich porträtiert, als Demagoge, nicht als Staatsmann, als ein Hindernis für eine politische Erholung, als Chef einer extremistischen Bewegung mit bedrohlichen sozialistischen Tendenzen. Gegen dieses negative Bild muss man die Verherrlichung setzen, die Hitler von einem Drittel der Bevölkerung erfuhr, die in ihm trotz der Rückschläge im Sommer und Herbst noch immer die einzige Hoffnung für Deutschlands Zukunft sahen. Über dreizehneinhalb Millionen Menschen hatten bei der Reichstagswahl im Juli 1932 für Hitler gestimmt. Alle waren sie potentielle oder tatsächliche Anhänger des Führerkults. Trotz der Verluste im November bestand weiterhin ein grosser Rückhalt, dessen Stossrichtung im aussergewöhnlichen «Führer» der NSDAP personifiziert war. Wenn Hitler an die Macht kommen und einige Erfolge feiern könnte, dann bestand die Chance, dass die aus Antimarxismus, Hass auf Parteienpolitik und pluralistische Demokratie einerseits und einer Sehnsucht nach Wiederherstellung des Nationalstolzes unter einer autoritären Führung andererseits bestehenden Stränge eines ideologischen Konsenses zusammenfinden könnten, um seine Basis in der Bevölkerung zu verbreitern. Die entscheidende Frage war, ob er das Bild des die Menschen polarisierenden Parteiführers werde ablegen können, und imstande war, einen die Nation repräsentierenden Platz über den Parteien einzunehmen. Im Januar 1933 war dies für zwei Drittel der Deutschen noch nicht denkbar.

V

Die Ereignisse kulminierten im Januar 1933 zu einem aussergewöhnlichen politischen Drama, das sich jedoch weitgehend ausser Sicht des deutschen Volkes abspielte.

Vierzehn Tage nachdem Kurt von Schleicher das Amt des Reichskanzlers übernommen hatte, war sein Vorgänger Franz von Papen als Ehrengast zu einem Abendessen in den Berliner Herrenklub geladen. Unter den rund dreihundert Gästen, die am 16. Dezember 1932 der Rede lauschten, in der er seine Regierungsarbeit rechtfertigte, das Kabinett Schleicher kritisierte und seine Befürwortung einer Regierungsbeteiligung der NSDAP andeutete, war auch der Kölner Bankier Kurt Freiherr von Schröder. Wenige Wochen zuvor hatte Schröder zu den Unterzeichnern der Petition an Hindenburg gehört, die ihn aufforderte, Hitler zum Reichskanzler zu ernennen. Seit Monaten war er bereits ein Sympathisant des Nationalsozialismus und führendes Mitglied des «Kepler-Kreises». Schon im November hatte Kepler Schröder mitgeteilt, Papen sei möglicherweise bereit, sich bei Hindenburg zu Gunsten einer Kanzlerschaft Hitlers zu verwenden. Jetzt, nach der Rede Papens im Herrenklub, traf Schröder, der von den Ausführungen des ehemaligen Kanzlers angetan war, spätabends zu einer kurzen Besprechung der politischen Lage mit ihm zusammen. Die beiden kannten sich seit einiger Zeit. Und da Schröder Hitler ebenfalls kannte, war er der ideale Vermittler, da die Beziehungen zwischen dem NS-Führer und Papen noch auf Eis lagen. In dem Gespräch wurde, wahrscheinlich von Schröder, was mit letzter Sicherheit nicht nachzuweisen ist, ein Treffen zwischen Hitler und Papen vorgeschlagen. Ende Dezember rief Schröder Papen an und fragte, ob er in den nächsten Tagen für eine Unterredung zur Verfügung stehe. Man vereinbarte für den 4. Januar 1933 ein Treffen in Schröders Kölner Haus. Die Wahl fiel auf diesen Ort, da Papen an dem Tag von seinem Wohnsitz an der Saar nach Berlin reiste und beabsichtigte, in Düsseldorf im Haus seiner Mutter Station zu machen, und da Hitler in der Nähe unterwegs sein würde, um am gleichen Abend die Wahlkampagne in Lippe-Detmold zu eröffnen. Zwar kamen Ort und Zeit beiden entgegen, aber Kepler hatte schon am 16. Dezember nach Schröders Unterredung mit Papen das Haus des Bankiers als Treffpunkt vorgeschlagen.¹⁹¹

In seinem nach dem Krieg verfassten Bericht deutete Schröder an, er habe bei Kollegen in der Wirtschaftswelt vorgefühlt, was sie von einer

Regierungszusammenarbeit zwischen Papen und Hitler hielten, und sei auf ein positives Echo gestossen. Ihnen lag an einer Regierung, die die Stimmung gegen den Bolschewismus stärkte, und sie hofften darauf, dass die Nationalsozialisten nach dem Machtantritt ein stabiles politisches Klima schaffen würden, in dem sich die Wirtschaft erholen könnte, und dass sie alle Beschränkungen, die der Selbstständigkeit der Wirtschaft im Wege standen, beseitigen würden. Sie hofften, «ein starker Führer» werde an die Macht kommen und eine Regierung bilden, die lange Zeit im Amt bliebe.¹⁹²

Schröder hatte jedoch nur innerhalb des «Keppler-Kreises» sondiert, einer kleinen Zahl von Geschäftsleuten, die zweifelsfrei mit Hitler sympathisierten. Er hatte nicht mit führenden Industriellen gesprochen, weder mit einzelnen noch mit ihrer wichtigsten Organisation, dem Reichsverband der deutschen Industrie. Schröder hat keinesfalls, wie lange behauptet wurde, als Agent des Grosskapitals gehandelt. Er kannte deren führende Männer nicht, und diese wussten nichts von seinen Versuchen, Papen und Hitler zusammenzubringen.¹⁹³ Tatsächlich war man auf den Vorstandsetagen geteilter Meinung über die Regierung Schleicher. Die Ängste vor dem «Roten General», der unter Wirtschaftsführern als «Krypto-Sozialist» galt, hatten sich nicht bewahrheitet. Zugleich unterhielten sie kaum Beziehungen zum Nationalsozialismus.¹⁹⁴ Bedeutende Industrielle setzten weiterhin auf Papen. Sie hätten es vorgezogen, wenn er auf den Stuhl des Kanzlers zurückgekehrt, Hitler im Kabinett eine untergeordnete Rolle erhalten, und er damit die NSDAP hinter die Regierung gebracht hätte.¹⁹⁵ Im Januar waren es jedoch die Grossgrundbesitzer und der Reichslandbund, ihre Lobbyistenvereinigung, nicht die Industriekapitäne, die die Regierung Schleicher zu Fall brachten und an erster Stelle für Hitler als Kanzler eintraten.¹⁹⁶

Papen hat später die unaufrichtige Behauptung aufgestellt, es sei sein Ziel gewesen, Hitler zum Eintritt in die Regierung Schleicher zu überreden.¹⁹⁷ Tatsächlich wollte er erkunden, ob Hitler im Rahmen eines neuen Kabinetts zur Zusammenarbeit bereit war. Papen, so uneigennützig er sich später auch darstellte, litt unter der Ausbootung durch Schleicher. Und Hitler wusste, wenn ihm jemand Hindenburgs Zustimmung verschaffen konnte, dann war es Papen.¹⁹⁸

Papen traf um die Mittagszeit in Schröders Haus ein. Es sollte ein Geheimgespräch sein, aber die Nachricht war schon durchgesickert. Als er dem Taxi entstieg, wurde Papen fotografiert. Tags darauf berichtete die *Tägliche Rundschau*, die Zeitung des «Tat»-Kreises, bei dem

Treffen sei überlegt worden, wie Hindenburg mit Hilfe der Vermittlung Papens zur Berufung einer Regierung Hitler zu bewegen sei. Papen und Hitler mussten beide abstreiten, dass sie etwas anderes besprochen hätten als die «Möglichkeit einer grossen nationalen politischen Einheitsfront».¹⁹⁹ Als Papen eintraf, wartete Hitler, der das Haus durch den Hintereingang betreten hatte, mit Hess, Himmler und Keppler bereits auf ihn. Hitler, Papen und Schröder gingen ins Nebenzimmer. Schröder nahm an den Beratungen nicht teil.²⁰⁰ Hitler ging sofort in die Offensive, attackierte Papen wegen seines Verhaltens am 13. August und entrüstete sich über die Urteile gegen die Potempa-Mörder. Als er sich beruhigt hatte, ging es um das Format einer neuen Regierung. Hitler soll wiederholt von der Beteiligung der Anhänger Papens in einem Kabinett unter seiner Führung gesprochen haben, solange sie bereit seien, die «Entfernung» von Sozialdemokraten, Kommunisten und Juden aus «führenden Stellungen» und die «Wiederherstellung der Ordnung im öffentlichen Leben» zu akzeptieren.²⁰¹ Doch zum ersten Mal scheint Hitler angedeutet zu haben, er sei, zumindest für eine Weile, mit weniger als der Kanzlerschaft zufrieden. Einige Tage später teilte er Goebbels mit, Papen sei darauf aus, Schleicher zu stürzen, und finde Gehör beim Präsidenten: «Arrangement mit uns vorbereitet. Entweder die Kanzlerschaft oder Ministerien der Macht. Wehr und Innen. Dies lässt sich hören.»²⁰²

Wahrscheinlich hatte Papen Hitler daran erinnert, dass es weiterhin schwierig sei, Hindenburgs Einwände gegen einen Kanzler Hitler zu überwinden. Die Frage des neuen Regierungschefs wurde wahrscheinlich nicht beantwortet. Papen sprach verschwommen von einer Art Duumvirat und liess die Möglichkeit von Ministerämtern für einige Kollegen Hitlers offen, auch wenn dieser selbst sich für die Übernahme eines Amtes nicht bereit fühlte. Nach etwa zwei Stunden hatte man sich vor dem Mittagessen auf die Fortsetzung der Gespräche in Berlin oder an einem anderen Ort geeinigt. Offensichtlich meinte Papen, es seien Fortschritte erzielt worden. Einige Tage später, als er Industriellen von der Unterredung berichtete, vermittelte er den Eindruck, Hitler sei bereit, die Rolle des «Juniorpartners» in einem von Konservativen dominierten Kabinett zu spielen.²⁰³

In einem Gespräch mit Reichskanzler Schleicher deutete Papen am 9. Januar an, der NS-Führer werde mit den Reichswehr- und Innenministerien zufrieden sein. Damit implizierte Papen, er habe mit Hitler über dessen Beteiligung an einem Kabinett Schleicher, nicht über dessen Sturz

verhandelt. In einer Privataudienz teilte Papen Hindenburg am gleichen Tag mit, dass Hitler seine Forderungen zurückgeschraubt habe und zur Mitwirkung in einer Koalitionsregierung der Rechtsparteien bereit sei, unter der stillschweigenden Voraussetzung, dass Papen eine solche Regierung führen werde. Der Reichspräsident bat Papen, den Kontakt mit dem NS-Führer aufrechtzuerhalten.²⁰⁴

Bald kam es zu einem zweiten Treffen zwischen Hitler und Papen. Es fand in der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1933 im Arbeitszimmer von Ribbentrops Haus in Dahlem, dem eleganten Berliner Villenvorort, statt. Das Gespräch verlief ergebnislos, da Hitler von Papen erfuhr, dass Hindenburg seinen Widerstand gegen seine Ernennung zum Kanzler beibehalte. Zornig brach Hitler alle weiteren Beratungen bis nach der Wahl in Lippe-Detmold ab.²⁰⁵

Die Landtagswahl in dem Kleinstaat Lippe-Detmold mit seinen 173'000 Einwohnern²⁰⁶ wäre zu anderen Zeiten für Hitler und seine Partei kaum von vorrangiger Bedeutung gewesen. Doch jetzt bot sie der NSDAP die Chance, zu zeigen, dass sie nach den Verlusten im vorangegangenen November und der Strasser-Krise erneut auf dem Vormarsch sei. Trotz leerer Parteikassen scheute man keine Anstrengung, um ein gutes Ergebnis zu erzielen.²⁰⁷ Fast 14 Tage lang wurde Lippe-Detmold vor der Wahl am 15. Januar 1933 mit NS-Propaganda eingedeckt. Alle NS-Größen wurden ins Rennen geschickt. Als Redner traten Göring, Goebbels, Frick und Prinz August Wilhelm auf.²⁰⁸ Hitler selbst hielt 17 Reden in elf Tagen.²⁰⁹ Die Mühe zahlte sich aus. Gegenüber der Wahl im November gewann die NSDAP fast 6'000 Stimmen hinzu und steigerte ihren Anteil von 34,7 auf 39,5 Prozent. Die Nationalsozialisten holten vermutlich die meisten der Wähler zurück, die sie an die DNVP verloren hatten, die jetzt mehr als 3'000 Stimmen weniger verbuchte. Auch die Kommunisten verloren über 3'000 Stimmen, während die SPD mehr als 4'000 hinzugewann. Der Erfolg der Nationalsozialisten war jedoch weniger eindrucksvoll, als er dargestellt wurde. Denn verglichen mit dem Ergebnis vom Juli 1932 hatte die Partei immer noch etwa 3'000 Stimmen weniger bekommen.²¹⁰ Das wurde übersehen, allein der Erfolg zählte. Die Gunst des Volkes schien wieder gewonnen zu sein.²¹¹

Hitlers Position wurde weniger wegen des Wahlergebnisses als durch Schleichers wachsende Isolation gestärkt. Der Kanzler hatte Mitte Januar nicht nur alle Hoffnungen auf Gregor Strasser und mögliche nationalsozialistische Überläufer aufgeben müssen.²¹² Inzwischen hatte auch der Reichslandbund der Regierung Schleicher offen den Krieg

erklärt, weil sie Agrarprodukte nicht mit hohen Importzöllen belegen wollte. Schleicher war machtlos gegen eine derartige Opposition, die nicht nur die Unterstützung der DNVP, sondern der NSDAP fand. Eine Verständigung mit den Grossagrariern hätte den grundsätzlichen Widerstand von industriellen Arbeitgebern und Gewerkschaften sowie der Verbraucher bedeutet. Hilgenbergs Angebote, die DNVP hinter Schleicher zu bringen, wenn er dafür die zusammengelegten Ministerien für Wirtschaft und Ernährung erhalte, mussten zwangsläufig auf taube Ohren treffen. Folglich stellte sich die DNVP am 21. Januar ebenfalls offen gegen den Kanzler. Neben den Vorwürfen der Agrarier erinnerten lautstarke Anklagen gegen den «Bolschewismus» der Regierung, sie plante die Aufteilung zahlungsunfähiger ostdeutscher Güter in landwirtschaftliche Kleinsiedlungen für Erwerbslose, an die Kampagne, über die Brüning gestürzt war. Zudem wurde Schleichers Position durch den Mitte Januar ausbrechenden Osthilfe-Skandal geschwächt. Die Agrar-Lobby war erzürnt, dass die Regierung die Affäre nicht vertuscht hatte. Da einige mit Hindenburg eng befreundete Grossgrundbesitzer in sie verstrickt waren, war es möglich, den Reichspräsidenten als Sprachrohr für den Zorn gegen Schleicher zu gebrauchen. Und als nach Ende des Skandals bekannt wurde, dass Gut Neudeck, der Besitz des Reichspräsidenten, fünf Jahre zuvor ein Geschenk deutscher Geschäftsleute, zur Umgehung der Erbschaftssteuer auf den Sohn Hindenburgs eingetragen worden war, machte das Staatsoberhaupt Schleicher dafür verantwortlich, dass sein Name durch den Schmutz gezogen wurde.²¹³

Bei einer Kabinettsitzung am 16. Januar, einen Tag nach der Wahl von Lippe-Detmold, hatte Schleicher erneut die Frage aufgeworfen, die schon Papen im Herbst beschäftigt hatte: ob er nicht um Auflösung des Reichstags nachsuchen und Neuwahlen aufschieben solle; mit anderen Worten, ob er einen Verfassungsbruch riskieren solle. Anders als in Papens letzter Kabinettsitzung stellte sich kein Minister gegen den Vorschlag. Schleicher demonstrierte Optimismus, der Zeitgewinn versetze ihn in die Lage, seiner Regierung eine breitere Basis zu verschaffen. Er meinte im Sinne dessen, was er durch Papen wusste, Hitler habe seine Ansprüche auf das Kanzleramt aufgegeben und wolle nun, bescheiden geworden, Reichswehrminister werden, was Hindenburg ihm sicherlich verwehren werde.²¹⁴ Nun verfolgte Schleicher die gleiche verfassungswidrige Strategie, die er im Herbst 1932, als Papen sie vorschlug, abgelehnt hatte. Er brauchte jedoch die Unterstützung des Reichsprä-

sidenten. Anfang Dezember hatte Schleicher Hindenburg davon überzeugt, dass Verfassungsbruch und Ausrufung eines Ausnahmezustands das Risiko eines Bürgerkriegs bergen würden und die Reichswehr die inneren Unruhen unmöglich bewältigen könne. Jetzt stand er vor der schwierigen Aufgabe, den Präsidenten davon zu überzeugen, dass seine Prophezeiungen vom Dezember im Januar nicht eintreten würden, auch wenn sich die Bedingungen nur geringfügig geändert hatten. Schleichers Chancen standen schlecht.

Ribbentrop, der als Mittelsmann diente, hatte für den 18. Januar ein weiteres Treffen zwischen Hitler und Papen vereinbart.²¹⁵ In Begleitung von Röhm und Himmler vertrat Hitler, ermutigt durch den Erfolg in Lippe-Detmold und Schleichers wachsende Schwierigkeiten, gegenüber den vorangegangenen Unterredungen eine härtere Position und forderte die Kanzlerschaft. Als Papen Einwände erhob und behauptete, sein Einfluss auf Hindenburg genüge nicht, um dies zu bewerkstelligen, teilte Hitler dem früheren Kanzler mit, er sehe keinen Sinn in weiteren Gesprächen. Ribbentrop machte den Vorschlag eines Gesprächs mit Oskar von Hindenburg, dem Sohn des Präsidenten. Am nächsten Tag trug Ribbentrop mit Papen seine Anregung vor. Daraufhin wurde im Haus Ribbentrops ein Treffen für den späten Sonntagabend, 22. Januar, vereinbart, für das Oskar von Hindenburg und der Staatssekretär des Reichspräsidenten, Otto Meissner, ihr Kommen zusagten. Frick begleitete Hitler, Göring kam später dazu.²¹⁶ Tags zuvor hatte Hitler sich unpässlich gefühlt. Goebbels dachte, er schlafe und esse zu wenig.²¹⁷ Vielleicht war er noch nicht wieder der alte oder im Geiste schon bei dem Treffen mit Oskar von Hindenburg am selben Abend, als er im Berliner Sportpalast vor Parteifunktionären eine unterdurchschnittliche Rede hielt.²¹⁸ Aber als er um zehn Uhr bei Ribbentrop eintraf, war er entschlossen, Hindenburg junior zu beeindrucken.

Hitler und Oskar von Hindenburg unterhielten sich zwei Stunden lang, überdies redete der NS-Führer mit Papen, der ihm mitteilte, zwar halte der Präsident an seiner Ablehnung der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler fest, aber er wisse, dass es ob der veränderten Lage notwendig sei, die Nationalsozialisten in diese oder eine neue Regierung einzubinden. Hitler blieb unnachgiebig. Er betonte, die Kooperation der Nationalsozialisten sei nur unter seiner Kanzlerschaft zu haben, denn ihn reizte das offizielle Kommuniqué, das nach dem verhängnisvollen Treffen mit Hindenburg vom 13. August veröffentlicht worden war. Hitler beharrte darauf, dass es ihm damals nicht um die gesamte

Staatsgewalt gegangen sei und er nichts gegen eine breite Präsenz bürgerlicher Politiker in seinem Kabinett einzuwenden habe, solange diese nicht als Parteipolitiker aufträten.²¹⁹ Für sich selbst forderte er die Kanzlerschaft, daneben nur das Reichsministerium des Inneren für Frick und einen weiteren Kabinettsposten für Göring. Diese Forderungen lagen unter denen, die er Schleicher im August 1932 vorgetragen hatte.²²⁰ Papen forderte für sich den Posten des Vizekanzlers.²²¹ Auf dieser Basis war er nun bereit, auf die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler zu drängen, versprach aber, sich zurückzuziehen, sobald es Anzeichen dafür gebe, dass er nicht Hitlers Vertrauen besitze.²²² Auf dem Rückweg von Dahlem sagte Oskar von Hindenburg zu Meissner, er sei von Hitlers Aussagen beeindruckt.²²³ Hitler äusserte sich weniger schmeichelfhaft über den Präsidentensohn. «Der junge Oskar», teilte er Goebbels mit, «ein seltenes Abbild von Doofheit.»²²⁴

Am nächsten Tag teilte Reichskanzler Schleicher, der erkannt hatte, wie stark seine Position gefährdet war, dem Präsidenten mit, dass bei der verspäteten Wiedereinberufung des Reichstages am 31. Januar mit einem Misstrauensvotum zu rechnen sei. Er verlangte einen Auflösungs-erlass und die Aufschiebung von Neuwahlen. Hindenburg wollte die Frage der Parlamentsauflösung bedenken, lehnte aber einen Bruch von Artikel 25 der Weimarer Verfassung ab.²²⁵ Was er Papen fünf Monate zuvor hatte zugestehen wollen, verweigerte er nun Schleicher. Der General konnte dagegen kaum aufbegehren, hatte er doch selbst Anfang Dezember von diesem drastischen Schritt abgeraten. Zugleich stand Hindenburg nicht mehr viel Spielraum zur Verfügung. Erneut hatte er eine Kanzlerschaft Hitlers abgelehnt.²²⁶ So blieb nur ein zweites Kabinett Papen, Hindenburgs Lieblingslösung, die die Krise nicht beenden würde und sogar von Papen skeptisch betrachtet wurde. Während in Berlin die Gerüchte einander ablösten, erschienen die Erneuerung von Papens «Kampfkabinett», mit Hugenberg als starkem Mann, und die Erklärung des Ausnahmezustandes als weitaus beunruhigender als eine Regierung Hitler.²²⁷ Die Befürchtungen nahmen zu, als Schleicher, dem der Reichspräsident den Auflösungs-erlass verweigert hatte, am 28. Januar 1933 gemeinsam mit seiner Regierung zurücktrat.²²⁸ Stunden später bat Hindenburg Papen, auf eine verfassungskonforme Lösung mit einer Reichstagsmehrheit hinarbeiten.²²⁹ Laut Papens eigenem Bericht ersuchte ihn der Präsident, die Möglichkeiten eines Kabinetts Hitler zu sondieren.²³⁰ Papen teilte Ribbentrop mit, er möge sofort Kontakt mit Hitler aufnehmen. Jetzt hatte man einen Wendepunkt erreicht. Nach

seinem Gespräch mit Hindenburg hielt Papen eine Kanzlerschaft Hitlers für möglich.²³¹

Nachdem Papen sich mit der Vorstellung einer Regierung Hitler abgefunden hatte, blieb für ihn die Frage, wie man gewährleiste, dass Hitler von verlässlichen und verantwortlichen Konservativen in Schach gehalten werde. Am 27. Januar, einen Tag vor dem Rücktritt Schleichers, war Hitler zu rationalen Überlegungen praktisch nicht fähig gewesen. Er teilte seinen Beratern mit, er habe Hindenburg nichts mehr zu sagen, und brach voller Zorn seine Gespräche mit Hugenberg ab, als der Führer der DNVP seine Forderung, einen Nationalsozialisten zum preussischen Innenminister zu ernennen, und die für Hitler sehr wichtigen Neuwahlen zum Reichstag zurückwies.²³² Hitler war ausser sich vor Wut und Frustration. Göring und Ribbentrop mussten ihn beruhigen und davon abhalten, Berlin sogleich Richtung München zu verlassen. «Ich habe Hitler noch nie in einem solchen Zustand gesehen», bemerkte Ribbentrop. «Ich schlage ihm und Göring vor, Papen abends allein zu sprechen» – Hitler hatte eine Begegnung abgelehnt – «und ihm die ganze Situation klarzulegen. Abends spreche ich mit Papen und überzeuge ihn schliesslich, dass nur die Kanzlerschaft Hitlers, für die er sich ganz einsetzen müsse, einen Sinn hätte. Papen sagt, dass die Hugenbergsche Sache nur eine untergeordnete Rolle spiele, und erklärt, dass er sich jetzt voll und ganz zur Kanzlerschaft Hitlers bekenne, was den entscheidenden Wendepunkt in der Haltung Papens bedeutete. (...) Diese Erkenntnis Papens ist meines Erachtens der Wendepunkt der ganzen Frage.»²³³

Nach dem Rücktritt des Kabinetts Schleicher am 28. Januar kam Papen mit Hugenberg und Hitler zusammen.²³⁴ Hugenberg war zwar ebenfalls der Ansicht, dass nur ein Kabinett Hitler ein Fortschritt sei, betonte aber, wie wichtig es sei, die Macht des neuen Kanzlers zu beschränken. Als Preis für die Unterstützung der DNVP wollte er Wirtschaftsminister im Reich und in Preussen werden. Wie immer seit August 1932 lehnte Hitler eine mit der Reichstagsmehrheit gebildete Regierung ab und strebte ein Präsidialkabinett mit den gleichen Befugnissen an, die Papen und Schleicher zugebilligt worden waren. Er bekräftigte seine Bereitschaft zur Berücksichtigung von Ministern früherer Kabinette, die der Präsident favorisiere, solange er Reichskanzler und -kommissar für Preussen sei und Mitglieder seiner Partei an die Spitze der Innenministerien im Reich und in Preussen stellen könne.²³⁵ Da die weitgehenden Vollmachten für Preussen nicht ohne Weiteres zu

haben waren, versuchten Ribbentrop und Göring Hitler zu überreden, sich mit weniger abzufinden. Schliesslich akzeptierte er «mit mühsam verhaltenem Groll», dass die Befugnisse des Reichskommissars für Preussen beim Vizekanzler Papen bleiben würden.²³⁶

Unterdessen hatte Papen telephonisch Kontakt mit mehreren früheren Kabinettsmitgliedern aufgenommen, Konservative, die sich Hindenburgs Wertschätzung erfreuten. Alle sagten ihre Mitarbeit in einem Kabinett Hitler mit Papen als Vizekanzler zu, lehnten eine Beteiligung an einem «Kampfkabinett» Papen-Hugenberg jedoch ab. Das beeindruckte Hindenburg, als Papen ihm spätabends am 28. Januar 1933 Bericht erstattete. Erfreut nahm er die «Mässigung» Hitlers zur Kenntnis. Zum ersten Mal war der Reichspräsident offen für ein Kabinett Hitler.²³⁷ Der Bann war gebrochen.

Hindenburg und Papen besprachen die Zusammensetzung des Kabinetts. Der Präsident war froh, dass der ihm vertraute Neurath das Aussenministerium behalten werde. Für das Reichswehrministerium wolle er einen ebenso vernünftigen Mann, nun da Schleicher gegangen war. Er schlug Werner von Blomberg vor, den Heereskommandeur in Ostpreussen und derzeitigen technischen Berater der deutschen Delegation bei der Abrüstungskonferenz in Genf. Hindenburg hielt ihn für äusserst verlässlich und «völlig unpolitisch». Am nächsten Morgen wurde Blomberg nach Berlin zurückbeordert.²³⁸

Papen setzte seine Tätigkeit als Machtmakler am 29. Januar vormittags in Beratungen mit Hitler und Göring fort. Sie erzielten Übereinstimmung über die Zusammensetzung des Kabinetts. Alle Posten ausser zweien (abgesehen vom Kanzler) sollten mit Konservativen, nicht mit Nationalsozialisten besetzt werden. Neurath (Aussenminister), Schwerin von Krosigk (Finanzminister) und Eltz-Rübenach (Post- und Transportminister) hatten dem Kabinett Schleicher angehört. Das Justizministerium blieb zunächst unbesetzt. Frick wurde von Hitler als Reichsinnenminister nominiert. Als Ausgleich für das Zugeständnis im Hinblick auf den Reichskommissar für Preussen akzeptierte Papen, dass Göring nominell als sein Stellvertreter im preussischen Innenministerium amtieren werde.²³⁹ Dieser entscheidende Posten verhalf den Nationalsozialisten im Endeffekt zur Kontrolle der Polizei in Preussen, das zwei Drittel des Reichsterritoriums umfasste. Bislang war für Goebbels noch kein Platz in einem Propagandaministerium geschaffen worden, wie es die Nationalsozialisten schon im Sommer 1932 erwartet hatten. Doch Hitler sicherte Goebbels zu, sein Ministerium warte auf ihn. Es sei nur

eine Frage der notwendigen Taktik im Rahmen einer Übergangslösung. Davon abgesehen brauchte Hitler Goebbels für die Wahlkampagne, die, wie er insistierte, auf seine Ernennung zum Reichskanzler folgen müsse.²⁴⁰ Papen sprach noch am gleichen Tag mit Hugenberg und den Führern des Stahlhelm, Seldte und Duesterberg. Hugenberg hatte noch immer Einwände gegen die Forderungen der Nationalsozialisten nach Neuwahlen, bei denen es für seine Partei nichts zu gewinnen gab. Da ihn das Angebot des mächtigen Wirtschaftsministeriums, auf das er schon lange ein Auge geworfen hatte, lockte, bot er versuchsweise seine Mitarbeit an.²⁴¹ Im November 1932 hatte Hugenberg Hindenburg mitgeteilt, er halte Hitler für nicht vertragstreu. «Seine ganze Art der Behandlung politischer Dinge erschwert es ausserordentlich, dass Hitler die politische Führung übertragen bekommen könne», hatte Hugenberg damals geurteilt. Gegen einen solchen Schritt hege er starke Bedenken, fügte er hinzu.²⁴² Jetzt verdrängten eigene Machtambitionen diese Vorbehalte. Als der stellvertretende Bundesvorsitzende des Stahlhelm, Theodor Duesterberg, Hugenberg Ende Januar vor den Folgen der Übergabe der Kanzlerschaft an einen so unehrlichen Mann wie Hitler warnte, wischte Hugenberg die Einwände vom Tisch. Es könne nichts geschehen. Hindenburg werde Reichspräsident bleiben und Oberbefehlshaber der Streitkräfte; Papen sei Vizekanzler; er selbst werde die gesamte wirtschaftliche Sphäre kontrollieren, einschliesslich der Landwirtschaft; Seldte (der Stahlhelm-Führer) übernehme das Arbeitsministerium. «Wir rahmen also Hitler ein», schloss Hugenberg. Duesterberg erwiderte, Hugenberg werde eines Nachts noch in Unterhosen durch den Garten des Ministeriums fliehen, um der Verhaftung zu entgehen.²⁴³

Einige von Papens konservativen Freunden brachten ihre tiefe Besorgnis über die Aussicht auf ein Kabinett Hitler zum Ausdruck. Papen sagte ihnen, im Rahmen der Verfassung gebe es keine Alternative.²⁴⁴ Einem, der ihn warnte, er begeben sich in Hitlers Hände, erwiderte Papen: «Sie irren sich, wir haben ihn uns engagiert.»²⁴⁵

Noch ein letztes Problem harrte der Lösung. Hitler bestand bei seinem Treffen mit Papen auf Neuwahlen, denen ein Ermächtigungsgesetz zu folgen habe. Das war der entscheidende Punkt für Hitler, denn ein «Ermächtigungsgesetz» war die notwendige Voraussetzung, um ohne Reichstag oder die für Notverordnungen erforderliche Unterstützung des Reichspräsidenten regieren zu können. Doch die aktuelle Zusammensetzung des Reichstages gab keinen Anlass zur Hoffnung auf die Verabschiedung eines «Ermächtigungsgesetzes». Papen liess über Rib-

bentrop verlauten, dass Hindenburg Neuwahlen ablehne. Ribbentrop leitete die Botschaft Hitlers an den Präsidenten weiter, dass es nach der angestrebten keine weitere Wahl mehr geben werde. Am Nachmittag des 29. Januar konnte Papen Göring und Ribbentrop mitteilen, dass alles klar sei. «Alles perfekt», lautete Görings Rückmeldung ins Hotel Kaiserhof.²⁴⁶ Hitler wurde für elf Uhr am nächsten Morgen vom Reichspräsidenten zum Amtseid erwartet.²⁴⁷

Doch am Abend gab es erneut Aufregung. Werner von Alvensleben, einer der Mittelsmänner Schleichers, erschien in Goebbels' Haus mit dem Gerücht, dass Hindenburg doch ein Minderheitenkabinett Papen ernennen werde. Das war etwas, was die Reichswehr nicht akzeptieren könne. Oskar von Hindenburg werde am nächsten Tag verhaftet. Der Präsident, der als nicht mehr amtstüchtig galt, sei auf Gut Neudeck gebracht worden. Hitler und Göring, die sich im Nebenzimmer befanden, wurden sofort informiert. Göring verlor keine Zeit, um Meissner und Papen zu berichten. Goebbels reagierte skeptisch. Doch die NS-Führung nahm die Gerüchte so ernst, dass sie die Berliner SA in Alarmbereitschaft versetzte.²⁴⁸ Auch die Umgebung des Präsidenten wurde aktiv. Am nächsten Morgen sandte man Oskar von Hindenburg zum Anhalter Bahnhof, um Blomberg bei seiner Ankunft aus Genf abzufangen, bevor er von einem Adjutanten General von Hammersteins, des Stabschefs der Reichswehr, der ebenfalls auf dem Bahnsteig wartete, ins Heereshauptquartier gebracht werden konnte. Blomberg wurde direkt zum Präsidenten gefahren, über die angeblichen Putschpläne informiert und als neuer Reichswehrminister vereidigt – ein Verstoss gegen die Verfassung, da Minister nur auf Vorschlag des Regierungschefs vereidigt werden konnten. Blomberg erfuhr von Hindenburg, er habe die Pflicht, den Kurs Schleichers umzukehren und die Reichswehr aus der Politik herauszuhalten.²⁴⁹

Eine Viertelstunde vor dem Termin beim Reichspräsidenten am Montag, dem 30. Januar 1933, um elf Uhr, hatten die Mitglieder des neuen Kabinetts, die durch die Gärten der Ministerien zur Reichskanzlei, der Residenz Hindenburgs, solange das Präsidentenpalais renoviert wurde, gingen, ihre Unstimmigkeiten noch nicht bereinigt. Hitler, der nicht zum Reichskommissar für Preussen ernannt werden würde, hatte die Begrenzung seiner Befugnisse noch nicht verwunden. Abermals bestand er auf Neuwahlen. Hugenberg hielt dagegen. Hitler und Hugenberg waren in eine hitzige Debatte vertieft, als sie in Meissners Zimmer auf den Präsidenten warteten. Das Kabinett hätte zu Fall kommen können,

bevor es vereidigt worden war. Hitler versprach, die Zusammensetzung des Kabinetts werde durch die Wahlergebnisse nicht verändert. Hugenberg blieb unbeeindruckt. Der Zeitpunkt für die Vereidigung war gekommen. Doch der Streit ging weiter. Meissner ermahnte sie, den Präsidenten nicht länger warten zu lassen. Papen mischte sich ein, um Hugenberg zu bitten, das Wort eines deutschen Mannes zu achten. Die letzte Konzession, die Papen Hitler abrang, unverzüglich Verhandlungen mit Zentrum und BVP zur Verbreiterung der parlamentarischen Basis aufzunehmen, war wertlos. Kurz bevor das neue Kabinett die Gemächer des Reichspräsidenten betrat, kam man überein, um den Auflösungserslass zu bitten, den Hitler so dringend brauchte.²⁵⁰

Endlich, kurz nach zwölf Uhr, strömten die Mitglieder des Kabinetts Hitler in die Räume des Präsidenten. Hindenburg, pikiert ob der Verspätung, hielt eine kurze Begrüßungsrede und brachte seine Zufriedenheit zum Ausdruck, dass die nationalistische Rechte zu guter Letzt zusammengefunden habe.²⁵¹ Papen stellte die Herren einander vor. Hindenburg nickte zustimmend, als Hitler feierlich gelobte, seine Verpflichtungen ohne Rücksicht auf Parteiinteressen und zum Wohle der ganzen Nation zu erfüllen. Auch die kurze Rede, die der neue Reichskanzler überraschend hielt, in der er betonte, sich um den Erhalt der Verfassung bemühen, die Rechte des Reichspräsidenten achten und nach der nächsten Wahl zur normalen parlamentarischen Regierung zurückkehren zu wollen, nahm Hindenburg zustimmend zur Kenntnis. Hitler und seine Minister erwarteten eine Antwort. Doch der Präsident sagte nur einen Satz: «Und nun, meine Herren, vorwärts mit Gott!»²⁵²

VI

«Hitler ist Reichskanzler. Wie im Märchen!» notierte Goebbels in sein Tagebuch.²⁵³ In der Tat war etwas Aussergewöhnliches geschehen. Was ausser den NS-Fanatikern keine zwölf Monate zuvor nur wenige für möglich gehalten hatten, war Wirklichkeit geworden. Gegen alle Erwartung hatte sich Hitlers aggressive Hartnäckigkeit, zu der es keine Alternative gab, ausgezahlt. Was er selbst nicht geschafft hatte, seine «Freunde» in gehobenen Stellungen hatten es für ihn erreicht. Der Niemand aus Wien, der unbekannte Soldat, der Bierkelleragitator, der Chef einer Partei, die jahrelang nur eine verrückte politische Randerscheinung gewesen war, ein Mann ohne Erfahrungen mit der Verwal-

tung eines komplizierten Staatsapparats, dessen praktisch einzige Qualifikation die Fähigkeit war, die nationalistischen Massen zu mobilisieren, deren niedere Instinkte er mit einer ungewöhnlichen Begabung aufzupfeitschen verstand, dieser Mann war nun mit der Verantwortung für die Regierung eines der führenden Staaten in Europa betraut worden.

Seine Absichten waren über die Jahre kaum geheim geblieben. Mochte er sich auch zu einem legalen Weg zur Macht bekannt haben, er hatte gesagt, es würden Köpfe rollen. Der Marxismus werde «ausgelöscht»; die Juden würden «beseitigt». Deutschland werde seine Streitkräfte zu alter Stärke wiederaufbauen, die Fesseln von Versailles zerreißen und «mit dem Schwert» das Land erobern, das es als seinen «Lebensraum» benötige. Nur wenige nahmen ihn beim Wort und meinten, er sei gefährlich. Doch sehr viel mehr Menschen, von rechts bis links, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten, Kommunisten, unterschätzten seine Absichten und skrupellosen Machtinstinkte und betrachteten seine Fähigkeiten zugleich mit Verachtung.²⁵⁴ Mochte die Linke Hitler auch unterschätzt haben, zumindest für die Machtübernahme trug sie keine Verantwortung, denn Sozialdemokraten, Kommunisten und Gewerkschaften konnten, da ihre Einflussmöglichkeiten seit 1930 geschwunden waren, dem Gang der Ereignisse nur noch zusehen. Vielmehr war es die Blindheit der Rechtskonservativen für die offensichtlichen Risiken ihrer Entschlossenheit, die Demokratie «auszuschalten» und den Sozialismus zu zerstören und die daraus resultierende Unregierbarkeit, die dazu geführt hatten, dass die Macht dieses – wie ein verwundeter Riese voller Aggression steckenden – Nationalstaates in die Hände des gefährlichen Führers einer politischen Verbrecherbande gelangte.

Hitlers Machtübernahme war keinesfalls unvermeidlich, war kein Naturereignis. Wenn Hindenburg Schleicher den Auflösungserlass gewährt hätte, wie er es im Falle Papens bereitwillig getan hatte, und die Neuwahlen über die verfassungskonforme 60-Tage-Frist hinaus verschoben hätte, wäre es möglich gewesen, einen Kanzler Hitler zu vermeiden. Da die wirtschaftliche Trendwende ebenso bevorstand wie ein Zusammenbruch der NS-Bewegung, falls diese nicht bald die Macht übernahm, hätte die Zukunft sogar unter einem autoritären Kabinett ganz anders ausgesehen. Sogar als das künftige Kabinett am 30. Januar um elf Uhr über den Streitigkeiten zwischen Hitler und Hugenberg den Präsidenten warten liess, hätte die Kanzlerschaft Hitlers noch platzen können. Die Geschichte vom Aufstieg nach bescheidenen Anfängen, der über einen «Triumph des Willens» im Griff nach der Macht gipfelte,

war der Stoff, aus dem die nationalsozialistische Legende gewebt wurde. Tatsächlich spielten bei Hitlers Weg ins Kanzleramt politische Fehlkalkulationen derer, die regelmässig Zugang zu den Vorhöfen der Macht hatten, eine grössere Rolle als persönliche Aktionen des NS-Führers.

Sein Aufstieg hätte schon lange vor dem Schlussakt im Januar 1933 gestoppt werden müssen. Es gab einige Gelegenheiten, doch die beste ging vorüber, als die Justiz es nach dem Putsch vom November 1923 versäumte, Hitler jahrelang hinter Gitter zu bringen, und dieser Unterlassung ein weiteres Versäumnis hinzufügte, als sie ihn im Dezember 1924 auf Bewährung entliess und ihm einen Neuanfang ermöglichte. Doch diese Fehlkalkulationen, nach dem Putschversuch und während der Depression, als zunächst die Möglichkeit, dann die Wirklichkeit einer Kanzlerschaft Hitlers eröffnet wurde, waren keine zufälligen Entscheidungen, denn sie gingen von einer politischen Klasse aus, deren Entschlossenheit, die neue, verhasste, höchstens geduldete demokratische Republik anzugreifen und deren mangelnde Entschlossenheit, sie zu verteidigen, ihrem Zerstörungstrieb folgte und die nicht etwa voller Eifer Hitler den gewundenen Weg ins Kanzleramt bahnte.

Die Demokratie wurde kampflos aufgegeben, sowohl beim Kollaps der grossen Koalition im Jahr 1930 als auch beim kalten Staatsstreich Papens in Preussen im Juli 1932. Beide Ereignisse offenbarten, wie dünn die Basis der Demokratie war. Das lag nicht nur daran, dass mächtige Gruppen sich nie mit der Demokratie arrangiert hatten und versuchten, sie zu Fall zu bringen. Während der Depression wurde die Demokratie weniger aufgegeben als von Elitegruppen bewusst untergraben, die ihre eigenen Ziele verfolgten. Dabei ging es nicht um vorindustrielle Überbleibsel, sondern, wie reaktionär ihre politischen Ziele auch waren, um moderne Lobbys, die darauf hinarbeiteten, ihre angestammten Interessen in einem autoritären System zu fördern.²⁵⁵ Beim Schlussakt waren die Agrarier und die Armee einflussreicher als die Vertreter der Grossunternehmer.²⁵⁶ Doch auch letztere hatten, politisch kurzsichtig und eigennützig, beträchtlich zur Aushöhlung der Demokratie beigetragen, was als Vorspiel für Hitlers Erfolg notwendig war.

Auch die Massen hatten ihre Rolle beim Untergang der Demokratie gespielt. Niemals waren die Umstände für den Aufbau einer erfolgreichen Demokratie so ungünstig gewesen wie in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg. Schon nach der ersten Reichstagswahl 1920 hatten die Parteien, die die Republik am meisten unterstützten, keine parlamentarische Mehrheit. Die Demokratie überlebte diese ersten Turbu-

lenzen, obwohl grosse Teile der Wählerschaft sich ihr mit Haut und Haaren widersetzen. Wer will bestreiten, dass die Demokratie, wenn die grosse Depression sie nicht vom Kurs abgebracht hätte, nicht doch zur Ruhe gekommen wäre und sich gefestigt hätte? Aber die Demokratie war keineswegs gesund, als die Depression Deutschland erfasste. Während der Krise liessen die Massen die Demokratie scharenweise im Stich. 1932 waren von den Stützen der Demokratie nur die geschwächten und vielfach unentschiedenen Sozialdemokraten, manche Gruppen des Zentrum, das als Partei scharf nach rechts gerückt war, und eine Handvoll Liberaler übriggeblieben. Die Republik war tot. Offen war nur die Frage, welches autoritäre System sie ersetzen würde.

Hitler stand nicht für eine klassische bonapartistische Lösung. 1932 gab es kein Gleichgewicht der Klassen.²⁵⁷ Die Arbeiterklasse war eingeschüchtert und an der Depression zerbrochen, ihre Organisationen waren geschwächt und machtlos. Den herrschenden Gruppen fehlte die Massenbasis zur Festigung ihrer Vormachtstellung und endgültigen Zerschlagung der Macht der organisierten Arbeiterschaft. Diese Aufgabe sollte Hitler für sie erledigen. Die Überlegung, er könne mehr als das tun, alle Vorhersagen überdauern und seine Macht auf ihre Kosten ungeheuer ausdehnen, kam ihnen entweder nicht in den Sinn oder galt als höchst unwahrscheinliches Ergebnis. Wie ein Leitmotiv durchzieht die Unterschätzung Hitlers und seiner Bewegung durch die Machtmakler die Intrigen, die ihn in die Reichskanzlei brachten.

Die Geisteshaltungen, die sowohl Eliten und Massen in ihrem Verhalten lenkten als auch Hitlers Aufstieg ermöglichten, waren ein Teil der deutschen politischen Kultur und waren schon in den letzten 20 Jahren vor dem Ersten Weltkrieg erkennbar geworden.²⁵⁸ Analogien waren auch in anderen Ländern, vor allem in Italien, zu beobachten. Doch die Parallelen bedeuten weder eine grosse Ähnlichkeit noch gar eine Identität der Phänomene. Die meisten Elemente der politischen Kultur, die den Nationalsozialismus speisten, waren spezifisch deutsch. Und die besonders unter Intellektuellen verbreitete Vorstellung einer Einzigartigkeit, ja kulturellen Überlegenheit der deutschen Nation war ein Pfund, mit dessen chauvinistischer und verballhornter Version Hitler wuchern konnte.²⁵⁹ Dessen ungeachtet war Hitler kein unausweichliches Ergebnis des deutschen «Sonderwegs», kein logischer Höhepunkt langfristiger Entwicklungen spezifisch deutscher Kultur und Ideologæ.²⁶⁰

Doch genausowenig war er nur ein «Unfall» im Lauf der deutschen

Geschichte. Ohne die einzigartigen Bedingungen, unter denen er prominent wurde, wäre Hitler ein Niemand gewesen. Es fällt schwer, sich vorzustellen, dass er die Bühne der Weltgeschichte zu einer anderen Zeit bestiegen hätte. Sein Stil, seine Rhetorik hätten ohne diese Bedingungen keine Ausstrahlung ausgeübt. Die Einwirkung von Krieg, Revolution und nationaler Demütigung auf das deutsche Volk und die akute Angst vor dem Bolschewismus in weiten Bevölkerungskreisen verschafften Hitler seine Plattform. Er nutzte die Bedingungen brillant aus. Mehr als jeder andere Politiker seiner Epoche war er das Sprachrohr für die ungewöhnlich intensiven Ängste, Ressentiments und Vorurteile gewöhnlicher Menschen, die sich weder von den Linksparteien angezogen noch im politischen Katholizismus zu Hause fühlten. Und mehr als jeder andere Politiker seiner Epoche bot er solchen Menschen die Aussicht auf eine neue und bessere Gesellschaft, die scheinbar auf «wahren» deutschen Werten beruhte, mit denen sie sich identifizieren konnten. Die Zukunftsvision ging in Hitlers Appell Hand in Hand mit der Anprangerung der Vergangenheit. Die «totale» Vertrauenskrise eines auf diskreditierter Parteipolitik und bürokratischer Verwaltung gründenden Staatssystems hatte über ein Drittel der Bevölkerung dazu bewegt, ihren Glauben und ihre Hoffnungen auf eine Politik nationaler «Erlösung» zu setzen. Der Persönlichkeitskult verwandelte Hitler in eine Verkörperung dieser Hoffnung.²⁶¹

Was immer die Zukunft bieten würde, für jene, die nicht in den Tadel der SA-Horden einfallen konnten, die am 30. Januar 1933 abends feierlich durchs Brandenburger Tor marschierten, war sie im besten Fall unsicher. Als «einen Sprung ins Dunkle» beschrieb eine katholische Zeitung Hitlers Ernennung zum Reichskanzler.²⁶²

Und es gab jene, nicht nur unter der geschlagenen Linken, die eine Katastrophe vorhersahen. «Sie haben (...) unser heiliges deutsches Vaterland einem der grössten Demagogen aller Zeiten ausgeliefert», schrieb Ludendorff, der aus eigener Erfahrung wusste, wovon er schrieb, an Hindenburg, seinen früheren Kollegen in der Obersten Heeresleitung. «Ich prophezeie Ihnen feierlich, dass dieser unselige Mann unser Reich in den Abgrund stürzen und unsere Nation in unfassbares Elend bringen wird. Kommende Geschlechter werden Sie wegen dieser Handlung in Ihrem Grabe verfluchen.»²⁶³



28. Hitler in SA-Uniform (abgelehnt), 1928/1929.

29. (links) Hitler in Rednerpose.
Postkarte vom August 1927.



30. Hitlerrede vor der Führung der
NSDAP, München, 30. August 1928.
Von links nach rechts: Alfred Rosenberg,
Walther Buch, Xaver Schwarz, Hitler,
Gregor Strasser, Heinrich Himmler.
An der Tür, die Hände gefaltet, sitzt
Julius Streicher, links neben ihm
Robert Ley.





31.(oben) Geli Raubal und Hitler, um 1930.

32.Eva Braun in Heinrich Hoffmanns Studio, Anfang 1930.



33. (links) Reichspräsident Paul von Hindenburg.



34. (links) Reichskanzler Heinrich Brüning (links) mit Benito Mussolini, Rom, August 1931.

35. Reichskanzler Franz von Papen (vorne rechts) mit Staatssekretär Otto Meißner beim Verfassungstag am 11. August 1932. Hinter Papen im Zylinder der Reichsminister des Innern, Wilhelm Freiherr von Gayl, der am gleichen Tag Verfassungsänderungen für die Schaffung eines autoritären Staates vorschlug.



36. Gregor Strasser und Joseph Goebbels bei der SA-Parade für Hitler in Braunschweig am 18. Oktober 1931.



37. (rechts) Ernst Thälmann, Vorsitzender der KPD, auf einer Kundgebung der «Roten Front» zum Zeitpunkt der sich zuspitzenden Krise der Weimarer Demokratie, um 1930.



38. Nationalsozialistisches Wahlplakat gegen Sozialismus und Judentum, 1932.



39. Kandidatenplakate für die Reichspräsidentenwahl, Berlin, April 1932.



40. Beratungen auf Gut Neudeck, dem Wohnsitz von Reichspräsident Paul von Hindenburg, 1932. Von links nach rechts: Reichskanzler Franz von Papen, Staatssekretär Otto Meißner (mit dem Rücken zur Kamera) Reichsminister des Innern Wilhelm von Gayl, Hindenburg und Reichswehrminister Kurt von Schleicher.

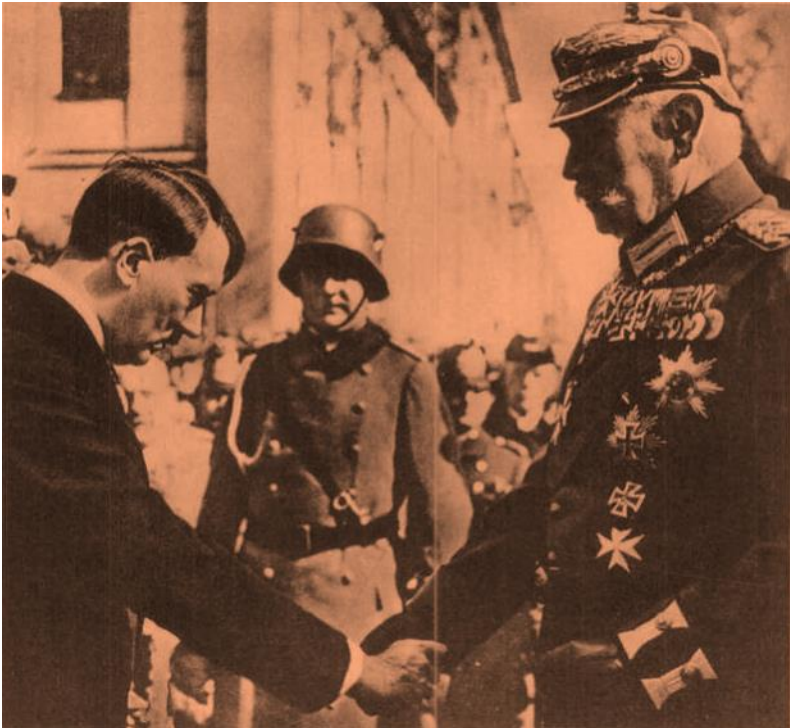


41. Reichskanzler Kurt von Schleicher bei einer Rede im Berliner Sportpalast, 15. Januar 1933.



42. Hitler im Cut. Testaufnahme kurz vor seiner Ernennung zum Reichskanzler, Hotel Kaiserhof, Berlin, Januar 1933.

43. Der «Tag von Potsdam», 21. März 1933: Hitler verbeugt sich demütig vor Reichspräsident Hindenburg.





44. SA-Terror gegen Kommunisten in Chemnitz, März 1933.

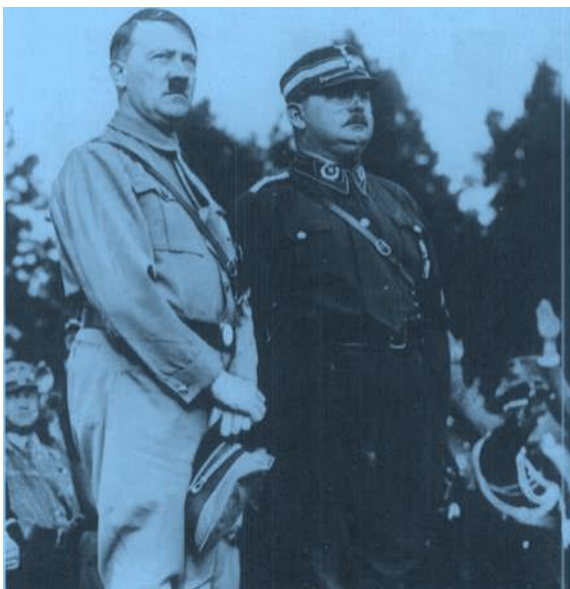
45. Boykott jüdischer Ärzte, April 1933.

46. Ein älterer Jude wird von der Polizei abgeführt, 1934.





47. Hindenburg und Hitler auf dem Weg zur Kundgebung im Berliner Lustgarten am «Tag der nationalen Arbeit», 1. Mai 1933. Am nächsten Tag wurden die Gewerkschaften zerschlagen.



48. Hitler mit Ernst Röhm bei einer SA-Parade im Sommer 1933, als die Probleme mit der SA deutlich wurden.

49. Der Führerkult: eine Postkarte, 1933 von Hans von Norden entworfen, die Hitler in der direkten «Nachfolge» Friedrich des Grossen, Otto von Bismarcks und Paul von Hindenburgs zeigt.



50. Der Führerkult: «Der Führer als Tierfreund», Postkarte, 1934.



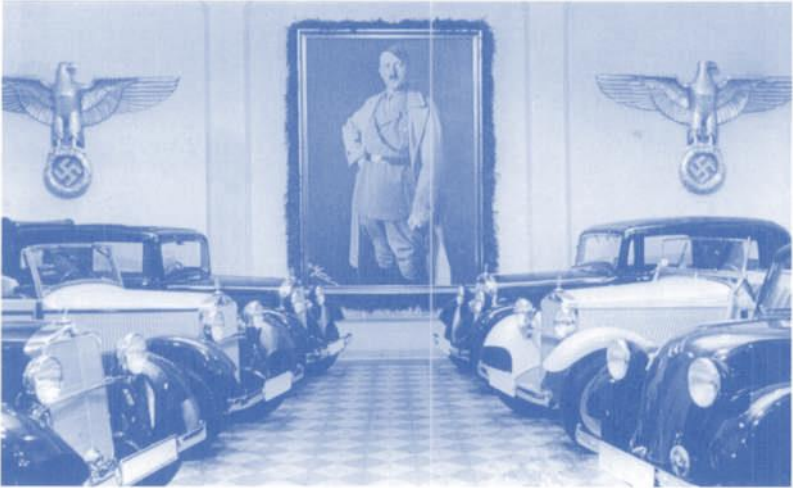
51. Hitler rechtfertigt die «Nacht der langen Messer» vor dem Reichstag, 13. Juli 1934.



52. Hitler, Professor Leonhard Gall und Architekt Albert Speer besichtigen das halbfer- tige «Haus der Deutschen Kunst» in München. Undatierte Zigarettenkarte, ca. 1935.



53. Hitler mit bayerischen Jugendlichen. Hinter ihm (rechts), in bayerischer Tracht, Reichsjugendführer Baldur von Schirach. Undatierte Photographie.



54. Der Ausstellungsraum von Mercedes-Benz am Lenbachplatz, München, April 1935.



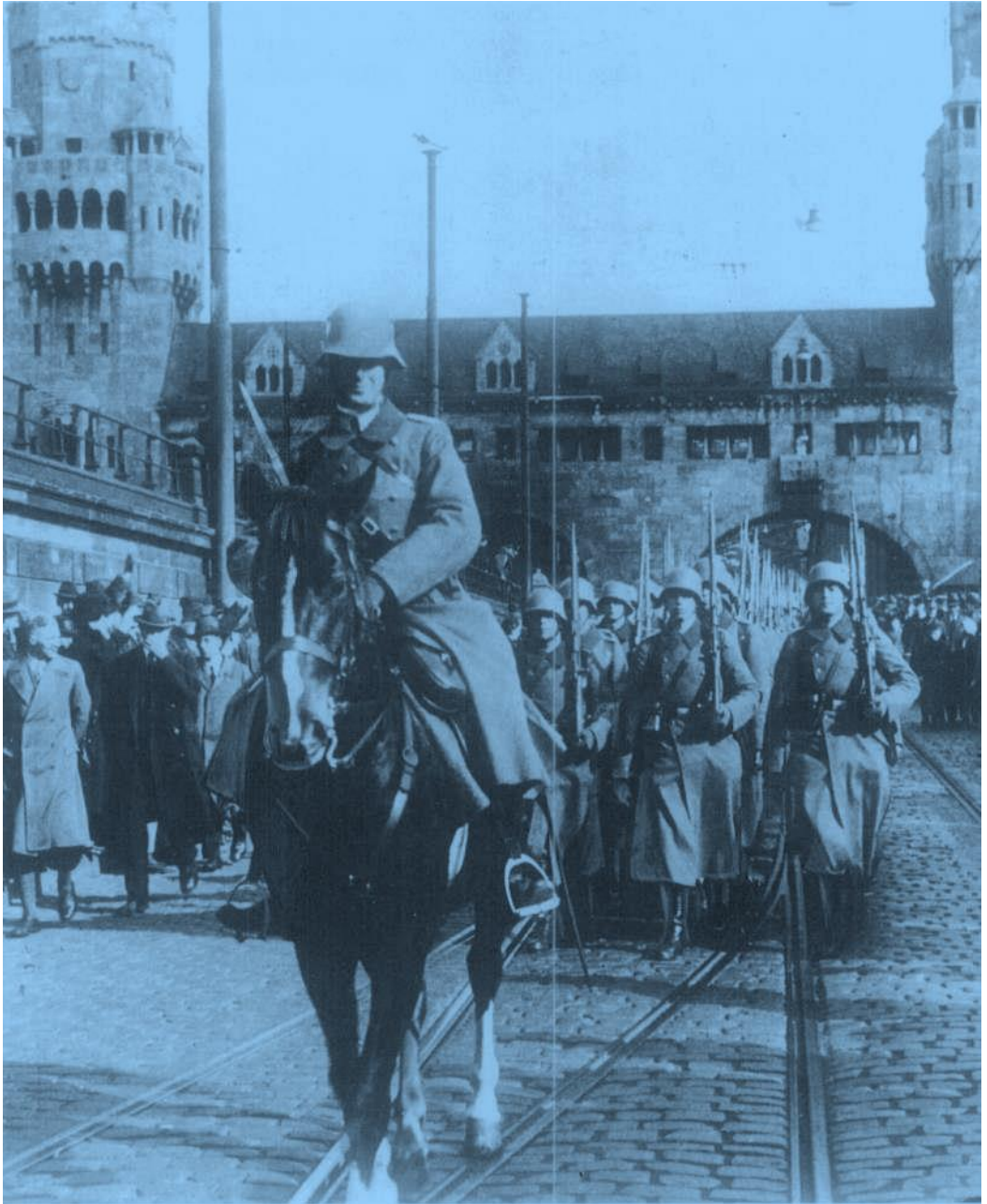
55. Hitler bei einem Besuch im Ruhrgebiet 1935, begleitet (von links nach rechts) von seinem Faktotum Julius Schaub sowie den Industriellen Albert Vogler, Fritz Thyssen und Ernst Borbet, alle in leitender Funktion bei den Vereinigten Stahlwerken.



56. «Hitler in seinen Bergen»: Umschlagseite einer Publikation Heinrich Hoffmanns aus dem Jahr 1935 mit 88 Photographien Hitlers vor malerischem Hintergrund.

57. Die Rekrutenvereidigung vor der Feldherrnhalle am Münchner Odeonsplatz am Jahrestag des Putsches, 9. November 1935.





58. Deutsche Truppen ziehen zur Besetzung des entmilitarisierten Rheinlands am 7. März 1936 über die Hohenzollernbrücke in Köln ein.

ELFTES KAPITEL

Auf dem Weg zum Diktator

«Es ist nicht zu leugnen: er ist gewachsen.
Aus dem Demagogen und Parteiführer,
dem Fanatiker und Hetzer scheint sich –
für seine Gegner überraschend genug –
der wirkliche Staatsmann zu entwickeln.»

Tagebucheintrag des Schriftstellers Erich Ebermayer
vom 21. März 1933

«Was die alten Parlamente und Parteien
in 60 Jahren nicht fertig brachten, hat Ihr
staatsmännischer Weitblick in 6 Monaten
weltgeschichtlich verwirklicht.»

Schreiben des Kardinals Michael von Faulhaber
vom 24. Juli 1933 an Hitler

«In neun Monaten ist es dem Genie Ihrer
Führung und den Idealen, die Sie neu
vor uns aufrichteten, gelungen, aus einem
innerlich zerrissenen und hoffnungslosen
Volk ein in Hoffnung und Glauben an seine
Zukunft geeintes Reich zu schaffen.»

Franz von Papen am 14. November 1933 im Namen
der Mitglieder der Reichsregierung

«Hitler ist Reichskanzler! Und was für ein Kabinett!!! Wie wir es im Juli nicht zu erträumen wagten. Hitler, Hugenberg, Seldte, Papen!!! An jedem hängt ein grosses Stück meiner deutschen Hoffnung. Nationalsozialistischer Schwung, deutschnationale Vernunft, der unpolitische Stahlhelm und der von uns unvergessene Papen. Es ist so unausdenkbar schön [...] Was Hindenburg da geleistet hat!»¹

So ekstatisch reagierte die ehemalige Hamburger Lehrerin Luise Solmitz auf die spektakuläre Nachricht von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933. Wie so viele, die ihren Weg aus nationalkonservativen Mittelstandskreisen zu Hitler fanden, hatte sie noch im Herbst geschwankt, als er ihr zu sehr unter den Einfluss radikalsozialistischer Tendenzen in der NSDAP zu geraten schien. Doch nun, da Hitler, umgeben von bewährten Persönlichkeiten der konservativen Rechten, als Kanzler einer Regierung der «nationalen Konzentration» im Amt war, kannte ihre Freude keine Grenzen. Jetzt konnte die von ihr ersehnte nationale Erneuerung beginnen. So wie sie empfanden viele, die mit dem Hitlerkabinett die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Ideale verbanden, ohne eingefleischte NS-Anhänger zu sein.

Millionen von Deutschen aber ging es anders. Viele von ihnen hatten Angst vor der neuen Regierung, waren besorgt und unruhig oder empfanden unversöhnliche Feindschaft. Nicht wenige hegten illusorisch optimistische Vorstellungen vom baldigen Ende des Regimes. Manche widersetzten sich ihm mutig. Andere begegneten dem Regime mit Apathie oder Skepsis, wieder andere mit Herablassung, weil sie den neuen Kanzler und seine nationalsozialistischen Kabinettskollegen für unfähig hielten. Zahlreichen Menschen war die Regierung auch einfach gleichgültig.

Die Reaktionen der Menschen richteten sich nach ihrer politischen Einstellung und persönlichen Neigung. «Was wird diese Regierung tun?» fragte der SPD-Reichstagsabgeordnete Julius Leber, bevor er von

einer Gruppe von Nazischlägern überfallen und unter Missachtung seiner Immunität noch am Abend der nationalsozialistischen Machtübernahme inhaftiert wurde. «Ihre Ziele kennen wir. Von ihren nächsten Massnahmen weiss niemand. Ungeheuer sind die Gefahren. Aber unerschütterlich ist die Festigkeit der deutschen Arbeiterschaft. Wir fürchten die Herren nicht. Wir sind entschlossen, den Kampf aufzunehmen.»² Während sich manche also durch ihre Vorstellungen von der Stärke und Einigkeit der Arbeiterbewegung zu unangebrachten Hoffnungen verleiten liessen, unterlagen andere der krassen Fehleinschätzung, dass Hitler nur ein Handlanger der «wirklichen» Machthaber sei – der Kräfte des Grosskapitals und deren Sachwalter im Kabinett. Lebers SPD-Abgeordnetenkollege Kurt Schumacher etwa beurteilte die Lage so:

«Das Kabinett heisst Adolf Hitler, aber das Kabinett ist Alfred Hugenberg. Adolf Hitler darf reden, Alfred Hugenberg wird handeln. Mit dieser Regierungsbildung ist der letzte Schleier gefallen. Der Nationalsozialismus hat sich als das offen dargestellt, als was wir ihn immer angesehen haben, als die hochkapitalistisch-nationalistische Rechtspartei. Nationalkapitalismus ist die wahre Firma!»³

Zutreffender war da die düstere Rhetorik des Aufrufs der KPD vom 30. Januar: «Schamloser Lohnraub und schrankenloser Terror der braunen Mordpest zertrümmern die letzten kläglichen Rechte der Arbeiterklasse. Hemmungsloser Kurs auf den imperialistischen Krieg. Das alles steht unmittelbar bevor.»⁴

Die Führung der Zentrumspartei konzentrierte ihre Bemühungen darauf, eine Zusicherung zu erhalten, dass verfassungswidrige Massnahmen unterbleiben würden.⁵ Der katholische Klerus hielt sich zurück, war aber nach wie vor wegen Hitler und der antichristlichen Tendenzen seiner Bewegung beunruhigt.⁶ Die katholische Bevölkerung fühlte sich – durch jahrelange priesterliche Warnungen beeinflusst – verunsichert und besorgt. Hingegen zeigten sich viele evangelische Kirchgänger, wie ein Pastor beobachtete, sehr optimistisch, dass die «nationale Erneuerung» zu einem inneren moralischen Auftrieb führen werde: «Es ist als ob der Flügel einer grossen Schicksalswendung über uns hinweg; ein Neues soll werden.»⁷ Der württembergische Landesbischof Theophil Wurm, der schon bald mit den neuen Herrschern in Konflikt geraten sollte, wusste später ebenfalls zu berichten, dass die evangeli-

sche Kirche die Kanzlerschaft Hitlers begrüsst habe, denn die Nationalsozialisten hätten bis dahin «die kirchenfeindliche Agitation des marxistischen Freidenkertums entschieden bekämpft», Anlass zu neuen Hoffnungen für die Zukunft geboten und «eine günstige Wirkung auf das Ganze des Volkes» erwarten lassen.⁸ Karl Barth, einer der führenden evangelischen Theologen, der aufgrund seiner Gegnerschaft zum nationalsozialistischen Flügel der evangelischen Kirche, den «Deutschen Christen», später seinen Lehrstuhl an der Bonner Universität verlor, vertrat die sorglose Ansicht, dass Hitlers Ernennung zum Reichskanzler keine wesentliche Bedeutung habe. «Ich glaube nicht, dass dies in irgendeiner Richtung den Anbruch grosser Neuigkeiten bedeuten wird», schrieb er seiner Mutter am 1. Februar.⁹

Vielen Menschen war nach dem, was sie während der Weltwirtschaftskrise durchgemacht hatten, die Nachricht, dass Hitler nun Kanzler sei, einfach gleichgültig. Nach Beobachtungen des britischen Botschafters in Berlin, Horace Rumbold, nahm die Bevölkerung im ganzen Land die Nachricht «phlegmatisch» auf.¹⁰ Wer nicht gerade ein nationalsozialistischer Fanatiker oder aktiver Regimegegner war, zuckte mit den Schultern und setzte sein bisheriges Leben fort, denn es war zweifelhaft, ob dieser neuerliche Regierungswechsel irgendeine Verbesserung bringen würde. Manche glaubten, dass Hitler nicht einmal so lange wie sein Vorgänger General von Schleicher im Amt sein werde, und meinten, seine Popularität werde angesichts der leeren Versprechungen der Nationalsozialisten mit zunehmender Desillusionierung der Bevölkerung drastisch sinken.¹¹ Scharfsichtigen Hitlerkritikern war jedoch bewusst, dass es ihm nun mit Hilfe des durch die Kanzlerschaft gewonnenen Ansehens rasch gelingen könnte, einen Grossteil der Skepsis zu zerstreuen und seinen Rückhalt in der Bevölkerung durch eine erfolgreiche Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit – ein Problem, das seine Vorgänger nicht annähernd bewältigt hatten – erheblich zu vergrössern. So kommentierte etwa ein regimekritischer Journalist am 31. Januar 1933, die Regierung Hitler sei sich sicherlich der Tatsache bewusst, dass Vertrauen vor allem durch Erfolg geschaffen werden könne. Und bei Erfolg werde «kein Deutscher dem neuen Kabinett den Dank verweigern, den zu verdienen sein erstes Bestreben sein soll».¹²

Für die Nationalsozialisten selbst war der 30. Januar 1933 natürlich der Tag, von dem sie geträumt, und der Triumph, für den sie gekämpft hatten. Jetzt, so hofften viele, würden sich für sie die Tore zur schönen neuen Welt öffnen – zu Wohlstand, Karriere und Macht. Nach dem Ter-

min bei Hindenburg begleitete eine laut jubelnde Menschenmenge Hitler auf seinem Rückweg zum «Kaiserhof». «Jetzt sind wir soweit», verkündete Hitler, von der Begeisterung um ihn herum mitgerissen, als er im ersten Stock des «Kaiserhofs» händeschüttelnd aus dem Fahrstuhl stieg, wo ihn neben Goebbels und anderen NS-Führern auch Kellner und Zimmermädchen begrüßten.¹³ Ab 19 Uhr bis nach Mitternacht marschierten SA- und SS-Männer in einem von Goebbels ad hoc organisierten Fackelzug durch das Zentrum von Berlin.¹⁴ Goebbels nutzte sogleich die neu zur Verfügung stehenden Möglichkeiten des staatlichen Rundfunks und hielt eine aufwühlende Rede.¹⁵ Nach seinen Angaben nahmen eine Million Menschen teil. Die nationalsozialistische Presse halbierte diese Zahl. Der britische Botschafter schätzte die Menge auf höchstens 50'000, und sein Militärattache meinte, dass rund 15'000 Menschen dort gewesen seien.¹⁶ Doch unabhängig davon, welche Zahl nun stimmte, war das Schauspiel auf jeden Fall unvergesslich – berauschend für die Anhänger des Nationalsozialismus und bedrohlich für alle diejenigen im In- wie im Ausland, die die Folgen der Machtübernahme Hitlers fürchteten.¹⁷ Melita Maschmann etwa, ein fünfzehnjähriges Mädchen, war von dem, was sie sah, fasziniert. Die Marschkolonnen hätten dem Volksgemeinschaftsgedanken «magischen Glanz» verliehen. Danach habe sie es kaum noch erwarten können, der Mädchenabteilung der Hitlerjugend, dem BDM (Bund deutscher Mädel), beizutreten.¹⁸ Diesen Idealismus teilten viele Jugendliche; mit dem spektakulären Fackelzug mitten durch Berlin sahen sie eine neue Zeit anbrechen.

Reichspräsident Hindenburg beobachtete den endlos scheinenden Zug in der Wilhelmstrasse von seinem Fenster aus. Der Präsident habe Fackelzüge gern gehabt, weil er dann länger aufbleiben durfte, witzelten die Berliner später darüber.¹⁹ Als die Menschenmassen an ihm vorbeizogen, wurden respektvolle Hochrufe laut.²⁰ Wilder Jubel aber wurde daraus, als die Massen ein Stück weiter an dem Fenster vorbeikamen, an dem sich Hitler zeigte.²¹ Für Papen, der ein paar Schritte hinter Hitler stand, symbolisierte das den Übergang «von einem todgeweihten Regime zu den neuen revolutionären Mächten».²²

Der Tag, an dem Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war, wurde von der nationalsozialistischen Legendenbildung sofort zum «Tag der nationalen Erhebung» hochstilisiert.²³ Hitler dachte sogar daran – so erklärte er zumindest später –, wie die französischen Revolutionäre die Zeitrechnung zu ändern, um den Beginn einer «neuen

Weltordnung» zu markieren.²⁴ Gleichzeitig mied er – und andere NS-Sprecher folgten ihm darin – den Begriff «Machtergreifung» mit seinen putschistischen Anklängen und bevorzugte die anschaulichere Bezeichnung «Machtübernahme», um zu unterstreichen, dass er das höchste Regierungsamt auf formal legalem Wege erlangt hatte.²⁵ In der Tat war die Macht von Hitler nicht «ergriffen», sondern ihm übergeben worden, als er vom Reichspräsidenten – genauso wie seine direkten Vorgänger – zum Kanzler ernannt wurde. Dennoch signalisierte die gelenkte Jubelparade, die Hitler selbst und andere Parteigrößen in einen ekstatischen Zustand versetzte²⁶, dass dies keine gewöhnliche Machtübergabe war. Beinahe über Nacht wurde denen, die die Tragweite der Ereignisse dieses Tages nicht richtig begriffen oder falsch gewertet hatten, deutlich, wie unrecht sie gehabt hatten. Nach dem 30. Januar 1933 sollte Deutschland nie mehr so sein wie vorher.

Dieser historische Tag war ein Ende und ein Anfang. Mit ihm ging die ungeliebte Weimarer Republik zu Ende und erreichte die umfassende und zur Machtübergabe führende Staatskrise ihren Kulminationspunkt; gleichzeitig setzte mit diesem Tag jener Prozess ein, der in einen Abgrund aus Krieg und Völkermord und zur Zerstörung des deutschen Nationalstaats führen sollte. Nach Hitlers Ernennung zum Kanzler wurden bislang geltende Skrupel vor unmenschlichem Verhalten erstaunlich schnell über Bord geworfen. Dieser Weg endete in Auschwitz, Treblinka, Sobibor, Majdanek und den anderen Vernichtungslagern, deren Namen für die Schreckenstaten des Nationalsozialismus stehen.

Ermöglicht wurde Hitlers Triumph vom 30. Januar 1933 einerseits durch wichtige Kontinuitäten der deutschen politischen Kultur, die bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurückreichten – Stichworte dazu sind Nationalchauvinismus, Imperialismus, Rassismus, Antimarxismus, Kriegsverherrlichung, Ordnung vor Freiheit, Autoritätshörigkeit –, andererseits durch die unmittelbareren, speziellen Folgen der vielschichtigen Krisen, unter denen die Weimarer Demokratie von Anfang an zu leiden gehabt hatte.²⁷ Doch wenn solche Kontinuitäten auch dazu beitrugen, dass «Hitler möglich» wurde, und wenn sein Triumph sich zumindest teilweise durch seine einzigartige Fähigkeit erklären lässt, 1933 alle zum «alten Deutschland» bestehenden Kontinuitätslinien vorübergehend zusammenzuführen²⁸, so zeigte sich doch in den folgenden zwölf Jahren, dass diese Kontinuitätsselemente bei der zunehmenden Radikalisierung des Regimes ausgenützt, verfälscht und bis zur Unkenntlichkeit verzerrt wurden, um schliesslich 1945 durch die von Hit-

lers Herrschaft bewirkte Niederlage und Zerstörung gänzlich vernichtet zu werden.

Im Rückblick ist es heute kaum weniger erstaunlich als für damalige Zeitzeugen, wie rasch sich Deutschland zwischen Ende Januar 1933 und Anfang August 1934 veränderte – zwischen Hitlers Machtübernahme und der entscheidenden Festigung und Ausdehnung seiner Macht im Anschluss an die grosse Krise der «Röhm-Affäre» und den Tod von Reichspräsident Hindenburg. Bewirkt wurde die Veränderung durch eine Mischung aus pseudogesetzlichen Massnahmen, Terror, Manipulation und – bereitwilliger Kollaboration. Innerhalb eines Monats gab es die von der Weimarer Verfassung geschützten Bürgerrechte nicht mehr. Innerhalb von zwei Monaten hatte nicht mehr der Reichstag, sondern Hitler die Macht über die Gesetzgebung, nachdem die meisten der aktiven politischen Gegner entweder inhaftiert oder ins Ausland geflüchtet waren. Innerhalb von vier Monaten wurden die einst mächtigen Gewerkschaften aufgelöst. Innerhalb von gut sechs Monaten waren die Oppositionsparteien entweder verboten oder hatten sich freiwillig aufgelöst, so dass als einzige Partei nur noch die NSDAP übrigblieb. Im Januar 1934 wurde die Länderhoheit förmlich abgeschafft, nachdem sie bereits im März des Vorjahrs zerschlagen worden war. Und im Sommer eliminierte man skrupellos die wachsende Bedrohung aus den Reihen der eigenen Bewegung – in der «Nacht der langen Messer» am 30. Juni 1934.

Zu diesem Zeitpunkt hatten sich fast alle Organisationen, Institutionen, Berufsverbände, Körperschaften und Vereine längst in aller Eile an das neue Regime angepasst. Rasch wurden letzte «belastende» pluralistische und demokratische Elemente beseitigt und stattdessen nazifizierte Strukturen samt der entsprechenden Geisteshaltung übernommen. Diesen Prozess der «Gleichschaltung» vollzogen die Betroffenen grösstenteils freiwillig und bereitwillig.

Eine Ausnahme bildeten die christlichen Kirchen. Versuche zur «Gleichschaltung» der uneinigen protestantischen Kirche führten zu grossen Konflikten und mussten letztlich aufgegeben werden. Zu einem Versuch, den organisatorischen Rahmen der katholischen Kirche zu ändern, kam es erst gar nicht. Die in den folgenden Jahren anhaltenden Spannungen und häufigen Zusammenstösse zwischen der katholischen – aber auch der evangelischen – Kirche und dem NS-Regime rührten daher, dass die christlichen Kirchen weiterhin über eigene Loyalitätsquellen geboten. Allerdings liessen sich beide Kirchen durch die politischen

Kompromisse, die sie in den Anfangsmonaten mit den neuen Herrschern eingingen, in die Defensive drängen, so dass sie grösstenteils nur noch reagierten und mit sich selbst beschäftigt waren.

Auch die Armee wurde nicht «gleichgeschaltet»; das Offizierskorps der Reichswehr war nach wie vor mehrheitlich nationalkonservativ, nicht nationalsozialistisch. Ohne Rückhalt im Heer konnte Hitler nicht herrschen. Mit seinem Angebot, für die Streitkräfte «alles» zu tun, und seiner Bereitschaft, jene Kräfte in der eigenen Bewegung zu beseitigen, die die Stellung der Reichswehr bedrohten, gewann er die Unterstützung der reaktionären und konservativen, zu einem Grossteil adeligen Offiziere, so verächtlich viele von ihnen auch auf den ehemaligen Gefreiten und Emporkömmling herabsahen, der jetzt die Regierung leitete. Der Treueid, den die Armee beim Tod des als Kriegsheld verehrten Generalfeldmarschalls und Reichspräsidenten von Hindenburg am 2. August 1934 Hitler persönlich schwor, zeigte symbolisch, dass sie die neue Ordnung voll und ganz akzeptierte. Mit diesem Akt war Hitlers Diktatur fest etabliert.

Die Geschwindigkeit der Veränderung und die Bereitschaft der Reichswehr und anderer traditionell mächtiger Gruppen, sich in den Dienst des neuen Regimes zu stellen, erwuchs in nicht geringem Masse aus den Bedingungen, unter denen Hitler am 30. Januar 1933 die Macht übernahm. Letztlich war es die Schwäche der etablierten Eliten der «alten Ordnung», die zu Hitlers Ernennung zum Kanzler führte. Die traditionellen Machtgruppen hatten geholfen, die von ihnen so verabscheute Demokratie zu untergraben und zu zerstören. Sie waren aber nicht in der Lage gewesen, die von ihnen gewünschte Art der Gegenrevolution zu verwirklichen. Hitler hatte sie gebraucht, um an die Macht zu gelangen, und war umgekehrt von ihnen benötigt worden, um die erforderliche Massenunterstützung für die von ihnen beabsichtigte Gegenrevolution zu bekommen. Dies war die Grundlage der «Entente», die Hitler auf den Kanzlerstuhl brachte.

Bei dieser «Entente» zwischen Hitler und seinen konservativen Partnern war die Macht allerdings von Anfang an zugunsten des neuen Kanzlers verteilt, nicht zuletzt aufgrund der Haltung der Armee. Die Kooperation und die Bereitschaft der Reichswehr, Hitlers brutalen Einsatz staatlicher Gewalt zu unterstützen, gründeten darauf, dass sie um der ersehnten Aufrüstung willen einen Bürgerkrieg vermeiden wollte und innenpolitischen Frieden anstrebte. Denn allein Hitler und die riesige, wenn auch potentiell instabile, Massenbewegung, die er anführte,

vermochten die Strassen zu beherrschen und – als Voraussetzung der erwünschten Gegenrevolution – den Marxismus zu vernichten. Doch gerade diese Abhängigkeit von Hitler und diese eifrige Bereitschaft, in den ersten Wochen und Monaten des neuen Regimes auch die skrupellosesten Massnahmen zu decken, liessen in den folgenden Jahren die Schwäche der traditionellen Elitegruppen deutlich werden, als an die Stelle der beabsichtigten Gegenrevolution der nationalsozialistische Versuch einer Rassenrevolution in Europa trat und den Weg zu weltweitem Krieg und Völkermord freimachte.²⁹

Bemerkenswert an den Umwälzungen der Jahre 1933/34 war nicht, wieviel sondern wie wenig der neue Kanzler zu tun brauchte, um die Ausweitung und Festigung seiner Macht zu erreichen. Die Diktatur Hitlers kam ebenso sehr durch andere Zustände wie durch ihn selbst. Als «Repräsentationsfigur» der «nationalen Erneuerung» bestand Hitlers Funktion grösstenteils darin, die von ihm entfesselten Kräfte zu aktivieren und wirksam werden zu lassen, indem er die Handlungen anderer Personen autorisierte und legitimierte. Diese machten sich dann eiligst daran, das umzusetzen, was sie für seine Wünsche hielten. «Dem Führer entgegenarbeiten» fungierte von Anfang an als grundlegende Maxime des Regimes.

Tatsächlich war Hitler bei seinem Amtsantritt am 30. Januar 1933 keineswegs in der Lage, gleich als regelrechter Diktator zu agieren. Solange Hindenburg lebte, gab es einen potentiell rivalisierenden Loyalitätsbezugspunkt, nicht zuletzt für die Reichswehr. Als Hitler dann aber im Sommer 1934 in seiner Person das Amt des Regierungschefs mit dem des Staatsoberhauptes vereinigte, liess er die förmliche Beschränkung seiner Machtausübung praktisch hinter sich. Zu diesem Zeitpunkt hatte der um ihn errichtete Personenkult ein neues Mass an Vergötterung erreicht und für Millionen Neubekehrter gesorgt, denn der von der Propaganda zum «Volkskanzler» stilisierte Hitler wurde nun nicht mehr nur als Partei-, sondern als nationaler Führer gesehen. Aus der Verachtung und Abscheu gegenüber einem parlamentarischen System, das allgemeiner Überzeugung nach jämmerlich versagt hatte, erwuchs die Bereitschaft, die Monopolherrschaft über den Staat einem Führer anzuvertrauen, der sich auf einer einzigartigen Mission sah und dem von seinen Anhängermassen heldenhafte, fast messianische Eigenschaften zugesprochen wurden. Dadurch unterlag die herkömmliche Form des Regierens in zunehmendem Masse den willkürlichen Eingriffen personalisierter Macht. Das musste zu einer Katastrophe führen.

I

Anfangs deutete allerdings wenig darauf hin. Da Hitler sah, dass seine Position keineswegs sicher war, und er sich die Koalitionspartner in der Regierung der «nationalen Konzentration» nicht entfremden wollte, war er bei Kabinettsitzungen zunächst vorsichtig, Vorschlägen gegenüber offen, bereit, Ratschläge anzunehmen, nicht zuletzt in komplizierten Finanz- und wirtschaftspolitischen Angelegenheiten, und lehnte entgegengesetzte Standpunkte nicht einfach ab. Das begann sich erst im April und Mai zu ändern.³⁰ Finanzminister Schwerin von Krosigk, der dem neuen Kanzler bei der Vereidigung des Kabinetts am 30. Januar zum erstenmal begegnete, war in den ersten Wochen nicht der einzige, der fand, dass Hitler bei der Führung der Regierungsgeschäfte «höflich» und «ruhig» wirkte, gut informiert war, über ein ausgezeichnetes Gedächtnis verfügte, «das Wesentliche eines Problems» rasch zu begreifen und längere Ausführungen präzise zusammenzufassen vermochte und einem Thema eine neue Deutung geben konnte.³¹

Hitlers Kabinett trat am 30. Januar 1933 um 17 Uhr erstmals zusammen. Der Reichskanzler meinte eingangs, dass das nun unter seiner Leitung gebildete Kabinett von Millionen Menschen freudig begrüßt worden sei, und bat seine Kollegen um ihr Vertrauen. Dann diskutierte das Kabinett über die politische Lage. Hitler wies darauf hin, dass es ohne die Unterstützung der Zentrumspartei nicht möglich sein werde, den Reichstag zu vertagen, der am folgenden Tag nach zweimonatiger Pause wieder zusammentreten sollte. Durch ein Verbot der KPD lasse sich zwar eine Reichstagsmehrheit herstellen, doch sei ein solcher Schritt kaum praktikabel, da er zu einem Generalstreik führen könne. Er wolle vermeiden, einen solchen Generalstreik mit Hilfe der Reichswehr unterdrücken zu müssen. Das hörte Reichswehrminister Blomberg gerne. Am besten wäre es, fuhr Hitler fort, den Reichstag aufzulösen und bei Neuwahlen eine Mehrheit für die Regierung zu gewinnen. Nur Hugenberg – der ebensowenig wie Hitler von der Zentrumspartei abhängig sein wollte, dabei aber sah, dass sich Neuwahlen wahrscheinlich zugunsten der NSDAP auswirken würden – sprach sich ausdrücklich dafür aus, die KPD zu verbieten, um den Weg für ein Ermächtigungsgesetz zu ebnen. Er bezweifelte die Möglichkeit eines Generalstreiks und war beruhigt, als Hitler sich dafür verbürgte, dass es nach der Wahl im Kabinett keine Veränderungen geben würde. Papen war dafür, dem Reichstag sofort einen Ermächtigungsgesetzentwurf vorzu-

legen und diese Position erst dann neu zu überdenken, wenn der Entwurf abgelehnt würde. Andere Minister, die keine Aussicht auf eine Unterstützung von Seiten des Zentrums sahen, zogen Neuwahlen der Gefahr eines Generalstreiks vor. Die Sitzung endete ohne feste Beschlüsse.³² Doch Hitler hatte Hugenberg bereits überflügelt und Unterstützung für seine gewünschte Lösung bekommen: frühestmögliche Auflösung des Reichstags und Neuwahlen.

Hitler wollte unbedingt jede Abhängigkeit von der Zentrumspartei vermeiden. Das Treffen mit den Zentrumsvertretern, dem Parteivorsitzenden Prälat Ludwig Kaas und dem Reichstagsfraktionsvorsitzenden Dr. Ludwig Perlitius, verlief am nächsten Morgen, wie vorherzusehen, fruchtlos.³³ Die Zentrumspartei wollte nur eine zweimonatige Verschiebung der Reichstagssitzung in Betracht ziehen und keine zwölfmonatige Vertagung, wie Hitler erbeten hatte, der genau wusste, welche Antwort zu erwarten war. Hitler bat praktisch um die volle Rückenbedeckung des Zentrums, ohne jegliche Garantien zu geben.³⁴ Das einzige, was er im Gegenzug anbot, und es gab begründete Zweifel an der Ernsthaftigkeit seines Angebots, war, eventuell ein Zentrumsmitglied zum Reichsjustizminister zu berufen, was Hugenberg bereits strikt abgelehnt hatte.³⁵ Wie wenig ernst es Hitler mit den Verhandlungen war, zeigte sich daran, wie schnell er die Gelegenheit zum Abbruch nutzte. Die Fragen zum zukünftigen Verhalten der neuen Regierung, die das Zentrum anschliessend schriftlich einreichte, liess Hitler einfach unbeantwortet.³⁶ Noch am selben Tag, dem 31. Januar, berichtete er dem Kabinett, dass weitere Verhandlungen mit der Zentrumspartei zwecklos seien. Neuwahlen waren nun nicht mehr zu vermeiden. Hitlers Verhandlungen mit dem Zentrum hatten aber die Konservativen aufgeschreckt und den Verdacht nahegelegt, er könnte nach der Wahl vielleicht tatsächlich mit Unterstützung des Zentrums regieren, die Vertreter der Deutschnationalen und des «Stahlhelms» aus dem Kabinett drängen und sich so von seiner Abhängigkeit von Papen und Hugenberg freimachen.³⁷ Wiederum war es daher ein Konservativer und kein Nationalsozialist, der sich am radikalsten gebärdete. Papen erbat – und erhielt – die Zusicherung, «dass die kommende Wahl zum Reichstag die letzte sein solle und eine Rückkehr zum parlamentarischen System für immer zu vermeiden sei».³⁸

Noch am gleichen Abend wurde Hindenburg überredet, Hitler das zu gewähren, was er Schleicher nur vier Tage zuvor verweigert hatte: die Auflösung des Reichstags. Von Papen und Meissner unterstützt, argu-

mentierte Hitler, dass das Volk die Gelegenheit erhalten müsse, seine Unterstützung für die neue Regierung zu bekräftigen. Auch wenn sich im Reichstag in der jetzigen Zusammensetzung eine Mehrheit herstellen lasse, würden doch Neuwahlen eine grössere Mehrheit schaffen, mit der man dann ein allgemeines Ermächtigungsgesetz verabschieden könne, um Massnahmen zur Erholung des Landes zu ermöglichen.³⁹

Die Auflösung des Reichstags liess sich allerdings kaum mit dem Geist der Verfassung vereinbaren. Hier sollte die Regierungsbildung zum Anlass von Wahlen genommen werden, statt umgekehrt. Der Reichstag erhielt nicht einmal die Gelegenheit, der neuen Regierung sein Vertrauen (oder Misstrauen) auszusprechen. Eine Entscheidung, die eigentlich Sache des Parlaments war, sollte direkt dem Volk vorgelegt werden. Der Tendenz nach war dies bereits ein Schritt auf dem Weg zur Akklamation per Volksabstimmung.⁴⁰

Hitlers erster Schritt ging nicht weiter als bis zu Neuwahlen und einem anschliessenden Ermächtigungsgesetz.⁴¹ Seine konservativen Partner, die genauso eifrig wie er darauf aus waren, den Parlamentarismus zu beenden und die marxistischen Parteien zu eliminieren, hatten ihm in die Hände gespielt. Am Morgen des 1. Februar teilte Hitler dem Kabinett mit, dass Hindenburg der Auflösung des Reichstags zugestimmt habe. Die Wahlen wurden auf den 5. März festgelegt. Der Reichskanzler steuerte selbst die Wahlparole der Reichsregierung bei: «Angriff gegen den Marxismus». Göring erklärte sofort, dass es angesichts der wachsenden Zahl kommunistischer «Terrorakte» notwendig sei, unverzüglich jene Verordnung zu erlassen, die während des Berliner Verkehrstreiks unter der Regierung Papen zur Einschränkung der Pressefreiheit und Einführung der «Schutzhaft» bereits vorbereitet worden war.⁴² Leicht verändert trat Papens Entwurf dann am 4. Februar als «Verordnung zum Schutze des deutschen Volkes» in Kraft und diente während des Wahlkampfes als wichtiges Mittel zum Verbot kommunistischer Zeitungen und Versammlungen.⁴³

Auf der Sitzung am 1. Februar um 19 Uhr, der zweiten Zusammenkunft des Kabinetts an diesem Tag, verlas Hitler den Entwurf einer Erklärung an das deutsche Volk, die er drei Stunden später über den Rundfunk verbreiten wollte.⁴⁴ Von Papen stammten einige Absätze, in denen konservative Werte wie Christentum und Familie hochgehalten wurden.⁴⁵ Die sprachliche Ausgestaltung des Redeentwurfs trug aber eindeutig Hitlers Stempel.

Von seinem Zimmer in der Reichskanzlei aus wandte sich Hitler

etwas später an jenem Abend, umringt von seinem Kabinett, zum erstenmal über den Rundfunk an das deutsche Volk. Er trug einen dunkelblauen Anzug mit schwarzweisser Krawatte, schwitzte vor Nervosität und sprach – anders als sonst – schwerfällig und monoton.⁴⁶ Der von ihm verlesene «Aufruf der Reichsregierung an das deutsche Volk» war voller rhetorischer Leerformeln, weniger ein ausdrückliches politisches Massnahmeprogramm als ein erster Propagandaversuch im Wahlkampf. Seit den «Tagen des Verrates» vor vierzehn Jahren habe «der Allmächtige» dem deutschen Volk «seinen Segen entzogen», begann er. Angesichts des nationalen Zusammenbruchs versuche «die kommunistische Methode des Wahnsinns das in seinem Innersten erschütterte und entwurzelte Volk endgültig zu vergiften und zu zersetzen». Der zerstörerische kommunistische Einfluss habe weder vor der Familie noch vor Begriffen wie Ehre, Treue, Volk und Vaterland, Kultur und Wirtschaft haltgemacht und sogar das Fundament der Moral und des Glaubens angegriffen. «14 Jahre Marxismus haben Deutschland ruiniert. Ein Jahr Bolschewismus würde Deutschland vernichten.» Reichspräsident Hindenburg habe der nationalen Regierung die «Mission» übertragen, Deutschland zu retten. Man übernehme ein «furchtbares» Erbe, meinte Hitler weiter. Die Aufgabe sei «die schwerste, die seit Menschengedenken deutschen Staatsmännern gestellt wurde». Dennoch werde man die nationale Einheit wiederherstellen, die auf dem Schutz des Christentums «als Basis unserer gesamten Moral» und auf der Familie «als Keimzelle unseres Volks- und Staatskörpers» beruhe. Der «geistigen, politischen und kulturellen Nihilisierung», durch die dieses Ziel in Frage gestellt sei, werde ein «unbarmherziger Krieg» angesagt, damit Deutschland nicht «im anarchistischen Kommunismus» versinke.

Sodann kündigte Hitler – für Papen klang es nach Sowjetmethoden⁴⁷ – zwei «grosse Vierjahrespläne» an, um «das grosse Werk der Reorganisation der Wirtschaft» in Angriff zu nehmen. «Binnen vier Jahren», erklärte er, müsse «der deutsche Bauer der Verelendung entrissen» und «die Arbeitslosigkeit endgültig überwunden» sein. Er gab keinen Hinweis darauf, wie das erreicht werden sollte, ausser dass er von der Wiederherstellung der finanziellen Stabilität (eine völlig irreführende Behauptung), der Einführung eines Arbeitsdienstes und einer Siedlungspolitik für Bauern redete; doch das waren keine neuen Ideen. In aussenpolitischer Hinsicht waren die Zielvorstellungen der neuen Regierung auch nicht präziser. Sie sah ihre «höchste Mission» in «der Wahrung der Lebensrechte und damit der Wiedererringung der Freiheit

unseres Volkes». Voller Pathos appellierte Hitler im Namen der Regierung an das Volk, die Klassenunterschiede zu überwinden und gemeinsam mit der Regierung einen «Akt der Versöhnung selbst mit zu unterzeichnen», damit Deutschland wiedererweckt werden könne. «Die Parteien des Marxismus und seiner Mitläufer haben 14 Jahre lang Zeit gehabt, ihr Können zu beweisen. Das Ergebnis ist ein Trümmerfeld. Nun, deutsches Volk, gib uns die Zeit von vier Jahren, und dann urteile und richte uns!» Wie oft bei grösseren Reden schloss Hitler auch diese Ansprache in pseudoreligiöser Weise mit der Bitte an den Allmächtigen, dem Werk der Regierung seinen Segen zu geben.⁴⁸ Damit hatte der Wahlkampf begonnen. Er sollte sich deutlich von früheren Wahlkämpfen unterscheiden, denn die Regierung, die bereits über einen grossen Rückhalt in der Bevölkerung verfügte, distanzierte sich klar von allen ihren Vorgängern in der Weimarer Republik.

Zum Ende seines Aufrufs hin hatte sich Hitler erstmals als Mann des Friedens hingestellt und gesagt, trotz «unsere[r] Liebe zu unserem Heere als Träger unserer Waffen und Symbol unserer grossen Vergangenheit» wäre die deutsche Regierung «beglückt, wenn die Welt durch eine Beschränkung ihrer Rüstungen eine Vermehrung unserer eigenen Waffen niemals mehr erforderlich machen würde».⁴⁹ Als er am Abend des 3. Februar auf Einladung Blombergs im Hause des Chefs der Heeresleitung, General Kurt Freiherr von Hammerstein-Equord, vor hochrangigen Reichswehroffizieren redete, schlug er einen ganz anderen Ton an.⁵⁰

Unter den Offizieren herrschte grösstenteils eine kühle, zurückhalten-de Atmosphäre, als Hitler zu seiner langen Rede ansetzte. Allgemeinpolitisches Ziel sei es, so sagte er, die politische Macht wiederzugewinnen; darauf sei alles auszurichten. Die innenpolitischen Verhältnisse müssten völlig umgekehrt, eine Opposition dürfe nicht toleriert werden. «Wer sich nicht bekehren lässt, muss gebeugt werden. Ausrottung des Marxismus mit Stumpf und Stiel.» Die Bevölkerung und insbesondere die Jugend müsse einsehen, dass allein Kampf Rettung bringe. Hinter diesem Gedanken müsse alles andere zurücktreten. Die Ertüchtigung der Jugend und die Stärkung des Kampfwillens solle mit allen möglichen Mitteln vorangetrieben werden. Die innenpolitische Lage könne sich nur durch straffe, autoritäre Führung und die «Beseitigung des Krebschadens der Demokratie» erholen.

Dann wandte sich Hitler der Aussen- und Wirtschaftspolitik zu. Die kämpferischen Bemühungen auf der Genfer Abrüstungskonferenz gegen den Versailler Vertrag und für Deutschlands Gleichberechtigung seien

zwecklos, erklärte er, wenn dem Volk kein Wehrwille eingegeben würde. Im Bereich der Wirtschaft schloss er aufgrund der begrenzten Aufnahmekapazität des Weltmarkts ein Exportwachstum als Problemlösung aus. Eine entsprechende Siedlungspolitik sei die einzige Möglichkeit zur Rettung der Bauern und zur Eingliederung vieler Arbeitsloser. Das würde aber seine Zeit brauchen und sei in jedem Fall keine angemessene Lösung, «da [der] Lebensraum für [das] deutsche] Volk zu klein» sei.

Dann wandte sich Hitler dem Bereich zu, der seine Zuhörer am meisten interessierte. Was er sagte, konnte seine Wirkung auf sie nicht verfehlen. Der Ausbau der Streitkräfte sei die wichtigste Voraussetzung, um das zentrale Ziel der Wiedergewinnung der politischen Macht zu erreichen. Dafür müsse die allgemeine Wehrpflicht wiedereingeführt werden. Zuvor müsse die Staatsführung aber dafür sorgen, dass bei den Wehrpflichtigen alle etwa vorhandenen Spuren von Pazifismus, Marxismus und Bolschewismus getilgt würden. Die Wehrmacht – die wichtigste Institution im Staate – müsse überparteilich sein und aus der Politik herausgehalten werden. Innenpolitische Auseinandersetzungen gingen sie nichts an, sondern sollten den Organisationen der NS-Bewegung überlassen werden. Die Vorbereitungen für den Aufbau des Heeres müssten unverzüglich aufgenommen werden. Dies sei die gefährlichste Phase, da von Frankreich, wahrscheinlich zusammen mit seinen östlichen Verbündeten, ein Präventivschlag zu befürchten sei. «Wie soll [die] politische] Macht, wenn sie gewonnen ist, gebraucht werden?» fragte er. Für eine Antwort sei es noch zu früh. Vielleicht wäre die Erkämpfung neuer Exportmöglichkeiten das Ziel, meinte Hitler. Da er aber den Gedanken an ein Exportwachstum als Lösung für Deutschlands Probleme in seiner Rede bereits verworfen hatte, konnten seine Zuhörer dies kaum als besonders erwägenswerten Vorschlag auffassen. «Vielleicht – und wohl besser – Eroberung neuen Lebensraums im Osten u[nd] dessen rücksichtslose Germanisierung», nannte Hitler als Alternative.⁵¹ Die anwesenden Offiziere dürften kaum Zweifel gehabt haben, dass dies Hitlers bevorzugte «Lösung» war.

Hitler legte seinen Generälen keinem Kriegsplan vor. Ebenso wenig skizzierte er ein Programm zur schrittweisen Aneignung von «Lebensraum». Vielmehr wiederholte er in groben Zügen die fixen Ideen, an denen er seit Mitte der zwanziger Jahre festhielt. Seine Ausführungen liefen implizit sicherlich auf einen Krieg um «Lebensraum» im Osten hinaus. Aber so wenig seine früheren mündlichen und schriftlichen

Äusserungen von vielen Menschen als ernste Absichtserklärungen aufgefasst worden waren, so wenig sahen nun die meisten der Generäle in seinen Worten vom «Lebensraum» mehr als eine lockere Metapher für Expansionspolitik, gegen die sie nichts einzuwenden hatten.

Hitlers einzige Absicht bei seiner Rede im Hause Hammerstein war es, die Offiziere für sich zu gewinnen und die Unterstützung der Reichswehr sicherzustellen. Damit hatte er weitgehend Erfolg. Die hochrangigen Militärs reagierten allerdings unterschiedlich auf seine Ansprache. General Ludwig Beck behauptete später, er habe den Inhalt der Rede sofort wieder vergessen – ein Zeichen dafür (falls seine Aussage stimmt), dass ihn das, was Hitler zu sagen hatte, nicht weiter interessierte. Andere, wie etwa Werner von Fritsch, Friedrich Fromm und Eugen Ott, waren von dem Gehörten offenbar zunächst beunruhigt. Erich Freiherr von dem Bussche-Ippenburg meinte, Hitler habe eine Stunde lang Unsinn geredet, ehe er auf die Belange der Wehrmacht zu sprechen kam. Generalleutnant Wilhelm Ritter von Leeb bemerkte bisig, ein Geschäftsmann, dessen Ware gut sei, brauche sie nicht wie ein Marktschreier anzupreisen. Aber es wurden gegen Hitlers Ausführungen keine Einwände geäussert. Und viele der Anwesenden fanden Hitlers Ansprache «ausserordentlich befriedigend», wie Admiral Erich Raeder später erklärte.⁵²

Das kann kaum überraschen. Denn so sehr sie den vulgären, grosssprecherischen Emporkömmling auch verachteten, die von ihm in Aussicht gestellte Wiederherstellung der Macht des Heeres als Grundlage einer deutschen Expansions- und Vormachtpolitik deckte sich mit Zielen, die die Reichswehrführung sogar in der von ihr als «dunkel» erlebten Zeit der «Erfüllungspolitik» Mitte der zwanziger Jahre festgelegt hatte.⁵³ Hitlers Versprechen, das Heer als überparteiliche Institution aus innenpolitischen Angelegenheiten herauszuhalten und zum Stützpfiler einer militarisierten Nation auszubauen, deckte sich völlig mit dem, was Blomberg im Laufe des Tages bereits vor Gruppen- und Wehrkreisbefehlshabern ausgeführt hatte, und muss in den Ohren der Generäle wie Musik geklungen haben.⁵⁴ Hitler schützte das Heer praktisch davor, in einen möglichen Bürgerkrieg verwickelt zu werden, eine Gefahr, die Ende 1932 äusserst ernst genommen wurde.⁵⁵ Aus Sicht der Reichswehrführung waren der Wiederaufbau und die Aufrüstung der Streitkräfte (und damit zunächst die Beseitigung der Fesseln des Versailler Vertrags) Voraussetzung für die Wiederherstellung von Deutschlands Grossmachtstatus durch Expansion (mit dem akzeptierten Risiko

eines Krieges). An diesem Ziel hatte die Reichswehrführung die ganzen zwanziger Jahre hindurch unverändert festgehalten und es gegen Ende des Jahrzehnts mit neuer Dringlichkeit auf die Tagesordnung gesetzt. Damit einher ging die axiomatische Vorstellung, dass die, inzwischen stark veränderte, weil weniger «feudal» und eher professionell, «modern», jung und bürgerlich ausgerichtete⁵⁶ Offizierskaste wieder zu dem Status und der Macht im Staate gelangen würde, die sie vor der Revolution traditionell innegehabt hatte, die aber durch «Marxismus» und Demokratie gefährdet und teilweise untergraben worden waren. So skeptisch die Generäle gegenüber Hitler vielleicht auch waren, die von ihm befehligten Massen boten die Aussicht, dass diese Ziele nun verwirklicht werden würden. Auch wenn die Ziele Hitlers und die der Reichswehrführung nicht identisch waren, so fanden sich bei dem, was sie wollten, doch erhebliche Überschneidungen. Darauf gründete sich der «Pakt» von 1933.⁵⁷

Für den starken Mann im Reichswehrministerium, Blombergs intelligenten, ehrgeizigen und – in seiner Verachtung gegenüber dem klassenbewussten aristokratischen und bürgerlichen Konservatismus – «fortschrittlichen» Ministeramtschef Oberst Walther von Reichenau, der seit langem mit den Nationalsozialisten sympathisierte, stand fest, wie das Heer auf Hitlers Angebot reagieren sollte. «Hinein in den neuen Staat, nur so können wir die uns gebührende Position behaupten», soll er gesagt haben.⁵⁸ Niemals zuvor seien die Streitkräfte «identischer mit dem Staat» gewesen, fuhr er fort und wies damit auf das klare, wenn auch zu Beginn des Dritten Reiches noch nicht voll verwirklichte Ziel.⁵⁹ Was hinter den Worten vom Heraushalten der Reichswehr aus der Innenpolitik tatsächlich steckte, machte auch Reichenau deutlich, als er in der Hochphase des von Göring gegen die Linke in Preussen entfesselten Polizeiterrors auf einer Befehlshaberbesprechung bemerkte: «Erkenntnis notwendig, dass wir in einer Revolution stehen. Morsches im Staat muss fallen, das kann nur mit Terror geschehen. Aufgabe der Wehrmacht, Gewehr bei Fuss. Keine Unterstützung, falls Verfolgte Zuflucht bei der Truppe suchen.»⁶⁰ Einige der Anwesenden waren über das, was sie hörten, bestürzt. Aber die Botschaft wurde verstanden und weitergegeben. Nur einer der anwesenden Offiziere protestierte und verlor daraufhin sein Kommando.⁶¹ Obwohl die führenden Köpfe der Reichswehr grösstenteils nicht so aktiv wie Reichenau mit dem Nationalsozialismus sympathisierten und Hitlers versuchte Machtergreifung 1933 gewaltsam unterbunden hatten, stellten sie ihm nun innerhalb weniger

Tage nach seiner Ernennung zum Kanzler die mächtigste Institution im Staate zur Verfügung.

Hitler seinerseits machte dem Kabinett unverzüglich klar, dass die Militärausgaben absolute Priorität erhalten sollten. Auf einer Kabinettsitzung am 8. Februar ergriff Hitler das Wort, als es gerade um finanzielle Fragen im Zusammenhang mit einem Staubeckenbau in Oberschlesien ging, und sagte zu seinen Kabinettskollegen, dass in den nächsten fünf Jahren alles in den Dienst der «Wiederwehrhaftmachung des deutschen Volkes» gestellt werden müsse. Mit Blick darauf seien sämtliche öffentlich geförderten Arbeitsbeschaffungsmassnahmen auf ihre Notwendigkeit zu überprüfen. «Dieser Gedanke müsse immer und überall im Vordergrund stehen.»⁶²

Auf einer Sitzung des Arbeitsbeschaffungsausschusses am folgenden Tag, bei der es um die Verteilung der 500 Millionen Reichsmark ging, die im Rahmen des, ursprünglich von Reichskommissar Gereke für die Regierung Schleicher vorbereiteten und nun etwas aufpoliert präsentierten, «Sofortprogramms für die Arbeitsbeschaffung» zur Verfügung standen, erklärte Blomberg sich bereit, die ihm vom Finanzminister zugeteilten 50 Millionen zu akzeptieren und zum Zweck der Aufrüstung einzusetzen, während das neugeschaffene Reichsluftfahrtkommissariat 1933 42,3 Millionen Reichsmark erhielt (127 Millionen anteilig auf drei Jahre verteilt). Hitler konnte seine Ungeduld kaum zügeln. Er verwies auf seine Äusserungen vom Vortag, dass die Aufrüstung absolute Priorität habe und alle öffentlichen Ausgaben für das Sofortprogramm in diesem Sinne zu überprüfen seien. Laut Sitzungsprotokoll sagte der Reichskanzler:

«Für die Wiederaufrüstung Deutschlands seien Milliardenbeträge erforderlich. Der Betrag von 127 Millionen RM für Zwecke der Luftfahrt sei der minimalste Betrag, den man überhaupt in Erwägung ziehen könne. Die Zukunft Deutschlands hänge ausschliesslich und allein vom Wiederaufbau der Wehrmacht ab. Alle anderen Aufgaben müssten hinter der Aufgabe der Wiederaufrüstung zurücktreten. Mit der Geringfügigkeit der vom Reichswehrministerium jetzt angeforderten Mittel könne er sich nur abfinden aus der Erwägung heraus, dass das Tempo der Aufrüstung im kommenden Jahr nicht stärker beschleunigt werden könne. Jedenfalls stehe er auf dem Standpunkt, dass in Zukunft bei einer Kollision zwischen Anforderungen für die Wehrmacht und Anforderungen für andere Zwecke die Interessen der Wehrmacht unter allen Umständen vorzugehen hätten. In diesem Sinne sei auch

bei der Vergebung der Mittel des Sofortprogramms zu entscheiden. Er halte die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit durch Vergebung öffentlicher Aufträge für die geeignetste Hilfsmassnahme. Das 500-Millionen-Programm sei das grösste seiner Art und besonders geeignet, den Interessen der Wiederaufrüstung dienstbar gemacht zu werden. Es ermögliche am ehesten die Tarnung der Arbeiten für die Verbesserung der Landesverteidigung. Auf diese Tarnung müsse man gerade in der nächsten Zukunft besonderen Wert legen, denn er sei überzeugt davon, dass gerade die Zeit zwischen der theoretischen Anerkennung der militärischen Gleichberechtigung Deutschlands und der Wiedererreichung eines gewissen Rüstungsstandes die schwierigste und gefährlichste sein werde. Erst wenn Deutschland soweit auferüstet habe, dass es für den Zusammenschluss mit einer anderen Macht bündnisfähig werde, nötigenfalls auch gegen Frankreich, werde man die Hauptschwierigkeiten der Aufrüstung überwunden haben.»⁶³

Diese Sitzungen in den ersten Tagen nach Hitlers Übernahme der Kanzlerschaft waren dafür entscheidend, dass der Aufrüstung oberste Priorität gegeben wurde. Sie waren ausserdem typisch für die Art und Weise, in der Hitler arbeitete und seine Macht ausübte. Obwohl Blomberg und die Reichswehrführung eifrig darauf bedacht waren, von dem radikal anderen Umgang des neuen Kanzlers mit dem Thema Rüstungsausgaben zu profitieren, gab es finanzielle, organisatorische, nicht zuletzt durch internationale Beschränkungen gesetzte und während der Abrüstungsgespräche weitergeltende, Grenzen, die verhinderten, dass die Aufrüstung in der Anfangsphase so rasch vorangetrieben werden konnte, wie Hitler es wollte. Doch während Blomberg zunächst damit zufrieden war, im Rahmen des Möglichen für eine Ausweitung zu arbeiten, dachte Hitler in anderen – anfangs recht unrealistischen – Dimensionen. Er benannte keine konkreten Massnahmen, legte aber dadurch, dass er, ohne von einem einzigen Minister Widerspruch zu ernten, der Rüstung dogmatisch absolute Priorität gab, neue Handlungsgrundregeln fest. Dadurch änderte sich das Konzept des Gereke-Programms zur Arbeitsbeschaffung völlig: Aus ihm wurde ein Rahmenprogramm zur Aufrüstung. So begrenzt die Aufrüstungsmassnahmen anfangs aus praktischen Gründen auch sein mussten, bot das Arbeitsbeschaffungsprogramm doch sofortige Möglichkeiten zur Neuplanung und zum Wiederaufbau der Streitkräfte. Daraus ging Anfang April das «Zweite Rüstungsprogramm» hervor, das mit Mitteln ausserhalb des «Sofortprogramms» finanziert wurde, über die die Reichswehr selbst

verfügen konnte. Als Hjalmar Schacht im März Hans Luther als Reichsbankpräsident ablöste, hatte Hitler den Mann gefunden, den er zur Lenkung der geheimen, uneingeschränkten Rüstungsfinanzierung brauchte. Während sich der offizielle Reichswehretat auf durchschnittlich 700 bis 800 Millionen Reichsmark im Jahr belief, gelang es Schacht durch den einer versteckten Diskontierung von Regierungswechseln durch die Reichsbank gleichkommenden Einsatz von Mefo-Wechseln, der Reichswehr über acht Jahre verteilt die phantastische Summe von 35 Milliarden Reichsmark zu garantieren.⁶⁴

Dank dieser Rückendeckung machte das Rüstungsprogramm nach einem zunächst schleppenden Anfang 1934 gigantische Fortschritte. Dadurch ergab sich jedoch, wie Schacht später eingestand, zwangsläufig ein Konflikt zwischen den Ausgaben für Rüstungs- und für Konsumgüter, der schliesslich zu grossen wirtschaftlichen Schwierigkeiten führte.⁶⁵ Diese traten 1935/36 bei dem ersten wesentlichen wirtschaftlichen Engpass zu Tage, der im Vierjahresplan kulminierte. Da aber dieser Plan das absolute Primat der Aufrüstung bekräftigte, konnte das Problem ausserhalb eines Krieges nicht gelöst und in den verbleibenden Friedensjahren nur verschärft werden. Die gleich zu Beginn der Kanzlerschaft Hitlers aus politischen und ideologischen Gründen gefällte Entscheidung, ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Folgen für die Aufrüstung unbeschränkte Finanzmittel zur Verfügung zu stellen, bedeutete die Ruinierung der Staatsfinanzen. Auch wenn im Februar 1933 noch kein Krieg geplant wurde, gab doch die Aufrüstungspolitik der Wirtschaft eine Schlagseite, die sich nur durch Wiedereintritt in die internationale Wirtschaftsgemeinschaft oder durch riskante kriegerische Eroberungen und anschliessende Vorherrschaft beseitigen liess. Hitler machte zu keiner Zeit ein Geheimnis daraus, welche Option er bevorzugte.

Der Entschluss, der Aufrüstung absolute Priorität zu geben, lag dem zu beiderseitigem Nutzen geschlossenen Pakt zwischen Hitler und der Reichswehr zugrunde, der trotz häufiger Schwierigkeiten ein wesentliches Fundament des Dritten Reiches bildete. Die Parameter legte Hitler im Februar 1933 fest. Sie waren aber nur Ausdruck des Bündnisses, das er gleich zu Anfang seiner Kanzlerschaft mit Blomberg eingegangen war.⁶⁶ Die neue Politik wurde möglich, weil Hitler sich die Interessen der mächtigsten Institution im Land zu eigen gemacht hatte. Umgekehrt diente es den Interessen der Reichswehrführung, dass sie sich – in ihren Augen – an einen Spitzenpolitiker band, der das Zeug dazu hatte, die

Massen zu einer Nation zu einen und die rechtmässige Machtposition des Heeres im Staat wiederherzustellen. Womit die Reichswehrführung nicht rechnete, war, dass innerhalb von fünf Jahren aus der traditionellen Machelite des Offizierskorps eine nur funktionale Elite werden würde, die einem politischen Herrn und Meister diene, der sie auf unbekanntes Terrain führte.⁶⁷

II

In den ersten Wochen seiner Kanzlerschaft unternahm Hitler nicht nur Schritte, um die Reichswehrführung, sondern auch die massgebenden Wirtschaftsverbände dazu zu bringen, sich hinter das neue Regime zu stellen. Die Grundbesitzer brauchten nicht lange überredet zu werden. Ihre Hauptorganisation, der von ostelbischen Junkern beherrschte Reichslandbund, war schon vor Hitlers Kanzlerschaft stark pronationalsozialistisch eingestellt gewesen. Ehe Agrarpolitik überliess Hitler anfangs seinem deutschnationalen Koalitionspartner Hugenberg. Mit den schon im Februar ergriffenen Massnahmen zum Schutz überschuldeter Güter und Höfe gegen den Zugriff von Gläubigern und zum Schutz der landwirtschaftlichen Produktion durch höhere Einfuhrzölle wie auch durch die Stützung der Getreidepreise wurde dafür gesorgt, dass die Agrarier nicht enttäuscht waren.⁶⁸ Bei Hugenberg als Wirtschaftsminister schienen ihre Interessen gut aufgehoben zu sein.

Zwischen Agrariern und Industriellen hatte es seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts wegen der strittigen Frage der Landwirtschaftsprotektion Spannungen gegeben. Wie es aussah, musste die neuerliche Vorzugsbehandlung für die Landwirtschaft das Verhältnis zu den Industriellen trüben. Die unmittelbar nach Hitlers Amtsantritt bei den meisten Wirtschaftskapitänen vorhandenen Bedenken liessen sich nicht über Nacht zerstreuen. In der Geschäftswelt gingen immer noch beträchtliche Sorgen um, als der Chef des mächtigen Kruppschen Eisen- und Stahlkonzerns und Vorsitzende des Reichsverbands der Deutschen Industrie Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und andere führende Industrielle eine Einladung zu einer Zusammenkunft am 20. Februar in Görings Amtssitz erhielten, bei der Hitler seine Wirtschaftspolitik vorstellen wollte.⁶⁹ Krupp, der bis dahin gegenüber Hitler kritisch eingestellt war, nahm an der Sitzung in der Absicht teil, sich wie schon bei Treffen mit früheren Kanzlern auch diesmal für die Industrie einzuset-

zen. Insbesondere hatte er vor zu betonen, wie positiv und wachstumsfördernd eine exportbegünstigende Politik und wie schädlich eine protektionistische Landwirtschaftspolitik seien. Er konnte jedoch keinen der beiden Punkte anbringen. Göring liess die Industriekapitäne warten, und es dauerte noch länger, bis der Reichskanzler erschien. Dann wurde den Wartenden ein klassischer Hitlermonolog zuteil. In seinem eineinhalbstündigen Vortrag streifte Hitler Wirtschaftsfragen, wenn überhaupt, nur in ganz allgemeinem Sinne. Er beruhigte auch diesmal wieder seine Zuhörer damit, dass er Privateigentum und Privatunternehmertum hochhielt und das Gerücht bestritt, dass im Wirtschaftsbereich radikale Experimente geplant seien. Der Rest der Rede bestand grösstenteils aus der Wiederholung des Standpunktes, dass man die Wirtschaft der Politik unterordnen, den Marxismus ausrotten und die innenpolitische Stärke und Einheit wiederherstellen müsse, um es mit äusseren Feinden aufnehmen zu können. Die kommenden Wahlen bedeuteten, so sagte er, eine letzte Chance, den Kommunismus mittels Stimmzettel abzulehnen. Falls das nicht geschehe, werde Gewalt eingesetzt, wie er dunkel andeutete. Es gehe um einen Kampf auf Leben und Tod zwischen der Nation und dem Kommunismus, ein Kampf, der für die nächsten hundert Jahre über Deutschlands Schicksal entscheiden werde.⁷⁰ Als Hitler geendet hatte, sah sich Krupp nicht in der Lage, seine vorbereitete Rede zu halten. Er bedankte sich nur mit ein paar improvisierten Sätzen und erging sich in Gemeinplätzen über die Notwendigkeit eines starken Staates, der dem Allgemeinwohl dienen werde.⁷¹ Dann verliess Hitler die Szene.

Welche eigentliche Absicht hinter dem Treffen steckte, wurde deutlich, als Göring zu reden begann. Er wiederholte Hitlers Versicherung, dass man sich keine Sorgen wegen irgendwelcher Wirtschaftsexperimente zu machen brauche und dass durch die kommende Wahl, die für vielleicht die nächsten hundert Jahre die letzte sein werde, die bestehenden Machtverhältnisse nicht geändert würden. Dennoch sei die Wahl von entscheidender Bedeutung, behauptete er. Und wer im politischen Kampf nicht in vorderster Linie stehe, müsse wenigstens finanzielle Opfer bringen.⁷² Nachdem auch Göring gegangen war, bat Schacht die Anwesenden zur Kasse. Es wurden drei Millionen Mark zugesagt und in den nächsten Wochen auch gezahlt.⁷³ Mit dieser Spende half die Grossindustrie, Hitlers Herrschaft zu festigen. Allerdings kam dieser finanzielle Beitrag weniger aufgrund begeisterter Anhängerschaft als durch politische Erpressung zustande.⁷⁴

Trotz ihrer finanziellen Unterstützung beobachteten die Industriellen das neue Regime zunächst weiterhin mit Argwohn. Manche gaben sich mit Hitlers vagen Äusserungen vom 23. März zufrieden, als er in einer Rede zum Ausdruck brachte, dass ihm der Einsatz für den Aussenhandel und die Währungsstabilität wichtig sei. Der Reichsverband der Deutschen Industrie erklärte daraufhin seine Unterstützung für die neue Regierung. Die Verbandsmitglieder erkannten aber bereits, dass die raschen Veränderungen in Deutschland auch an ihrer Stellung nicht spurlos vorbeigingen. Anfang April beugte sich Krupp dem Druck der Nationalsozialisten, den Reichsverband durch eine neue, nationalsozialistische Körperschaft zu ersetzen, jüdische Angestellte zu entlassen und jüdische Unternehmer von allen Repräsentationsposten in Handel und Industrie zu entfernen. Im darauffolgenden Monat löste sich der einst mächtige Verband auf und wurde durch den nationalsozialistischen Reichsstand der Deutschen Industrie ersetzt. Neben solchem Druck sorgten die Erholung der Wirtschaft, hohe Profite, die Absicherung des Privateigentums (abgesehen von dem jüdischer Unternehmer), die Zerschlagung des Marxismus und die Unterwerfung der Arbeiterbewegung dafür, dass die Grossindustriellen trotz mancher lästiger bürokratischer Kontrollmassnahmen zunehmend bereit waren, mit dem neuen Regime umfassend zusammenzuarbeiten.⁷⁵

Wie die Industriellen am 20. Februar erlebt hatten, pflegte Hitler einen ganz anderen Stil als seine Vorgänger. Unkonventionell waren auch seine Ansichten über die Wirtschaft, ökonomische Prinzipien waren für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. Wie er den Industriellen erklärte, hielt er die Wirtschaft für zweitrangig und völlig der Politik untergeordnet. Genau wie seine gesamte politische Weitsicht war auch seine Herangehensweise an die Ökonomie von einem platten Sozialdarwinismus diktiert. Da der Kampf zwischen den Nationen für das zukünftige Überleben entscheidend sei, müsse Deutschlands Wirtschaft der Vorbereitung und Durchführung dieses Kampfes untergeordnet werden. Das bedeute, dass liberale Vorstellungen von wirtschaftlicher Konkurrenz aufzugeben seien und die Wirtschaft stattdessen dem Diktat nationaler Interessen unterworfen werden müsse. Jeder «sozialistische» Gedanke im nationalsozialistischen Programm war demselben Diktat unterworfen. Hitler war nie Sozialist. Doch obwohl er Privateigentum, privates Unternehmertum und Konkurrenzwirtschaft hochhielt und Gewerkschaften oder Eingriffe von Arbeitern in die unternehmerische Freiheit ablehnte, sollte nicht der Markt, sondern

der Staat die Form der wirtschaftlichen Entwicklung bestimmen. Insofern blieb der Kapitalismus zwar unangetastet, fungierte aber als Gehilfe des Staates. Es hat wenig Zweck, Begriffe zur Beschreibung eines solchen «Wirtschaftssystems» zu erfinden; dazu genügen weder «Staatskapitalismus» noch ein «dritter Weg» zwischen Kapitalismus und Sozialismus. Sicherlich hatte Hitler Vorstellungen von einer prosperierenden deutschen Gesellschaft, die keines der alten Klassenprivilegien mehr kennen, moderne Technologien nutzen und einen höheren Lebensstandard haben würde. Dabei ging es ihm jedoch im wesentlichen um Rasse und nicht um Klasse, um Eroberung und nicht um wirtschaftliche Modernisierung. Alles war durchgängig auf einen Krieg zur Herstellung der Vorherrschaft ausgerichtet. Die neue deutsche Gesellschaft sollte durch Kampf und ihr hoher Lebensstandard auf dem Rücken der versklavten Völker der eroberten Länder entstehen. Das war nichts anderes als ein imperialistisches Konzept aus dem 19. Jahrhundert, angepasst an das technologische Potential des 20. Jahrhunderts.⁷⁶

Da es Hitler an einem auch noch so rudimentären Verständnis der Wirtschaftstheorie fehlte, kann er kaum als wirtschaftlicher Erneuerer betrachtet werden.⁷⁷ Die aussergewöhnliche Erholung der Wirtschaft, die rasch einen wesentlichen Bestandteil des Führermythos bildete, war nicht Hitlers Verdienst. Er zeigte anfangs keinerlei Interesse an den Arbeitsbeschaffungsplänen, die von Beamten des Arbeitsministeriums eifrig entwickelt wurden. Angesichts von Schachts (in dieser Phase vorhandenen) Skepsis, Hugenbergs Widerstand, Seldtes kaum merkbarer Initiative und der feindseligen Haltung der Industrie unternahm Hitler vor Ende Mai nichts zur Förderung der Arbeitsbeschaffungspläne. Zu diesem Zeitpunkt legte Finanzstaatssekretär Fritz Reinhardt die Pläne eines Aktionsprogramms vor. Selbst dann zögerte Hitler noch und musste davon überzeugt werden, dass das Programm nicht zu neuerlicher Inflation führen würde. Wilhelm Lautenbach, ein hoher Beamter im Wirtschaftsministerium, dessen eigenes umfassendes Programm 1931 unter Brüning keine Chance zur Umsetzung erhalten hatte, überzeugte Hitler, dass nicht einmal der mächtigste Mann Deutschlands unter den gegebenen wirtschaftlichen Umständen eine Inflation hervorrufen könnte.⁷⁸

Am 31. Mai bestellte Hitler schliesslich Minister und Wirtschaftsfachleute zu sich in die Reichskanzlei und erfuhr, dass ausser Hugenberg alle für das Reinhardt-Programm waren. Am nächsten Tag wurde das «Ge-

setz zur Minderung der Arbeitslosigkeit» verkündet. Innerhalb etwa eines Monats war bei Schacht die anfängliche Skepsis in Begeisterung umgeschlagen. Mit Hilfe der von Lautenbach bereits unter Papen entwickelten Idee der Regierungswechsel (einem Vorläufer der Mefo-Wechsel, die schon bald zur Finanzierung der ersten Phase der Aufrüstung eingeführt werden sollten) zauberte Schacht die notwendigen kurzfristigen Kredite aus dem Ärmel.⁷⁹ Der Rest war grösstenteils das Werk von Bankiers, Beamten, Planern und Industriellen.⁸⁰ Hitler selbst sah das Arbeitsbeschaffungsprogramm, das einfach auf bereits unter Papen und Schleicher entwickelten Plänen aufbaute, nur im Rahmen der Aufrüstungspläne. Darüber hinaus interessierte ihn vor allem dessen Propagandawert. Und tatsächlich fiel Hitler schliesslich der ganze propagandistische Nutzen in den Schoss, als zunächst die öffentlichen Arbeitsprogramme und dann in zunehmendem Masse auch die Aufrüstung weit schneller ihre positive Wirkung zur Beseitigung der Rezession und der Arbeitslosigkeit in Deutschland zu entfalten begannen, als es die Experten vorherzusagen gewagt hatten.⁸¹

Indirekt hatte Hitler jedoch erheblichen Anteil am Wirtschaftsaufschwung, und zwar dadurch, dass er den für unternehmerische Aktivitäten erforderlichen politischen Rahmen wiederherstellte und die Idee der nationalen Erneuerung verkörperte. Das skrupellose Vorgehen gegen den «Marxismus», die unter Hitlers Leitung vollzogene Neuordnung der Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern, das von ihm schliesslich unterstützte Arbeitsbeschaffungsprogramm und die von ihm gleich zu Anfang festgelegte absolute Priorität für die Aufrüstung – sie alle trugen zu einem Klima bei, in dem sich die Wirtschaft, deren Aufschwung bereits vor Hitlers Amtsantritt eingesetzt hatte, in zunehmendem Tempo erholen konnte. Und zumindest in einem entscheidenden Bereich, dem der Kraftfahrzeugherstellung, gab Hitler einem wichtigen Industriezweig einen direkten Impuls.

Es war nicht etwa ökonomisches Fachwissen, sondern der eigene Propagandainstinkt, der Hitler zu einer Initiative veranlasste, die sowohl der Wirtschaft zur (bereits ohnehin beginnenden) Erholung verhalf, als auch die Vorstellungskraft der Öffentlichkeit beschäftigte. Am n. Februar 1933, wenige Tage vor seinem Treffen mit den Industriellen, ergriff Hitler die Gelegenheit, an Stelle des erkrankten Reichspräsidenten Hindenburg die Eröffnungsrede bei der Internationalen Automobil- und Motorradausstellung am Berliner Kaiserdamm zu halten. Dass es der deutsche Kanzler war, der, sehr zur Freude der versammelten

Unternehmer aus der Automobilindustrie, diese Ansprache halten sollte, war etwas Neues und sorgte schon allein dadurch für Aufsehen. Noch erfreuter waren die Industriellen, als sie hörten, dass Hitler die Kraftfahrzeugherstellung als wichtigste Zukunftsindustrie bezeichnete, eine schrittweise Senkung der Unternehmenssteuern in Aussicht stellte und die Durchführung eines grosszügigen Strassenbauprogramms versprach. Während zur Berechnung des Lebensstandards bisher unter anderem die Länge des Schienennetzes herangezogen worden sei, solle dabei in Zukunft die Länge des Strassennetzes berücksichtigt werden, erklärte Hitler. Das seien «grosse Aufgaben, die auch mit zum Aufbauprogramm der deutschen Wirtschaft» gehörten.⁸² Von der nationalsozialistischen Propaganda wurde diese Rede später zum Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Motorisierung hochstilisiert.⁸³ Sie markierte den Beginn des Mythos vom «Autobahnbauer», der Teil des Führermythos wurde.

Hitler hatte der Autoindustrie kein konkretes Programm angeboten, sondern nur in Aussicht gestellt.⁸⁴ Die Idee einer Steuersenkung für die Industrie war, was kaum überraschen dürfte, von den Autoherstellern selbst gekommen.⁸⁵ Die dann im Frühjahr 1933 tatsächlich eingeführte Steuersenkung gehörte keineswegs zu einem geplanten nationalsozialistischen Motorisierungsprogramm, sondern war Teil eines grösseren Massnahmepakets zur Stimulierung der Wirtschaft.⁸⁶ An welche Strassenbaupläne Hitler bei seiner Ansprache dachte, blieb unklar. Aller Wahrscheinlichkeit nach handelte es sich dabei um die Pläne, die der Münchner Strassenbauingenieur Fritz Todt in einer kurzen Denkschrift im Dezember 1932 dargelegt und wenig später Hitler zugeleitet hatte. Darin plädierte Todt dafür, «im Rahmen eines nationalsozialistischen Aufbauprogramms» 5'000 bis 6'000 Kilometer Autobahn zu bauen.⁸⁷

Der vorgesehene Umfang war so gross, dass der Bau nicht einfach Privatfirmen überantwortet werden konnte, sondern nach staatlicher Planung und Kontrolle verlangte. Ausserdem sollte das Programm einen Beitrag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit leisten, denn nach Todts Vorstellungen war dabei der Einsatz von bis zu 600'000 Arbeitslosen, rund zehn Prozent aller von Erwerbslosigkeit Betroffenen, erforderlich. Todts Motorisierungspläne waren nicht gerade innovativ. Im faschistischen Italien wurden bereits Autobahnen gebaut. Ausserdem hatte Todt nichts anderes getan, als, wenn auch in stark erweiterter Form, die Idee zu einer 881 Kilometer langen Nord-Süd-Autobahn aufzugreifen,

die bereits in den zwanziger Jahren eine Vereinigung mit dem umständlichen Namen «Verein zur Vorbereitung der Autostrasse Hansestädte-Frankfurt-Basel» («HAFRABA») vertreten hatte.⁸⁸ Hitler aber war beeindruckt – nicht zuletzt davon, wie gigantisch Todts Plan war und welche positiven Auswirkungen er im Hinblick auf die Verringerung der Arbeitslosigkeit haben sollte. Das liess sich im Wahlkampf propagandistisch gut nutzen.

Dennoch sollte die Bedeutung der Rede Hitlers vom 11. Februar nicht unterschätzt werden. Die Kraftfahrzeughersteller konnten ihr positive Signale entnehmen. Sie waren angenehm überrascht von dem neuen Kanzler, der erkennen liess, dass ihn Kraftwagen seit langem faszinierten und er ein gutes Gedächtnis für Konstruktionstypen und -zahlen hatte. Für die Unternehmer klang das, als sei er ihrer Sache nicht nur wohlgewogen, sondern wisse auch, wovon er rede.⁸⁹ Der *Völkische Beobachter* nutzte das propagandistische Potential der Hitlerrede und stellte seinen Lesern sofort in Aussicht, bald selbst Autobesitzer zu sein. Die verlockende Vorstellung war, dass es nicht mehr nur Autos wie den Rolls Royce für eine gesellschaftliche Elite geben sollte, sondern ein «Volksauto» für die Masse der Bevölkerung.⁹⁰ Diese Idee – ein Auto für jedermann zu einem Preis von nicht mehr als tausend Reichsmark – verbreitete Hitler, der dabei mehr auf die Propagandawirkung als auf den Automobilmarkt schaute, bereits Anfang 1933.⁹¹

Schon in den ersten Wochen nach seiner Ansprache gab es Anzeichen für eine Belebung der Autoindustrie. Im zweiten Quartal des Jahres 1933 wurden über doppelt so viele Vierradfahrzeuge hergestellt wie im gleichen Zeitraum des Vorjahres.⁹² Weiteren Auftrieb erhielt die Industrie durch die Abschaffung der Kraftfahrzeugsteuer für alle nach dem 31. März zugelassenen Fahrzeuge. Die allmähliche Erholung der Autoindustrie wirkte sich auch positiv auf die Zulieferfirmen und die Metallindustrie aus.⁹³ Dieser beginnende Aufschwung war nicht das Ergebnis eines von Hitler wohlgedachten Programms und lässt sich auch nicht gänzlich oder hauptsächlich der Wirkung seiner Rede zuschreiben. Zu einem Grossteil des Aufschwungs wäre es mit Einsetzen der zyklischen Erholungsphase nach der Wirtschaftskrise ohnehin gekommen.⁹⁴ Allerdings bleibt die Tatsache bestehen, dass die Kraftfahrzeughersteller vor Hitlers Ansprache noch von trüben Aussichten für ihre Branche ausgingen.

Unabhängig davon, welche Bedeutung Hitler selbst der Propagandawirkung seiner Rede beimass, hatte er der Industrie auf jeden Fall die

richtigen Signale gegeben. Die Kraftfahrzeughersteller und andere Unternehmer, deren Interessen berührt waren, interpretierten die Signale sofort zu ihren Gunsten – und zu Gunsten des Regimes. Unaufgefordert versorgte der HAFRABA-Geschäftsführer Hitler schon im März mit detaillierten Plänen für eine Autobahnteilstrecke im Main-Neckar-Gebiet. Hitler griff das Projekt «mit grosser Begeisterung» auf, bezeichnete es als «gigantische Idee», deren Verwirklichung eine «neue Epoche» einleiten werde, und erklärte sich bereit, für die Durchführung zu sorgen.⁹⁵ Allerdings stiess das am 1. Mai angekündigte «Riesenprogramm» des «Strassen-Neubaus» im Reichsverkehrsministerium, wie auch bei der Reichsbahn, auf erhebliche Bedenken, da nach dortiger Überzeugung erst einmal das herkömmliche Strassennetz verbessert werden sollte und es prinzipiell zweifelhaft erschien, ob ein Autobahnprogramm wirklich von Vorteil wäre. Hitler bestand aber auf der Durchführung des «Unternehmens Reichsautobahnen». Dessen Leitung wurde Ende Juni schliesslich Fritz Todt als «Generalinspektor für das deutsche Strassenwesen» anvertraut. Weitere Einwände, die Innenminister Frick und Verkehrsminister Eltz-Rübenach gegen Todts neue Machstellung erhoben, wischte Hitler beiseite. Ende November besass Todt weitreichende Vollmachten, war für das Strassenbauprogramm nur Hitler gegenüber verantwortlich und verfügte über einen umfangreichen Kredit von Reichsbankpräsident Schacht.⁹⁶

Damit hatte Hitler einen entscheidenden Beitrag zur Stimulierung des Autohandels und des Autobahnbaus geleistet.⁹⁷ Beide Bereiche übten durch das amerikanische Vorbild eine grosse Anziehungskraft auf die Bevölkerung aus und symbolisierten den Sprung in ein aufregendes, modernes Technikzeitalter. Das «neue Deutschland» schien jetzt auf eigenen Füssen zu stehen.

III

Als Hitler am n. Februar 1933 seine Ansprache vor den Unternehmern aus der Kraftfahrzeugindustrie hielt, war der Reichstagswahlkampf bereits im Gange. Hitler hatte ihn am Abend zuvor mit einer Rede im Berliner Sportpalast eröffnet, der ersten seit seinem Amtsantritt als Kanzler. Die riesige Halle war bis auf den letzten Platz besetzt. Da Hitler nun die Massenmedien zur Verfügung standen, wurde seine Rede im ganzen Reich im Radio direkt übertragen. Unter grossen Trans-

parenten mit antimarxistischen Parolen stehend, schilderte Goebbels den Radiohörern, deren Zahl sich seiner Behauptung nach auf rund 20 Millionen belief, anschaulich die Szenerie. Dabei weckte er geschickt die Erwartungen der Zuhörermassen.

«Ich bitte Sie nun, Ihre Phantasie zu beflügeln. Stellen Sie sich vor: dieses Riesengebäude, unten ein riesiges Parterre, an den beiden Seiten die Seitenparterres aufflankiert, der erste Rang, der zweite Rang – alles eine Masse Mensch! Die einzelnen Menschen sind schon gar nicht mehr zu erkennen, man sieht (einzelne Rufe und Sprechchöre heben an) nur noch Menschen, Menschen, Menschen, – Masse Mensch. Sie hören, wie aus der Masse herauf die Rufe «Deutschland erwache» erklingen, wie auf den Führer der Bewegung (Kommandos ertönen), auf den Reichskanzler Adolf Hitler, Heilrufe ausgebracht werden. Der SA-Führer –, der Standartenführer Voss, gibt eben das Signal zum Einmarsch der Fahnen und Standarten. Unten, vom Ende des Sportpalastes aus, bewegen sich die vier Berliner Standarten, gefolgt von den Hunderten Berliner Parteifahnen. (Das Deutschlandlied wird intoniert und gesungen.) [...] Unter de|nj Klängen des Deutschlandliedes werden die Fahnen durch den weiten Raum getragen. Die ganze Masse singt begeistert das Deutschlandlied mit. (...) Nun bietet der Sportpalast ein wunderbares, imponantes Bild der Massendemonstration. Die Menschen stehen und warten und singen mit erhobenen Händen, man sieht nur Menschen, Menschen, Menschen. Ringsum sind die Emporen flankiert von grossen Parolen für die Nation, gegen die Internationale. Das ganze Haus ist ausgeschmückt mit Hakenkreuzfahnen. Die Stimmung beginnt zu wachsen, und die Erwartung ist bis zur letzten Spannung verdichtet. [...] jeden Augenblick kann der Reichskanzler eintreffen.»

Dann kam Hitler. «Anschwellende Hedrufe und Begeisterungsgeschreie» waren im Radio zu hören. «Sie hören eben», frohlockte der Propagandaminister, «der Führer ist eingetroffen!»⁹⁸

Hitler begann seine Rede ruhig, beinahe zögerlich. 14 Jahre lang hätten die Weimarer Parteien Deutschland ruiniert; nun müsse das Land von Grund auf wieder aufgebaut werden. Hitler versprach eine Regierung, die das Volk nicht belügen und täuschen werde, wie es die Weimarer Regierungen getan hätten. Der Wiederaufbau könne nur durch das Volk selbst, durch seine Anstrengungen und seinen Willen bewerkstelligt werden – ohne jede Hilfe von aussen. Grundlage einer wirtschaftlichen Erholung seien nicht Klassentheorien, sondern «ewige

Gesetze». Das deutsche Volk müsse um seine Existenz kämpfen. Nur Stärke werde zu Weltfrieden führen.

Dann beschleunigte Hitler sein Redetempo. Klassenkampfparteien werde man vernichten. «Niemand, niemals werde ich mich von der Aufgabe entfernen, den Marxismus und seine Begleiterscheinungen aus Deutschland auszurotten», erklärte er. «Einer muss hier Sieger sein: entweder der Marxismus oder das deutsche Volk! Und siegen wird Deutschland!» Das geeinte Volk, das auf den – zur Volksgemeinschaft versöhnten – deutschen Bauern und Arbeitern als «Grundpfeilern]» ruhe, sei die Voraussetzung der zukünftigen Gesellschaft. Man werde «den Wert der Persönlichkeit» und «die schöpferische Kraft des einzelnen» wieder zur Geltung kommen lassen. Bekämpft würden alle Erscheinungsformen des parlamentarisch-demokratischen Systems. Die Beendigung der öffentlichen Korruption werde mit der «Wiederherstellung der deutschen Ehre» Hand in Hand gehen. Nicht zuletzt werde man die jungen Menschen mit den grossen Traditionen der deutschen Vergangenheit bekannt machen. Es gehe, so erklärte Hitler, um «ein Programm der nationalen Wiedererhebung auf allen Gebieten des Lebens, unduldsam gegen jeden, der sich gegen die Nation versündigt. Bruder und Freund zu jedem, der mitkämpfen will an der Wiederauferstehung seines Volkes, unserer Nation.» Hitler kam zum rhetorischen Höhepunkt seiner Ansprache. «[D]eutsches Volk, gib uns vier Jahre Zeit, dann richte und urteile über uns. Deutsches Volk, gib uns vier Jahre, und ich schwöre, so wie wir und so wie ich in dieses Amt eintrete, so will ich dann auch gehen.» Seine lange Rede beendete er pathetisch in der Art des (evangelischen) «Vater Unsers».

«Denn ich kann mich nicht lösen von dem Glauben an mein Volk, kann mich nicht lossagen von der Überzeugung, dass diese Nation wieder einst auferstehen wird, kann mich nicht entfernen von der Liebe zu diesem meinem Volk und hege felsenfest die Überzeugung, dass eben noch einmal die Stunde kommt, in der die Millionen, die uns heute hassen, hinter uns stehen und mit uns dann begrüssen werden das gemeinsam geschaffene, mühsam erkämpfte, bitter erworbene neue deutsche Reich der Grösse und der Ehre und der Kraft und der Herrlichkeit und der Gerechtigkeit. Amen.»⁹⁹

«[E]ine phantastische Rede», meinte Goebbels. «Ganz gegen Marxismus. Zum Schluss grosses Pathos. ‚Amen!‘ Das hat Kraft und haut hin.»¹⁰⁰ Rhetorisch gesehen, war es wirklich eine starke Rede – aber

auch kaum mehr als das. Das «Programm» bot nichts Konkretes, ausser einen Kampf auf Leben und Tod gegen den Marxismus. Es lief auf eine durch Willen, Stärke und Einheit zu erreichende nationale «Wiederauf-erstehung» hinaus. Juden wurden nicht erwähnt. Die Gedanken und Empfindungen, die Hitler zum Ausdruck brachte, mussten bei allen Nationalisten auf Widerhall treffen. «Genau die richtige Mischung für seine Hörer: Brutalität, Drohungen, Kraftprotz und dann wieder Demut vor dem oft zitierten «Allmächtigen». Die Massen im Sportpalast geraten in Taumel», kommentierte einer der Millionen Radiohörer, ein Leipziger Bildungsbürger, der mit den Nazis keineswegs sympathisierte. «Der Mann wächst sichtlich durch die Aufgabe, die ihm geworden», meinte er.¹⁰¹ Für eine andere Hörerin., die zur Mittelschicht gehörende deutschnationale – nicht nationalsozialistische – Hamburgerin Luise Solmitz, sprach Hitler mit seinen anprangernden Worten vom «Schmutz dieser furchtbaren 14 Jahre» genau das aus, «was wir empfunden haben». «[N]icht Redner sondern genialer Führer», so beschrieb sie ihn.¹⁰²

Begleitet wurde der Wahlkampf, bei dem Hitler wieder in zahlreichen Städten unermüdlich vor riesigen Zuschauermengen redete, von einer bis dahin beispiellosen, staatlich geförderten Terror- und Repressionswelle gegen politische Gegner in den nationalsozialistisch beherrschten Teilen des Reiches. Das war vor allem in Preussen der Fall, das bereits seit Papens Staatsstreich vom 20. Juli 1932 der Reichsregierung unterstand. Die Fäden zog hier der preussische Innenminister und Reichskommissar Hermann Göring. Unter seiner Leitung wurden die oberen Ränge der preussischen Polizei und Verwaltung von den letzten – nach den Säuberungen im Anschluss an Papens Staatsstreich noch verbliebenen – Personen «gesäubert», die dem nationalsozialistischen Kurswechsel hätten im Weg stehen können. Ihren Nachfolgern machte Göring in unmissverständlich offenen Worten klar, welche Erwartungen er während des Wahlkampfes an Polizei und Verwaltung stellte. Und mit seinem schriftlichen Erlass vom 17. Februar wies er die Polizei an, mit den «nationalen Verbänden» SA, SS und Stahlhelm zusammenzuarbeiten, «die nationale Propaganda mit allen Kräften zu unterstützen», das «Treiben staatsfeindlicher Organisationen» mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln zu bekämpfen und dabei, «wenn nötig, rücksichtslos von der Waffe Gebrauch zu machen». Polizisten, die ihre Schusswaffe einsetzten, hätten in jedem Fall seine Rückendeckung, fügte er hinzu; wer hingegen aus «falscher Rücksichtnahme» seine Pflicht versäume, müsse mit Disziplinarmaßnahmen rechnen.¹⁰³

Es überrascht nicht, dass in einem solchen Klima nicht gegen jene Gewalttaten vorgegangen wurde, die nationalsozialistische Terrorbanden an politischen Gegnern beziehungsweise jüdischen Opfern verübten. Dies war verstärkt der Fall, als unter dem Vorwand einer angeblichen Zunahme «linksradikaler» Gewalt ab dem 22. Februar SA, SS und Stahlhelm als «Hilfspolizei» eingesetzt wurden. Es kam zu massiver Einschüchterung. Besonders brutal unterdrückte man die Kommunisten. Ungestraft wurden Menschen geprügelt, gefoltert, schwer verwundet oder gar getötet. In Preussen und den anderen bereits von den Nationalsozialisten beherrschten Teilen des Reiches waren kommunistische Versammlungen, Demonstrationen und Publikationen verboten. Das Verbot traf auch SPD-Organen, und selbst wenn einmal vor Gericht erfolgreich gegen ein Verbot vorgegangen werden konnte und die betreffende Zeitung wieder erscheinen durfte, blieb die Presse durch die erzwungene eingeschränkte Berichterstattung praktisch geknebelt.¹⁰⁴

Während dieser ersten staatlichen Gewaltorgie gab sich Hitler gemässigt. Seine Handlungsfähigkeit war ungeschwächt. Dem Kabinett vermittelte er den Eindruck, dass seine Anweisungen von radikalen Mitgliedern der NS-Bewegung missachtet, letztere aber bald unter Kontrolle gebracht sein würden. Er bat um Geduld, damit er jene Teile der Partei, die aus dem Ruder gelaufen seien, disziplinieren könne. Papen erinnerte sich später, er und seine engsten Kollegen hätten die Ansicht vertreten, «es sei nicht erlaubt, an eines Mannes ehrlicher Absicht zu zweifeln, solange diese Zweifel nicht erhärtet werden könnten», und sie hätten alle gehofft, dass die «Erziehungsarbeit im Kabinett» eine positive Wirkung zeigen würde.¹⁰⁵ Als die Zentrumsparterie – die Hitler später vielleicht noch einmal an seiner Seite brauchen konnte – wegen der «unglaublichen Zustände» bei Hindenburg und Papen protestierte, erliess Hitler einen Aufruf an die NSDAP, in dem er «provokatorische Elemente» wegen der Sprengung von Zentrumsversammlungen rügte und «äusserste Disziplin» anordnete. Im Wahlkampf müssten alle Energien gegen den Marxismus gerichtet werden, fügte er hinzu.¹⁰⁶ Hingegen liessen sich die Gewaltaktionen gegen das Zentrum auch darauf zurückführen, dass Hitler selbst eine Woche zuvor gegen den Chef der zentrumsgeführten württembergischen Landesregierung öffentlich Stimmung gemacht hatte. Die Rundfunkübertragung dieser Rede hatte – zu Hitlers Empörung – ein abruptes Ende gefunden, als das Übertragungskabel durchschnitten worden war.¹⁰⁷

In die Gewaltaktionen vom Februar 1933 brauchte sich Hitler selbst

nicht einzuschalten. Deren Ausführung konnte er Göring und anderen führenden Nationalsozialisten in den Ländern des Reiches überlassen. Dabei brauchte nationalsozialistischen Schlägertrupps nur grünes Licht gegeben zu werden: Sobald sie sich der staatlichen Protektion sicher waren, liessen sie ihre aufgestauten Aggressionen an all denen aus, die ihnen in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz seit langem als Gegner bekannt waren. Die Terrorwelle vom Februar 1933 in Preussen machte erstmals deutlich, dass der Staat nicht mehr wie bisher unmenschlichen Aktionen Einhalt gebot. Sie war ein erstes Anzeichen für den «Zivilisationsbruch», der dem Dritten Reich seinen besonderen historischen Charakter geben sollte.

Es war aber nicht so, dass die Brutalität und Gewalt Hitlers Ansehen in der Bevölkerung geschadet hätten. Bei vielen Menschen, die zunächst skeptisch oder kritisch gewesen waren, kam im Februar der Gedanke auf, dass Hitler «der richtige Mann» sei und man ihm eine Chance geben müsse.¹⁰⁸ Dabei half auch ein leichter Wirtschaftsaufschwung. Wichtiger aber war der bei einem Grossteil der Bevölkerung vorhandene leidenschaftliche Antimarxismus. Die NS-Propaganda nutzte den seit langem bestehenden Hass auf alles, was – unter dem Oberbegriff «Marxismus» – mit Sozialismus und Kommunismus in Verbindung gebracht wurde, um eine regelrechte antikommunistische Paranoia zu erzeugen. Von den Nationalsozialisten geschürt, lag die Angst vor einem Kommunistenaufstand in der Luft. Je näher der Wahltermin rückte, desto schlimmer wurde die Hysterie. Der umfassende Angriff auf die Linke wurde daher erwartungsgemäss von seifen der Bevölkerung massiv unterstützt.

In einem bezeichnenden Bericht aus einer katholischen Gegend, in der «Marxisten» als Feinde der Religion, der herrschenden Ordnung und der Nation galten, wurde das brutale Vorgehen in Preussen gelobt und Hitler selbst als direktes Verdienst angerechnet. Es hiess in dem Bericht, Hitler räume in Preussen nun «ordentlich auf», er werfe «die Schmarotzer u[nd] die Volksaussauger sauber auf die Strasse». Er solle «auch in Bayern insbesondere in München [...] mal antreten u[nd] eine dergleichen Säuberungsaktion vornehmen». Wenn Hitler so weiterarbeite wie bisher, werde er «auf die kommende Reichstagswahl das Vertrauen des grössten Teiles des Deutschen Volkes» erhalten.¹⁰⁹

Wahrscheinlich wären Gewalt und Einschüchterung in dieser Weise bis zur Wahl am 5. März weitergegangen. Denn nichts deutete darauf hin, dass die NS-Führung irgendetwas Spektakuläreres im Sinn

hatte.¹¹⁰ Doch dann zündete Marinus van der Lubbe am 27. Februar 1933 das Reichstagsgebäude an.

Marinus van der Lubbe stammte aus einer niederländischen Arbeiterfamilie und hatte früher in Holland der kommunistischen Parteijugend angehört, 1931 aber mit der Partei gebrochen. Am 18. Februar 1933 traf er in Berlin ein – ein intelligenter vierundzwanzigjähriger Einzelgänger, der mit keiner politischen Gruppe in Verbindung stand, aber das Elend der Arbeiterklasse im kapitalistischen System als grosses Unrecht empfand. Er war entschlossen, aus Protest gegen die «Regierung der nationalen Konzentration» im Alleingang eine spektakuläre Widerstandsaktion zu unternehmen, um die Arbeiterklasse aufzurütteln und zum Kampf gegen ihre Unterdrückung zu bewegen. Am 25. Februar schlugen drei Brandstiftungsversuche in verschiedenen Berliner Gebäuden fehl.¹¹¹ Zwei Tage später gelang sein Protestakt – allerdings mit anderen Folgen als er sich wohl vorgestellt hatte.¹¹²

Am 27. Februar hätte Ernst «Putzi» Hanfstaengl eigentlich im Hause Goebbels mit Hitler zu Abend essen sollen. Aufgrund einer schweren fiebrigen Erkältung hatte er sich aber in einem Zimmer von Görings Amtssitz, in dem er – in unmittelbarer Nachbarschaft zum Reichstagsgebäude – vorübergehend untergebracht war, zu Bett begeben. Mitten am Abend wurde er durch Rufe der Haushälterin geweckt: Der Reichstag brenne. Er sprang aus dem Bett, schaute aus dem Fenster, sah das Gebäude in Flammen stehen und rief sofort bei Goebbels an, dem er atemlos sagte, er müsse dringend Hitler sprechen. Als Goebbels fragte, was los sei und ob er eine Nachricht übermitteln könne, sagte Hanfstaengl: «Sagen Sie ihm, der Reichstag brennt!» «Soll das ein Witz sein?» erwiderte Goebbels.¹¹³ Goebbels glaubte, es handle sich um «eine tolle Phantasiemeldung», und weigerte sich zuerst, Hitler die Botschaft zu überbringen. Seine Nachfragen ergaben aber, dass die Nachricht stimmte. Daraufhin rasten Hitler und Goebbels durch Berlin zum Ort des Geschehens, wo sie Göring schon vorfanden, der «ganz gross in Fahrt» war. Bald gesellte sich auch Papen zu ihnen. Die NS-Größen waren alle überzeugt, dass das Feuer das Signal für einen Kommunistenaufrast bildete – ein «letzte[r] Versuch», wie Goebbels sagte, «durch Brand und Terror Verwirrung zu stiften, um so in der allgemeinen Panik die Macht an sich zu reissen».¹¹⁴

Die Angst, dass die Kommunisten nicht passiv bleiben und vor der Wahl ihre Stärke demonstrieren würden, war schon vorher in der NS-Führung umgegangen – und ebenso bei den nichtnationalsozialistischen

Mitgliedern der Reichsregierung. Durch eine Polizeirazzia am 24. Februar im Karl-Liebnecht-Haus, der Parteizentrale der KPD, hatten die Befürchtungen noch zugenommen. Obwohl praktisch nichts von Bedeutung gefunden wurde, erklärte die Polizei, sie hätte riesige Mengen hochverräterischen Materials sichergestellt, darunter Flugblätter, in denen die Bevölkerung zum bewaffneten Aufstand aufgerufen worden sei. Göring verstärkte das Ganze durch eine Presseerklärung. Die Entdeckungen der Polizei zeigten, so behauptete er, dass Deutschland in ein bolschewistisches Chaos gestürzt werden solle. Von Anschlägen auf politische Führer, Überfällen auf öffentliche Gebäude, der Ermordung von Familienangehörigen bekannter Persönlichkeiten und anderen geplanten Schreckenstaten war bei ihm die Rede. Beweise wurden dafür niemals veröffentlicht.¹¹⁵

In mancherlei Hinsicht setzte sich in diesen – echten und vorgetauschten – Ängsten die Furcht vor einem kommunistisch gelenkten Generalstreik fort, die schon dem «Planspiel»-Szenario der Reichswehr zugrunde lag, das Anfang Dezember 1932 zum Sturz der Regierung Papen geführt hatte. Geschürt wurden die Ängste auch durch Hitlers anhaltende Phobie vor Vorgängen wie im November 1918. Weiter verschärft wurden die Ängste durch die antikommunistische Hysterie Ende Februar 1933.¹¹⁶ Die Panikreaktion der NS-Führung auf den Reichstagsbrand und die in aller Eile erlassenen drakonischen Massnahmen gegen die Kommunisten rührten direkt aus solchen Ängsten her.

Die ersten Polizisten, die van der Lubbe verhörten, zweifelten nicht daran, dass der Holländer, der gleich bei seiner Festnahme ein Geständnis ablegte und seinen «Protest» verkündete, das Gebäude alleine in Brand gesetzt hatte und es keine weiteren Tatbeteiligten gab.¹¹⁷ Aber Göring, der auf die Nachricht vom Brand hin als erstes um die wertvollen Wandteppiche im Gebäude besorgt gewesen sein soll, liess sich von Beamten vor Ort offenbar gerne emreden, dass das Feuer von kommunistischen Verschwörern gelegt worden sei.¹¹⁸ Hitler, der gegen 22.30 Uhr, also etwa eine Stunde nach Göring, am Ort des Geschehens eintraf, liess sich ebenfalls rasch von der Richtigkeit dieser Schlussfolgerung überzeugen. Göring teilte ihm mit, dass das Feuer zweifellos das Werk der Kommunisten sei. Ein Brandstifter sei bereits verhaftet worden, und nur wenige Minuten vor dem Auflodern der Flammen seien noch mehrere kommunistische Abgeordnete im Gebäude gewesen.¹¹⁹ Das sei der Beginn des Kommunistenaufstands, meinte Göring; man dürfe keine Zeit verlieren.¹²⁰ Hitler sagte zu Papen: «Das ist ein gottge-

gebenes Zeichen, Herr Vizekanzler! Wenn dieser Brand, wie ich glaube, das Werk der Kommunisten ist, dann müssen wir diese Mörderpest mit eiserner Faust vernichten!»¹²¹

Als Rudolf Diels, später der erste Leiter der preussischen Gestapo, Hitler über van der Lübbes Verhör berichten wollte, fand er den Reichskanzler in einem beinahe hysterischen Zustand vor. Diels wollte ihm sagen, dass der Brand das Werk eines «Verrückten» sei, aber Hitler unterbrach ihn und schrie, die Sache sei von langer Hand geplant. Die kommunistischen Reichstagsabgeordneten müssten noch in derselben Nacht gehängt werden, tobte er. Auch gegenüber Sozialdemokraten oder Reichsbannerleuten werde es keine Schonung mehr geben.¹²² Mit seinen wütenden Tiraden, vor allem der Forderung nach blutiger Vergeltung an den Kommunisten, bestimmte Hitler den Verlauf einer hastig in Görings Büro einberufenen Besprechung mit Göring, Goebbels und Frick. So gut Hitler auch sonst schauspielerte, diesmal verstellte er sich nicht. Er hatte sich auch nicht genügend in der Hand, um klare Befehle zu erteilen.¹²³ Es war Göring, der Diels mit einer Menge verwirrender Anweisungen eindeckte, für die Polizei höchsten Alarmzustand anordnete, zum rücksichtslosen Schusswaffengebrauch aufforderte und Massenverhaftungen von Kommunisten anordnete. Diels fühlte sich bei der ganzen Atmosphäre an ein «Narrenhaus» erinnert.¹²⁴

Gegen 23.15 Uhr begab Hitler sich zu einer kurzfristig anberaumten Besprechung ins preussische Innenministerium, bei der es hauptsächlich um aktuelle Sicherheitsfragen für Preussen ging. Anschliessend begleitete er Goebbels in das Gebäude des *Völkischen Beobachters* wo rasch ein flammender Leitartikel geschrieben und eine neue Titelseite zusammengestellt wurde.¹²⁵

Bei der Besprechung im preussischen Innenministerium machte der deutschnationale Staatssekretär Ludwig Grauert – fest überzeugt, dass die Kommunisten den Reichstag in Brand gesteckt hätten – den Vorschlag, für Preussen eine «Notverordnung gegen Brandstiftung und Terrorakte» zu erlassen.¹²⁶ Am nächsten Morgen legte Reichsinnenminister Wilhelm Frick dann aber den Entwurf einer Verordnung «Zum Schutz von Volk und Staat» vor, die die Notstandsmassnahmen auf das ganze Reich ausdehnte – was Blomberg der Geistesgegenwart Hitlers zuschrieb – und der Reichsregierung (im ursprünglichen Entwurf dem Reichsinnenminister) die Vollmacht gab, in Länderangelegenheiten einzugreifen. Als Grundlage für seinen Entwurf hatte Frick auf Notstandspläne vom Juli – aus der Zeit von Papens Staatsstreich gegen Preussen –

und auf Oberst Otts «Planspiel» vom Dezember 1932 zurückgreifen können.¹²⁷ Ein entscheidender Unterschied war jedoch, dass nach Fricks Notverordnungsentwurf dem Reichsinnenminister (später der Reichsregierung) und nicht der Reichswehr die vollziehende Gewalt übertragen wurde. Bei der Ausrufung eines militärischen Ausnahmezustands wäre Hitlers Macht eingeschränkt worden und unter Umständen auch die Abhaltung der Wahlen gefährdet gewesen, auf die der Kanzler baute. In der vorgelegten Fassung jedoch stärkte die improvisierte Notverordnung Hitlers Position mit einem Schlag. Damit war der Weg zur Diktatur geebnet.¹²⁸

Die Notverordnung «Zum Schutz von Volk und Staat» war der letzte Punkt, mit dem sich das Kabinett in seiner Sitzung am Morgen des 28. Februar befasste.¹²⁹ Mit einem kurzen Artikel wurden die von der Weimarer Verfassung geschützten bürgerlichen Freiheiten – darunter die Rede, Versammlungs- und Pressefreiheit sowie die Wahrung des Post- und Fernmeldegeheimnisses – auf unbestimmte Zeit aufgehoben. Mit einem weiteren kurzen Artikel wurde die Länderhoheit zunichte gemacht, indem die Reichsregierung das Recht erhielt, zur Wiederherstellung von Ruhe und Ordnung in den Ländern einzugreifen.¹³⁰ Von diesem Recht machten die Nationalsozialisten gleich nach den Wahlen reichlich Gebrauch, um ihre Herrschaft in allen Teilen des deutschen Reiches sicherzustellen. Die in aller Eile verfasste Notverordnung war so etwas wie der Freibrief des Dritten Reiches.

Hitlers fast hysterische Stimmung vom Vorabend machte bis zur Kabinettsitzung einer kühleren, skrupellosen Haltung Platz. Der «psychologisch richtige Moment» für eine «rücksichtslose Auseinandersetzung» mit der KPD sei gekommen und länger zu warten daher zwecklos, sagte er dem Kabinett. Der Kampf gegen die Kommunisten dürfe nicht von «juristischen Erwägungen» abhängig gemacht werden.¹³¹ Dass es dazu käme, war allerdings äusserst unwahrscheinlich. Noch während der Nacht begann auf Veranlassung Görings bei den mit grosser Brutalität durchgeführten Hausdurchsuchungen die Verhaftung kommunistischer Abgeordneter und Funktionäre.¹³² Unter den Menschen, die in die – häufig in den Kellern von SA- und SS-Gebäuden eingerichteten – Behelfsgefängnisse geschleppt und dort geschlagen, gefoltert und in manchen Fällen ermordet wurden, befanden sich aber auch Sozialdemokraten, Gewerkschafter und Linksintellektuelle wie Carl von Ossietzky.¹³³ Bis April belief sich allein in Preussen die Zahl der «Schutzhäftlinge» auf rund 25'000.¹³⁴

Die Gewalt- und Repressionsmassnahmen stiessen weitgehend auf Zustimmung. Die «Notverordnung», die den Bürgern alle äusseren Freiheiten nahm und die Grundlage für die Diktatur bildete, wurde von ganzem Herzen begrüsst. In einer Regionalzeitung aus dem bayerischen Alpenvorland hiess es in einem Leitartikel – der trotz der pronational-sozialistischen Ausrichtung des Blattes höchstwahrscheinlich auch die Empfindungen von Bevölkerungsschichten ausserhalb der unmittelbaren NSDAP-Anhängerschaft wiedergab –, die «Notverordnung» träfe «endlich den Herd der deutschen Krankheit, das Geschwür, das das deutsche Blut jahrelang vergiftete und verseuchte, den Bolschewismus, den Todfeind Deutschlands».

«Diese Notverordnung wird keinen Gegner finden trotz der geradezu drakonischen Massnahmen, die sie androht. Gegen Mordbuben, Mordbrenner und Giftmischer gibt es nur schärfste Abwehr, gegen Terror die Abrechnung durch die Todesstrafe. Die Fanatiker, die aus Deutschland eine asiatische Räuberhöhle machen wollen, müssen unschädlich gemacht werden.»

Die ganze, auf dem Christentum beruhende westliche Kultur stehe auf dem Spiel, schloss der Artikel. «Und darum begrüssen wir die letzte Notverordnung.»¹³⁵ Der Ton spiegelte Görings Darstellung von den angeblichen Funden im Karl-Liebkecht-Haus wider.¹³⁶

Am anderen Ende des Reiches, in Hamburg, nahm Luise Solmitz Görings gesamte Geschichte ebenfalls für bare Münze.

«Man wollte bewaffnete Rotten zu Mord und Brand auf die Dörfer schicken, inzw[ischen] sollte sich der Terror der von der Polizei entblösten Grossestädte bemächtigen. Gift, kochendes Wasser, vom raffiniertesten bis zum ursprünglichsten Werkzeug sollte alles zur Waffe werden. Es klingt wie eine Räubergeschichte, – wenn nicht Russland wäre, das asiatische Foltermethoden und -orgien erlebt hat, die ein germanisches Hirn selbst dann nicht ersinnen kann, wenn es krank, und nicht glauben, wenn es gesund ist.»¹³⁷

Wie ihre Freunde und Nachbarn sah sich auch Luise Solmitz veranlasst, Hitler ihre Stimme zu geben. «Man muss doch jetzt seine Sache mit allen Mitteln stützen!» sagte eine Bekannte zu ihr, die bis dahin nichts für die NSDAP übrig gehabt hatte.¹³⁸ «Das ganze Denken und Fühlen der meisten Deutschen ist von Hitler beherrscht», kommentierte Frau

Solmitz. « [S]ein Ruhm steigt zu den Sternen, der Heiland ist er einer bösen, traurigen deutschen Welt.»¹³⁹

Am 4. März verbreitete Hitler von Königsberg aus über den Rundfunk einen letzten leidenschaftlichen Appell an die Wähler. Am Ende erklärte er voller Pathos, der Befreier Ostpreussens, Reichspräsident Hindenburg, und er, der einfache Soldat, der an der Westfront seine Pflicht erfüllt habe, hätten sich die Hände gereicht. Nach der Ansprache erklang zum Glockengeläut des Königsberger Doms das «Niederländische Dankgebet», jene Hymne, die die Grenadiere Friedrichs des Grossen 1757 zur Feier des Sieges über Österreich nach der Schlacht von Leuthen angestimmt hatten. Goebbels hatte nichts ausgelassen, um die Vereinigung des alten mit dem neuen Deutschland zu suggerieren. In den Strassen waren überall Lautsprecher aufgestellt, damit alle, die am «Tag der erwachenden Nation» in ganz Deutschland an den Fackelzügen teilnahmen, ihrem «Führer» lauschen konnten.¹⁴⁰

Bei der Wahl am nächsten Tag gewannen die Nationalsozialisten 43,9 Prozent der Stimmen und damit 288 von 647 Sitzen im neuen Reichstag. Ihre nationalistischen Koalitionspartner holten acht Prozent. Trotz des brutalen Naziterrors kam die KPD immer noch auf erstaunliche 12,3 und die SPD auf 18,3 Prozent – womit die beiden Linksparteien selbst unter diesen Umständen zusammen fast ein Drittel der abgegebenen Stimmen auf sich vereinen konnten. Mit 11,2 Prozent erhielt das Zentrum kaum weniger Stimmen als bei den vorausgegangenen Wahlen im November. Für die übrigen Parteien war die Unterstützung fast auf Null gesunken.¹⁴¹ Goebbels erklärte das Ergebnis zu einem «gloriose[n] Triumph».¹⁴² Das stimmte allerdings nicht ganz. Mit starken Gewinnen war zu rechnen gewesen. Dazu trug zweifellos auch die Stimmung nach dem Reichstagsbrand bei. Hitler hatte darauf gehofft, mit der NSDAP die absolute Mehrheit zu erringen. Nachdem aber das Regierungsbündnis die absolute Mehrheit nur gerade erreichte, war Hitler weiterhin von seinen konservativen Koalitionspartnern abhängig. Jetzt werde er sie, zumindest zu Lebzeiten Hindenburgs, nicht mehr loswerden, soll Hitler bei Bekanntwerden des Wahlergebnisses gesagt haben.¹⁴³ Dennoch war es selbst angesichts der intensiven Unterdrückung der Linken nicht leicht, bei dem Weimarer Wahlsystem 43,9 Prozent der Stimmen zu erlangen. Die NSDAP hatte bei der aussergewöhnlich hohen Wahlbeteiligung von 88,8 Prozent vor allem von den Stimmen früherer Nichtwähler profitiert.¹⁴⁴ Und obschon die stärkste Unterstützung weiterhin aus den protestantischen Landesteilen kam, waren diesmal auch

in katholischen Gegenden, in denen sich die NSDAP früher schwergetan hatte, beträchtliche Gewinne erzielt worden. In Niederbayern zum Beispiel stieg der nationalsozialistische Stimmanteil von 18,5 Prozent im November 1932 auf 39,2 Prozent bei den Märzwahlen und im Gau Köln-Aachen von 17,4 auf 30,1 Prozent.¹⁴⁵ Ausserdem kann man sagen, dass, abgesehen von den Anhängern der Linksparteien, längst nicht alle Wähler, die ihre Stimme einer anderen Partei als der NSDAP gaben, das, was Hitler verkörperte, ablehnten. Sobald es Hitler nach Beseitigung des pluralistischen Systems gelänge, sich öffentlich nicht mehr nur als Partei-, sondern als Volksführer darzustellen, würde er über ein noch viel grösseres Unterstützungspotential verfügen als im März 1933.

IV

Die Wahl vom 5. März löste die eigentliche «Machtergreifung» aus, die sich in den folgenden Tagen in jenen Ländern des Reiches abspielte, die bis dahin noch nicht in der Hand der Nationalsozialisten gewesen waren. Hitler brauchte wenig zu tun. Die Parteikaktivisten mussten nicht erst zu «spontanen» – seine Macht als Reichskanzler enorm stärkenden – Aktionen ermuntert werden.¹⁴⁶

Das Vorgehensmuster ähnelte sich stets: Die betreffende Landesregierung wird unter Druck gesetzt, damit sie die Polizei einem Nationalsozialisten unterstellt; SA- und SS-Truppen marschieren in bedrohlicher Weise durch die Grossstädte; an den Rathäusern werden Hakenkreuzfahnen aufgezogen; die gewählte Regierung kapituliert nahezu widerstandslos; unter dem Vorwand, Ruhe und Ordnung wiederherzustellen, wird ein Reichskommissar eingesetzt. In Hamburg begann die «Einschaltung» sogar noch vor der Wahl. Dieser Prozess wiederholte sich in Bremen, Lübeck, Schaumburg-Lippe, Hessen, Baden, Württemberg, Sachsen und schliesslich auch in dem nach Preussen grössten Land, Bayern. Zwischen dem 5. und 9. März wurden diese Länder auf die Linie der Reichsregierung gebracht. Langjährige Hitler-Anhänger erhielten insbesondere in Bayern kommissarische Ministerposten: Adolf Wagner wurde Innen-, Hans Frank Justiz- und Hans Schemm Kultusminister. Noch bedeutsamer war, dass Ernst Röhm zum Staatskommissar ohne Geschäftsbereich («z.b.V.») ernannt wurde, Heinrich Himmler zum Leiter der Münchner Polizeidirektion und Reinhard Heydrich – der als

Offizier unehrenhaft aus der Marine entlassene, grossgewachsene, blonde Leiter des Sicherheitsdienstes der Partei, der mit seinen nicht ganz 30 Jahren am Beginn seines rasanten Aufstiegs zum Chef der Sicherheitspolizei im SS-Reich stand – zum Leiter der Politischen Polizei in Bayern. Die Schwächung Preussens durch Papens Staatsstreich und die dort im Februar praktisch erfolgte nationalsozialistische Machtübernahme bildeten die Grundlage und das Modell für die Ausdehnung der Nazi Herrschaft auf die anderen Länder. Letztere gingen nun mehr oder weniger vollständig in die Hand der Nationalsozialisten über, ohne dass die deutschnationalen Koalitionspartner gross berücksichtigt worden wären. Trotz des legalen Anstrichs war die Aneignung der Länderbefugnisse durch das Reich ein klarer Verfassungsbruch. Die «Unruhen», die angeblich die Wiederherstellung der «Ordnung» erforderlich gemacht hatten, waren – mit dem Ziel der politischen Erpressung – einzig und allein von nationalsozialistischen Organisationen ausgegangen. Der Wortlaut der Notverordnung vom 28. Februar rechtfertigte das Vorgehen der Reichsregierung nicht, weil es gar nicht erforderlich war, «kommunistische staatsgefährdende Gewaltakte» abzuwehren. Gewaltsam und staatsgefährdend waren allein die Aktionen der NS-Gruppen selbst.¹⁴⁷

Die offene Gewalt zügelloser nationalsozialistischer Schlägerbanden führte in der triumphalen Atmosphäre nach der Wahl dazu, dass hohe Stellen beim Reichspräsidenten und auch bei Hitler selbst protestierten.¹⁴⁸ Als sich Papen über die üble Behandlung ausländischer Diplomaten beschwerte, nachdem aus einer Menschenmenge heraus (bei der sich auch SA- und SS-Männer befanden) die Flagge vom Wagen des rumänischen Botschafters abgerissen, ein Chauffeur zusammengeschlagen und Frauen prominenter Diplomaten bedroht worden waren, reagierte Hitler in aggressivem Ton und verteidigte seine SA-Männer. Er habe den Eindruck, sagte Hitler, dass das Bürgertum zu früh gerettet worden sei, denn wenn es sechs Wochen Bolschewismus erlebt hätte, würde es «den Unterschied zwischen der roten Revolution und unserer Erhebung» kennen. «Ich habe diesen Unterschied einst in Bayern plastisch gesehen und habe ihn nicht vergessen. Und ich lasse mich jetzt von gar niemand wegbringen von der Mission, die ich vor der Wahl erneut verkündet habe, die Vernichtung und Ausrottung des Marxismus.»¹⁴⁹

Doch unterdessen wurde die Gewalt ohnehin kontraproduktiv. Am 10. März erklärte Hitler unter Hinweis auf die Belästigung von Ausländern (für die er aber kommunistische Provokateure verantwortlich

machte), dass die nationale Regierung von diesem Tag an in ganz Deutschland die vollziehende Gewalt in Händen habe und «der weitere Vollzug der nationalen Erhebung ein von oben geleiteter, planmässiger» sein werde. Grundsätzlich müsse alles aufhören, was zur Belästigung einzelner Personen, zur Behinderung des Strassenverkehrs oder zur Störung des Geschäftslebens führe.¹⁵⁰ Das gleiche sagte er zwei Tage später in einer Rundfunkansprache.¹⁵¹ Seine Ermahnungen zeigten wenig Wirkung.

Inzwischen war auch der Rest des Reiches von dem Terror und der Repression betroffen, die Preussen im Februar zu spüren bekommen hatte. In Bayern seien die Verhältnisse schlimmer als zuvor «unter der Schreckenherrschaft der Kommunisten», schrieb der ehemalige Direktor der Zentralgenossenschaft bayerischer Bauernvereine Dr. Georg Heim an Hindenburg.¹⁵² Unter der Leitung von Himmler und Heydrich kam es in Bayern proportional gesehen sogar zu mehr Verhaftungen als in Preussen. Rund 10'000 Kommunisten und Sozialisten wurden im März und April festgenommen. Bis zum Juni verdoppelte sich die Zahl der – meist aus der Arbeiterschicht stammenden – «Schutzhäftlinge».¹⁵³ Ein erheblicher Teil der Verhafteten war von Nachbarn oder Arbeitskollegen denunziert worden. Nach der Verordnung «zur Abwehr heimtückischer Angriffe» vom 21. März 1933 kam es zu einer derart grossen Denunziationswelle, dass selbst die Polizei Kritik übte.¹⁵⁴ Am 22. März wurde bei der Kleinstadt Dachau, etwa 20 Kilometer von München entfernt, in einer ehemaligen Pulverfabrik das erste Konzentrationslager eröffnet. Aus der Existenz des Lagers wurde kein Geheimnis gemacht. Zur Bekanntgabe der Eröffnung veranstaltete Himmler zwei Tage vorher sogar eine Pressekonferenz. Bei einem Fassungsvermögen von 5'000 Personen werde man zunächst mit 200 Gefangenen anfangen, erläuterte er. Das Lager sei dazu gedacht, Kommunisten und gegebenenfalls auch Reichsbannerleute und marxistische (gemeint waren sozialdemokratische) Funktionäre aufzunehmen. Die Zeitungen berichteten über die Errichtung des Lagers.¹⁵⁵

Es sollte als Abschreckung dienen, und das tat es auch. Sein gefürchteter Name wurde rasch zum Synonym für entsetzliche, grösstenteils in Stillschweigen gehüllte Vorgänge, die sich bekannter- oder angemenemassen hinter den Lagermauern abspielten. Der Satz, «Sei still, sonst kommst du nach Dachau!», ging bald in den allgemeinen Sprachgebrauch ein. Von den politischen Gegnern und den Opfern der nationalsozialistischen Rassenpolitik abgesehen, fanden aber nur wenige

Menschen die Gründung dieses und ähnlicher Lager beunruhigend. Die Mittelschichtsbevölkerung von Dachau, vor deren Augen Kolonnen politischer Gefangener in das nahe gelegene Lager gebracht wurden, hielt ihre kommunistischen Mitbürger für einfach nicht zu ihrer Welt gehörige Revolutionäre und Unruhestifter.¹⁵⁶

Einen Tag, nachdem Himmler die Schaffung des Dachauer Konzentrationslagers angekündigt hatte, zeigte sich das Regime von seiner anderen Seite. Vielleicht in dem Bemühen, nach aussen hin zu sichtbarem Terror auf Distanz zu gehen, steckte Hitler bereits mitten in einem weiteren Propagandaschauspiel und war dabei wieder ganz in seinem Element. Es war der «Tag von Potsdam» – eine neuerliche meisterhafte Regieleistung des gerade ernannten Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda Joseph Goebbels. Völlig losgelöst von den schmutzigen und bestialischen Vorgängen bei der brutalen Niederschlagung der Linken, zeigte sich hier der Nationalsozialismus im Sonntagsstaat und erklärte sich eins mit dem preussischen Konservativismus. Die «Potsdamer Komödie», wie der französische Botschafter es nannte, nahm die Vorstellungskraft der deutschen Öffentlichkeit gefangen, lenkte von den ungebührlichen Vorgängen der letzten Wochen ab und half nicht zuletzt, das Bündnis zwischen der Reichswehr und dem neuen Regime weiter zu festigen.¹⁵⁷

Die Entscheidung, die Eröffnungsfeier des neuen Reichstags in Potsdam abzuhalten, fiel am 7. März bei einer Besprechung zwischen Hindenburg, Hitler, Papen, Frick, Blomberg und Göring. Man einigte sich bei dieser Sitzung in groben Zügen auf das Zeremoniell. Der Eröffnungstermin wurde zunächst auf die Woche vom 3. bis 8. April festgesetzt¹⁵⁸, dann aber auf den 21. März vorgezogen – Frühlingsanfang und Datum der ersten Sitzung des Reichstags nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs.¹⁵⁹ Den grossen Plan für eine symbolträchtige festliche Eröffnung des Reichstags arbeitete Goebbels fünf Tage vor dem Ereignis bis ins kleinste Detail aus.¹⁶⁰ Auf dem Ruhm des alten Reiches aufbauend, sollte der «Tag von Potsdam» den Beginn des neuen Reiches verkörpern und die Verbindung zwischen dem neuen Deutschland und den preussischen Traditionen herstellen. Die Garnisonskirche in Potsdam, in der die Hauptzeremonie stattfinden sollte, war Anfang des 18. Jahrhunderts von den Hohenzollernkönigen Preussens errichtet worden. Dort hatten sich die Gardetruppen dem Dienst an Gott und König geweiht. Der «Soldatenkönig» Friedrich Wilhelm I. und sein Sohn Friedrich der Grosse waren in der Krypta beigesetzt. Die Kirche symbo-

lisierte die enge Verbindung zwischen der preussischen Militärmonarchie, der Staatsmacht und der protestantischen Religion.

Am 21. März 1933 verkörperte Reichspräsident Hindenburg diese Verbindung, als er in der Uniform des preussischen Generalfeldmarschalls vor dem leeren Thron des exilierten Kaisers grüssend seinen Marschallstab hob: Thron, Altar und Preussens militärisches Gloria. Hindenburg war das Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Hitler stand für die Gegenwart und die Zukunft. Er war nicht in Parteiuniform, sondern in einem dunklen Cutaway erschienen und spielte den Part des ehrerbietigen Dieners, der sich tief vor dem verehrten, greisen Reichspräsidenten verneigte und ihm die Hand bot.¹⁶¹ In seiner Ansprache behandelte Hitler das Thema nationale Erneuerung durch Einheit. Nur mit einem Satz erwähnte er diejenigen, die an dieser Einheit keinen Anteil hatten: Sie würden «unschädlich» gemacht werden. Hindenburg erklärte er zum Schirmherrn über die «neue Erhebung unseres Volkes». Er sei es gewesen, der «diesem jungen Deutschland [...] am 30. Januar 1933 in grossherzigem Entschluss die Führung des Reiches anvertraut» habe.¹⁶²

«Es ist nicht zu leugnen», schrieb ein nichtnationalsozialistischer Beobachter beeindruckt von der «auffallend» moderaten Rede Hitlers, «er ist gewachsen. Aus dem Demagogen und Parteiführer, dem Fanatiker und Hetzer scheint sich – für seine Gegner überraschend genug – der wirkliche Staatsmann zu entwickeln.»¹⁶³ Dass sich an diesem Tag die preussische Tradition und das nationalsozialistische Erscheinungsbild mischten, wurde am Ende der Zeremonie noch dadurch unterstrichen, dass man an den Gräbern der preussischen Könige Kränze niederlegte, während das «Niederländische Dankgebet» durch die Kirche hallte und draussen 21 Salutschüsse abgefeuert wurden.¹⁶⁴ Anschliessend nahm Hindenburg mehrere Stunden lang den Vorbeimarsch der Reichswehr und der «nationalen Verbände» SA, SS und «Stahlhelm» ab. Hitler stand unterdessen bescheiden bei seinen Ministern mehrere Reihen hinter den militärischen Ehrengästen.¹⁶⁵

Zwei Tage später gab sich Hitler ganz anders, als er unter dem Jubel der dichten Reihen uniformierter nationalsozialistischer Abgeordneter in brauner Uniform und gebieterischer Haltung die nun als Sitzungsgebäude dienende Krolloper in Berlin betrat, um das Ermächtigungsgesetz einzubringen, das seit dem vergangenen November auf seiner Wunschliste stand. Für die Gegner, vor allem die SPD-Abgeordneten, war die Atmosphäre bedrohlich. Ein riesiges Hakenkreuz dominierte

den Raum. An den Ausgängen und um das Gebäude herum standen SA-, SS- und «Stahlhelm»-Männer Wache. Sie gaben den Abgeordneten der Opposition einen Vorgeschmack darauf, womit zu rechnen wäre, falls das Ermächtigungsgesetz nicht die erforderliche Unterstützung fände. Angesichts der fehlenden 81 kommunistischen Abgeordneten, die entweder verhaftet worden oder geflüchtet waren, hatten die Nationalsozialisten im Reichstag nun die Mehrheit. Um das Ermächtigungsgesetz zu verabschieden, benötigten sie aber eine Zweidrittelmehrheit.¹⁶⁶

Schon am 7. März hatte Hitler, der inmitten der konservativen Minister nun sichtlich selbstbewusster auftrat, dem Kabinett gesagt, dass er damit rechne, für das Ermächtigungsgesetz eine Zweidrittelmehrheit zu erhalten, weil sich die kommunistischen Abgeordneten in Haft befänden und an der Abstimmung nicht teilnehmen würden.¹⁶⁷ Rund eine Woche später, am 15. März, informierte er seine Minister, dass die politische Lage nunmehr geklärt sei. «Die nationale Revolution» sei «ohne grosse Erschütterungen vor sich gegangen». Zynisch fuhr er fort, es sei «nunmehr notwendig, die gesamte Aktivität des Volkes auf das rein Politische abzulenken, weil die wirtschaftlichen Entschlüsse noch abgewartet werden müssten». Dann kam Hitler auf das Ermächtigungsgesetz zu sprechen. Die Verabschiedung des Gesetzes mit einer Zweidrittelmehrheit werde seiner Ansicht nach keine Schwierigkeiten bereiten. Frick erklärte, dass die Zentrumsparlei dem Gedanken an ein Ermächtigungsgesetz nicht abgeneigt gegenüberstehe, zunächst aber eine Unterredung mit dem Kanzler erbitte. Frick – der dabei deutlich durchblicken liess, welche Absicht hinter dem Gesetz steckte – sprach sich dafür aus, den Gesetzestext so weit zu fassen, dass man anschliessend bei Bedarf von der Reichsverfassung abweichen könne. Er legte einen dreizeiligen Entwurf vor, der aber in diesem Fall kaum genügte und in seiner Endfassung schliesslich wesentlich länger ausfiel. Um die Zweidrittelmehrheit sicherzustellen, war Frick auf den Einfall gekommen, die kommunistischen Abgeordneten einfach von der Gesamtzahl der Reichstagsmitglieder abzuziehen, damit nur noch 378 statt 432 Stimmen benötigt wurden. Göring fügte hinzu, dass man vor der Abstimmung notfalls ein paar Sozialdemokraten des Saales verweisen könnte. Das zeigt, wie wenig die «legale Revolution» der Nationalsozialisten mit Legalität zu tun hatte.

Die anwesenden Konservativen hatten jedoch nichts dagegen einzuwenden, ebensowenig wie gegen Meissners Äusserung, dass man nach

Einführung des Ermächtigungsgesetzes zur Verabschiedung weiterer Gesetze nicht mehr die Mitwirkung des Reichspräsidenten benötigen werde.¹⁶⁸ Am 20. März konnte Hitler dem Kabinett zuversichtlich mitteilen, dass die Zentrumspartei nach Gesprächen mit ihm die Notwendigkeit des Ermächtigungsgesetzes anerkannt habe. Er sei dafür, ihrer Bitte zu entsprechen, einen kleinen Ausschuss zur Überwachung der nach dem Ermächtigungsgesetz vollzogenen Massnahmen einzusetzen. Dann gäbe es keinen Grund, an der Unterstützung der Zentrumspartei zu zweifeln. «Die Annahme des Ermächtigungsgesetzes auch durch das Zentrum» werde «eine Prestigestärkung gegenüber dem Auslande bedeuten», sagte Hitler, der sich dabei wie immer der propagandistischen Implikationen bewusst war.¹⁶⁹ Dann stellte Frick den Gesetzesentwurf vor, der schliesslich vom Kabinett akzeptiert wurde. Der Reichsinnenminister schlug ebenfalls eine eindeutige Manipulation des Verfahrens im Reichstag vor, um die Zweidrittelmehrheit sicherzustellen. Danach sollten unentschuldigt fehlende Abgeordnete als anwesend gezählt werden.¹⁷⁰ Auf diese Weise gäbe es keine Schwierigkeiten mit der Erreichung des notwendigen Quorums. Es wäre dann nicht mehr möglich, sich aus Protest der Stimmabgabe durch Abwesenheit zu entziehen. Auch dagegen erhoben die Konservativen keine Einwände.¹⁷¹

Der Weg war frei. Am Nachmittag des 23. März 1933 redete Hitler vor dem Reichstag. Zunächst malte er die von den Vorgängern hinterlassenen Verhältnisse in den schwärzesten Farben, dann umriss er in seiner taktisch geschickten zweieinhalbstündigen Ansprache in groben Zügen sein Programm. Er versprach eine «durchgreifende moralische Sanierung des Volkskörpers» mit Hilfe des gesamten Bildungswesens, der Medien und der Künste. In den beiden christlichen Religionsgemeinschaften sehe die nationale Regierung, so erklärte er, «die wichtigsten Faktoren zur Erhaltung unseres Volkstums». Ihre Rechte würden nicht angetastet.

Diese Worte des deutschen Kanzlers zielten auf die Zentrumsabgeordneten, und sie verfehlten nicht ihre Wirkung. Von Richtern werde zum Wohl der Gesellschaft «eine Elastizität der Urteilsfindung» erwartet. Dieser Angriff auf liberale Rechtsgrundsätze brachte Hitler einen lebhaften Beifall ein. Auch die Geschäftswelt werde man dazu bringen, künftig dem Volk und nicht den Kapitalinteressen zu dienen. Er werde keine Währungsexperimente geben. Die wirtschaftlichen Hauptziele seien die Rettung des Bauerntums wie des Mittelstands und die Beseitigung der Arbeitslosigkeit – zunächst durch Arbeitsbeschaffungspro-

gramme und einen Arbeitsdienst. Die Reichswehr lobte Hitler in den höchsten Tönen. Falls die übrige Welt radikal abrüstete, habe die Regierung aber nicht die Absicht, die Zahl der Truppen und Waffen zu erhöhen, sagte er. Deutschland wolle nicht mehr als gleiche Rechte und Freiheit. Am Ende seiner Rede machte Hitler scheinbar wichtige Konzessionen. Es sei weder die Existenz des Reichstags noch die des Reichsrats gefährdet, erklärte er. Die Stellung und Rechte des Reichspräsidenten blieben unangetastet. Die Länder würden nicht abgeschafft. Für die Kirchen werde es keine Einschränkung ihrer Rechte geben, und ihr Verhältnis zum Staat werde das gleiche bleiben wie bisher.¹⁷²

Alle diese Zusagen sollten schon bald gebrochen werden. Für den Augenblick aber erfüllten sie ihren Zweck. Mit ihnen gab Hitler scheinbar eine bindende Erklärung ab, durch die die Position der katholischen Kirche gesichert wurde, genau wie es die Zentrumsparlei in den Besprechungen mit Hitler gefordert hatte. Dennoch waren die Zentrumsabgeordneten in ihrer Ansicht gespalten, als sie sich vor der Abstimmung zusammensetzten. Von Bürgerkrieg war die Rede und von Gewaltanwendung, falls das Ermächtigungsgesetz nicht durchkäme. Wieder einmal funktionierte Hitlers unterschwellige Erpressungstaktik. Der Parteivorsitzende, Prälat Kaas, argumentierte: «Das Vaterland ist in höchster Gefahr, wir dürfen nicht versagen.» Mit grössten Bedenken und im Gefühl nationaler Verantwortung stimmten schliesslich andere führende Zentrumsmitglieder wie der ehemalige Kanzler Heinrich Brüning oder auch der prominente Gewerkschafter Joseph Ersing und die übrigen Zentrumsabgeordneten Kaas' Einschätzung zu.¹⁷³

Kurz nach 18 Uhr trat der Reichstag wieder zusammen. Der SPD-Vorsitzende Otto Wels hielt eine – angesichts der bedrohlichen Atmosphäre mutige – Rede. Zwar schlug er eher leise Töne an, setzte sich aber am Ende mit bewegenden Worten für die von den Sozialdemokraten hochgeachteten Prinzipien der Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Freiheit und des Sozialismus ein.¹⁷⁴ Hitler hatte sich während Wels' Rede Notizen gemacht. Nun kehrte er unter dem stürmischen Applaus der NSDAP-Abgeordneten ans Rednerpult zurück und setzte zu einer wütenden Entgegnung an, deren einzelne Sätze im Parkett und auf den Rängen bejubelt wurden. Diesmal schlug Hitler nicht mehr wie vorher bei seiner vorbereiteten Rede einen relativ moderaten Ton an, sondern zeigte mehr sein wahres Gesicht. Rechtsgefühl allein sei nicht genug, entscheidend sei es, Macht zu besitzen, meinte er. Man hätte das Ermächtigungsgesetz dem Reichstag gar nicht vorzulegen brauchen: «Wir [ap-

pellieren] in dieser Stunde an den Deutschen Reichstag, uns zu genehmigen, was wir auch ohnedem hätten nehmen können.» Er werde nicht den Fehler begehen, seine Gegner nur zu reizen, statt sie zu vernichten oder zu versöhnen. Er biete denen die Hand an, die anderer Meinung als er seien, sich aber dem Wohle Deutschlands verpflichtet hätten. Das gelte aber nicht für die Sozialdemokraten. Die sollten ihn nicht missverstehen. Er erkenne das «Gebot einer Internationale» nicht an. Die Sozialdemokraten seien mit ihrer Mentalität nicht in der Lage, die hinter dem Ermächtigungsgesetz steckenden Absichten zu begreifen. Er wolle nicht einmal, dass sie für das Gesetz stimmten. «Deutschland soll frei werden, aber nicht durch Sie!» schloss er unter stürmischem Jubel.¹⁷⁵ Nachdem Kaas – obwohl er ausser den Zusicherungen in Hitlers Rede keine Garantien erhalten hatte – im Namen der Zentrumspartei die Bereitschaft erklärte, das Gesetz zu verabschieden, und andere Parteivorsitzende sich anschlossen, wurde abgestimmt.¹⁷⁶ Gegen die 94 Stimmen der Sozialdemokraten votierten 441 Abgeordnete für ein Ende des Reichstags als demokratische Institution.

Das «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich», wie das Ermächtigungsgesetz offiziell hiess, trat am nächsten Tag in Kraft.¹⁷⁷ Hitlers Einschüchterungstaktiken hatten funktioniert, und das weder zum ersten- noch zum letztenmal. Die Macht lag jetzt in den Händen der Nationalsozialisten. Das war der Anfang vom Ende aller politischen Parteien ausser der NSDAP. Das Zentrum hatte dabei eine besonders schmachvolle Rolle gespielt. Aus Angst vor offenem Terror und Repression hatte es Hitlers pseudolegale Taktik nachgegeben. Dadurch hatte die Zentrumspartei mitgeholfen, die Beseitigung nahezu sämtlicher verfassungsmässiger Beschränkungen seiner Macht zu legitimieren. Ab da brauchte sich der Kanzler weder auf den Reichstag noch auf den Reichspräsidenten zu stützen. Hitler verfügte zwar längst noch nicht über absolute Macht, aber nun kam es in rascher Folge zu wichtigen Schritten, die zur Festigung seiner Diktatur beitrugen.

V

Zwischen Frühjahr und Sommer 1933 stellte sich Deutschland nach und nach hinter seine neuen Herrscher. Kaum ein politischer oder gesellschaftlicher Organisationsbereich blieb von der nationalsozialistischen «Gleichschaltung» unberührt. Das Tempo der «Gleichschaltung»

wurde wesentlich von NS-Aktivisten durch Druck von «unten» bestimmt. Viele Organisationen waren aber auch ohnedies nur allzu gern bereit, den Erwartungen der neuen Zeit gerecht zu werden und sich vorsehend selbst «gleichzuschalten». Dadurch kam es bis zum Herbst zu einer enormen Stärkung der Nazidiktatur – und der Macht Hitlers als deren Führer. Überraschend ist dabei nicht, wieviel, sondern wie wenig Hitler dafür zu tun brauchte. Für die Machtverhältnisse und das Manipulationspotential der Propaganda hatte er wie immer ein feines Gespür, doch darüber hinaus wurde er nur wenig initiativ.

Eine Initiative, die von ihm ausging, war die Schaffung von – zunächst als «Staatspräsidenten» bezeichneten – «Reichsstatthaltern», die dafür sorgen sollten, dass sich die Länder an die vom Reichskanzler festgelegte Politik hielten.¹⁷⁸ Hitler drängte bei einer Kabinettsitzung am 29. März auf ihre Einsetzung in den Ländern¹⁷⁹, was dann am 7. April 1933 mit Hilfe des eilig verabschiedeten «Zweiten Gesetzes zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich» auch geschah. Die Hoheit der einzelnen Länder wurde damit entscheidend untergraben.¹⁸⁰ Alles deutet darauf hin, dass Hitler mit Hilfe der Reichsstatthalter in den Ländern getreue Vertreter haben wollte, die der Gefahr gegensteuern konnten, dass die «Revolution» der Parteibasis aus dem Ruder lief und letztlich vielleicht sogar seine eigene Position gefährdete. Besonders heikel war die Lage in Bayern, wo sich die SA- und die SS-Zentrale befanden und radikale Elemente in den Tagen nach der Märzwahl eine tatsächliche «Machtergreifung» bewirkt hatten. Die improvisierte Einführung der Reichsstatthalter geschah vor allem mit Blick auf Bayern, um zu verhindern, dass die Partei unter Umständen eine Revolution gegen Berlin machte. Ritter von Epp, ehemaliges Freikorpsmitglied und «Held» der Niederschlagung der Räterepublik, wurde bereits am 10. April zum bayerischen Reichsstatthalter ernannt.

Mit etwas mehr Ruhe wurden im Laufe des Mai und Juni aus den Reihen der erfahrensten und mächtigsten Gauleiter weitere zehn Reichsstatthalter ausgewählt und in den übrigen Ländern – ausser in Preussen – eingesetzt. Sie waren ebenso sehr von Hitler abhängig wie er von ihnen, und so stand zu erwarten, dass sie der Reichsregierung treu dienen und die Revolution von unten stoppen würden, sobald sie kontraproduktiv zu werden drohte.¹⁸¹ Allerdings bedeutete ihre Einsetzung alles andere als eine Garantie für eine kohärente Regierungsarbeit in den Ländern. Aufgrund der bestehenden Strukturen, denen sie mit ihrer Funktion einfach übergestülpt worden waren, und angesichts des

unsicheren Spagats zwischen Partei und Staat waren sich die Reichsstatthalter bald selbst unklar darüber, was genau ihre Aufgabe sein sollte. Dies war um so mehr der Fall, nachdem die Länder ab Januar 1934 keine eigene Hoheit mehr besaßen und somit theoretisch keine Reichsstatthalter mehr erforderlich waren.¹⁸² Charakteristischerweise wurde diese einmal geschaffene Institution dennoch beibehalten. Wie gewöhnlich kam es auch hier auf die entsprechende «Ellbogenmacht» an. Jeder der «Vizekönige» des Reichs sollte aus seiner Stellung so viel machen, wie er konnte – so definierte Hitler ihre Rolle.¹⁸³ Für Fälle, in denen Reichsstatthalter und Reichsminister bei «Fragen von besonderer politischer Bedeutung» unterschiedlicher Meinung waren, behielt Hitler sich die endgültige Entscheidung vor. «Eine derartige Regelung entspricht nach der Auffassung des Reichskanzlers seiner Führerstellung», wurde Frick mitgeteilt.¹⁸⁴

In Preussen reservierte Hitler den Posten des Reichsstatthalters für sich selbst. Dadurch bestand praktisch kein Grund mehr, von Papen weiterhin als Reichskommissar für Preussen fungieren zu lassen.¹⁸⁵ Möglicherweise dachte Hitler daran, die Funktionen des preussischen Regierungschefs und des Reichskanzlers wie zu Bismarcks Zeiten in einer Hand zu vereinen. Falls das der Fall war, rechnete er nicht mit Görings eigenen Machtambitionen. Seit Papens Staatsstreich im Juli des Vorjahrs gab es in Preussen keinen Ministerpräsidenten. Göring hatte erwartet, diesen Posten nach den preussischen Landtagswahlen vom 5. März zu bekommen, war aber von Hitler nicht dazu ernannt worden. Deshalb sorgte Göring dafür, dass die Wahl des Ministerpräsidenten bei der ersten Sitzung des neugewählten preussischen Landtags am 8. April auf die Tagesordnung kam. Erst einen Tag zuvor hatte Hitler die Rechte des Reichsstatthalters in Preussen übernommen, musste sich aber nun den vollendeten Tatsachen beugen. Am 11. April wurde Göring unter Beibehaltung seiner Machtbefugnisse als preussischer Innenminister zum preussischen Ministerpräsidenten ernannt und bekam am 25. April die Rechte des Reichsstatthalters übertragen. So führte das «Zweite Gleichschaltungsgesetz» indirekt, aber wirkungsvoll zur Festigung von Görings umfangreicher Machtbasis in Preussen, die zunächst darauf beruht hatte, dass ihm im wichtigsten deutschen Land die Polizei unterstellt war. Insofern konnte es kaum verwundern, dass Göring mit überschwinglichen öffentlichen Loyalitätserklärungen für Hitler reagierte, als dessen «treuester Paladin» er sich bezeichnete.¹⁸⁶ An dieser Episode wird deutlich, mit welcher Hast und Verwirrung die gesamte improvi-

sierte «Gleichschaltung» der Länder erfolgte. Neben Görings Position in Preussen und der Stellung der zielstrebigsten Gauleiter in anderen Ländern wurde aber auch Hitlers Macht dort merklich gestärkt.

Im Laufe des Frühjahrs und Sommers sah sich Hitler zwischen einander widerstreitenden Kräften stehen – ein Dilemma, das erst in der «Nacht der langen Messer» gelöst werden sollte. Auf der einen Seite verschaffte sich nach den Märzahlen der Druck, der vor Hitlers Machtübernahme so lange aufgestaut und nur mit Mühe in Schach gehalten worden war, ein Ventil. Hitler war mit dem radikalen Angriff der Basis auf politische Gegner, Juden und alle anderen, die der nationalsozialistischen Revolution sonst noch irgendwie im Weg waren, nicht nur einverstanden, er brauchte die radikalen Kräfte auch, um die Änderung der politischen Ordnung durchzusetzen und all jene einzuschüchtern, die sich ihm nicht anschliessen wollten. Auf der anderen Seite war ihm – wie die Einsetzung der Reichsstatthalter zeigt – klar, wie sehr seine eigene Stellung gefährdet wäre, wenn die radikalen Umwälzungen ausser Kontrolle gerieten. Ausserdem war ihm bewusst, dass die traditionellen nationalkonservativen Machtgruppen – nicht zuletzt Skeptiker des Nationalsozialismus in der Reichswehr und in wichtigen Bereichen der Geschäftswelt – zwar nichts gegen Gewalt einzuwenden hatten, solange sie sich gegen Kommunisten und Sozialdemokraten richtete, sich aber anders verhalten würden, sobald ihre eigenen Interessen bedroht wären. Daher blieb Hitler keine andere Wahl, als einen unbequemen Kurs zu steuern – zwischen der Partei, deren Revolution er keineswegs völlig unter Kontrolle hatte, auf der einen Seite und der Reichswehr wie der Geschäftswelt, ohne deren Unterstützung er nicht auskommen konnte, auf der anderen.

Diese inhärent gegensätzlichen Kräfte sollten letzten Endes zur entscheidenden Auseinandersetzung mit der SA führen. Unterdessen bildete sich jedoch etwas heraus, was zu einem dauerhaften Zug des Dritten Reiches werden sollte: Der Druck radikaler Parteiaktivisten, der zumindest teilweise von Hitler sanktioniert und gefördert wurde, bewirkte, dass die Staatsverwaltung den Radikalismus in Gesetze goss und die Polizei ihn zu exekutiven Massnahmen kanalisierte. Der Prozess der «kumulativen Radikalisierung» war von den ersten Wochen des Regimes an zu erkennen.¹⁸⁷

Als Hitler am 10. März zu Disziplin aufrief, geschah das nur halbherzig: Er forderte dazu auf, jeden Widerstand gegen Anordnungen der Staatsführung sofort zu brechen, und ermahnte gleichzeitig seine An-

hänger, nicht eine Sekunde lang das Ziel der «Vernichtung des Marxismus» aus den Augen zu verlieren.¹⁸⁸ Seine Anweisung wurde daraufhin, was kaum überraschen dürfte, weitgehend ignoriert, genauso wie anschließende Versuche von Göring und Frick, «Einzelaktionen» zu verbieten und «Übergriffe» von NSDAP-Mitgliedern hart zu bestrafen.¹⁸⁹

Von den massiven Angriffen auf die Linke in den ersten Wochen der Naziherrschaft abgesehen, waren viele der «Einzelaktionen» Ausschreitungen radikaler Nationalsozialisten gegen Juden. Dies kann kaum überraschen, weil der Antisemitismus, der ein Ventil für Aktivismus und gleichzeitig einen Ersatz für revolutionäre, die Struktur der Gesellschaft bedrohende Neigungen bot, von Anfang an ideologisches «Bindemittel» der NS-Bewegung war. Durch die Machtübernahme des eingefleischten Antisemiten Hitler wurden der Gewalt gegen Juden auf einen Schlag die Zügel gelassen. Ohne jegliche Anweisung oder Koordination von oben wurden Anschläge auf jüdische Geschäfte und brutale Überfälle auf Juden zu einem alltäglichen Geschehen. Über einen von vielen solcher Fälle berichtete die *Frankfurter Zeitung* am 12. März: In Breslau hatten fünf SA-Männer am helllichten Tag einen jüdischen Theaterintendanten in ein Auto gezerrt, ihm die Kleider vom Leib gerissen und ihn mit Gummiknüppeln sowie einer Hundepeitsche geschlagen; das Opfer hatte anschliessend einen Nervenzusammenbruch erlitten.¹⁹⁰

Aus derselben Stadt berichtete ein jüdischer Augenzeuge, dass sechs bis acht Mann starke, mit Totschlägern und Pistolen bewaffnete SA-Trupps in die Häuser wohlhabender Juden eingebrochen und ihnen hohe Geldsummen abgepresst hätten. SA-Männer drangen sogar in Gerichtssäle ein, jagten jüdische Anwälte und Richter auf die Strasse und prügeln dabei auf sie ein.¹⁹¹ Manche Juden erlitten ein noch schlimmeres Schicksal. Wie der Deutschlandkorrespondent des *Manchester Guardian* am 16. März schilderte, waren vier bewaffnete Männer im niederbayerischen Straubing in das Haus eines jüdischen Kaufmanns und Geldverleihers eingedrungen, der zwei Jahre zuvor einen Beleidigungsprozess gegen einen bayerischen Landtagsabgeordneten gewonnen hatte, hatten ihn aus dem Bett gezerrt, in ein Auto geschleppt und waren mit ihm davongefahren. Das Opfer war später erschossen aufgefunden worden.¹⁹² In den ersten Wochen nach Hitlers Machtübernahme ereigneten sich zahllose solcher Greuelthaten.

Viele davon wurden von Mitgliedern des «Kampfbundes für den

gewerblichen Mittelstand» begangen, der nicht nur stark antisemitisch ausgerichtet, sondern auch vehement gegen (oftmals in jüdischem Besitz befindliche) Kaufhäuser eingestellt war.¹⁹³ Das Ausmass der gegen Juden gerichteten Gewalttaten veranlasste jüdische Intellektuelle und Finanziere in anderen Ländern, vor allem in den USA, die öffentliche Meinung gegen Deutschland zu mobilisieren und einen Boykott gegen deutsche Waren zu organisieren. Angesichts der Schwäche der deutschen Wirtschaft stellte das eine echte Bedrohung dar. Der Boykott begann im März und erfasste bald auch zahlreiche europäische Länder. In Deutschland reagierte man, angeführt vom Kampfbund für den gewerblichen Mittelstand, vorhersehbar aggressiv und forderte für jüdische Geschäfte und Kaufhäuser in ganz Deutschland einen «Gegenboykott». Führende Köpfe der NSDAP, an ihrer Spitze – und ganz in seinem Element – Frankens pathologisch antisemitischer Gauleiter Julius Streicher, griffen die Forderung auf. Sie argumentierten, man könne die Juden als «Geiseln» nehmen, um den internationalen Boykott niederzuzwingen.¹⁹⁴

Hitler war instinktiv auf Seiten der radikalen Parteigenossen. Ausserdem sah er sich zum Handeln gedrängt. Nachdem er einmal an der Macht war, konnte er in der von ihm so oft und laut beschworenen «Judenfrage» nun angesichts der von den Aktivisten gestellten Forderungen kaum einen Rückzieher machen, ohne innerhalb der Partei ernstlich an Ansehen zu verlieren. Als am 26. März durch diplomatische Kanäle bekannt wurde, dass der «American Jewish Congress» am folgenden Tag zu einem weltweiten Boykott deutscher Waren aufrufen wollte, war Hitler gezwungen zu handeln.¹⁹⁵ Mit dem Rücken an der Wand machte er auch diesmal keine halben Sachen. Er bestellte Goebbels zu sich auf den Obersalzberg. «Oben in der Einsamkeit der Berge», schrieb der Propagandaminister, habe der «Führer» den Entschluss gefasst, gegen die Urheber oder zumindest die Nutzniesser der «Auslandshetze» – Deutschlands Juden – vorzugehen. «Wir müssen also zu einem gross angelegten Boykott aller jüdischen Geschäfte in Deutschland schreiten.»¹⁹⁶ Streicher wurde zum Vorsitzenden eines «Zentralkomitees» von 13 Parteifunktionären bestimmt, die den Boykott organisieren sollten. Der Aufruf der Partei vom 28. März, dessen Inhalt erkennbar auf den Reichskanzler selbst zurückging, forderte zur Bildung von Aktionskomitees auf, um im ganzen Reich, selbst noch im kleinsten Dorf, einen Boykott jüdischer Geschäfte, Arzt- und Anwaltspraxen durchzuführen.¹⁹⁷ Der Boykott sollte von unbestimmter Dauer sein.

Die propagandistische Vorbereitung wurde Goebbels überlassen. Die ganze Aktion kam unter dem Druck des Kampfbundes für den gewerblichen Mittelstand zustande.¹⁹⁸

Allmählich wurde unter der Leitung von Schacht und Aussenminister von Neurath jedoch ein Gegendruck auf Hitler ausgeübt, um eine Aktion zu stoppen, die für die deutsche Wirtschaft und ihren Ruf im Ausland wahrscheinlich katastrophale Auswirkungen haben würde. Hitler weigerte sich zunächst, einen Rückzieher in Betracht zu ziehen. Selbst als der Reichspräsident Zweifel am Boykott äusserte, reagierte Hitler darauf nur mit den Worten, er müsse «den Boykott durchführen» und sei «nicht mehr in der Lage [...], die Geschichte aufzuhalten».¹⁹⁹ Am 31. März konnte Neurath aber dem Kabinett berichten, dass sich die britische, die französische und die amerikanische Regierung gegen einen Boykott deutscher Waren in ihren Ländern ausgesprochen hatten. Insofern hoffte er, dass nun auch in Deutschland der Boykott abgesagt werden würde.²⁰⁰ Ein völliger Rückzieher war von Hitler aber zuviel verlangt. Die Aktivisten brannten darauf, loszulegen. Eine Absage des Boykotts hätte nicht nur zu einem Gesichtsverlust für Hitler geführt, sondern wäre wahrscheinlich auch weitgehend ignoriert worden.²⁰¹ Allerdings deutete Hitler an, dass er nun bereit sei, den Beginn des deutschen Boykotts vom 1. auf den 4. April zu verschieben, falls die britische und die amerikanische Regierung zufriedenstellende Erklärungen gegen einen Boykott deutscher Waren abgäben. Anderenfalls werde der deutsche Boykott am 1. April beginnen, dann aber bis zum 4. April ausgesetzt werden.²⁰²

Aufgeregte diplomatische Verhandlungen führten schliesslich dazu, dass sich die westlichen Regierungen und – unter Druck – auch jüdische Lobbygruppen vom Boykott deutscher Waren distanzieren. Damit waren Hitlers Forderungen grösstenteils erfüllt, doch inzwischen hatte er sich umbesonnen und bestand von Neuem darauf, den deutschen Boykott durchzuführen. Durch weiteres Drängen konnte Schacht erreichen, dass sich der Boykott auf einen einzigen Tag beschränken würde, wobei allerdings aus propagandistischen Gründen öffentlich die Fiktion aufrechterhalten wurde, dass man den Boykott am folgenden Mittwoch, dem 5. April, wiederaufnehmen werde, falls die «Greuelpropaganda» gegen Deutschland bis dahin nicht gänzlich aufgehört hätte.²⁰³ Eine Wiederaufnahme des Boykotts war aber überhaupt nicht beabsichtigt. Und so verkündete Streicher auch bereits am Nachmittag des 1. April, dass der Boykott mit diesem Tag beendet sei.²⁰⁴

Der Boykott war nicht ganz so erfolgreich, wie die nationalsozialistische Propaganda glauben machen wollte.²⁰⁵ Viele jüdische Geschäfte hatten an dem Tag ohnehin geschlossen. In manchen Orten wurden die SA-Männer, die sich mit Schildern, auf denen sie vor einem Einkauf in jüdischen Geschäften warnten, vor «jüdischen» Kaufhäusern postiert hatten, von einem Grossteil der Kunden ignoriert. Die Bevölkerung verhielt sich ganz unterschiedlich. In manchen geschäftigen Einkaufsstrassen kam fast eine Art Volksfeststimmung auf, als nach und nach eine neugierige Menschenmenge zusammenlief, die sehen wollte, was sich abspielte. In einzelnen Gruppen wurde das Für und Wider des Boykotts diskutiert. Nicht wenige Passanten waren dagegen und erklärten, dass sie auch in Zukunft die von ihnen bevorzugten Geschäfte aufsuchen würden. Andere zuckten nur mit den Schultern. «Ich halte das Ganze für Unsinn, aber ich kümmere mich nicht darum», äusserte sich an diesem Tag – in vielleicht nicht untypischer Weise – ein Nichtjude.²⁰⁶ An manchen Orten schienen selbst die SA-Männer gelegentlich nur mit halbem Herzen dabeizusein. Woanders diente der Boykott hingegen nur als Vorwand für Plünderungen und Gewalttaten.²⁰⁷ Für die betroffenen Juden war dies ein traumatischer Tag: Er zeigte ihnen deutlich, dass an die Stelle alltäglicher Diskriminierung staatlich geförderte Verfolgung getreten war und sie sich in diesem Deutschland nicht mehr «zu Hause» fühlen konnten.²⁰⁸

In der ausländischen Presse wurde der Boykott fast ausnahmslos verurteilt. Um den Schaden zu begrenzen, sah sich der neue Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht gleich nach dem Boykott gezwungen, ausländische Bankiers zu beschwichtigen und von Deutschlands guten wirtschaftspolitischen Absichten zu überzeugen.²⁰⁹ Innerhalb Deutschlands ging die Staatsverwaltung aber unterdessen – nach einem Muster, das sich in den kommenden Jahren wiederholen sollte – auf die Dynamik ein, die der von Hitler und der NS-Führung sanktionierte antisemitische Druck der Parteiaktivisten erzeugt hatte, und kanalisierte sie in Form diskriminierender Gesetze. Schon vor 1933 hatten nationalsozialistische Aktivisten das Ziel verfochten, Juden aus dem Staatsdienst und aus akademischen Berufen auszuschliessen. Und nun ergab sich für sie die Gelegenheit, auf die Verwirklichung solcher Ziele zu drängen.

Von verschiedenen Stellen trafen Vorschläge für antijüdische Massnahmen ein. Die bereits angelaufene Überarbeitung des Beamtenrechts erhielt nun Ende März – unter Umständen sogar auf Hitlers direkte Weisung hin – auf einmal eine neue antijüdische Richtung. Aufgrund

des berüchtigten «Arierparagrafen» des eilig entworfenen Gesetzes zur «Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April wurden neben politischen Gegnern auch Juden aus dem Staatsdienst entfernt. Eine Ausnahme gab es auf Hindenburgs Intervention hin nur für ehemalige jüdische Frontsoldaten. Alle drei weiteren im Laufe des April verabschiedeten antijüdischen Gesetze – die die Zulassung von Juden zur Rechtsanwaltschaft sowie die Kassenzulassung jüdischer Ärzte unterbanden und die Zahl jüdischer Schülerinnen und Schüler an öffentlichen Schulen begrenzten – wurden hastig improvisiert, um einerseits Druck von unten zu begegnen und andererseits vollendeten Tatsachen Rechnung zu tragen, die bereits in verschiedenen Teilen des Landes geschaffen worden waren. Das Verbot der Zulassung jüdischer Anwälte folgte auf entsprechende Massnahmen des preussischen und des bayerischen Justizministers, Hanns Kerrl und Hans Frank, die sich das Reichsjustizministerium zu eigen gemacht und an Hitler zur Genehmigung weitergeleitet hatte. Das Gesetz gegen die jüdischen Ärzte wurde von Reichsarbeitsminister Franz Seldte vorangetrieben, nachdem Hitler eigentlich zu verstehen gegeben hatte, dass die «Arztfrage» keiner unmittelbaren gesetzlichen Regelung bedürfe. Die Beschränkung der Zahl der Schulplätze für jüdische Kinder war der Versuch von Reichsinnenminister Frick, die unterschiedlichen Verhältnisse, die durch die willkürliche Einführung von Diskriminierungsmassnahmen – zum Teil sogar in verschiedenen Teilen desselben Landes – entstanden waren, auf einen gewissen gesetzlichen Nenner zu bringen. Hitlers Rolle beschränkte sich im Wesentlichen darauf, die Legalisierung von Massnahmen zu sanktionieren, welche häufig bereits illegal von Parteiaktivisten eingeführt worden waren, die bei der Diskriminierung neben wie auch immer gearteten ideologischen Motiven vor allem eigene Interessen verfolgten. Diese Aktivisten hatten sich gelegentlich nicht mit der Taktik des Reichskanzlers abfinden können, sich vorübergehend mit weniger radikalen Diskriminierungsmassnahmen zufriedenzugeben.²¹⁰

Durch die erdrurtschartigen Veränderungen der politischen Szene, zu denen es in den Monaten nach dem Reichstagsbrand gekommen war, waren die Juden der nationalsozialistischen Gewalt, Diskriminierung und Einschüchterung völlig ausgeliefert. Ebenso war die Stellung der politischen Gegner Hitlers vollständig untergraben worden. Nach der skrupellosen Zerschlagung der KPD, die als Partei niemals offiziell verboten wurde, bestanden die potentiellen Widerstandsblöcke hauptsächlich aus der SPD, den Freien Gewerkschaften, dem politischen Katholi-

zismus (der sich auf das Zentrum konzentrierte) und den Konservativen (die im Kabinett noch immer die Mehrheit stellten). Im Mai und Juni 1933 wurden diese Blöcke einer nach dem anderen eliminiert. Einschüchterung spielte dabei sicherlich eine Rolle, darüber hinaus war bei den Oppositionsparteien inzwischen nur noch wenig Widerstandskraft vorhanden. Aus der Bereitschaft zum Kompromiss wurde bald eine Bereitschaft zur Kapitulation.

Bereits im März hatte der Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes (ADGB) Theodor Leipart mit den Wölfen zu heulen versucht, als er sich im Namen der Gewerkschaften von der SPD distanzierte und dem neuen Regime eine Loyalitätserklärung anbot.²¹¹ Schon damals war es häufig vorgekommen, dass Gewerkschaftsfunktionäre von Rollkommandos aus SA- oder NSBO-Männern zusammengeschlagen und Gewerkschaftsbüros verwüstet worden waren. Da der ADGB aber vor allem darauf aus war, die Organisation zu schützen, und die Aussicht auf eine Einheitsgewerkschaft für die ganze Arbeiterschaft verlockend fand, war er bereit, mit der nach wie vor relativ unbedeutenden nationalsozialistischen «Betriebszellenorganisation» (NSBO) zusammenzuarbeiten und dafür zu sorgen, dass «marxistische» Funktionäre aus Betriebsräten ausgeschlossen wurden.²¹²

Die Planung der Zerschlagung der Gewerkschaften war Sache des NSBO-Vorsitzenden Reinhold Muchow und in zunehmendem Masse auch die des nationalsozialistischen «Reichsorganisationsleiters» Robert Ley. Hitler zögerte zunächst, bis der Vorschlag kam, die Vernichtung der Freien Gewerkschaften mit einem Propagandacoup zu verbinden.²¹³ Ähnlich wie beim «Tag von Potsdam» bereitete Goebbels auch diesmal ein riesiges Spektakel vor – für den 1. Mai, den traditionellen Feiertag der Internationale, den die Nationalsozialisten zum «Tag der nationalen Arbeit» umfunktionierten. Der ADGB war an den Umzügen und Kundgebungen umfassend beteiligt. Insgesamt nahmen mehr als zehn Millionen Menschen teil – auch wenn viele Fabrikarbeitergruppen kaum aus freien Stücken dabei waren. Wie auch bei vielen anderen Anlässen redete Hitler vor den in Berlin auf dem Tempelhofer Feld neben dem Flugplatz versammelten 500'000 Menschen davon, dass man das Trennende des Klassenkampfes hinter sich lassen und in einer einzigen Volksgemeinschaft zusammenfinden müsse.²¹⁴ Von dem ganzen Ereignis fühlten sich viele Menschen berührt, die weit davon entfernt waren, mit dem Nationalsozialismus zu sympathisieren.²¹⁵

Als am nächsten Tag der Trubel vorbei war, besetzten SA- und NSBO-

Kommandos die Häuser und Büros der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung, beschlagnahmten das vorhandene Vermögen und verhafteten die Funktionäre. Mit der nach einer Stunde beendeten «Aktion» war die grösste demokratische Gewerkschaftsbewegung der Welt zerschlagen. Deren Mitglieder wurden nach wenigen Tagen in die am 10. Mai unter Robert Leys Führung gegründete «Deutsche Arbeitsfront» (DAF) eingegliedert.²¹⁶ Im Herbst wurde dann selbst noch die DAF als – wenn auch nationalsozialistische – Gewerkschaft entmachtet und zu einer gigantischen Propagandamaschine umgewandelt, die dazu diente, die Aktivitäten der deutschen Arbeiterschaft im Sinne des NS-Regimes zu organisieren. Von der Propaganda verdeckt, kam es unterdessen unter der Leitung des Reichsarbeitsministeriums zu einer Neuordnung der Verhältnisse in den Betrieben. Die Arbeiter waren nun mit einem härteren und aggressiveren Industriemanagement konfrontiert, das von der Staatsmacht gestützt wurde.²¹⁷

Die einst mächtige Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die grösste Arbeiterbewegung, die Europa je gekannt hatte, war ebenfalls am Ende. Bei dem Versuch, ihre legalistische Tradition in der Hoffnung aufrechtzuerhalten, dadurch das Schlimmste verhindern zu können, war sie in den letzten Jahren der Weimarer Republik zu einem unseligen Kompromiss nach dem anderen gezwungen gewesen. Als dann das Schlimmste kam, war die Partei schlecht gerüstet. Die jahrelange Wirtschaftskrise und die innere Demoralisierung hatten ihren Tribut gefordert. Mit seiner Rede am 23. März hatte Otto Wels Mut bewiesen. Das war jedoch zu wenig, und es kam viel zu spät. Die Unterstützung für die SPD nahm rasch ab. Im Laufe des März und April wurde das Reichsbanner, der grosse paramilitärische Flügel der Partei, zur Auflösung gezwungen. Zahlreiche Geschäftsstellen der SPD wurden geschlossen. Die aktiven Parteimitglieder waren entweder verhaftet oder ins Ausland geflohen. Einige fingen schon damit an, sich auf die Illegalität vorzubereiten. Manche Optimisten – es gab immer noch ein paar – erwarteten, dass die faschistische Welle bald abebben würde. Die SPD habe die Unterdrückung durch Bismarck in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts überstanden; sie würde auch die derzeitige Repression überstehen.

Die meisten Parteimitglieder waren allerdings pessimistischer und sahen, dass es höchste Zeit war, sich bedeckt zu halten. Zu ihrer Angst kam die weitgehende Enttäuschung über die Sozialdemokratie. So notwendig die Flucht vieler Parteiführer ins Exil aus Sicherheitsgründen

auch war, so sehr verstärkte sich dadurch unter den Mitgliedern das Gefühl, im Stich gelassen zu werden. Die SPD war ein steuerloses Schiff. Meinungsverschiedenheiten innerhalb der Parteispitze wegen des – unter Druck zustande gekommenen – Beschlusses, Hitlers «Friedensrede» vom 17. Mai 1933 (in der der Reichskanzler Krieg als Mittel zur Lösung der europäischen Probleme verworfen und die Westmächte zur Abrüstung aufgefordert hatte)²¹⁸ mitzutragen, führten dazu, dass Otto Wels und andere Parteiführer nach Prag gingen, wo inzwischen bereits die Parteizentrale der – nun «Sopade» genannten – SPD im Exil aufgebaut worden war. Die erste Prager Ausgabe der Wochenzeitung *Neuer Vorwärts* vom 18. Juni diente vier Tage später den Nationalsozialisten als Vorwand, der SPD jegliche Betätigung innerhalb des Deutschen Reichs zu verbieten, sie aus dem Parlament zu drängen und das Parteivermögen zu beschlagnahmen.²¹⁹

Wie Dominosteine fiel nun eine nach der anderen Partei um. Die Staatspartei (die frühere DDP), die noch im März ein Wahlbündnis mit der SPD eingegangen war, löste sich am 28. Juni auf; einen Tag später folgte die DVP. Die im Mai in «Deutschnationale Front» (DNF) umbenannte DNVP gab am 27. Juni auf. Der konservative Koalitionspartner der Nationalsozialisten hatte zuvor immer mehr Mitglieder an die NSDAP verloren, seine Basisorganisationen waren Repressions- und Einschüchterungsaktionen ausgesetzt gewesen, und der «Stahlhelm», dessen Mitglieder zu einem Grossteil die DNVP unterstützten, war Ende April Hitlers Leitung unterstellt und im Juni in die SA eingegliedert worden.

Unterdessen hatte sich der Parteivorsitzende Hugenberg innerhalb der Regierung selbst von seinen konservativen Kollegen völlig isoliert. Sein Rücktritt aus dem Kabinett (das er ursprünglich hatte dominieren sollen) am 26. Juni war unvermeidlich, nachdem er kurz vorher die deutsche Regierung durch sein Verhalten auf der Weltwirtschaftskonferenz in London blamiert hatte. Ohne Absprache mit Hitler, dem Kabinett oder Aussenminister von Neurath hatte Hugenberg dem Wirtschaftsausschuss der Konferenz eine Denkschrift zukommen lassen, in der Freihandel abgelehnt, die Rückgabe deutscher Kolonien verlangt und Siedlungsland im Osten gefordert wurde. Hugenbergs Ausscheiden aus dem Kabinett bedeutete für seine Partei das Ende.²²⁰ Weit davon entfernt, als der (von vielen Wählern erwartete) «eigentliche» Führer Deutschlands zu fungieren und gemeinsam mit seinen konservativen Kabinettskollegen dafür zu sorgen, dass Hitler in Schach ge-

halten wurde, war Hugenberg schnell zu einem «Auslaufmodell» geworden. Nur wenige bedauerten das. Der DNVP-Vorsitzende hatte mit dem Feuer gespielt und war zusammen mit seiner Partei darin verbrannt.

Die katholischen Parteien hielten etwas länger aus. Ihre Position wurde jedoch durch die Verhandlungen um ein Reichskonkordat untergraben, die von Papen im Namen der deutschen Regierung mit dem «Heiligen Stuhl» führte. Dabei erklärte der Vatikan sich letztlich damit einverstanden, der Priesterschaft in Deutschland jede politische Betätigung zu untersagen. Praktisch bedeutete dies, dass bei dem Versuch, die Stellung der katholischen Kirche in Deutschland zu verteidigen, der politische Katholizismus geopfert wurde.

In dieser Phase verlor die Zentrumsparterie ohnehin in beängstigendem Tempo Mitglieder, weil viele darauf bedacht waren, sich an die neue Zeit anzupassen. Der Parteivorsitzende Prälat Kaas hatte Deutschland bereits im April verlassen und bei den Konkordatsgesprächen eine führende Rolle gespielt. Darüber hinaus hatten führende Köpfe der katholischen Kirche in Deutschland – unter dem Eindruck der völlig naiv aufgenommenen Rede Hitlers unmittelbar vor Verabschiedung des «Ermächtigungsgesetzes», in der er versprochen hatte, die Stellung der Kirche unangetastet zu lassen – am 28. März eine Drehung um 180 Grad vollzogen und für eine loyale Unterstützung des neuen Regimes gewonnen.²²¹ Danach waren nicht mehr die führenden Zentrumsmitglieder, sondern die katholischen Bischöfe in kirchlichen Belangen die Hauptverhandlungspartner des NS-Regimes, und sie sorgten sich mehr um die Erhaltung der kirchlichen Einrichtungen, Organisationen und Schulen als um die Stützung der geschwächten Position der katholischen politischen Parteien. Einschüchterung und Druck taten ein übriges. Ende Juni läutete die Verhaftung von 2'000 Funktionären durch Himmlers bayerische Politische Polizei das rasche Ende der BVP ein, die am 4. Juli kapitulierte. Einen Tag später löste sich mit dem Zentrum die letzte neben der NSDAP noch verbliebene politische Partei selbst auf.²²² Etwas über eine Woche später sorgte das «Gesetz gegen die Neubildung von Parteien» dafür, dass die NSDAP in Deutschland die einzige zugelassene politische Partei blieb.²²³

VI

Was sich auf der zentralen Ebene der Politik ereignete, lief auch an der Basis ab, und zwar nicht nur im politischen Bereich, sondern in sämtlichen organisierten gesellschaftlichen Betätigungsfeldern. Wer nicht mitmachte und im Weg stand, wurde eingeschüchtert, andere warteten opportunistisch auf die erstbeste Gelegenheit, um auf den Zug aufzuspringen. In zahllosen Ortschaften brachten die Nationalsozialisten die Gemeindeverwaltung in ihre Hand.²²⁴ Bürgermeister und Gemeinderäte, die Mitglied einer «marxistischen» Partei gewesen waren, wurden rasch vertrieben. Bei Vertretern der bürgerlichen und katholischen Parteien war die Kontinuität meist grösser. So gab es zwar Fälle, in denen Amtsinhaber gewaltsam aus dem Bürgermeisteramt entfernt wurden, genauso kam es aber auch vor, dass erfahrene und geachtete örtliche Würdenträger, die früher einer der katholischen oder bürgerlichen Parteien angehört hatten, zur NSDAP wechselten und im Amt blieben.²²⁵ Besonders auffällig war, wie eilig es Lehrer und andere Beamte hatten, der Nazipartei beizutreten. Durch den Zustrom derjenigen, die eiligst auf das neue Regime setzten – der «Märzgefallenen», wie die «alten Kämpfer» sie zynisch nannten –, wuchsen die Mitgliederzahlen derart stark an, dass am 1. Mai ein Aufnahmestopp erlassen wurde. Bis dahin waren zweieinhalb Millionen Deutsche in die Partei eingetreten, davon 1,6 Millionen seit Hitler Reichskanzler geworden war.²²⁶

Die «Gleichschaltung» – mit anderen Worten die Nazifizierung – erstreckte sich bis tief in die soziale Struktur jeder Stadt und jedes Dorfes. Nur wenige Nischen des vielfältigen Vereins- und Gesellschaftslebens blieben davon unberührt. In einem «Tätigkeitsbericht» aus einer kleinen Gemeinde von 675 Seelen in Oberfranken hiess es etwa: «Gleichschaltung: Der Kriegerverein wurde am 6.8.1933 gleichgeschaltet, am 7.8.1933 der Gesangverein in Theisenort. Beim Schützenverein Theisenort war dies nicht nötig, da Vorstand und Ausschuss zu 80% Pg. [Parteigenossen].»²²⁷ Ein paar Monate früher wurde den Mitgliedern des Kleingartenvereins Hannover mitgeteilt, dass «[ajuch im deutschen Kleingartenwesen [...] nunmehr dem Willen der Regierung der nationalen Erhebung gemäss die wahre Volksgemeinschaft entstehen» solle.²²⁸ Standesvereinigungen, Berufsverbände, Sport-, Gesangs-, Schützen- und vaterländische Vereine und die meisten anderen Formen organisierter Betätigung kamen in den ersten Monaten des Dritten Reiches gezwungenermassen oder häufiger noch aus freien Stücken unter nationalsozia-

listische Kontrolle.²²⁹ Ausserhalb der Partei gab es «kein gesellschaftliches Leben mehr; es gab nicht mal einen Kegelclub», der nicht «gleichgeschaltet» gewesen wäre, erinnerte sich später ein Bewohner aus Northeim in Niedersachsen.²³⁰ Abgesehen von den ehemaligen Vereinen im Umfeld der Linksparteien, die aufgelöst, zerschlagen oder gewaltsam übernommen worden waren, gab es ein erhebliches Mass an ziemlich freiwilliger «Anpassung» an die neuen Verhältnisse. Opportunismus ging mit echtem Idealismus Hand in Hand.

Das traf im Wesentlichen auch auf den gesamten Kulturbereich zu. Goebbels widmete sich der ihm übertragenen Aufgabe voller Energie und Begeisterung und sorgte dafür, dass Presse, Rundfunk, Film, Theater, Musik, bildende Kunst, Literatur und alle anderen Formen kultureller Betätigung so reorganisiert wurden, wie Hitler es im März versprochen hatte.²³¹ Goebbels' Ziel war es – so hatte er in seiner ersten Ansprache als Propagandaminister gesagt –, «die Menschen so lange [zu] bearbeiten, bis sie uns verfallen sind», «die Nation geschlossen hinter die Idee der nationalen Revolution zu stellen» und eine völlige «geistige Mobilmachung» zu vollziehen.²³²

Es kam in Deutschland tatsächlich zu einer weitreichenden Neuordnung des kulturellen Lebens im nationalsozialistischen Sinne. Das erstaunlichste Kennzeichen der «Gleichschaltung» des Kulturbereichs aber war die Bereitwilligkeit und Eilfertigkeit, mit der Intellektuelle, bildende und darstellende Künstler, Schriftsteller und Publizisten bei Massnahmen mitmachten, durch die in den folgenden zwölf Jahren nicht nur die deutsche Kultur verarmte und beschnitten wurde, sondern auch einige ihrer bekanntesten Vertreter – also Kolleginnen und Kollegen – geächtet und zu Unpersonen erklärt wurden.

Es gab viele – in den meisten Fällen sich rasch zerschlagende – Illusionen und ein beträchtliches Mass an fehlgeleitetem Idealismus. Oft mischte sich aber auch Idealismus mit Karrierismus. Bekannte Schauspieler wie Gustaf Gründgens, Werner Krauss oder Emil Jannings fühlten sich durch die Gunstbezeugungen des neuen Regimes geschmeichelt – und stellten sich ihm zur Verfügung.²³³ Auf musikalischem Gebiet sorgten der weltberühmte Komponist Richard Strauss, der vom NS-Regime gefeierte herausragende Dirigent Wilhelm Furtwängler und der aufstrebende Stardirigent Herbert von Karajan dafür, dass in Deutschland weiterhin Ausgezeichnetes geleistet wurde; aber die Musik von Arnold Schönberg oder Kurt Weill war nun nicht mehr akzeptabel. Wie Hunderte anderer – hauptsächlich jüdischer – Musiker wurden die bei-

den Komponisten ebenso wie die führenden Dirigenten Bruno Walter und Otto Klemperer ins Exil getrieben.²³⁴

Der Schriftsteller Gerhart Hauptmann war anlässlich seines 60. Geburtstags im Jahre 1922 von der Weimarer Republik geehrt worden. 1933 aber schmeichelte er sich schnell beim neuen Regime ein, grüsste offen mit dem «deutschen Gruss» und sang bei öffentlichen Veranstaltungen das «Horst-Wessel-Lied» mit.²³⁵ Der brillante, der Generation der Expressionisten angehörende Essayist und Dichter Gottfried Benn erklärte sich ebenfalls offen zum Anhänger des Nationalsozialismus. Hohe Erwartungen, Illusionen und Idealismus spielten dabei eine Rolle. «[I]ch erkläre mich ganz persönlich für den neuen Staat, weil es mein Volk ist, das sich hier seinen Weg bahnt», bekannte er überschwenglich. «Meine geistige und wirtschaftliche Existenz, meine Sprache, mein Leben, meine menschlichen Beziehungen, die ganze Summe meines Gehirns danke ich doch in erster Linie diesem Volk.»²³⁶ In einer Rundfunkansprache setzte Benn im April 1933 die Geistesfreiheit der Weimarer Zeit mit «Zersetzungsfreiheit» gleich und sah im «Kolonnenschritt der braunen Bataillone» den Anbruch einer neuen Kulturperiode.²³⁷ Von den nationalsozialistischen Vorstellungen von «Erb-» und «Rassenpflege» war er beeindruckt. Hoherfreut zeigte er sich, als er in die Preussische Akademie der Künste aufgenommen wurde; er trug aktiv zu deren «Gleichschaltung» bei und war durchaus bereit, seine nicht mehr genehmen Schriftstellerkollegen fallenzulassen.²³⁸

Dem Vorbild, das solche im Rampenlicht stehenden Persönlichkeiten gaben, eiferten weniger bekannte Zeitgenossen nach, die dem Zauber der «nationalen Wiedergeburt» erlagen – und sich beruflichen Gewinn davon versprachen. Das «Treuegelöbnis der deutschen Dichter für den Volkskanzler Adolf Hitler» im Frühjahr 1933 war charakteristischer Ausdruck einer beflissenen und begeisterten «Selbstgleichschaltung».²³⁹

Bei den führenden Intellektuellen an den Universitäten sah es nicht anders aus. Der angesehene Philosoph Martin Heidegger und der bekannte Verfassungsrechtler Carl Schmitt stellten sich hinter das NS-Regime. Heidegger sprach am 27. Mai 1933 in seiner Antrittsrede als Rektor der Freiburger Universität davon, dass die deutsche Studentenschaft «auf dem Marsche» sei, die nur verneinende akademische Freiheit hinter sich lasse und sich in den Dienst des völkischen Staates stelle. Ausserdem war er Mitinitiator eines Manifests deutscher Professoren, in dem diese sich zu «Adolf Hitler und dem nationalsozialistischen Staat» bekannten. Die «nationalsozialistische Revolution» habe nicht einfach

nur zu einem Regierungswechsel geführt, sondern zur «völlige[n] Umwälzung unseres deutschen Daseins».²⁴⁰ Weniger bekannte Akademiker waren wahrscheinlich repräsentativer als Heidegger, aber bei ihnen klang es ähnlich. Der Germanist Ernst Bertram sprach am 3. Mai in einer Vorlesung vom «Aufstand gegen lebensfeindliche ratio, zerstörerische Aufklärung, volksfremde politische Dogmatik, gegen jede Art ,Ideen von 1789», gegen alle widergermanischen Tendenzen und Überfremdungen». Wenn der «Kampf» gegen solche Tendenzen scheitere, so fuhr er fort, habe das «das Ende der weissen Welt, das Chaos oder de[n] Termitenplanet» zur Folge.²⁴¹ Der Berliner Professor Julius Petersen erklärte mehrere Monate später, es sei nun «das Morgen zum Heute geworden». «Weltuntergangsstimmung hat sich in Aufbruch verwandelt; das Endziel tritt ins Blickfeld der Gegenwart... Das neue Reich ist gepflanzt. Der ersehnte und geweisagte Führer ist erschienen.»²⁴²

Bei den eiligen Einritten in die NSDAP nach dem Januar 1933 bildeten die Intellektuellen keine Ausnahme. In ihren Reihen befanden sich aber relativ wenige Ernazis. Die meisten waren nationalkonservative, von intellektuellen Traditionen der Wilhelminischen Zeit durchdrungene «Bildungsbürger». Die weitverbreitete Abscheu vor der Revolution von 1918 und vor der aus dem Westen eingeführten, «undeutschen» Form der parlamentarischen Demokratie machte sie empfänglich für die Verlockungen eines Neubeginns im Jahre 1933 und blind für die intellektuelle Kastration des eigenen Berufsstands wie auch für die Verfolgung jener Kollegen, die den neuen Herrschern aus politischen oder rassistischen Gründen untragbar erschienen.

Thomas Mann, der Hitler und die Nationalsozialisten bekanntermassen verabscheute und den Judenboykott vom 1. April ablehnte, liefert einen Hinweis, dass Intellektuelle in Deutschland mit der Anti-Juden-Gesetzgebung im April 1933 ihren Frieden schliessen konnten. In bezug auf Verlautbarungen der *Frankfurter Zeitung* schrieb er am 10. April in seinem Tagebuch in einer etwas zweideutigen Stelle: «Die Juden... Dass die übermütige und vergiftende Nietzsche-Vermauschelung Kerr's ausgeschlossen ist, ist am Ende kein Unglück; auch die Entjudung der Justiz am Ende nicht. – Geheime, bewegte, angestrengte Gedanken. Widrig-Feindseliges, Niedriges, Undeutsches im höheren Sinn bleibt auf jeden Fall bestehen. Aber ich fange an zu argwöhnen, dass der Prozess immerhin von dem Range derer sein könnte, die ihre zwei Seiten haben...»²⁴⁴

Die Ankunft des seit langem ersehnten grossen Führers liess bei vielen

Intellektuellen die Kritikfähigkeit verkümmern und machte diese Menschen blind für die – von ihnen oftmals sogar gutgeheissene – massive Verletzung der Meinungs- und Handlungsfreiheit. «Da dieser Führer, von welcher Seite er auch immer kommen mag, nur national sein kann, so wird sein Weg der richtige sein, weil es der Weg der Nation sein wird», hatte der einflussreiche Herausgeber der neokonservativen Zeitschrift *Die Tat* im Oktober 1931 geschrieben. «In diesem Augenblick aber wird uns eine Ordnung, die uns der Liberalismus als dumpfe Knechtschaft zu schildern versuchte, als Freiheit erscheinen, eben weil sie Ordnung ist, weil sie einen Sinn hat und weil sie Antwort gibt auf die Fragen, die der Liberalismus nicht mehr beantworten kann: warum, wozu, wofür?»²⁴⁵

Viele der neokonservativen Intellektuellen, die mit ihren Ideen dazu beigetragen hatten, den Weg für das Dritte Reich zu ebnen, waren schon bald äusserst desillusioniert. Hitler erwies sich für sie in der Praxis nicht als der von ihnen erträumte mystische Führer. Sie hatten aber den Boden für den Führerkult bereiten helfen, den so viele andere nun in unterschiedlichster Form betrieben. Und ihr Gedankengut – Ablehnung der «Ideen von 1789» und des liberalen Denkens mit seiner Rationalität und seinem Relativismus, stattdessen bewusster Irrationalismus, Gefühl der Befreiung durch «nationales Erwachen» und Sinnuche mit Blick auf die «Volksgemeinschaft» und nicht auf die Individualität – bildete die Plattform, auf der sich ein beträchtlicher Teil der intellektuellen Elite Deutschlands an den Antiintellektualismus und primitiven Populismus von Hitlers Drittem Reich band.²⁴⁶

Bei der «Säuberung» der Professorenschaft nach dem neuen Beamtenrecht vom April 1933, als man viele der hervorragendsten Akademiker Deutschlands entliess und ins Exil trieb, wurde kaum Protest laut. Die Preussische Akademie der Künste hatte sich da bereits selbst «gesäubert» und von allen, die ihr weiterhin angehören wollten, Regimetreue verlangt. Diesem Ansinnen verweigerten sich unter anderen Thomas Mann und Alfred Döblin.²⁴⁷ Es wurden Listen von Autoren zusammengestellt und veröffentlicht, deren Werke unter der neuen Ordnung nicht mehr akzeptabel waren. Einstein, Freud, Brecht, Döblin, Remarque, Ossietzky, Tucholsky, Hofmannsthal, Kästner und Zuckmayer gehörten zu den Schriftstellern, deren Veröffentlichungen als dekadent, materialistisch, moralisch verwerflich oder «kulturbolschewistisch» geächtet wurden.

Der symbolische Augenblick der Kapitulation deutscher Intellektuel-

1er vor dem «neuen Geist» von 1933 war die Bücherverbrennung am 10. Mai.²⁴⁸ «[H]ier sinkt die geistige Grundlage der Novemberrepublik zu Boden», verkündete Goebbels bei der spektakulären Szene auf dem Berliner Opernplatz, als 20'000 Bücher deutscher Dichter, Philosophen, Schriftsteller und Wissenschaftler in die hochlodernden Flammen geworfen wurden.²⁴⁹ Es war aber nicht Goebbels, der dieses schändliche Spektakel gegen den «undeutschen Geist» – das in dieser Nacht in allen deutschen Universitätsstädten abgehalten wurde – initiiert hatte, sondern die Führung der Deutschen Studentenschaft, die mit dieser Aktion gegenüber dem Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund (NSDStB) Boden gutmachen wollte. Beteiligt waren nicht nur Organisationen aus dem nationalsozialistischen, sondern auch aus dem nationalen Lager. Öffentliche Bedienstete und Polizisten halfen freiwillig mit, die zu verbrennenden Bücher aus den Bibliotheken zu räumen. In den Universitäten wurde von Fakultäts- oder Senatsseite kaum nennenswerter Protest dagegen geäußert, vielmehr wohnten die Universitätsangehörigen den Bücherverbrennungen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, persönlich bei.²⁵⁰ Der Dichter Heinrich Heine, dessen Werke ebenfalls von der «Aktion» betroffen waren, hatte geschrieben: «Wo man Bücher verbrennt, verbrennt man auch am Ende Menschen.»²⁵¹

VII

Kaum eine der Veränderungen, die im Frühjahr und Sommer 1933 in Deutschland abliefen, ging auf direkte Anweisungen aus der Reichskanzlei zurück. Hitler war kaum je persönlich beteiligt, dabei aber der Hauptnutznießer. Die populäre Verherrlichung des neuen Reichskanzlers erreichte in diesen Monaten ungeahnte Ausmasse. Der Führerkult wurde nun nicht nur innerhalb der Partei betrieben, sondern überall in Staat und Gesellschaft; er bildete die Basis des neuen Deutschland. Dadurch stiegen Hitlers Ansehen und Macht im Inland und in zunehmendem Masse auch im Ausland enorm.

Schon im Frühjahr 1933 gedieh der Personenkult und nahm aussergewöhnliche Erscheinungsformen an. Zu Ehren Hitlers wurden «Gedichte» verfasst – meist salbungsvolle Knittelverse mit teilweise pseudo-religiösen Anklängen. Überall in Deutschland wurden in Städten und Dörfern «Hitlereichen» und «Hitlerlinden» gepflanzt – Bäume, die für völkische Nationalisten und Anhänger nordischer Kulte aufgrund ihrer

uralten heidnischen Symbolik Bedeutung besaßen.²⁵² Klein- und Grossstädte beeilten sich, dem neuen Kanzler die Ehrenbürgerschaft zu verleihen. Strassen und Plätze wurden nach ihm benannt. Hitler liess bekanntgeben, dass er damit einverstanden sei ausser in Fällen, in denen althergebrachte historische Strassen- oder Platznamen geändert werden sollten. Dementsprechend verweigerte er der beabsichtigten Umbenennung des 700 Jahre alten Marktplatzes in Strausberg die Genehmigung. Vor seiner Entscheidung zur Beibehaltung alter Bezeichnungen hatte er allerdings bereits der Umbenennung des historischen Nürnberger Hauptmarkts in «Adolf-Hitler-Platz» zugestimmt. Deshalb entsprach er dann auch nicht der Bitte des Organisationsleiters der Deutsch-Völkischen Freiheitsbewegung in Franken, wieder zum ursprünglichen Namen «Hauptmarkt» zurückzukehren. In einem Fall erhielt ein ganzer Ort – Sutzken in Ostpreussen – auf dessen Gesuch hin die Genehmigung, sich in «Hitlerhöhe» umzubenennen, während in Oberschlesien in der Nähe von Oppeln ein See in «Hitlersee» umbenannt wurde. Hingegen erhielt der Bürgermeister von Bad Godesberg nicht die Erlaubnis, damit zu werben, dass der elegante rheinische Kurort beliebter Aufenthaltsort des Reichskanzlers Adolf Hitler sei. Ebenso wenig hatten geschäftstüchtige Kaufleute mit dem Versuch Erfolg, den Hitlerkult für eigene Zwecke zu nutzen und ein Café sowie eine Rose nach dem Kanzler zu benennen.²⁵³ Dennoch entstand aus der kommerziellen Nutzung des Führerkults eine ganze Kitschindustrie mit Bildern, Büsten, Reliefs, Postkarten, kleinen Figuren, Taschenmessern, Abzeichen und Zinntellern, bis die Geschmacklosigkeiten so zunahmen, dass sich Goebbels im Mai 1933 gezwungen sah, die gewerbliche Verwendung von Hitlers Bild zu verbieten.²⁵⁴

Ein solches Ausmass an Heldenverehrung hatte es in Deutschland noch nie gegeben. Sie überstieg selbst den Kult um die Person des Reichsgründers Bismarck bei weitem. Am 20. April 1933, Hitlers 44. Geburtstag, erreichte die Verherrlichung des «Führers des Neuen Deutschlands» mit den im ganzen Land zu seinen Ehren abgehaltenen Feiern einen neuen Höhepunkt.²⁵⁵ So sehr das Ganze auch propagandistisch gesteuert war, baute es doch auf vorhandenen, weitverbreiteten Gefühlen und einer beinahe religiösen Hingabe auf, die man niemals hätte einfach künstlich erzeugen können. Der Parteiführer war dabei, zum Symbol der nationalen Einheit zu werden.

Für Zeitgenossen, die den neuen Gott nicht ebenso fanatisch anbeteten, wurde es immer schwieriger, sich aus der grenzenlosen Verehrung

herauszuhalten und sich gelegentlich nicht wenigstens äusserlich anzupassen. Das banalste Zeichen der Anpassung war der Hitlergruss, der nun rasche Verbreitung fand. Für Staatsbedienstete wurde er einen Tag vor dem Verbot von Parteineugründungen zur Pflicht erklärt. Wer aufgrund körperlicher Behinderung den rechten Arm nicht zum «deutschen Gruss» heben konnte, musste es mit dem linken tun.²⁵⁶ Der Gruss «Heil Hitler!» war äusseres Zeichen dafür, das aus Deutschland ein «Führerstaat» geworden war.²⁵⁷

Hitler profitierte von den günstigen Umständen, die im Sommer zusammenkamen: Viele Menschen hatten den Eindruck, dass sich die Wirtschaft erholte und nach jahrelanger Wirtschaftskrise und Hoffnungslosigkeit endlich wieder Aktivität, Energie und Dynamik spürbar waren und dass die Regierung etwas zur Lösung der vorhandenen Probleme wie auch zur Wiederherstellung des Nationalstolzes unternahm. Endlich geschehe etwas, kommentierte eine Regionalzeitung; seit dieser Mann die Geschichte in die Hand genommen habe, klappe es.²⁵⁸ Wenn Hitler sich in seiner Sommerresidenz auf dem Obersalzberg aufhielt, wurde die Gegend zu einer Art «Wallfahrtsstätte». Es strömten derart viele Bewunderer herbei, um einen Blick auf den Reichskanzler zu erhaschen, dass Himmler als Befehlshaber der bayerischen Politischen Polizei für den Raum Berchtesgaden besondere Verkehrsbeschränkungen erlassen musste und die Beobachtung des «Volkskanzlers» mit Hilfe von Ferngläsern untersagte.²⁵⁹

Und was war mit dem Mann, der im Mittelpunkt dieser erstaunlichen Idolisierung stand? Ernst Hanfstaengl, der zwar nicht zur «engsten Umgebung» Hitlers gehörte, inzwischen aber Leiter der Auslandspresseabteilung des Propagandaministeriums geworden war, sah den Reichskanzler zu dieser Zeit häufig und aus unmittelbarer Nähe. Er erzählte später, wie schwer es selbst in dieser Frühphase der Kanzlerschaft war, zu Hitler vorgelassen zu werden. Hitler hatte sein altbewährtes bayerisches Gefolge – die «Chauffeureska», wie Hanfstaengl sie nannte – mit in die Reichskanzlei genommen. Seine Adjutanten und Fahrer, Brückner, Schaub und Schreck (als Nachfolger des 1931 nach einem Flirt mit Geli Raubal als Chauffeur entlassenen Emil Maurice), sowie Hofphotograph Heinrich Hoffmann waren überall dabei, behinderten nicht selten die Kontaktaufnahme zu Hitler, lenkten ihn häufig mitten im Gespräch ab, hörten unweigerlich zu und stützten anschliessend Hitlers eigene Eindrücke und Vorurteile. Selbst Aussenminister Neurath und Reichsbankpräsident Schacht fanden es schwierig, für länger als ein

oder zwei Minuten Hitlers ungeteilte Aufmerksamkeit zu bekommen, ohne dass irgendjemand von der «Chauffeureska» dazwischenplatze. Nur Göring und Himmler konnten laut Hanfstaengl nach Voranmeldung immer damit rechnen, zu einer kurzen Privataudienz vorgelassen zu werden. Hinzuzufügen wäre hier auf jeden Fall noch Goebbels.

Erschwert wurde die Situation ausserdem dadurch, dass Hitlers Verhalten unvorhersehbar war und er sich an keine Arbeitsroutine hielt. Wie schon früher neigte er auch jetzt dazu, spät ins Bett zu gehen – oft erst nachdem er sich zur Entspannung in seinem Privatkino einen Film angesehen hatte (einer seiner Lieblingsfilme war «King Kong»). Manchmal zeigte er sich den ganzen Morgen über nicht, es sei denn, um sich von Hans Heinrich Lammers, dem Leiter der Reichskanzlei, Bericht erstatten zu lassen oder mit Walther Funk, Goebbels rechter Hand im Propagandaministerium, Pressenachrichten zu sichten. Höhepunkt des Tages war jeweils das Mittagessen. Dem Koch der Reichskanzlei, der aus dem Braunen Haus in München mitgenommen worden war, fiel es nicht leicht, ein auf 13 Uhr bestelltes Essen zuzubereiten, das dann oft erst bis zu zwei Stunden später aufgetragen werden konnte, wenn Hitler schliesslich erschien. Pressechef Otto Dietrich ging dazu über, jeweils schon vorher im «Kaiserhof» zu essen, um dann, für alle Eventualitäten gerüstet, um 13.30 Uhr einzutreffen. Hitlers Tischgäste wechselten täglich, waren aber ausnahmslos treue Parteigenossen. Selbst in den ersten Monaten waren konservative Minister nur selten anwesend. Bei dieser Auswahl von Tischgästen erntete Hitler zweifellos selten oder nie Widerspruch. Jede eingeworfene Bemerkung konnte ihm aber als Anlass zu einem längeren Wortschwall dienen, bei dem er entweder bekannte Sätze hervorstiess, mit denen er bereits politische Gegner attackiert hatte, oder sich in Erinnerungen an erfolgreich geschlagene politische Schlachten erging.

Unter solchen Umständen konnte sich Hitler der Wirkung der ihn ständig umgebenden kriecherischen Speichelleckerei kaum entziehen, die nur gefilterte Informationen zu ihm durchliess und ihn von der Aussenwelt abschirmte. Dadurch wurde sein Realitätsgefühl gestört. Sein Kontakt zu Menschen, die die Dinge in einem ganz anderen Licht sahen, beschränkte sich hauptsächlich auf inszenierte Gespräche mit Honoratioren, Diplomaten und ausländischen Journalisten. Das deutsche Volk war für ihn kaum mehr als eine gesichtslose Masse von Verehrern, zu der er eine direkte Beziehung nur in Form seiner selten gewordenen öffentlichen Reden und Rundfunkansprachen unterhielt.

Aber die allgemeine Verehrung, die ihm entgegengebracht wurde, wirkte auf ihn wie ein Rauschmittel. Sein Selbstbewusstsein wuchs immer mehr. Beiläufig geäußerte abschätzigte Bemerkungen über Bismarck liessen darauf schliessen, dass er den Reichsgründer inzwischen eindeutig als jemanden betrachtete, der ihm nicht das Wasser reichen konnte.²⁶⁰ Hitlers später so verhängnisvolles Unfehlbarkeitsgefühl war hier bereits mehr als nur ansatzweise zu erkennen.²⁶¹

Wieviel von der Verehrung für Hitler, die sich 1933 so rasch in der ganzen Gesellschaft ausbreitete, echt war und wieviel davon künstlich oder opportunistisch vorgeschoben, lässt sich nicht sagen. Jedenfalls lief beides ungefähr auf das gleiche hinaus. Die Vergötterung Hitlers verlieh dem Kanzler einen Status, der ihn weit über alle anderen Kabinettsmitglieder und alle anderen Parteivorsitzenden hob. Es gab bald so gut wie keine Möglichkeit mehr, Massnahmen, die Hitler bekanntermassen für richtig hielt, in Frage zu stellen oder gar zu blockieren. Schon im April konnte Goebbels notieren, dass der «Führer» im Kabinett nun die volle Autorität besitze.²⁶² Mit seiner Autorität öffnete Hitler radikalen Aktionen vormals verschlossene Türen, hob Beschränkungen auf und ermöglichte Massnahmen, die vor dem 30. Januar 1933 kaum vorstellbar gewesen wären. Initiativen, die als mit Hitlers Zielen im Einklang erachtet wurden, konnten ohne direkten Befehl mit guter Aussicht auf Erfolg eingeleitet werden.

Das «Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses» war ein solcher Fall; es wurde vom Kabinett am 14. Juli 1933 verabschiedet.²⁶³ Wie weiter oben dargelegt, stand die medizinische Lehre schon lange vor Hitlers Machtübernahme stark unter dem Einfluss damals herrschender «Eugenik»-Vorstellungen. Daraus abgeleitete Empfehlungen und Vorschläge, darunter auch ein der preussischen Regierung im Juli 1932 vorgelegter Entwurf für ein Reichssterilisationsgesetz, waren jedoch niemals über eine freiwillige Sterilisation erbkranker Menschen hinausgegangen. Wenige Monate nach Hitlers Amtsantritt sorgte aber nun ein eingefleischter Nationalsozialist, der gerade neu ernannte preussische «Sonderkommissar für Volksgesundheit» Dr. Leonardo Conti, dafür, dass mit Dr. Arthur Gütt ein bisheriger Aussenseiter innerhalb der Ärzteschaft auf einen einflussreichen Posten in der Abteilung Volksgesundheit des Reichsinnenministeriums gelangte. Gütt, der bereits im Jahre 1923 Kreisleiter der NSDAP gewesen war und ein Jahr später Hitler seine selbstverfassten «rassenpolitische[n] Richtlinien» zur «Unfruchtbarmachung kranker und minderwertiger Menschen» hatte

zukommen lassen, umgab sich mit einer Gruppe von Bevölkerungs- und Rassen- «Experten».²⁶⁴

Gemeinsam überarbeiteten sie bis zum Juli den im Vorjahr im preussischen Gesundheitsamt vorbereiteten Gesetzentwurf so, dass er nun als entscheidenden Punkt die *zwangsweise* Sterilisation von Menschen mit den unterschiedlichsten physischen oder psychischen Erbkrankheiten (einschliesslich chronischem Alkoholismus) vorsah. Mit der Vorbereitung des Gesetzes, von dem nach offizieller Darstellung sowohl die einzelne Familie als auch die Gesellschaft insgesamt profitieren sollte, hatte Hitler direkt nichts zu tun. Die Vorbereitungsarbeit geschah aber in dem Bewusstsein, dass man damit den von Hitler geäusserten Ansichten entsprach. Und als der Entwurf dem Kabinett vorgelegt wurde, erhielt er trotz der Einwände Papens, dem die Haltung der Katholiken zum Gesetz Sorgen bereitete, gleich die Zustimmung des Reichskanzlers. Vom Appell des Vizekanzlers, Sterilisationen nur bei ausdrücklicher Zustimmung der Betroffenen zuzulassen, wollte Hitler nichts wissen und sagte apodiktisch, dass «alle Massnahmen berechtigt» seien, die «der Erhaltung des Volkstums dienen». Die vorgesehenen Schritte seien vom Umfang her gering und ausserdem – wie er mit merkwürdiger Logik hinzufügte – «auch moralisch unanfechtbar, wenn man davon ausgehe, dass sich erbkranken Menschen in erheblichem Masse fortpflanzen, während andererseits Millionen erbgesunder Kinder ungeboren blieben».²⁶⁵

Vom nationalsozialistischen Standpunkt aus stellte dieses Gesetz zwar nur einen ersten bescheidenen rassenpolitischen Eingriff dar, die Folgen waren aber alles andere als geringfügig: Bis zum Ende des Dritten Reiches wurden gemäss den Bestimmungen des «Erbgesundheitsgesetzes» rund 400'000 Opfer zwangssterilisiert.²⁶⁶

Falls von Papen bei der Kabinettsitzung andeuten wollte, dass es wegen des Sterilisationsgesetzes mit der katholischen Kirche Schwierigkeiten geben könnte, so wusste er eigentlich besser als jeder andere, dass das höchst unwahrscheinlich war. Nicht ganz eine Woche zuvor hatte er im Namen der Reichsregierung das Reichskonkordat mit dem Vatikan paraphiert, zu dessen Zustandekommen er selbst so viel beigetragen hatte.²⁶⁷ Das Konkordat sollte am 20. Juli mit grossem Pomp unterzeichnet werden.²⁶⁸ Trotz fortgesetzter Übergriffe auf katholische Priester und anderer Untaten radikaler Nationalsozialisten gegenüber der Kirche und ihren Organisationen hatte der Vatikan alles daran gesetzt, um mit Deutschlands neuer Regierung eine Übereinkunft zu

erzielen. Selbst als nach Unterzeichnung des Konkordats die Schikanierungen weiter anhielten, liess sich der Vatikan nicht davon abbringen, es am 10. September zu ratifizieren.²⁶⁹

Hitler hatte vom Beginn seiner Kanzlerschaft an grossen Wert auf ein Konkordat gelegt – in erster Linie, um den «politischen Katholizismus» auszuschalten. Dieses Ziel wurde mit der Auflösung der Zentrumsparterie und der Bayerischen Volkspartei Anfang Juli erreicht. Soweit man Papens Darstellung glauben kann, setzte sich Hitler über die Bedenken radikaler Parteimitglieder gegen eine Annäherung an die Kirche hinweg und betonte, «für den Aufbau Deutschlands bedürfe es des konfessionellen Friedens».²⁷⁰ Ausserdem war Hitler an der Formulierung der von Papen mit dem Vatikan verhandelten deutschen Bedingungen sowie – zusammen mit anderen Kabinettsmitgliedern – an der Überprüfung des Vertragsentwurfs unmittelbar beteiligt.²⁷¹ Auf derselben Kabinettsitzung, auf der das Sterilisationsgesetz verabschiedet wurde, redete er auch von dem Triumph, den das Konkordat für sein Regime bedeute. Er lehnte jede Debatte über Einzelheiten des Vertrags ab und betonte, man müsse sich den grossen Erfolg vor Augen führen. Das Konkordat gebe Deutschland «eine Chance» und schaffe «eine Vertrauensatmosphäre», so fuhr er fort, «die bei dem vordringlichen Kampf gegen das internationale Judentum besonders bedeutungsvoll» sei. Etwaige Vertragsmängel könnten später noch behoben werden, wenn die aussenpolitische Lage besser sei. Noch vor kurzer Zeit, meinte Hitler, hätte er es nicht für möglich gehalten, «dass die Kirche bereit sein würde, die Bischöfe auf diesen Staat zu verpflichten». Dass das nun geschehen sei, sei «zweifellos eine rückhaltlose Anerkennung» des derzeitigen Regimes.²⁷²

Für Hitler war es in der Tat ein voller Triumph. Das deutsche Episkopat, das gleich nach der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes gegenüber dem NS-Regime einen abrupten Kurswechsel vollzogen und – trotz mancher Bedenken wegen der antikatholischen Aktionen der NSDAP – seine positive Einstellung in einem «Hirtenbrief» bekräftigt hatte, der Anfang Juni 1933 in den meisten Diözesen verlesen worden war, überschüttete Hitler nun mit überschwenglichen Dankbarkeitsbezeugungen und Glückwünschen.²⁷³ Kardinal Faulhaber, höchster katholischer Würdenträger in Bayern und den Münchner Nationalsozialisten lange Zeit ein Dorn im Auge, gratulierte Hitler in einem handgeschriebenen Brief: «Was die alten Parlamente und Parteien in 60 Jahren nicht fertigbrachten, hat Ihr staatsmännischer Weitblick in 6 Monaten

weltgeschichtlich verwirklicht.» Faulhabers Brief endet mit den Worten: «Gott erhalte unserem Volk unseren Reichskanzler.»²⁷⁴

Überraschenderweise erwies sich die evangelische Kirche in den ersten Monaten von Hitlers Kanzlerschaft als weniger leicht zu handhaben. Institutionen beurteilte Hitler genau wie Personen und Gesellschaftsgruppen unter Machtgesichtspunkten. Und im Gegensatz zu seinem Respekt vor der Macht der vereinten internationalen Organisation der katholischen Kirche und ihrem starken Einfluss auf ein Drittel der deutschen Bevölkerung begegnete er der evangelischen Kirche weitgehend mit Geringschätzung. Auch wenn ihr nominell zwei Drittel der Bevölkerung anhängen, war sie doch in 28 verschiedene Landeskirchen unterteilt, die verschiedene Lehrmeinungen vertraten. Die theologischen und ideologischen Gräben, die sich nach der Revolution von 1918 in der unruhig gewordenen evangelischen Kirche aufgetan hatten, waren 1933 grösser als je zuvor.

Vielleicht unterschätzte Hitler aufgrund seiner Geringschätzung der evangelischen Kirche die Sprengkraft dieser Mischung aus Religion und Politik, auf die er sich einliess, als er seinen Einfluss zugunsten der geplanten Schaffung einer vereinten Reichskirche geltend machte. Wie immer bei derartigen Angelegenheiten war Hitlers eigenes Interesse rein opportunistischer Natur. Ursprünglich sah er sich aufgrund von Aktionen radikaler Nationalsozialisten zum Eingreifen gezwungen, die in Mecklenburg-Schwerin erreichen wollten, dass der Staat die Regelung kirchlicher Angelegenheiten übernahm.²⁷⁵ Teilweise bedeutete gerade auch die Uneinigkeit innerhalb der Kirche, dass es trotz des weitverbreiteten Wunsches nach Erneuerung und Vereinigung schon der Rückendeckung durch die Autorität Hitlers bedurfte, wenn es zur Gründung einer zentralisierten Kirche kommen sollte. Aus Hitlers Sicht war eine nationale Kirche nur im Hinblick auf Kontrolle und Manipulation von Interesse. Für den Posten des zukünftigen Reichsbischofs fiel Hitlers Wahl – auf wessen Rat hin ist ungeklärt – auf das Oberhaupt der «Deutschen Christen» in Ostpreussen Ludwig Müller, einen fünfundfünfzigjährigen ehemaligen Marinegeistlichen, dessen hauptsächliche Qualifikation für die Stelle offenbar darin bestand, dass er sich selbst für äusserst wichtig hielt und ein glühender Bewunderer des Reichskanzlers und seiner Bewegung war. Hitler sagte Müller, er wolle eine rasche, problemlose Vereinigung und am Ende eine Kirche, die eine nationalsozialistische Führung akzeptiere.

Müller erwies sich jedoch als katastrophale Wahl. Bei der Wahl des

Reichsbischofs am 26. Mai unterstützte ihn zwar der nationalsozialistisch ausgerichtete deutsch-christliche Flügel der evangelischen Kirche, alle anderen Seiten aber lehnten ihn ab. Mit 52 zu 18 Stimmen wurde statt Hitlers Kandidat Friedrich von Bodelschwingh gewählt, Leiter der gleichnamigen Anstalten im westfälischen Bethel und starker Verfechter kirchlicher Autonomie.²⁷⁶

Hitler zeigte sich äusserst ungehalten über das Wahlergebnis und weigerte sich, Bodelschwingh zu treffen. Infolge der Ereignisse traten führende Mitglieder der Altpreuussischen Union von ihren Posten zurück. Die preussische Regierung mischte sich ungeschickt ein und erreichte, dass Kirchenangestellte entlassen wurden und Bodelschwingh als designierter Reichsbischof zurücktrat. Daraufhin intervenierte Hindenburg, und Hitler drängte darauf, die Staatskommissare in Preussen ihrer Posten zu entheben. Zur Besetzung der in der Kirchenverwaltung frei gewordenen Stellen wurden Wahlen anberaumt. Man hoffte, die Stellen mit den «richtigen» Leuten besetzen zu können, um die nötige Unterstützung für die Umstrukturierung der evangelischen Kirche zu erreichen. Die nationalsozialistische Propaganda setzte sich für die Deutschen Christen ein. Hitler selbst sprach sich öffentlich für Müller aus und verkündete am Tag vor den Wahlen im Rundfunk, dass er die Kräfte innerhalb der Kirche unterstütze, die für die neue Politik des Staates einträten.²⁷⁷

Am 23. Juli 1933 errangen die Deutschen Christen einen überzeugenden Sieg, der sich aber als Pyrrhussieg erwies. Bereits bis September erhielt Martin Niemöller, Pastor im vornehmen Berliner Vorort Dahlem, ungefähr 2'000 Rückmeldungen auf seinen Rundbrief zur Gründung eines an der «Heiligen Schrift» und den Bekenntnissen der Reformation ausgerichteten «Pfarrernotbundes».²⁷⁸ Daraus sollte später die «Bekennende Kirche» hervorgehen, aus deren Reihen manche Pastoren nicht nur gegen die Kirchenpolitik des Staates opponierten, sondern gegen den Staat selbst.

Ludwig Müller wurde schliesslich am 27. September 1933 zum Reichsbischof gewählt. Doch zu diesem Zeitpunkt flaute die Unterstützung der Nationalsozialisten für die Deutschen Christen – Müllers wesentliche Stütze – bereits wieder ab. Hitler war inzwischen daran gelegen, sich von den Deutschen Christen zu distanzieren, deren Aktivitäten zunehmend als kontraproduktiv galten. Im November kam es bei einer von 20'000 Menschen besuchten Veranstaltung der Deutschen Christen im Berliner Sportpalast zu einem Skandal, als dort öffentlich

das Alte Testament und die Theologie des «Rabbi Paulus» angegriffen und einer heroischeren Darstellung Jesu das Wort geredet wurde. Hitler sah sich daraufhin gezwungen, sich endgültig aus Kirchenangelegenheiten herauszuhalten. Das Gleichschaltungsexperiment hatte sich als Fehlschlag erwiesen, und so war es Zeit, sich davon zu verabschieden. Dadurch verlor Hitler auch noch das letzte bis dahin vielleicht noch vorhandene Interesse an der protestantischen Kirche.²⁷⁹ Später sollte er noch mehrfach zum Eingreifen gezwungen sein. Dennoch bedeutete der Kirchenkonflikt für ihn nicht mehr als eine Irritation.

VIII

Im Herbst 1933 war die Deutsche Evangelische Kirche und ihre Uneinigkeit aus Hitlers Sicht jedenfalls nur noch ein Nebenschauplatz. Weit wichtiger war Deutschlands internationale Stellung. In einem dramatischen Schachzug sorgte Hitler dafür, dass sich Deutschland aus den Genfer Abrüstungsgesprächen zurückzog und den Völkerbund verliess. Dadurch bekamen die internationalen Beziehungen über Nacht eine neue Basis. In der Aussenpolitik war damit die Ära Stresemann definitiv zu Ende, und eine «diplomatische Revolution» hatte in Europa begonnen.²⁸⁰

In den ersten Monaten des Dritten Reiches hatte Hitler in der Aussenpolitik nur eine begrenzte Rolle gespielt. Der ehrgeizige neue, revisionistische Kurs – der auf die Wiederherstellung der Grenzen von 1914, den Rückerhalt der ehemaligen (und die Erlangung einiger neuer) Kolonien, die Eingliederung Österreichs und Deutschlands Vorherrschaft in Ost- und Südosteuropa zielte – wurde von Beamten des Aussenministeriums vorbereitet und dem Kabinett bereits im März 1933 vorgestellt.²⁸¹

Ende April sprach Deutschlands Vertreter bei den Genfer Abrüstungsgesprächen, Rudolf Nadolny, im privaten Kreis schon davon, dass der Aufbau eines grossen, 600'000 Mann starken Heeres beabsichtigt sei. Sollten sich Grossbritannien und Frankreich nur mit einer viel kleineren Reichswehr von 300'000 Mann einverstanden erklären, ihre eigenen Streitkräfte aber bloss minimal verringern oder selbst zwar stark abrüsten, Deutschland aber keinerlei Aufrüstung zubilligen, dann könnte es sein, dass Deutschland sich aus den Abrüstungsverhandlungen und vielleicht auch aus dem Völkerbund selbst zurückzöge.²⁸² Der neue Falke an der Spitze des Reichswehrministeriums, Werner von

Blomberg, konnte es unterdessen kaum abwarten, die Genfer Verhandlungen unverzüglich abzubrechen und in einem einseitigen Schritt ein möglichst schnelles Aufrüstungsprogramm einzuleiten. Hitler selbst war zu diesem Zeitpunkt weit eher dafür, vorsichtig vorzugehen. Er hatte Angst, dass es zu einer Intervention kommen könnte, solange Deutschlands Verteidigung noch schwach war, wie er den Militärs in seiner Rede vom 3. Februar 1933 vor Augen geführt hatte.²⁸³

Die Gespräche in Genf waren festgefahren. Die Briten, Franzosen und Italiener boten den Deutschen über die Vertragsbedingungen von Versailles hinaus Zugeständnisse an, rührten dabei aber in keiner Weise an der Rüstungsüberlegenheit der Westmächte. Keiner der Vorschläge hatte die Aussicht darauf, in Deutschland akzeptiert zu werden, auch wenn Hitler im Gegensatz zu Neurath und Blomberg bereit war, aus taktischen Gründen eine eher gemässigte Linie zu verfolgen. Während die Reichswehrführung ungeduldig auf die sofortige – aber nicht durchsetzbare – Herstellung der Waffengleichheit drängte, war Hitler als gewiefterer Taktiker bereit abzuwarten.²⁸⁴ Zu diesem Zeitpunkt konnte er nur hoffen, dass ihm die offensichtliche Uneinigkeit der Briten und Franzosen in der Abrüstungsfrage in die Hände spielen würde. Und dazu sollte es letzten Endes auch kommen. Obwohl beiden Westmächten die aggressiven Töne aus Berlin, die nationalsozialistische Terrorwelle in Österreich und die Aussicht auf eine Aufrüstung Deutschlands Sorgen bereiteten, bestanden zwischen ihnen in manchen Punkten erhebliche Meinungsunterschiede. Insofern war Hitlers Angst vor einer militärischen Intervention tatsächlich unbegründet.²⁸⁵ In der Hoffnung, die deutsche Aufrüstung wirksam verzögern zu können, waren die Briten bereit, Deutschland grössere Zugeständnisse zu machen. In des fühlten sie sich von den Franzosen zu einer harten Linie gedrängt und befürchteten, dass sich Deutschland dadurch zum Austritt aus dem Völkerbund genötigt sähe.²⁸⁶

England übernahm dann jedoch die Führung und legte Deutschland am 28. April mit Frankreichs Rückendeckung einen Plan vor, der den Deutschen nur eine 200'000 Mann starke Armee zugestand, dabei aber ein Verbot aller paramilitärischen Organisationen verlangte. Blomberg und Neurath zeigten sich darüber öffentlich verärgert. Hitler, der die Gefahr von Sanktionen der Westmächte und im Osten das Säbelrasseln der Polen vor Augen hatte, beugte sich der Übermacht.²⁸⁷ Er sagte dem Kabinett, die Rüstungsfrage werde nicht am Konferenztisch gelöst werden. Man bedürfe einer neuen Vorgehensweise. Derzeit bestehe keine

Möglichkeit dafür, die Aufrüstung mit Hilfe «normaler Mittel» durchzusetzen. Man müsse «der Welt» zeigen, wie einig sich das deutsche Volk in der Abrüstungsfrage sei. Von Aussenminister Neurath griff Hitler den Vorschlag auf, vor dem Reichstag eine Rede zu halten, deren Inhalt dann durch Akklamation zur Regierungspolitik erklärt werden würde. Er wiederholte, dass bei der Aufrüstung grösste Vorsicht geboten sei. Die Kabinettsitzung endete damit, dass sich Blomberg und Neurath für einen Rückzug Deutschlands aus den Genfer Verhandlungen aussprachen.²⁸⁸

Hitler setzte sich darüber hinweg. Seine vorsichtige Haltung brachte ihn dazu, bei der Vorbereitung seiner Rede einen Rat seines alten Gegenspielers Heinrich Brüning anzunehmen, der meinte, dass die Gefahr einer Intervention Frankreichs und Polens bestünde, England und die Vereinigten Staaten hingegen nicht eingreifen würden.²⁸⁹ Hitler versprach dem ehemaligen Kanzler – auch wenn seine Versprechen natürlich keinerlei Bedeutung hatten –, anschliessend mit ihm zu bereden, wie sich die nach dem Reichstagsbrand eingeführten Einschränkungen der bürgerlichen Freiheiten eventuell lockern liessen. Brüning, dem Hitler einen Regierungsposten anbot²⁹⁰, sagte, er wolle seine Kollegen von der Zentrumspartei und sogar die SPD-Abgeordneten dazu bringen, die Regierungserklärung zu unterstützen.²⁹¹

Und das taten sie auch. «Eine sanftere Friedensrede hätte auch Stresemann nicht halten können», bemerkte dazu später der SPD-Abgeordnete Wilhelm Hoegner, der als langjähriger Hitlergegner für die vom Reichskanzler vorgeschlagene Resolution gestimmt hatte.²⁹² In seiner Ansprache vor dem Reichstag am 17. Mai redete Hitler tatsächlich wie ein Staatsmann, dem es darum ging, für sein eigenes Land wie für ganz Europa Frieden und Wohlergehen sicherzustellen. «[Wir] respektieren die nationalen Rechte auch der anderen Völker [...] und möchten aus tiefinnerstem Herzen mit ihnen in Frieden und Freundschaft leben», verkündete er und verwarf mit Blick auf Pitsudskis Polen sogar ausdrücklich «den Begriff des Germanisierens».²⁹³ Seine Forderung nach Gleichbehandlung Deutschlands in der Abrüstungsfrage musste nicht nur für deutsche Ohren durchaus gerechtfertigt klingen. Hitler hob hervor, dass Deutschland nur schwach gerüstet, Frankreich trotz seiner enormen Überlegenheit aber völlig unnachgiebig sei. Deutschland sei bereit, auf Angriffswaffen zu verzichten, wenn andere Länder das gleiche täten. Jeder Versuch, seinem Land ein Abrüstungsabkommen aufzuzwingen, könne nur der Absicht entspringen, Deutschland von den

Abrüstungsverhandlungen zu vertreiben, sagte Hitler. «Als dauernd diffamiertes Volk würde es uns auch schwerfallen, noch weiterhin dem Völkerbund anzugehören», drohte er kaum verhüllt.²⁹⁴ Die Rede war ein wohlgedachtes rhetorisches Lehrstück, patriotisch gesonnene Reichstagsabgeordnete jeglicher Couleur konnten schwerlich dagegen stimmen. Und ans Ausland appellierte Hitler mit der Stimme der Vernunft und brachte seine Gegenspieler in den westlichen Demokratien propagandistisch in die Defensive. Überall hatte er an Popularität und Ansehen gewonnen.

Die festgefahrenen Genfer Gespräche wurden zunächst auf Juni, dann auf Oktober vertagt. In dieser Zeit bestanden in Deutschland keine konkreten Pläne für einen Bruch mit dem Völkerbund. Blomberg zeigte sich weiterhin als Falke und verlangte lautstark, dass Deutschland die Abrüstungsgespräche verlassen und die Reichswehr mit schweren Verteidigungswaffen aufrüsten sollte. Einer seiner engsten Mitarbeiter, Oberst Karl-Heinrich von Stülpnagel, sagte Anfang September dem französischen Attaché, dass sich Deutschland in naher Zukunft aus der Abrüstungskonferenz zurückziehen werde. Doch im weiteren Verlauf dieses Monats rechneten weder Hitler noch Aussenminister Neurath mit einem vorzeitigen Rückzug.²⁹⁵ Noch am 4. Oktober scheint Hitler sich über weitere Verhandlungen Gedanken gemacht zu haben.²⁹⁶ An eben diesem Tag traf jedoch die Nachricht ein, dass die Briten inzwischen ähnlich den Franzosen eine unnachgiebigere Haltung zur Frage der deutschen Aufrüstung einnahmen und alle Forderungen nach Gleichberechtigung unberücksichtigt liessen. Am Nachmittag suchte Blomberg um eine Unterredung mit Hitler in der Reichskanzlei nach. Neurath gab später zu, dass auch er Ende September Hitler zu verstehen gegeben habe, dass in Genf nichts mehr zu holen sei.²⁹⁷ Als der Neffe des Lieblingskanzlers von Wilhelm II, Bernhard Wilhelm von Bülow, der als Staatssekretär im Auswärtigen Amt ebenfalls für den Abbruch der Genfer Verhandlungen eintrat, schliesslich mit Hitler zusammentraf, war die Entscheidung zum Rückzug aus den Abrüstungsgesprächen und zum Bruch mit dem Völkerbund bereits gefallen. Bülow erhielt den Auftrag, die Angelegenheit im Einzelnen vorzubereiten.²⁹⁸ Hitler hatte erkannt, dass nun, wo es so aussah, als würde Deutschland ungerecht behandelt, der günstige Moment gekommen war, den Völkerbund zu verlassen. Eine solche Chance, aus der sich vor allem in Deutschland, wo die Zustimmung der grossen Mehrheit der Bevölkerung sicher war, propagandistisch viel Kapital schlagen lassen würde, konnte er sich kaum ent-

gehen lassen. Sobald die Entscheidung – von der insgesamt nur sieben Personen, darunter die beiden Minister Neurath und Blomberg, vollständig informiert wurden – gefallen war, wurde alles vermieden, was zu Kompromissen oder Zugeständnissen der Westmächte hätte führen können.²⁹⁹

Das Kabinett wurde schliesslich am 13. Oktober in Kenntnis gesetzt. Mit sicherem Blick für die enorme Propagandawirkung einer Volksabstimmung erklärte Hitler seinen Ministern, dass sich Deutschlands Position durch eine Auflösung des Reichstags und die Ausschreibung von Neuwahlen stärken liesse. Man müsse «das deutsche Volk auffordern, sich durch eine Volksabstimmung mit der Friedenspolitik der Reichsregierung zu identifizieren». «Mit diesen Massnahmen nehmen wir der Welt die Möglichkeit, Deutschland einer aggressiven Politik zu bezichtigen. Dieses Verfahren gibt ferner die Möglichkeit, die Aufmerksamkeit der Welt ganz anders als bisher zu fesseln.» Keiner der Minister widersprach.³⁰⁰

Am nächsten Tag wurden die Teilnehmer der Genfer Konferenz offiziell vom Rückzug der Deutschen informiert.³⁰¹ Die Abrüstungsgespräche verloren ihren Sinn. Der Völkerbund, dem Japan bereits im Laufe des Jahres den Rücken gekehrt hatte, wurde verhängnisvoll geschwächt. Die Untätigkeit der Westmächte veranlasste Pilsudski, den polnischen Botschafter nach Berlin zu entsenden, um Möglichkeiten für eine diplomatische Übereinkunft mit Deutschland zu erkunden. Der daraufhin schliesslich am 2.6. Januar 1934 von Polen und Deutschland auf die Dauer von zehn Jahren geschlossene Nichtangriffspakt, mit dem sich Hitler gegen die traditionell antipolnische Stossrichtung des Aussenministeriums durchsetzte, bedeutete für Frankreichs Bündnissystem in Osteuropa einen schweren Schlag und für Deutschland die Durchbrechung der Einkreisung.³⁰² All das war direkte oder indirekte Folge der Entscheidung Hitlers, Deutschland aus dem Völkerbund herauszunehmen. Bei dieser Entscheidung gingen sowohl der zeitliche Ablauf als auch die propagandistische Instrumentalisierung auf Hitler zurück. Nicht zuletzt konnte Hitler von der unsicheren Basis der europäischen Diplomatie zu Beginn seiner Kanzlerschaft profitieren. Durch die Weltwirtschaftskrise war die «Erfüllungspolitik» untergraben worden, auf die Stresemanns Strategie und das europäische Sicherheitssystem aufgebaut hatten. Bei Hitlers Amtsantritt war daher die diplomatische Ordnung Europas bereits so instabil wie ein Kartenhaus. Mit Deutschlands Rückzug aus dem Völkerbund wurde die erste Kar-

te entfernt. Und schon bald sollte auch der Rest des Kartenhauses einstürzen.

Am Abend des 14. Oktober 1933 verkündete Hitler im Radio in einer geschickt formulierten Rede die Auflösung des Reichstags, wobei ihm die Zustimmung von Millionen Hörern im Land sicher war.³⁰³ Durch die auf den 12. November festgesetzten Neuwahlen bot sich die Gelegenheit für einen rein nationalsozialistischen Reichstag, ohne Abgeordnete aus den aufgelösten Parteien. Obwohl nur noch eine Partei zur Wahl antrat, flog Hitler wieder von einem Ort zum anderen, um in ganz Deutschland Wahlreden zu halten.³⁰⁴ Als einmal mitten im Flug der Kompass seiner Maschine ausfiel, half er seinem Piloten Hans Baur, sich zu orientieren, denn er erkannte unten ein Gebäude der Stadt Wismar wieder, in dem er früher eine Rede gehalten hatte. Unter Ausnutzung der letzten Treibstoffreserven landete Baur das Flugzeug schliesslich im nicht allzuweit entfernten Travemünde.³⁰⁵ Der Propagandafeldzug war fast ganz darauf ausgerichtet zu zeigen, dass die Bevölkerung treu zu Hitler stand, der inzwischen selbst von der noch vorhandenen nichtnationalsozialistischen Presse meist einfach nur «der Führer» genannt wurde.³⁰⁶ In der suggestiven Frage auf dem Abstimmungszettel tauchte Hitlers Name gar nicht auf:

«Billigst Du, deutscher Mann, und Du, deutsche Frau, diese Politik Deiner Reichsregierung, und bist Du bereit, sie als den Ausdruck Deiner eigenen Auffassung und Deines eigenen Willens zu erklären und Dich feierlich zu ihr zu bekennen?»³⁰⁷

Es war jedoch klar, dass «Reichsregierung» und «Hitler» inzwischen ein und dasselbe waren.

Die Wahlmanipulation war noch nicht so ausgefeilt wie bei den Volksabstimmungen von 1936 und 1938, aber es gab sie durchaus. Überall wurden Menschen auf unterschiedlichste Weise schikaniert. Die Einhaltung des Wahlgeheimnisses war keineswegs garantiert.³⁰⁸ Und der enorme Anpassungsdruck war offensichtlich.³⁰⁹ Auch so bedeutete das offizielle Ergebnis – 95,1 Prozent Zustimmung bei der Volksbefragung, 92,1 Prozent bei der «Reichstagswahl» – für Hitler jedoch einen echten Triumph.³¹⁰ Selbst bei Berücksichtigung von Manipulation und Repression musste man im Aus- wie im Inland zu dem Schluss kommen, dass die grosse Mehrheit des deutschen Volkes hinter Hitler stand. Er hatte in einer Frage von nationaler Bedeutung breite Zustimmung

erlangt. Sogar rigorose NSDAP-Gegner befürworteten die gegenüber dem Völkerbund eingenommene Haltung. Hitlers Ansehen als der über die Parteiinteressen erhabene *nationale* Führer wurde enorm gestärkt.

Vizekanzler Papens servile Wortwahl auf der ersten Kabinettsitzung nach der Volksabstimmung bestätigte, dass Hitler in den ersten Monaten seiner Amtszeit unbestrittene Dominanz erlangt hatte. Papen sprach vom «einzigartigen, überwältigendsten Bekenntnis, das jemals eine Nation ihrem Führer abgelegt» habe. «In neun Monaten ist es dem Genie Ihrer Führung und den Idealen, die Sie neu vor uns aufrichteten, gelungen, aus einem innerlich zerrissenen und hoffnungslosen Volk ein [...] geeintes Reich zu schaffen.» Er redete von Hitler als Deutschlands «unbekanntem Soldaten», der sein Volk für sich gewonnen habe. «Wohl noch nie in der Geschichte der Nationen ist einem Staatsmann ein solches Mass gläubigen Vertrauens entgegengebracht worden. Das deutsche Volk hat damit zu erkennen gegeben, dass es den Sinn der Zeitenwende begriffen hat und dem Führer auf seinen Wegen zu folgen entschlossen ist.» Die Kabinettsmitglieder erhoben sich von ihren Plätzen und salutierten vor ihrem Kanzler. Dieser entgegnete darauf, dass die vor ihm liegenden Aufgaben ihm angesichts der Unterstützung, die er genieße, jetzt leichterfallen würden.³¹¹

Hitler hatte Deutschland aber noch nicht ganz erobert. Im Schatten der Euphorie über das Volksabstimmungsergebnis drohte nun ein schon lange existierendes Problem, das Regime selbst in Gefahr zu bringen. Dieses Problem hiess SA.

ZWÖLFTES KAPITEL

Sicherung der totalen Macht

«Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung [...] auszubrennen bis auf das rohe Fleisch.»

Hitler am 13. Juli 1934 im Reichstag

«Der Reichskanzler hat sein Wort gehalten, als er den Versuch Röhm's, die SA in die Reichswehr einzugliedern, im Keim erstickte. Wir lieben ihn, weil er sich als wahrer Soldat gezeigt hat.»

Walther von Reichenau,
Auszug aus den Richtlinien für den Unterricht
über politische Tagesfragen, 28. August 1934

Ende 1933 hatte Hitler noch nicht die totale diktatorische Macht erlangt. Trotz des erstaunlichen Wandels der politischen Szene, durch den Hitlers Stellung in kaum vorhersehbarem Tempo ungeheuer gestärkt worden war, lagen auf dem Weg zur unbeschränkten Macht im Staate immer noch zwei erhebliche und eng miteinander verbundene Hindernisse vor ihm.

Seine aufsässige Parteiarmee, die SA, hatte ihren Zweck erfüllt: Die Macht war gewonnen. Auf die Erreichung dieses Zieles war alles ausgerichtet gewesen. Was nach der Machterlangung folgen sollte, welche Funktion der SA im neuen Staat zukäme und welcher Nutzen dem einfachen SA-Mann daraus erwachsen würde, war nie geklärt worden. Monate nach der «Machtergreifung» wirkte die «Rowdypolitik»¹ der SA nun störend. Vor allem aufgrund der militärischen Ambitionen von SA-Stabschef Ernst Röhm stellte die SA einen wachsenden Destabilisierungsfaktor dar, besonders für die Reichswehr. Die SA zu eliminieren oder zu entmachten war allerdings keine leichte Sache. Sie war eine riesige Organisation, weit grösser als die NSDAP selbst.

Viele der fanatischsten «alten Kämpfer» der NS-Bewegung gehörten der SA an, und auf sie liess sich ein Grossteil des brutalen Aktivismus zurückführen, der das Tempo der nationalsozialistischen «Revolution» bestimmt hatte, seit Hitler Kanzler geworden war. Röhm's Ambitionen hatten sich nie mit denen Hitlers gedeckt. Die grosse paramilitärische Organisation, die sich von Anfang an dem politischen Flügel der Partei nicht hatte unterordnen wollen, war seit den zwanziger Jahren wiederholt rebellisch aufgetreten und hatte Spannungen verursacht. Hitler hatte es jedoch bei allen Krisen immer wieder verstanden, sich der Loyalität der SA zu versichern. Wenn er nun die SA-Führung in Frage stellte, riskierte er, diese Loyalität zu verlieren. Ein solcher Schritt war nicht leichtherzig anzugehen oder einfach zu erledigen. Mit diesem Dilemma konfrontiert, tat Hitler monatelang kaum etwas, um die sich weiter aufbauenden Spannungen zu entschärfen. Bezeichnenderweise

wurde er erst aktiv, als er keine Wahl mehr hatte – dann aber höchst skrupellos.

Das SA-Problem war unauflöslich mit einem weiteren, für Hitlers Machtkonsolidierung bedrohlichen Problem verbunden. Reichspräsident Hindenburg war alt und gebrechlich. Somit stellte sich in absehbarer Zukunft die Frage der Nachfolge. Hinter Hindenburg, der Symbolfigur des «alten» Deutschland und des «alten» Preussen, standen immer noch starke Kräfte, deren Loyalität gegenüber dem neuen Staat recht ambivalent war. Die wichtigste von ihnen bildete die Reichswehr, deren Oberbefehlshaber Hindenburg als Staatsoberhaupt war. Die militärischen Anmassungen der SA beunruhigten die Reichswehrführung in wachsender Masse. Falls es Hitler nicht gelänge, das SA-Problem zu lösen, war es denkbar, dass führende Köpfe der Reichswehr bei Hindenburgs Tod jemand anderen als Staatsoberhaupt favorisieren würden. Das hätte dann unter Umständen zur – oberflächlich als Wiederherstellung der Monarchie erscheinenden – Errichtung einer Militärdiktatur führen können. Eine solche Entwicklung wäre nicht nur bei Teilen der militärischen «alten Garde» auf Zustimmung gestossen, sondern auch bei manchen nationalkonservativen Gruppen, die zwar eine autoritäre, antidemokratische Staatsform befürworteten, das Hitlerregime aber abstoßend fanden.

Das Amt von Vizekanzler von Papen wurde allmählich zum Fixpunkt aller Hoffnungen, der NS-»Revolution« ihre Schärfe zu nehmen. Da sich Papen weiterhin der Gunst des Reichspräsidenten erfreute, waren er und ähnliche – wenn auch nicht zahlreiche – «Reaktionäre» in machtpolitischer Hinsicht nicht zu vernachlässigen. Und da gleichzeitig in Unternehmerkreisen die Sorgen wegen der zunehmenden Wirtschaftsprobleme wuchsen, war die Konsolidierung der Macht Hitlers – und damit des ganzen NS-Regimes – tatsächlich bedroht.

Hitler handelte erst, als er dazu gezwungen war. Druck von Seiten der Reichswehrführung und Machenschaften von Göring, Himmler und Heydrich trugen massgeblich dazu bei, dass sich die Angelegenheit im Sommer 1934 zuspitzte. Innerhalb von nur fünf Wochen kam es dann mit der Ermordung der SA-Führung (sowie führender Köpfe der «Reaktion») in der «Nacht der langen Messer» und Hitlers rascher Übernahme des Amtes des Staatsoberhauptes nach Hindenburgs Tod (auf der Grundlage eines Gesetzes, das vom Kabinett noch zu dessen Lebzeiten verabschiedet worden war) zu einer entscheidenden Phase im Prozess der totalen Machtsicherung.

I

Ernst Röhm SA war in den ersten Monaten des Jahres 1933 die Speerspitze der nationalsozialistischen «Revolution» gewesen. Für den elementaren Gewaltausbruch hatte es keiner Befehle von oben bedurft. Die SA war über lange Zeit an der Leine gehalten und auf den Tag der «Abrechnung» vertröstet worden. Jetzt konnte sie kaum zurückgehalten werden. Hasserfüllte Racheorgien gegen politische Gegner und brutale Überfälle auf Juden waren an der Tagesordnung. Ein Grossteil der schätzungsweise 100'000 Personen, die in diesen turbulenten Monaten in Haft kamen, wurden in behelfsmässigen SA-Gefängnissen und -Lagern gefangengehalten, von denen es allein in und um Berlin über 100 gab. Viele der Opfer wurden bestialisch gefoltert. Die mindestens 500 bis 600 Ermordeten gehen hauptsächlich auf das Konto der SA. Die Nazis selbst bezeichneten die Vorgänge als eine unblutige und legale «Revolution».² Der Gründer und erste Chef der Gestapo, Rudolf Diels, schilderte nach dem Krieg die Verhältnisse in einem der Berliner SA-Gefängnisse:

«Die «Vernehmungen» hatten mit Prügeln begonnen und geendet; dabei hatte ein Dutzend Kerle in Abständen von Stunden mit Eisenstäben, Gummi knüppeln und Peitschen auf die Opfer eingedroschen. Eingeschlagene Zähne und gebrochene Knochen legten von den Torturen Zeugnis ab. Als wir eintraten, lagen diese lebenden Skelette reihenweise mit eiternden Wunden auf dem faulenden Stroh.»³

In einem der zahlreichen Briefe, mit denen Reichspräsident Hindenburg von seinem ehemaligen Kameraden Erich Ludendorff wegen der «Gewalttätigkeit und Willkür in dem von Ihnen regierten Deutschen Reich» im Herbst 1933 bedrängt wurde, schrieb dieser von «unerhörten Vorkommnisse[n]», die sich «in erschreckender Weise» häuften, und nannte die Endphase der Präsidentschaft Hindenburgs «die schwärzeste Zeit deutscher Geschichte». Die Briefe wurden an Hitler weitergereicht.⁴ Hitlers Bitten um Disziplin wurden ignoriert, und selbst Röhm's Appellen kam die SA nicht nach.⁵ Doch solche Appelle erfolgten nur halbherzig und aus taktischen Gründen. Im Hintergrund sorgte Hitler – häufig auf Ersuchen von führenden NSDAP-Mitgliedern oder von Reichsjustizminister Gürtner – dafür, dass Anzeigen wegen Gefangenemisshandlung und Folter, die sich in vielen Fällen gegen SA-Männer richteten, einfach niedergeschlagen wurden.⁶

Solange sich der Terror hauptsächlich gegen Kommunisten, Sozialdemokraten und Juden richtete, war er in weiten Kreisen nicht unbedingt unpopulär, so dass sich die Vorfälle leicht als «Auswüchse» bei der «nationalen Erhebung» herunterspielen liessen. Doch schon im Sommer wurden SA-Männer mit ihrem arroganten, lümmelhaften Auftreten immer mehr zu einem öffentlichen Ärgernis und brachten selbst pronationalsozialistisch eingestellte Kreise gegen sich auf. Zu dieser Zeit gingen aus der Industrie, dem Handel und von Behörden zahlreiche Beschwerden über SA-Leute und deren unerträgliche Übergriffe ein. Auch das Auswärtige Amt protestierte wegen Vorfällen, bei denen ausländische Diplomaten beleidigt oder sogar misshandelt worden waren. Die SA drohte völlig aus dem Ruder zu laufen. Dagegen musste etwas unternommen werden.⁷ Beunruhigt über den Aufruhr in der Evangelischen Kirche wandte sich Reichspräsident Hindenburg persönlich an Hitler und bat ihn, für Ordnung zu sorgen.⁸

Für Hitler wurde es besonders dringend zu handeln, nachdem Röhm im Juni 1933 in einem programmatischen Artikel in den *Nationalsozialistischen Monatsheften* offen erklärt hatte, dass die SA die «deutsche Revolution» gegen alle Untergrabungs- und Verwässerungsversuche von Seiten konservativer und reaktionärer Kräfte oder opportunistischer Trittbrettfahrer fortzusetzen gedenke. Die SA und SS würden «nicht dulden, dass die deutsche Revolution einschläft oder auf halbem Wege von den Nicht-Kämpfern verraten wird», schrieb er und drohte gegen Ende des Artikels: «Ob es ihnen passt oder nicht – wir werden unseren Kampf weiterführen. Wenn sie endlich begreifen, um was es geht: *mit* ihnen! Wenn sie nicht wollen: *ohne* sie! Und wenn es sein muss: *gegen* sie!»⁹ Röhm signalisierte hier den neuen Herrschern Deutschlands eindeutig, dass für ihn die «Revolution» gerade erst begonnen hatte und dass er für sich und die von ihm geleitete mächtige – inzwischen viereinhalb Millionen Mann starke – Organisation eine führende Rolle einfordern würde.¹⁰

Als Hitler sich nun zum erstenmal gezwungen sah, sich zwischen den Forderungen des paramilitärischen Flügels der NSDAP und den auf Ordnung drängenden «grossen Bataillonen» zu entscheiden, bestellte er die Reichsstatthalter zu einer Besprechung am 6. Juli in die Reichskanzlei. «Die Revolution ist kein permanenter Zustand», verkündete er, «sie darf sich nicht zu einem Dauerzustand ausbilden. Man muss den freigewordenen Strom der Revolution in das sichere Bett der Evolution hinüberleiten.»¹¹ Diese Sicht machten sich in den folgenden Wochen

auch andere NS-Größen wie Frick, Göring, Goebbels und Hess zu eigen.¹² Es kam zu einem unverkennbaren Kurswechsel.

Röhm aber hielt unerschütterlich an seinen ehrgeizigen Zielen fest, die praktisch auf die Schaffung eines «SA-Staates» hinausliefen – mit weitgehenden Machtbefugnissen in Polizei-, Militär- und Verwaltungsfragen. Davon war bis Ende 1933 allerdings wenig verwirklicht. Im Sommer hatte Göring der SA ihre Funktion als Hilfspolizei in Preussen entzogen, im Oktober war sie von jeglicher Kontrolle über die Konzentrationslager ausgeschlossen worden.¹³ Die Reichswehrführung war auf der Hut, seit Röhm erklärt hatte, er wolle neben dem Heer eine riesige Volksmiliz aufbauen. Und die «Sonderbeauftragten» der SA, die verschiedenen Landesbehörden vor allem in Bayern und Preussen zugeordnet waren, stellten zwar einen wesentlichen Irritationsfaktor dar, besaßen jedoch nur Beratungs- und keine Kontrollfunktionen. Dennoch gab es genug Dinge, die der wachsenden Zahl mächtiger SA-Gegner Sorgen bereiteten. Als Röhm im Dezember 1933 zum Reichsminister ohne Geschäftsbereich befördert wurde und Kabinettsrang erhielt, sollte ihn das im Wesentlichen darüber hinwegtrösten, dass ihm bis dahin keine wichtigen Ämter und Machtbefugnisse übertragen worden waren. Doch waren seine Andeutungen, dass dies vielleicht der erste Schritt zu einem «SA-Ministerium» und am Ende sogar zu der von ihm erhofften Übernahme des Reichswehrministeriums sei, kaum geeignet, die Reichswehrführung zu beruhigen.¹⁴ So wurden sofortige Massnahmen ergriffen, um die Zusammenarbeit mit der SA einzuschränken und ihr jegliche Einflussmöglichkeit auf militärische Angelegenheiten zu entziehen.¹⁵

Das alles war aber nicht nur eine Frage von Röhm's Machtambitionen. Die Hoffnungen, die das riesige Heer der Braunerhemden auf die wunderbare Zeit gesetzt hatte, die am Tag der «Machtergreifung» anbrechen sollte, waren schwer enttäuscht worden. Obwohl die SA-Männer ihre politischen Gegner fertiggemacht hatten, erhielten sie nicht die Ämter, finanziellen Belohnungen und Machtbefugnisse, die sie naiverweise für sich erwartet hatten. Die oberste SA-Führung nutzte die neuen finanziellen Vorteile, die sich der Organisation nun aufgrund umfassender staatlicher Förderung boten, voll aus.¹⁶ Auf den oberen Rängen lebte es sich nicht schlecht. Das wurde etwa an der ostentativen Prachtentfaltung deutlich, die Röhm in seiner neuen, unter anderem mit Mahagonistühlen aus Schloss Fontainebleau und florentinischen Wandspiegeln aus dem 16. Jahrhundert eingerichteten Villa am Münchner Prinzregentenplatz betrieb.¹⁷ Die unteren Ränge der SA hatten davon

aber wenig. Hier herrschte überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit. Den SA-Männern ging der Ruf schlechter Arbeitsdisziplin voraus, der viele Unternehmer selbst noch unter der NS-Regierung davon abhielt, Braunhemden einzustellen.¹⁸ Bei den «alten Kämpfern» der SA war ein tiefer Widerwille gegen «bürgerliche» Autoritäten wie auch gegen Opportunisten innerhalb der NSDAP vorhanden, weil diese ihnen in ihren Augen Posten und materielle Vorteile wegschnappten, die gerechterweise ihnen selbst zugestanden hätten. So musste das Gerede von einer «zweiten Revolution» bei den SA-Mannschaften auf starken Widerhall treffen, auch wenn ihm kaum ein klares Programm für soziale Veränderungen zugrunde lag.

Von daher fiel es Ernst Röhm Anfang 1934 nicht schwer, seine Popularität in der SA durch die mehrfach wiederholte dunkle Drohung zu vergrössern, man werde mit einer zweiten «Revolution» das von der «nationalen Erhebung» bisher Versäumte nachholen. In der Öffentlichkeit verhielt sich Röhm gegenüber Hitler loyal, privat aber übte er heftige Kritik an Hitlers Reichswehrpolitik und seiner Abhängigkeit von Blomberg und Reichenau. Er unternahm nichts gegen den wachsenden Persönlichkeitskult, der seine Führungsposition in der SA stärkte.¹⁹ Auf dem «Reichsparteitag des Sieges» Anfang September 1933 war er nach Hitler der prominenteste Parteiführer gewesen und eindeutig als dessen «rechte Hand» aufgetreten.²⁰ Anfang 1934 hatte der wachsende Röhm-Kult Hitler von den Seiten des SA-Organs *Der SA-Mann* bereits grösstenteils verdrängt.²¹

Zumindest in der Öffentlichkeit schien die Loyalität wechselseitig zu sein.²² Hitler schwankte bis in die ersten Monate des Jahres 1934 hinein zwischen Röhm's SA und der Reichswehr. Er konnte sich nicht dazu durchringen, Röhm zu disziplinieren oder gar zu entlassen, weil der mit einem solchen Schritt verbundene politische Schaden und Gesichts- wie Popularitätsverlust riskant gewesen wären. Schliesslich aber zwangen ihn die machtpolitischen Gegebenheiten zu einem Pakt mit der Reichswehrrführung.²³ Ganz deutlich wurde dies allerdings erst Ende Februar; bis dahin hatte er den Anspruch der SA auf Mitentscheidung in Militärfragen nie ausdrücklich zurückgewiesen, so sehr er auch die Reichswehrrführung immer wieder hatte beschwichtigen müssen.²⁴ Doch selbst dann zögerte Hitler noch, so zu handeln, wie es die Situation nach dieser einmal getroffenen politischen Entscheidung erfordert hätte.²⁵ Dadurch sollte sich die Krise bis Anfang Sommer 1934 noch verschärfen.

Bei einer Besprechung mit seinen Gauleitern am 2. Februar 1934 kri-

tisierte Hitler die SA erneut, auch wenn er sie nicht beim Namen nannte. Nur «Narren» könnten glauben, die Revolution sei noch nicht beendet, erklärte er und meinte, in der NS-Bewegung gebe es Leute, «die unter Revolution nichts anderes verstehen als einen dauernden Zustand des Chaos».²⁶

Tags zuvor hatte Röhm Blomberg eine Denkschrift über das Verhältnis von Reichswehr und SA zukommen lassen. Darin verlangte er, soweit bekannt – das Memorandum selbst ist nicht erhalten –, der SA den Verantwortungsbereich der nationalen Verteidigung zu übertragen und die Funktion der Reichswehr auf die Ausbildung von Männern für die SA zu reduzieren.²⁷ Röhm's Forderungen waren so krass, dass Blomberg sie höchstwahrscheinlich bewusst falsch interpretierte und verfälscht wiedergab, als er am 2. Februar in Berlin auf einer Tagung von Wehrkreisbefehlshabern sprach. Sie reagierten erwartungsgemäss entsetzt.²⁸ Nun müsse Hitler entscheiden, erklärte Blomberg.²⁹ Die Reichswehr wurde bei Hitler entsprechend vorstellig. In dem bewussten Bestreben, Hitlers Unterstützung gegen die SA zu gewinnen, führte Blomberg – ohne jeden Druck von Seiten der NS-Führung – bei der Reichswehr das NSDAP-Emblem ein und übernahm für das Offizierskorps den «Arierparagraphen», was prompt zur Entlassung von etwa 70 Offizieren führte.³⁰ Auch Röhm versuchte, Hitlers Unterstützung zu gewinnen. Doch vor die Wahl zwischen der von Hindenburg favorisierten Reichswehr und seiner eigenen Parteiarmee gestellt, konnte Hitler sich nun nur noch in einer Richtung entscheiden.

Von Reichswehrseite wurden im Laufe des Monats «Richtlinien für die Zusammenarbeit mit der SA» aufgestellt, auf die sich Hitler bei seiner Rede am 28. Februar stützte und die daher sicherlich mit ihm abgestimmt worden waren.³¹ Bei dieser Besprechung im Reichswehrministerium, an der führende Vertreter von Reichswehr, SA und SS teilnahmen, sprach sich Hitler ausdrücklich gegen Röhm's Pläne für eine SA-Miliz aus und erklärte, die SA solle ihre Tätigkeit auf politische Angelegenheiten beschränken und nicht militärisch aktiv werden.³² Hitler schätzte die Entwicklung folgendermassen ein: Die NSDAP habe die Arbeitslosigkeit beseitigt, doch innerhalb von etwa acht Jahren werde es zu einem wirtschaftlichen «Durchschlag» kommen, wenn der Bevölkerungsüberschuss nicht durch Schaffung von «Lebensraum» aufgefangen würde. Doch das war nur typische Hitlersche Rhetorik. Die Arbeitslosenzahlen waren zu diesem Zeitpunkt zwar drastisch gesunken, das Problem war aber keineswegs vollständig beseitigt. Und ernste öko-

nomische Zwänge machten sich bereits stark bemerkbar. Wie immer malte Hitler auch hier vor seinem Publikum die Situation schwarz-weiß: Die Alternative zur Erlangung von «Lebensraum» sei der sichere wirtschaftliche Zusammenbruch. Daraus ergab sich für ihn als militärische Konsequenz, dass «kurze entscheidende Schläge nach Westen und dann nach Osten notwendig werden» könnten. Eine Miliz, wie Röhm sie vorgeschlagen hatte, sei nicht einmal für minimale nationale Verteidigungsaufgaben geeignet. Er zeigte sich entschlossen, mit der Reichswehr ein gut ausgebildetes, mit modernsten Waffen ausgerüstetes «Volksheer» aufzubauen, das innerhalb von fünf Jahren für jeden Verteidigungsfall gerüstet und in acht Jahren angriffsfähig zu sein habe. Man müsse «innenpolitisch [...] loyal sein», könne aber «ausenpolitisch [...] wortbrüchig werden». Von der SA verlangte er, sich seinen Weisungen zu fügen. Für die Übergangszeit bis zum Aufbau der geplanten Wehrmacht genehmigte Hitler Blombergs Vorschlag, die SA für Aufgaben im Bereich des Grenzschutzes und bei der vormilitärischen Ausbildung heranzuziehen. Aber die Wehrmacht müsse «der einzige Waffenträger der Nation sein».³³

Röhm und Blomberg mussten die Vereinbarung mit ihrer Unterschrift und einem Handschlag besiegeln. Hitler fuhr ab. Man ging zum Champagner über. Aber die Atmosphäre war alles andere als herzlich.³⁴ Als die Offiziere gegangen waren, soll Röhm geschimpft haben: «Was der lächerliche Gefreite erklärte, gilt nicht für uns. Hitler ist treulos und muss mindestens auf Urlaub. Wenn nicht mit, so werden wir die Sache ohne Hitler machen.» Diese hochverräterische Äusserung bekam SA-Obergruppenführer Viktor Lutze mit und berichtete Hitler davon. «Wir müssen die Sache ausreifen lassen», war alles, was er darauf als Antwort erhielt.³⁵ Sein Treuebeweis wurde aber registriert, und als Hitler nach den Ereignissen vom 30. Juni einen neuen SA-Chef benötigte, war Lutze sein Mann.

II

Spätestens Anfang 1934 scheint Hitler erkannt zu haben, dass ihm keine andere Wahl blieb, als seinen übermächtigen Untergebenen Röhm in die Schranken zu weisen. Unklar war jedoch, wie er gegen den SA-Stabschef vorgehen würde. Hitler wartete die Entwicklung der Dinge ab und schob die Lösung des Problems solange auf.³⁶ Auch die Reichs-

wehrführung, die davon ausging, dass sich die Situation allmählich zuspitzen und letztlich in einer entscheidenden Kraftprobe enden würde, wartete auf den passenden Moment.³⁷ Zwischen Reichswehr und SA herrschte weiterhin ein gespanntes Verhältnis. Es war jedoch offenbar Hitler, der die Überwachung der SA-Aktivitäten anordnete. Der späteren Aussage von Gestapochef Rudolf Diels zufolge wurden er und Göring von Hitler im Januar 1934 gebeten, Material über die Ausschreitungen der SA zu sammeln.³⁸ Ab Ende Februar trug die Reichswehr eigene Erkenntnisse über die Aktivitäten der SA zusammen und leitete das Ergebnis an Hitler weiter.³⁹ Sobald Himmler und Heydrich ab April die preussische Gestapo unter sich hatten, scheinen die SA-Akten erheblich angewachsen zu sein. Die Kontakte, die Röhm ins Ausland unterhielt, wurden dabei ebenso dokumentiert wie seine Verbindungen zu Personen, die wie der ehemalige Reichskanzler Schleicher dem NS-Regime die kalte Schulter zeigten.⁴⁰

Inzwischen hatte Röhm eine Reihe mächtiger Gegner gegen sich aufgebracht, die sich schliesslich zu einer Allianz gegen die SA verbünden sollten. Göring war so sehr darauf aus, die alternative Machtbasis der SA in Preussen loszuwerden – zu deren Entstehung er selbst (nicht zuletzt durch die Einsetzung der SA als Hilfspolizei im Februar 1933) viel beigetragen hatte –, dass er am 20. April schliesslich sogar bereit war, die Kontrolle über die preussische Gestapo an Heinrich Himmler abzugeben. Dadurch ebnete er den Weg zur Schaffung eines zentralisierten, SS-gelenkten Polizeistaates.

Himmler selbst und noch mehr sein Handlanger Reinhard Heydrich erkannten, dass der Aufbau des von ihnen angestrebten Staates im Staat – der wichtigsten Macht- und Kontrollinstanz im Dritten Reich – davon abhing, dass die SS als Elitetruppe mit der übergeordneten SA-Organisation brach und Röhm's Machtbasis beseitigte. In der NSDAP waren sich Rudolf Hess, der als Parteiführer seit April 1933 den pompösen Titel «Stellvertreter des Führers» trug, und die immer mächtiger werdende graue Eminenz Martin Bormann nur zu bewusst, dass Röhm's Männer die politische Organisation verachteten und damit drohten, die Partei zu ersetzen oder überflüssig zu machen.⁴¹ Der Reichswehr war, wie bereits bemerkt, Röhm's Ziel einer Unterordnung des Heeres unter die Interessen der von ihm geplanten Volksmiliz ein Dorn im Auge. Die Zunahme militärischer Übungen und grosser Aufmärsche der Braunhemden sowie nicht zuletzt Meldungen über umfangreiche Waffenlager der SA wirkten alles andere als beruhigend.⁴²

Im Zentrum dieses Geflechts widerstreitender Interessen und Intrigen, das nur der starke Wunsch nach Beseitigung der SA-Gefahr zusammenhielt, dürfte es Hitler mit seinem scharfen machtpolitischen Instinkt unterdessen klar gewesen sein, dass er mit Röhm brechen musste. Unklar war in diesem Stadium nur, wie radikal dieser Bruch ausfallen würde. Im Februar und erneut im April erklärte Hitler gegenüber dem damaligen Lordsiegelbewahrer der britischen Regierung, Anthony Eden, seine Bereitschaft, die SA um zwei Drittel zu verkleinern und sie anschliessend zum Zweck der Entmilitarisierung unter internationale Aufsicht zu stellen. Sein gesunder Menschenverstand wie auch sein politischer Instinkt würden es niemals zulassen, sagte Hitler zu Eden, dass er die Schaffung einer zweiten Armee im Staate billige. «Nie, nie!» wiederholte er.⁴³ Für die Westmächte gaben Hitlers Äusserungen Hinweise auf eine mögliche Übereinkunft in Abrüstungsfragen und auf seine Einstellung zum SA-Problem. Anzeichen für eine Intrige zur Ermordung Röhrs oder für die Planung einer Art modernen Bartholomäusnacht-Massakers finden sich in diesem Stadium nicht. Das konkrete Vorgehen wurde erst im letzten Moment improvisiert.⁴⁴

Inzwischen war das SA-Problem im Frühsommer 1934 Teil der ersten drohenden Existenzkrise des NS-Regimes. Hitler war sich der Situation wohl bewusst. Die deutsche Wirtschaft befand sich in einer prekären Lage: Es herrschte chronischer Rohstoffmangel, die Exportzahlen sanken, während der Import stark zunahm, und die Währungsprobleme erreichten rasch katastrophale Ausmasse. Die ausländische Presse sagte Hitlers baldigen Sturz voraus.⁴⁵ Es gelte «eine Katastrophe» zu verhindern, erklärte Hitler am 22. März 1934 in einer Konferenz mit den Reichsstatthaltern sowie anderen Parteigrössen und kritisierte, dass NSDAP- und SA-Instanzen ständig in die Wirtschaft eingriffen. Bei einem fortgesetzten Boykott von Kaufhäusern könne es leicht zu einer Bankenkrise kommen, die die Hoffnungen auf einen Wirtschaftsaufschwung zunichte machen würde, fasste er düster die eindeutigen Informationen seiner Wirtschaftsberater zusammen.⁴⁶

Bei der Masse der einfachen Bevölkerung war das aufregende, hoffnungsvolle Gefühl der «nationalen Erneuerung», das während der atemberaubenden Umwälzungen des Jahres 1933 im ganzen Land die Menschen mitgerissen hatte, einer weit verbreiteten Unzufriedenheit und kritischen Ernüchterung gewichen, vor allem weil die materiellen Erwartungen enttäuscht worden waren. Ein reichsweiter Propagandafeldzug, mit dem Goebbels ab Mai die «Miesmacher» bekämpfen wollte,

erwies sich als Fehlschlag. Von überall aus dem Reich kamen Meldungen, die von einem Stimmungsumschwung berichteten. Empört über die verwirrend vielen bürokratischen Regelungen, die der «Reichsnährstand» ihnen aufzwang – jene riesige und schwerfällige Organisation unter der Leitung von Reichsernährungsminister Walther Darré, die im September 1933 zur umfassenden Lenkung der deutschen Landwirtschaft eingerichtet worden war –, machten die Bauern ihrem Ärger über den Verfall eines Systems Luft, von dem nur die «Bonzen» profitierten. Die Industriearbeiter brachten im April bei den Wahlen zu den neugebildeten «Vertrauensräten» trotz aller Einschüchterung ihre Einstellung zum Ausdruck. Die sogenannten Vertrauensräte waren im Januar 1934 anstelle der Betriebsräte eingeführt worden, angeblich zur Wahrung der Interessen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern in grösseren Unternehmen. Die Arbeiter aber wussten, was sie von diesem grösstenteils den Arbeitgebern nutzenden Kontrollinstrument zu halten hatten.

Die Ergebnisse der Vertrauensrätewahlen waren für das NS-Regime so peinlich, dass sie nie veröffentlicht wurden. Aus der handel- und gewerbetreibenden Mittelschicht kamen bittere Klagen über die schlechten Wirtschaftsaussichten, die Währungs- und Kreditbeschränkungen, den Rohstoffmangel und das Unvermögen der Regierung, den Handel wirksam zu beleben.⁴⁷ Für die Millionen immer noch arbeitsloser Menschen klafften Realität und Propaganda des Dritten Reiches ebenfalls weit auseinander. Hitler selbst war nach wie vor äusserst populär, doch fast überall konnte man kritische Bemerkungen über korrupte und anmassende Parteifunktionäre hören. Für viele Menschen bestimmte nicht zuletzt das arrogante, herrische und tyrannische Auftreten der SA – das selbst für Sympathisanten der Nazis nur solange akzeptabel war, wie es sich gegen Kommunisten, Sozialisten, Juden und andere ungeliebte Minderheiten richtete – das tägliche Erscheinungsbild der NS-Herrschaft.

Die weitreichende öffentliche Unzufriedenheit lief allerdings keineswegs auf eine grundlegende politische Opposition hinaus. Wie die exilierte sozialdemokratische Parteiführung erkannte, handelte es sich dabei eher um ein Murren aus «allein wirtschaftlichen Gründen». Die meisten Angehörigen der Mittelschicht und der Bauernschaft zögen den Nationalsozialismus dem Bolschewismus vor, den Hitler ihnen mit Erfolg als einzige Alternative vor Augen halte. «Die Angst vor dem Bolschewismus, vor dem Chaos, das nach Meinung der grossen Masse gerade in Mittelstand und Bauerntum auf den Sturz Hitlers folgen würde,

ist noch immer die negative Massengrundlage des Regimes», urteilten die Sopade-Analytiker.⁴⁸ Genau in diesem Licht wurde von vielen Menschen die «dunkle Seite» des Regimes betrachtet, die sich in der Anfangsphase der NS-Herrschaft ziemlich unverhüllt gezeigt hatte. Zwar war der Nationalsozialismus schlecht, aber Bolschewismus zu haben, erschien als etwas noch Schlimmeres. Nicht wenige vertraten auch die Ansicht, dass diejenigen, die am meisten zu leiden hatten – Kommunisten, Sozialisten und Juden –, es auch verdient hätten, und meinten genau wie Präsident Hindenburg, dass viele der Vorfälle bei derartigen politischen Umwälzungen nun einmal nicht zu vermeiden seien, sich die Lage aber bald beruhigen werde. Ein Grossteil der Bevölkerung war davon überzeugt, dass der «Führer» für Deutschland nur das Beste wolle, was immer seine Lakaien auch anstellen mochten. Trotz des anhaltenden Idealismus und der grossen Begeisterung von Millionen von Hitler-Anhängern traf es sicherlich zu, dass der Nationalsozialismus im Frühjahr 1934 in der Öffentlichkeit an Rückhalt verloren hatte. Doch das allein bedeutete noch keine Gefahr für das Regime und liess sich auch nur zum Teil auf das Auftreten der SA zurückführen.

Bedrohlicher wirkte, dass Angehörige der nationalkonservativen Eliten zusehends bestürzt über das waren, was aus der Büchse der Pandora zum Vorschein kam, die sie selbst zu öffnen geholfen hatten. Einige von ihnen erkannten, dass die Krise das Potential bot, aus der von ihnen so verabscheuten Parteidiktatur etwas zu machen, was sie schon immer gewollt hatten: einen autoritären Staat ohne Parteien – und unter ihrer Kontrolle.

Die «Zähmung» Hitlers war 1933 katastrophal gescheitert. Röhm's Possen und das wilde Gerede von einer «zweiten Revolution» boten in ihren Augen dazu nun eine zweite Chance. «Wir sind mit dafür verantwortlich, dass «dieser Kerl' an die Macht gekommen ist», meinte Edgar Jung, ein rechtskonservativer Intellektueller und Redenschreiber für Papen, über Hitler. «Wir müssen ihn wieder beseitigen.»⁴⁹ Ein anderer aus dem Kreis um den Vizekanzler, Pressesprecher Herbert von Bose, nutzte die Möglichkeiten, die ihm die Leitung des Papenschen Presseamts bot, um Kontakt zu zahlreichen Generälen aufzunehmen, die dem NS-Regime gegenüber bekanntermassen kritisch eingestellt waren. Er hoffte, die SA-Krise zur Schwächung Hitlers nutzen zu können. Angesichts der Gebrechlichkeit Hindenburgs erschien es dringend geboten, sich mit Plänen für die Nachfolge im Amt des Staatsoberhauptes zu befassen. Die Konservativen setzten ihre Hoffnungen auf eine Wiederher-

Stellung der Monarchie, eventuell zunächst mit einem Hohenzollernprinzen als Regenten. Damit wären Hitlers Chancen blockiert, die höchste Macht im Staat zu erlangen. Obwohl diese Strategie real nur geringe Erfolgsaussichten besass, wurde das nationalsozialistische Regime diesmal tatsächlich in Frage gestellt.⁵⁰

Im April wurde bekannt, dass der Reichspräsident ernstlich erkrankt war.⁵¹ Hitler und Blomberg hatten bereits die Mitteilung erhalten, dass sein Ende nicht mehr fern sei.⁵² Anfang Juni zog Hindenburg sich auf sein Gut Neudeck in Ostpreussen zurück. Die wichtigste Stütze der Konservativen war nun weit vom eigentlichen Aktionszentrum entfernt. Das Nachfolgeproblem drängte. Um das Hindernis, das die SA für die wieder aufgenommenen Abrüstungsgespräche mit den Westmächten bedeutete, zu beseitigen, hatte Hitler Ende Mai weitere Militärübungen der SA per Befehl unterbunden und bei seiner letzten Unterredung mit Röhm ein paar Tage später die Braunhemden in einen einmonatigen Urlaub geschickt.⁵³

Diese Entschärfung der Lage und Hindenburgs Abwesenheit erleichterten die Situation für die Konservativen nicht gerade, sondern erschwerten sie. Bose wollte die Initiative aber keinesfalls versanden lassen. Er wusste, dass Jung mit gelegentlichen Unterbrechungen seit Dezember an einer Rede für Papen schrieb, die sich scharf gegen die «Entartung» des neuen Staates wandte. Als Papen nun am 17. Juni in der Marburger Universität eine Rede halten sollte, nahm er dazu den von Jung vorbereiteten und gerade eine Woche vorher fertiggestellten Redetext. Sein Sekretär zeigte sich über den darin angeschlagenen Ton besorgt. Papen bekam das Redemanuskript jedoch erst bei seiner Abfahrt nach Marburg in die Hand, so dass er keine Änderungen mehr vornehmen konnte.⁵⁴

Es kam einer Sensation gleich, als er die wagemutige Rede hielt. Er warnte darin leidenschaftlich vor den Gefahren einer «zweiten Welle» der Revolution und geisselte «all das, was an Eigennutz, Charakterlosigkeit, Unwahrhaftigkeit, Unritterlichkeit und Anmassung sich unter dem Deckmantel der deutschen Revolution» auszubreiten suche. Er kritisierte sogar, dass ein «falscher Personenkult» geschaffen worden sei. «Grosse Männer werden nicht durch Propaganda gemacht, sondern wachsen durch ihre Taten», erklärte er. «Kein Volk kann sich den ewigen Aufstand von unten leisten», fuhr er fort. «Mit ewiger Dynamik kann nicht gestaltet werden. Deutschland darf nicht ein Zug ins Blaue werden, von dem niemand weiss, wann er zum Halten kommt.»⁵⁵ Die

Rede fand im Saal viel Beifall. Goebbels beeilte sich, ihre Verbreitung zu unterbinden, konnte aber nicht verhindern, dass sie auszugsweise in der *Frankfurter Zeitung* abgedruckt wurde, einer der angesehensten Zeitungen in Deutschland, die sich der zunehmenden Gleichschaltung der Presse noch zu entziehen verstand. Kopien des Redemanuskripts zirkulierten in Deutschland und gingen auch an die ausländische Presse.⁵⁶ Die Nachricht verbreitete sich schnell. Eine so scharfe, gegen den Kern des Regimes gerichtete Kritik von so prominenter Seite gab es danach nie wieder im Dritten Reich. Doch wenn Papen und seine Freunde gehofft hatten, dadurch mit Unterstützung des Reichspräsidenten die Reichswehr zur «Zähmung» Hitlers zu bewegen, so wurden sie enttäuscht.⁵⁷ Die Marburger Rede diente vielmehr als entscheidender Auslöser für die brutalen Massnahmen, die Ende des Monats ergriffen wurden.

Im Hinblick auf die «Reaktionäre» verdüsterte sich Hitlers Stimmung sichtlich. Die Ansprache, die er am selben Tag wie Papen, dem 17. Juni, auf einer Kundgebung des thüringischen NSDAP-Gaus in Gera hielt, machte deutlich, wie wütend er über die Aktivitäten des Papen-Kreises war. Er nannte keine Namen, sondern sprach von «Zwergen» und einem «kleinen Wurm»; mit letzterem spielte er wohl auf Papen selbst an. Hitler drohte: «Wenn sie aber einmal versuchen sollten, auch nur im kleinsten von ihrer Kritik zu einer neuen Meineidstat zu schreiten, dann mögen sie überzeugt sein, was ihnen heute gegenübersteht, ist nicht das feige und korrupte Bürgertum des Jahres 1918, sondern das ist die Faust des ganzen Volkes. Das ist die Faust der Nation, die geballt ist und jeden niederschmettern wird, der wagt, auch nur den kleinsten Versuch einer Sabotage zu unternehmen.»⁵⁸ Das war die Stimmung, die Hitler vor der Ermordung von prominenten Mitgliedern der konservativen «Reaktion» am 30. Juni an den Tag legte. Tatsächlich erschien unmittelbar nach der Rede Papens ein scharfes Vorgehen gegen die «Reaktion» weit wahrscheinlicher als ein Schlag gegen die SA.⁵⁹

Nach der Verhängung des Veröffentlichungsverbots seiner Rede suchte Papen Hitler auf. Er sagte, Goebbels' Vorgehen lasse ihm keine andere Wahl, als zurückzutreten. Dies werde er dem Reichspräsidenten mitteilen, falls das Verbot nicht aufgehoben werde und Hitler sich nicht bereit erkläre, der in der Rede skizzierten politischen Linie zu folgen. Hitler reagierte geschickt und ganz anders, als es seine Tiraden vor den Parteimitgliedern hätten erwarten lassen. Er erkannte an, dass Goebbels falsch gehandelt habe, und erklärte, er werde für die Aufhebung des Veröffentlichungsverbots sorgen. Er verwahrte sich auch gegen die

Insubordination der SA und sagte, er werde dagegen etwas unternehmen müssen. Papen bat er jedoch, den Rücktritt solange aufzuschieben, bis er gemeinsam mit ihm den Reichspräsidenten aufsuchen und die ganze Situation besprechen könne.⁶⁰ Papen gab nach – und die Initiative aus der Hand.

Hitler verlor keine Zeit und richtete es so ein, dass er am 21. Juni allein mit Hindenburg zusammentraf – offiziell zur Besprechung seines wenige Tage zurückliegenden Besuchs bei Mussolini in Venedig.⁶¹ Dieser erste Auslandsbesuch als Kanzler hatte ihm die Gelegenheit gegeben, die Österreichfrage anzusprechen. Doch als Hitler nun zum kranken Reichspräsidenten unterwegs war, dachte er weder an Mussolini noch an Österreich.

Auf der Treppe von Schloss Neudeck kam ihm Blomberg entgegen, der von Hindenburg nach dem Aufsehen, das Papens Rede erregt hatte, einbestellt worden war. Blomberg äusserte gegenüber Hitler unverblümt, dass dringend Massnahmen zur Sicherung des inneren Friedens in Deutschland ergriffen werden müssten. Wenn die Reichsregierung die angespannte Lage nicht in den Griff bekäme, werde der Reichspräsident das Kriegsrecht verhängen und alles Weitere der Reichswehr überlassen.⁶² Hindenburg selbst soll, den späteren Angaben Meissners zufolge, Hitler ermahnt haben, «die revolutionären Unruhestifter endlich zur Räson zu bringen».⁶³ Hitler erkannte, dass er sich vor möglichen weiteren Winkelzügen vorsehen und handeln musste. Ihm blieb keine Wahl, als die Reichswehr – hinter der der Reichspräsident stand – zu besänftigen. Und das bedeutete, unverzüglich die Macht der SA zu zerschlagen.

Wenn etwas unternommen werden sollte, dann musste das geschehen, bevor die «Braunhemden» am 1. August aus ihrem verordneten Urlaub zurückkehrten. Wahrscheinlich war die Entscheidung zur «Säuberung» der SA bereits gefallen, als Hess vier Tage nach Hitlers Unterredung mit Hindenburg im Radio unheilschwanger drohte: «Wehe dem, der die Treue bricht im Glauben, durch eine Revolte der Revolution dienen zu können!»⁶⁴

Was Hitler zu diesem Zeitpunkt genau vorhatte, ist unklar. Er soll davon gesprochen haben, Röhm abzusetzen oder verhaften zu lassen.⁶⁵ Inzwischen arbeiteten allerdings Heydrichs SD – die parteiinterne Überwachungsorganisation innerhalb des undurchsichtigen SS-Netzes – und die Gestapo mit Hochdruck daran, alarmierende Nachrichten über einen drohenden SA-Putsch zu lancieren. SS- und SD-Führer wurden um den 25. Juni nach Berlin beordert, um von Himmler und Heydrich

über die Massnahmen informiert zu werden, die im Falle eines jederzeit zu erwartenden SA-Aufstands zu ergreifen seien.⁶⁶ Bei aller Widerspenstigkeit hatte die SA einen solchen Schritt jedoch nie ins Auge gefasst. Die SA-Führung war Hitler weiterhin treu ergeben. Doch die mächtigen Gegner der SA waren in diesem Stadium gern bereit zu glauben, dass Röhm einen Umsturz plante. Die Reichswehr, der die Ambitionen der SA-Führung im Mai und Juni zunehmend verdächtiger erschienen, stellte der SS (die als relativ kleine und damals vor allem auf Überwachungsaufgaben beschränkte Organisation für das Militär keine Bedrohung darstellte) Waffen und Transportmittel zur Verfügung. Man hielt einen SA-Putsch im Sommer oder Herbst für möglich. Die gesamte Reichswehrrführung – insbesondere Blomberg und Reichenau, aber auch Fritsch und Beck – war zu sofortigem Vorgehen gegen Röhm bereit.⁶⁷ Die Bereitschaft zu einem Schlag gegen die SA wuchs ständig.

Am 26. Juni schrillten die Alarmglocken, als Röhm angeblich den Befehl erteilte, die SA für einen Angriff auf die Reichswehr zu bewaffnen. Der «Befehl», bei dem es sich bestimmt um eine Fälschung handelte (auch wenn der Urheber nie ermittelt werden konnte), war auf mysteriöse Weise ins Büro des Chefs der Abwehr, Hauptmann Conrad Patzig, gelangt. Lutze war dabei, als Blomberg und Reichenau am folgenden Tag Hitler den «Beweis» vorlegten. Hitler hatte gegenüber Blomberg schon zwei Tage vorher durchblicken lassen, dass er führende SA-Mitglieder nach Bad Wiessee am Tegernsee – ein Kurort rund 50 Kilometer südöstlich von München, wo Röhm residierte – zu einer Besprechung einbestellen und verhaften lassen werde. Dieser Entschluss scheint bei der Zusammenkunft mit Blomberg und Reichenau am 27. Juni bekräftigt worden zu sein.⁶⁸ Am selben Tag organisierte SS-Obergruppenführer Sepp Dietrich, der die «Leibstandarte-SS «Adolf Hitler'» kommandierte, von der Reichswehr Waffen für einen «geheimen und sehr wichtigen Auftrag des Führers».⁶⁹

III

Der Zeitplan der «Aktion» scheint endgültig am Abend des 28. Juni festgelegt worden zu sein, als sich Hitler zusammen mit Göring und Lutze anlässlich der Hochzeit von Gauleiter Terboven in Essen aufhielt.⁷⁰ Während der Feier erhielt Hitler von Himmler die Nachricht, Oskar von Hindenburg habe sich einverstanden erklärt, dafür zu sor-

gen, dass sein Vater Papen voraussichtlich am 30. Juni empfangen würde. Die Zusammenkunft war von Herbert von Bose und dem Privatsekretär des Vizekanzlers, Fritz Günther von Tschirschky und Boegendorff, angeregt worden. Sie stellte – zumal nach Edgar Jungs Verhaftung durch die Gestapo – einen letzten Versuch dar, die Zustimmung des Reichspräsidenten zu Massnahmen zu gewinnen, durch die nicht nur die Macht Röhm und der SA, sondern auch die Macht Hitlers eingeschränkt würde.⁷¹ Hitler verliess sofort die Hochzeitsgesellschaft. Als Abstinenzler, Nichtraucher und einer, der nur zufrieden war, wenn er selbst hofhielt und den Ablauf bestimmte, bereiteten ihm derartige Feierlichkeiten ohnehin nur wenig Vergnügen (und die anderen Gäste fühlten sich durch seine Gegenwart vermutlich nicht nur geehrt, sondern auch gehemmt). Er liess sich eiligst in sein Hotel bringen und entschied dort Lutz Angabens zufolge, dass er keine Zeit verlieren dürfe und sofort losschlagen müsse.⁷²

Röhms Adjutant erhielt telefonisch den Befehl, dafür zu sorgen, dass alle SA-Führer am späten Vormittag des 30. Juni bei einer Besprechung mit Hitler in Bad Wiessee anwesend wären.⁷³ Die Reichswehr war inzwischen in Alarmbereitschaft versetzt worden. Göring flog nach Berlin zurück, um dort die Dinge in die Hand zu nehmen; er war bereit, auf Kommando nicht nur gegen die SA, sondern auch gegen die Gruppe um Papen vorzugehen.⁷⁴ Hitler fuhr am Nachmittag des 29. Juni nach Bad Godesberg und traf im dortigen «Rheinhotel Dreesen» mit Goebbels und Sepp Dietrich zusammen, die aus Berlin anflogen. Goebbels hatte das in seinen Augen zu zögerliche Vorgehen Hitlers gegen die «Reaktion» voller Ungeduld beobachtet⁷⁵ und flog nach Godesberg in dem Glauben, dass es nun endlich zu dem Schlag gegen Papen und dessen Gesinnungsgenossen käme. Erst bei der Ankunft erfuhr er, dass sich die «Aktion» in erster Linie gegen Röhm und seine Rebellen richten würde. Hitler setzte ihm den Ernst der Lage auseinander. Man habe den Beweis, behauptete er (und glaubte das anscheinend auch selbst), dass Röhm tief in eine Verschwörung mit Schleicher, Strasser und dem französischen Botschafter François-Poncet verwickelt sei. Deshalb sei er entschlossen, gleich am nächsten Tag «gegen Röhm und seine Rebellen» vorzugehen. Dabei werde Blut fliessen, denn man müsse deutlich machen, «dass Auflehnung [den] Kopf kostet». Die Vorbereitungen hätten unter strengster Geheimhaltung stattzufinden.⁷⁶

Unterdessen wurden Hitler Gerüchte über Unruhen in der SA zugebracht, und seine Stimmung wurde von Minute zu Minute düsterer. Das

Telefon klingelte. Die «Rebellen», so hiess es, stünden kurz davor, in Berlin loszuschlagen.⁷⁷ In Wirklichkeit gab es überhaupt keinen Putschversuch. Vielmehr randalierten in verschiedenen Teilen Deutschlands Gruppen von SA-Männern, denen Gerüchte zu Ohren gekommen waren, dass ein Schlag gegen die SA drohe beziehungsweise Röhm abgesetzt werden solle. Sepp Dietrich erhielt den Befehl, sofort nach München zu fahren. Kurz nach Mitternacht rief er Hitler aus München an und wurde angewiesen, zwei Kompanien der Leibstandarte abzuholen und um spätestens elf Uhr in Bad Wiessee zu sein.⁷⁸ Gegen zwei Uhr morgens brach Hitler nach München auf; seine Adjutanten Brückner, Schaub und Schreck sowie Goebbels, Lutze und Pressechef Dietrich flogen mit ihm.⁷⁹ Sie kamen im Morgengrauen an und wurden von Gauleiter Adolf Wagner und zwei Reichswehroffizieren erwartet, die Hitler berichteten, dass die Münchner SA, wüst gegen den «Führer» schimpfend, versucht hatte, bewaffnet durch die Innenstadt zu marschieren.

Wenn es auch zu erheblichen Tumulten kam, so war die Demonstration der rund 3'000 SA-Männer, die in den frühen Morgenstunden durch München randalierten, doch bereits die grösste der Protestaktionen verzweifelter «Braunhemden». Sie prangerten den «Verrat» an der SA an und riefen: «Der Führer ist gegen uns, die Reichswehr ist gegen uns, SA. heraus auf die Strasse!» Hitler erfuhr davon erst bei seiner Ankunft, und in blinder Wut über Röhm's augenscheinlichen Verrat – Hitler soll vom «schwärzeste[n] Tag meines Lebens» gesprochen haben – beschloss er, nicht bis zum nächsten Morgen zu warten, sondern sofort zu handeln.⁸⁰

Er eilte mit seinem Gefolge ins bayerische Innenministerium. Die örtlichen SA-Befehlshaber, Obergruppenführer Schneidhuber und Gruppenführer Schmid, wurden herbeibeordert. Hitlers Wut wuchs weiter an, während er auf sie wartete. Inzwischen befand er sich in einem beinahe hysterischen Zustand, ähnlich wie in der Nacht des Reichstagsbrandes. Als die beiden eintrafen, akzeptierte er keinerlei Erklärungen von ihnen, riss ihnen die Rangabzeichen von der Uniform und schrie: «Sie sind verhaftet und werden erschossen.» Bestürzt und eingeschüchtert wurden sie ins Stadelheimer Gefängnis gebracht.⁸¹

Ohne die Ankunft von Dietrichs SS-Männern abzuwarten, verlangte Hitler nun, sofort nach Bad Wiessee gefahren zu werden. Kurz nach halb sieben hielten die drei Wagen vor dem Hotel Hanselbauer, in dem Röhm und andere SA-Führer noch ihren Rausch vom Vorabend ausschliessen. Gefolgt von ein paar seiner Männer und einigen Polizisten,

stürmte Hitler mit gezogener Waffe in Röhms Zimmer, beschimpfte ihn als Verräter (was der überraschte Stabschef vehement bestritt) und erklärte ihn für verhaftet. In einem anderen Hotelzimmer fand man den Breslauer SA-Führer Edmund Heines zusammen mit einem jungen Mann im Bett vor; diese Szene nutzte Goebbels' Propaganda später weidlich aus, um die SA in einem moralisch verwerflichen Licht erscheinen zu lassen. Weitere Männer aus Röhms Stab wurden ebenfalls verhaftet. Man hielt die Gefangenen im Hotelkeller fest, bis sie in einem eilig vor Ort angemieteten Reisebus nach München-Stadelheim ins Gefängnis gebracht werden konnten. Noch während die SA-Führer im Keller festgehalten wurden, drohte eine gefährliche Konfrontation, als ein Lastwagen aus München eintraf, der weitere SA-Stabsangehörige zur anberaumten Besprechung mit Hitler brachte. Hitler trat vor, teilte den Männern mit, er habe die Führung der SA selbst übernommen, und befahl ihnen, nach München zurückzufahren. Sie gehorchten ohne Einwände.⁸²

Hitler und sein Gefolge fuhren dann zum «Braunen Haus» zurück. Mittags sprach er vor den im «Senatorensaal» versammelten NSDAP- und SA-Führern. Es herrschte eine mörderische Atmosphäre. Hitler war ausser sich vor Wut. Einer der Anwesenden erzählte später, dass Hitler «ein Ballen Schaum» aus dem Mund spritzte, als er zu reden begann. Hitler sprach von dem «grösste[n] Treuebruch der ganzen Weltgeschichte». Er behauptete, Röhm sei von Frankreich mit zwölf Millionen Mark bestochen worden, um ihn verhaften und umbringen zu lassen und Deutschland seinen Feinden auszuliefern. Doch er, Hitler, werde dafür sorgen, dass der SA-Chef und seine Mitverschwörer «exemplarisch bestraft» und alle erschossen würden.⁸³ Die Naziführer verlangten daraufhin, einer nach dem anderen, die Vernichtung der SA-«Verräter». Hess plädierte dafür, ihm die Erschiessung Röhms zu überlassen.⁸⁴

Nachdem Hitler sich auf sein Zimmer begeben hatte, hakte er auf einer Gefangenenliste, die von der Stadelheimer Gefängnisverwaltung gekommen war, die Namen von sechs SA-Männern ab, die sofort erschossen werden sollten – ohne jegliches Gerichtsverfahren.⁸⁵ Sein Befehl wurde von Dietrichs Männern umgehend ausgeführt. Vor der Erschiessung teilten sie den Betroffenen lediglich mit: «Sie sind vom Führer zum Tod verurteilt worden! Heil Hitler!»⁸⁶

Röhms Name war nicht unter den sechs, die Hitler als erste exekutieren liess. Einem Augenzeugen zufolge soll Hitler gesagt haben, Röhm sei

verschont worden, weil er der NS-Bewegung in der Vergangenheit viele Dienste geleistet habe.⁸⁷ Ähnliches vermerkte Alfred Rosenberg in seinem Tagebuch. «Hitler wollte Röhm nicht erschiessen lassen», schrieb er. «Er stand doch einst neben mir vor dem Volksgerichtshof», habe Hitler zu Max Amann über Röhm gesagt. (Amann selbst war der Ansicht: «Das grösste Schwein muss weg.» Zu Hess sagte er, er sei bereit, Röhm persönlich zu erschiessen. Hess widersprach ihm und meinte, das sei *seine* Aufgabe, selbst wenn man ihn anschliessend dafür erschiessen sollte.)⁸⁸

Hitler zögerte höchstwahrscheinlich vor allem deshalb, den Befehl zur Ermordung Röhm zu geben, weil er den Gesichtsverlust vermeiden wollte, der mit der Tötung seiner angeblich auf Umsturz sinnenden «rechten Hand» verbunden wäre. In Berlin gab es unterdessen jedoch kein Zögern. Sofort nach seiner Rückkehr aus Bad Wiessee rief Goebbels Göring an und setzte mit dem Losungswort «Kolibri» in der Hauptstadt wie im übrigen Reich die Mordkommandos in Bewegung.⁸⁹ Genau wie zuvor in Bayern wurde dabei auch jetzt viel improvisiert. Auf einer Pressekonferenz verkündete Göring später, er habe seine Aufgabe erweitert, indem er «auch gegen diese Unzufriedenen einen Schlag führte».⁹⁰ Mit den «Unzufriedenen» meinte er in erster Linie die «Reaktionäre» aus der Gruppe um Papen sowie den ehemaligen Reichskanzler Schleicher. Herbert von Bose wurde von einem Rollkommando der Gestapo brutal umgebracht, nachdem SS-Männer die Vizekanzlei gestürmt hatten. Die Leiche von Edgar Jung, der sich seit dem 25. Juni in «Schutzhaft» befunden hatte, tauchte am 1. Juli in der Nähe von Oranienburg in einem Strassengraben auf. Papens Mitarbeiter wurden verhaftet. Den Vizekanzler selbst, dessen Ermordung zu diplomatischen Verwicklungen geführt hätte, stellte man unter Hausarrest.

Ermordet wurden auch andere, die nichts mit der SA-Führung zu tun hatten. Auf Heydrichs Befehl brachte ein SS-Mordkommando den Berliner Vorsitzenden der «Katholischen Aktion» und ehemaligen Leiter der Polizeibehörde im preussischen Innenministerium Erich Klausener auf brutale Weise um. Man beglich alte Rechnungen. Gregor Strasser wurde ins Gestapo-Hauptquartier gebracht und dort in einer Zelle erschossen. General Schleicher und seine Frau erschoss man in ihrem eigenen Haus. Unter den Opfern fand sich auch Generalmajor von Bredow, ein enger Vertrauter Schleichers. In München wurde Hitlers alter Gegner Gustav Ritter von Kahr von SS-Männern verschleppt; seine verstümmelte Leiche tauchte später in der Nähe von Dachau auf. Der

Musikkritiker Wilhelm Eduard Schmid wurde versehentlich ermordet: Die SS-Männer, die ihn umbrachten, hielten ihn für Dr. Ludwig Schmitt, einen zeitweiligen Anhänger Otto Strassers. Unter den 22 – zumeist auf «örtliche Initiative» hin ermordeten – Opfern im Grossraum München war auch Pater Bernhard Stempfle, ein früher Anhänger Hitlers, der an der Herausgabe von «Mein Kampf» mitgewirkt hatte. Warum er ermordet wurde, ist nicht bekannt, aber vielleicht war er ebenfalls verwechselt worden. Auch in Schlesien, wo der SA-Terror unter Heines das politische Leben geprägt hatte, gingen die Rachemorde nicht auf zentrale Anordnungen zurück.⁹¹ Die Blutrünstigkeit hatte eine Eigendynamik entwickelt. Im Ganzen fing die «Aktion» an, aus dem Ruder zu laufen.

Als Hitler am 30. Juni gegen 22 Uhr bleich, abgespannt und unrasiert in Berlin eintraf, wurde er schon von Göring, Himmler und einer Ehrenkompanie erwartet.⁹² Im Laufe des Abends empfahl Göring, die «Aktion» zu beenden.⁹³ Als er nach dem Krieg in Nürnberg im Gefängnis sass, erklärte er gegenüber Papen, Hitler habe seiner Empfehlung seinerzeit nur widerwillig zugestimmt und gemeint, es gäbe noch viele, die erschossen gehörten.⁹⁴

Unterdessen lebte Röhm immer noch. Hitler zögerte eine Entscheidung über das Schicksal des ehemaligen SA-Stabschefs bis zum späten Vormittag des folgenden Tages hinaus. Nach dem Krieg sagte ein Zeuge aus, man habe einen Schauprozess erwogen; Hitler habe diesen Gedanken aber verworfen, weil es dabei zu schädlichen Enthüllungen über Röhm's Verbindung zum französischen Botschafter François-Poncet hätte kommen können.⁹⁵ Diese Darstellung erscheint dubios. Doch was auch immer die Gründe für Hitlers Zögern gewesen sein mögen – Himmler und Göring scheinen ihn jedenfalls nachdrücklich gedrängt zu haben, Röhm liquidieren zu lassen. Am frühen Nachmittag des 1. Juli, auf einem sonntäglichen Gartenfest für Kabinettsmitglieder und deren Ehefrauen auf dem Gelände der Reichskanzlei, stimmte Hitler schliesslich der Liquidierung zu. Doch sogar jetzt noch war ihm daran gelegen, dass Röhm nicht «exekutiert» wurde, sondern sich selbst das Leben nahm. Theodor Eicke, Kommandant des Dachauer Konzentrationslagers, erhielt den Befehl, nach Stadelheim zu fahren und Röhm die Chance zu bieten, seine enormen Verfehlungen dadurch anzuerkennen, dass er sich selbst tötete. Andernfalls sollte er erschossen werden.

Zusammen mit seinem Stellvertreter, SS-Sturmbannführer Michael

Lippert, und einem SS-Mann aus dem Lager begab sich Eicke nach Stadelheim. Sie überreichten Röhm eine Sonderausgabe des *Völkischen Beobachters* mit Einzelheiten zum «Röhm-Putsch» und liessen ihn mit einer Pistole allein. Vermutlich hofften sie ihn dadurch davon zu überzeugen, dass ihm als Ausweg nur noch der Selbstmord blieb. Doch nach zehn Minuten hatten sie immer noch keinen Schuss gehört, und die Pistole, die sie bei ihm zurückgelassen hatten, lag immer noch unberührt auf dem kleinen Tisch neben der Zellentür. (Ob Röhm die letzten Minuten seines Lebens mit der Lektüre des *Völkischen Beobachters* zubrachte, ist nicht überliefert.) Daraufhin wurde die Pistole aus der Zelle entfernt. Eicke und Lippert kehrten dann mit gezogener Waffe zur Zelle zurück, machten Röhm, der mit blossem Oberkörper vor ihnen stand und zu sprechen versuchte, ein Zeichen, dass sie nicht länger warten könnten, zielten sorgfältig und erschossen ihn.⁹⁶ Anschliessend liess Hitler der Öffentlichkeit kurz und bündig mitteilen: «Dem ehemaligen Stabschef Röhm ist Gelegenheit gegeben worden, die Konsequenzen aus seinem verräterischen Handeln zu ziehen. Er tat das nicht und wurde daraufhin erschossen.»⁹⁷

Am 2. Juli verkündete Hitler offiziell das Ende der «Säuberungsaktion».⁹⁸ Am selben Tag befahl Göring der Polizei, alle mit der Affäre in Verbindung stehenden Akten zu verbrennen.⁹⁹ Es wurden jedoch nicht alle Unterlagen vernichtet. In den verbliebenen Akten sind noch 85 Opfer aufgeführt, von denen nur 50 der SA angehört hatten.¹⁰⁰ Nach manchen Schätzungen soll sich die Zahl der Getöteten insgesamt auf 150 bis 200 Personen belaufen haben.¹⁰¹

Während die SA sich noch in einem Schockzustand befand und nicht wusste, wie es weitergehen sollte, begann unter dem neuen, Hitler treu ergebenen SA-Führer Viktor Lutze die «Säuberung» der Massenorganisation. Innerhalb eines Jahres sanken die Mitgliederzahlen um über vierzig Prozent. Viele Unterführer wurden in Disziplinarverfahren aus der SA ausgeschlossen. Die Strukturen, die Röhm als seine Machtbasis innerhalb der Organisation aufgebaut hatte, wurden systematisch zerschlagen. Übrig blieb eine SA, die kaum mehr als einen Wehrsportverein darstellte.¹⁰² Allen, die noch alternative Vorstellungen hegten, war die von Hitler gezeigte Skrupellosigkeit eine unmissverständliche Botschaft.

IV

Ausserhalb Deutschlands war das Erschrecken über das Gemetzel und noch mehr über die von der Staatsführung angewandten Gangstermethoden gross.¹⁰³ In Deutschland selbst sah es anders aus. Öffentliche Dankbarkeitsbezeugungen an Hitler liessen nicht lange auf sich warten. Bereits am 1. Juli pries Reichswehrminister von Blomberg in einem Erlass an die «Wehrmacht» [sic] die «soldatische Entschlossenheit» und den «vorbildlichen Mut», mit denen der Reichskanzler «die Verräter und Meuterer selbst angegriffen und niedergeschmettert» habe. Die Wehrmacht, so fügte er hinzu, danke «durch Hingebung und Treue».¹⁰⁴ Am nächsten Tag brachte der Reichspräsident in einem Telegramm an Hitler seinen «tiefempfundenen Dank» dafür zum Ausdruck, dass der Reichskanzler durch sein «entschlossenes Zugreifen und die tapfere Einsetzung [der] eigenen Person [...] das deutsche Volk aus einer schweren Gefahr gerettet» habe.¹⁰⁵ Jahre später, als sie beide im Nürnberger Gefängnis sassen, fragte Papen Göring, ob der Reichspräsident das in seinem Namen versandte Glückwunschtelegramm je zu Gesicht bekommen habe. Göring entgegnete, Hindenburgs Staatssekretär Otto Meissner habe ihn damals halb scherzhaft gefragt, ob er mit dem Wortlaut zufrieden sei.¹⁰⁶

Am Morgen des 3. Juli berichtete Hitler auf einer Ministerkonferenz ausführlich über Röhm's «hochverräterischen Anschlag». Um gleich jeder Kritik an seinem ungesetzlichen Vorgehen zu begegnen, verglich er es mit dem eines Kapitäns, der an Bord seines Schiffes eine Meuterei niederschlagen und dabei sofort und ohne förmliches Gerichtsverfahren handeln müsse. Auch im Nachhinein werde es keinen Prozess geben. Mit beinahe den gleichen Worten wie zuvor im «Senatorensaal» des Braunen Hauses sagte er, er habe an den Aufrührern ein Exempel statuiert, und zwar nicht nur, um einfach die Rebellion niederzuschlagen, sondern auch, um zukünftige regimefeindliche Verschwörer abzuschrecken, denn die wüssten jetzt, dass sie Kopf und Kragen riskierten. Mit diesem Exempel, einer «heilsamen Lehre für die ganze Zukunft», habe er die Autorität der Regierung «für alle Zeit» gefestigt. Selbst in Fällen, so fuhr Hitler fort, in denen die Schuld nicht voll bewiesen oder die Exekution gar nicht von ihm angeordnet worden sei, übernehme er die volle Verantwortung für die Erschiessungen, denn sie hätten der Rettung des Reichs gedient.

Er bat das Kabinett um Annahme des von ihm vorgelegten Entwurfs

für ein Staatsnotwehrgesetz. Das geplante Gesetz, das nur aus einem einzigen kurzen Artikel bestand, lautete: «Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni, 1. und 2. Juli 1934 vollzogenen Massnahmen sind als Staatsnotwehr rechtens.» Der aus konservativen Kreisen stammende Reichsjustizminister Franz Gürtner erklärte, mit dem Gesetz werde kein neues Recht geschaffen, sondern lediglich gültiges Recht bestätigt. (Der anschliessenden amtlichen Verlautbarung – wenn auch nicht dem betreffenden Sitzungsprotokoll – zufolge soll Gürtner noch hinzugefügt haben, Hitlers Vorgehen sei nicht nur als legal, sondern als «staatsmännische Pflicht» zu betrachten.)¹⁰⁷ Reichswehrminister Blomberg dankte Hitler im Namen des Kabinetts für sein «entschlossenes und mutiges Handeln», durch das er «das deutsche Volk vor dem Bürgerkrieg bewahrt» habe, und sagte, der Reichskanzler habe sich «als Staatsmann und Soldat von einer Grösse gezeitigt, die bei den Kabinettsmitgliedern und im ganzen deutschen Volk das Gelöbnis für Leistung, Hingabe und Treue in dieser schweren Stunde in allen Herzen wachgerufen» habe. Nach dieser Ergebnisserklärung des Reichswehrministers und nachdem der Justizminister die rohen Gewaltakte für legal erklärt hatte, wurde das Gesetz, das dem «Führer» ein Recht auf Mord im Staatsinteresse einräumte, einstimmig angenommen und von Hitler, Frick und Gürtner unterzeichnet.¹⁰⁸

Der Bericht für das Kabinett bildete im Wesentlichen auch die Grundlage für die Rechtfertigungserklärung, die Hitler am 13. Juli in seiner langen Rede vor dem Reichstag abgab. Unklar ist, warum er mit seiner Reichstagsrede fast zwei Wochen wartete. Geistige und körperliche Erschöpfung mag ein Grund dafür gewesen sein. Er kam nicht zu einer Sitzung der Reichs- und Gauleiter am 4. und 5. Juli in Flensburg, obwohl man das unter den gegebenen Umständen hätte erwarten können.¹⁰⁹ Nach seiner Rückkehr aus Neudeck am 4. Juli, wo er Hindenburg Bericht erstattet hatte und über Nacht geblieben war, kam er nur einer einzigen Amtspflicht nach: Er empfing am 6. Juli den deutschen Botschafter aus Ankara.¹¹⁰

Die Reaktionen in den USA hatten ihn nicht unbeeindruckt gelassen, und so gewährte er am selben Tag einem Professor Pearson, Collegedirektor und ehemaliger US-Botschafter in Polen und Finnland, ein Interview, das im *New York Herald* veröffentlicht werden sollte. Pearson wurde von Schacht eingeführt, der das Interview wohl angeregt hatte, weil er das Ausland, vor allem die Geschäftswelt, beruhigen wollte.¹¹¹ Vielleicht wartete Hitler mit seinem Erscheinen vor dem Reichstag auch

deshalb so lange, weil er erst etwas Gras über die Angelegenheit wachsen lassen und abwarten wollte, welche weiteren Enthüllungen über die «Verschwörung» die anhaltenden Untersuchungen der Gestapo zutage fördern würden.¹¹² Ausserdem benötigte er Zeit, um sich auf eine der schwierigsten Reden vorzubereiten, die er je gehalten hatte.¹¹³

Hitlers zweistündige Reichstagsrede vom 13. Juli war rhetorisch wenig gelungen, aber dennoch eine der bemerkenswertesten und wirkungsvollsten Ansprachen, die er je halten sollte. Es herrschte eine gespannte Atmosphäre. Unter den Ermordeten befanden sich 13 Reichstagsmitglieder, ausserdem waren Freunde und ehemalige Kampfgenossen der SA-Führer anwesend. Die bewaffneten SS-Männer, die rund um das Rednerpodium und an verschiedenen Stellen im Saal standen, liessen darauf schliessen, dass Hitler selbst inmitten der geschlossenen Reihen seiner Parteigenossen Vorsicht walten liess.¹¹⁴ Zunächst berichtete er umständlich und erfindungsreich über die «Rebellion» und die Rolle, die General Schleicher, Generalmajor Bredow und Gregor Strasser dabei angeblich gespielt hatten. Dann kam der deutsche Regierungschef zum aussergewöhnlichsten Teil seiner Rede: Er übernahm offen die volle Verantwortung für den Massenmord und attackierte, anstatt sich zu verteidigen:

«Meutereien bricht man nach ewig gleichen eisernen Gesetzen. Wenn mir jemand den Vorwurf entgegenhält, weshalb wir nicht die ordentlichen Gerichte zur Aburteilung herangezogen hätten, dann kann ich ihm nur sagen: In dieser Stunde war ich verantwortlich für das Schicksal der deutschen Nation und damit des deutschen Volkes oberster Gerichtsherr! [...] Ich habe den Befehl gegeben, die Hauptschuldigen an diesem Verrat zu erschiessen, und ich gab weiter den Befehl, die Geschwüre unserer inneren Brunnenvergiftung und der Vergiftung des Auslandes auszubrennen bis auf das rohe Fleisch.»¹¹⁵

Ein Beifallssturm brach los.¹¹⁶ Nicht nur die nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten, sondern Menschen im ganzen Land begrüssteten, dass Hitler die Herrschaft des Rechts skrupellos durch Massenmord aus Staatsräson ersetzt hatte. Sein Vorgehen deckte sich genau mit dem «gesunden Volksempfinden», wie es die Nazis nannten.

Die Öffentlichkeit wusste nichts von den Verschwörungen, Intrigen und Machtspielen hinter den Kulissen. Die meisten Menschen betrachteten die Vorgänge als willkommene Beseitigung einer Plage. Nachdem

die SA ihre Arbeit getan und die Linke unterdrückt hatte, hatte sie mit ihrem einschüchternden und arroganten Verhalten, ihrer offenen Gewalttätigkeit, ihrer ständigen Aufsässigkeit und ihren täglichen Ruhestörungen den Ordnungssinn vieler Bürger – nicht nur aus der Mittelschicht – beleidigt. Anstatt darüber schockiert zu sein, dass Hitler Menschen ohne Gerichtsverfahren erschiessen liess, begrüßten die meisten Leute das schnelle und entschlossene Vorgehen ihres «Führers» und akzeptierten die offiziellen Verlautbarungen über den angeblich geplanten Putsch. «Wenn das der Führer wüsste», sagten viele Bürger schon in dieser Frühphase des Dritten Reiches und sprachen Hitler so davon frei, dass ihm die als negativ empfundenen Dinge bekannt waren. Im vorliegenden Fall habe er offenbar erfahren, was bevorstand, und im nationalen Interesse rasch, entschlossen und skrupellos gehandelt. Wie die Sopade in ihrem Prager Exil erkannte, hatte nicht nur die Abscheu vor der despotischen SA, sondern auch die Gewöhnung an Gewalt, durch die das allgemeine Rechtsempfinden von Beginn des Dritten Reiches an systematisch untergraben worden war, den Weg für «starke Sympathien für möglichst «kurzen Prozess» geebnet.¹¹⁷

Schon in den ersten Tagen nach der «Nacht der langen Messer» (wie der mörderische 30. Juni 1934 im Anschluss genannt wurde) wussten die Behörden von «rückhaltlose[r] Anerkennung der Energie, der Klugheit und des Mutes des Führers» zu berichten.¹¹⁸ Es hiess, sein Ansehen sei selbst bei denen gestiegen, die dem Nationalsozialismus zuvor ablehnend gegenübergestanden hatten. «Man bewundert [den Führer] nicht nur, er wird vergöttert», wurde aus einer nordostbayerischen Kleinstadt berichtet, in der die KPD vor 1933 gute Wahlergebnisse erzielt hatte.¹¹⁹

Überall in Deutschland war das Bild ähnlich.¹²⁰ Hitlers Eingreifen wurde als «Befreiung von einem stark gefühlten Druck» empfunden.¹²¹ In diesem Klima traf Hitler mit seiner Rede am 13. Juli den richtigen Ton und erzielte eine überaus positive Reaktion. Allerorten wurde bewundert, dass Hitler den «kleinen Mann» vor dem empörenden Machtmissbrauch der übermächtigen SA-Führung geschützt hatte. Und die öffentlichen Reaktionen waren stark geprägt durch Hitlers emphatischen Hinweis auf die Sittenlosigkeit und Korruptheit der SA-Führer.¹²² Die aus zwölf Punkten bestehende Anordnung, die Hitler dem neuen SA-Stabschef Viktor Lutze am 30. Juni erteilt hatte, konzentrierte sich vor allem darauf, in den Reihen der SA Homosexualität, Ausschweifungen, Trunksucht und Prasserei auszurotten. Dabei hatte Hitler aus-

drücklich getadelt, dass grosse Geldsummen für Bankette und Luxuslimousinen ausgegeben worden waren.¹²³

Die homosexuellen Neigungen von Röhm, Heines und anderen SA-Führern, die Hitler und anderen NS-Grössen seit Jahren bekannt waren, wurden von Goebbels' Propaganda als besonders schockierend herausgestellt. In einem Sopade-Kommentar hiess es, es sei der NS-Propaganda gelungen, «die Aufmerksamkeit der grossen Masse von den politischen Hintergründen der Aktion abzulenken und zugleich Hitlers Ansehen als Reiniger der Bewegung um so mehr zu heben».¹²⁴ Hitlers Vorgehen wurde in erster Linie als «Wiederherstellung der Ordnung» betrachtet. Dass die Ordnung durch Mord auf Befehl des Regierungschefs «wiederhergestellt» worden war, wurde von den Bürgern übersehen, ignoriert oder – und das mehrheitlich – gutgeheissen. Weit verbreitet war die Erwartung, dass Hitler die Säuberung auf die übrige Partei ausdehnen würde. Darin zeigte sich deutlich, wie sehr seine grosse Popularität und das stark beschädigte Ansehen der überall im Land anzutreffenden machthungrigen NS-Funktionäre bereits auseinanderklafften.¹²⁵

Von keiner Seite wurde der staatlich befohlene Massenmord öffentlich missbilligt. Beide Kirchen schwiegen, obwohl der Vorsitzende der «Katholischen Aktion» Erich Klausener unter den Opfern war.¹²⁶ Auch zwei Generäle waren umgebracht worden. Zwar dachten einige Offiziere zeitweilig daran, eine Untersuchung einzuleiten, aber die meisten waren mehr damit beschäftigt, die Zerstörung der SA zu feiern. Blomberg untersagte dem Offizierskorps, an Schleichers Beerdigung teilzunehmen. General von Hammerstein-Equord widersetzte sich als einziger dem Befehl.¹²⁷ Doch darüber konnte man hinwegsehen, weil Hammerstein seinen Posten als Chef der Heeresleitung aus Abneigung vor den Nationalsozialisten bereits im Februar zur Verfügung gestellt hatte und keine grosse Rolle mehr spielte. Es gab auch aus Juristenkreisen kein Anzeichen einer Distanzierung von den Unrechtsakten: Der bekannteste Staatsrechtstheoretiker im Land, Carl Schmitt, veröffentlichte einen Artikel, in dem er auf Hitlers Rede vom 13. Juli unmittelbar Bezug nahm, unter der Überschrift «Der Führer schützt das Recht».¹²⁸

Durch die Zerschlagung der SA wurde die einzige Organisation demontiert, die die Stabilität des NS-Regimes ernsthaft gefährdete und Hitlers Stellung unmittelbar bedrohte. Nach ihrer Entmachtung war die SA nur noch ein loyaler Teil der NS-Bewegung, dessen Aktivismus im Bedarfsfall gegen die Juden (etwa beim Pogrom im November 1938)

oder gegen andere hilflose Zielgruppen gerichtet werden konnte. Ohne die Rückendeckung der Reichswehr hätte Hitler nicht so vorgehen können. Die Reichswehr konnte von der Entmachtung der SA nur profitieren, denn diese stellte nachher für sie keine Gefahr mehr da und vermochte auch keine Aufrüstungspläne mehr zu behindern. Für die Reichswehr war das ein Grund zum Feiern: Hitler hatte ihre Machtstellung im Staat gestärkt, und ihr Rivale war am Ende. «Der Reichskanzler hat sein Wort gehalten, als er den Versuch Röhm, die SA in die Reichswehr einzugliedern, im Keim erstickte», schrieb Reichenau einige Wochen später. «Wir lieben ihn, weil er sich als wahrer Soldat gezeigt hat.»¹²⁹ Doch eigentlich hatte die Reichswehr keinen Grund zu triumphieren. Ihre Komplizenschaft bei den Ereignissen des 30. Juni 1934 band sie enger an Hitler und ermöglichte ihm so nach Hindenburgs Tod, seine Macht entscheidend auszudehnen. Nach dem 30. Juni mochten die Generäle denken, dass Hitler ihr Mann sei. Die Wirklichkeit sah jedoch anders aus. In den folgenden Jahren sollte deutlich werden, dass die Röhm-Affäre dazu diente, die Reichswehr zu einem Werkzeug Hitlers zu machen.

Neben der Reichswehr war auch die SS Nutzniesser der Ereignisse. «Im Hinblick auf die grossen Verdienste der SS, besonders im Zusammenhang mit den Ereignissen des 30. Juni», hob Hitler deren Unterordnung unter die SA auf. Vom 2.0. Juli 1934 an war die SS nur noch ihm allein rechenschaftspflichtig.¹³⁰ Anstatt sich von der riesigen und aufgrund eigener Machtgelüste unzuverlässigen SA abhängig zu machen, hatte Hitler die kleinere, elitäre Prätorianergarde gestärkt, deren Loyalität ausser Frage stand und deren Führer die Polizei schon fast ganz unter ihrer Befehlsgewalt hatten. Damit wurde die entscheidende ideologische Waffe im Arsenal des Hitlerstaats geschmiedet.

Nicht zuletzt demonstrierte Hitler mit der Beseitigung der SA-Führung ganz bewusst, dass Regimegegner mit dem Tod zu rechnen hatten. Allen potentiellen Opponenten durfte nun eindeutig klar sein, dass Hitler für den Erhalt seiner Macht vor nichts zurückschrecken und nicht zögern würde, jeden, der ihm im Weg war, mit äusserster Brutalität zu vernichten. Ausländische Beobachter zogen jedoch aus den Vorgängen trotz aller Abscheu vor einer derartig offenen Barbarei keine Lehren über Hitlers wahrscheinliches aussenpolitisches Auftreten. Die meisten waren der Ansicht, dass die «Säuberung» der SA eine innere Angelegenheit war – eine Art innenpolitische Bandenauseinanderset-

zung vergleichbar dem Valentinstag-Massaker von Al Capone. Politiker ausserhalb Deutschlands glaubten nach wie vor, mit Hitler im diplomatischen Verkehr als verantwortungsvollem Staatsmann verhandeln zu können. In den folgenden Jahren mussten sie schmerzhaft erkennen, dass Hitler sich als Aussenpolitiker genauso grausam, zynisch und brutal verhielt wie am 30. Juni 1934 als Innenpolitiker.

V

Schon bald war zu erkennen, dass ein Regierungschef, der seinen eigenen Vorgänger, den ehemaligen Reichskanzler General von Schleicher, hatte umbringen lassen, wohl auch nicht vor Gewaltakten im Ausland zurückschrecken würde: Am 25. Juli 1934 wurde der österreichische Kanzler Engelbert Dollfuss bei einem Putschversuch österreichischer SS-Männer ermordet, während Hitler die Bayreuther Festspiele besuchte.

Monatelang hatte Theo Habicht, ein deutscher Reichstagsabgeordneter, der von Hitler zum Chef des österreichischen Flügels der NSDAP ernannt worden war, von ihm freie Hand bekommen, um Druck auf die Regierung Dollfuss auszuüben. Unter Dollfuss herrschte in Österreich eine repressive Einparteiendiktatur mit teilweise deutlich faschistischen Zügen. Verboten waren nicht nur sozialistische oder liberale politische Parteien, sondern seit Juni 1933 auch die österreichische NSDAP, deren Terror ab Frühjahr 1934 scharfe Reaktionen der Regierung nach sich gezogen hatte, die ihrerseits zu einer weiteren Drehung der Gewaltspirale führten. Bei den zersplittert im Untergrund kämpfenden österreichischen Nationalsozialisten wuchs das Gefühl, von Berlin im Stich gelassen zu werden, zumal als Hitler am 14./15. Juni in Venedig mit Mussolini zusammenkam. Mussolini hatte zuvor deutlich zu erkennen gegeben, dass Italien Dollfuss unterstützte. Hitler hingegen hätte gerne gesehen, wenn mit Hilfe von Neuwahlen nationalsozialistische Kandidaten ins österreichische Kabinett gelangt wären. Er konnte aber keine Verärgerung Italiens riskieren und war daher bereit, die Angelegenheit vorerst auf sich beruhen zu lassen. So gab er eine Garantieerklärung ab, die Unabhängigkeit Österreichs zu respektieren. Seine Handlanger in Österreich waren weniger geduldig und verdächtigten Berlin des Ausverkaufs ihrer Interessen. Die Zahl der Terrorakte, bei denen Bomben und Granaten zum Einsatz kamen, nahm zu. Hitler erhielt die Mittei-

lung, dass die Lage äusserst brenzlich sei, da SS-Führer und Parteifunktionäre im Untergrund an Putschplänen arbeiteten.¹³¹

Welche Rolle Hitler selbst spielte und wie weit er im Einzelnen über die Putschpläne informiert war, ist nicht ganz klar.¹³² Die Initiative für den Putschversuch ging eindeutig von örtlichen Parteimitgliedern aus. Hitler wusste anscheinend davon und erteilte seine Zustimmung, allerdings aufgrund irreführender Informationen von Seiten der österreichischen Nationalsozialisten. Den Gedanken an einen Putsch hatte er im vorherigen Herbst verworfen. Es war unwahrscheinlich, dass er unmittelbar nach dem Treffen mit Mussolini ein so riskantes Unternehmen ohne Weiteres decken würde; gegen seinen erklärten Wunsch konnte es aber nicht stattfinden. Habicht teilte ihm daher irreführenderweise mit, dass Offiziere des österreichischen Heeres einen Staatsstreich planten, und fragte an, ob die Nationalsozialisten diesen Schritt nicht unterstützen sollten, um die Regierung Dollfuss zu stürzen. Hitler erklärte sich damit einverstanden.¹³³

Es ist unklar, ob Habicht ihn bewusst täuschte oder ob Hitler die erhaltene Mitteilung falsch verstand. Dass Hitler jedoch wusste, was geschehen würde – selbst wenn dem ein Missverständnis zugrunde lag –, geht aus den nach Kriegsende veröffentlichten Erinnerungen von General Adam hervor, der zu der Zeit Befehlshaber im Wehrkreis VII (München) sowie Chef des Truppenamtes war. Danach sagte Hitler bei einer Zusammenkunft am 25. Juli zu Adam, dass das österreichische Bundesheer noch am selben Tag die Regierung stürzen werde. Als Adam skeptisch reagierte, wiederholte Hitler, dass das Heer putschen werde und die ins Exil gedrängten österreichischen Nationalsozialisten dann sofort in ihre Heimat zurückkehren könnten. Adam sollte Vorbereitungen treffen, um für die Rückkehrer Waffen nach Österreich zu schaffen. Hitler versprach, Adam über die Ereignisse in Wien auf dem Laufenden zu halten, und rief ihn einige Zeit später an diesem Tag an, um ihm vom zufriedenstellenden Lauf der Ereignisse zu berichten und mitzuteilen, dass Dollfuss verwundet worden sei.¹³⁴

In Wirklichkeit hatte das österreichische Heer jedoch keinerlei Pläne für einen Staatsstreich gehegt, sondern es hatte nur einen unbesonnenen Putschversuch nationalsozialistischer Aktivisten gegeben. Dieser Putschversuch, der teilweise aus den eigenen Reihen, nämlich von der SA, sabotiert worden war, wurde rasch niedergeschlagen.¹³⁵ Unter Kurt Schuschnigg, dem Nachfolger des ermordeten Kanzlers Dollfuss, setzte das autoritäre österreichische Regime seinen Drahtseilakt zwischen den

beiden räuberischen Mächten Deutschland und Italien fort – zumindest eine Zeitlang.

Die internationale Blamage war für Hitler enorm und die Beziehung zu Italien erheblich gestört.¹³⁶ Eine Weile sah es sogar so aus, als ob Italien einschreiten würde.¹³⁷ Hitler tobte aus Wut über die Dummheit der österreichischen Nationalsozialisten, die ihn in die ganze Sache hineingeritten hätten; Papen traf ihn in einem beinahe hysterischen Zustand an.¹³⁸ Die deutsche Regierung unternahm alle möglichen Schritte, um sich – wenn auch nicht überzeugend – von dem Putschversuch zu distanzieren.¹³⁹ Habicht wurde fallengelassen und das Hauptbüro der österreichischen NSDAP in München geschlossen. In Österreich wurden die bürgerlichen Freiheiten weiter eingeschränkt.¹⁴⁰ Eines zumindest aber kam Hitler trotz des Fehlschlags gelegen: Er wusste nun, was er mit Papen anfangen konnte, der der NS-Führung laut Göring seit der Röhm-Affäre im Weg gewesen war.¹⁴¹ Er ernannte ihn zum neuen deutschen Botschafter in Wien.¹⁴²

VI

Unterdessen lag Hindenburg in Neudeck im Sterben. Sein Zustand hatte sich in den letzten Wochen weiter verschlechtert. Die Unterzeichnung von von Papens Akkreditierungsschreiben für Wien war seine letzte Amtshandlung. Ende Juli erfuhr die Öffentlichkeit von der ersten Erkrankung des Reichspräsidenten.¹⁴³ Am 1. August flog Hitler nach Neudeck. Hindenburg, der ihn für den Kaiser hielt, sprach ihn als «Majestät» an.¹⁴⁴ Hitler erklärte dem Kabinett am selben Abend, die Ärzte würden davon ausgehen, dass Hindenburg keine 24 Stunden mehr zu leben hätte.¹⁴⁵ Am nächsten Morgen war der Reichspräsident tot.

So nahe an seinem Ziel der totalen Macht hatte Hitler nichts dem Zufall überlassen. Im Ermächtigungsgesetz war ausdrücklich festgelegt, dass die Rechte des Reichspräsidenten unberührt blieben. Doch am 1. August, während Hindenburg noch am Leben war, liess Hitler alle Minister ein Gesetz unterzeichnen, in dem festgesetzt wurde, dass bei Hindenburgs Tod das Amt des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers zusammengelegt werden würde.¹⁴⁶ Als Grund wurde später angegeben, der Titel «Reichspräsident» sei «unzertrennlich verbunden mit dem Namen des grossen Toten». Hitler bestimmte daraufhin in einer «für alle Zukunft» geltenden Verfügung, dass er als «Führer

und Reichskanzler» anzureden sei. Seine veränderten Machtbefugnisse wollte er sich in einer auf den 19. August festgesetzten «freien Volksabstimmung» durch das deutsche Volk bestätigen lassen.¹⁴⁷

Unter das «Gesetz über das Oberhaupt des Deutschen Reiches» hatte am 1. August 1934 auch Reichswehrminister von Blomberg seine Unterschrift gesetzt. Das Gesetz besagte, dass Hitler bei Hindenburgs Tod automatisch Oberbefehlshaber der Streitkräfte werden würde. Damit schwand die Möglichkeit, dass sich die Reichswehr über den Kopf der Regierung hinweg direkt an den Reichspräsidenten als Oberbefehlshaber wandte.¹⁴⁸ Die Reichswehrführung beunruhigte das nicht, im Gegenteil. Blomberg und Reichenau wollten die Gunst des Augenblicks nutzen und Hitler, wie sie meinten, noch enger an die Streitkräfte binden. Der Schritt, den sie dazu unternahmen, sollte sich jedoch als verhängnisvoll erweisen und genau den gegenteiligen Effekt haben.

Wie Blomberg später erklärte, entwarfen er und Reichenau ohne Hitlers Zutun in aller Eile jene Eidesformel, mit der sämtliche Offiziere und Mannschaften der Reichswehr am 2. August, sozusagen noch ehe Hindenburgs Leichnam ganz erkaltet war, bei feierlichen Gelöbnissen in ganz Deutschland dem «Führer» absolute Treue schworen.¹⁴⁹ Aller Wahrscheinlichkeit nach besprach Blomberg kurz vor Hindenburgs Tod, vermutlich am 1. August, den Eid mit Hitler, der ihm später öffentlich dafür dankte.¹⁵⁰ So schnell und koordiniert, wie der Treueid von sämtlichen Truppen im ganzen Land abgelegt wurde, war das Vorgehen sicherlich gut vorbereitet.¹⁵¹ Doch wie Blomberg selbst deutlich machte, ging die Initiative dazu von der Reichswehrführung aus und nicht von Hitler. Reichenau hatte zwei Mitglieder seines Stabs um Entwürfe gebeten und dann seine eigene Fassung rasch herunterdiktiert. Dass Blomberg als Reichswehrminister keine rechtliche Befugnis dazu hatte, den Text des Eides, der bisher auf die Verfassung und nicht auf den Reichspräsidenten geleistet worden war, abzuändern, wurde einfach ignoriert.¹⁵²

Einige traditionsverbundene Militärs, darunter der Chef der Heeresleitung Werner von Fritsch, meinten, durch den neuen Eid werde jene Art von Beziehung wiederhergestellt, die unter dem Kaiser bestanden hatte. Blomberg und Reichenau dachten jedoch in moderneren, machtpolitischen Zusammenhängen. Sie hofften, mit Hilfe dieser personalisierten Treuebezeugung eine besondere Beziehung zu Hitler herstellen zu können, durch die er von der NSDAP getrennt und die Vorherrschaft der Reichswehr als Machtzentrale des Dritten Reiches gefestigt werden

würde. «Wir schworen den Fahneneid auf Hitler als den Führer des deutschen Volkes, aber nicht als Haupt der nationalsozialistischen Partei», äusserte Blomberg später dazu.¹⁵³ Die Offiziere reagierten auf den neuen Eid unterschiedlich. Manche waren skeptisch oder unschlüssig. Beck soll vom «schwärzesten Tag seines Lebens» gesprochen haben.¹⁵⁴ Guderian schrieb von einem «folgeschweren Eid» und meinte: «Gebe Gott, dass er beiderseits mit der gleichen Treue gehalten wird zum Wohle Deutschlands.»¹⁵⁵ Die Mehrheit der Offiziere aber machte sich kaum Gedanken über die Auswirkungen des Treuegelöbnisses.¹⁵⁶ Durch die neue Eidesformel wurde nicht mehr zwischen Treue gegenüber dem Staat und Treue gegenüber Hitler unterschieden. Dadurch wurde eine Opposition erschwert. Wer später zögerte, sich der Verschwörung gegen Hitler anzuschliessen, konnte den geleisteten Eid als Ausrede benutzen. Der Treueschwur, der aus dem fehlgeleiteten Ehrgeiz der Reichswehrführung heraus entstanden war, begründete keineswegs eine Abhängigkeit Hitlers von den Streitkräften, sondern bezeichnete den symbolischen Moment, in dem sich die Reichswehr an den «Führer» kettete.¹⁵⁷

«Heute ist Hitler ganz Deutschland», hiess es am 4. August in einer Zeitungsüberschrift.¹⁵⁸ Mit Hindenburgs Begräbnis, das feierlich und prunkvoll in Ostpreussen am Denkmal der Schlacht bei Tannenberg, dem Ort seines grössten Sieges im Ersten Weltkrieg, abgehalten wurde, ging der alte Reichspräsident, der als einziger noch ein ausgleichender Loyalitätsbezugspunkt gewesen war, «in Walhall» ein, wie Hitler es ausdrückte.¹⁵⁹ Hindenburg hatte auf Neudeck beerdigt werden wollen. Mit seinem Gespür für propagandistisch nutzbare Gelegenheiten bestand Hitler jedoch darauf, ihn im Tannenberg-Denkmal zu bestatten.¹⁶⁰ Am 19. August erhielt der stille Staatsstreich vom Anfang des Monats wie geplant seine rituelle Bestätigung per Volksabstimmung. Offiziellen Angaben zufolge waren 89,9 Prozent der abgegebenen Stimmen dafür, dass Hitler nun als Staatsoberhaupt, Regierungschef, Parteiführer und Oberbefehlshaber der Streitkräfte über verfassungsmässig uneingeschränkte Machtbefugnisse verfügte.¹⁶¹ So sehr das Abstimmungsergebnis die NS-Führung auch enttäuschte¹⁶² und als Zeichen der Zustimmung keineswegs so beeindruckend ausgefallen war, wie man es angesichts von offenem Druck und Manipulation vielleicht hätte erwarten können, spiegelt das Resultat doch die Tatsache wider, dass Hitler von der grossen Mehrheit des deutschen Volkes – zum Teil begeistert – unterstützt wurde.

In den wenigen Wochen zwischen der Röhm-Affäre und dem Tod Hindenburgs hatte Hitler alles beseitigt, was seiner Stellung noch hätte gefährlich werden können – und das mit einer Leichtigkeit, die noch im Frühjahr oder Frühsommer 1934 kaum vorstellbar gewesen wäre. Von den «grossen Bataillonen» gestützt und von einem Grossteil der Bevölkerung verehrt, war er institutionell nun unanfechtbar. Er hatte sich die totale Macht gesichert. Der Führerstaat war etabliert. Deutschland hatte sich an die von ihm geschaffene Diktatur gebunden.

Nach dem krisengeschüttelten Sommer war Hitler im September auf der riesigen Kundgebungsbühne in Nürnberg wieder ganz in seinem Element.¹⁶³ Im Gegensatz zum vorjährigen Reichsparteitag wurde die Grossveranstaltung diesmal bewusst als Mittel für den Führerkult eingesetzt. Hitler thronte nun über seiner Bewegung, die ihm mit dieser riesigen Versammlung die Ehre erwies. E,er Film, den die talentierte und glamouröse Regisseurin Leni Riefenstahl über den Parteitag drehte, lief anschliessend in ganz Deutschland vor vollen Häusern und leistete einen eigenen wichtigen Beitrag zur Verherrlichung Hitlers. Der Filmtitel, den Hitler selbst erdacht hatte, lautete «Triumph des Willens».¹⁶⁴ In Wirklichkeit verdankte Hitler seinen Triumph aber weniger seinem Willen als jenen Kräften, die bei den Machtkämpfen im Sommer 1934 gemeint hatten, viel gewinnen zu können, wenn sie Hitler den deutschen Staat in die Hand gaben.

DREIZEHNTES KAPITEL

«Dem Führer entgegen arbeiten»

«Es [ist] die Pflicht eines jeden, zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegen zu arbeiten.»

Werner Willikens am 21. Februar 1934

«Der Führer [muss] zwar aus aussenpolitischen Erwägungen nach aussen hin Einzelaktionen gegen das Judentum verbieten, [ist] aber in Wahrheit durchaus damit einverstanden, dass jeder Einzelne den Kampf gegen das Judentum in schärfster und radikalster Form auf eigene Faust fortsetz[t].»

Meinung eines Hessen im März 1936

«Ich gehe mit traumwandlerischer Sicherheit den Weg, den mich die Vorsehung gehen heisst.»

Hitler am 14. März 1936

«Jeder, der Gelegenheit hat, das zu beobachten, weiss, dass der Führer sehr schwer von oben her alles das befehlen kann, was er für bald oder für später zu verwirklichen beabsichtigt. Im Gegenteil, bis jetzt hat jeder an seinem Platz im neuen Deutschland dann am besten gearbeitet, wenn er sozusagen dem Führer entgegen arbeitet.»

Dies war der Hauptgedanke einer Rede, die Werner Willikens, Staatssekretär im preussischen Landwirtschaftsministerium, auf einer Sitzung von Vertretern der Landwirtschaftsministerien der Länder am 21. Februar 1934 in Berlin hielt. Willikens sagte weiter:

«Sehr oft und an vielen Stellen ist es so gewesen, dass schon in den vergangenen Jahren Einzelne immer nur auf Befehle und Anordnungen gewartet haben. Leider wird das in Zukunft wohl auch so sein; demgegenüber ist es die Pflicht eines jeden, zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegen zu arbeiten. Wer dabei Fehler macht, wird es schon früh genug zu spüren bekommen. Wer aber dem Führer in seiner Linie und zu seinem Ziel richtig entgegen arbeitet, der wird bestimmt wie bisher so auch in Zukunft den schönsten Lohn darin haben, dass er eines Tages plötzlich die legale Bestätigung seiner Arbeit bekommt.»¹

Diese in einer ganz gewöhnlichen Rede enthaltenen Äusserungen geben einen wichtigen Einblick in die Funktionsweise des Dritten Reiches. Zwischen dem Tod Hindenburgs Anfang August 1934 und der Blomberg-Fritsch-Krise Ende Januar/Anfang Februar 1938 nahm der «Führerstaat» Gestalt an. Das waren die «normalen» Jahre des Dritten Reiches, die viele Zeitgenossen als «gute» Jahre in Erinnerung behielten (auch wenn das wohl kaum für die wachsende Zahl der Opfer des Nationalsozialismus galt).² Es waren aber auch die Jahre, in denen sich das Tempo der für das NS-Regime so charakteristischen «kumulativen Radikalisierung»³ zu beschleunigen begann. Ein Erscheinungsmerkmal

dieses Prozesses war die Fragmentation der Regierung: Hitlers personalisierte Herrschaftsform führte in der Verwaltungsmaschinerie zu Verzerrungen, da sie eine Vielzahl einander überschneidender und miteinander konkurrierender Institutionen und Ämter entstehen liess, die auf unterschiedliche Weise vom «Führerwillen» abhängig waren. Gleichzeitig nahmen die «rassistischen» und expansionistischen Ziele der Hitlerschen Weltanschauung in diesen Jahren allmählich schärfere Konturen an, wenn auch keineswegs immer als unmittelbare Folge von Handlungen Hitlers. Nicht zuletzt waren es ausserdem die Jahre, in denen nicht nur Hitlers Ansehen, sondern auch seine – ab Sommer 1934 institutionell unanfechtbare – Macht soweit wuchs, dass sie schliesslich absolut war. Dieser Punkt wurde erreicht, als nach einem Skandal um Vorgänge im Privatleben der zwei ranghöchsten Militärs im Land das einst mächtige Offizierskorps Anfang 1938 auf die ihm noch verbliebene Autorität und unabhängige Machtbasis verzichtete.⁴

Diese drei Tendenzen – die allmähliche Beseitigung der kollektiven Regierungsform, die Herausbildung klarerer ideologischer Ziele und die Entstehung des Führerabsolutismus – waren eng miteinander verbunden. Für diese Entwicklung waren Hitlers Handlungen, vor allem im Bereich der Aussenpolitik, sicherlich wichtig. Entscheidend aber war jene Komponente, die unbeabsichtigt in Werner Willikens Rede zur Sprache kam. Hitlers personalisierte Herrschaftsform ermutigte seine Anhänger zu radikalen Initiativen von unten und bot solchen Initiativen Rückendeckung, solange sie mit seinen grob definierten Zielen auf einer Linie lagen. Dadurch wurde auf allen Ebenen des Regimes eine scharfe Konkurrenz gefördert – zwischen verschiedenen Ämtern ebenso wie zwischen einzelnen Beamten oder Funktionären innerhalb dieser Ämter. Wer im darwinistischen Dschungel des Dritten Reiches befördert werden und zu einer Machtposition gelangen wollte, musste den «Führerwillen» erahnen und, ohne auf Anweisungen zu warten, die Initiative ergreifen, um das voranzutreiben, was den Zielen und Wünschen Hitlers dienlich erschien. «Dem Führer entgegen zu arbeiten», konnte von Parteifunktionären, -ideologen und SS-»Machttechnokraten« durchaus wörtlich genommen werden. Doch im übertragenen Sinne arbeiteten – unabhängig von ihren persönlichen Motiven – auch jene einfachen Bürger «dem Führer entgegen», die ihre Nachbarn bei der Gestapo denunzierten (und mit Hilfe politischer Verleumdung häufig persönliche Abneigung oder Feindschaft in eigenen Vorteil ummünzten), genauso wie Geschäftsleute, die antijüdische Gesetze gerne dazu

nutzten, sich ihrer Konkurrenten zu entledigen, und all die anderen Menschen, die alltäglich in unspektakulärer Weise auf Kosten anderer mit dem Regime kooperierten. Sie halfen dadurch, eine unaufhaltbare Radikalisierung voranzutreiben, die zur allmählichen Herausbildung konkreter, in der «Mission» des Führers verkörperter, politischer Ziele führte.

«Dem Führer entgegen zu arbeiten» bedeutete, dass Initiativen ergriffen, Druck gemacht oder Gesetze eingefädelt wurden – und dies alles auf einer Linie mit dem, was man für Hitlers Ziele hielt, ohne dass der Diktator dazu notwendigerweise einen Befehl erteilen musste. Daraus ergab sich eine fortgesetzte Radikalisierung der Politik in einer Richtung, die Hitlers ideologische Gebote immer deutlicher als praktikable politische Optionen ins Blickfeld rückte. Somit resultierten die Zersetzung der offiziellen Regierungsbürokratie und die parallele ideologische Radikalisierung direkt und unaufhaltsam aus der spezifischen, personalisierten Herrschaftsform unter Hitler. Und umgekehrt prägten beide entscheidend den Prozess, durch den sich Hitlers personalisierte Macht von allen institutionellen Beschränkungen freimachen und absolut werden konnte.

Innerhalb dieses Prozesses wuchs mit jedem internationalen «Triumph» – den der Kanzler scheinbar durch kühnes Verhalten gegenüber ängstlichen Gegnern, in Wahrheit aber durch Attacken gegen ein europäisches Staatensystem errang, das so stabil wie ein Kartenhaus war – Hitlers ohnehin schon enormes Selbstbewusstsein weiter an, verstärkte dabei den vorhandenen Hang zum Grössenwahn und liess deutlich erkennen, wie sehr er jene «Kleingeister» in der Reichswehrführung und im Auswärtigen Amt verachtete, die ein vorsichtigeres Vorgehen befürworteten. Gleichzeitig vergrösserte jeder Hitler zugeschriebene Erfolg sein öffentliches Ansehen, untergrub die Hoffnungen der Opposition und erhöhte die Bereitschaft etwaiger Zweifler in den Reihen der politischen Elite, ihn ohne Zögern als oberste Macht anzuerkennen. Und je mehr der Führerkult seinem Höhepunkt zustrebte, desto deutlicher zeigte sich, dass auch Hitler Opfer dieses Kults um seine Person war. Eine entscheidende Phase dieses Prozesses ist durch die spannungsgeladenen aussenpolitischen Entwicklungen gekennzeichnet, die in der Wiedereinnahme des Rheinlandes gipfelten. Der erfolgreiche Abschluss der Rheinlandkrise war Hitlers bislang grösster Triumph. Ab da glaubte er selbst um so stärker an seinen eigenen «Mythos».

I

Aus Hitlers nächster Umgebung verlautete später, man habe ihn nach Hindenburgs Tod als verändert erlebt. Laut Pressechef Otto Dietrich waren 1935 und 1936, als Hitler «nun als absoluter Herrscher nach neuen Taten Ausschau hielt», die «bedeutsamsten» Jahre seiner Entwicklung «vom innenpolitischen Reformen und sozialen Volksführer zum späteren aussenpolitischen Desperado und Würfelspieler der Völkerpolitik». Weiter erklärte Dietrich:

«In diesen Jahren machte sich auch im persönlichen Auftreten und im Verkehr Hitlers ein gewisser Wandel bemerkbar. Er wurde in zunehmendem Masse zurückhaltender im Empfang politischer Besucher, wenn sie von ihm nicht beordert waren. In dem gleichen Masse verstand er es, sich auch innerlich von seiner Umgebung zu distanzieren. Während sie vor der Machtübernahme die Möglichkeit besass, ihm auch ihre abweichende politische Meinung vorzubringen, entzog er sich als Staatsoberhaupt und Respektperson strikt jeder ungebetenen politischen Aussprache [...]. Hitler begann, Einwendungen gegen seine Erkenntnisse und Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit zu hassen [...]. Er wollte reden, aber nicht zuhören, er wollte Hammer, aber nicht Amboß sein.»⁵

Dass Hitler sich ab August 1934, nach dem Ende der Konsolidierungsphase seiner Macht, aus der Innenpolitik immer mehr heraushielt, lag, wie in Dietrichs Äusserungen anklingt, nicht einfach an seinem Charakter oder seiner freien Entscheidung. Vielmehr kam hier auch seine Stellung als «Führer» zum tragen, dessen Prestige und Image es nicht zuliesse, dass er sich durch die direkte Verbindung zu unpopulären Entscheidungen politisch blamierte oder die Hände schmutzig machte. Hitler verkörperte die nationale Einheit, und angesichts seiner Funktion als zentralem Integrationsmechanismus des Regimes *musste* er sie auch verkörpern. Er durfte nicht erkennbar in interne politische Konflikte verwickelt sein. Darüber hinaus spiegelte sich in seiner zunehmenden Zurückhaltung auch die erfolgreiche Transformation der Innenpolitik zu Propaganda und Indoktrination. Ein wesentliches Moment der Politik – sich zwischen verschiedenen Möglichkeiten zu entscheiden und darüber zu debattieren – existierte in der Öffentlichkeit nicht mehr (auch wenn hinter den Kulissen natürlich weiterhin heftige Dispute und Konflikte ausgetragen wurden).

Im «gleichgeschalteten» Deutschland lief «Politik» nun auf das hinaus, was Hitler seit Anfang der zwanziger Jahre für deren alleiniges Ziel hielt: die «Nationalisierung der Massen» als Vorbereitung auf den grossen, unvermeidlichen Kampf gegen äussere Feinde. Doch dieses Ziel, die Schaffung einer starken, einigen und unbezwingbaren «Volksgemeinschaft», war so umfassend und universell, dass darin kaum mehr zu sehen war als eine äusserst starke emotionale Anstiftung zur Formulierung politischer Initiativen in allen Tätigkeitsfeldern des Regimes – mit Auswirkungen auf alle Lebensbereiche. Hitler hätte derartige Initiativen unmöglich alle überschauen oder gar leiten können, und selbst bei einem anderen, in Verwaltungsdingen kompetenteren und effizienter arbeitenden Staatsoberhaupt wäre das nicht anders gewesen. Durch seine Form der Führerschaft in Verbindung mit den von ihm verkörpertem groben «Aktionsrichtungen»⁶ – nationale Erneuerung, «Beseitigung» der Juden, «Aufartung» der Rasse, Wiederherstellung von Deutschlands Macht und Ansehen in der Welt – wurde in allen Politikbereichen eine anhaltende Dynamik entfesselt. Wie Willikens gesagt hatte, bestanden die grössten Erfolgchancen (und die besten individuellen Aufstiegsmöglichkeiten) dort, wo der Einzelne zeigen konnte, wie wirkungsvoll er «dem Führer entgegen» arbeitete. Doch da Hitler vermeiden musste, offen in Dispute verwickelt zu werden, und deshalb die Vielzahl von Aktivitäten nicht koordiniert wurde – und auch gar nicht koordiniert werden konnte –, kam es unweigerlich zu örtlichen Konflikten (obwohl alle Beteiligten meinten, dem «Willen des Führers» zu folgen). Und dadurch war es Hitler dann erst recht nicht möglich, sich persönlich in den Konflikt einzuschalten. Hitler war einerseits also der unverzichtbare Dreh- und Angelpunkt des ganzen Regimes, hatte andererseits aber auch kaum direkt mit dem formellen Regierungsapparat zu tun. Das führte in Regierungs- und Verwaltungsfragen zwangsläufig zu einem grossen Durcheinander.

Hitlers Temperament, sein unbürokratischer Arbeitsstil, sein darwinistischer Hang, sich auf die Seite der Stärkeren zu stellen, und die durch seine Führerrolle vorgegebene Zurückhaltung erzeugten in ihrer Verbindung ein ausserordentliches Phänomen: einen hochmodernen, fortschrittlichen Staat ohne zentrale Koordinationsstelle und mit einem von der Regierungsmaschinerie weitgehend losgelösten Regierungschef. Trotz beherrschender Diktatorstellung regierten sowohl Benito Mussolini in Italien als auch, ab 1939, Francisco Franco in Spanien mit Hilfe des Kabinetts (wenn dieses grösstenteils auch nur beratende Funktion

hatte). Josef Stalin behielt sein Politbüro (auch wenn er das eine oder andere Mitglied erschiessen liess). Alle drei versuchten, zu dominieren und den zentralen Regierungsapparat ihrer rigiden Kontrolle zu unterwerfen. In Deutschland jedoch verloren die Kabinettsitzungen (die Hitler nie gern geleitet hatte) zunehmend an Bedeutung. 1935 kamen die Minister zwölfmal zusammen, 1937 waren es nur noch sechs Sitzungen. Nach dem 5. Februar 1938 trat das Kabinett überhaupt nicht mehr zusammen. Während des Krieges verbot Hitler seinen Ministern sogar, sich gelegentlich bei einem Glas Bier zu treffen.⁷ Da keine Kabinettsbesprechungen mehr stattfanden, bei denen Prioritäten hätten festgelegt werden können, musste die Flut der von den einzelnen Ministerien vorgeschlagenen Gesetze in einem schwerfälligen und äusserst ineffektiven Verfahren abgestimmt werden: Die Entwürfe wurden solange zwischen den Ministern hin- und hergeschickt, bis Übereinstimmung erzielt war. Erst dann trat Hitler auf den Plan: Falls er den Inhalt des jeweiligen Entwurfs in der ihm vorgetragenen Kurzfassung für gut befand (er selbst las den Text meist gar nicht), unterschrieb er ihn und machte ihn so zum Gesetz.

Hans Heinrich Lammers hatte als Chef der Reichskanzlei und einziges Bindeglied zwischen den Ministern und Hitler erheblichen Einfluss darauf, wie die einzelnen Gesetzesentwürfe (und andere Ministeranliegen) dem Kanzler präsentiert wurden. Wenn Lammers meinte, dass Hitler zu sehr mit anderen dringenden Staatsangelegenheiten beschäftigt sei, kam es vor, dass mancher in monatelanger Arbeit vorbereitete Gesetzesentwurf einfach ignoriert oder seine Verabschiedung auf unbestimmte Zeit verschoben wurde. Andererseits intervenierte Hitler manchmal aufgrund einseitiger Vorabinformationen bis in kleine Detailfragen hinein. Dadurch wuchs die Willkürlichkeit der Entscheidungen. Zwischen Hitlers stark personalisiertem Herrschaftsstil und den für die Verwaltung erforderlichen geregelten Normen und klar definierten Verfahrensweisen bestand ein zwangsläufiger – und letztlich unauflöslicher – Konflikt. Ausserdem trugen auch Hitlers eingefleischte Geheimniskrämerei, seine Vorliebe für (von ihm leicht zu dominierende) Einzelbesprechungen mit Untergebenen und seine ausgeprägte Günstlingswirtschaft gegenüber Ministern und anderen in Staat und Partei führenden Persönlichkeiten dazu bei, herkömmliche Formen der Regierungs- und Verwaltungsarbeit zu untergraben.

Bei dem fortwährenden Machtkampf innerhalb des Regimes spielte der Zugang zu Hitler eine Schlüsselrolle. Minister, die aus irgendeinem Grund nicht mehr in Hitlers Gunst standen, stellten auf einmal fest, dass

er für sie nicht zu sprechen war. Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, Walther Darré, bemühte sich Ende der dreissiger Jahre beispielsweise über zwei Jahre lang vergeblich um einen Termin beim «Führer», mit dem er die immer schlimmer werdenden Versorgungsprobleme des Landes besprechen wollte. Mit der Kontrolle des Zugangs zu Hitler in Händen erlangten seine Adjutanten ein erhebliches Mass an informeller Macht, auch wenn sie Günstlingen wie Goebbels oder dem höchst ehrgeizigen jungen Architekten Albert Speer – der Hitlers Begeisterung für Baupläne zu nutzen verstand – den Zugang nicht verwehren konnten.⁸

Fritz Wiedemann, der im Ersten Weltkrieg Hitlers direkter Vorgesetzter und Mitte der dreissiger Jahre einer seiner Adjutanten gewesen war, blieb der aussergewöhnliche Stil der willkürlich und wahllos ausgeübten persönlichen Herrschaftsform des «Führers» in Erinnerung. 1935, so sagte Wiedemann später, habe Hitler sich noch an einen relativ geordneten Tagesablauf gehalten. Morgens fanden ab 10 Uhr bis zum Mittagessen um 13 oder 14 Uhr Besprechungen mit Lammers, Meissner, Funk (vom Propagandaministerium) und verschiedenen Ministern oder in dringenden Fällen auch mit anderen wichtigen Männern statt. Nachmittags sprach Hitler mit militärischen und aussenpolitischen Beratern oder – das war ihm lieber – mit Speer über Baupläne. Mit der Zeit war allerdings von einem solchen festen Tagesablauf keine Rede mehr. Hitler wandte sich wieder jenem Lebensstil zu, den er als junger Mann in Linz und Wien so geliebt hatte und für den er Anfang der zwanziger Jahre von Gottfried Feder getadelt worden war. Wiedemann erinnerte sich nach dem Krieg:

«Später erschien Hitler gewöhnlich erst kurz vor dem Mittagessen, las kurz durch, was ihm der Reichspressechef Dr. Dietrich aus der Presse zusammengestellt hatte, und ging dann zum Essen. So wurde es für Lammers und Meissner immer schwieriger, von Hitler Entscheidungen zu erlangen, die nur er allein als Staatsoberhaupt treffen konnte. [...] Wenn Hitler auf dem Obersalzberg weilte, war es noch schlimmer. Dort kam er grundsätzlich erst gegen 14 Uhr aus seinem Zimmer. Dann ging's zum Essen. Den Nachmittag füllte meist ein Spaziergang aus, und abends wurden gleich nach dem Abendessen Filme vorgeführt.»⁹

Die Spaziergänge führten immer bergab, und unten wartete schon ein Wagen, um Hitler und seine Begleiter wieder nach oben zu bringen. Hit-

Er hatte eine starke Abneigung gegen körperliche Betätigung und Angst davor, sich durch mangelhafte sportliche Leistung zu blamieren. Wegen der zahlreichen Schaulustigen, die einen Blick auf Hitler erhaschen wollten, wurde während des Nachmittagsspaziergangs die ganze Gegend abgesperrt. Stattdessen bürgerte sich der «Vorbeimarsch» der aus allen Teilen Deutschlands angereisten Besucher ein. Bis zu 2'000 Menschen aller Altersstufen, die aufgrund ihrer Verehrung für den «Führer» den steilen Weg zum Obersalzberg hinaufgepilgert und oftmals stundenlang gewartet hatten, marschierten auf das Zeichen eines der Adjutanten hin in einer langen Reihe schweigend an Hitler vorbei. Laut Wiedemann hatte dieser Vorgang «etwas Religiöses» an sich.¹⁰

Die abendliche Filmvorführung versäumte Hitler nur selten. Seine Adjutanten mussten dafür sorgen, dass jeden Tag ein neuer Film geboten wurde – keine leichte Aufgabe, wenn man die damaligen Produktionszahlen anspruchsvoller Filme bedenkt. Hitler sah sich lieber leichte Unterhaltungsfilme als seriöse Dokumentationen an und gelangte Wiedemann zufolge auf diese Weise wahrscheinlich zu manchen seiner starken Vorurteile gegenüber anderen Nationen und deren Kultur.¹¹

Die Atmosphäre, die bei der fast reinen Männergesellschaft in der Reichskanzlei herrschte, war eine Mischung aus Männerverein und Offiziersmesse (mit einem Hauch von Gangsterhöhle). Auf dem Obersalzberg, der meist nur «der Berg» genannt wurde, sorgte die Gegenwart von Frauen (Eva Braun und die Ehefrauen oder Freundinnen von Männern in Hitlers Gefolge) für einen etwas freundlicheren Umgangston, und solange sie anwesend waren, durfte nicht über Politik geredet werden. Gegenüber seinen Gästen, vor allem den weiblichen, war Hitler höflich und – auf eine etwas unbeholfen-steife, förmliche Art – sogar charmant. Seinen Sekretärinnen, Adjutanten und den anderen Bediensteten in seinem persönlichen Stab gegenüber verhielt sich Hitler ausnahmslos korrekt und zuvorkommend; die meisten von ihnen achteten und mochten ihn.¹² Bei der Wahl von Geburtstags- und Weihnachtsgeschenken für sein Gefolge erwies er sich wiederholt als liebenswürdig, aufmerksam und grosszügig. Dennoch war – ob in der Reichskanzlei oder auf dem Obersalzberg – das Leben in seiner unmittelbaren Nähe für die Betroffenen mit erheblichen Einschränkungen und beträchtlicher Langeweile verbunden. In seiner Gegenwart fiel es schwer, wirklich locker und unverkrampft zu sein. Wo er auch war, dominierte er die Unterhaltung. Bei Besprechungen duldeten er keinen Widerspruch. Bei Tischgesprächen waren die Gäste aus Angst, ein fal-

sches Wort könnte sein Missfallen erregen, häufig nervös und zurückhaltend. Seine Adjutanten achteten spätabends vor allem darauf, dass keiner der Gäste unbeabsichtigt eines der Lieblingsthemen des Führers – etwa den Ersten Weltkrieg oder die Marine – ansprach, denn das löste bei Hitler regelmässig einen seiner endlosen Monologe aus, und alle waren dann gezwungen, bis in die frühen Morgenstunden auszuhalten.¹³

Die unmethodische, ja nachlässige Art, in der Hitler sich der Flut von oftmals wichtigen, ihm zur Entscheidung vorgelegten Regierungsangelegenheiten widmete, führte in der Verwaltung zwangsläufig zu Unordnung. «Aktenstudium liebte er nicht», erinnerte sich Wiedemann. «Manche Entscheidungen, auch solche über sehr wichtige Dinge, habe ich von ihm eingeholt, ohne dass er sich jemals von mir die Unterlagen geben liess. Er war der Ansicht, dass sich vieles von selbst erledigte, wenn man nur nicht daran rühre.»¹⁴

Nur in einem wesentlichen Punkt war Hitler bei der Schreibtischarbeit nicht lethargisch. Wenn es um die Vorbereitung seiner (von ihm selbst verfassten) Reden ging, zog er sich in sein Zimmer zurück und arbeitete dann nicht selten mehrere Abende hintereinander bis spät in die Nacht, wobei er drei Sekretärinnen direkt in die Schreibmaschine diktierte, um anschliessend den jeweiligen Entwurf sorgfältig zu korrigieren.¹⁵ Das öffentliche Image war äusserst wichtig. Er war und blieb vor allem ein Propagandist.

Selbst wenn Hitler einen viel gewissenhafteren und weniger eigentümlichen oder willkürlichen Führungsstil gehabt hätte, wäre die stark personalisierte Leitung eines mit komplexen und vielfältigen Problemen verbundenen modernen Staates für ihn zuviel gewesen. Unter den gegebenen Umständen wurden Misswirtschaft und Korruption auf jeden Fall Tür und Tor geöffnet. Bei Hitler verbanden sich Inkompetenz und Desinteresse an Finanzfragen mit einer ungenierten Verschwendung öffentlicher Gelder. «Alten Kämpfern» liess er Posten beschaffen. Riesige Geldsummen flossen in die Errichtung imposanter Repräsentationsbauten. Architekten und Baufirmen wurden äusserst freigebig entlohnt. Bei Bauwerken oder künstlerischen Projekten, die Hitler wichtig erschienen, war Geld kein Problem.¹⁶ Führende Nationalsozialisten verfügten über enorme Einkommen, konnten Steuerbefreiungen nutzen, profitierten ausserdem von Geschenken, Spenden sowie Bestechungsgeldern und vermochten sich so ihren extravaganten Geschmack in Form von palastartigen Wohnsitzen, erlesenem Schmuck oder Kunst-

werken und anderen materiellen Luxusgütern zu leisten, darunter natürlich auch die unvermeidlichen protzigen Limousinen. Bemerkenswert in dieser Hinsicht – wenn auch nur Teil der Spitze eines enormen Eisbergs – war der Leiter der «Deutschen Arbeitsfront», Robert Ley, ein promovierter Lebensmittelchemiker und früherer NS-Gauleiter aus dem Rheinland, der als «Weiberheld» galt und den wohlverdienten Spitznamen «Reichstrunkenbold» erhalten hatte. Seine offensichtliche Korruptheit und sein Luxusleben stellten für viele Arbeiter, die für ihre Knochenarbeit nur einen Hungerlohn erhielten, einen Affront dar. Einfache Leute wussten aber zum Beispiel weder davon, dass Ley Gelder der Bank der deutschen Arbeit benutzte, um dem Kommandeur der «SS-Leibstandarte Adolf Hitler», Sepp Dietrich, dessen Berliner Luxusvilla (derer Dietrich schon bald überdrüssig geworden war und die er durch eine Residenz in München ersetzen wollte) zum Doppelten des ursprünglichen Kaufpreises abzukaufen, noch davon, dass die Bank Hitlers Adjutanten Fritz Wiedemann eine beträchtliche Bestechungssumme anbot.¹⁷ Korruption war auf allen Ebenen des Regimes gang und gäbe.¹⁸ Hitler liess der grenzenlosen Gier seiner Untergebenen nach materiellen Macht- und Erfolgszeichen gerne freien Lauf, denn ihm war bewusst, dass massenhafte Korruption für Loyalität sorgte.

Das Dritte Reich entwickelte sich so zu einer Art modernem Feudalsystem, bei dem persönliche Treue und Gefolgschaft mit privaten Lehen belohnt wurden.¹⁹ Hitler selbst, der dank der Verkaufserlöse seines Buches «Mein Kampf» inzwischen Millionär war, pflegte seinen öffentlich gepriesenen (Essen und Kleidung betreffenden) spartanischen Lebensstil im Rahmen eines unerhörten Luxus. Neben seinen Prachtwohnungen – der amtlichen in Berlin und der privaten in München – hatte er noch seine Alpenresidenz auf dem Obersalzberg. Aus dem zunächst relativ bescheidenen «Haus Wachenfeld» war mit Hilfe enormer Geldsummen inzwischen der prunkvolle «Berghof» geworden, der sich bei Staatsbesuchen für den Empfang ausländischer Würdenträger eignete.²⁰ Durch Hitlers Ruhelosigkeit bedingt, waren er und sein umfangreiches Gefolge fast ständig innerhalb Deutschlands unterwegs. Dafür standen ihm ein Sonderzug mit elf Waggons und Schlafabteilen, eine Wagenkolonne und drei Flugzeuge zur Verfügung.²¹

Noch schwerwiegender als der scheinbar grenzenlos grosszügige Umgang korrupter Parteidespoten mit öffentlichen Geldern zum eigenen Vorteil war die Korruptheit des politischen Systems. Da beim politischen Entscheidungsprozess förmliche Verfahren immer weniger zur

Anwendung kamen, waren Parteigrößen, die als Günstlinge Zugang zu Hitler hatten, oftmals in der Lage, beim Mittagessen und Kaffeetrinken die eine oder andere Initiative vorzuschlagen und dem Führer eine zustimmende Äusserung zu ihren Gunsten zu entlocken.²²

Hitlers impulsive Art, Anregungen von untergebenen NS-Führern mündlich zuzustimmen, erwies sich manchmal als peinlich. Als Robert Ley im Oktober 1934 Hitlers Unterschrift für einen Erlass erhielt, der die Position der «Deutschen Arbeitsfront» auf Kosten der Unternehmer und der staatlichen «Treuhand der Arbeit» stärken sollte, führte das zu Schwierigkeiten. Weder das Arbeits- noch das Wirtschaftsministerium waren vorher angemessen gehört worden. Nachdrücklich protestierte auch Parteichef Rudolf Hess, der mit Ley (der von Hitler neben der Leitung der «Arbeitsfront» auch mit organisatorischen Parteiangelegenheiten betraut worden war, wodurch es wiederholt zu direkten Konflikten mit Hess kam) über Kreuz stand. Da Hitler sich weder den Finanzexperten Schacht noch die Industriellen zu Gegnern machen durfte, musste er dem Druck nachgeben. Um sein Gesicht zu wahren, widerrief er den Erlass nicht, sondern sorgte dafür, dass dieser einfach ignoriert beziehungsweise nicht angewendet wurde, so sehr Ley auch darauf zurückzugreifen versuchte.²³

Ein paar Monate später, Anfang 1935, war es umgekehrt: Hitler gab in einer Angelegenheit dem Druck der Partei nach, nachdem er zunächst dem gegenteiligen Vorschlag eines Reichsministers zugestimmt hatte. Arbeitsminister Seldte war es gelungen, Hitlers Unterstützung für den Plan zu erhalten, die regional unterschiedliche Lohnstruktur im Bauwesen durch ein reichsweit gültiges einheitliches Lohnsystem zu ersetzen. Das führte zu nachdrücklichem Widerspruch von Seiten der NS-Gauleiter – besonders lautstark protestierte der Hamburger Gauleiter Kaufmann –, die befürchteten, dass unter den in einigen Gebieten damit verbundenen Lohnsenkungen die Arbeitsmoral leiden könnte.²⁴ Hitler gab klein bei. Auch hier konnte die frühere Entscheidung aus Prestige-Gründen nicht einfach als Fehler eingestanden und rückgängig gemacht werden. Stattdessen ordnete Hitler vor der Einführung des neuen Lohnsystems weitere Beratungen an. Da er keine Frist setzte, bedeutete das, dass die Angelegenheit zu den Akten gelegt und vergessen wurde.²⁵

In den beiden genannten Fällen mussten konkrete politische Initiativen, die den speziellen Interessen bestimmter einflussreicher Gruppen innerhalb des Regimes zuwiderliefen, fallengelassen werden. Für Ley und Seldte stellte sich heraus, dass sie dem «Führer» letztlich nicht «ent-

gegen gearbeitet» hatten. Doch da Hitler in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre bei innenpolitischen Fragen höchst selten die Initiative ergriff und es keine zentrale Stelle mehr gab, die sonst die politische Linie hätten festlegen können, hatten nun all jene weitgehenden Handlungsspielraum, die dort Druck machen und auf Massnahmen drängen konnten, wo es um das Ziel ging, die Massen zu einer «Volksgemeinschaft» zu einen und jeden, der als nicht zugehörig erachtet wurde, auszuschliessen. Der Druck ging hauptsächlich von zwei Seiten aus: von der NSDAP (und zwar sowohl von der Parteizentrale als auch von den Gauleitern) und von der zur Eliteorganisation aufgerückten SS (die im Verbund mit der Polizei zu einer ideologiegetriebenen, mächtigen Staatssicherheitskraft werden sollte). Beide rechtfertigten ihre Forderungen und Handlungen mit Hilfe von Hitlers erklärtem (und uneingeschränktem) Ziel, durch «Reinhaltung der Rasse» zu nationaler «Erneuerung» und Stärke zu gelangen, und sorgten so dafür, dass die durch die «Machtgreifung» entfesselte Dynamik nicht nachliess.

Mit der Machtübernahme im Jahre 1933 war aus der NSDAP, deren Mitgliederzahl aufgrund des Beitritts Hunderttausender von Opportunisten nun rasch anwuchs, im Wesentlichen ein locker koordiniertes Sozialkontroll- und Propagandainstrument geworden. Durch die Zerstörung der von Gregor Strasser aufgebauten Organisationsstruktur hatte Hitler schon im Dezember 1932 festgelegt, dass die Mobilisierung für die durch ihn verkörperte «nationalsozialistische Idee» Aufgabe der Partei war.²⁶ Nach seiner Ernennung zum Reichskanzler zeigte er für die NSDAP als Institution kaum noch Interesse. Der schwache und unfähige, aber treuergebene Rudolf Hess wurde im April zu Hitlers Stellvertreter ernannt und mit der Leitung der NSDAP betraut.

Da Robert Ley, wie erwähnt, für die organisatorischen Angelegenheiten der Partei zuständig war, besass Hess von Anfang an keine umfassende Machtbefugnis.²⁷ Auch gegenüber den Gauleitern hatte er keine starke Position, da sich die meisten von ihnen auf eine lange persönliche Bindung zu Hitler stützen konnten, wenn es darum ging, die eigene regionale Machtbasis zu wahren. Im Führungsbereich der Partei wurde weder eine echte hierarchische Befehlsstruktur noch ein Gremium zur Festlegung der Parteipolitik geschaffen. Die «Reichsführung» der NSDAP bestand aus einer Gruppe von Einzelpersonen, die nicht in der Art eines Politbüros zu gemeinsamen Sitzungen zusammenkamen; Gauleiterbesprechungen fanden nur auf Geheiss Hitlers statt, und dann diskutierte man nicht über Politik, sondern lauschte einer «Führerrede». Und

so etwas wie ein Parteiratsgremium gab es erst gar nicht.²⁸ Die NSDAP hatte daher weder eine zusammenhängende Struktur noch eine systematische Politik, die sie der Staatsbürokratie gegenüber hätte durchsetzen können. Beides war dadurch ausgeschlossen, dass sie ihrem Wesen als «Führerpartei» entsprechend durch den Führerkult zusammengehalten wurde und an stark emotional wirkende, durch die Person des «Führers» verkörperte, aber nur grob definierte Allgemeinziele gebunden war. Dennoch stiess die Partei in erheblichem Masse in den Bereich der eigentlichen Regierungsarbeit vor, als Hess 1934 bei ministeriellen Gesetzesentwürfen und 1935 bei der Ernennung höherer Beamter so etwas wie ein Vetorecht erhielt.²⁹ So unsystematisch die Interventionsmöglichkeiten der NSDAP auch waren, verstärkte sich dadurch doch der Einfluss der Partei, vor allem in den als ideologisch entscheidend erachteten Bereichen. Zu den wichtigsten davon gehörten die Rassenpolitik und der sogenannte Kirchenkampf.³⁰ Bei beiden fiel es der NSDAP nicht schwer, ihre Aktivisten zu mobilisieren, deren Radikalismus wiederum die Regierung dazu brachte, gesetzgeberisch tätig zu werden. Tatsächlich sah sich die Parteiführung oftmals gezwungen, auf Druck von unten zu reagieren, der von Gauleitern im eigenen Interesse entfacht worden war, gelegentlich aber auch von radikalen örtlichen Aktivisten ausging. Bei allem, was mit den Zielen Hitlers in Verbindung gebracht wurde, hielt so, woher der Druck auch kam, die Radikalisierung weiter an.

Ab Mitte der dreissiger Jahre schenkte Hitler der Parteiarbeit wenig Aufmerksamkeit. Otto Dietrich bemerkte dazu:

«Von dieser Zeit an hat sich Hitler auch weniger um die Partei gekümmert. Seine persönliche Teilnahme am Parteileben beschränkte sich von nun an im Wesentlichen auf sein Erscheinen bei den grossen repräsentativen Veranstaltungen in München, Nürnberg usw., sowie auf seine Reden, die er regelmässig im November und Februar vor seiner ‚Alten Garde‘ hielt.»³¹

Das Problem des Dualismus von Partei und Staat wurde nie gelöst und liess sich auch nicht lösen. Hitler selbst war es ganz recht, dass sich Kompetenzbereiche überschneiden und keine eindeutige Klarheit herrschte. Immer auf der Hut vor allen organisatorischen Rahmenbedingungen, die seine Macht hätten einschränken können, untergrub Hitler sämtliche Bemühungen Fricks, durch eine «Reichsreform» eine rationalere autoritäre Staatsstruktur zu schaffen.³²

Wie zu allen Machtbeziehungen hatte Hitler auch zum Staat ein nur auf Nutzbarmachung beruhendes, rein opportunistisches Verhältnis. Er betrachtete ihn, wie es in «Mein Kampf» ausdrücklich heisst, nur als Mittel zum Zweck – zum vage formulierten Zweck «der Erhaltung und Förderung einer Gemeinschaft physisch und seelisch gleichartiger Lebewesen» und der «Sorge um die Erhaltung derjenigen rassischen Ur-elemente, die, als kulturspendend, die Schönheit und Würde eines höheren Menschentums schaffen».³³ Dementsprechend dachte er nicht weiter über Formen und Strukturen nach, sondern nur über Wirkung. Wenn sich ein bestimmter Bereich der Politik nicht mit bestem Resultat von einem – durch Bürokratie belasteten – Ministerium bedienen liess, dann sollte nach Hitlers kruder Vorstellung eine – möglichst unbürokratisch geführte – andere Organisation diese Aufgabe übernehmen.

Die so neugeschaffenen Institutionen waren in der Regel nur Hitler direkt verantwortlich und zwischen Partei und Staat angesiedelt, ohne Teil der einen oder des anderen zu sein. Die «Organisation Todt», die Hitlerjugend und (ab 1936) der Vierjahresplan waren solche Institutionen. In Wirklichkeit entstanden durch diese Vorgehensweise bloss neue, konkurrierende bürokratische Instanzen mit bisweilen sich überschneidenden Zuständigkeitsbereichen, und daraus ergaben sich endlose Abgrenzungsstreitigkeiten. Hitler kümmerte das nicht. Die Folge aber war, dass dadurch jegliche Kohärenz der Regierungs- und Verwaltungsarbeit weiter unterminiert und gleichzeitig innerhalb des Regimes die zunehmende Autonomie der Position Hitlers als «Führer» gefördert wurde.

Die wichtigste radikalideologische, generalbevollmächtigte und direkt von Hitler abhängige neue Institution war der vereinte und schon Mitte 1936 voll entwickelte SS-Polizei-Apparat. Bereits vor dem «Röhm-Putsch» hatte Himmler seine ursprüngliche Machtbasis über Bayern hinaus ausgedehnt und Schritt für Schritt die Kontrolle über die Polizei der einzelnen Länder gewonnen. Diese Entwicklung gipfelte im April 1934 in seiner Ernennung zum «Inspekteur der Gestapo», mit Reinhard Heydrich als Leiter des preussischen Geheimen Staatspolizeiamts (Gestapa). Nachdem die SS Ende Juni eine so entscheidende Rolle dabei gespielt hatte, die Macht der SA-Führung zu brechen, vermochte Himmler seinen Vorteil zu nutzen und sich soweit durchzusetzen, dass Göring die Kontrolle über die Sicherheitspolizei im grössten Land des Reiches vollständig abgab. Wie vorherzusehen, scheiterten auch die Versuche von Reichsinnenminister Frick und Reichsjustizminister Gürt-

ner, die autonome Machtfülle der Polizei zu beschneiden, die durch den uneingeschränkten Einsatz der «Schutzhaft» und die Kontrolle über das wachsende Reich der Konzentrationslager immer grössere Ausmassen annahm. Wenn wieder einmal davon die Rede war, die Macht der Polizei gesetzlich einzuschränken, konnte Himmler immer mit Hitlers Rücken- deckung rechnen. Als sich Gürtner 1935 wegen zahlreicher Todesfälle in den Konzentrationslagern beschwerte und für «Schutzhaft»-Fälle die Beteiligung von Rechtsanwälten einforderte, wandte sich Himmler an Hitler und teilte anschliessend mit, dass «besondere Massnahmen [...] bei der ohnehin gewissenhaften Leitung der Konzentrationslager nicht als notwendig erachtet» würden und «die Hinzuziehung von Rechtsanwälten verboten» sei.³⁴ Auch Frick war mit seinen Protesten gegen den Missbrauch der «Schutzhaft» nicht erfolgreicher.³⁵ Himmler erlangte Hitlers Genehmigung zur Ausweitung der Konzentrationslager sogar zu einem Zeitpunkt, als dieses System im Sommer 1935 – bei 3'500 Inhaftierten – kleiner als zu jeder anderen Zeit im Dritten Reich war und im Hinblick auf seinen ursprünglichen Hauptzweck ausgedient zu haben schien. Im Oktober 1935 folgte dann Hitlers Rückendeckung dafür, dass die Gestapo zum entscheidenden Instrument im «Kampf gegen die inneren Feinde der Nation» wurde.³⁶

Beim preussischen Gestapo-Gesetz vom 10. Februar 1936 machte Himmler nur nominelle Zugeständnisse. Während ein Gesetzesartikel die Gestapo dem Innenministerium unterstellte, unterstrich ein anderer, dass sie letzten Endes dem Gestapa gegenüber verantwortlich sei.³⁷ Es stand ausser Frage, wer im Konfliktfall die Oberhand behalten würde. Der nächste Schritt liess nicht lange auf sich warten. Am 17. Juni schuf Hitler per Erlass eine einheitliche Reichspolizei unter Himmlers Befehl.³⁸ Die mächtigste Repressionsinstitution verschmolz so mit der dynamischsten ideologischen Kraft der NS-Bewegung. Durch das Amt, das Himmler als «Chef der Deutschen Polizei» soeben übernommen hatte, unterstand er Frick – allerdings nur auf dem Papier. Denn als «Reichsführer SS» war Himmler nur Hitler gegenüber verantwortlich. Mit der Politisierung gewöhnlicher «krimineller» Handlungen durch das Aufgehen der Kriminal- und der Politischen Polizei in der neugebildeten «Sicherheitspolizei» nahm eine Woche später die ideologische Machtzentrale des Dritten Reiches – und gleichzeitig das Exekutivorgan des «Führerwillens» – Gestalt an.

Damit war das Instrument geschaffen, dessen Hauptziel die Verwirklichung der Weltanschauung des «Führers» war. Als primäre Aufgabe

der vereinten Polizei und SS sah Himmler den «Schutz des Volkes nach innen» beim «Kampf gegen den alles zerstörenden Bolschewismus», der ein «Kampf von Menschenaltern sein» werde.³⁹ Werner Best, Heydrichs Stellvertreter, betrachtete die Polizei als «kämpferischen Verband», der dazu da sei, alle «Krankheitssymptome» und «Zerstörungskeime» zu beseitigen, die den «politische[n] Gesundheitszustand des deutschen Volkskörpers» gefährdeten.⁴⁰ Eine von derartigen Prämissen ausgehende Polizeimacht bedurfte keiner Anweisungen Hitlers, um die Zielgruppe der sogenannten «Staatsfeinde» und «Volksschädlinge» zu erweitern. Die Liste liess sich fast nach Belieben verlängern. Eifrige, karrierebewusste Polizisten und SS-Ideologen waren gemeinsam bemüht, neben den primär aus «rassischen» Gründen verfolgten Juden, den als ideologische und politische Hauptfeinde geltenden Kommunisten und Sozialisten sowie den als internationale Geheimgesellschaft mit angeblichen Verbindungen zu weltverschwörerischen Juden besonders verdächtig erscheinenden Freimaurern neue innere «Feinde» zur Bekämpfung zu finden. Dabei handelte es sich meist um schwache und unbeliebte soziale Randgruppen wie «Zigeuner», Homosexuelle, Bettler, «Asoziale», «Arbeitscheue» und «Gewohnheitsverbrecher».⁴¹ Im Bestreben, jeden institutionellen Spielraum zu beseitigen, richtete sich die Verfolgung nicht nur gegen jene religiösen Gruppen, die sich – wie die Zeugen Jehovas oder die «politisch aktiven» Vertreter der grossen christlichen Religionsgemeinschaften – dem totalen Anspruch des NS-Staats nicht beugen wollten, sondern auch gegen kleine christliche Sekten, die sich – wie die Mormonen oder die Sieben-Tags-Adventisten – alle Mühe gaben, dem Nationalsozialismus entgegenzukommen.⁴²

Ein wachsender Radikalismus gehörte inhärent zum Wesen einer solchen Polizeimacht, bei der sich Skrupellosigkeit und Verfolgungseffizienz mit ideologischer Zielstrebigkeit und Dynamik verbanden. Da bedurfte es keiner Anweisungen und Befehle Hitlers. SS und Polizei hatten Mitarbeiter und Abteilungen, die nur allzu gut in der Lage waren, dafür zu sorgen, dass die Diskriminierung immer weiter verschärft wurde. Der Aufstieg Adolf Eichmanns vom unbedeutenden kleinen Angestellten – der Informationen über den Zionismus sammelte, dabei aber schon in einer Abteilung des SD in Berlin, dem «Judenreferat», arbeitete, die bald eine Schlüsselstellung einnehmen sollte – zum «Manager» der «Endlösung» zeigt, wie eigene Initiative und Bereitschaft zur Ausnutzung sich bietender Gelegenheiten nicht nur dem einzelnen Beteiligten Beförderung und Macht einbrachten, sondern auch den Radi-

kalisierungsprozess gerade in den mit Hitlers ideologischen Fixierungen am engsten verbundenen Bereichen vorantrieben.

Mitte der dreissiger Jahre befand sich dieser Prozess noch in seinem Anfangsstadium. Doch der Handlungsdruck, den die NSDAP in Bezug auf ideologische Fragen erzeugte, die im nationalsozialistischen Sinne als besonders wichtig galten, und die Instrumentalisierung dieser ideologischen Anliegen durch den erweiterten polizeilichen Repressionsapparat bedeuteten, dass die ideologische Stosskraft nach der Machtkonsolidierung nicht nachliess – anders als in Italien unter Mussolini und in Spanien unter Franco. Um den ideologischen Schwung aufzufangen, wurden auf verschiedenen Ebenen und von unterschiedlichen Institutionen des Regimes Initiativen formuliert und so die in der Person des Führers verkörperte «Idee» des Nationalsozialismus von der ursprünglich utopischen «Vision» allmählich in verwirklichte politische Ziele übertragen.

II

Die Anfänge dieses Prozesses zeigten sich auch in Deutschlands aussenpolitischen Beziehungen. Nichts stärkte Hitlers Selbstvertrauen mehr als seine erfolgreichen Coups bei der «diplomatischen Revolution» in Europa.⁴³ Besonders spektakulär waren dabei die Wiedereinführung der Wehrpflicht im März 1935 und der Einmarsch deutscher Truppen ins entmilitarisierte Rheinland fast genau ein Jahr später. Aussenpolitisch wurden dadurch die letzten Reste der diplomatischen Nachkriegsregelung zunichte gemacht, die europäische Ordnung umgestossen, die verhängnisvolle Spaltung und Schwächung der Westmächte besiegelt und die Rüstungsbeschränkungen für die deutschen Streitkräfte stark gelockert. Und im Inland war Hitler nun so beliebt und umjubelt wie nie zuvor. Dadurch, dass allem Anschein nach Kühnheit wiederholt über Vorsicht triumphiert hatte, verbesserte sich Hitlers Stellung bei den Zurückhaltenderen und Besonneneren unter den militärischen und aussenpolitischen Beratern. Wie Otto Dietrich feststellte, wurde dadurch auch Hitlers Glaube an die eigene Unfehlbarkeit verstärkt. Das, was Hitler zu solchen folgenschweren Ereignissen speziell beitrug, war Ausfluss seines Spielerinstinkts und seines scharfen Gespürs für die Schwachstellen seiner Gegner. Er traf die Schlüsselentscheidungen, und er allein bestimmte jeweils den Zeitpunkt. Doch dar-

über hinaus war kaum etwas sein eigenes Werk. Denn in Bezug auf die Grobziele Aufrüstung und Revidierung des Versailler Vertrags waren sich Politiker und Machtgruppen in der Reichswehr wie im Auswärtigen Amt trotz unterschiedlicher Interpretation und Gewichtung einig.

Von der Aufregung um Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund im Oktober 1933 abgesehen, wurden die ersten beiden Jahre der Kanzlerschaft Hitlers grösstenteils durch innenpolitische Ereignisse dominiert. Da Deutschland sowohl an der West- wie an der Ostgrenze nur eine schwache Verteidigung besass und diplomatisch isoliert war, hatte Hitler in diesen Anfangsjahren in aussenpolitischer Hinsicht keine andere Möglichkeit, als vorsichtig zu sein. Die Gefahr einer militärischen Intervention durch Polen oder Frankreich wurde durchaus ernst genommen. In einer Denkschrift vom 13. März 1933 formulierte der Staatssekretär im Auswärtigen Amt Bernhard von Bülow, Deutschlands «gefährliche Schwäche» verlange von der Politik, «ausserpolitische Konflikte so lange zu vermeiden [...], bis wir völlig erstarkt sind».⁴⁴ Während insgeheim aufgerüstet wurde, musste man nach aussen hin versöhnlich erscheinen. Durch den beharrlichen Hinweis auf die unfaire Behandlung Deutschlands in den Nachkriegsverträgen wurden die zwischen Franzosen und Briten unübersehbar vorhandenen Differenzen weiter ausgelotet, die sich daraus ergaben, dass beide Länder hinsichtlich der Härte des Versailler Vertrags unterschiedlicher Ansicht waren, divergierende (in Englands Fall eher weltweit ausgerichtete) aussenpolitische Interessen hatten und in Bezug auf Deutschland die Gefahr einer neuerlichen Erhebung, die Möglichkeiten von Rüstungsbeschränkungen und die Eindämmung revisionistischer Ansprüche unterschiedlich beurteilten.⁴⁵ Seit Deutschlands diplomatische Isolation durch den Austritt aus dem Völkerbund besiegelt war, galt es, jede Gelegenheit zu bilateralen Vereinbarungen in Osteuropa zu nutzen, um zu verhindern, dass Deutschland durch die von den Franzosen angestrebten multilateralen Abkommen in seinen Ambitionen gebremst würde.⁴⁶

Das erste einen bemerkenswerten Wandel in der deutschen Aussenpolitik markierende Anzeichen für ein entsprechendes Vorgehen war der am 26. Januar 1934 überraschend auf zehn Jahre abgeschlossene Nichtangriffspakt mit Polen. Deutschlands Austritt aus dem Völkerbund hatte das gegenseitige Interesse an einem besseren Verhältnis zueinander verstärkt. Der Pakt nützte Deutschland insofern, als er Frankreichs Einfluss in Osteuropa schwächte (und so die Möglichkeit einer gemeinsamen französisch-polnischen Militäraktion gegen Deutschland

beseitigte). Den Polen bot der Vertrag jene Sicherheit, die ihnen angesichts des verringerten Schutzes von Seiten des durch Deutschlands Austritt geschwächten Völkerbunds zumindest vorübergehend nötig erschien.⁴⁷

Die ersten Schritte waren von den Polen ausgegangen. Noch im März hatte Bülow in einem Überblick über Deutschlands aussenpolitische Optionen die traditionell feindselige Haltung des Auswärtigen Amtes gegenüber Polen widergegeben, als er schrieb, dass eine Verständigung mit diesem Land «weder möglich noch erwünscht» sei.⁴⁸ Im folgenden Monat aber streckte die Regierung Pitsudski erste Fühler aus, um eine Verbesserung der Beziehungen zu erreichen. Hitler sah, dass trotz der offiziellen Sichtweise des Auswärtigen Amtes ein Abbau der Spannungen an der Ostgrenze des Landes auch in Deutschlands Interesse wäre. In diplomatischen Verhandlungen wurde während des Sommers 1933 erreicht, dass sich die Beziehungen zwischen Danzig (wo die Nationalsozialisten inzwischen die Regierung dominierten) und Polen besserten.⁴⁹

Danzig war seit dem Friedensabkommen nach dem Ersten Weltkrieg ein Reibungspunkt zwischen Deutschland und Polen. Da es einen Zugang zur Ostsee bot, den der neue polnische Staat für sich beanspruchte, und seine Bevölkerung mehrheitlich aus Deutschen bestand, während das Umland nach dem Krieg an Polen gefallen war, hatten sich in diesem Fall die Versailler Prinzipien der territorialen Integrität und der nationalen Selbstbestimmung nicht miteinander vereinbaren lassen. Deshalb hatte man sich auf den Kompromiss geeinigt, Danzig zu einer autonomen «Freien Stadt» unter der Aufsicht des Völkerbundes zu machen. Somit hatten die Polen einen Meereszugang, wenn auch keinen eigenen Hafen; und die Deutschen hatten Danzig nicht an Polen abgeben müssen, es aber auch nicht als Teil des Reichs behalten können. Niemand war glücklich damit, am wenigsten die Danziger selbst. Eine solche Lösung konnte kaum von Dauer sein. Doch obwohl in Danzig nun fast zwangsläufig die Unterstützung für eine scharf nationalistisch ausgerichtete Regierung im Deutschen Reich anwuchs, verbesserten sich nun die Beziehungen zwischen der Freien Stadt und der polnischen Regierung, weil man in Berlin wie in Warschau unter den gegebenen Umständen Entspannung für das beste hielt.⁵⁰ Es wurden auch Schritte unternommen, um den seit langem zwischen Deutschland und Polen herrschenden Handelskrieg zu beenden.⁵¹ Hitler selbst drängte darauf, das gerade sorgfältig entworfene Handelsabkommen der beiden Länder

zu einem Nichtangriffsvertrag zu erweitern. Er betrachtete Verträge nur vom Standpunkt der Zweckmässigkeit aus: Man hielt sich an sie, solange sie ihren Zweck erfüllten.

Hitler war bereit, sich bei den Verhandlungen mit Polen, die nun auf einmal dringlich erschienen, grosszügig zu geben. Neurath und das Auswärtige Amt, die zunächst auf einen anderen Kurs eingestellt gewesen waren, passten sich den neuen Gegebenheiten rasch an. «Wie auf Befehl von oben» änderte sich derzeit die Haltung gegenüber Polen «auf ganzer Linie», vermerkte der polnische Botschafter Jozef Lipski am 3. Dezember 1933. Im Hitlerreich rede man von «der neuen deutsch-polnischen Freundschaft».⁵² Unter grosser Geheimhaltung wurde ein zehnjähriger Nichtangriffsvertrag vorbereitet und zur völligen Überraschung der europäischen Länder am 26. Januar 1934 offiziell abgeschlossen.⁵³ Diese frühe Kursänderung in der deutschen Aussenpolitik trug eindeutig Hitlers Stempel. «Kein parlamentarischer Minister von 1920-33 hätte so weit gehen können», bemerkte dazu der damalige Botschafter in Bern Ernst von Weizsäcker.⁵⁴

Die Annäherung an Polen brachte zwangsläufig einen neuen Kurs gegenüber der Sowjetunion mit sich. Bis dahin hatte sich an dem für beide Seiten nützlichen Modus vivendi trotz ideologischer Antipathie und trotz der in den letzten Jahren der Weimarer Republik verschlechterten Beziehungen seit den Verträgen von Rapallo (1922) und Berlin (1926) kaum etwas geändert. Wenn sich die Sowjets wegen des Hitlerregimes besorgt zeigten, beschwichtigte sie der deutsche Botschafter Herbert von Dirksen und wurde darin von Staatssekretär Bülow bestärkt. «Die Nationalsozialisten in der Verantwortung sind natürlich andere Menschen und machen eine andere Politik als sie vorher verkündet haben», erklärte Bülow und fügte selbstzufrieden hinzu: «Das ist immer so gewesen und bei allen Parteien dasselbe.»⁵⁵ Ab dem Sommer 1933 verschlechterten sich jedoch die diplomatischen Beziehungen erheblich, und das entgegen dem ausdrücklichen Wunsch des Auswärtigen Amtes und des (zunehmend besorgten) sowjetischen Aussenministeriums, wenn auch in Übereinstimmung mit den lautstarken Forderungen der NS-Bewegung. Im Herbst 1933 schloss Hitler persönlich eine Wiederherstellung des früheren Verhältnisses aus.⁵⁶ Trotz der Anstrengungen des deutschen Botschafters Rudolf Nadolny (der Dirksen im Herbst des Vorjahres abgelöst hatte) und trotz sowjetischer Bemühungen um ein besseres Verhältnis verschlechterten sich die Beziehungen im Laufe des Jahres 1934 weiter. Hitler selbst blockierte alle Verständli-

gungsversuche, so dass Nadolny schliesslich zurücktrat.⁵⁷ Die zwangsläufige Folge war eine stärkere Annäherung der Sowjetunion an Frankreich, wodurch wiederum das von der nationalsozialistischen Propaganda gern an die Wand gemalte Schreckgespenst der Einkreisung noch grösser wurde.

Anfang 1935 spielte die Sowjetunion in der deutschen Aussenpolitik kaum mehr als eine Nebenrolle. Das Hauptaugenmerk galt dem Verhältnis zu den Westmächten. Die Uneinigkeit und Schwäche sowie die innenpolitisch bedingte unterschiedliche Schwerpunktsetzung der westlichen Demokratien sollten Hitler schon bald in die Hände arbeiten. Bevor er jedoch irgendwelche aussenpolitischen Schritte unternehmen oder sich dem immer drängenderen Problem des Ausbaus der Streitkräfte widmen konnte, musste Hitler im Innern die Spannungen zwischen Reichswehr und NS-Bewegung beseitigen, die die letzten Monate des Jahres 1934 überschattet hatten und sein Verhältnis zur Militärführung belasteten. Ursache der Spannungen war, dass Hitler der SS zur Zeit der Röhms-Affäre zugesagt hatte, einzelne ihrer Einheiten militärisch zu bewaffnen (woraus später die Waffen-SS hervorgehen sollte), dadurch aber gleichzeitig gegenüber den Militärs sein Versprechen von der Reichswehr als «einzige[m] Waffenträger der Nation» gebrochen hatte.⁵⁸ Im Laufe des Herbstes 1934 war die SS, neben der SA und anderen Teilen der NS-Bewegung, massgeblich an einer Welle kaum verhüllter Angriffe auf die Reichswehführung beteiligt, was das Vertrauen der obersten Militärs in Hitler und seine Partei nicht gerade stärkte. Die innenpolitische Unruhe – anhaltende Kritik örtlicher Parteiführer infolge der grossen Enttäuschung über die ihrer Ansicht nach nicht weit genug gehende Säuberung der NSDAP nach der Liquidierung der SA-Führer und nicht zuletzt die nachteiligen Auswirkungen des «Kirchenkampfes» auf die Stimmung in der Bevölkerung – tat ein übriges. Durch den als «total» empfundenen Anspruch der NS-Bewegung sah die Reichswehführung eindeutig ihre Stellung bedroht.⁵⁹ Umgekehrt hatten nationalsozialistische Aktivisten etwas dagegen, dass eine Institution, die sie als Bastion der Reaktion mit geschütztem Status erlebten, soviel Macht besass.

Hitler konnte es sich schliesslich nicht länger leisten, untätig zu bleiben. Er war gezwungen einzugreifen. Ausserordentlich kurzfristig – von einem Tag auf den anderen – berief er für den 3. Januar 1935 die «Deutsche Führerschaft» zu einer Kundgebung in die Berliner Staatsoper ein. Rudolf Hess leitete die Sitzung. Anwesend waren die Reichs- und Gau-

leiter der Partei sowie die obersten Wehrmachtsführer. Hitler redete ein- einhalb Stunden lang mit dem Ziel, das Vertrauen der Militärs in die NS- Führung wiederzugewinnen. Er betonte, aus Deutschland wieder eine Grossmacht machen zu wollen, deren Verteidigung durch eine starke Wehrmacht sicherzustellen sei. Dies lasse sich aber nur bei völliger Einig- keit erreichen. Erneut wies er darauf hin, dass der nationalsozialistische Staat auf den zwei Pfeilern Wehrmacht und Partei ruhe. Zwischen den bei- den müsse wieder gegenseitiges Vertrauen hergestellt wer- den. Hitler versicherte der Reichswehr, dass er auf ihrer Seite stehe. Er werde keiner Denunziation aus den Reihen der Partei Glauben schen- ken und jeden Bericht zerreißen, in dem behauptet würde, dass Reichs- wehrführer ihn kritisierten oder gegen ihn opponierten, denn sein «Glauben an die Wehrmacht» sei «unerschütterlich». Mit Tränen in den Augen bekniete Hitler die anwesenden Parteiführer, doch einzuse- hen, dass er nur dann in der Lage sei, Deutschland wiederaufzubauen, wenn ihm in einer einigen Volksgemeinschaft absolute Treue und Erge- benheit entgegengebracht würden. Wie bei der Strasser-Krise von 1932 bestand auch diesmal der Höhepunkt seiner dramatischen Vorstellung in der Drohung, Selbstmord zu begehen, falls diese Einigkeit nicht zu- stande komme.

Die geschickte Dramaturgie der Rede tat ihre Wirkung. Der Applaus war ohrenbetäubend. Hitler hatte die Reichswehroffiziere für sich ge- wonnen. Sie waren beeindruckt von der in ihren Augen bewegenden Loyalitätserklärung des Reichskanzlers für die Streitkräfte. Göring, der in seiner Person die Einheit von Partei, Staat und militärischer Führung verkörperte, beendete die Sitzung, indem er Hitler im Namen aller dankte.⁶⁰ Wieder einmal war es dem Führer gelungen, sich als unent- behrlichen Einheitsstifter darzustellen, der durch seine «Mission» die Interessenskonflikte zwischen den einzelnen Teilen des «Machtkartells»⁶¹ schlichtete.

Unterdessen sollte Hitler mit der Volksabstimmung vom 13. Januar 1935 über die Rückkehr des Saargebiets nach Deutschland ein prächtiges Propagandageschenk in den Schoss fallen. Durch den Versailler Ver- trag war Deutschland das Saarland genommen und für 15 Jahre unter die Kontrolle des Völkerbunds gestellt worden, wobei Frankreich Zu- gang zu den Bodenschätzen des Gebietes erhalten hatte. Nach Ablauf von 15 Jahren sollten die Bewohner des Saargebiets – rund eine halbe Million Stimmberechtigte – entscheiden, ob sie lieber zu Deutschland oder zu Frankreich gehören oder den Status quo beibehalten wollten.

Angesichts des heftigen Unmuts, der wegen der 1919 erfahrenen Behandlung immer noch in der grösstenteils deutschsprachigen Bevölkerung schwelte, war es durchaus wahrscheinlich, dass eine Mehrheit für Deutschland votieren würde. Die deutsche Regierung tat viel, um dafür den Boden zu bereiten. Als der Tag der Volksabstimmung näher kam, entfesselte Goebbels einen massiven Propagandafeldzug, der sich an die Bewohner des Saargebiets richtete und das Thema auch im Deutschen Reich ins öffentliche Bewusstsein rückte.⁶² In Berlin konnte man zuversichtlich sein, dass die Abstimmung zugunsten einer Rückgabe des Saarlands an Deutschland ausgehen würde. Dem französischen Botschafter André François-Poncet zufolge hätte es Hitler allerdings nicht überrascht, wenn die Franzosen durch Annektion des Gebietes oder Verschiebung des Abstimmungstermins versucht hätten, einen deutschen Triumph zu verhindern.⁶³ Im übrigen war die Bevölkerung des Saargebietes überwiegend katholisch und hatte einen hohen Industriearbeiteranteil, bestand also mehrheitlich aus den zwei gesellschaftlichen Gruppen, die in Deutschland selbst die wenigste Begeisterung für den Nationalsozialismus gezeigt hatten.⁶⁴

Angesichts der grausamen Unterdrückung der Linken seit der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland und der wenn bisher auch nur sporadisch drohenden Verfolgung der katholischen Kirche konnten die Gegner des Hitlerregimes an der Saar immer noch die Illusion hegen, dass viele der Abstimmungsberechtigten gegen den Nationalsozialismus stimmen würden.⁶⁵ Massgebliche katholische Stellen sprachen sich jedoch für eine Rückkehr nach Deutschland aus. Und viele saarländische Katholiken betrachteten Hitler bereits als den Führer, der sie vor dem Bolschewismus bewahren werde.⁶⁶ Auf der Linken hatte bei den Parteianhängern schon lange vor der Volksabstimmung ein massiver Loyalitätsschwund eingesetzt. Trotz aller Propagandaanstrengungen fiel die Botschaft der immer kleiner werdenden Zahl sozialdemokratischer und kommunistischer Funktionäre grösstenteils auf unfruchtbaren Boden. Die nationalsozialistische Propaganda hatte wenig Mühe, den Menschen lautstark die Alternative zu einer Rückkehr nach Deutschland zu verkünden: fortgesetzte massenhafte Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Ausbeutung durch Frankreich und fehlende politische Mitbestimmung.⁶⁷ Planmässige Einschüchterungsversuche wie im Deutschen Reich während der «Kampfzeit» taten ein übriges. Die grosse Mehrheit, ob Arbeiter und Katholiken oder Angehörige der Mittel- und Oberschicht, glaubte keine nennenswerte Wahl zu haben. Eine Zukunft

schien es nur mit Hitlerdeutschland zu geben. Nationalgefühl und materielles Eigeninteresse gingen Hand in Hand.

Die Auszählung der abgegebenen Stimmen ergab, dass knapp 91 Prozent der Wähler aus freien Stücken die Diktatur gewählt hatten.⁶⁸ Mindestens zwei Drittel der früheren Anhänger der beiden Linksparteien hatten die Rückkehr nach Deutschland befürwortet.⁶⁹ Damit waren alle noch verbliebenen Zweifel zerstreut, ob Hitler wirklich die Unterstützung des deutschen Volkes besass.

Aus seinem Triumph schlug Hitler grösstmögliches Kapital. Gleichzeitig achtete er aber darauf, sich in der Öffentlichkeit friedliebend zu geben. «Nach dem Vollzug eurer Rückkehr», so erklärte er den Saarländern, werde das Deutsche Reich «keine territorialen Forderungen an Frankreich mehr stellen».⁷⁰ Und gegenüber dem Journalisten Ward Price von der *Daily Mail* sagte er vier Tage nach der Abstimmung in einem Interview: «Deutschland wird von sich aus niemals den Frieden brechen.»⁷¹ Am 1. März, dem Tag der offiziellen Übergabe des Saargebiets an das Deutsche Reich, hielt Hitler in Saarbrücken eine Ansprache. Er sei «überglücklich», erklärte er, an diesem «Glückstag für die ganze Nation» und «für ganz Europa» teilnehmen zu können. Er hoffe, das «Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich» werde sich durch die Regelung des Saarproblems «endgültig» bessern. «So, wie wir den Frieden wollen, müssen wir hoffen, dass auch das grosse Nachbarvolk gewillt und bereit ist, diesen Frieden mit uns zu suchen.»⁷²

In Wahrheit hegte Hitler andere Gedanken. Der Saarlandtriumph hatte seine Position gestärkt. Diesen Vorteil musste er nutzen. Westliche Diplomaten waren auf seinen nächsten Schritt gespannt. Lange brauchten sie nicht zu warten.

Um die Saarlandabstimmung nicht zu gefährden, hatte man auf Befehl Hitlers oder auf Anordnung des Auswärtigen Amtes hinsichtlich der Aufrüstung besondere Vorsicht walten lassen. Nach dem Abstimmungstriumph stand daher zu erwarten, dass die Forderung der Reichswehrführung nach beschleunigter Aufrüstung aus politischen wie militärischen Erwägungen neuen Nachdruck erhalten würde. Indirekt war das Saarlandproblem auch noch in anderer Hinsicht mit der Rüstungsfrage verknüpft. Die – seit Deutschlands Rückzug ihrer Substanz beraubten – Genfer Abrüstungsgespräche waren im November 1934 vertagt worden, weil vor jedem weiteren Vorschlag eines internationalen Rüstungsabkommens das Ergebnis der Volksabstimmung im Saargebiet abgewartet werden sollte. Das war für Hitler nicht weiter interessant,

weil es ihm nur auf bilaterale Abkommen ankam.⁷³ Doch General Beck sah sich durch die Aussicht auf neuerliche Verhandlungen veranlasst, am 6. März eine Denkschrift zu verfassen, die einen deutlichen Einblick in die damals bei der Reichswehr gängigen Ansichten vermittelt.

In dem Memorandum war von der Vorstellung die Rede, die Sicherheit des deutschen «Lebensraumes» zu garantieren, wobei diese Formulierung erahnen lässt, wie unterschiedlich der Begriff «Lebensraum» damals gebraucht wurde. Beck ging von möglichen Angriffen der Nachbarn des Deutschen Reiches aus – Frankreich, Tschechoslowakei, Polen und Belgien –, hielt aber die Gefahr eines Eingreifens der Sowjetunion für gering. Für am ehesten wahrscheinlich hielt er einen begrenzten mitteleuropäischen Krieg, aus dem sich England heraushalten würde. Die Verteidigungsstärke Deutschlands wollte er vor dem Hintergrund des Schlimmstmöglichen Szenarios beurteilt wissen. Deutschland müsse in allen Rüstungsfragen gleichberechtigt behandelt, und alle Beschränkungen müssten aufgehoben werden – einschliesslich der an der Westgrenze des Reiches. Die Beseitigung der entmilitarisierten Zone im Rheinland war eine Minimalforderung. Wie ein Schriftstück aus Becks Büro deutlich macht, hatte die Reichswehrführung seit Dezember 1933 Pläne für eine Friedensstärke der Truppen von 21 Divisionen.⁷⁴ Nun stellte Beck Überlegungen an, die Truppenstärke auf 23 Divisionen zu erhöhen; im Falle eines Krieges liesse sich deren Zahl bis 1939 dann schnell auf 63 Divisionen und damit beinahe auf die Truppenstärke von 1914 steigern. Aus einem wenige Tage später mit dem Chef der Heeresleitung Fritsch geführten Schriftwechsel geht hervor, dass Beck die genannten 23 Divisionen nur für drei oder vier Jahre einplante und dann die Friedensstärke der Truppen auf 36 Divisionen erhöht sehen wollte. Fritsch, dem eher die Möglichkeit eines Präventivangriffs auf Deutschland Sorgen bereitete, meinte, für das anvisierte Kriegsheer von 63 Divisionen seien die geplanten 23 Divisionen als Basis zu gering, deshalb müsse die Zahl von 36 Divisionen schneller erreicht werden. Auch Fritsch bezog in seine Überlegungen jedoch mit ein, dass eine zu rasche Vergrösserung des Heeres zu aussenpolitischen Spannungen und vielleicht sogar zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen könnte. Diese Sichtweise teilte auch Reichswehrminister Blomberg.⁷⁵

Die Reichswehrführer waren also in der Frage des Tempos, in dem das Heer vergrössert werden sollte, uneins, nicht aber in Bezug auf die Erforderlichkeit eines solchen Schrittes oder im Hinblick auf das letzte Ziel einer Friedensstärke von 36 Divisionen (diese Zahl legte Hit-

ler schliesslich im März 1935 fest). Die allgemeine Wehrpflicht war bereits in dem von Beck im Dezember 1933 vorgelegten Programm vorgesehen. Sie war wesentlicher Bestandteil der militärischen Planung und sollte zum 1. Oktober 1934 eingeführt werden.⁷⁶ Dieser Termin erwies sich als illusorisch. In den Reihen der Reichswehrführung ging man aber weiterhin davon aus, dass es notwendig sei, spätestens im Sommer 1935 zu einer Wehrpflichtigenarmee überzugehen. Es galt nur noch, den konkreten Zeitpunkt festzulegen und dabei die aussenpolitische Situation zu berücksichtigen.⁷⁷

Anfang 1935 war die aussenpolitische Lage wiederum angespannt. In einem gemeinsamen Kommuniqué hatten Briten und Franzosen am 3. Februar einseitige Aufrüstungsbestrebungen verurteilt und Vorschläge für allgemeine Rüstungsbeschränkungen sowie für einen internationalen Verteidigungspakt gegen Luftangriffe unterbreitet.⁷⁸ In ihrer etwas verzögerten Antwort brachten die Deutschen am 15. Februar den Wunsch nach einem klärenden Gespräch mit britischen Regierungsvertretern zum Ausdruck.⁷⁹ Der britische Aussenminister Sir John Simon und Lordsiegelbewahrer Anthony Eden wurden auf den 7. März zu Gesprächen nach Berlin eingeladen.⁸⁰ Drei Tage vor dem geplanten Besuch führte die Veröffentlichung eines Weissbuchs, in dem die britische Regierung eine Erhöhung der Militärausgaben ankündigte, in der deutschen Presse zu wütenden Kommentaren. Dieser Schritt wurde mit der wachsenden Unsicherheit in Europa begründet, deren Ursache die deutsche Aufrüstung und die vom Deutschen Reich geschürte kriegslüsterne Atmosphäre sei.⁸¹ Hitler bekam sogleich eine «diplomatische» Erkältung, die er sich auf der Fahrt ins verregnete Saarbrücken am Anfang des Monats zugezogen haben wollte, und verschob das Treffen mit Simon.⁸² Rosenberg traf den Führer am «Tage der ausbrechenden Heiserkeit» in ausgezeichnete Stimmung an; die Absage des Treffens hatte ihn offensichtlich aufgeheitert. Wieder sei «etwas Zeit gewonnen», habe Hitler angemerkt.

«Die Gouvernanten in England müssten sich daran gewöhnen, mit uns nur auf gleichberechtigtem Fuss zu verhandeln. [...] Er werde Zentimeter für Zentimeter Deutschlands Stellung wieder erkämpfen. [...] Nach einem Jahr aber [werde] uns niemand mehr anzugreifen wagen! Diese paar Jahre mussten es schaffen, wenn wir mit der Aufrüstung erst etwa 1936 angefangen hätten, wäre es zu spät gewesen.»⁸³

Am 10. März, drei Tage nach dem ursprünglichen Staatsbesuchstermin, verkündete Göring, dass Deutschland eine Luftwaffe habe – ein glatter Bruch des Versailler Vertrags.⁸⁴ Die Zahl von Flugzeugen, die er Diplomaten gegenüber nannte, war aus Effektgründen fast doppelt so hoch wie die, über die Deutschland zu der Zeit tatsächlich verfügte.⁸⁵ Kurz zuvor hatten Frankreich und Belgien ihr Militärabkommen von 1921 erneuert.⁸⁶ Und am 15. März beschloss die französische Nationalversammlung die Verlängerung des Militärdienstes von einem auf zwei Jahre.⁸⁷ Diese Schritte des «Erzfeindes» Frankreich boten Hitler einen Vorwand, und er reagierte prompt.⁸⁸ Wie immer hatte er einen Blick für den politischen und propagandistischen Nutzen, der sich aus den Handlungen seiner Gegner ziehen liess. So beschloss er, nun einen Schritt zu tun, den er bald darauf ohnehin unternommen hätte.

Am 13. März erhielt Hitlers Wehrmachtsadjutant Oberstleutnant Hossbach den Befehl, sich am nächsten Morgen im Hotel «Vier Jahreszeiten» in München zu melden. Als er ankam, lag Hitler noch im Bett. Erst kurz vor 12 Uhr wurde der Adjutant einbestellt, um die Mitteilung entgegenzunehmen, dass der «Führer» beschlossen habe, in allernächster Zukunft die Wehrpflicht wieder einzuführen. Dieser Schritt werde Deutschlands gerade wiedergewonnene Autonomie der ganzen Welt deutlich vor Augen führen und die militärischen Beschränkungen des Versailler Vertrags beseitigen.⁸⁹ Zwei Stunden lang erläuterte Hitler seine Beweggründe. Ausschlaggebend seien die günstige aussenpolitische Situation – andere europäische Staaten seien dabei, ihre militärische Stärke zu regulieren – und vor allem die von Frankreich ergriffenen Massnahmen. Dann fragte er Hossbach, wie gross die neue Wehrmacht sein solle. Erstaunlicherweise kam Hitler nicht in den Sinn, sich in dieser wichtigen Frage direkt mit Fritsch oder Beck zu beraten. Er erwartete, dass Hossbach mit den Überlegungen der militärischen Führung vertraut sei. Vorbehaltlich der Zustimmung durch Reichswehrminister Blomberg und den Chef der Heeresleitung Fritsch setzte Hossbach 36 Divisionen fest. Diese Zahl entsprach dem, was die Reichswehrführung für die Truppenstärke in Friedenszeiten als *zukünftiges Endziel* vorgesehen hatte.⁹⁰ Das wäre eine Armee von 550'000 Mann, fünfeinhalbmal so gross wie das nach dem Versailler Vertrag zulässige Heer und um ein Drittel grösser als die Truppenstärke, die Beck in seiner nur neun Tage vorher verfassten Denkschrift vorgesehen hatte. Hitler akzeptierte Hossbachs Festlegung ohne Zögern. Die Heeresgrösse,

die die Reichswehrführer schrittweise zu erreichen planten, sollte nun von sofort an gelten.

Je spektakulärer desto besser, war Hitlers Maxime bei seinen Propagandacoups. Ein weiterer Grundsatz war strenge Geheimhaltung, um den grösstmöglichen Überraschungseffekt zu erzielen und ein schädliches Durchsickern von Informationen mit unter Umständen gefährlichen Rückwirkungen zu vermeiden. Hitler hatte seine Entscheidung gefällt, ohne sich zuvor mit den relevanten Militärs und Ministern zu beraten.⁹¹ Es war das erstmal, dass dies in einer aussenpolitisch so wichtigen Angelegenheit geschah, und auch das erstmal, dass Hitler bei der Reichswehrführung auf Widerstand stiess.⁹² Erst auf Hossbachs Bitten hin liess sich Hitler am 14. März dazu bewegen, Blomberg, Fritsch und ausgewählte Kabinettsmitglieder über das, was er zwei Tage später vorhatte, zu informieren. Ursprünglich hatte er ihnen seine Absicht erst gar nicht mitteilen wollen, weil er ein Geheimhaltungsrisiko befürchtete.⁹³

Der Reichswehrminister und die Reichswehrführung waren überrascht und entsetzt darüber, dass Hitler diesen Schritt zu einem aussenpolitisch so sensiblen Zeitpunkt unternehmen wollte. Es war nicht so, dass sie mit der Vergrösserung der Streitkräfte an sich oder mit der geplanten Truppenstärke nicht einverstanden gewesen wären; sie hielten jedoch den Zeitpunkt und die Vorgehensweise für unverantwortlich und unnötig riskant.⁹⁴ Das Aussenministerium war in Bezug auf die mit dem Schritt verbundenen Risiken zuversichtlicher und schätzte die Gefahr einer militärischen Intervention als gering ein.⁹⁵ Entscheidend war, wie England reagieren würde. Und verschiedene Anzeichen, die in Berlin aufmerksam registriert wurden, deuteten darauf hin, dass die Briten zunehmend bereit waren, eine deutsche Aufrüstung zu akzeptieren.⁹⁶ Während also die militärische Führung vor Hitlers Schachzug zurückschreckte, wurde er von zivilen Kabinettsmitgliedern begrüsst.⁹⁷

Die relative Ruhe, mit der die anderen Kabinettsmitglieder auf Hitlers Nachricht reagierten, half offenbar auch, Blombergs Nerven zu beruhigen. Schliesslich galt es, neben möglichen aussenpolitischen Auswirkungen auch die Vorteile und Chancen abzuwägen, die sich dem Heer durch den geplanten Schritt bieten würden. Und so revidierte Blomberg seine ursprünglich ablehnende Haltung bis zum nächsten Tag – dem Tag, an dem die Angelegenheit öffentlich bekanntgegeben werden sollte.⁹⁸ Auf der mittäglichen Kabinettsitzung pries er Hitlers «grosse» Tat, liess die übrigen Minister in ein dreifaches «Heil» auf den Führer einstimmen und «gelobte weiterhin unverbrüchliche Treue».⁹⁹ Fritsch hatte

sich unterdessen ebenfalls zur Zustimmung durchgerungen. Seine Einwände – an die sich Hitler noch Jahre später erinnerte – beschränkten sich inzwischen auf technische Probleme, die sich aus dem geplanten Tempo der Aufrüstung ergaben.¹⁰⁰

Am Nachmittag dieses 16. März, einem Samstag, informierte Hitler, mit Neurath an seiner Seite, die ausländischen Botschafter von seiner unmittelbar bevorstehenden Aktion.¹⁰¹ Laut Hitler wurde der (auf Deutschlands Wunsch wenige Monate später ausgewechselte) italienische Botschafter Vittorio Cerruti blass vor Zorn, und der französische Vertreter, André François-Poncet, legte sofort mündlichen Protest ein, während sich der britische Botschafter Sir Eric Phipps nur erkundigte, ob Deutschlands Angebot an Grossbritannien in Bezug auf die Luftwaffen- und Flottengrösse noch gelte.¹⁰² Dann wurde die spektakuläre Neuigkeit öffentlich bekanntgegeben. Hitler verkündete die Truppenstärke der neuen Wehrmacht von 36 Divisionen und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. Er rechtfertigte den Schritt mit den Rüstungsanstrengungen anderer Staaten, die Deutschlands auf Gleichberechtigung bedachte Abrüstungsangebote ausgeschlagen hätten, und versicherte, die deutsche Regierung wünsche nichts mehr als «die Macht, für das Reich und damit wohl auch für ganz Europa den Frieden wahren zu können».¹⁰³

In den eilig veröffentlichten Sonderausgaben der Zeitungen war lobend von der «erstell Massnahme zur Aufhebung von Versailles» die Rede und davon, dass nun die «Schande der Niederlage» ausgelöscht und Deutschlands militärischer Ruf wiederhergestellt werde. Vor der Reichskanzlei sammelten sich freudetrunkene Massen und bejubelten Hitler.¹⁰⁴ Der amerikanische Journalist William Shirer, der das Geschehen in Berlin miterlebte, meinte dazu:

«Die heutige Schaffung einer offiziellen Armee in offener Herausforderung der Bestimmungen von Versailles wird seine Position im Lande weiter stärken, da es nur wenige Deutsche gibt unabhängig davon, wie sehr sie auch die Nazis hassen, die dies nicht von ganzem Herzen unterstützen. Die grosse Mehrheit wird die Art und Weise, wie er Versailles eine lange Nase zeigt, das sie alle abgelehnt haben, begrüssen.»¹⁰⁵

Von den düsteren Klängen des Trauermarsches aus Beethovens «Eroica»-Symphonie eingestimmt, hielt General von Blomberg am nächsten Tag, der fortan «Heldengedenktag» hiess, seine Ansprache in der Berliner

Staatsoper – hinter sich ein riesiges, schwarz und silbern glänzendes Eisernes Kreuz am hohen Bühnenvorhang und vor sich ein Meer von Uniformen und Fahnen. «Die Welt hat zur Kenntnis nehmen müssen, dass Deutschland an seiner Niederlage im Weltkrieg nicht zugrund gegangen ist», erklang es aus seinem Mund. «Deutschland wird wieder den Platz unter den Nationen einnehmen, der ihm zukommt. Wir bekennen uns zu einem Deutschland, das sich niemals ergeben und niemals wieder einen Vertrag unterzeichnen wird, der nicht erfüllt werden kann.» Hitler schaute zustimmend aus der Königsloge zu.¹⁰⁶ Es folgte ein prunkvolles Militärspektakel zu Ehren der wiederhergestellten Tradition des deutschen Heeres.¹⁰⁷ Rechts neben Hitler stand dabei als Symbol der alten Reichswehr der greise Feldmarschall August von Mackensen, der im Ersten Weltkrieg die deutschen Truppen in Rumänien kommandiert hatte, und zur Linken Hitlers befand sich Blomberg als Symbol der neuen Wehrmacht.¹⁰⁸

Das deutsche Volk war auf Hitlers Aktion völlig unvorbereitet. Viele Menschen zeigten sich anfangs erschüttert; sie fragten sich, wie das Ausland auf diesen Schritt reagieren und ob es wohl zu einem neuen Krieg kommen werde.¹⁰⁹ Die Stimmung – zumindest die der grossen Mehrheit – schlug aber bald in Begeisterung um, als erkennbar wurde, dass die Westmächte nichts unternehmen würden. Man war der Meinung, dass Deutschland das Recht habe #n/zurüsten, weil Frankreich nicht tffegerüstet hatte. Hitlers Ansehen stieg enorm. Die Menschen bewunderten seine Kühnheit und Nervenstärke. Er hatte die Franzosen in ihre Schranken gewiesen und etwas erreicht, was «die anderen» vierzehn Jahre lang nicht geschafft hatten.¹¹⁰ «Begeisterung am 17. März ungeheuer», hiess es in einem oppositionellen Bericht, der die Sopade-Zentrale in Prag aus Bayern erreichte. Und weiter:

«Ganz München war auf den Beinen. Man kann ein Volk zwingen zu singen, aber man kann es nicht zwingen, mit solcher Begeisterung zu singen. Ich habe die Tage von 1914 miterlebt und kann nur sagen, die Kriegserklärung hatte auf mich nicht den Eindruck gemacht wie der Empfang Hitlers am 17. März. [...] Das Vertrauen in politisches Talent und ehrlichen Willen Hitlers wird immer grösser, wie überhaupt Hitler wieder im Volk ausserordentlich an Boden gewonnen hat. Er wird von vielen geliebt.»¹¹¹

Die Regierungen anderer Länder wurden von Hitlers Schachzug ebenfalls überrascht. Französische und tschechische Diplomaten arbeiteten

fieberhaft. Die schleppenden Vertragsverhandlungen mit Moskau wurden erheblich beschleunigt. Mussolini strebte ein engeres Bündnis mit Frankreich an und rasselte gegenüber Deutschland mit dem Säbel; dadurch entstand eine Zeitlang eine Atmosphäre wie 1915.¹¹² Ausschlaggebend aber war Grossbritanniens Reaktion. Seine durch das Empire geprägten Interessen in Übersee und im unruhigen Fernen Osten, zu denen noch die Angst vor einer bolschewistischen Bedrohung kam, sorgten für eine eher deutschfreundliche Haltung, die mit der französischen Diplomatie völlig über Kreuz lag und Hitler in die Hände spielte. Ohne Absprache mit Frankreich legte die britische Regierung am 18. März wegen Deutschlands einseitiger Aktion offiziell Protest ein, fragte aber zum Erstaunen deutscher Diplomaten noch im selben Schreiben an, ob die Reichsregierung weiterhin an einem Treffen zwischen Simon und Hitler interessiert sei.¹¹³ Der französische Botschafter François-Poncet hätte es lieber gesehen, wenn der Gedanke an ein solches Treffen fallengelassen worden wäre, die Länder ihre Botschafter aus Berlin abberufen und einen gemeinsamen Verteidigungspakt gegen Deutschland geschlossen hätten.¹¹⁴ Stattdessen ging England eigene Wege. Und Berlin konnte aus der Tatsache, dass die offiziellen französischen und italienischen Protestnoten in einem schärferen Ton gehalten waren als die englische, entnehmen, dass Deutschlands Isolation aufzubrechen begann.¹¹⁵

«Ich glaube, wir kommen durch», hatte Hitler zu Rosenberg gesagt, während die Reichswehrführer nervöse Planspiel-Überlegungen über die möglichen Folgen einer militärischen Intervention anstellen liessen.¹¹⁶ Die Reaktionen im In- wie im Ausland zeigten nach Hitlers Ansicht, dass wieder einmal Wagemut über Ängstlichkeit triumphiert hatte, und bestärkten ihn in der Überzeugung, ein unfehlbares Urteilsvermögen zu besitzen.

Als das verschobene Treffen mit Simon und Eden schliesslich am 25. März in der Reichskanzlei stattfand, war Hitler zuversichtlich und selbstsicher. Paul Schmidt, der zum erstenmal mit Hitler zusammentraf und als sein Dolmetscher fungierte, fiel die gelöste Atmosphäre zu Beginn der Gespräche auf. Er hatte erwartet, den «rasenden Demagogen» zu sehen, den er vom Radio her kannte, und war stattdessen davon beeindruckt, wie geschickt und intelligent Hitler die Verhandlungen führte.¹¹⁷ Anthony Eden bemerkte, dass Hitler sich anders verhielt als bei ihrer ersten Begegnung im Februar 1934. «Hitler trat entschieden autoritativer auf als im vergangenen Jahr und war diesmal auch weni-

ger bemüht, zu gefallen», schrieb er in seinen Memoiren. «Zwölf weitere Monate diktatorischer Macht und wachsender militärischer Stärke hatten ihre Wirkung getan.» Hitler habe die Gespräche geführt, «ohne lange zu überlegen oder zu Notizen greifen zu müssen, wie es einem Mann geziemt, der wusste, was er wollte». ¹¹⁸ Hitler dominierte die Verhandlungen völlig. Am ersten Morgen gelang Simon und Eden während der fast vierstündigen Sitzung nicht mehr, als Hitler bei seinem Monolog über die bolschewistische Bedrohung, der von Schmidt in 20-Minuten-Intervallen übersetzt wurde, gelegentlich eine Frage zu stellen. Als aber Eden von einem möglichen «Ostpakt» unter Einbeziehung Deutschlands sprach und dabei Litauen als weiteren Partner erwähnte, bekam Hitler unvermittelt einen Wutanfall – mit zornig funkelnden Augen, geballten Fäusten und rollendem R. «Er schien plötzlich ein anderer geworden zu sein», schilderte Schmidt später. «Wir werden unter keinen Umständen mit einem Staat, der die deutsche Minderheit in Memel mit Füßen tritt, an einem Pakt teilnehmen», habe Hitler getobt. Seine Worte bezogen sich auf einen gerade zu Ende gehenden Prozess gegen 128 Deutsche, die wegen Landesverrats angeklagt waren. ¹¹⁹

So plötzlich, wie sie aufgeflammt war, legte sich Hitlers Wut auch wieder. Von Neuem zeigte er sich als geschickter Verhandler und begegnete erfolgreich allen Versuchen, Deutschland in ein multilaterales Abkommen einzubinden. Als Simon Deutschlands einseitige Aufkündigung der Rüstungsvereinbarungen kritisierte, wollte Hitler ironisch wissen, ob Wellington, als Blücher ihm bei Waterloo zu Hilfe eilte, vielleicht erst einmal bei den Juristen im Auswärtigen Amt nachgefragt habe, ob die preussischen Verbände auch tatsächlich die vertragsgemässe Truppenstärke einhielten. Da habe Hitler gut pariert, meinte Eden, und beinahe so etwas wie Humor gezeigt. ¹²⁰

Von Hitlers wiederholten Attacken gegen sowjetische Expansionsabsichten abgesehen, war sein Hauptthema die erstrebte Gleichbehandlung Deutschlands in Rüstungsfragen. Gegenüber Simon bestand er darauf, dass Deutschland eine genauso grosse Luftwaffe haben müsse wie England und Frankreich. Nach der gegenwärtigen Anzahl deutscher Flugzeuge gefragt, zögerte Hitler, um dann zu erklären: «Wir haben die Parität mit Grossbritannien bereits erreicht.» ¹²¹ Simon und Eden begegneten dieser Aussage mit Skepsis, sagten aber nichts. Sie äusserten auch keine Einwände, als Hitler für die deutsche Marine 35 Prozent der englischen Flottenstärke forderte, deuteten ihren Gastgebern durch ihr Schweigen aber an, dass sie nichts dagegen hatten. Als

Schmidt sah, wie geduldig sich die britischen Minister Hitlers unnachgiebige Bekräftigung der deutschen Forderungen anhörten, fragte er sich, ob seine Kollegen im Auswärtigen Amt nicht unrecht hatten: Vielleicht konnte Hitler mit seiner Methode, vollendete Tatsachen zu schaffen, doch mehr erreichen als mit herkömmlicher Verhandlungslist. An seine Zeit als Dolmetscher bei den Abrüstungsgesprächen denkend, meinte Schmidt: «Noch vor zwei Jahren wäre in Genf der Himmel eingestürzt, wenn deutsche Vertreter derartige Forderungen erhoben hätten, wie es hier Hitler tat, als wäre es das Selbstverständlichste von der Welt.»¹²²

Beide Seiten waren darauf erpicht, einen guten Eindruck zu machen. Zum Abschluss der Gespräche zeigte sich Hitler laut Schmidt bei einem Empfang in der Reichskanzlei als «charmanter Gastgeber». Tagsüber hatte Hitler zuvor erstmals eine ausländische Botschaft besucht, wobei ihn die Kinder des britischen Botschafters Sir Eric Phipps mit zum «deutschen Gruss» erhobenem Arm begrüsst hatten.¹²³ Von der offiziellen Haltung abgesehen, reagierten die Beteiligten unterschiedlich. Hitler jubelte über den zu Recht als diplomatischen Triumph empfundenen Erfolg.¹²⁴ Bei den britischen Ministern hatte sich die Stimmung während der Gespräche hingegen verschlechtert, als deutlich wurde, dass Hitler, auch wenn er sich nach aussen hin freundlich gab, praktisch alle englischen Vorschläge ablehnte. «Schlechte Ergebnisse... Ton und Stimmung ganz anders als im Vorjahr», schrieb Eden in sein Tagebuch und verglich dabei die aktuellen Gespräche mit der ersten Unterredung, die er im Februar 1934 mit Hitler gehabt hatte.¹²⁵ Er hielt Hitler für falsch und verschlagen, gleichzeitig aber auch für einen geschickten und zähen Verhandlungspartner.¹²⁶ Die britische Regierung befand sich dagegen in einer schwachen Position. Die Briten hatten sich nachgiebig und verhandlungsbereit gezeigt, auf der Aufrechterhaltung des Friedens beharrt und die Bereitschaft zu erkennen gegeben, Zugeständnisse auf Kosten der Solidarität zu Frankreich zu machen. Auf der anderen Seite hatten die Deutschen in allen wesentlichen Punkten eine starre, unnachgiebige Haltung eingenommen. Jetzt schien sich das Umgarnen der Briten auszuzahlen. Die europäische Nachkriegsordnung zerfiel zusehends. Alles deutete darauf hin, dass die Briten Hitler entgegenkommen würden; er brauchte nur standhaft zu bleiben. Die «Appeasement»-Politik nahm ihren Anfang.

Trotz Englands fortgesetzter Bekenntnisse zur internationalen Solidarität bestand die vielbeschworene «Stresa-Front» – Ergebnis der Konfe-

renz von Stresa vom n. April 1935 – nur auf dem Papier. Damals hatten England, Frankreich und Italien gelobt, den 1925 geschlossenen Sicherheitspakt von Locarno, der die Westgrenzen des Deutschen Reiches sicherstellte, aufrechtzuerhalten und Österreichs Eigenständigkeit zu unterstützen.¹²⁷ Hitler scheint darüber nicht besorgt gewesen zu sein. «Stresa wankt weiter. Keine Gefahr», schrieb Goebbels am 15. April nach einer Unterredung mit Hitler in sein Tagebuch.¹²⁸ Zwei Tage später war der Propagandaminister etwas weniger zuversichtlich. Die Völkerbundsitzung in Genf, auf der die Einführung der Wehrpflicht in Deutschland und Frankreichs Bemühungen um einen (schliesslich am 16. Mai geschlossenen) bilateralen Beistandspakt mit der Sowjetunion verurteilt wurden, veranlasste Goebbels zu der Bemerkung, die militärischen Gefahren dürften nicht unterschätzt werden. Das bedeute, so fügte er hinzu, dass «unsere einzige Rettung in der Macht liegt». Es bleibe nichts anderes übrig, als weiter aufzurüsten und «gute Miene zum bösen Spiel» zu machen. «Diesen Sommer lass uns o Herr noch überdauern», schrieb er.¹²⁹

Die Isolation Deutschlands, zu der es durch die Bildung der «Stresa-Front», die Verurteilung von Seiten des Völkerbunds und den französisch-sowjetischen Pakt gekommen war, musste durchbrochen werden. Vor diesem Hintergrund hielt Hitler am 21. Mai 1935 seine zweite «Friedensrede» vor dem Reichstag (die erste hatte er am 17. Mai 1933 gehalten). «Was könnte ich anders wünschen als Ruhe und Frieden?» fragte er rhetorisch. «Deutschland braucht den Frieden, und es will den Frieden.»¹³⁰ Er bedauere, dass sich das Verhältnis zu Italien wegen des Konflikts um Österreich verschlechtert habe. «Deutschland hat weder die Absicht noch den Willen», versicherte er, «Österreich [...] zu annektieren oder anzuschliessen.»¹³¹ Das war eindeutig eine Reaktion auf die Vereinbarung von Stresa, durch die Mussolini signalisiert hatte, Deutschland solle vom südöstlichen Nachbarn die Finger lassen.¹³²

Gegenüber Frankreich trat Hitler etwas feindseliger auf. Er attackierte den zwischen Frankreich und der Sowjetunion geschlossenen Vertrag, erklärte, dass Deutschland sich nur solange an den Sicherheitspakt von Locarno halten werde, wie dies auch die anderen Unterzeichnerstaaten täten, und liess deutlich durchblicken, dass Deutschland die Entmilitarisierung des Rheinlands wohl nicht mehr lange hinnehmen werde. Hauptsächlich richtete sich seine Rede aber an England.¹³³ Er war darauf bedacht, vernünftig und gemässigt zu erscheinen, als er erneut die Gleichberechtigung Deutschlands in der Rüstungsfrage forderte. Er

bestritt, dass vom Rüstungsprogramm irgendeine Bedrohung ausgehe. Wie zuvor gegenüber Simon und Eden sagte Hitler auch jetzt, dass bei der Luftwaffe nur Gleichstand mit den anderen Ländern und bei der Marine nur 35 Prozent der britischen Tonnage angestrebt seien. Er wandte sich gegen Pressekommentare, die auf die Rüstungsforderung schon eine Forderung nach Kolonien folgen sahen, und erklärte, dass Deutschland weder den Wunsch habe, noch in der Lage sei, gegenüber England in eine Flottenrivalität einzutreten. «Die deutsche Reichsregierung erkennt von sich aus die überragende Lebenswichtigkeit und damit die Berechtigung eines dominierenden Schutzes des Britischen Weltreiches zur See an, genauso wie wir umgekehrt entschlossen sind, alles Notwendige zum Schutze unserer eigenen kontinentalen Existenz und Freiheit zu tun.»¹³⁴ Damit war der Rahmen für das gewünschte Bündnis mit Grossbritannien umrissen.

Der Gedanke an ein bilaterales Abkommen zwischen England und Deutschland zur Regelung des Grössenverhältnisses der beiden Flotten war Anfang 1933 zuerst im britischen Marineministerium aufgekommen.¹³⁵ In Deutschland fand diese Vorstellung die Unterstützung einiger nationalkonservativer Politiker und Marineoffiziere, und im Dezember 1933 griff Hitler die Idee auf.¹³⁶ Im Laufe des folgenden Jahres gab er dem Drängen des Marineoberbefehlshabers Admiral Raeder nach, der Deutschlands Flotte rasch ausgebaut sehen wollte. Raeders Ansichten über die Rolle der Kriegsmarine gingen auf Traditionen aus der Zeit von Admiral Tirpitz und Kaiser Wilhelm II. zurück. Hauptgedanke war, mit Frankreich gleichzuziehen. Dagegen wurde ein etwaiges Flottenabkommen mit England nur als vorübergehende Übereinkunft gesehen. Zu einem späteren Zeitpunkt, so stellte Raeder sich vor, werde man unter Umständen eine grössere Kriegsflotte benötigen, um es auch mit Grossbritannien aufzunehmen.¹³⁷ Gleichstand mit Frankreich bedeutete ein Verhältnis von 1:3 gegenüber England (was dann auf 35 Prozent aufgerundet wurde). Ehrgeizige Expansionisten in Raeders Stab wollten die Forderung auf 50 Prozent hochdrücken, aber Hitler bestand aufgrund seines besseren Realitätssinns auf der niedrigeren Zahl.

Die Aussenministerien beider Länder waren gegenüber Plänen für ein Flottenabkommen kritisch eingestellt. Die britische Admiralität aber fand die Begrenzung auf 35 Prozent annehmbar, solange nicht die britische Stellung gegenüber der – als grössere Bedrohung empfundenen – japanischen Kriegsmarine geschwächt würde. Das britische Kabinett

gab nach. Obwohl Deutschland Mitte April gerade erst wegen seines Bruchs des Versailler Vertrages vom Völkerbund verurteilt worden war, griffen die Briten im Anschluss an Hitlers «Friedensrede» vom 21. Mai den – erstmals im März bei Simons Besuch in Berlin gemachten – deutschen Vorschlag zu Flottengesprächen in London auf.¹³⁸

Joachim von Ribbentrop leitete die deutsche Delegation, als die Gespräche am 4. Juni begannen. Der sprachbegabte, aber grenzenlos eitle, arrogante und aufgeblasene ehemalige Inhaber einer Sektvertretung war erst 1932 der NSDAP beigetreten. Mit der Leidenschaft des Spätbekehrten zeigte er aber von Anfang an ein fanatisches Pflichtgefühl und extreme Ergebenheit gegenüber Hitler. Dolmetscher Schmidt, der ihn des Öfteren aus nächster Nähe erlebte, fühlte sich bei ihm an den Hund auf dem Etikett der Grammophongesellschaft «Die Stimme seines Herrn» erinnert.¹³⁹ 1934 war Ribbentrop als neuernannter «Kommissar für Abrüstungsfragen» von Hitler als Gesandter nach Rom, London und Paris geschickt worden, um eine Verbesserung der Beziehungen zu erreichen, hatte damals aber wenig auszurichten vermocht.¹⁴⁰ Obwohl es ihm an sichtbarem Erfolg fehlte, stand er weiter in Hitlers Gunst, denn dieser misstraute den Berufsbeamten im Auswärtigen Amt. Am 1. Juni 1935 wurde Ribbentrop der grandiose Titel «ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter in besonderer Mission» verliehen.¹⁴¹ Sein Triumph erwartete ihn in London.

Die Gespräche begannen in dem beeindruckenden Gebäude des Aussenministeriums in Whitehall.¹⁴² Ribbentrop führte einen neuen Stil der Diplomatie ein. Gleich nach der förmlichen Eröffnung der Gespräche durch Sir John Simon stellte er sein Ultimatum: Die Briten müssten Deutschlands Standpunkt – 3 5 Prozent der britischen Tonnage – als bindende und dauerhafte Übereinkunft akzeptieren, sonst brauche man die Gespräche erst gar nicht fortzusetzen. Diese Zahl, so erklärte er, sei nicht einfach eine Forderung von deutscher Seite, sondern ein «endgültiger Entschluss des deutschen Kanzlers». Simon entgegnete kühl, eine solche Forderung gehöre nicht an den Anfang, sondern an das Ende der Verhandlungen. Dann entfernte er sich zu einer anderen Sitzung.¹⁴³ Nach Ribbentrops Vorpreschen war die Atmosphäre derart frostig, dass sich Dolmetscher Schmidt schon Gedanken darüber machte, wie wohl das Wetter auf dem Rückflug nach Berlin sein werde.¹⁴⁴ Unbeirrt erbat Ribbentrop am folgenden Morgen eine baldige Antwort auf die Frage, ob die britische Regierung «unzweideutig und formell dem Entschluss des Reichskanzlers für das Verhältnis 100:35 zuzustimmen gedenke».

Falls nicht, könne es leicht zu einer Verzögerung weiterer Verhandlungen kommen.¹⁴⁵ Angesichts der grobschlächtigen Diplomatie, die der britische Aussenminister dem deutschen Gesandten sichtlich übelgenommen hatte, war nicht nur Dolmetscher Schmidt erstaunt, als Sir John Simon die Sitzung im britischen Marineministerium am Abend des 6. Juni mit der offiziellen Erklärung gegenüber der deutschen Delegation eröffnete, die britische Regierung beabsichtige, Hitlers Vorschlag anzunehmen. Nach interner Beratung am Morgen des 5. Juni hatte die britische Delegation das Kabinett wissen lassen, dass es wohl besser sei, die sich bietende Chance wahrzunehmen, denn wenn Hitler erst sein Angebot von 35 Prozent zurückziehen und Deutschland eine grössere Flotte aufbauen würde, werde man es womöglich bereuen, gezügert zu haben.¹⁴⁶

Die Erpressungstaktik hatte erneut funktioniert. Schmidt musste seine Ansichten über die nationalsozialistischen Verhandlungsmethoden wieder einmal revidieren. Da die Briten derart schnell und vollständig umgefallen waren, hatten sie wohl unter allen Umständen mit Deutschland eine Einigung erzielen wollen, folgte er.¹⁴⁷ Am 18. Juni wurde das deutsch-englische Flottenabkommen schliesslich abgeschlossen. Deutschland konnte nun die eigene Kriegsmarine auf bis zu 35 Prozent der britischen ausbauen, wobei die deutsche U-Boot-Flotte genauso gross wie die englische sein durfte. Ribbentrop konnte ruhmreich heimkehren. Hitler hatte einen grossen diplomatischen Triumph errungen und den glücklichsten Tag seines Lebens erlebt, wie er sagte.¹⁴⁸ In den Augen des deutschen Volkes schien Hitler in dieser Phase Unvorstellbares zu erreichen. Der Rest der Welt schaute dabei erstaunt zu. Grossbritannien, das kurz zuvor noch gemeinsam mit den anderen Ländern Deutschland wegen seiner Vertragsbrüche verurteilt hatte, untergrub mit dem Flottenabkommen die «Stresa-Front» völlig, liess die Verbündeten im Stich und half Hitler dabei, einen weiteren grossen Teil des Versailler Vertrags sozusagen in den Papierkorb zu befördern.¹⁴⁹ Dass der Frieden dadurch sicherer werden würde, liess sich bereits ernstlich bezweifeln.

Gut drei Monate später wurde die europäische Diplomatie noch mehr in Unruhe versetzt. Am 3. Oktober begann Mussolinis Invasion in Abessinien. Durch dieses atavistische imperialistische Abenteuer sollten die ehrgeizigen Bestrebungen des Diktators verwirklicht, Italiens Weltmachtstatus wiederhergestellt und der italienische Nationalstolz befriedigt werden. Vernachlässigbar und unbedeutend war diese Angelegenheit keineswegs. Eine grosse Armee operierte in den folgenden Monaten

in einem weiten Teil Ostafrikas, flog Terrorangriffe auf Städte, vernichtete Dörfer und setzte Giftgas ein; Mussolini sprach vom «grössten Kolonialkrieg aller Zeiten».¹⁵⁰ Die Mitglieder des Völkerbundes verurteilten die Invasion einmütig. Doch aufgrund der langsamen und halbherzigen Umsetzung der Wirtschaftssanktionen, die eine besonders kriegswichtige Ware, Öl, nicht miteinbezogen, wurde wenig erreicht, ausser dass sich wieder bestätigte, wie wirkungslos der Völkerbund war.¹⁵¹ Zwischen den beiden westlichen Demokratien wurden erneut Differenzen deutlich. Frankreich hatte im vergangenen Januar durch seinen Aussenminister Pierre Laval Mussolini praktisch grünes Licht für die Invasion Abessiniens gegeben.¹⁵² Die Franzosen hatten gehofft, Mussolini durch ihre Willfährigkeit aus Hitlers Einflussosphäre heraushalten zu können. England verfolgte eine andere politische Linie, wie der deutsche Botschafter in London, Leopold von Hoesch, eine Woche nach dem italienischen Einmarsch Reichskanzler Lammers erläuterte. «Für England», so berichtete Floesch, seien «zurzeit nicht in erster Reihe imperialistische Ziele massgebend, sondern die Erreichung der «kollektiven Sicherheit». Es werde «allgemein die Ansicht vertreten, dem Abenteuer Mussolinis in Abessinien werde irgendein anderes Abenteuer von Hitler folgen.» In erster Linie gelte es, «in dieser Hinsicht vorzubeugen, damit Europa nicht vor Überraschungen gestellt werde».¹⁵³

Mussolinis Vorgehen hatte den Völkerbund von Neuem in eine Krise gestürzt und die in Stresa erreichte Einigkeit gesprengt. Europa war in Bewegung. Hitler konnte auf fette Beute warten.

III

Während sich das Geschehen an der diplomatischen Front im Frühjahr und Sommer zu Hitlers Gunsten entwickelte, kam es durch die Welle der Gewalt gegen Juden, die – nach einer Zeit relativer Ruhe seit der zweiten Jahreshälfte 1933 – zwischen Mai und September 1935 von neuem über das Land rollte, in dem Bereich, von dem Hitler ideologisch am stärksten besessen war, zu einer weiteren Radikalisierung. Er selbst war daran in den Monaten vor Einführung der berüchtigten Nürnberger Gesetze, die auf dem Reichsparteitag im September übereilt und improvisiert bekanntgegeben wurden, nur sporadisch beteiligt; weit mehr beschäftigte ihn zu der Zeit die Aussenpolitik. «[Dien Juden gegen-

über», merkte Hitler dazu später an, «musste ich lange tatenlos bleiben.» Dass er untätig blieb, war keine Frage des Temperaments, sondern taktisch begründet. «Es hat keinen Sinn, künstlich sich zusätzliche Schwierigkeiten zu machen», setzte er hinzu, «je klüger man verfährt, desto besser.»¹⁵⁴ Er brauchte auch kaum aktiv zu werden. Er musste nur den Radikalen in der NSDAP entsprechende Rückendeckung geben oder auch nur alles sein lassen, was ihren Aktivismus behindert hätte (solange der nicht kontraproduktiv wurde), und schliesslich die durch ihre Hetze nahegelegten diskriminierenden Gesetze einführen. Es war bekannt, dass sich Aktionen zur «Entfernung» der Juden mit Hitlers Zielen deckten und seine Zustimmung hatten, und so konnte sich eine Eigendynamik entfalten.

Im Laufe des Jahres 1934 hatte das Regime die Gewalt gegen Juden, die die ersten Monate der NS-Herrschaft gekennzeichnet hatte, im Zaum gehalten, und zwar hauptsächlich aufgrund aussenpolitischer Rücksichten und der unsicheren Wirtschaftslage. Damit war die Barbarei vorübergehend, wenn auch keineswegs völlig, zum Stillstand gekommen. Die scharfe Diskriminierung ging unvermindert weiter. Auch die Einschüchterung wurde unerbittlich fortgesetzt. In manchen Gegenden, so in Franken unter Gauleiter Streicher, hielt man den Wirtschaftsboykott fanatisch aufrecht, und die vergiftete Atmosphäre lud geradezu zu gewalttätigen Aktionen ein. Einer der schlimmsten Vorfälle ereignete sich im Frühjahr 1934: Bei einem von der SA angeführten lokalen Pogrom kam es aus der aufgeputschten, mehr als 1'000 Menschen umfassenden Menge heraus zu einem massiven tätlichen Angriff auf 35 Juden. Zwei von ihnen wurden so in Angst versetzt, dass sie sich selbst töteten.¹⁵⁵ Ein derart schrecklicher Gewaltausbruch war zu dieser Zeit selbst in Franken etwas Ungewöhnliches. Doch zeigte sich daran deutlich, dass die Verfolgung nur in relativem, keineswegs überall gleichem Masse und wohl nur vorübergehend nachgelassen hatte.

Dennoch verlangsamte sich der Strom der aus Deutschland flüchtenden Juden merklich; einige kamen sogar zurück, weil sie glaubten, das Schlimmste sei vorbei.¹⁵⁶ Als die Nationalsozialisten dann Anfang 1935 die Volksabstimmung im Saarland hinter sich hatten, wurden die Zügel im Hinblick auf antisemitische Aktionen wieder gelockert. Durch Presseartikel, Rundfunk- und Versammlungsreden schürte man Gewalt und stachelte Parteigliederungen, die kaum der Ermunterung bedurften, zu «Aktionen» an, darunter Einheiten der Hitlerjugend, der SA und SS sowie die «NS-Hago», die Organisation der Handwerker, Händler

und Gewerbetreibenden. Vorneweg agierte der fanatischste und primitivste Antisemit unter den Parteiführern: der fränkische Gauleiter Julius Streicher. Gauleiter wie Joseph Goebbels (Gross-Berlin), Wilhelm Kube (Kurmark), Jakob Sprenger (Hessen-Nassau) und Josef Grohé (Köln-Aachen) zeichneten sich ebenfalls durch antisemitische Tiraden aus.¹⁵⁷ Verschiedene Parteiorgane, insbesondere der neugegründete *Judenkenner* und Goebbels *Angriff*, die beide in vielem den Stil des *Stürmers* nachahmten, machten kräftig gegen Juden Stimmung und drängten auf rasche Taten zur Erfüllung des Parteiprogramms.¹⁵⁸ Streichers eigene, quasi pornographische Zeitschrift, *Der Stürmer*, die trotz häufiger Zusammenstöße mit (sogar nationalsozialistischen) Behörden nie aufgehört hatte, ihr Gift zu verspritzen, übertraf sich nun selbst mit einer neuen, verschärften Schmutzkampagne, deren Hauptinhalt sich immer wieder um Fälle von «Rassenschande» drehte. Die Zeitschrift wurde in den berüchtigten «Stürmerkästen» ausgestellt, die in Gross- und Kleinstädten, ja selbst in abgelegenen Dörfern, am Strassenrand und auf Plätzen zu finden waren. Die vielen Werbeplakate waren kaum zu übersehen. Vor allem dank der Unterstützung örtlicher Parteigliederungen vervierfachte sich die verkaufte Auflage des *Stürmer* im Laufe des Jahres 1935.¹⁵⁹

An der Spitze der Partei änderte sich der Ton. Im März 1934 hatte Hess der NS-Hago antijüdische Propaganda untersagt und zu verstehen gegeben, dass für jeglichen Boykott erst Hitlers Genehmigung eingeholt werden müsse.¹⁶⁰ Ende April 1935 teilte Wiedemann jedoch Bormann mit, dass Hitler, anders als von manchen Zeitgenossen gefordert, das Aufstellen von mit «Juden unerwünscht» oder noch bedrohlicheren Formulierungen gegen Juden versehenen Schildern an Strassenrändern, Ortseingängen und auf öffentlichen Plätzen nicht verbieten wolle.¹⁶¹ Daraufhin fanden solche Schilder rasch grössere Verbreitung. Aus der ganzen Propaganda und den Reden von Parteigrössen entnahmen radikale Basisaktivisten die offensichtliche Botschaft, dass sie nun grünes Licht dafür erhielten, die Juden auf jede geeignet erscheinende Art und Weise zu attackieren.

Die Parteiführer reagierten auf den Druck von radikalen Teilen der NS-Basis und versuchten ihn zu kanalisieren. Unterschwellige Triebkraft der neuen, gegen die Juden gerichteten Welle der Gewalt war die starke Unzufriedenheit, die in den Reihen der SA nach wie vor herrschte und seit der «Röhm-Affäre» kaum abgeflaut war. Die entfremdeten und demoralisierten jungen Schlägertypen in der SA, die sich um die

ihnen ihrer Meinung nach zustehende, schöne neue Welt betrogen fühlten, brauchten ein neues Ziel vor Augen.¹⁶² Internen SA-Berichten zufolge brannten sie regelrecht darauf, gegen ihre ideologischen Feinde – Juden, Katholiken und Kapitalisten – zu kämpfen. Sie erwarteten, dass die nationalsozialistische Revolution, die nach ihrer Meinung von konservativer Seite in ein falsches Fahrwasser gelenkt worden war, nach Abschluss der Saarlandabstimmung wieder in Schwung kommen würde.¹⁶³ Der nihilistische Fanatismus der SA und anderer radikaler Kräfte in der Partei hatte gegen die wirtschaftlichen Machtbastionen kaum eine Chance und wurde dementsprechend stark im Zaum gehalten. Gegen die katholische Kirche, die in weiten Teilen des Landes das sichtbarste noch verbliebene ideologische Bollwerk gegen den Nationalsozialismus darstellte, konnten die Radikalen zwar einen langwierigen Abnutzungskrieg führen, waren dabei aber mit der enormen Widerstandsfähigkeit eines mächtigen Establishments und der Ablehnung durch grosse Teile der Basis konfrontiert. Gegen die Juden aber – das ideologische Hauptziel, für das es von oben grünes Licht gab – trafen die Radikalen auf keinerlei Hindernisse und wurden sogar regelrecht zu Taten ermuntert. Wie ein Gestapo-Bericht vom Frühjahr 1935 zusammenfassend schilderte, herrschte unter Parteiaktivisten und vor allem SA-Leuten die Ansicht, man müsse «das Judenproblem von unten aus aufrollen und in Angriff nehmen», dann werde zwangsläufig «die Regierung [...] folgen».¹⁶⁴

Wie gut sich die neue Welle der Hetze und Gewalt nutzen liess, wurde in Berichten aus dem Rheinland deutlich. Gauleiter Gröhe vom Gau Köln-Aachen vertrat im März und April 1935 die Meinung, ein neuer Boykott und verstärkte Angriffe auf die Juden würden «die etwas gedrückte Stimmung in Mittelstandskreisen heben» helfen.¹⁶⁵ Grohé, in der «Judenfrage» ein glühender Verfechter radikaler Massnahmen, zeigte sich anschliessend begeistert, wie sehr der Aktivismus der NSDAP durch die neuen Angriffe auf die Juden wiederbelebt und die Stimmung im Mittelstand gehoben worden waren.¹⁶⁶ Wie solche Äusserungen zeigen, fungierte die neue antijüdische Aktionswelle in erster Linie als Überdruckventil: Sie bot frustrierten, durch den geschwundenen revolutionären Schwung und die verflogene Zielstrebigkeit der Bewegung entfremdeten Aktivisten die Gelegenheit, auf Kosten einer ungeliebten, ungeschützten und brutal blossgestellten Minderheit «Dampf» abzulassen.

In den Augen der radikalen Mitglieder der NS-Bewegung war trotz der Ziele des nationalsozialistischen Programms bis Anfang 1935 we-

nig getan worden, um die Juden aus der deutschen Gesellschaft zu entfernen. Unter fanatischen Antisemiten überwog die Ansicht, dass die Staatsbürokratie den Schwung der Partei in andere Bahnen gelenkt und es gleichzeitig nicht verstanden habe, den Einfluss der Juden durch Gesetze zu beseitigen. Die neue Welle der Gewalt führte daher nun zu der lautstarken Forderung, antijüdische Gesetze zu erlassen, um das Parteiprogramm zu erfüllen. Die Staatsbürokratie fühlte sich auch durch das Verhalten der Gestapo unter Druck, die eigene Diskriminierungsmassnahmen im Nachhinein gesetzlich sanktioniert haben wollte, etwa das im Februar 1935 eigenmächtig erklärte Verbot für Juden, die Hakenkreuzfahne zu hissen.¹⁶⁷

Verschiedene Versuche, die apathische Masse, die hinter der antisemitischen Gewaltkampagne der Parteigliederungen stand, zu mobilisieren, schlugen fehl. Von pflichteifrigen Nationalsozialisten abgesehen, war die Stimmung schlecht, wie sich Gestapo- und anderen NS-internen Berichten sowie Nachrichten des Informantennetzes der Sopade entnehmen lässt. Die Begeisterung über nationale Triumphe wie die Rückkehr des Saarlands und die Wiedereinführung der Wehrpflicht war jeweils nur von kurzer Dauer. Nur allzu bald war für den Grossteil der einfachen Bürger der graue Alltag wieder da. Die finanziellen Sorgen verschiedener Bevölkerungsteile, die Empörung evangelischer und katholischer Kirchgänger über die verstärkten Angriffe gegen die Kirchen und eine ablehnende Haltung gegenüber örtlichen NSDAP-Repräsentanten bedingten eine weitgehende Unzufriedenheit.¹⁶⁸ Doch anstatt die Unzufriedenen in Begeisterung zu versetzen, verstärkte die Antisemitismuswelle lediglich die bereits vorhandene markante Kritik an der Partei. Ausserhalb der Parteigliederungen beteiligte sich kaum jemand. Viele Menschen setzten sich über Aufrufe zum Boykott jüdischer Läden und Warenhäuser hinweg. Und die öffentliche Gewalt, die mit der «Boykottbewegung» einherging, wie das Zusammenschlagen von Juden oder die Zerstörung jüdischen Eigentums, stiess auf breite Ablehnung.¹⁶⁹ Der geringste Teil dieser Kritik hatte humanitäre Beweggründe. Wirtschaftliche Eigeninteressen spielten eine grosse Rolle, ebenso die Sorge, die Gewaltakte könnten sich bald auch auf die Kirchen erstrecken. Die Kritik richtete sich eher gegen die Methoden als gegen die Ziele. Es gab nicht viele, die die Diskriminierung von Juden prinzipiell ablehnten. Was die Menschen vor allem beunruhigte, waren Rowdytum, fanatische Gewaltakte, widerwärtige Szenen und andere Vorgänge, die die öffentliche Ruhe und Ordnung störten.¹⁷⁰

Da die Gewalt im Laufe des Sommers also kontraproduktiv wurde, sahen sich die Behörden gezwungen, Schritte zu unternehmen, um die Ordnung wiederherzustellen. In München war die Stimmung nach den tumultartigen antijüdischen «Demonstrationen», die sich Mitte Mai im Stadtzentrum abgespielt hatten, so aufgeheizt, dass der bayerische Innenminister und Leiter des NS-Gaus München-Oberbayern, Adolf Wagner, sich im Rundfunk gegen die verantwortlichen «Terrorgruppen» zu Wort meldete. In Wirklichkeit war er heimlich Anstifter dieser Aktionen.¹⁷¹ Die Tumultszenen, die sich am 15. Juli 1935 auf dem Berliner Kurfürstendamm ereigneten, als Nationalsozialisten jüdische Geschäfte verwüsteten und Juden verprügelten, entsetzten die Passanten und führten zur sofortigen, von Goebbels und der Berliner NSDAP schon lange herbeigewünschten Entlassung des Berliner Polizeipräsidenten Magnus von Levetzow.

Letzter Auslöser war die Aktion einer Gruppe von Juden, die in einem Berliner Kino gegen einen antisemitischen Film protestierte. Hitler, der gerade aus dem Ostseebad Heiligendamm von einem Kurzurlaub mit Goebbels zurückgekehrt war, liess sich von seinem Propagandaminister sofort dazu überreden, den Polizeipräsidenten der Hauptstadt abzusetzen. Levetzow wurde durch Wolf Heinrich Graf von Helldorf ersetzt, einen aus Sachsen stammenden Adligen, der bisher Polizeipräsident in Potsdam und früher Chef der Berliner SA gewesen war. Aufgrund seiner Finanzaffären und seines skandalträchtigen Privatlebens hatte Helldorf zwar einen besonders schlechten Ruf, machte das in den Augen der Nationalsozialisten aber durch seinen radikalen Antisemitismus wieder wett. Goebbels zählte jedenfalls darauf, mit seiner Hilfe Berlin «säubern» zu können.¹⁷² Helldorf liess sofort jüdische Kaufhäuser am Kurfürstendamm schliessen. Eine Woche später verbot er «Einzelaktionen» in der Hauptstadt und gab «Provokateuren» die Schuld an den Ausschreitungen.¹⁷³ Der Terror auf den Strassen hatte momentan seinen Zweck erfüllt und die Diskriminierung weiter vorangetrieben. Nun erforderte die Radikalisierung, dass «oben» gehandelt wurde.

Hitler, der den ganzen Sommer über zu dem Problem geschwiegen hatte, war zu guter Letzt gezwungen, Stellung zu beziehen. Schon am 3. Mai hatte Schacht ihn in einer Denkschrift vor wirtschaftlichem Schaden gewarnt, wenn Juden mit ungesetzlichen Mitteln bekämpft würden.¹⁷⁴ Hitler hatte damals darauf nur entgegnet, mit der Zeit werde sich schon alles zum Guten wenden. Nun aber ordnete er am 8. August an, alle Einzelaktionen zu stoppen; Hess übermittelte diese Entschei-

derung der Partei am folgenden Tag.¹⁷⁵ Am 20. August griff Innenminister Frick Hitlers Anordnung auf und drohte, dass jeder, der nicht von weiteren Einzelaktionen ablasse, streng bestraft würde.¹⁷⁶ Damit war ein Stadium erreicht, wo die Behörden Parteimitglieder unterdrückten, die das umzusetzen versuchten, was Hitler ihres Wissens nach wollte und wesentlicher Grundsatz der Parteidoktrin war. Auch die Polizei, die aufgrund antijüdischer Gewalttaten zunehmend gegen Parteiaktivisten vorgehen musste, wollte verständlicherweise die Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung beendet sehen.¹⁷⁷ Hitler hielt sich aus dem Streit heraus, befand sich zwischen den Radikalen und den Konservativen aber in einer unbehaglichen Lage. Instinktmässig war er wie immer auf Seiten der Radikalen, die bitter enttäuscht waren, weil sie das Vorgehen als Verrat an nationalsozialistischen Grundsätzen empfanden.¹⁷⁸ Die politische Vernunft diktierte Hitler jedoch, die von Schacht geführten konservativen Kräfte nicht zu übergehen, die die antisemitischen Aktionen gesetzlich geregelt sehen wollten. Das passte immerhin gut zu der immer stärker innerhalb der NSDAP erhobenen Forderung nach scharfen Diskriminierungsmassnahmen und harter Bestrafung vor allem bei «Rassenschande». Aus dem Bedürfnis, diese gegensätzlichen Positionen miteinander in Einklang zu bringen, gingen die Nürnberger Rassengesetze hervor.

Die lautstarken Forderungen nach scharfen Gesetzen gegen Juden nahmen im Frühjahr und Sommer 1935 stark zu. Im April hatte Reichsinnenminister Frick ein neues diskriminierendes Staatsbürgerrecht in Aussicht gestellt, aber noch gab es kein greifbares Ergebnis, das diejenigen zufriedengestellt hätte, die nach zweijähriger NS-Herrschaft einen ganz wesentlichen Punkt des Parteiprogramms endlich umgesetzt sehen wollten.¹⁷⁹ Im Juni wurde in Parteiorganen gefordert, Juden von der deutschen Staatsbürgerschaft auszuschliessen, und alle Juden mit dem Tode zu bestrafen, die Immobilien an «Arier» vermieteten, für sie als Arzt oder Anwalt tätig seien, «arische» Diener beschäftigten oder «Rassenschande» begingen.¹⁸⁰

Die Frage eines Verbots von Ehen und sexuellen Beziehungen zwischen Juden und «Ariern» stand bei den Forderungen der radikalen Nationalsozialisten inzwischen ganz oben auf der Tagesordnung. «Rassenreinheit» sei nur durch völlige physische Trennung zu erhalten, behaupteten sie. Schon einmaliger Geschlechtsverkehr zwischen einem Juden und einer «Arierin», so verkündete Streicher, verhindere auf Dauer, dass die Frau «reinblütige arische» Kinder gebären könne.¹⁸¹ Die

vom *Stürmer* und ähnlichen Blättern in ihren infamen Artikeln immer wieder behauptete «Schändung» «deutscher» Mädchen durch schmarotzerhafte Juden war inzwischen zum Hauptthema der Antijudenhetze geworden.

Schon 1930 hatte Frick einen Gesetzentwurf «zum Schutz der deutschen Nation» in den Reichstag eingebracht; sexuelle Beziehungen mit Juden oder Angehörigen «farbiger Rassen» wurden darin mit drakonischen Strafen bedroht. Nach 1933 griffen nationalsozialistische Juristen den Gedanken auf, aber Reichsjustizminister Gürtner verneinte noch im Juni 1934 die praktische Anwendbarkeit von «Rassenschutzgesetzen».¹⁸² Doch auch so konnten die Justizbehörden nur taktische und keine prinzipiellen Argumente dagegen vorbringen.

Der Ruf nach einschlägigen Gesetzen kam 1935 kaum überraschend. Nationalsozialistische Ärzte stimmten in die Forderung ein, vorneweg Reichsärztesführer Gerhard Wagner. Von einem im Dezember 1934 in Nürnberg stattfindenden Ärztekongress erhielt Frick ein Telegramm, in dem gefordert wurde, jeglichen Versuch sexuellen Kontaktes zwischen einer «deutsche|n| Frau» und einem Juden mit «schwerster Strafe» zu belegen. Das deutsche Volk lasse sich nur dann «rassisch rein» erhalten, wenn «jede weitere jüdisch-rassische Vergiftung und Verseuchung des deutschen Blutes verhütet» werde.¹⁸³ Streicher sagte im Mai 1935, dass Eheschliessungen zwischen Juden und Deutschen bald nicht mehr erlaubt seien. Anfang August verkündete Goebbels, dass solche Heiraten verboten würden.

Unterdessen nahmen nationalsozialistische Aktivisten die Sache in die eigene Hand. SA-Männer demonstrierten vor den Häusern jungvermählter Paare, bei denen ein Ehepartner jüdischer Abstammung war.¹⁸⁴ Auch ohne rechtliche Grundlage weigerten sich manche Standesbeamte, «Mischehen» zu schliessen.¹⁸⁵ Andere Beamte hingegen führten solche Trauungen durch, da kein gesetzliches Verbot bestand. Und wieder andere informierten die Gestapo von den Heiratsabsichten betreffender Paare. Die Gestapo selbst drängte den Justizminister, die konfuse Situation rasch zu regeln. Ein weiterer Anstoss ging von dem neuen Wehrgesetz vom 21. Mai 1935 aus, nach dem Angehörigen der neugebildeten Wehrmacht die Heirat mit «Personen nichtarischer Abstammung» untersagt war. Im Juli gab Frick dem Druck aus den Reihen der NS-Bewegung nach und beschloss, ein gesetzliches Verbot von «Mischehen» einzuführen. Ein entsprechender Gesetzentwurf war im Justizministerium schon in Arbeit. Dass die Gesetzgebung sich verzögerte, lag

hauptsächlich daran, dass zunächst unklar war, wie mir den Nachkommen aus «Mischehen», den «Mischlingen», verfahren werden sollte.¹⁸⁶

Frick erklärte Anfang August gegenüber Parteigenossen, die «Judenfrage» werde «langsam aber sicher auf vollkommen legalem Wege gelöst» werden.¹⁸⁷ In einer Rede, die inner- und ausserhalb Deutschlands weite Verbreitung fand – allerdings fielen in der veröffentlichten Fassung die Passagen, die gegen die antisemitischen Gewaltakte Stellung bezogen, der Zensur zum Opfer –, wies Schacht am 18. August in Königsberg darauf hin, dass sich ein mit dem Parteiprogramm übereinstimmendes, gegen die Juden gerichtetes Gesetz «in Vorbereitung» befinde und darin ein wesentliches Regierungsziel gesehen werden müsse.¹⁸⁸

Zur Erörterung der «Judenfrage» lud Schacht für den 20. August ins Wirtschaftsministerium ein. Die Sitzung der zahlreich erschienenen Staats- und Parteiführer dauerte fast zwei Stunden. Frick berichtete über die Vorbereitungsarbeiten seines Ministeriums für ein mit dem Parteiprogramm im Einklang stehendes Gesetz. Adolf Wagner, der Hess vertrat, sprach vom öffentlichen Druck für ein solches Gesetz und sagte, auch er missbillige die «Übergriffe» (zu deren Zustandekommen in München er wesentlich beigetragen hatte).¹⁸⁹ Dennoch müsse der Staat den antisemitischen Gefühlen der Öffentlichkeit Rechnung tragen und die Juden durch allmähliche «legale» Massnahmen vom Wirtschaftsleben ausschliessen. Zur Überwindung der Unruhe forderte Wagner als erste Gesetzesmassnahmen den Ausschluss der Juden von der Vergabe öffentlicher Aufträge und ein Verbot der Neugründung jüdischer Geschäfte. Schacht erklärte sich mit solchen Massnahmen prinzipiell einverstanden.¹⁹⁰ Gürtner sagte, man müsse den Eindruck verhindern, dass die Führung aufgrund politischer Rücksichten bei Rechtsbrüchen ein Auge zudrücke. Der preussische Finanzminister Johannes Popitz plädierte aus Regierungssicht dafür, eine bestimmte Grenze für die Behandlung der Juden festzulegen, «gleichviel wo», und sich dann daran zu halten. Schacht selbst sprach sich heftig gegen die Gewaltmethoden der Partei aus, durch die der Wirtschaft wie der Aufrüstung grosser Schaden entstehe, und meinte, es sei wichtig, das Parteiprogramm umzusetzen, doch nur auf dem Wege der Gesetzgebung. Er stimmte Wagners Anregung zu, dass sich entsprechende Gesetze nur auf «Volljuden» beziehen sollten, damit weitere Verzögerungen, die sich aus der Frage nach Einbeziehung der «Mischlinge» ergäben, vermieden werden könnten. Am Ende der Sitzung war man sich einig, dass Partei und Staat

enger zusammenarbeiten sollten, um der Reichsregierung Anregungen für «wünschenswerte Massnahmen» zu geben.¹⁹¹

In einem Sitzungsbericht für den Staatssekretär im Auswärtigen Amt wurde dazu angemerkt:

«Aus der Besprechung ergab sich, dass allgemein an dem Judenprogramm der Partei materiell festgehalten, die eingeschlagene Methode jedoch einer Kritik unterworfen wurde. Die uferlose Ausdehnung antisemitischer Betätigung unverantwortlicher Organisationen bzw. Privater auf alle möglichen Lebensgebiete soll durch gesetzliche Massnahmen unterbunden werden. Gleichzeitig soll das Judentum einer Sondergesetzgebung auf bestimmten, vor allem wirtschaftlichen Gebieten unterworfen werden, im übrigen aber grundsätzlich seine Freizügigkeit behalten.

Ein grosszügiges und einheitliches Ziel der deutschen Judenpolitik schälte sich aus der Debatte nicht heraus. Aus dem Vorbringen der einzelnen Fachminister ergab sich lediglich, dass die Judenfrage eine Belastung ihrer politischen Aufgaben bedeute. [...] Die Ressortvertreter wiesen zumeist auf die ihrer Facharbeit entstehenden praktischen Nachteile hin, während die Partei die Notwendigkeit radikalen Vorgehens gegen die Juden mit politisch-stimmungsmässigen und abstrakt-weltanschaulichen Motiven begründete.»¹⁹²

Trotz seiner vehement vorgetragenen Argumente konnte oder wollte Schacht das Prinzip des Ausschlusses der Juden nicht in Frage stellen. «Jedoch zog Herr Schacht nicht die Konsequenz», so wurde im Bericht des Auswärtigen Amtes festgestellt, «eine radikale Änderung des Judenprogramms der Partei oder auch nur der Durchführungsmethoden, z.B. ein Verbot des *Stürmers* zu fordern. Er hielt vielmehr an der Fiktion einer ioprozentigen Aufrechterhaltung des Judenprogramms fest.»¹⁹³ Die von Schacht einberufene Sitzung machte die Meinungsverschiedenheiten zwischen Partei und Staat, Radikalen und Pragmatikern sowie Fanatikern und Konservativen deutlich. Grundsätzlich uneinig war man sich nicht über die Ziele, sondern nur über die Methoden. Allerdings konnte die Angelegenheit nicht zu lange in der Schwebelage bleiben. Es musste rasch eine Lösung her.

Hitler erhielt ein Protokoll der Sitzung und besprach die Angelegenheit am 9. September mit Schacht.¹⁹⁴ Das war am Tag, bevor er zum Parteitag nach Nürnberg aufbrach, wo ihn Hunderttausende von Parteianhängern zum alljährlichen Ritual erwarteten, dem «Hochamt unserer Partei», wie Goebbels es nannte.¹⁹⁵ Elf Tage vor dem Parteitag

berichtete die Londoner Wochenzeitung *The Jewish Chronicle*, dass gesetzlich geplant sei, «die Frage der deutschen Staatsbürgerschaft zu regeln, Mischehen zu verbieten und schwere Strafen für ‚Rassenschande‘ zu verhängen». Das neue Staatsbürgerschaftsrecht, so hiess es weiter, solle offiziell am 10. September auf dem Nationalsozialisten-Kongress in Nürnberg verkündet werden.¹⁹⁶ Diese Aussage war allerdings spekulativ und gründete nicht auf festes Insiderwissen. Die Sitzung bei Schacht (auf der gesetzgeberische Massnahmen hauptsächlich im wirtschaftlichen Bereich gefordert worden waren) hatte gezeigt, dass Mitte August, zehn Tage vor Erscheinen des Artikels im *Jewish Chronicle*, trotz aller angeblichen Vorbereitungsarbeiten noch kein greifbares Ergebnis vorhanden war. Ein weiteres Zeichen dafür, dass der Gesetzentwurf keineswegs abschliessend formuliert vorlag, war die hastige Arbeit am Text, die während des Nürnberger Parteitags selbst erforderlich wurde.

Die Vorhersage des *Jewish Chronicle* war darauf zurückzuführen, dass der Autor des Artikels die vielen Hinweise ranghöher Nationalsozialisten auf bevorstehende gesetzgeberische Massnahmen zu einem Bild zusammengefügt und gemutmasst hatte, dass in Nürnberg diskriminierende Gesetze verkündet werden sollten. Das stellte sich als richtig heraus. Doch hatte Hitler bei seiner Abreise nach Nürnberg noch nicht die Absicht, während des Reichsparteitags das «Reichsbürgergesetz» und das «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre» bekanntzugeben. Für die Entscheidung spielten wieder einmal propagandistische Überlegungen eine wichtige Rolle. Erheblicher Einfluss ging aber auch von der Hetze des «Reichsärztesführers» Dr. Gerhard Wagner aus, einem besonders fanatischen Verfechter des Verbots sexueller Beziehungen zwischen Deutschen und Juden, der sich seit 1933 für ein Verbot von Eheschliessungen zwischen «Ariern» und Juden eingesetzt hatte.¹⁹⁷

Am 12. September, dem dritten Tag des «Parteitags der Freiheit», kündigte Wagner in einer Rede an, dass in Kürze ein «Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes» die weitere «Bastardisierung» des deutschen Volkes verhindern werde. Ein Jahr später behauptete Wagner, er habe bei seiner Ankündigung nicht gewusst, dass der «Führer» innerhalb weniger Tage die Nürnberger Rassengesetze einführen würde. Wahrscheinlich hatte Hitler ihm gegenüber keine konkreten Angaben gemacht, wann das «Blutschutzgesetz» bekanntgegeben werden sollte. Da Wagner aber unmissverständlich die alsbaldige Einführung eines sol-

chen Gesetzes ankündigte, dürfte er von Hitler ein unzweideutiges Zeichen erhalten haben, dass in allernächster Zukunft gehandelt werden würde.¹⁹⁸ Jedenfalls wurde Dr. Bernhard Lösener, der im Reichsinnenministerium für die Vorbereitung gesetzgeberischer Massnahmen zur «Lösung» der «Judenfrage» zuständig war, zu seiner Überraschung gleich am nächsten Tag, dem 13. September, spätabends nach Nürnberg befohlen. Als er und ein Kollege, Ministerialrat Franz Albrecht Medicus, am Morgen des 14. Septembers dort eintrafen, erfuhren sie von ihren Vorgesetzten aus dem Innenministerium, den Staatssekretären Hans Pfundtner und Wilhelm Stuckart, dass Hitler sie am Vortag angewiesen hatte, ein Gesetz zur Regelung des Problems der Eheschliessungen zwischen «Ariern» und «Nichtariern» vorzubereiten, und sie sich sofort an die Arbeit begeben hatten.¹⁹⁹ Wahrscheinlich hatte Wagner, der sich zum entscheidenden Zeitpunkt mehrere Stunden lang bei Hitler aufhielt und zweifellos von anderen NS-Führern unterstützt wurde, durch sein Drängen dazu beigetragen, dass das langersehnte Gesetz sofort an Ort und Stelle eingeführt wurde. Wagner war der Verbindungsmann zwischen Hitler und den Personen, die den Auftrag zur Erarbeitung des Gesetzentwurfs erhalten hatten und sich mangels schriftlicher Anweisungen nicht ganz im Klaren darüber waren, was genau vom Reichsärztführer und was von Hitler selbst kam.²⁰⁰ Allerdings wäre Hitler nicht auf Wagners Drängen eingegangen, wenn er nicht den sich daraus ergebenden politischen und propagandistischen Nutzen ins Kalkül gezogen hätte.

Aus Sicht des «Führers» war ein solcher Schritt äusserst günstig. Anlässlich des Nürnberger Parteitags – dem ersten, auf dem nach Wiedereinführung der Wehrpflicht die neue Wehrmacht vorgeführt wurde – hatte Hitler als schmückendes Beiwerk den Reichstag zu einer symbolischen Sitzung einberufen, der in dieser Stadt 1543 das letztemal zusammengekommen war. Der Reichstag sollte ein Gesetz absegnen, das an Stelle der traditionellen schwarz-weiss-rot gestreiften Nationalflagge der Kaiserzeit die Hakenkreuzfahne zur neuen Reichsflagge machte – mit Blick auf konservative und militärische Kreise ein ziemlich heikler Schritt.²⁰¹ Ebenfalls eingeladen war das diplomatische Korps, offenbar weil Hitler die sich verstärkende Abessinienkrise – der Völkerbund war in der Frage gespalten, wie er angesichts unmissverständlicher Drohungen der Italiener auf den offenbar bevorstehenden und etwas über zwei Wochen später tatsächlich stattfindenden Angriff eines Mitgliedsstaates auf einen anderen reagieren sollte – dazu nutzen wollte,

revisionistische deutsche Forderungen zu stellen. Neurath brachte ihn am 13. September allerdings von dieser Idee wieder ab.²⁰² Daraufhin brauchte Hitler irgendetwas, um das noch recht dünne Gesetzesprogramm für den Reichstag «etwas aufzufüllen».²⁰³ Dazu bot sich, dem Wunsch Wagners und vieler Parteigenossen entsprechend, an, ein Gesetz gegen «Mischehen» von Deutschen und Juden auf die Tagesordnung zu setzen.

Die Zeit war dazu auf jeden Fall reif. Dafür hatte der von Einschüchterungsversuchen und Gewaltakten gegen Juden geprägte Sommer gesorgt. Die immer lauter erhobene Forderung, in der «Judenfrage» aktiv zu werden, bildete den bedrohlichen Hintergrund, vor dem sich der Höhepunkt des Partiejahres abspielte: der «Reichsparteitag des Friedens». Nürnbergs Stadtmauern, Türme und Häuser waren mit Hakenkreuzfahnen geschmückt, und vor dem grossen Schauspiel lag gespannte Erwartung in der Luft, während die NS-Anhänger zu Hunderttausenden in die Stadt strömten. Wie in den vorangegangenen zwei Jahren drängten sich auch diesmal wieder «Parteigenossen», Hitlerjungen, SA-Männer und schwarzuniformierte SS-Eliteeinheiten in den engen Strassen der schönen Altstadt. Wie immer wurde Hitler bei der Ankunft in Nürnberg wie ein siegreicher Eroberer empfangen. Das Reichsparteitagsgelände im Südosten der Stadt mit dem Stadion, dem gerade erst begonnenen Kongressbau und dem bis zu 250'000 Menschen fassenden Aufmarschgelände des Zeppelinfelds, dessen von Albert Speer entworfene Tribünenanlagen 70'000 Zuschauern Platz boten, war ein Meer von Hakenkreuzfahnen, das nachts von himmelwärts gerichteten Suchscheinwerfern erhellt wurde. Dieses Bild vermittelt einen Eindruck von der nationalsozialistischen Ästhetik in ihrer Hochzeit.²⁰⁴

Eingestimmt wurden die Kundgebungsteilnehmer durch Hitlers Eröffnungsproklamation, die wie gewohnt von Adolf Wagner verlesen wurde. Hitler drohte, «der Kampf gegen die inneren Feinde der Nation» werde «niemals an einer formalen Bürokratie oder ihrer Unzulänglichkeit scheitern». Probleme, die der Staat nicht lösen könne, würden durch die Partei gelöst werden. Auf der obersten Stufe innenpolitischer Feindbilder stand bei ihm der «jüdische Marxismus».²⁰⁵ Verbale Attacken gegen den Nationalsozialismus, zu denen es im Sommer auf einer Sitzung der Komintern in Moskau gekommen war, nutzte Hitler zur lautstarken Verunglimpfung des «jüdischen Marxismus», die sich wie ein Leitmotiv durch die Kundgebungsreden zog.²⁰⁶

Die Vorbereitungen für die berüchtigten Gesetze, die über das Schick-

sal Tausender von Menschen entscheiden sollten, verliefen nahezu chaotisch. Lösener und Medicus trafen am Samstag, dem 14. September, in Nürnberg ein. Die Reichstagsitzung war für den nächsten Tag auf 20 Uhr angesetzt.²⁰⁷ Den beiden bereits müden Beamten blieb also nicht viel Zeit, um die verlangten Gesetzestexte zu entwerfen. Was bis dahin von Beamten des Innen- und des Justizministeriums an einschlägigen Vorbereitungsarbeiten vielleicht schon geleistet worden war, war eindeutig noch nicht über das Anfangsstadium hinausgekommen. Man hatte sich bislang nicht darauf geeinigt, wer genau als «Jude» zu gelten hatte. Die Partei drängte darauf, auch «Mischlinge» darunter zu subsumieren, doch damit waren erhebliche Schwierigkeiten verbunden. So wurde die Arbeit in rasender Eile fortgesetzt. Im Laufe des Tages musste sich Lösener mehrmals seinen Weg mühsam durch die Menschenmassen bahnen, um zu Frick zu gelangen, der in seiner Villa am anderen Ende der Stadt aber wenig Interesse für die Angelegenheit zeigte. Auf Wagners beharrliche Einwände hin verwarf Hitler die ersten der von Frick vorgelegten Fassungen als nicht scharf genug.²⁰⁸ Gegen Mitternacht kehrte Frick von Hitler mit der Anweisung zurück, vier Fassungen des «Blutschutzgesetzes», die sich in der Schwere der Strafen bei Rechtsverstößen unterscheiden sollten, für ihn vorzubereiten und, sozusagen zur Vervollständigung des Gesetzesprogramms, ausserdem ein Reichsbürgergesetz zu entwerfen.²⁰⁹

Innerhalb einer halben Stunde entwarfen die Beamten in knappster Form ein Gesetz, das einfache Staatsangehörige von sogenannten Reichsbürgern unterschied; für den Reichsbürgerstatus sollten nur Menschen «deutschen oder artverwandten Blutes» in Frage kommen.²¹⁰ Obwohl dieses Gesetz fast inhaltsleer war, bildete es den Rahmen für eine Vielzahl von Ausführungsbestimmungen, durch die Deutschlands Juden in den folgenden Jahren an den äussersten Rand der Gesellschaft gedrängt werden sollten – Gefangene im eigenen Land. Nachts um halb drei kam Frick schliesslich mit Hitlers Genehmigung der Entwürfe zurück.²¹¹ Erst als der Reichstag zusammentrat, erfuhren die Beamten, für welchen ihrer vier Entwürfe des «Blutschutzgesetzes» sich Hitler entschieden hatte. Vermutlich auf Neuraths oder wahrscheinlicher Gürtners Intervention hin hatte er die mildeste Fassung ausgewählt. Allerdings strich er mit eigener Hand die Beschränkung auf «Volljuden» durch, sorgte dann aber durch die Anordnung, dass diese Beschränkung in der vom Deutschen Nachrichtenbüro zu veröffentlichenden Version enthalten sein müsse, für zusätzliche Verwirrung.²¹² Eheschliessungen

und aussereheliche sexuelle Beziehungen zwischen Juden und Deutschen waren nun gesetzlich verboten und mit strengen Strafen bedroht. Juden war es ausserdem untersagt, deutsche Frauen unter 45 Jahren als Bedienstete zu beschäftigen.²¹³

Bei der vergleichsweise auffallend kurzen Rede, die Hitler am 15. September vor dem Reichstag hielt und in der er um Zustimmung zu den drei Gesetzentwürfen (Flaggen-, Reichsbürger- und Blutschutzgesetz) warb, war es das erstmal, dass er sich in seiner Zeit als Kanzler bei einer grösseren Ansprache auf die «Judenfrage» konzentrierte. Er erklärte, dass Juden im Ausland gegen Deutschland hetzten und für erneute Boykottaktionen verantwortlich seien. Für die «bolschewistische Revolutionshetze» im Gefolge des Moskauer Komintern-Kongresses und die «Beleidigung der deutschen Flagge» in New York, wo es zu einem Zwischenfall gekommen war, als Hafendarbeiter die Hakenkreuzfahne vom Dampfer «Bremen» heruntergerissen hatten, machte er «jüdische Elemente» verantwortlich.²¹⁴ Die «internationale Unruhe» habe Juden in Deutschland zu organisiertem «provozierendem Vorgehen» aufgestachelt. Wenn dies nicht zu unkontrollierten «Abwehraktionen der empörten Bevölkerung» führen sollte, bliebe «nur der Weg einer gesetzlichen Regelung des Problems übrig». Die deutsche Regierung sei daher, so Hitler, «beherrscht von dem Gedanken, durch eine einmalige säkulare Lösung vielleicht doch eine Ebene schaffen zu können, auf der es dem deutschen Volke möglich wird, ein erträgliches Verhältnis zum jüdischen Volk finden zu können».²¹⁵

Bei jemandem, der schon 1919 in seiner ersten schriftlichen politischen Äusserung ausgeführt hatte, dass «die Entfernung der Juden überhaupt» Endziel der Regierungspolitik zu sein habe²¹⁶, und der mit seinem erbitterten Hass auf Juden politisch Karriere gemacht hatte, waren derartige Sätze offensichtlich ein auf die Aussenwelt zielendes Täuschungsmanöver.²¹⁷ Es folgte eine Drohung, mit der Hitler immer schnell bei der Hand war: Sollte sich seine Hoffnung nicht erfüllen und die internationale Hetze fortgesetzt werden, müsse die Lage neu überprüft werden. Als er dann die Annahme des «Blutschutzgesetzes» empfahl, fügte er drohend hinzu: Dies sei «der Versuch der gesetzlichen Regelung eines Problems, das im Falle des abermaligen Scheiterns dann durch Gesetz zur endgültigen Lösung der Nationalsozialistischen Partei übertragen werden» müsste.²¹⁸

Das war ein Hinweis darauf, was Hitler tatsächlich über radikale Massnahmen im Zusammenhang mit der «Judenfrage» dachte. Warum

Hitler, neben der Ausnutzung propagandistischer Vorteile, bereit war, dem Druck von unten nachzugeben und diese Gesetze gegen die Juden derart überhastet einzuführen, wird aus weiteren seiner Äusserungen vom selben Abend deutlich. Nachdem Reichspräsident Göring die Gesetze förmlich eingebracht hatte²¹⁹ und sie von den Abgeordneten einstimmig angenommen worden waren, kehrte Hitler aufs Rednerpodium zurück. Er appellierte an die Abgeordneten, dafür zu sorgen, dass «die Nation selbst [...] den Weg des Gesetzes nicht verlässt» und dass das Gesetz «geadelt wird durch die unerhörteste Disziplin des ganzen deutschen Volkes».²²⁰ In der vierten Rede, die Hitler an diesem Tag, diesmal vor führenden Parteimitgliedern, hielt, unterstrich er noch einmal die Bedeutung der Gesetze und erneuerte seinen Befehl an die Partei, «jede Einzelaktion gegen Juden» zu unterlassen.²²¹ Die Nürnberger Gesetze, soviel steht fest, waren ein Kompromiss, den Hitler entgegen seinem eigenen Instinkt einging, um die antijüdische Hetze der NSDAP zu entschärfen, die im Laufe des Sommers nicht nur bei weiten Teilen der Bevölkerung, sondern wegen ihrer negativen Auswirkungen auf die Wirtschaft auch bei konservativen Teilen der Führungsschicht auf Ablehnung gestossen war. Radikalen Parteimitgliedern gefiel der Kompromiss nicht.²²² Dennoch wurden durch ihn jene «Pg.s» beschwichtigt, die, vor allem wegen Fällen von «Rassenschande», auf gesetzgeberische Massnahmen gedrängt hatten. Obwohl Hetze und offene Gewalt somit gezügelt wurden, war durch den Kompromiss die Diskriminierung auf einen neuen Bereich ausgedehnt worden. Die Enttäuschung, mit der NS-Aktivisten auf die zurückhaltende Politik Hitlers reagierten, wurde durch die Erkenntnis gemildert, «dass der Führer zwar aus aussenpolitischen Erwägungen nach aussen hin Einzelaktionen gegen das Judentum verbieten müsse, aber in Wahrheit durchaus damit einverstanden sei, dass jeder Einzelne den Kampf gegen das Judentum in schärfster und radikalster Form auf eigene Faust fortsetze», wie es in einem Bericht hiess.²²³

Der dialektische Radikalisierungsprozess in der «Judenfrage» lief 1935 nach folgendem Schema ab: Druck von unten, grünes Licht von oben, weitere Gewalt von unten, Zügelung und Besänftigung der Radikalen durch diskriminierende Gesetzgebung. Durch diesen Prozess wurde die Verfolgung weiter verschärft.

Die Nürnberger Gesetze erfüllten ihren Zweck und dämpften die offene Gewaltbereitschaft gegen Juden, von der der Sommer geprägt gewesen war.²²⁴ Die meisten der nicht zu den Parteifanatikern gehören-

den einfachen Deutschen hatten die Gewalttaten missbilligt, nicht aber die Ziele der «Judenpolitik»: die Juden aus der deutschen Gesellschaft auszuschliessen und sie letzten Endes aus Deutschland ganz zu entfernen. Nun billigte diese Mehrheit im Wesentlichen die Gesetze zur Trennung von Juden und Deutschen, weil sie in ihren Augen eine dauerhafte Diskriminierungsbasis boten, ohne dass es dabei zu unziemlichen Gewalttätigkeiten kommen müsste.²²⁵ Hitler hatte sich an der Suche nach einer «gesetzlichen» Lösung beteiligt, dadurch aber kaum an Popularität eingebüsst.²²⁶

Das Definitionsproblem, wer als Jude zu gelten hatte, bestand fort. Da Hitler die Beschränkung des «Blutschutzgesetzes» auf «Volljuden» ausgeschlossen hatte, versuchten Beamte des Innenministeriums und Parteivertreter notgedrungen in wochenlanger, mühevoller Arbeit, sich auf den Personenkreis zu einigen, auf den das Gesetz Anwendung finden sollte.²²⁷ Man entwarf erste Ausführungsbestimmungen des Reichsbürgergesetzes, einschliesslich einer rechtlichen Definition des Begriffs «Jude», und bemühte sich dabei, Hitlers mutmasslichen Ansichten Rechnung zu tragen.²²⁸ Hitler griff, sogar in kleinen Detailfragen, gelegentlich selbst ein, aber sein sporadischer Einsatz reichte nicht, um das Tauziehen zwischen Hess' Büro und dem Innenministerium rasch zu beenden. Das Ministerium wollte nur solche Personen als «Juden» eingestuft sehen, die mehr als zwei «nichtarische» Grosseltern hatten. Die Partei, Druck kam etwa von Reichsärztführer Wagner, bestand darauf, auch «Vierteljuden» miteinzubeziehen. Die zahlreichen Sitzungen endeten ergebnislos. Unterdessen führten manche Ministerien bereits, ohne eine definitive Festlegung abzuwarten, eine Reihe diskriminierender Massnahmen für «Mischlinge» ein, wobei sie unterschiedliche Kriterien anwendeten.²²⁹ Eine Entscheidung war dringend geboten. Doch Hitler wollte sich weder für die eine noch die andere Seite festlegen. Man erwartete die endgültige Stellungnahme, als er am 24. September eine Ansprache auf einer Gauleitertagung in München hielt, zu der auch Stuckart und Lösener eingeladen worden waren. Hitler begnügte sich jedoch damit, darzulegen, wie wichtig es sei, mit Hilfe der geplanten Ausführungsbestimmungen des Reichsbürgergesetzes die Reinheit des deutschen Blutes zu wahren, und ging dann zu einem anderen Thema über, einer «monumentalen aussenpolitischen Vorschau», wie Goebbels es nannte.²³⁰ Die Definition des Begriffs «Jude», sagte er, müsse von Partei und Innenministerium erarbeitet werden.²³¹ Somit war die Schlüsselfrage nach wie vor unbeantwortet. «Judenfrage noch immer nicht

entschieden», notierte Goebbels am 1. Oktober. «Wir debattieren lange darüber, aber der Führer ist noch unschlüssig.»²³²

Als Anfang November immer noch keine endgültige Entscheidung in Sicht war, drängten auch Schacht und das Reichsbankdirektorium Hitler dazu, den Disput zu beenden, denn die Ungewissheit schade der Wirtschaft und dem Wechselkurs der Reichsmark. Es lag Hitler jedoch fern, sich auf Wunsch der Reichsbank darauf festlegen zu lassen, den Juden mit Hilfe der neuen Gesetze Rechtssicherheit zu gewähren. Als es so aussah, dass es auf einer für den 5. November zur endgültigen Entscheidungsfindung anberaumten Sitzung zu einer offenen Konfrontation zwischen den Vertretern der Partei auf der einen und dem Innen-, dem Wirtschafts- und dem Aussenminister auf der anderen Seite kommen könnte und die NSDAP dabei voraussichtlich eine Niederlage einstecken würde, fühlte sich Hitler veranlasst, die Sitzung kurzfristig abzusagen.²³³ Er suchte nach einem Kompromiss. «Führer will jetzt Entscheidung», schrieb Goebbels am 7. November in sein Tagebuch. «Kompromiss ist ohnehin nötig und absolut befriedigende Lösung unmöglich.»²³⁴

Eine Woche später beendete die «Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz» die Ungewissheit. Wagner hatte sich in den meisten Punkten durchsetzen können. Aber bei der Definition des Begriffs «Jude» hatte auch das Innenministerium einigen Erfolg vorzuweisen. «Dreiviertel juden» zählten als Juden. «Halbjuden» (mit zwei jüdischen und zwei «arischen» Grosseltern) galten nur dann als Juden, wenn sie den jüdischen Glauben praktizierten, mit einem jüdischen Ehepartner verheiratet waren oder als eheliches beziehungsweise uneheliches Kind aus einer Verbindung zwischen einem jüdischen und einem «arischen» Partner hervorgegangen waren.²³⁵ «Ein Kompromiss, aber der bestmögliche», beschrieb Goebbels das Ergebnis, das sichtlich sein Missfallen erregte. «Vierteljuden zu uns herüber. Halbjuden nur in Ausnahmen. In Gottes Namen, damit Ruhe kommt. Geschickt und unauffällig in die Presse lancieren. Nicht zuviel Geschrei darum machen.»²³⁶

Was auch immer Goebbels zu dieser Zurückhaltung persönlich bewogen haben mag, es war durchaus sinnvoll, die Angelegenheit herunterzuspielen. Die rechtliche Definition des Begriffs «Jude» hatte nämlich in einem Widerspruch geendet, wie im Innenministerium erkannt wurde. Aus gesetzgeberischen Gründen war es nicht möglich gewesen, zu einer biologischen Rassendefinition auf der Grundlage von Blutarten zu gelangen. Deshalb wurde bei der Festlegung, wer in «rassischer»

Hinsicht Jude sei, zwangsläufig auf die Religionszugehörigkeit zurückgegriffen. Zum Judentum konvertierte Nachkommen «rein arischer» Eltern müssten danach «rassisch» als Juden gelten.²³⁷ Das war absurd, beleuchtete aber nur schlaglichtartig das Groteske der ganzen Angelegenheit.

Aufgrund der heiklen aussenpolitischen Lage und der nahenden Olympischen Spiele in Garmisch-Partenkirchen und Berlin war das Regime darauf bedacht, es nicht zu einer Wiederholung der gewalttätigen Ausschreitungen vom Sommer 1935 kommen zu lassen. Während der folgenden zwei Jahre drehte sich das Rad der Diskriminierung zwar weiter, aber die «Judenfrage» wurde aus der politischen Schusslinie herausgehalten. Als Wilhelm Gustloff, Leiter der Schweizer Landesgruppe der NSDAP, im Februar 1936 von einem jungen Juden ermordet wurde, folgten aus den Umständen keine wilden Vergeltungsmassnahmen.²³⁸ Frick untersagte zusammen mit Hess jegliche «Einzelaktionen».²³⁹ Hitler zügelte seine instinktive Reaktion und beschränkte sich bei Gustloffs Beerdigung auf eine allgemeine, relativ zurückhaltende verbale Attacke gegen die Juden.²⁴⁰ In Deutschland blieb es ruhig. Die Tatsache, dass es zwar 1935 eine antijüdische Gewaltwelle gab, nach Gustloffs Ermordung aber keine gewalttätigen Ausschreitungen stattfanden, ist Beleg dafür, dass das NS-Regime bei Bedarf den auf Aktion gerichteten Druck der radikalen Parteimitglieder unter Kontrolle halten konnte. 1935 war es nützlich gewesen, diesen Druck zu fördern und auf ihn zu reagieren. 1936 war es opportun, ihn in Schach zu halten.

Bei allen taktischen Überlegungen blieb für Hitler das Ziel der Vernichtung der Juden, sein zentraler politischer Gedanke seit 1919, unverändert bestehen. Wie er dabei vorging, wurde Ende April 1937 auf einer Kreisleitertagung der NSDAP deutlich, als er in unmittelbarem Zusammenhang mit Äusserungen über die Juden sagte: «Ich will ja nicht gleich einen Gegner mit Gewalt zum Kampf fordern, ich sage nicht: ‚Kampf!‘, weil ich kämpfen will, sondern ich sage: ‚Ich will dich vernichten! Und jetzt Klugheit, hilf mir, dich so in die Ecke hineinzumanövrieren, dass du zu keinem Stoss kommst, und dann kriegst du den Stoss ins Herz hinein.‘»²⁴¹

Praktisch brauchte Hitler jedoch genau wie im Sommer 1935 vor dem Nürnberger Reichsparteitag kaum etwas zu tun, um die Radikalisierung in der «Judenfrage» voranzutreiben.²⁴² Eine zentrale Koordination existierte zwar noch nicht, dennoch betraf die «Judenfrage» inzwischen alle Schlüsselbereiche der Regierungsarbeit. In Berlin wie im

ganzen Land drängte die NSDAP unaufhörlich auf neue Formen der Diskriminierung; die Verwaltungsbeamten hielten sich an die immer enger gefassten Ausführungsbestimmungen des Reichsbürgergesetzes; die Gerichte verfolgten Juden entsprechend den Bestimmungen der Nürnberger Gesetze; die Polizei suchte nach weiteren Möglichkeiten, die Ausschaltung der Juden zu beschleunigen; und die Öffentlichkeit nahm die Diskriminierung grösstenteils einfach hin, sofern sie sie nicht direkt förderte oder sich an ihr beteiligte. Der Antisemitismus durchzog inzwischen alle Bereiche des Alltags. «[D]ie Nationalsozialisten [haben es] tatsächlich fertiggebracht [...], die Kluft zwischen dem Volk und den Juden zu vertiefen», hiess es in einem Sopade-Bericht zum Januar 1936 aus Berlin. «Das Empfinden dafür, dass die Juden eine andere Rasse sind, ist heute allgemein.»²⁴³

IV

In einer der 17 Reden, die Hitler während des Reichsparteitags 1935 in Nürnberg hielt, versuchte er, schliesslich hatte er treue Parteianhänger vor sich, die nicht zu übersehende grosse Diskrepanz zwischen seinem Ansehen und dem der Partei zu bestreiten. «Ich muss [...] hier Stellung nehmen gegen die besonders von bürgerlicher Seite so oft vorgebrachte Phrase: ‚Der Führer ja, aber die Partei, das ist doch etwas anderes!« Nein, meine Herren! Der Führer ist die Partei, und die Partei ist der Führer.»²⁴⁴ Seit Mitte der zwanziger Jahre war die Identität zwischen «Führer» und Partei ein für beide Seiten nützlicher Mythos. Die NSDAP hatte daraus Zusammenhalt und Disziplin bezogen, die ihr sonst sichtlich abgingen, und Hitler hatte mit Hilfe des Mythos seine grosse Machtbasis als alleiniger Gralshüter der Partei aufgebaut. Doch so notwendig Hitlers Versuch zur Aufrechterhaltung des Mythos vielleicht auch war, in der Realität zeigte sich deutlich, dass sein öffentliches Ansehen und das der Partei seit der Machtübernahme unvermeidlich divergierten.

Ende 1935 war Hitler längst mit Unterstützung der unermüdlich arbeitenden Propagandamaschine dabei, seinen Ruf als keine reinen Parteiinteressen vertretender, *nationaler* Führer zu festigen. Sein Name stand für die Leistungen und Erfolge des Regimes. Innerhalb von drei Jahren habe Hitlers Genie, so behauptete die nationalsozialistische Propaganda und so glaubte die Mehrheit der Bevölkerung, die Erholung

der Wirtschaft, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit und die Wiederherstellung von Recht und Ordnung (durch den Erschießungsbefehl selbst gegen eigene SA-Führer) erreicht. Wie es schien, hatte Hitler auch eigenhändig die Fesseln des Versailler Vertrages zerschnitten, Deutschlands militärische Ehre wiederhergestellt, das Reich von Neuem zu einer Kraft gemacht, mit der international gerechnet werden musste, und dabei die ganze Zeit über geschickt Konflikte vermieden und Deutschlands friedliche Ziele gewahrt. An seinen «Leistungen» war nichts spezifisch «Nationalsozialistisches». Jeder patriotische Deutsche konnte an ihnen etwas Bewundernswertes finden. So gewann Hitler auch bei Teilen der Bevölkerung an Popularität, die dem Nationalsozialismus sonst kritisch gegenüberstanden.

Anders lag der Fall bei der Partei. Während Hitler dem Anschein nach die nationale Einheit verkörperte, erschienen die NSDAP-Funktionäre nur allzu oft als korrupt, anmassend und eigennützig, Zwietracht säend, wo sie den Geist der «Volksgemeinschaft» hätten verkörpern sollen. Die Partei konnte für alle bestehenden Missstände des Alltags verantwortlich gemacht werden (und wurde es auch häufig), für die Kluft zwischen Erwartung und Realität, die nach den anfänglichen übertriebenen Hoffnungen auf rasche materielle Verbesserungen im Dritten Reich bald zu einer weitgehenden Desillusionierung geführt hatte.

Stark gelitten hatte das öffentliche Ansehen der NSDAP nicht zuletzt durch ihre Attacken gegen die christlichen Kirchen. Ein Grossteil des Impetus kam dabei, wie in der «Judenfrage», von der Parteibasis und NS-Führern auf Orts- sowie Länderebene. Nach der Machtübernahme war es nicht leicht, die seit langem bestehenden, in der «Kampfzeit» vor 1933 entstandenen Antagonismen im Zaum zu halten.

Ein sensibles, brisantes Feld berührte der Angriff auf die Autonomie der evangelischen Landeskirchen in Bayern und Württemberg. Im Herbst 1934 setzte Reichsbischof Ludwig Müller mit gewalttätiger Unterstützung seiner Handlanger die beiden beliebten Bischöfe Meiser und Wurm ab, die an der Spitze des Widerstands gegen eine Eingliederung dieser eigenständigen Landeskirchen in die neugeschaffene, gleichgeschaltete Institution der «Reichskirche» standen. Das löste starke Unruhe unter sonst besonders treuen Anhängern des Nationalsozialismus aus.²⁴⁵ In Franken, einer der Hochburgen der NSDAP, machten die frommen Bauern der Partei bittere Vorwürfe.²⁴⁶ Hitler entging den Schmähungen; die persönliche Loyalität zu ihm blieb von den Ereignissen unberührt. Als er Ende Oktober zugunsten der Wiedereinsetzung

von Meiser und Wurm intervenierte, erschien das wie ein weiterer Beleg dafür, dass er, wenn seine Untergebenen ihn über einen Vorgang im Dunkeln liessen, eingriff und für Gerechtigkeit sorgte, sobald er erfuhr, was sich ohne seine Zustimmung abgespielt hatte. In Wirklichkeit aber beugte er sich mit seiner Intervention dem Druck der Öffentlichkeit und unternahm einen notwendigen Schritt zur Schadensbegrenzung und Beendigung der Unruhe. Seine wachweichen Beteuerungen gegenüber Meiser und Wurm standen im Gegensatz zu der wenige Monate zurückliegenden wütenden Beschimpfung der Bischöfe als «Feinde des Vaterlandes, Verräter des Volkes».²⁴⁷

Durch den anhaltenden Zermübungskrieg, den die NSDAP gegen kirchliche Praktiken und Institutionen führte, wurde die Stellung der Partei und ihrer Vertreter auch in katholischen Gegenden untergraben, wo deren Position allerdings nie so stark wie in evangelischen Regionen war. Wiederum entging Hitler einem Grossteil der Schuldzuweisungen, aber seine Popularität bekam einige Kratzer.²⁴⁸ Es war jedoch leichter und weniger gefährlich, örtliche Parteifunktionäre oder den von Kirchenführern immer wieder als böses, radikal antichristliches Schreckgespenst herausgehobenen Alfred Rosenberg zu kritisieren.²⁴⁹ Aus Sorge über die durch den «Kirchenkampf» verursachte wachsende Unruhe und angesichts nach wie vor ungelöster wichtiger aussenpolitischer Fragen erklärte Hitler im Sommer 1935 gegenüber Goebbels, er wolle mit den Kirchen «Frieden machen» – «wenigstens gewisse Zeit».²⁵⁰ Hitler sehe die «Frage (des) Katholizismus [...] sehr ernst», hielt Goebbels in seinem Tagebuch fest.²⁵¹ Doch wie bei der «Judenfrage» waren auch in diesem Fall die radikalen Teile der Parteibasis und deren Führer nicht so leicht unter Kontrolle zu bekommen. Der «Kirchenkampf» nahm in katholischen Gegenden an Intensität zu und liess dort im Winter 1935/36 die Stimmung in der Bevölkerung sinken.²⁵²

Die bedrückende Atmosphäre in den Landesteilen, die von dem Angriff auf die Kirchen am stärksten betroffen waren, spiegelte einen Teil des Popularitätsverlustes, mit dem das NS-Regime im Winter 1935/36 in grösserem Umfang konfrontiert war. Hitlers persönliches Ansehen wurde davon im Wesentlichen noch nicht erfasst, doch selbst er wurde in zunehmendem Masse in die Kritik einbezogen. Ein Regime – und vor allem sein Führer –, zu dessen Doktrin die Beseitigung der Folgen der Novemberrevolution von 1918 und die dauerhafte Verhinderung von Volksaufständen gehörte, konnte die Zeichen von Unruhe nicht ignorieren.²⁵³

Die Verschlimmerung der politischen Lage in Deutschland und die materiellen Bedingungen, die die Ursache für die immer schlechter werdende Stimmung in der Bevölkerung bildeten, waren Hitler bewusst. «Führer gibt Überblick [über die] politische Lage. Sieht Verfall», hielt Goebbels Mitte August fest.²⁵⁴ Eine am 4. September 1935 für Hitler erstellte Übersicht über das damalige Preis- und Lohngefüge zeigt, dass fast die Hälfte der arbeitenden Bevölkerung in Deutschland Bruttowochenlöhne von höchstens 18 Reichsmark verdiente. Damit lag ihr Einkommen erheblich unter der Armutsgrenze. Aus der Statistik geht weiter hervor, dass eine fünfköpfige Familie mit drei schulpflichtigen Kindern selbst bei äusserst bescheidenem Speiseplan kaum von dem niedrigen Wochenlohn von immerhin 2.5 Reichsmark leben konnte, den damals ein Arbeiter in der Stadt durchschnittlich verdiente. Die Löhne verharrten auf dem Stand von 1932 und lagen damit wesentlich niedriger, als sie 1928, im letzten Jahr vor der Weltwirtschaftskrise, in der vielgescholtenen Weimarer Republik gewesen waren. Andererseits waren die Lebensmittelpreise seit 1933 offiziell um acht Prozent und die gesamten Lebenshaltungskosten um 5,4 Prozent gestiegen. Diese offiziellen Zahlen erzählten aber nicht die ganze Geschichte. Bei manchen Nahrungsmitteln wurde von Teuerungsraten von 33, 50 und sogar 150 Prozent berichtet.²⁵⁵ Im Spätsommer 1935 waren Begriffe wie «Ernährungs-» und «Versorgungskrise» in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen.

Die chronische Devisenknappheit und schwindende Valutareserve hatten schon 1934 dazu geführt, dass Hjalmar Schacht nahezu diktatorische Kontrollvollmachten über die Wirtschaft erhielt. Sein «Neuer Plan» vom September des Jahres sah strenge Kontrollen des Deviseneinsatzes für Importe vor und zielte darauf, Deutschlands Aussenhandel durch bilaterale Abkommen mit osteuropäischen Ländern so umzustellen, dass im Wesentlichen Rohstoffe auf Kredit eingeführt und im Gegenzug Fertigwaren aus Deutschland ausgeführt werden konnten.²⁵⁶ Die Probleme bestanden jedoch fort. E'a der Aufrüstung Priorität gegeben wurde, waren sie nicht zu vermeiden. Merklich steigende Rüstungsausgaben und teure Importe bei gleichzeitiger kategorischer Verweigerung einer Währungsabwertung mussten zwangsläufig zu Schwierigkeiten führen. Es war immer weniger möglich, sowohl Rohstoffeinfuhren für die expandierende Rüstungsindustrie als auch Nahrungsmitelein-fuhren zur Senkung der hohen Konsumpreise sicherzustellen. Durch die schlechte Ernte des Jahres 1934 und die ineffiziente, aufgeblähte und

schlecht geführte Verwaltung des «Reichsnährstandes» unter Walter Darré wurden die strukturellen Wirtschaftsprobleme weiter verschlimmert.

Die von Darré im November 1934 so grossartig angekündigte «Erzeugungsschlacht» half zwar, den Umfang der Importe zu verringern, begann aber mit einem unangebrachten bürokratischen Eingriff seitens des «Reichsnährstandes». Das Ergebnis war ein grosser Mangel an heimischen Futtermitteln, abnehmende Viehbestände und wiederholte Lebensmittelknappheit. Im Herbst 1935 waren die Fett- und Eiervorräte fast gänzlich aufgebraucht.²⁵⁷ Devisen für Importe konnte es aber nur auf Kosten der Industrie- und vor allem der Rüstungsgüterproduktion geben.

Auf einmal schienen die Lebensmittelläden leer zu sein. Langes Anstehen für Nahrungsmittel gehörte nun zum bedrückenden Erscheinungsbild des Alltags in den Grossstädten. Fett, Butter, Eier und schliesslich Fleisch wurden knapp und teuer. Nicht wenige Bauern, die sich sonst gerne öffentlich für die «Volksgemeinschaft» vereinnahmen liessen, hielten ihre Erzeugnisse zurück, um möglichst grosse Gewinne zu erzielen. In den Grossstädten sank der Lebensstandard, der ohnehin nicht hoch war, drastisch. Besonders unzufrieden reagierte der Teil der Gesellschaft, dem das Regime mit Vorsicht und äusserstem Misstrauen begegnete und der von der «Ernährungskrise» am schlimmsten betroffen war: die Industriearbeiterschaft.

Im Herbst 1935 berichtete die Berliner Polizei, aufgrund des Fett- und Fleischmangels, der steigenden Lebensmittelpreise und der erneut wachsenden Arbeitslosigkeit sei die Stimmungslage der Bevölkerung erheblich schlechter geworden. Besonders empört seien die Menschen, die nach Lebensmitteln anstehen müssten. Der Verkauf von Butter müsse polizeilich überwacht werden. Gross sei die Verärgerung über Hamsterer. Der meiste Groll aber richte sich gegen die Regierung, die die Preise offenbar nicht unter Kontrolle bekommen könnte.²⁵⁸ In einigen anderen Grossstädten war die Lage noch schlimmer, denn die Hauptstadt genoss schliesslich eine Vorzugsbehandlung.²⁵⁹ Im Januar 1936 verschlechterte sich die Stimmung weiter. Diese Beobachtung galt, wie es hiess, «für einen erschreckend hohen Prozentsatz der Bevölkerung», der «eine direkt negative Einstellung zu Staat und Bewegung» habe. «Das Kritikbedürfnis der Massen» bewege sich «nun auf unkontrollierbarem Gebiet». Zwischen der Höhe der Einkommen und der der Lebensmittelpreise bestehe ein krasses Missverhältnis, und das sei die Haupt-

ursache der Unruhe in der Bevölkerung. Zum Beispiel sei der Preis für Gefrierfleisch um 70 Prozent gestiegen. Die offiziellen Verlautbarungen zur Lage stünden im Widerspruch zur Realität. Die Märkte in Moabit und Charlottenburg seien Brutstätten der Unzufriedenheit. Dort geäußerte kommunistische Ansichten träfen offenbar zunehmend auf offene Ohren.²⁶⁰ Im März gab die Stimmung in der Bevölkerung, wie es hiess, zu «grösseren Besorgnissen» Anlass. In weiten Kreisen herrschte «ausgesprochene Verbitterung». Der «Hitlergruss» wurde kaum noch verwendet. Es war viel die Rede von einem zweiten «30. Juni» zur Herbeiführung einer Militärdiktatur und «einer von Grund auf neuen und sauberen Staatsführung und Staatsverwaltung unter massgebendem Einfluss der Wehrmacht». Die Nahrungsmittelknappheit warf ein Schlaglicht auf den unüberbrückbaren Gegensatz zwischen der Armut der breiten Masse und dem protzigen Reichtum und der unverhohlenen Korruptheit der Parteibonzen. Da Hitler eine solche Situation zulies, geriet er selbst unter Beschuss, so «dass das Vertrauen der Bevölkerung zu der Persönlichkeit des Führers z. Zt. eine Krise» durchmache, wie der Berliner Polizeibericht schilderte.²⁶¹

«Die Stimmung im Volk ist nicht schlecht, sondern gut. Ich weiss das besser. Sie wird durch solche Berichte schlechtgemacht. Ich verbitte mir so etwas in Zukunft», wütete Hitler, als sein Adjutant Fritz Wiedemann versuchte, seine Aufmerksamkeit auf die Berichte über die negative Stimmungslage der Bevölkerung zu lenken.²⁶² Eine solche irrationale Reaktion deutete aber eher darauf hin, dass Hitler durchaus erkannte, wie sehr die «Versorgungskrise» die Popularität des NS-Regimes beeinträchtigte. Tatsächlich war er über die bedenkliche Lage voll im Bilde.

Bereits im September 1934 war Hitler davon unterrichtet worden, dass ärmere Teile der Gesellschaft über die hohen Preise von Fettprodukten klagten. Darré wurde gefragt, ob die Klagen gerechtfertigt seien, und aufgefordert, Informationen über die Preisentwicklung von Milch und Fett zu liefern.²⁶³ Daran schlossen sich mehrere Besprechungen auf oberer Ebene an; anwesend waren die Gauleiter der NSDAP und einmal auch Hitler selbst.²⁶⁴ Zwei Monate später ordnete Hitler die Ernennung des Leipziger Oberbürgermeisters Carl Goerdeler zum Reichskommissar für Preisüberwachung an. Er habe, so erklärte Hitler am 5. November 1934 auf einer Ministerkonferenz, «der Arbeiterschaft sein Wort dafür gegeben, dass er keine Preiserhöhungen dulden» werde. Wenn er nicht gegen die Preissteigerungen vorgehe, würden ihn, «die Lohnempfänger [...] des Wortbruches beschuldigen». «Revolutionäre

Zustände im Volk» wären «die weitere Folge». Deshalb werde er «die wüsten Preistreibereien nicht gestatten».²⁶⁵

Goerdelers Stellung hatte jedoch mehr mit scheinbarer als mit tatsächlicher Macht zu tun. Im Juli 1935 schickte er der Reichskanzlei Abschriften von beunruhigenden Berichten aus allen Teilen des Reiches. Er bat dringend darum, Hitler von der in diesen Berichten zum Ausdruck kommenden «ernste[n] Gefahr» zu unterrichten, die von der Wirkung der Preissteigerungen auf die Arbeiterschaft ausgehe.²⁶⁶ Die «Treuhand der Arbeit», die am 27. August 1935 in Berlin zusammenkamen, äusserten sich in gleicher Richtung.²⁶⁷ Hitler forderte daraufhin den bereits erwähnten statistischen Bericht über die Preis- und Einkommensentwicklung an. Der Bericht vom 4. September 1935 belegte schlechte Lebensverhältnisse, sinkende Reallöhne und eine starke Verteuerung einiger lebensnotwendiger Güter.²⁶⁸ So sah die bedrückende Wirklichkeit hinter dem «schöne[n] Schein des Dritten Reiches» aus.²⁶⁹

Im weiteren Verlauf des Monats erhielt Hitler Mitteilung über die Auswirkungen des Lebensmittelmangels auf das Rüstungsprogramm. Zur Verbesserung der Versorgungslage müsste man, so wurde geschätzt, den nahezu erschöpften Devisenreserven mindestens 300'000 Reichsmark pro Tag entnehmen, um Fette (vor allem billige Margarine) zu importieren, und selbst diese Summe lag noch erheblich unter Darrés Forderungen. Zweifellos bedeute dies, dass «jede Devisen für die Fettversorgung einen Ausfall bei der Rohstoffeinfuhr und damit vermehrte Arbeitslosigkeit zur Folge» habe. Doch das müsse «in Kauf genommen werden, denn die Versorgung der Bevölkerung mit Fettstoffen» müsse «allen anderen Bedürfnissen vorausgehen».²⁷⁰ Dahinter musste die Ausrüstung vorübergehend zurückstehen. Unterdessen hatte Schacht die Gauleiter in Anwesenheit Hitlers bereits gewarnt, dass für die Rüstung nur fünf Milliarden Reichsmark zur Verfügung stünden und Streichungen vorgenommen werden müssten, «sonst bricht die ganze Sache zusammen».²⁷¹

Preisüberwachungskommissar Goerdeler wollte in Bezug auf die Rüstung mehr als eine nur vorübergehende andere Prioritätensetzung erreichen. In einer niederschmetternden Analyse der ökonomischen Lage Deutschlands, die er Hitler gegen Ende Oktober 1935 zugehen liess, merkte er an, er halte «die genügende Fettversorgung der Bevölkerung, auch im Verhältnis zur Rüstung, politisch für vordringlich». Er befürwortete, zur Marktwirtschaft zurückzukehren, das Schwerkriegswicht wieder auf Exporte zu legen und die Rüstungsanstrengungen, die

in seinen Augen Ursache der Wirtschaftsprobleme waren, entsprechend zu reduzieren. Die einzige Alternative sah er apokalyptischerweise in der Rückkehr zu einer nichtindustriellen Wirtschaft, die mit einer drastischen Senkung des Lebensstandards für alle Deutschen einherginge. Wenn alles so weiterliefe wie bisher, werde es ab Januar 1936 nur noch möglich sein, von der Hand in den Mund zu leben.²⁷² Eine solche Prognose war für Hitler ein Greuel.²⁷³ Für Goerdeler begann damit ein Weg, der letztlich im Widerstand mündete.²⁷⁴ Zunächst reagierte Gördeleler mit der Empfehlung, das Reichskommissariat für Preisüberwachung aufzulösen, da es seiner Ansicht nach keinen sinnvollen Zweck erfülle. In beiden Fällen, in denen dieser Vorschlag, im November 1935 und noch einmal im Februar 1936, gemacht wurde, lehnte Hitler die Auflösung des Amtes «bis auf Weiteres» ab, ganz offensichtlich, um den Schein zu wahren.²⁷⁵

Unterdessen hatte Hitler im Oktober dafür gesorgt, dass Schacht zusätzlich umgerechnet 12,4 Millionen Reichsmark an kostbaren Devisen zur Einfuhr von Ölsaaten für die Margarineproduktion zur Verfügung stellte.²⁷⁶ Zur Schlichtung des Devisenstreits zwischen Schacht und Darré setzte Hitler Göring ein, der damit zum erstenmal in Schachts Wirtschaftsdomäne einbrach.²⁷⁷ Göring stellte sich auf Darrés Seite und überraschte dadurch Schacht und einige Wirtschaftskapitäne. Hitler wollte auf diese Weise jedoch in erster Linie die negativen psychischen Auswirkungen der einzigen Alternative umgehen: Lebensmittelrationierung. Im November wurde die Presseagentur vertraulich von der Entscheidung des «Führers» informiert, «dass die Fettkarte nicht eingeführt werden soll und dass stattdessen vom Wirtschaftsminister genügend Devisen für die Einfuhr von Lebensmitteln zur Verfügung gestellt werden sollen». Das führte zur Beeinträchtigung der Aufrüstung. Das Kriegsministerium erklärte sich bereit, zugunsten der Einfuhr von Nahrungsmitteln bis zum Frühjahr auf einen Teil der zugeteilten Devisen zu verzichten.²⁷⁸ Die Unruhe in der Bevölkerung wirkte sich also unmittelbar auf die absolute Prioritätensetzung des Regimes aus. Hitler hatte Grund zur Sorge.²⁷⁹

Während sich die innenpolitischen Probleme verschlimmerten, bot die Abessinienkrise, die im Völkerbund für Verwirrung sorgte, Hitler neue Gelegenheiten zu einem aussenpolitischen Erfolg. Er hatte gleich ein Gespür dafür, dass diese Krise für Deutschland das Potential barg, die internationale Isolation zu durchbrechen, erneut einen grossen Keil zwischen die Signatarstaaten von Stresa zu treiben und vielleicht eine

weitere Revidierung des Versailler Vertrags zu erreichen. Ausserdem musste ein aussenpolitischer Triumph angesichts der innenpolitischen Lage höchst willkommen sein. Äusserungen Hitlers vom August 1935 ist bereits zu entnehmen, dass ihn der seiner Überzeugung nach definitiv bevorstehende Krieg in Abessinien beschäftigte. In Gegenwart Goebbels umriss Hitler seine aussenpolitischen Pläne: «(M)it England ewiges Bündnis. Gutes Verhältnis [zu] Polen. [...] nach Osten Ausweitung. Baltikum gehört uns. [...] Konflikte Italien-Abessinien-England, dann Japan-Russland vor der Tür.» Innerhalb weniger Jahre werde «unsere grosse geschichtliche Stunde» kommen; dann müsse man «parat sein». «Grandioser Ausblick», fügte Goebbels hinzu. «Wir sind alle tief ergriffen.»²⁸⁰ Keine zwei Monate später sagte Hitler mit Blick auf den inzwischen begonnenen italienisch-abessinischen Krieg vor Ministern und hohen Wehrmachtsoffizieren laut Goebbels: «All das kommt uns 3 Jahre zu früh.» Hitler betonte dabei allerdings, dass sich Deutschland nun eine besondere Gelegenheit biete: «Im übrigen rüsten und bereit machen. Europa ist wieder in Bewegung. Wenn wir klug sind, werden wir die Gewinner sein.»²⁸¹

Die schwungvoll betriebene Aufrüstung wurde durch die «Ernährungskrise» jedoch ernsthaft gefährdet. Im Frühjahr 1936 griff Hitler erneut persönlich ein und teilte Darré – trotz erbitterter Einwände von Schacht – aus den knappen Devisenreserven noch einmal eine beträchtliche Summe, umgerechnet 60 Millionen Reichsmark, zur Einfuhr von Pflanzenöl zu.²⁸² In Bezug auf die Rüstung wurde die Lage langsam zweifelt. Schacht musste Blomberg im Dezember erklären, dass eine Steigerung der Rohstoffimporte nicht in Frage käme. Anfang 1936 war der Rohstoffvorrat für die Rüstungsproduktion bedenklich geschrumpft. Er reichte nur noch für ein bis zwei Monate. Schacht verlangte daraufhin, das Aufrüstungstempo zu bremsen.²⁸³

Im beginnenden vierten Jahr der Kanzlerschaft Hitlers waren die Aufrüstungspläne durch die Wirtschaftslage ernsthaft in Frage gestellt. Zu einem Zeitpunkt, als internationale Entwicklungen eine rasche Expansion begünstigten, wurde diese Möglichkeit durch die «Ernährungskrise» und durch die daraus entstandene soziale Unruhe stark eingeschränkt. Auch andere Anzeichen waren entmutigend. Die Furcht vor einem erneuten Anwachsen der Arbeitslosigkeit schien sich als berechtigt zu erweisen. Im Januar 1936 berichtete das Reichsarbeitsministerium, dass es immer noch rund zweieinhalb Millionen Arbeitslose gäbe und kaum Aussicht auf eine dauerhafte weitere Verringerung dieser Zahl bestün-

de.²⁸⁴ Eine Verlangsamung der Aufrüstung, wie sie Goerdeler und Schacht befürworteten, hätte zwangsläufig einen weiteren Anstieg der Arbeitslosenzahlen nach sich gezogen.

Auf politischer Ebene hatten die Probleme des Winters zu einer Belebung der im Untergrund operierenden KPD geführt, während in den Reihen der NSDAP Kampfmoral und Stimmung eigenen Berichten zufolge schlecht waren.²⁸⁵ Es war kaum verwunderlich, dass die Auswirkungen, die eine längere Zeit der Nahrungsmittelknappheit, der Preissteigerungen und sozialen Spannungen auf die innenpolitische Stabilität und die ausenpolitischen Ziele haben könnte, Hitler und anderen NS-Führern schon seit einer Weile ernste Sorgen bereiteten. Fast zwei Jahre später sollte Hitler sagen, dass eine erneute Ernährungskrise für das Regime ein «Schwächungsmoment» bedeute, wenn keine entsprechenden Devisenvorräte zu deren Behebung vorhanden wären. Um so mehr Grund habe man, die Expansion zu beschleunigen, um «Lebensraum» zu gewinnen.²⁸⁶

Anfang 1936 spielten höchstwahrscheinlich sowohl innen- als auch ausenpolitische Überlegungen eine Rolle für die Wahl des Zeitpunkts von Hitlers nächstem grossen Hasardspiel: der Beseitigung der letzten Reste der Verträge von Versailles und Locarno durch die Wiederbesetzung des entmilitarisierten Rheinlands.

So sah es jedenfalls Aussenminister Neurath. Im Gespräch mit dem deutschen Botschafter in Rom Ulrich von Hassell, der am 18. Februar 1936 (zum zweitenmal innerhalb weniger Tage) dringend nach Berlin gerufen worden war, um die Rheinlandfrage zu besprechen, vertrat Neurath die Ansicht, für Hitler sei «in erster Linie das innerpolitische Motiv massgebend» gewesen. Hitler fühle «das Herabgehen der Stimmung für das Regime» und suche «eine nationale Parole, um die Massen neu zu entflammen». Dazu würden wohl «die üblichen Wahlen nebst Volksabstimmung» stattfinden, mutmasste der Aussenminister.²⁸⁷ Bei einer Zusammenkunft mit von Hassell noch am gleichen Abend sprach Hitler offen über seine innenpolitischen Motive und erklärte, er wolle seinen Appell sowohl an das Ausland wie an die eigene Nation richten.²⁸⁸ Auch Wochen später war sich von Hassell sicher, dass bei Hitler innenpolitische Erwägungen bestimmend gewesen waren und der zeitliche Zusammenfall des Ereignisses mit dem «Heldengedenktag» am 8. März bewusst gewählt war, um die Propagandawirkung zu maximieren.²⁸⁹

Hitler brauchte nicht erst davon überzeugt zu werden, dass sich aus

einem spektakulären nationalen Triumph innenpolitischer Nutzen ziehen und propagandistisches Kapital schlagen lassen würde. Auf diese Weise böte sich die Gelegenheit, von den Problemen des vorangegangenen Winters abzulenken, von der «Ernährungskrise» und dem eskalierenden «Kirchenkampf». So liesse sich das Stimmungstief über Nacht vertreiben, die Stellung des Regimes im In- wie im Ausland stärken und Hitlers Popularität weiter steigern. Im Rheinland selbst, von dem in Berichten ein bedrückendes Bild besonders ungünstiger Wirtschaftsverhältnisse gemalt wurde und wo die Unterstützung für das NS-Regime, die in dieser Gegend nie besonders stark gewesen war, durch den Konflikt zwischen Partei und katholischer Kirche ernstlich untergraben worden war, würde es sicher stürmisch begrüsst werden, wenn die entmilitarisierte Zone durch eine einseitige Massnahme Deutschlands aufgehoben werden würde.²⁹⁰ Ein Schritt, der, wie man im Auswärtigen Amt wusste, fraglos innerhalb von ein oder zwei Jahren auch durch geduldiges Verhandeln hätte erreicht werden können, wurde also unter anderem deshalb mit dem vollen Risiko und der ganzen dramatischen Atmosphäre eines militärischen Coups unternommen, weil Hitler sich davon erheblichen Propagandanutzen versprach. Dass innenpolitische Erwägungen eine Rolle spielten, wurde dadurch unterstrichen, dass, wie von Neurath vorausgesagt hatte, Hitler sofort eine Wahl samt Volksabstimmung auf den 29. März ansetzte. Die Massen konnten so wieder in Stimmung versetzt und die gesunkene Kampfmoral der Parteimitglieder gestärkt werden; ausserdem bekamen die Aktivisten wieder etwas zu tun.²⁹¹

Wie in anderen Fällen waren auch hier innen- und aussenpolitische Überlegungen bei Hitler eng miteinander verknüpft. Die innenpolitischen Vorteile hätten nicht so schwer gewogen, wenn internationale Umstände im Rahmen der Abessinienkrise nicht eine Möglichkeit zum Handeln eröffnet hätten, die Hitler nicht ungenutzt verstreichen lassen wollte.

V

Die Bedingungen des Friedensvertrags von 1919 untersagten dem Deutschen Reich, Befestigungsanlagen zu errichten und Truppen zu stationieren; ausserdem durften weder auf dem linken Rheinufer noch auf einem 50 Kilometer breiten Streifen des rechten Rheinufer militärische

Vorbereitungen getroffen werden. Der Status des Rheinlands als entmilitarisierter Zone wurde anschliessend durch den Locarno-Pakt von 1925 bekräftigt, den auch Deutschland unterzeichnete. Jede einseitige Statusänderung durch Deutschland hätte nicht nur einen verheerenden Bruch des Friedensvertrags und die Aufkündigung eines internationalen Pakts bedeutet, sondern hätte auch die Grundlage des westlichen Sicherheitssystems gefährdet, das durch das Friedensabkommen hatte geschaffen werden sollen. Aus nationalistischer deutscher Sicht konnte der damalige Status des Rheinlands aber nicht hingenommen werden.

Die Remilitarisierung des Rheinlands hätte bei jeder nationalistischen deutschen Regierung auf der Tagesordnung gestanden. Für die Wehrmacht war sie ein wesentlicher Bestandteil der Westverteidigung und der im Dezember 1933 aufgestellten Aufrüstungspläne.²⁹² Im Auswärtigen Amt ging man davon aus, dass der Entmilitarisierungsstatus durch Verhandlungen irgendwann beendet werden würde. Diplomaten war bewusst, dass dieser Status bei Einführung der Wehrpflicht in Deutschland sofort aufgehoben worden wäre, wenn man nicht Vorsicht hätte walten lassen müssen, weil er sowohl im Locarno-Pakt als auch im Versailler Vertrag verankert war.²⁹³ Hitler hatte schon 1934 vertraulich über die Abschaffung der entmilitarisierten Zone geredet und sprach im Sommer 1935 in groben Zügen erneut darüber. Gegen Ende des Jahres rechneten die Franzosen damit, dass sie im Rheinland bald vor vollendete Tatsachen gestellt werden würden. Bei einem Treffen mit dem britischen Botschafter sprach Hitler am 13. Dezember 1935 von der Notwendigkeit, die entmilitarisierte Zone abzuschaffen, und sagte, er bedaure, diesen Schritt nicht schon gleich bei Einführung der Wehrpflicht im März getan zu haben. Zu etwa dieser Zeit beredete Hitler mit seinen Militärberatern die Probleme, die sich aus der Wiederbesetzung der Zone ergeben könnten.²⁹⁴ Langsam bot sich die Gelegenheit zu einem solchen Schritt. Doch so wahrscheinlich eine Wiederbesetzung innerhalb der nächsten ein oder zwei Jahre auch war, trug die Art und Weise, in der es dann dazu kam – das Ausnutzen der sich bietenden Gelegenheit, die Wahl des Zeitpunkts und die Art des Coups –, eindeutig den Stempel Hitlers.

Die Gelegenheit verdankte er Mussolini. Wie erwähnt, führte dessen waghalsiges abessinisches Abenteuer dazu, dass die nicht gerade stabile «Stresa-Front» zerbrach. Der Völkerbund verurteilte den grundlosen Angriff auf einen Mitgliedsstaat und verhängte Wirtschaftssanktionen.

Angesichts pessimistisch stimmender militärischer Aussichten und allmählich spürbarer Sanktionsauswirkungen wandte sich Italien auf der Suche nach Freunden von Frankreich wie England ab und Deutschland zu. Einem guten Verhältnis zwischen den beiden Ländern hatte seit 1933 die Österreichfrage entgegengestanden. Seit der Ermordung von Dollfuss war das Klima zwischen Deutschland und Italien unterkühlt gewesen. Das änderte sich jetzt schnell. Im Januar 1936 signalisierte Mussolini, dass er nichts dagegen hätte, wenn Österreich tatsächlich ein Satellitenstaat Deutschlands würde.²⁹⁵ Damit war der Weg zur «Achse» Berlin/Rom frei. Noch im selben Monat erklärte Mussolini öffentlich, die Äusserungen Frankreichs und Englands über eine, in Wirklichkeit sehr unwahrscheinliche, mögliche gemeinsame Militäraktion gegen Italien im Mittelmeer habe das in Locarno vereinbarte Gleichgewicht zerstört und könne nur zum Auseinanderbrechen des Locarno-Pakts führen. Hitler nahm diese Verlautbarungen zur Kenntnis. In einem Gespräch mit Botschafter von Hassell deutete Mussolini dann an, dass für Italien das Abkommen von Stresa «endgültig tot» sei und Italien im Falle schärferer Sanktionen aus dem Völkerbund austreten und damit den Locarno-Pakt praktisch zunichte machen werde. Weiter brachte er zum Ausdruck, dass sein Land Frankreich und Grossbritannien keine Unterstützung anbieten würde, falls Hitler sich entschliessen sollte, mit entsprechenden Aktionen auf die Ratifizierung des französisch-sowjetischen Beistandspakts zu reagieren, der zu dem Zeitpunkt gerade der französischen Deputiertenkammer zur Abstimmung vorlag und von Berlin als Bruch der Locarno-Vereinbarungen gewertet wurde.²⁹⁶ Die Botschaft war klar: Aus italienischer Sicht könnte Deutschland seine Truppen ungestraft im Rheinland einmarschieren lassen.

Die Abessinienkrise hatte auch das Verhältnis zwischen England und Frankreich getrübt und die beiden Demokratien weiter auseinandergebracht. Das war besonders nach dem losbrechenden Proteststurm der Fall, als im Dezember 1935 Informationen über den Hoare-Laval-Plan (benannt nach dem britischen und dem französischen Aussenminister, Sir Samuel Hoare und Pierre Laval) durchsickerten, der, als Vorschmack auf das, was in anderem Zusammenhang 1938 in München geschehen sollte, vorsah, Italiens Aggressionsakt durch das Angebot von zwei Dritteln des abessinischen Territoriums auch noch zu belohnen.²⁹⁷

In dieser Situation wurde der französischen Regierung klar, dass die Remilitarisierung des Rheinlands nicht zu vermeiden sein würde. Als

Termin tippten die meisten Beobachter auf den Herbst 1936, nach dem Ende der Olympischen Spiele. Nur wenige glaubten, dass Hitler wegen des Rheinlands grosse Risiken eingehen werde, wenn die herkömmliche Diplomatie letztlich zum Erfolg führen würde. Von französischer Ministerseite wurden selbständige Militäraktionen gegen eine offenkundige deutsche Vertragsverletzung abgelehnt. Ohnehin hatte die französische Armeeführung, bei grober Übertreibung der deutschen Waffenstärke, deutlich gemacht, dass sie gegen militärische Vergeltungsaktionen war und eine rein politische Reaktion auf etwaige vollendete Tatsachen befürwortete.²⁹⁸ Die Wahrheit war: Den Franzosen stand nicht der Sinn nach Kampf um das Rheinland. Und Hitler und das deutsche Auswärtige Amt spürten das.²⁹⁹ Aufgrund von Sondierungsergebnissen konnten Hitler und von Neurath ausserdem einigermaßen sicher davon ausgehen, dass auch Grossbritannien im Falle eines deutschen Coups nicht militärisch aktiv werden würde. Ihrer Ansicht nach war England derzeit militärisch geschwächt, hatte genug mit innenpolitischen Angelegenheiten und der Abessinienkrise zu tun, mochte in der Aufrechterhaltung der entmilitarisierten Rheinlandzone kein lebenswichtiges britisches Interesse erkennen und hatte für Deutschlands Forderungen zum Teil Verständnis.³⁰⁰

Bei einem raschen Schritt zur Remilitarisierung des Rheinlands standen die Erfolgchancen daher gut; militärische Vergeltungsaktionen durch Frankreich oder England waren relativ unwahrscheinlich. Das galt natürlich nur, soweit man in Berlin die wahrscheinlichen Reaktionen der europäischen Mächte richtig einschätzte. Nichts war sicher. Nicht alle Berater Hitlers waren mit dem Risiko einverstanden, dass der «Führer» in wachsendem Masse ohne weiteren Aufschub einzugehen bereit war. Aber Hitler hatte 1933 beim Austritt aus dem Völkerbund und 1935 bei der Wiedereinführung der Wehrpflicht mit seiner Risikobereitschaft recht behalten. Dadurch hatte er an Zuversicht gewonnen. Bei der Rheinlandkrise spielte er eine noch anmassendere Rolle und war weniger als je zuvor bereit, sich den auf Vorsicht bedachten Empfehlungen der Militärs und Diplomaten zu beugen.³⁰¹

Anfang Februar 1936 ging in Berlin das Gerücht um, Hitler plane, in nächster Zeit Truppen im Rheinland einmarschieren zu lassen.³⁰² Zu dem Zeitpunkt war nichts entschieden. In Gedanken war Hitler mit der Angelegenheit beschäftigt, als er sich am 6. Februar zur Eröffnung der Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen aufhielt.³⁰³ Er forderte Stellungnahmen an, insbesondere vom Auswärtigen Amt. Über

das Für und Wider unterhielt er sich im Laufe des Monats mit Neurath, Blomberg, Fritsch, Ribbentrop, Göring und dann mit von Hassell, dem Botschafter in Rom. Einem weiteren Kreis von Personen im Auswärtigen Amt und in der Wehrmachtsführung war bewusst, dass eine entsprechende Entscheidung bevorstand. Fritsch und Beck waren dagegen, Blomberg schloss sich wie üblich Hitlers Meinung an. Auch Aussenminister von Neurath hatte ernste Zweifel, er meinte, eine Beschleunigung der Aktion sei das Risiko nicht wert. Obgleich Deutschland wahrscheinlich nicht mit militärischen Vergeltungsaktionen rechnen müsse, würde es zu einer weiteren internationalen Isolation kommen. Von Hassell argumentierte, dass keine Eile geboten sei, da sich auch noch in Zukunft Chancen zur Abschaffung der entmilitarisierten Zone ergeben würden. Beide waren der Ansicht, dass Hitler wenigstens die Ratifizierung des französisch-sowjetischen Pakts durch den Senat in Paris abwarten solle. Dieser angebliche Bruch des Abkommens von Locarno sollte als Vorwand dienen. Hitler zog es vor, nach der Ratifizierung durch die Deputiertenkammer loszuschlagen und nicht bis zur Senateentscheidung zu warten.³⁰⁴ Während die Berufsdiplomaten zur Vorsicht rieten, wurde Hitler wie immer durch den kriecherischen Ribbentrop angestachelt.³⁰⁵

Gegenüber von Hassell sagte Hitler, dass die militärische Wiederbesetzung des Rheinlands «vom militärischen Standpunkte gesehen eine unbedingte Notwendigkeit» sei. Ursprünglich habe er das Jahr 1937 für einen solchen Schritt ins Auge gefasst gehabt. Doch die günstige internationale Konstellation, die sich (angesichts der antisowjetischen Einstellung vieler Briten und Franzosen) durch den französisch-sowjetischen Pakt bietende Gelegenheit und die wachsende militärische Stärke der anderen Mächte, insbesondere der Sowjetunion, durch die sich schon bald das militärische Gleichgewicht verschieben werde, sprächen als Gründe alle dafür, eher früher als später zu handeln. Er glaube nicht, dass es zu militärischen Vergeltungsmassnahmen kommen werde. Im schlimmsten Falle werde es Wirtschaftssanktionen geben.³⁰⁶ Bei einer Unterredung am 19. Februar sagte von Hassell, dass sich die Chancen auf Unterstützung durch Italien verringert hätten, seit sich Italiens Lage in Abessinien zum Besseren gewendet habe und das Ölembargo fallengelassen worden sei. Hitler betonte in seiner Entgegnung, mit welchen Nachteilen ein Aufschub verbunden wäre. «Der Angriff», so argumentierte er unter «lebhaft[e] Zustimmung Ribbentrops», sei «auch in diesem Falle die bessere Strategie». Er werde den französisch-russischen

Pakt als Vorwand benutzen und den Westmächten mit einer Fortführung der entmilitarisierten Zone auf beiden Seiten der Grenze, einem Drei-Mächte-Luftpakt und einem deutsch-französischen Nichtangriffspakt ein scheinbar grosszügiges Angebotspaket unterbreiten, das kaum Chancen habe, angenommen zu werden. Von Hassell war bereits vorher zu der Ansicht gelangt, dass Hitler «zu mehr als 50% entschlossen» sei zu handeln. Mitte des Monats glaubte auch der skeptische Fritsch, dass die Entscheidung gefallen sei. Auch Neurath hatte sich inzwischen, trotz wohl noch vorhandener Bedenken, mit dem geplanten Schritt abgefunden.³⁰⁷

Hitler aber war noch unschlüssig. Seine Argumente hatten die Diplomaten und Militärs nicht zu überzeugen vermocht. Der kriecherische Ribbentrop war dafür, ebenso, wenn auch sichtlich nervös, Blomberg. Alle anderen rieten dazu, vorsichtig vorzugehen und nicht zu viel zu wagen. Das war noch Ende Februar der Stand der Dinge. So sehr Hitler vielleicht auch entschlossen war, möglichst früh loszuschlagen, stand der genaue Zeitpunkt doch immer noch nicht fest. Am 27. Februar war die Remilitarisierung des Rheinlands mittags Tischgespräch zwischen Hitler, Göring und Goebbels. «Noch etwas verfrüht», fasste Goebbels das Ergebnis zusammen.³⁰⁸ Am folgenden Tag war Hitler noch unentschlossen. Goebbels riet ihm, zu warten bis «der Russenpakt perfekt» wäre, das heisst, bis der französische Senat ihn ratifiziert hätte.³⁰⁹ Im Laufe des Tages begleitete Goebbels Hitler nach München und diskutierte im Zug mit ihm über die Rheinlandfrage. «Der Führer ist noch unschlüssig», notierte Goebbels in seinem Tagebuch. Er selbst befürwortete nach wie vor, die Ratifizierung durch den Senat abzuwarten. Vor Hitlers Entscheidung waren für den nächsten Tag weitere Besprechungen anberaumt.³¹⁰ Beim Mittagessen am 29. Februar stand sein Entschluss noch nicht fest.

Am folgenden Tag, dem 1. März, einem Sonntag mit frühlingshaft schönem Wetter, erschien Hitler in bester Laune bei Goebbels im Hotel. Die Entscheidung war gefallen. «Es ist wieder ein kritischer Augenblick», schrieb Goebbels, «aber nun muss gehandelt werden. Dem Mutigen gehört die Welt! Wer nichts wagt, der gewinnt auch nichts.»³¹¹

Am nächsten Tag, dem 2. März, nahm Goebbels um 11 Uhr an einer Sitzung in der Reichskanzlei teil. Anwesend waren die obersten Wehrmachtsführer – Göring, Blomberg, Fritsch und Raeder –, ebenso Ribbentrop. Hitler erklärte ihnen, dass er sich entschieden habe. Er werde

den Reichstag auf Samstag, den 7. März, einberufen, und dort die Remilitarisierung des Rheinlands verkünden. Gleichzeitig werde er Deutschlands Wiedereintritt in den Völkerbund, einen Luftpakt sowie einen deutsch-französischen Nichtangriffspakt anbieten. Dadurch werde die akute Gefahr von Gegenmassnahmen verringert, Deutschlands Isolation verhindert und die Souveränität ein für allemal wiederhergestellt. Anschliessend sollten der Reichstag aufgelöst und – mit aussenpolitischen Parolen – Neuwahlen angekündigt werden. Fritsch hatte auf Freitag Nacht den Transport der Truppen zu organisieren. «Alles muss blitzschnell geschehen.» Die Truppenbewegungen sollten als vermeintliche SA- und Arbeitsfrontübungen getarnt werden. Die Wehrmachtsführer hatten ihre Zweifel.³¹²

Die Kabinettsmitglieder wurden erst anderntags am Nachmittag einzeln informiert, Frick und Hess erhielten sogar erst am Abend Bescheid. Zu diesem Zeitpunkt waren die Einladungen an die Reichstagsmitglieder bereits unterwegs; eingeladen wurde offiziell zu einem Bierabend, damit die Täuschung nicht zu früh aufflog.³¹³ Am Mittwoch arbeitete Hitler an seiner Reichstagsrede, und Goebbels bereitete bereits die Wahlkampagne vor. Warnende Stimmen waren aus dem Auswärtigen Amt noch am Donnerstag zu vernehmen. Am Freitag Abend war Hitlers Rede fertiggestellt. Auf einer Kabinettsitzung wurden die Mitglieder erstmals gemeinsam über die Planung informiert. Goebbels kündigte an, dass der Reichstag am nächsten Tag um 12 Uhr zusammenzutreten werde.³¹⁴ Einziger Tagesordnungspunkt sollte eine Regierungserklärung sein.³¹⁵ An die Planung der Wahlkampagne wurde letzte Hand angelegt. Damit nichts nach aussen durchsickern konnte, durfte kein Mitarbeiter des Propagandaministeriums über Nacht das Gebäude verlassen. «In der Überraschung liegt der Erfolg», notierte Goebbels und fügte am nächsten Morgen hinzu: «Berlin zittert vor Spannung.»³¹⁶

Auch der Reichstag war gespannt, als sich Hitler unter tosendem Beifall zu seiner Rede erhob. Die Krolloper, in der der Reichstag seit dem Brand des in der Nähe gelegenen Reichstagsgebäudes noch immer seine Sitzungen abhielt, war bis unter das Dach voller Menschen. Hunderte von Journalisten füllten die Ränge. Zahlreiche Diplomaten waren anwesend, nur der englische und der französische Botschafter waren nicht erschienen, weil sie sich wohl denken konnten, was bevorstand. Unter den Kabinettsmitgliedern auf dem Podium war Blomberg sichtlich blass vor Nervosität. Göring liess sich hingegen nichts dergleichen

anmerken; er hatte hinter Hitler Platz genommen und sah so aus, als würde er gleich vor Stolz platzen. Goebbels las in einer Abschrift der Rede, während Hitler sprach. Die Abgeordneten, die alle in NS-Uniform erschienen waren, wussten immer noch nicht, was sie erwartete.³¹⁷ Die Rede richtete sich nicht nur an die in der Krolloper Versammelten, sondern auch an die Millionen von Radiohörern. Nach einer längeren Vorrede, in der Hitler den Versailler Vertrag anprangerte, Deutschlands Gleichstellungs- und Sicherheitsforderungen wiederholte und seine friedlichen Ziele darlegte, trug ihm ein lautstarker verbaler Angriff auf den Bolschewismus stürmischen Beifall ein. Damit war Hitler bei seinem Argument angelangt, dass die Vereinbarungen von Locarno durch den sowjetisch-französischen Pakt ungültig geworden seien. Er las die Erklärung vor, die von Neurath den Botschaftern der Signatarstaaten von Locarno am Morgen übermittelt hatte und in der es hiess, der Vertrag von Locarno habe seine Bedeutung verloren. An dieser Stelle hielt Hitler kurz inne, um dann fortzufahren:

«Deutschland sieht sich daher auch seinerseits nicht mehr als an diesen erloschenen Pakt gebunden. [...] Im Interesse des primitiven Rechts eines Volkes auf Sicherung seiner Grenzen und zur Wahrung seiner Verteidigungsmöglichkeiten hat daher die deutsche Reichsregierung mit dem heutigen Tag die volle und uneingeschränkte Souveränität des Reiches in der entmilitarisierten Zone des Rheinlandes wiederhergestellt.»³¹⁸

Bei diesen Worten, so schilderte später William Shirer, der die Szene beobachtete, seien die 600 Reichstagsabgeordneten, «kleine Leute mit grossen Körpern, wulstigen Nacken, kurzgeschorenem Haar, dicken Bäuchen, braunen Uniformen und schweren Stiefeln; Wachs in seinen Händen», wie Automaten aufgesprungen, hätten «die rechte Hand zum Nazigruss» hochgestreckt, und «Heil» gerufen.³¹⁹ Als der Lärm schliesslich nachliess, trug Hitler seine Vorschläge zur «europäischen Friedenssicherung» vor: ein Nichtangriffspakt mit Belgien und Frankreich, die Entmilitarisierung auf *beiden* Seiten der gemeinsamen Grenzen, ein Luftpakt, ein – dem deutsch-polnischen ähnliches – Nichtangriffsabkommen mit anderen östlichen Nachbarstaaten und Deutschlands Rückkehr in den Völkerbund.³²⁰ Manche meinten, Hitler habe zuviel angeboten.³²¹ Sie brauchten sich jedoch keine Sorgen zu machen. Hitler wusste, es bestand nicht die geringste Chance für eine Annahme seines «Angebots». Er kam zum Höhepunkt seiner Rede.

«Männer, Abgeordnete des Deutschen Reichstages! In dieser geschichtlichen Stunde, da in den westlichen Provinzen des Reiches deutsche Truppen soeben ihre künftigen Friedensgarnisonen beziehen, vereinigen wir uns alle zu zwei heiligen inneren Bekenntnissen.»³²²

Ohrenbetäubender Lärm von Seiten der versammelten Abgeordneten unterbrach ihn. William Shirer notierte:

«Sie springen auf, jubelnd und schreiend. Auf der Gästetribüne dasselbe Bild, mit Ausnahme einiger Diplomaten und etwa fünfzig von uns Korrespondenten. Ihre Hände sind zum sklavischen Salut hochgestreckt, ihre Gesichter von Hysterie gezeichnet, ihre Münder weit geöffnet und schreiend, ihre vor Fanatismus brennenden Augen gerichtet auf den neuen Gott, den Messias. Der Messias spielt seine Rolle superb.»³²³

Hitler wartete geduldig, bis wieder Ruhe eingekehrt war. Dann schwor er zwei Dinge: niemals der Gewalt zu weichen, wenn die Ehre des Volkes auf dem Spiel stehe, und zu Deutschlands europäischen Nachbarn ein besseres Verhältnis anzustreben. Er wiederholte sein Versprechen vom Vorjahr, dass Deutschland in Europa keine territorialen Ansprüche geltend zu machen habe.³²⁴ Aber ausserhalb Deutschlands schwand langsam das Vertrauen in Hitlers Worte.³²⁵

Gegen 13 Uhr, als Hitler gerade zum krönenden Abschluss seiner Rede kam, näherten sich deutsche Truppen der Hohenzollernbrücke in Köln.³²⁶ Zwei Flugzeugladungen handverlesener Journalisten waren dort, um den historischen Moment festzuhalten.³²⁷ In Köln hatte sich das bevorstehende Ereignis am Morgen schnell herumgesprochen. Tausende von Menschen säumten die Ufer des Rheins und drängten sich in den Strassen nahe der Brücke. Die Soldaten wurden von einem wahren Freudentaumel empfangen, als sie die Brücke überschritten. Frauen streuten ihnen Blumen auf den Weg. Katholische Priester segneten sie. Kardinal Schulte pries Hitler dafür, dass er die Wehrmacht wieder hergeschickt habe.³²⁸ Der «Kirchenkampf» war momentan vergessen.

Die in die entmilitarisierte Zone entsandten Truppen umfassten nicht mehr als 30'000 Soldaten, die durch Einheiten der Landespolizei verstärkt waren. Nur 3'000 Mann sollten tief in die Zone eindringen. Die übrigen hatten grösstenteils hinter dem östlichen Rheinufer Stellung bezogen. Die vorderen Verbände sollten sich im Fall einer für wahrscheinlich gehaltenen militärischen Konfrontation mit den Franzosen

innerhalb einer Stunde zurückziehen.³²⁹ Dazu bestand aber kein Anlass. Wie erwähnt, hatten französische Armeeführer eine militärische Auseinandersetzung von vornherein ausgeschlossen. Französische Geheimdienstquellen, die Mitglieder von SA, SS und anderen NS-Formationen als Soldaten zählten, hatten die Stärke der deutschen Streitkräfte im Rheinland auf die überaus hohe Zahl von 295'000 Mann veranschlagt.³³⁰ In Wirklichkeit hätte eine französische Division genügt, um Hitlers waghalsiges Abenteuer zu beenden. «Wären die Franzosen damals ins Rheinland eingerückt», soll Hitler später bei mehr als einer Gelegenheit gesagt haben, «hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht.» In den ersten 48 Stunden nach dem Einmarsch der deutschen Truppen im Rheinland war er nach eigenen Worten so angespannt wie nie zuvor in seinem Leben.³³¹ Bei solchen Schilderungen war es ihm wie üblich um die Wirkung zu tun. Hans Frank hielt ähnliche Äusserungen fest. «Wenn die Franzosen wirklich Ernst gemacht hätten, wäre es für mich die grösste politische Niederlage geworden», habe er Hitler bemerken hören.³³² Doch wie der Diktator richtig vorausgesagt hatte, waren weder die Franzosen noch die Briten willens zu kämpfen. Schon am frühen Abend des 7. März war offensichtlich, dass der Coup ein voller Erfolg war. Goebbels notierte in seinem Tagebuch:

«Beim Führer. [...] Auslandsstimmen glänzend. Frankreich will Völkerbund befassen. Recht so! Es wird also nicht handeln. Das ist die Hauptsache. Alles andere ist Wurscht. [...] Die Reaktion in der Welt war vorgesehen. Der Führer ist masslos glücklich. [...] Der Einmarsch [ist] planmässig verlaufen. [...] Der Führer strahlt. England bleibt passiv. Frankreich handelt nicht allein, Italien ist enttäuscht und Amerika uninteressiert. Wir haben wieder die Souveränität über unser eigenes Land.»³³³

Es hatte sich nur um ein bescheidenes Risiko gehandelt. Den westlichen Demokratien hatte sowohl der Wille als auch die Einigkeit gefehlt, die für eine Intervention Voraussetzung gewesen wären. Für Hitler aber war es ein unschätzbare Triumph. Er hatte nicht nur die Grossmächte überlistet, die sich wieder einmal als unfähig erwiesen, sich auf einen machtpolitischen Stil einzustellen, der sich nicht an herkömmliche diplomatische Regeln hielt; er hatte auch einen weiteren Sieg über die heimischen konservativen Kräfte in der Wehrmacht und im Auswärti-

gen Amt errungen. Wie im März 1935 hatte sich die ängstliche Vorsicht der Wehrmachtsführung und Berufsdiplomaten als unangebracht erwiesen. Das Rheinland war die bisher grösste Belohnung für Hitlers Wagemut. Von Seiten der Wehrmacht oder des Auswärtigen Amtes hatte es keinen Widerstand gegeben. Die Remilitarisierung des Rheinlands war von allen gewollt. Einwände hatte es nur gegen den gewählten Zeitpunkt und die Art des Vorgehens gegeben. Aus Hitlers Sicht hatten die «Profis» nur wieder einmal «kalte Füsse» bekommen, und so nahm seine Verachtung für die Berufssoldaten und -diplomaten zu. Seine Selbstüberschätzung wuchs weiter ins Grenzenlose.

Daran änderte sich auch nichts, als der deutsche Botschafter in London, Leopold von Hoesch, ein paar Tage später vor einer drohenden Kriegsgefahr warnte und Blomberg die Nerven verlor.³³⁴ Hitler konnte es sich inzwischen leisten, solche Meldungen als Bangemacherei abzutun. Die Verurteilung durch den Völkerbund am 19. März war auch nicht weiter von Bedeutung.³³⁵ Der Locarno-Pakt war zerstört, der Versailler Vertrag zerrissen. Die Krise war längst vorbei. «Bin ich froh! Herrgott! Bin ich froh, dass das so glatt abgegangen ist!» sagte Hitler zu Hans Frank, als sie Ende des Monats nach seinem triumphalen Besuch in Köln im Sonderzug durch das Ruhrgebiet zurück nach Berlin fuhren und dabei in den von den Hochöfen der Stahlwerke erleuchteten Nachthimmel schauten.³³⁶

VI

Die allgemeine Begeisterung über die Nachricht von der Wiederbesetzung des Rheinlands übertraf erheblich das nationale Hochgefühl, das nach den Triumphen der Jahre 1933 und 1935 zu spüren gewesen war. Die Menschen waren ausser sich vor Freude. Die anfangs weitverbreitete Furcht, dass Hitlers Aktion zu kriegerischen Auseinandersetzungen führen werde, verflog rasch.³³⁷ Es war fast unmöglich, sich nicht von dem Gefühl der Freude anstecken zu lassen, das sich weit über den Kreis der direkten NS-Anhänger hinaus ausbreitete. Die Oppositionsgruppen waren demoralisiert.³³⁸ Sopade-Informanten berichteten, zum Teil widerwillig, von der neuen Bewunderung und Unterstützung für Hitler, für seine Herausforderung an den Westen, den Angriff auf den Versailler Vertrag, die Wiederherstellung der Souveränität über deutsches Territorium und die Friedensversprechungen.³³⁹ Selbst eine

Frau wie Luise Solmitz, eine aus der Mittelschicht stammende, begeistert nationalkonservative Hamburgerin, die 1935 bestürzt gewesen war, als sowohl ihr Mann, ein ehemaliger Offizier mit teilweise jüdischen Vorfahren, als auch ihre Tochter aufgrund der Nürnberger Gesetze zu Bürgern zweiter Klasse wurden, hielt mit ihrem Lob für Hitler nicht hinterm Berg. «Ich war ganz überwältigt von dem Geschehen dieser Stunde, [...] beglückt vom Einmarsch unserer Soldaten, von der Grösse Hitlers u[nd] der Macht seiner Sprache, der Gewalt dieses Mannes.» Noch vor wenigen Jahren, «als die Zersetzung bei uns regierte», so schrieb sie, habe man «an solche Taten [...] nicht zu denken gewagt».

«Immer wieder stellt der Führer die ganze Welt vor eine vollendete Tatsache. Mit der Welt hält der Einzelne den Atem an: wohin zielt Hitler, was wird das Ende, die Spitze dieser Rede sein, welche Kühnheit, welche Überraschung? Und dann kommt's Schlag auf Schlag – gehandelt, wie gesprochen, ohne Angst vorm eignen Mut. Das stärkt so [...]. Das ist das tiefe, unergründliche Geheimnis der Führernatur. [...] Und Glück hat er immer.»³⁴⁰

Die «Wahl»-Kampagne, die auf das Rheinland-Spektakel folgte – auf den 29. März 1936 waren Neuwahlen angesetzt worden –, war nichts anderes als ein Triumphzug Hitlers. Ekstatische Verehrermassen jubelten ihm auf seiner Reise durch Deutschland zu. Goebbels übertraf sich selbst mit seiner propagandistischen Berichterstattung, die Scharen von Aktivisten noch in den entlegensten Dörfern verbreiteten, um des Führers grosse Taten zu verkünden. «Der Diktator lässt sich vom Volke verpflichten zu der Politik, die er gewollt hat!» analysierte ein Sopade-Informant.³⁴¹ Das «Wahl»-Ergebnis – 98,9 Prozent «für die Liste und damit für den Führer» – brachte Hitler genau das, was er wollte: Die grosse Mehrheit des deutschen Volkes stand hinter ihm; seine Position wurde im In- wie im Ausland massiv unterstützt.³⁴² Wenn auch die offiziellen Zahlenangaben zum Teil durch «Unregelmässigkeiten» bei der Wahl und stärker noch durch Angst und Einschüchterung zustande gekommen waren, liess sich doch nicht bestreiten, dass Hitler, dessen enorme Popularität durch den Rheinland-Coup noch grösser geworden war, in überwältigender Weise unterstützt wurde.³⁴³ Die Probleme und Sorgen, das Murren und Klagen vom vergangenen Herbst und Winter waren, wenn auch nur vorübergehend, verflogen.

Der Triumph der Rheinlandbesetzung prägte Hitler sichtlich. Aus ungefähr dieser Zeit stammt die Veränderung, die Dietrich, Wiedemann

und andere an ihm wahrnahmen. Ab da glaubte er mehr als je zuvor an die eigene Unfehlbarkeit. Seine Reden waren nun mehr und mehr von religiöser Symbolik durchdrungen. Auf dem «Parteitag der Ehre» ein paar Monate später war seine Ansprache an die Parteifunktionäre voller messianischer Anklänge aus dem Neuen Testament:

«Wie fühlen wir nicht wieder in dieser Stunde das Wunder, das uns zusammenführte! Ihr habt einst die Stimme eines Mannes vernommen, und sie schlug an eure Herzen, sie hat euch geweckt, und ihr seid dieser Stimme gefolgt. [...] Wenn wir uns hier treffen, dann erfüllt uns alle das Wundersame dieses Zusammenkommens. Nicht jeder von euch sieht mich und nicht jeden von euch sehe ich. Aber ich fühle euch, und ihr fühlt mich! Es ist der Glaube an unser Volk, der uns kleine Menschen gross gemacht hat. [...] Ihr kommt, um aus der kleinen Umwelt eures täglichen Lebenskampfes und eures Kampfes um Deutschland und für unser Volk einmal das Gefühl zu bekommen: Nun sind wir beisammen, sind bei ihm und er bei uns, und wir sind jetzt Deutschland!»³⁴⁴

Zwei Tage danach sah er sich und das deutsche Volk wiederum durch eine messianisch anmutende mystische Fügung miteinander verbunden: «Das ist das Wunder unserer Zeit, dass ihr mich gefunden habt [...] unter so vielen Millionen! Und dass ich euch gefunden habe, das ist Deutschlands Glück!»³⁴⁵

Seit Anfang der zwanziger Jahre hatten Hitlers Bewunderer ihm ein Gefühl von eigener Grösse vermittelt, und er hatte den ihm verliehenen Nimbus bereitwillig übernommen. Das gab seiner bereits einsetzenden, alles verschlingenden Selbstüberschätzung Nahrung. Seither war diese Tendenz durch die innen- und vor allem die aussenpolitischen Erfolge ab 1933, die von einer wachsenden, nach Millionen zählenden Menge von Menschen dem Genie des «Führers» zugeschrieben wurden, noch enorm gesteigert worden. Hitler nahm die übertriebenen Schmeicheleien begierig auf. Mit der Zeit war er selbst von seinem Führerkult am meisten überzeugt. So musste es zu Hybris kommen – jenem anmassenden Hochmut, der Unheil heraufbeschwört. 1936 war der Punkt erreicht, an dem die Hybris die Oberhand gewann.

Deutschland war erobert. Das genügte nicht. Expansion lockte. Schon bald sollte der Weltfrieden bedroht sein. Alles komme so, wie er allein es vorausgesehen habe, meinte Hitler. Er betrachtete sich als von der Vorsehung Auserwählten. «Ich gehe mit traumwandlerischer Sicher-

heit den Weg, den mich die Vorsehung gehen heisst», sagte er am 14. März in München vor einer grossen Menschenmenge.³⁴⁶ Inzwischen hatte er sich alle anderen Machtgruppen innerhalb des Regimes fast vollständig untertan gemacht. Seine Stellung war unangreifbar, seine Popularität enorm. Nur wenige Menschen waren zu diesem Zeitpunkt so weitsichtig zu erkennen, dass der von dieser «Vorsehung» gewiesene Weg direkt auf den Abgrund zulief.

Danksagung

Die Vollendung eines Buches beschert das Vergnügen, denen öffentlich zu danken, die unmittelbar oder mittelbar zu seiner Entstehung beigetragen haben. Ein Werk dieses Umfangs veranlasst mich, entsprechend grosse Dankeschulden abzutragen.

An erster Stelle bin ich dankbar für die fachgerechte Hilfe, die ich bei meinen Nachforschungen und Bitten von Direktor(inn)en und Mitarbeiterinnen) mehrerer Dokumentationszentren und Bibliotheken erfahren habe, die mir ihre Archive zugänglich gemacht und mir unveröffentlichte Materialien zur Verfügung gestellt haben. In Deutschland geht der Dank an das Archiv der Sozialen Demokratie, Bonn; die verschiedenen Abteilungen des Bayerischen Hauptstaatsarchivs; die Bayerische Staatsbibliothek; das Berlin Document Center (wo mir ganz besonders die Hilfe des ehemaligen Direktors, Dr. David Maxwell, zuteil wurde); das Bundesarchiv Koblenz; die Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg; das ehemalige Institut für Marxismus-Leninismus, Zentrales Parteiarchiv in Ostberlin (DDR); das Niedersächsische Staatsarchiv, Oldenburg; das Staatsarchiv München; das ehemalige Zentrale Staatsarchiv, Potsdam (DDR); in Grossbritannien an das Archiv der BBC; das Borthwick Institute (York), vor allem danke ich dem Direktor, Professor David Smith, für den Zugang zu den Halifax Papers; das Public Record Office in London und Belfast; die University of Birmingham Library (für die Verwendung der Chamberlain Papers); und an die ausgezeichnete Wiener Library, London, deren Direktor, Professor David Cesarani, Bibliothekar(inn)en und Mitarbeiter(inne)n ich meinen besonderen Dank aussprechen möchte; in den USA an die Hoover Institution, Stanford, California, wo mir besonders Myriam Beck und Christoph Schlichtung behilflich waren; die Library of Congress, Washington D.C.; die National Archives, Washington D.C.; und die Princeton University Library; in Österreich an das Archiv der Stadt Linz; das Oberösterreichische Landesarchiv, wo ich Dr. Gerhard Marckghott besonders dankbar bin; und das Wiener

Stadt- und Landesarchiv; und in Russland das ehemalige Sonderarchiv, heute das Zentrum für Historische und Dokumentarische Sammlungen in Moskau.

Ebenso danke ich den Herausgebern und Verlegern der Werke, die ich auszugsweise zitiert habe, und den Inhabern der Rechte an der in diesem Buch reproduzierten Photographien für die Abdruckgenehmigungen.

Wenn ich mich vornehmlich dem Direktor, Professor Horst Möller, und allen Mitarbeiter(inne)n des unvergleichlichen Instituts für Zeitgeschichte in München zu Dank verpflichtet fühle, dürfte das niemanden überraschen, der über die NS-Zeit geforscht hat. Seit meinen ersten Arbeitsaufenthalten Mitte der siebziger Jahre habe ich mich dort immer äusserst wohl gefühlt. Wie viele andere, die über die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts arbeiten, habe ich von den herausragenden Bibliotheks- und Archivbeständen sowie von der Fachkenntnis der Forscherinnen), Archivare und Archivarinnen, Bibliothekare und Bibliothekarinnen enorm profitiert. Besonders herausgreifen möchte ich Norbert Frei, der vor Kurzem an die Ruhr-Universität Bochum gewechselt ist, seit vielen Jahren ein guter persönlicher Freund, und Elke Fröhlich, Hermann Graml, Lothar Gruchmann, der mir Teile der neuen Material-Edition zum Hitler-Prozess vor der Veröffentlichung zugänglich machte, Klaus-Dietmar Henke (jetzt in Dresden), Hermann Wiess (der bei einer Reihe von Nachforschungen im Archiv grosszügig aushalf) und Hans Woller. Schliesslich danke ich Georg Maisinger, dem Geschäftsführer des Instituts, für die Liebenswürdigkeit, die mir bei vielen Gelegenheiten zuteil wurde. Nicht zuletzt möchte ich den Mitarbeiter(inne)n in Archiv und Bibliothek des Instituts dafür danken, dass sie mir bei meinen vielen Anfragen so geduldig und effizient behilflich waren.

Die zum Nachdenken, Lesen und Schreiben wesentliche Zeit hat mir das wunderbare Wissenschaftskolleg in Berlin anlässlich eines Aufenthalts im Jahr 1989/1990 geboten. In dem Zeitraum wurde diese Biographie vorbereitet, und ich konnte vom Austausch mit Wissenschaftlern aus den unterschiedlichsten Disziplinen profitieren. Meine Dankbarkeit gilt dem Rektor, Wolf Lepenies, und seinen Mitarbeiter(inne)n, allen Fellows und nicht zuletzt den Bibliothekar(inn)en, die meine unzähligen Bitten erfüllt haben. Ein beträchtlicher Teil des Textes entstand, als mir die Unterstützung durch ein Leverhulme-British Academy Senior Scholarship und die University of Sheffield im Jahre 1994/1995 die Beurlaubung von meinen regulären Verpflichtungen ermöglichte.

Die Alexander-von-Humboldt-Stiftung hat die grosszügige Unterstützung meiner Arbeit, die 1976/1977 begann, im Sommer 1997 durch die Finanzierung eines einmonatigen Münchenaufenthalts fortgesetzt, den ich zur Überprüfung der Quellenverweise nutzte. Mein Sohn David war so freundlich, sich eine Woche Urlaub zu nehmen und mir zeitweise zur Hand zu gehen.

Von Seiten meiner Verleger in Grossbritannien, Deutschland und den USA habe ich während der Entstehung dieses Buches grosse und äusserst geduldige Unterstützung erfahren. Bei Penguin waren Ravi Mirchandani, der das Buch, mir scheint, vor fast einer Ewigkeit in Auftrag gab, und Simon Winder, der das Projekt übernahm und in allen Entwicklungsstadien umsichtig begleitet hat, tragende Säulen des Unternehmens. Ihre Ermutigung war mir sehr wichtig. Ich möchte auch Thomas Weber für die Erarbeitung des Literaturverzeichnisses meinen Dank aussprechen sowie Diana LeCore für die Zusammenstellung des Registers und ganz besonders Annie Lee für ihre exzellente redaktionelle Arbeit. Bei Norton waren Donald Lamms sorgfältige und konstruktive Vorschläge zur Ergänzung und Verbesserung einzelner Textpassagen stets aufschlussreich, und für seine Anregungen bin ich ihm sehr dankbar. Bei der Deutschen Verlags-Anstalt habe ich vom Sachverstand von Ulrich Volz und Michael Neher profitiert. Jörg W. Rademacher, der den Grossteil des Textes übersetzte, und Jürgen Peter Krause, denen für die Recherchen Cristoforo Schweeger zur Seite stand, haben angesichts der Geschwindigkeit ihrer kompetenten Übersetzung einen wahren Kraftakt vollbracht. Schliesslich haben Margit Ketterle und Andrea Wörle beim Deutschen Taschenbuch-Verlag das Projekt von Anfang an mit dem grössten Interesse begleitet und mir stets mit guten Ratschlägen zur Seite gestanden.

Über die Jahre haben mir viele Freunde und Kollegen mitunter auch unbewusst durch Gespräche oder Briefe, durch Ermutigung und ihre eigenen Veröffentlichungen geholfen, mein Denken über die Ära des Nationalsozialismus zu formen. Ich hoffe, keiner von ihnen, denen ich hiermit kollektiv meinen ganz herzlichen Dank ausspreche, sieht dies als Schmälerung der grossen Verpflichtung, die ich jedem Einzelnen gegenüber empfinde.

Recht herzlich möchte ich auch Gerald Fleming, Brigitte Hamann, Ronald Hayman, Robert Mallett, Meir Michaelis, Stig Hornshoh-Moller, Fritz Redlich, Gitta Sereny, Michael Wildt und Peter Witte danken, die mich alle grosszügig mit Dokumenten versorgt, mir vor der Publi-

kation Einblick in ihre Arbeiten gewährt und zu manchen interpretatorischen Fragen ausführlich mit mir korrespondiert haben. Eberhard Jäckel war so liebenswürdig, mich bei einer Reihe von Gelegenheiten aus seinem reichen Erfahrungs- und Wissensschatz schöpfen zu lassen. Schliesslich danke ich Richard Evans, der mich als erster ermunterte, das Projekt einer Biographie anzugehen, und Niall Ferguson, der mich zu den Untertiteln (der englischen Ausgabe) für die beiden Bände anregte. Ebenso möchte ich Neil Bermel (Department of Russian and Slavonic Studies, University of Sheffield) für die Übersetzung eines auf Tschechisch publizierten Artikels über Hitler danken.

Zu besonderem Dank bin ich Jeremy Noakes verpflichtet. Seine vorbildliche Regionalstudie zu Niedersachsen war Anfang der siebziger Jahre eine der Arbeiten, die mich zur Forschung über Deutschland im Nationalsozialismus angeregt haben. Unsere Freundschaft geht auf diese Zeit zurück. Als herausragender Experte für die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts hat Noakes über viele Jahre an einer Sammlung von Dokumenten in englischer Sprache gearbeitet (Jeremy Noakes und Geoffrey Pridham (Hg.), *Nazism 1919-1945: A Documentary Reader*, 4 Bände, Exeter, 1983-1998), eine grossartig kommentierte Zusammenstellung von Quellentexten zum NS-Regime, die an Vielseitigkeit und Qualität jede verfügbare Sammlung in deutscher Sprache übertrifft. Zahlreiche Quellen, auf die ich in den folgenden Kapiteln verweise, die wenn immer möglich aus einer spezifischen deutschen Fundstelle zitiert werden, sind in der Sammlung zu finden. Ganz besonders trifft dies auf ein Dokument zu, das ich in Kapitel 13 zitiere, und das in englischer Übersetzung erstmals im zweiten Band von Jeremys Sammlung erschien. Dieses etwas obskure Dokument zitiert die Rede eines NS-Funktionärs, in der dieser davon sprach, «zu versuchen, im Sinne des Führers ihm entgegen zu arbeiten», und fiel mir durch den bemerkenswert direkten Einblick in die Funktionsweise einer Diktatur sofort ins Auge. Nachdem ich mir die Idee zu eigen gemacht hatte, entwickelte ich sie zum Grundgedanken meiner Überlegungen zu Hitler. Doch in erster Linie hat mich Jeremy Noakes Sammlung auf das Dokument aufmerksam gemacht. Schliesslich bin ich ihm auch für die Bereitschaft zur sachverständigen Durchsicht des gesamten Typoskripts dankbar.

Zwei deutsche Wissenschaftler haben tiefgreifenden Einfluss auf meine Arbeiten ausgeübt, und ich möchte ihnen hier meine ganz besondere Dankbarkeit aussprechen. Mir war das Privileg vergönnt, eine Zeitlang mit dem verstorbenen Martin Broszat, dem Direktor des Instituts für

Zeitgeschichte, zu arbeiten, und ich habe sowohl von seinem Sachverstand als auch von seinen Anregungen unermesslich profitiert. Die Arbeit unter seiner Anleitung Ende der siebziger Jahre war eine prägende Erfahrung für mich. Ferner hat mich Hans Mommsen, ehemals an der Ruhr-Universität Bochum, entscheidend beeinflusst, dem ich seit vielen Jahren durch gute Freundschaft und einen fortdauernden wissenschaftlichen Dialog verbunden bin. Als ich Hans Mommsen von meinem Entschluss, eine Hitler-Biographie zu schreiben, erzählte, erwiderte er sofort: «An deiner Stelle würde ich das bleiben lassen.» Ich fürchte, er wird den biographischen Zugriff auf Hitler nie als gewinnbringenden Ansatz betrachten. Aber selbst wo unsere Deutungen von Hitler voneinander abweichen, wird er, so hoffe ich, unverkennbare Spuren von seinem Einfluss auf meine Methode entdecken. Meine Bewunderung für seine wissenschaftliche Leistung geht einher mit herzlichem Dank.

Manche Freunde haben mehr beigetragen, als ihnen vielleicht bewusst ist. Das gilt besonders für den verstorbenen William Carr und für Dick Geary wie auch für Joe Bergin, John Breuilly, Joe Harrison, Bob Moore, Frank O’Gorman und Mike Rose. Nicht zuletzt gilt es für Traude Spät.

Die Unterstützung, die ich von der University of Sheffield, besonders durch meine Kollegen im Department of History, erhielt, als dessen privilegiertes Mitglied ich mich in den letzten Jahren fühlen durfte, war für mich von grosser Bedeutung. Vor allem möchte ich Beverly Eaton für ihre ganz aussergewöhnliche Hilfe und Ermutigung während der ganzen Zeit, als ich an dem Buch schrieb und auch bevor diese anstrengende Arbeit begann, danken.

Schliesslich möchte ich wie immer meiner Familie für all die Dinge danken, die diese Arbeit ermöglicht haben. Nur Betty, David und Stephen wissen, wie sehr ich in ihrer Schuld stehe.

I.K., im April 1998

Anmerkungen

BETRACHTUNGEN ZU HITLER

- 1 So der Titel der Analyse Eric Hobsbawms, *Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts*, aus dem Englischen von Yvonne Badal, München, 5. Auflage, (1995) 1997.
- 2 Einen Versuch, kontrafaktisch über einen anderen Verlauf der Weltgeschichte zu spekulieren für den Fall, dass Hitler 1930 bei dem Zusammenstoß zwischen seinem Wagen und einem grossen LKW ums Leben gekommen wäre, macht Henry Ashby Turner, *Geißel des Jahrhunderts. Hitler und seine Hinterlassenschaft*, Berlin, 1989. Der Unfall wird beschrieben bei Otto Wagener, *Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929-1932*, hg. von Henry Ashby Turner, Kiel, 2. Auflage, 1987, S. 155-156.
- 3 Karl Marx, *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, in: Karl Marx und Friedrich Engels. *Werke*, hg. v. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, VIII, Berlin (Ost), 1969, S. 111-207, hier S. 115.
- 4 In den letzten Jahren haben einige Überblicksdarstellungen zur Geschichte des Dritten Reiches beeindruckende Fortschritte bei der Synthese und Deutung einer umfassenden und detailreichen Forschungsliteratur erzielt. Dazu zählen: Hans-Ulrich Thamer, *Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945*, Berlin, 1986; Norbert Frei, *National Socialist Rule in Germany: the Führer State 1933-1945*, Oxford/Cambridge/Massachusetts, 1993 (eine erweiterte Version der deutschen Ausgabe, *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München, 1987); Jost Dülffer, *Deutsche Geschichte 1933-1945. Führerglaube und Vernichtungskrieg*, Stuttgart/Berlin/Köln, 1992; Karlheinz Weissmann, *Der Weg in den Abgrund 1933-1945*, Berlin, 1995; Klaus P. Fischer, *Nazi Germany: a New History*, London, 1995; und die besonders wertvolle interpretatorische Synthese von Ludolf Herbst, *Das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945*, Frankfurt am Main, 1996.
- 5 Siehe den immer noch gedanklich anregenden Kommentar von Wolfgang Sauer, «National Socialism: Totalitarianism or Fascism?», *American Historical Review*, 75 (1967-1968), S. 404-424, hier S. 408: «Beim Nationalsozialismus steht der Historiker vor einem Phänomen, auf das er nur mit Ablehnung reagieren kann, welche Position er persönlich auch einnimmt. Es gibt buchstäblich keine ernstzunehmende Stimme, die in dieser Frage nicht die gleiche Ansicht teilt. (...) Impliziert eine derartig fundamentale Ablehnung nicht auch einen fundamentalen Mangel an Verständnis?»
- 6 In der scharfsinnigen Rezension von Joachim C. Fest, *Hitler. Eine Biographie*, 1973, kritisiert Hermann Graml im Wesentlichen die Überbetonung des Individuums: «Probleme einer Hitler-Biographie. Kritische Bemerkun-

- gen zu Joachim C. Fest», *VfZ*, 22 (1974), S. 76-92. Graml hält die Probleme, die eine Hitler-Biographie dem Verfasser stellt – die Geschichte eines Individuums in eine Analyse von dessen Wirkung auf die deutsche Geschichte zu integrieren – für «unlösbar» (S. 78, S. 84). Ein strenges Urteil über Hitler-Biographien im Allgemeinen und ein interessanter Zugang zu den gesellschaftlichen Ursprüngen von Hitlers Macht finden sich auch bei Michael Kater: «Hitler in a Social Context», *Central European History*, 14 (1981), S. 243-272, hier insbesondere S. 243-246. Gregor Schöllgen wertet weniger pessimistisch in: «Das Problem einer Hitler-Biographie. Überlegungen anhand neuerer Darstellungen des Falles Hitler», *Neue politische Literatur*, 23 (1978), S. 421-434, erneut abgedruckt in Karl Dietrich Bracher, Manfred Funke und Hans-Adolf Jacobsen (Hg.), *Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Eine Bilanz*, Bonn, 1983, S. 687-705.
- 7 Gerhard Schreiber, *Hitler. Interpretationen 1923-1983. Ergebnisse, Methoden und Probleme der Forschung*, Darmstadt. 2. Auflage, (1984) 1988, S. 13.
 - 8 Guido Knopp, *Hitler. Eine Bilanz*, Berlin, 1995, S. 9.
 - 9 Den entscheidenden Überblick bietet Schreiber, *Hitler. Interpretationen*. Eine jüngere, nachdenkliche Einschätzung der von Hitler-Biographen vorgebrachten Deutungen findet sich bei John Lukacs, *Hitler. Geschichte und Geschichtsschreibung*, aus dem Amerikanischen von Helmut Dierlamm und Norbert Juraschitz, München, 1997. Siehe auch Ron Rosenbaum, «Explaining Hitler», *New Yorker*, 1. Mai 1995, S. 50-70. Zu weiteren Einschätzungen der unterschiedlichen Ansätze siehe Klaus Hildebrand, *Das Dritte Reich*, München, 5. Auflage, 1995, S. 135-155, und Ian Kershaw, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, aus dem Englischen von Jürgen Peter Krause, Reinbek 2. Auflage (1994) 1995, Kapitel 4 bis 6. Frühere historiographische Analysen und Versuche, den «Hitler-Faktor» zu behandeln, sind: Klaus Hildebrand, «Der ‚Fall‘ Hitler», *Neue politische Literatur*, 14 (1969), S. 375-386; Klaus Hildebrand, «Hitlers Ort in der Geschichte des Preussisch-Deutschen Nationalstaates», *Historische Zeitschrift*, 217 (1973), S. 584-631; Wolf-Rüdiger Hartmann, «Adolf Hitler: Möglichkeiten seiner Deutung», *Archiv für Sozialgeschichte*, 15 (1975), S. 521-535; Eberhard Jäckel, «Rückblick auf die sogenannte Hitler-Welle», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 28 (1977), S. 695-710; Andreas Hillgruber, «Tendenzen, Ergebnisse und Perspektiven der gegenwärtigen Hitler-Forschung», *Historische Zeitschrift*, 226 (1978), S. 600-621; Wolfgang Michalka, «Wege der Hitler-Forschung», *Quaderni di storia*, 8 (1978), S. 157-190, und 10 (1979), S. 1 25-151; John P. Fox, «Adolf Hitler: the continuing Debate», *International Affairs* (1979), S. 252-264; und William Carr, «Historians and the Hitler Phenomenon», *German Life and Letters*, 34 (1981), S. 260-272.
 - 10 Alan Bullock, *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, aus dem Englischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Düsseldorf (1967) 1977, S. 794-795. Bullock hat seine frühen Ansichten später vollkommen revidiert. – Siehe Rosenbaum, S. 67. Die zentrale Rolle von Hitlers Ideologie ist in die Analyse eingegangen von Alan Bullock, *Hitler and Stalin. Parallele Leben*, aus dem Englischen von Helmut Ettinger und Karl Heinz Siber, München (1991) 1993.
 - 11 Siehe zum Beispiel den Kommentar von Karl Dietrich Bracher, «The Role of Hitler: Perspectives of Interpretation», in: Walter Laqueur (Hg.), *Fascism. A Reader's Guide*, Harmondsworth, 1979, S. 193-212, hier S. 201: «Letztendlich

- war Hitlers *Weltanschauung* ausschlaggebend, wie sich an den schrecklichen Konsequenzen seines rassistischen Antisemitismus beim geplanten Mord an den Juden zeigt.» Auf dem Gebiet der Aussenpolitik wird der programmatische Vorwärtsdrang von Hitlers Ideologie am stärksten betont von Klaus Hildebrand, *Deutsche Aussenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma?*, Stuttgart/Berlin/Köln, 4. Auflage, 1980, S. 188-189. Die Kohärenz von Hitlers Ideen erstmals vollständig aufgezeigt hat Eberhard Jäckel, *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft*, Stuttgart, 4., erweiterte und überarbeitete Auflage, 1991.
- 12 Zitiert nach Hugh Redwald Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, aus dem Englischen von Joseph Kalmer, Zürich, 1948, S. 47.
 - 13 Diese Standardsicht der DDR-Geschichtswissenschaft wurde von niemandem ausdrücklicher erfasst als von Wolfgang Rüge, «Monopolbourgeoisie, faschistische Massenbasis und NS-Programmatik», in: Dietrich Eichholtz und Kurt Gossweiler (Hg.), *Faschismusforschung. Positionen, Probleme, Polemik*, Ost-Berlin (DDR), 1980, S. 125-155, der «Mein Kampf» (S. 141) als «Empfehlungsschreiben» für die «Wirtschaftskapitäne» bezeichnete und von Hitler als dem «Staragenten» der «Monopolherren» des Big Business sprach (S. 144). Voll entfaltet wird diese Deutung in: Wolfgang Rüge, *Das Ende von Weimar. Monopolkapital und Hitler*, Ost-Berlin, 1983, wo auf Hitler als der «willfähigen Kreatur» der «Hintermänner» des Big Business verwiesen wird (S. 334, S. 336). Angesichts einer solchen in die offizielle Ideologie des Staates eingebauten Prämisse war in der DDR keine Hitler-Biographie möglich. Zwei Historiker, die die einzige allgemeine Geschichte der NS-Partei geschrieben hatten, die während der Existenz der DDR erschien (Kurt Pätzold und Manfred Weissbecker, *Geschichte der NSDAP*, Köln, 1981; ursprünglich *Hakenkreuz und Totenkopf. Die Partei des Verbrechens*, Ost-Berlin, 1981), haben später eine auf die Ehemaligen zentrierte Studie des deutschen Diktators verfasst, die in ihrem ehemaligen Staat unmöglich war, und betonten ausdrücklich, «dass der Faschistenführer keine Marionette war». – Kurt Pätzold und Manfred Weissbecker, *Adolf Hitler. Eine politische Biographie*, Leipzig, 1995, S. 589.
 - 14 John Tolands Biographie, *Adolf Hitler*, aus dem Amerikanischen von Uwe Bahnsen, Bergisch Gladbach, 1977, ein Werk von 1204 (im Original 1035) Seiten beginnt mit dem Kommentar: «Mein Buch verkündet keine These» (S. 10). Helmut Heiber fasst sich in: *Adolf Hitler: Eine Biographie*, Berlin, 1960, weit knapper, aber seiner Darstellung von Hitlers Leben «von der Wiege bis zur Bahre» kommt ohne einen interpretatorischen Rahmen aus.
 - 15 Joshua Rubenstein, *Hitler*, London, 1984; S. 87; Wulf Schwarzwäller, *The Unknown Hitler*, Bethesda/Maryland, 1989, S. 9. Guido Knopps Beschreibung von Hitler als «kranker Schweinehund» könnte in die gleiche Richtung weisen, ist tatsächlich aber Teil eines vielgestaltigen Versuchs, das Problem, Hitler zu verstehen, zu bewältigen.
 - 16 Die zitierten Beschreibungen stammen von Norman Rich, *Hitler's War Aims*, 2 Bände, London, 1973/1974, 1, S. 11, und Hans Mommsen, «Nationalsozialismus», in: *Sozialsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie*, 7 Bände, Freiburg/Basel/Wien, 1966-1972, IV, 1971. Siehe auch Hans Mommsen, *Beamtenum im Dritten Reich*, Stuttgart, 1966, S. 98, Anmerkung 26. Manfred Funke hat das

- Aufeinanderprallen dieser Deutungen geschildert: Starker oder schwacher Diktator? Hitlers Herrschaft und die Deutschen: Ein Essay, Düsseldorf, 1989. Siehe auch Wolfgang Wippermann (Hg.), *Kontroversen um Hitler*, Frankfurt am Main, 1986, und Kershaw, *Der NS-Staat*, Kapitel 4.
- 17 Eberhard Jäckel ist in zahlreichen Publikationen nie von der Position abgewichen, dass Hitlers Herrschaft eine «Monokratie» und «Alleinherrschaft» war. Siehe zum Beispiel sein Buch *Hitler in History*, Hannover/London, 1984, S. 28-30; *Hitlers Herrschaft*, Stuttgart, 2. Auflage, (1986) 1988, S. 59-65; und – kaum verhüllt ausgedrückt – in: *Das Deutsche Jahrhundert. Eine historische Bilanz*, Stuttgart, 1996, S. 164. Eine emphatische Argumentation gegen Deutungen, die Hitlers «Monokratie» verwässerten, wurde von Klaus Hildebrand vorgebracht: «Monokratie oder Polykratie? Hitlers Herrschaft und das Dritte Reich», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der ‚Führerstaat‘: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 73-95.
 - 18 Gemeint sind Deutungen, die vor allem aus den zahlreichen Studien Hans Mommsens und in geringerem Masse Martin Broszats erwachsen. Siehe insbesondere Hans Mommsen, «Hitlers Stellung im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in: Hirschfeld und Kettenacker, S. 43-72, und seinen kurzen Text, *Adolf Hitler als «Führer» der Nation*, Deutsches Institut für Fernstudien, Tübingen, 1984; ebenso Martin Broszat, *Der Staat Hitlers*, München, 1969, und «Soziale Motivation und Führer-Bindung des Nationalsozialismus», *V/Z*, 18 (1970), S. 392-409.
 - 19 Siehe die Aufsätze von Ernst Nolte: «Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus?» und «Vergangenheit, die nicht vergehen will», in: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München, 9. Auflage, (1987) 1995, S. 13-35 und S. 39-47, und Ernst Nolte, *Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Berlin, 1987, insbesondere S. 501-502, S. 504, S. 506, S. 517.
 - 20 Rainer Zitelmann, *Adolf Hitler. Eine politische Biographie*, Göttingen/Zürich, 1989, S. 9; und zur vollständigen Entfaltung von Hitlers Aussagen über viele Jahre hinweg, auf der diese Verallgemeinerung beruhte, siehe Rainer Zitelmann, *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, Hamburg/Leamington Spa/New York, 1987. Siehe auch die kritische Besprechung von Reinhard Bollmus, «Ein rationaler Diktator? Zu einer neuen Hitler-Biographie», *Die Zeit*, 22. September 1989, S. 45-46.
 - 21 Die These, es sei Hitlers Absicht gewesen, Deutschland zu modernisieren, wurde von Rainer Zitelmann in seinen Aufsätzen weiterentwickelt: «Nationalsozialismus und Moderne. Eine Zwischenbilanz» in: Werner Süß (Hg.), *Übergänge. Zeitgeschichte zwischen Utopie und Machbarkeit*, Berlin, 1990, S. 195-223, und «Die totalitäre Seite der Moderne», in: Michael Prinz und Rainer Zitelmann (Hg.), *Nationalsozialismus und Modernisierung*, Darmstadt, 1991, S. 1-20.
 - 22 Joachim C. Fest, *Hitler. Eine Biographie*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 7. Auflage, (1973) 1997, S. 25.
 - 23 Die Rolle des Individuums – gelenkt von der Vorstellung, dass die «Menschen die Geschichte machen» – war ein zentrales Merkmal der deutschen historistischen Tradition, die bei ihrer Betonung der Ideen, Intentionen und Motiven

grosser Persönlichkeiten als Rahmenwerk historischen Verstehens dazu neigte, historische Gestalten, vor allem Luther, Friedrich den Grossen und Bismarck, zu idealisieren und zu heroisieren. Selbst wenn die «Grösse» die Gesetze konventioneller Moral übertreten konnte, ging man davon aus, dass sie eine gewisse – undefinierbare – charakterliche Hochanständigkeit umfasste. «Wir können keinen grossen Mann betrachten, sei es auch in noch so ungenügender Weise», schrieb Thomas Carlyle, der britische germanophile Biograph Friedrich des Grossen, der von Goebbels und Hitler bewundert wurde, «ohne einigen Gewinn von ihm zu ziehen. Er ist der lebendige Lichtquell, dem nahe zu sein, gut und erquicklich ist. (...) von natürlicher, ursprünglicher Einsicht, von Mannheit und heroischem Edelmuth.» – Thomas Carlyle, Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte, aus dem Englischen von Friedrich Bremer, Leipzig, 1895, S. 2, in den letzten Wochen des Dritten Reiches las Goebbels in Carlyles Biographie über Friedrich den Grossen und erzählte Hitler davon, der, wie der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda behauptete, das Buch sehr gut kannte. – TBJG, II.xv, S. 384 (28. Februar 1945).

- 24 Siehe dazu die «ästhetischen», weniger moralischen Zweifel, die Fest betont (Hitler, S. 19-20). Fests Antwort auf die selbst gestellte Frage: «... soll man ihn ‚gross‘ nennen?», ist demnach ambivalent. An anderer Stelle war er weniger zweideutig. «Wer Hitlers Persönlichkeit und Karriere betrachtet, wird noch auf lange Sicht mit moralischer Entrüstung reagieren. Dennoch besitzt er geschichtliche Grösse». – Joachim Fest, «On Remembering Adolf Hitler», *Encounter*, 41 (Oktober, 1973), S. 19-34, hier S. 19. Fests Biographie entstand zu einer Zeit, als das Genre der Biographie in Deutschland seit den sechziger Jahren im Zuge allgemeiner Zurückweisung der historistischen Tradition und deren Ersetzung durch die «Strukturgeschichte» und die «historische Sozialwissenschaft» in Misskredit geraten war. Die Einleitung zu seiner Biographie scheint für Fest zum Teil eine bewusste Verteidigung gegen den damaligen Skeptizismus gewesen zu sein. Zu den Schwierigkeiten, vor denen die Biographie durch die Fortschritte der «Strukturgeschichte» steht, siehe Imanuel Geiss, «Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte: Zwischen Überbewerten und Verdrängen», und Dieter Riesenberger, «Biographie als historiographisches Problem», beide in: Michael Bosch (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf, 1977, S. 10-24, S. 25-39. Versuche, die Biographie – wenn auch nicht von «grossen» Gestalten – als Teil der «Sozial-» oder «Mentalitäten»Geschichte zu rehabilitieren, sind zu sehen in: Andreas Gestrich, Peter Knoch und Helga Merkel, *Biographie – sozialgeschichtlich*, Göttingen, 1988.
- 25 In «On Remembering Hitler», S. 19, erklärte Fest, Hitlers «Grösse» bestehe seiner Ansicht nach hauptsächlich in der Tatsache, dass «die Dinge, die in seiner Zeit geschehen, ohne ihn in jeder Hinsicht und bis in die letzte Einzelheit unvorstellbar seien.
- 26 Mit der Bemerkung charakterisierte Churchill am 1. Oktober 1939 in einer Radiorede Russland, als er von den Unwägbarkeiten der sowjetischen Politik sprach. – Winston S. Churchill, *Der Zweite Weltkrieg*, Bd. 1: *Der Sturm zieht auf*, aus dem Englischen v. I. Muehlon u.a., Hamburg 1949,

- Teil 2, S. 63. Ich danke Gitta Sereny für den Hinweis auf diese Stelle. – Fest, Hitler, S. 697-741, widmet dem «Blick auf eine Unperson» ein Kapitel.
- 27 Zitiert in: Dmitri Volkogonov, *Stalin: Triumph and Tragedy*, London, 1991, S. XXVI. Plutarch, Von Alexanders des Grossen Glück oder Tapferkeit, in: Plutarch, *Moralische Schriften*, aus dem Altgriechischen von Johann Christian Felix Bähr, VIII (= Plutarch's Werke, XXVII), Stuttgart, 1831, S. 1016-1070, hier S. 1048. Ich danke Richard Winton, der den Text für mich ausfindig gemacht hat.
- 28 Diese Einsicht bietet bereits die scharfsinnige frühe Studie von Sebastian Haffner, *Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet*, aus dem Englischen von Kurt Baudisch, Berlin, (1940) 1996, S. 14. Zu einer Bewertung dieser Arbeit siehe Hans Mommsen, «Ein schlecht getarnter Bandit. Sebastian Haffners historische Einschätzung Adolf Hitlers», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. November 1997.
- 29 Siehe Max Weber, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen, 1972, 5. überarbeitete Auflage, 1972, S. 140ff. Hans-Ulrich Wehler, «30. Januar 1933 – Ein halbes Jahrhundert danach», *Das Parlament*. Aus Gegenwart und Zeitgeschichte, 29. Januar 1983, S. 43-54, hier S. 50, empfahl ausdrücklich die Anwendung von Max Webers Begriff der «charismatischen Herrschaft» als ein Deutungsmodell, das imstande sei, einige der tiefen Gräben zu überbrücken, die sich bei der Annäherung an das historische Problem Hitler stellten. Siehe auch Schreiber, *Hitler. Interpretationen*, S. 330.
- 30 Franz Neumann, *Behemoth, Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944*, hg. und mit einem Nachwort von Gert Schäfer, aus dem Amerikanischen von Hedda Wagener und Gert Schäfer, Köln/Frankfurt am Main, 1977, S. 117.
- 31 Haffner, *Germany: Jekyll & Hyde*, S. 21-22. Sebastian Haffners spätere Arbeit, *Anmerkungen zu Hitler*, München, (1978) 1997, bleibt mit ihren sieben brillanten thematischen Essays eine der beeindruckendsten Studien des NS-Diktators.
- 32 Im zweiten Kapitel von «Mein Kampf» schildert Hitler die «Bildung der Weltanschauung». Neben dem geläufigen, im Folgenden konsequent verwendeten Begriff «Weltanschauung», der als Fremdwort Eingang ins Englische gefunden hat, gebraucht Hitler hier den Ausdruck «Weltbild». – MK, S. 21 (A. d. Ü).
- 33 Dies steht im Gegensatz zu Bullocks ausdrücklichem Ziel am Beginn seiner frühen und meisterhaften Biographie: «Nicht die Diktatur als solche ist mein Thema, sondern der Diktator selber, die persönliche Macht eines einzigen Mannes» (S. VII).
- 34 Zu dem Terminus und seinen Implikationen siehe Hans Mommsen, «Cumulative Radicalisation and Progressive Self-Destruction of the Nazi Dictatorship», in: Ian Kershaw und Moshe Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism: Dictatorships in Comparison*, Cambridge, 1997, S. 75-87.
- 35 Werner Willikens, Staatssekretär im Reichsernährungsministerium, in einer Rede am 21. Februar 1934. Niedersächsisches Staatsarchiv, Oldenburg, Best. 131, Nr. 303, f. 131 v.
- 36 Wenngleich eine Spannung zwischen klassischer Biographie und Sozial- (oder Struktur-)Geschichte nicht zu leugnen ist, ist deren Unverträglichkeit eher fiktiv, wenn die «Macht» als Schlüsselbegriff der Untersuchung gewählt wird – besonders, wenn man die Ansicht eines prominenten Sozialhistorikers akzeptiert.

- tiert, dass «Macht schliesslich der Schlüsselbegriff der Untersuchung der Gesellschaft ist». – Tony Judt, «A Clown in Regal Purple: Social History and the Historians», *History Workshop Journal*, 7 (1979), S. 66-94, hier S. 72.
- 37 Gerhard Schreiber beschliesst seine historiographische Überblicksdarstellung unterschiedlicher Hitler-Deutungen mit einem Plädoyer, durch einen Methodenpluralismus über den Begriff der «charismatischen Herrschaft» ein Verständnis des Diktators und seines Regimes zu gewinnen, das in einer «Darstellung der nationalsozialistischen Epoche» gründet. – Schreiber, Hitler. Interpretationen, S. 329-335, hier S. 334. Siehe auch Gerhard Schreiber, «Hitler und seine Zeit – Bilanzen, Thesen, Dokumente», in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Die Deutsche Frage in der Weltpolitik*, Stuttgart, 1986, S. 137-164, hier 162: «Was aussteht, ist eine alle wesentlichen Komponenten des nationalsozialistischen Systems integriert betrachtende und die gegebene Pluralität der methodischen Zugriffe unvoreingenommen anerkennende, das heisst von Fall zu Fall auch nutzende, Interpretation Hitlers und seiner Zeit.»
- 3» Zu der Formulierung siehe Mommsen, «Hitlers Stellung», S. 70.
- 39 In den Worten Jürgen Kockas: «Jede zutreffende Erklärung des Nationalsozialismus wird auf die nicht auf ihre strukturellen Bedingungen reduzierbare Person Hitlers zu sprechen kommen müssen.» Jürgen Kocka, «Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft», in: Bosch, *Persönlichkeit und Struktur*, S. 152-169, hier S. 165.

ERSTES KAPITEL: PHANTASIEN UND FEHLSCHLÄGE

- 1 August Kubizek, *Adolf Hitler. Mein Jugendfreund*, Graz, 5. Auflage, (1953) 1989, S. 50.
- 2 Hans-Jürgen Eitner, «Der Führer». *Hitlers Persönlichkeit und Charakter*, München/Wien, 1981, S. 12.
- 3 Franz Jetzinger, *Hitlers Jugend*, Wien, 1956, S. 17-18.
- 4 Bradley F. Smith, *Adolf Hitler. His Family, Childhood, and Youth*, Stanford, 1967, S. 19. Thomas Orr behauptet in «Das war Hitler», *Revue*, Nr. 37, München, 13. September 1952, S. 4 – ohne Quellenangaben –, Maria Anna, die er fälschlich Anna Maria nennt, habe 300 Gulden, den Gegenwert von 15 Kühen, in die Ehe eingebracht, ein Beitrag ihrer Verwandten und wahrscheinlich der Grund, warum Hiedler überhaupt bereit gewesen sei, sie zu heiraten. Unter dem Pseudonym Thomas Orr schrieb ein früherer Angestellter des NSDAP-Hauptarchivs. – Werner Maser, *Adolf Hitler. Legende, Mythos, Wirklichkeit*, München, 3. Auflage, 1973, S. 54 Smith, Hitler, S. 19, Anmerkung 7; Jetzinger, S. 19.
- 5 Seine erste Gelegenheit, im Staatsdienst Beschäftigung zu finden, bot sich
- 6 anscheinend durch eine Initiative, mehr niedere Beamte ausländischen Gebieten zu rekrutieren. – Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 5. Smith, Hitler, S. 23; Jetzinger, S. 21, S. 45-47.
- 7 Smith, Hitler, S. 20; Maser, Hitler, S. 43-44.
- 8 Smith, Hitler, S. 30-31; Jetzinger, S. 21-22; Kubizek, S. 59.
- 9 Anton Joachimsthaler, *Korrektur einer Biographie*, München, 1989, S. 12-13.
- 10

- 11 Jetzinger, S. 17, S. 22.
- 12 Jetzinger, S. 22; Smith, Hitler, S. 30.
- 13 Jetzinger, S. 22; Rudolf Koppensteiner (Hg.), *Die Ahnentafel des Führers*, Leipzig, 1937, S. 39.
- 14 Maser, Hitler, S. 47; Jetzinger, S. 19-20.
- 15 Zur Fragwürdigkeit der Legitimierung siehe Jetzinger, S. 22-25, ^{unf}J Smith, Hitler, S. 29; siehe auch Joachimsthaler, S. 12-13.
- 16 Maser, Hitler, S. 41-42; Smith, Hitler, S. 48.
- 17 Siehe Maser, Hitler, S. 34-35. Konrad Heiden hatte dies bereits in *Der Führer*, London, (1944) 1967, S. 38-39, bemerkt. Orr verwies auf Gerüchte im Dorf, wonach Nepomuk tatsächlich der Vater gewesen sei. *Revue*, Nr. 37, S. 4.
- 18 Adolf Hitler, *Mein Kampf*, München, 681.-685. Auflage, 1942, S. 2.
- 19 Siehe Koppensteiner, S. 39-44. Jetzingers Behauptung (S. 11-12), dass der Name «Hitler» tschechischen Ursprungs sei, steht erwiesenermassen auf tönernen Füßen. Der Name «Hüttler» war in Österreich nicht ungewöhnlich. Siehe Anton Adalbert Klein, «Hitlers dunkler Punkt in Graz?», *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz*, 3 (1970), S. 27-29; Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 6; und ebenso Brigitte Hamann, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München, 1996, S. 64. Bei der offensichtlichen über Jahrzehnte hinweg gegebenen Austauschbarkeit der Namensvarianten bleibt unklar, warum Maser darauf beharrt, dass Nepomuk, der selbst mehrere Formen des Namens benutzt hatte, bei der Legitimierung auf «Hitler» bestanden habe, da dies dem eigenen «Hüttler» näher stehe als «Hiedler». Maser, Hitler, S. 31.
- 20 Koppensteiner, S. 46.
- 21 Joachimsthaler, S. 12-13.
- 22 Kubizek, S. 50.
- 23 Maser, Hitler, S. 12-15. Als Beispiel für die Sensationslust der Presse mag ein Artikel gelten, der am 14. Oktober 1933 im *Daily Mirror* erschien und vorgab, «das jüdische Grab von Hitlers Grossvater» auf einem Friedhof in Bukarest zu zeigen. – Ifz, MA 731 (= NSDAP, HA = Hauptarchiv, Spule 1). Das Presseinteresse an Hitlers vermeintlichen jüdischen Vorfahren war im Sommer 1932 sprunghaft angewachsen, als die *Neue Zürcher Zeitung* den Namen Samon aufgegriffen hatte, der im 18. Jahrhundert in der von Hitler gebilligten offiziellen Ahnentafel aufgetaucht war. Tatsächlich geht der Name «Salomon» auf einen Fehler zurück, den der Wiener Genealoge Dr. Karl Friedrich von Frank begangen hatte und den er eiligst richtigstellte. Aber der Schaden war bereits angerichtet. Siehe Hamann, S. 68-71.
- 24 Hans Frank, *Im Angesicht des Galgens*, München/Gräfelfing, 1953, S. 330-331.
- 25 Jetzingers (unkritische) Übernahme von Franks Erinnerung (siehe S. 28-32) war vor allem für die Verbreitung der Geschichte verantwortlich. So druckt er ein Bild von Hitlers Vater ab, das dessen «jüdisches» Aussehen andeute, das selbstredend nicht Alois Hitlers Porträt ist. Siehe die Abbildung gegenüber von S. 16; Smith, Hitler, Tafel 5, nach S. 24. Zu einer frühen kritischen Besprechung von Jetzingers Buch und insbesondere einer auf den Funden des österreichischen Wissenschaftlers Dr. Nikolaus Preradovic beruhenden Zurückweisung von Jetzingers Behauptung, dass Hitler einen jüdischen Grossvater gehabt habe, siehe «Hitler. Kein Ariernachweis», *Der Spiegel*, 12. Juni 1957, S. 54-59, insbesondere S. 57-58.
- 26 Klein, S. 10, S. 20-25.

- 17 Smith, S. 158-159.
- 28 Patrick Hitler, «Mon oncle Adolf», *Paris Soir*, 5. August 1939, S. 4-5. Der Artikel war eine grösstenteils wertlose Schmähchrift. Siehe auch Maser, Hitler, S. 18.
- 29 Robert G. L. Waite, *The Psychopathie God: Adolf Hitler*, New York, 1977, S. 129, Anmerkung; Maser, Hitler, S. 15 und Anmerkung.
- 30 Smith, Hitler, S. 158. Brigitte Hamann, die Franks Geschichte ebenfalls verwirft, spekuliert, als langjähriger Judenhasser könne er das Motiv gehabt haben, die Juden für einen vermeintlich «jüdischen H.(itler)» verantwortlich zu machen. Hamann, S. 73-77, hier S. 77.
- 31 Es wurde behauptet, bei der Frage der Motivation für Hitlers paranoidem Antisemitismus gehe es nicht darum, ob er tatsächlich einen jüdischen Grossvater gehabt, sondern ob er geglaubt habe, zum Teil Jude zu sein. – Waite, S. 126-131. Auf die Ursprünge und Quellen von Hitlers Judenhass werden wir noch zurückkommen. Dafür, dass er möglicherweise dachte, er sei zum Teil Jude, bevor seine politischen Feinde in den zwanziger Jahren diesbezügliche Gerüchte in Umlauf setzten, fehlen die Beweise. Da sein Antisemitismus zum fraglichen Zeitpunkt längst feststand, hängt die Spekulation in der Luft. Die Hitler unterstellte Sorge, er könne zum Teil Jude sein, hätte auf jeden Fall bedeutet, dass er bereits Antisemit war. – Siehe Rudolph Binions Rezension zu Waites Buch, *The Journal of Psychohistory*, 5 (1977), S. 297.
- 32- Laut Masers Bericht über die lange nach dem Krieg erfolgten Aussagen der in Spital verbliebenen Verwandten Adolf Hitlers wurde während seines Besuches beim Fronturlaub im Jahre 1917 von Nepomuk als dem Grossvater väterlicherseits gesprochen. Maser, Hitler, S. 35. Die Aussagen sind jedoch wertlos: 1917 ist Hitler nicht in Spital gewesen. Siehe Joachimsthaler, S. 171; und Rudolph Binion, «Foam on the Hitler Wave», *JMH*, 46 (1974), S. 522-528, hier S. 523.
- Maser, Hitler, S. 35.
- 33 Smith, Hitler, S. 39; Jetzinger, S. 19, S. 39, S. 44, S. 50, S. 53-54.
- 34 Smith, Hitler, S. 28, S. 35; Jetzinger S. 50.
- 34 Darauf hat Rudolf Olden hingewiesen: Hitler, Amsterdam, 1935, S. 10.
- 35 Jetzinger, S. 48; Smith, Hitler, S. 28; Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 5.
- 36 Jetzinger, S. 49; Smith, Hitler, S. 28, S. 47; Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 5. Orr
- 37 zufolge war Anna, die er Anna Glasl-Hörer nennt, die Adoptivtochter
- 38 eines Beamten namens Hörer, der in Braunau in der Nachbarschaft von Alois Hitler wohnte.
- Jetzinger, S. 51; Smith, Hitler, S. 29, S. 32-33; Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 6.
- Smith, Hitler, S. 32-33; Jetzinger, S. 52-53; Orr, *Revue*, Nr. 37, S. 6,
- 39 Nr. 38, S. 2.
- 40 Jetzinger, S. 54-55; Smith, Hitler, S. 35-37.
- Jetzinger, S. 56-57; Smith, Hitler, S. 40-41.
- Maser, Hitler, S. 9.
- 41 Kopie der Geburtsurkunde in HA, Sp. i;IfZ, MA-731; Koppensteiner, S. 18.
- 42- MK, S. 1.
- 43 MK, S. 2; Smith, Hitler, S. 53.
- 44 Das hat Waite eingeräumt, S. 145. Siehe auch Smith, S. 51, und Anmerkung 5.
- 45

- 48 Smith, Hitler, S. 46-49.
- 49 Das Folgende beruht auf Smith, Hitler, S. 43-48, und Jetzinger, S. 58-63. Jetzingers Informationen zu Hitlers Vater fussen auf einem Interview, das er mit einem früheren Kollegen Alois Hitlers, Emanuel Lugert, geführt hat. Es wurde auch in Orr, *Revue*, Nr. 39, S. 14, S. 35, wiedergegeben. Die frühere Köchin der Hitlers, Rosalia Höri (geborene Schichtl) erzählte später dem NSDAP-Hauptarchiv, er sei «ein gemütlicher, aber strenger Herr» gewesen. Weniger schmeichelhaft fiel die Aussage eines Mannes aus, der Anfang der achtziger Jahre sein Kollege im Zollamt gewesen war und ihn wie folgt beschrieb: «Alois Hitler war uns allen unsympathisch. Er war sehr streng, genau, ja sogar Pedant im Dienst und ein sehr unzugänglicher Mensch.» – Beide Berichte in HA, Spule 1 (IfZ, MA-731).
- 50 Smith, Hitler, S. 51.
- 51 Smith, Hitler, S. 45-48.
- 52-53 Smith, Hitler, S. 43.
- 53 Kubizek, S. 46.
- 54 Eduard Bloch, «My Patient, Hitler», *Colher's*, 15. März 1941, S. 35.
- 55 Zu Spekulationen hinsichtlich der psychologischen Auswirkungen siehe Alice Miller, *Am Anfang war Erziehung*, Frankfurt am Main, 1983, S. 213-215.
- 56 Smith, Hitler, S. 41-43; Jetzinger, S. 56, S. 62, S. 71-72; Kubizek, S. 38-45; Bloch, S. 36.
- 57 Bloch, S. 36.
- 5» MK, S. 16; siehe Albert Zoller, *Hitler privat. Erlebnisbericht seiner Geheimschreiberin*, Düsseldorf, 1949, S. 46.
- 59 Waite, S. 14 t.
- 60 NA, NND/881077, Interview mit Frau Paula Wolf (das heisst Paula Hitler), Berchtesgaden, 5. Juni 1946 (Transkription nur in englischer Sprache). Ebenfalls nach dem Krieg sprach Hitlers Halbschwester Angela Hammitzsch (vormals Raubal) von der regelmässigen Tracht Prügel, die Adolf Hitler vom Vater erhielt. – Zitiert in Christa Schroeder, *Er war mein Chef*. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler, München/Wien, 1985, S. 336, Anmerkung 139.
- 61 Schroeder, S. 63. 1932 notierte Josef Goebbels: «Hitler hat fast genau dieselbe Jugend durchgemacht wie ich. Der Vater Haustyran, die Mutter eine Quelle der Güte und Liebe.» – TBJG, I.II, S. 219 (9. August 1932). Siehe auch TBJG, I.II, S. 727 (15. November 1936), wo Goebbels berichtet, Hitler habe von seinem «fanatischen Vater» gesprochen.
- 61 MK, S. 32-33. Siehe auch Helm Stierlins Kommentare zu dieser Passage: Adolf Hitler. Familienperspektiven, Frankfurt am Main, 1976, S. 24-25; sowie Miller, S. 190-191. Laut Hans Frank hat Hitler ihm von der Scham erzählt, die er als Junge empfand, wenn er abends den betrunkenen Vater vom Wirtshaus nach Hause holen musste. – Frank, S. 331-332. Emanuel Lugert, der eine Zeitlang mit Alois Hitler in Passau zusammengearbeitet hatte, erzählte Jetzinger, Hitlers Vater habe höchstens vier Halbe Bier pro Tag getrunken, sei seines Wissens niemals betrunken gewesen und zur rechten Zeit für die Abendmahlzeit nach Hause gegangen. – Jetzinger, S. 61. Derselbe Zeuge hat offenbar Orr erzählt, Alois Hitler habe manchmal an einem Abend bis zu sechs Halbe Starkbier getrunken, jedoch wiederholt, betrunken habe er ihn niemals gesehen. – Orr, *Revue*, Nr. 39, S. 35. Es ist denkbar, dass Hitlers eigene Aversion

- gegen den Alkohol im gewohnheitsmässigen Trinken des Vaters und dessen Verhalten seinen Ursprung hat.
- 63 Psychologen und Psycho-Historiker haben Adolf Hitlers Verhältnis zu beiden Elternteilen und nicht nur zum Vater als hochgradig gestört angesehen. Zu denen, die eine unterschwellige Hassliebe gegenüber der Mutter hervorgehoben haben, gehören Waite, insbesondere S. 138-148; Miller, S. 212-228; Eitner, insbesondere S. 21-27; Stierlin, insbesondere Kapitel 2, bringt aus der Familientherapie die Vorstellung mit, ein Kind könne sich auf extreme Weise mit dem Gefühl identifizieren, «gebundener Delegierter» (S. 50) der unerfüllten Träume der Mutter zu sein, in diesem Fall also das Heil der Mutter darin zu sehen, Deutschland retten zu wollen; Walter C. Langer, *The Mind of Adolf Hitler*, London, 1973, insbesondere S. 150-152; Rudolph Binion, «... dass ihr mich gefunden habt». Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie, aus dem Amerikanischen von Jürgen Abel und Annelise Dengler, Stuttgart, 1978, sieht den Schlüssel für Hitlers Streben nach dem Tod der Juden in der unterschweligen Reaktion auf den Tod der Mutter in den Händen eines jüdischen Arztes; Rudolph Binion, «Hitler's Concept of ‚Lebensraum‘: the Psychological Basis», *History of Childhood Quarterly*, 1 (1973), S. 187-215 (mit nachfolgender Diskussion der Hypothesen, S. 216-258), wo er Hitlers erkannte Mission, «Mutterboden» für das «Vaterland» bereitzustellen, in dem Bedürfnis verortet, die Mutter in Gestalt Deutschlands zu retten und zu rächen; Erich Fromm, *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Stuttgart, 1974, insbesondere S. 337-338; und Erik H. Erikson, «The Legend of Hitler's Youth», in Robert Paul Wolff (Hg.), *Political and Social Man*, New York, 1966, S. 370-396, hier insbesondere S. 381-383. Einen Überblick zu psychologischen Annäherungen an Hitler bietet William Carr, *Adolf Hitler. Persönlichkeit und politisches Handeln*, aus dem Englischen von Liselotte und Ernst Mickel, Stuttgart/Köln/Berlin/Mainz, 1980, insbesondere S. 195-202; Wolfgang Michalka, «Hitler im Spiegel der Psycho-History. Zu neueren interdisziplinären Deutungsversuchen der Hitler-Forschung», *Francia*, 8 (1980), S. 595-611; Schreiber, *Hitler. Interpretationen*, S. 316-327; und besonders ausführlich, Thomas Kornbichler, *Adolf-Hitler-Psychogramme*, Frankfurt am Main, 1994. Zur Diskussion einiger Schwierigkeiten beim Versuch, die Persönlichkeit des späteren Hitler wissenschaftlich fundiert einzuschätzen, siehe Desmond Henry und Dick Geary, «Adolf Hitler: a reassessment of his personality Status», *Irish Journal of Psychological Medicine*, 10 (1993), S. 148-151.
- 64 Zitat aus Waites Vorwort zur Ausgabe von 1992, siehe insbesondere Kapitel 3. Die kritischste Rezension zu Waites Buch hat ein weiterer Psycho-Historiker verfasst, Rudolph Binion in *The Journal of Psychohistory*, 5 (1977), S. 295-300. Siehe auch Binions Kommentar in der Überblicksrezension, «Foam on the Hitler Wave», *MH*, 46 (1974), S. 522-528, hier S. 525: «Was an direkten Beweisen vorliegt, lässt keinen Schluss auf einen Hass des jungen Hitler zu.»
- 65 Eine Feststellung von Smith, *Hitler*, S. 8.
- 66 Smith, *Hitler*, S. 55.
- 67 Max Domarus, *Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945*, Wiesbaden, 1973, S. 1935 (8. November 1942).

- 68 Smith, Hitler, S. 56.
- 69 Smith, Hitler, S. 58.
- 70 MK, S. 3.
- 71 MK, S. 3-4; Smith, Hitler, S. 61; Jetzinger, S. 89.
- 72 Smith, Hitler, S. 62.
- 73 Siehe zum Beispiel Tb Reuth, III, S. 1254 (19. August 1938), wo Hitler Goebbels zufolge von den glücklichen Jugendtagen in Leonding und Lambach gesprochen hat.
- 74 Siehe Hermann Giesler, Ein anderer Hitler, Leoni am Starnberger See, 1977, S. 96, S. 99, S. 215-216, S. 479-480; Zoller, S. 57; Evan Burr Bukey, «Patenstadt des Führers». Eine Politik- und Sozialgeschichte von Linz 1908-1945, aus dem Amerikanischen v. Siegwald Ganglmair, Frankfurt/New York, 1993, insbesondere S. 283-291; und Hamann, S. 11-15. Während des Krieges sprach Hitler davon, Linz ins «deutsche Budapest» zu verwandeln (TBJG, ILv, S. 597 (29. September 1942)), und war bereit, 120 Millionen Mark in die grandiosen Baupläne zu stecken – «Geld, mit dem sich etwas machen lässt», wie Goebbels bemerkte. – TBJG, ILv, S. 371 (20. August 1942). Siehe zum Beispiel II.v, S. 62 (5. Juli 1942), ILvin, S. 265 (10. Mai 1943); Monologe, S. 284 (19.-20. Februar 1942), S. 405 (25. Juni 1943).
- 75 MK, S. 3.
- 76 Jetzinger, S. 92.
- 77 Jetzinger, S. 92.
- 78 MK, S. 4; Jetzinger, S. 92. Noch 1912 im Männerheim in Wien besass er das zwei-bändige Werk: «... ein treu bewachter Schatz.» – Zitiert nach Hamann, S. 562.
- 79 MK, S. 173; Hugo Rabitsch, Aus Adolf Hitlers Jugendzeit, München, 1938, S. 12-13; Smith, Hitler, S. 66.
- 80 Smith, Hitler, S. 66-68; Waite, S. 11-12, S. 60. Zu Hitlers auch nach einer pazifistischen Rede des Autors (Wien 1912) anhaltenden Karl-May-Begeisterung siehe Hamann, S. 544-548.
- 81 Walter Görnitz, Adolf Hitler, Göttingen, 1960, S. 23.
- 82 MK, S. 6.
- 83 Smith, Hitler, S. 64; Maser, Hitler, S. 62. Obwohl es kaum glaubhaft scheint, haben ältere Einwohner von Leonding in den fünfziger Jahren behauptet, Edmunds Eltern seien dem Begräbnis ferngeblieben. Siehe Orr, *Revue*, Nr. 40, S. 36; Waite, S. 169-170.
- 84 Siehe Smith, Hitler, S. 68-69.
- 85 MK, S. 5.
- 86 Kubizek, S. 57.
- 87 Jetzinger, S. 105-106; Smith, Hitler, S. 76, S. 79. – Zu den Zeugnisnoten vgl. Jetzinger, S. 100 (A. d. Ü.).
- 88 Jetzinger, S. 105-106. Zu Huemers späterem Verhältnis mit Hitler siehe Smith, S. 79, Anmerkung 34. Auch Rabitsch, S. 57-65, geht auf Huemers späteren Besuch bei Hitler ein. Desgleichen behandelt Zoller, S. 47, Hitlers Schulzeit. Hitler hat später behauptet, die Noten seien mit Beginn der Karl-May-Lektüre schlechter geworden. – Monologe, S. 281 (17. Februar 1942).
- 89 Jetzinger, S. 107, S. 109-110, S. m-112; Rabitsch, S. 72.
- 90 Kubizek, S. 61; Monologe, S. 185-188 (8.-9. Januar 1942); Henry Picker, Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, mit einer Einleitung von Percy

- Ernst Schramm, Stuttgart, 1963, S. 273 (12. April 1942); Smith, S. 79; Eitner, S. 30-31; Maser, Hitler, S. 68-70; Zoller, S. 47-49.
- 91 MK, S. 12-13; ^{zum} deutschen Nationalismus in Linz siehe Jetzinger, S. 110, S. 113; siehe auch Bukey, S. 20-24. Hamann, S. 23-27, beschreibt die deutschnationalen Tendenzen in der Schule, desgleichen Jetzinger, S. 99, S. 110, S. 113.
- 92 MK, S. 5-8.
- 93 Picker, Hitlers Tischgespräche, S. 276-277 (10. Mai 1942).
- 94 MK, S. 6.
- 95 MK, S. 7.
- 96 Siehe Smith, Hitler, S. 70-73, sowie S. 98-99 zur Zurückweisung der Einwände Jetzingers dagegen, dass an Hitlers Darstellung des Vater-Sohn-Konflikts über eine Beamtenlaufbahn etwas dran sei.
- 97 MK, S. 10. Siehe Hamann, S. 23.
- 98 MK, S. 8-14; Smith, Hitler, S. 81-85; Olden, Hitler, S. 15; Hamann, S. 22-23.
- 99 MK, S. 15.
- 100 Jetzinger, S. 72-73. Siehe auch Olden, Hitler, S. 16. Die Todesursache war eine Lungenblutung. Alois Hitler hatte schon im vorangegangenen August eine solche erlitten. – Jetzinger, S. 72.
- 101 Jetzinger, S. 122-129; Smith, Hitler, S. 91, S. 97.
- 102 Kubizeks Kommentar, dass Adolf Hitler, ans Totenbett des Vaters geführt, in Tränen ausgebrochen sei (S. 54), beruhte nur auf dem Hörensagen und ist nicht verlässlich.
- Kubizek, S. 46, S. 61-62.
- 103 Jetzinger, S. 102; Smith, S. 92.
- 104 TBJG, I.III, S. 447 (3. Juni 1938). In Erinnerung an Steyr behauptete
- 105 Hitler, die Stadt nicht gemocht zu haben, weil sie schwarz und rot gewesen sei und dort im Vergleich mit Linz eine zu wenig nationalistische Atmosphäre geherrscht habe. – Monologe, S. 188 (8.-9. Januar 1942).
- Smith, Hitler, S. 95-96.
- 106 MK, S. 8.
- i⁷ Die Darstellung folgt Heiden, Der Führer, S. 46, der die Noten für beide
- 108 Halbjahre 1904/1905 wie im auf den 16. September 1905 datierten Zeugnis aufführt (einschliesslich der Nachprüfung in Geometrie), und Smith, Hitler, der die Ergebnisse zusammenfasst, S. 96. Maser, Hitler, S. 70, nennt nur die Resultate aus dem Halbjahreszeugnis vom 11. Februar, wonach Hitler ein «nicht genügend» in Französisch erhalten habe (obwohl Heidens Liste das Fach nicht enthält). Die bei Orr, *Revue*, Nr. 42, S. 3, genannten und von Jetzinger, S. 103, wiederholten Ergebnisse als die im Zeugnis vom 16. September 1905 dokumentierten entsprechen den Noten, die Heiden für das erste Halbjahr anführt, und denen, die Maser, abgesehen vom Eintrag für Französisch, auf der Basis des auf den 11. Februar datierten Zeugnisses bietet. Siehe auch Waite, S. 156.
- Den Geschichten zufolge, die Adolf Hitler später erzählte, hat er versehentlich eines seiner Steyrer Zeugnisse als Toilettenpapier benutzt, nachdem er mit Freunden abends das Halbjahresende gefeiert hatte. Monologe, S. 189-190 (8.-9. Januar 1942); eine andere Version, wonach er sich über dem Zeugnis übergeben habe, findet sich bei Zoller, S. 49. Maser nimmt in

- Hitler, S. 70, an, es sei das Februarzeugnis 1905, während Smith, Hitler, S. 99, es auf den Sommer 1905 datiert. In der Anekdote behauptet Hitler, er habe draussen geschlafen und sei von einer Milchfrau geweckt worden. Damit scheint der Februar ausgeschlossen. Und im Sommer erhielt Hitler das Zeugnis erst nach der bestandenen Nachprüfung im September, und danach hätte es kein geselliges Beisammensein gegeben. Zollers Bericht ist in mindestens einer Hinsicht ungenau, da Hitler angeblich dem Vater das Zeugnis hatte zeigen sollen, der zu dem Zeitpunkt bereits tot war. Ob Hitlers Geschichte überhaupt Substanz hatte, muss bezweifelt werden.
- 110 Smith, Hitler, S. 95-99; Jetzinger, S. 103, S. 118.
- 111 Smith, Hitler, S. 98.
- 112 Jetzinger, S. 148-151, schliesst eine Krankheit völlig aus, obwohl er keine hieb- und stichfesten Beweise vorbringt. Smith, Hitler, S. 97-98, bietet einige Belege für eine Krankheit im Sommer 1905, wenn auch nicht für den Herbst, akzeptiert Hitlers bleiches und kränkelndes Aussehen zu dieser Zeit, zweifelt aber mit Recht daran, ob das als Grund ausreichte, um seine Schulzeit zu beenden.
- 113 MK, S. 16; Smith, Hitler, S. 97-98. Siehe auch das Bild von Hitler aus dieser Phase, auf dem er dünn, schwach und schwindstüchtig wirkt, bei Smith, Hitler, Tafel 13.
- 114 MK, S. 16-17; siehe Jetzinger, S. 130.
- 115 Aussage von Paula Hitler, NA, NND-881077, S. 3; IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Notizen für Kartei», 8. Dezember 1938.
- 116 Kubizek, S. 63; IfZ, MA (= HA, Spule 1), «Adolf Hitler in Urfahr» (Erinnerungen der Witwe des Posthalters aus dem Jahr 1938/1939, die im gleichen Haus gelebt hatte wie die Familie Hitler).
- 117 MK, S. 16.
- 118 Hamann, S. 80-81. Ein Vertreter des NSDAP-Hauptarchivs war bereits Ende 1938 an Kubizek mit der Bitte herangetreten, seine Erinnerungen an Hitler als jungen Mann aufzuschreiben, die man von vornherein als «eines der bedeutendsten Stücke des Zentralarchivs» ansah, um die «unbegreifliche Grösse des Führers in seiner Jugend» herauszustellen. – IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Notizen für Kartei», 8. Dezember 1938, und im Bericht über den Besuch bei Kubizek.
- 119 Siehe Jetzinger, S. 117-122, S. 133-181; Smith, Hitler, S. 101, Anmerkung 30. Jetzinger empfand persönliche Feindschaft gegenüber Kubizek, und der eigene – konkurrierende und doch nur aus zweiter Hand stammende – Bericht über Hitlers Jugend hat bewusst am meisten zur Diskreditierung von Kubizek als Quelle beigetragen. Siehe Hamann, S. 83-86.
- 120 Siehe Hamann, S. 77-86.
- 121 Kubizek, S. 17; Jetzinger, S. 140-141.
- 122 MK, S. 15; Aussage von Paula Hitler, NA, NND-881077, S. 3-4.
- 123 Kubizek, S. 23.
- 124 Kubizek, S. 18-25.
- 125 Kubizek, S. 22-23.
- 126 Kubizek, S. 17, S. 19, S. 112.
- 127 Kubizek, S. 75-86.
- 128 Smith, Hitler, S. 103. Eine Aufführung der frühen Wagner-Oper «Rienzi» (die die Sage eines römischen Populisten aus dem 14. Jahrhundert idealisierte, der in der Oper vorgeblich versuchte, Italien zu vereinigen, und letztlich von den

Menschen zur Strecke gebracht wurde, deren Anführer er war) hatte Hitler so erregt, dass er Kubizek zu einer langen Nachtwanderung auf den ausserhalb von Linz gelegenen Freinberg mitnahm. Dabei hat er ihm in beinahe ekstatischem Zustand einen Vortrag über die Bedeutung dessen, was sie gesehen hatten, gehalten. Kubizeks Bericht (S. m-118) ist reichlich abstrus, da er auf mystische Weise in die Episode eine frühe prophetische Vision von Hitlers eigener Zukunft hineinliest. Der merkwürdige Abend hatte bei Kubizek sichtlich einen bleibenden Eindruck hinterlassen. Er erinnerte Hitler daran, als sie 1939 in Bayreuth zusammenkamen. Auf der Stelle ging Hitler auf die Geschichte ein, um der Gastgeberin, Winifred Wagner, daran seine frühen prophetischen Qualitäten zu veranschaulichen, und endete mit den Worten: «In jener Stunde begann es.» – Kubizek, S. 118. Kubizek, beeindruckter als jemals zuvor, verfertigte nach dem Krieg eine höchst phantasievolle Schilderung, im Hinterkopf an erster Stelle den melodramatisch absurden Anspruch Hitlers. Dessen ungeachtet haben spätere Autoren «die Vision» auf dem Freinberg ernst genommen. Siehe beispielsweise Joachim Köhler, *Wagners Hitler. Der Prophet und sein Vollstrecker*, München, 1997, Kapitel 2, insbesondere S. 34-35.

129 Köhler diskutiert in «Wagners Hitler» die Frage auf einer neuen Ebene, und zwar mit der überzogenen Behauptung, Hitler habe es als Lebenswerk verstanden, Wagners Visionen zu erfüllen und dessen Ideen zu verwirklichen.

130 Kubizek, S. 83; MK, S. 15.

131 Kubizek, S. 18-19.

132 Kubizek, S. 97-110.

133 Kubizek, S. 64-74; siehe Jetzinger, S. 142-148; und Hamann, S. 41-42.

134 Kubizek, S. 106-109; siehe Jetzinger, S. 166-168.

135 Laut Hitlers eigenen Aussagen dauerte die Reise zwei Wochen. – MK, S. 18. Kubizek, S. 121-124 schätzt, sie habe rund vier Wochen gedauert, worin ihm Smith folgt, S. 104. Jetzinger, S. 151-15 5, kam zu dem Schluss, Hitlers Erinnerung sei wahrscheinlich korrekt gewesen. Die Datierung ist nur über die Poststempel zu erbringen (einige sind undeutlich) und die nicht immer vermerkten Kalendertage auf den Karten, die Hitler an Kubizek schickte. Siehe Hamann, S. 42-44. Von primärer historischer Bedeutung ist die Länge von Hitlers Aufenthalt wohl kaum.

136 Kubizek, S. 129, S. 155; Hamann, S. 43-44.

137 Kubizek, S. 129.

138 Kubizek, S. 127-130. Die Einwände kamen primär von Leo Raubal, dem Mann von Hitlers Halbschwester Angela. Er versuchte Klara zu überreden, es sei nun an der Zeit, dass ihr Sohn etwas Vernünftiges lerne. Hitler wütete gegenüber Kubizek: «Dieser Pharisäer verleidet mir mein Elternhaus!» – Kubizek, S. 128. Er gewann die Schlacht. Laut der späteren Aussage eines Nachbarn hat er so stark auf der Absicht bestanden, Künstler zu werden, dass er schliesslich seine Mutter überredete, ihn auf die Akademie in Wien zu schicken. – IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Adolf Hitler in Urfahr».

139 Gerhart Marckhgott, «Von der Hohlheit des gemächlichen Lebens». Neues Material über die Familie Hitler in Linz», *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins*, 138/1 (1993), S. 275-276. Der zweimal vermerkte Eintrag von Tante Johanna im Haushaltsbuch der Familie ist undatiert, interne Belege legen den Schluss nahe, er sei gegen Ende von Hitlers Zeit in

- Linz vorgenommen worden. Brigitte Hamann (S. 196) nimmt an, der Eintrag datiere vom August 1908, und Hitler habe die Tante während eines sommerlichen Heimataufenthalts im Waldviertel überredet, ihm das Geld zu leihen. Unklar bleibt, warum Tante Johanna das Darlehen ins Haushaltsbuch der Familie eintrug, das in Urfahr aufbewahrt wurde. Wahrscheinlicher ist, wie Marckhgott schlussfolgert, dass sie Hitler das Darlehen im vorangegangenen Jahr 1907 gewährt hatte, als seine Mutter noch lebte und als er finanzielle Unterstützung benötigte, bevor er Linz verliess, um die Aufnahmeprüfung an der Akademie für Bildende Künste in Wien zu absolvieren. Wie Marckhgott ausführt, hat vielleicht das Darlehen – das etwa ein Fünftel aller Ersparnisse der Johanna Pölzl umfasste – Leo Raubais Protest hervorgerufen. Schliesslich durfte Adolf Hitler seinem Steckenpferd frönen und Kunst studieren und musste nicht seinen Lebensunterhalt verdienen. Aber nachdem er die Finanzierung gesichert hatte, war es vermutlich für die Mutter schwieriger, ihm den Weg nach Wien zu versperren.
- 140 Binion, «...dass ihr mich gefunden habt», S. 182-188; Binion, «Hitler's Concept of Lebensraum», S. 196-200; Bloch, S. 36; Jetzinger, S. 170-172; Smith, Hitler, S. 105; Hamann, S. 46-48.
- 141 Hamann, S. 46-47.
- 142 Bloch, S. 36.
- 143 Bloch, S. 39.
- 144 Hamann, S. 47.
- 145 MK, S. 18.
- 146 Hamann, S. 51-52. Maser, Hitler, S. 75-76, S. 114, kehrt die Examensprozeduren um. Hamann, S. 51, verweist (ohne Quellenangabe) auf 112 Kandidaten; Maser spricht mit Bezug auf Auskünfte seitens der Akademie von 113. S. 75, S. 77, S. 114.
- 147 Maser, Hitler, S. 77. Zu denen, die gemeinsam mit Hitler durchfielen, gehörte ein späterer Rektor der Akademie. Siehe auch Hamann, S. 52.
- 148 MK, S. 18-19.
- 149 MK, S. 19; und siehe Smith, S. 108-110. Orr, *Revue*, Nr. 43, S. 40-41, zufolge hat sich Hitler nach der Ablehnung durch die Akademie für Bildende Künste um die Zulassung bei der Architekturschule beworben, fügt aber der Behauptung keinerlei Belege bei. Maser, Hitler, S. 78, und L. Sydney Jones, *Hitlers Weg begann in Wien*, aus dem Amerikanischen von Sylvia Eisenburger, Frankfurt am Main/Berlin, 1990, S. 59, folgen Orr darin. Dabei hätte selbst die oberflächlichste Nachfrage offenbart – was Hitler sicherlich gewusst hat –, dass er nicht einmal die minimalen Zulassungsvoraussetzungen erfüllte.
- 150 Kubizek, S. 133. Behauptungen, dass Hitlers Antisemitismus in der Ablehnung durch jüdische Prüfer an der Akademie seinen Ursprung habe, schiessen weit am Ziel vorbei. Sowohl Waite, S. 190, als auch Jones, *Hitlers Weg begann in Wien*, S. 317, sprechen von vier Juden unter seinen Prüfern. Tatsächlich war kein Jude unter den Professoren der Akademie, die Hitlers Ablehnung verantworteten. – Hamann, S. 53.
- 151 Hamann, S. 53; Binion, «... dass ihr mich gefunden habt», S. 182; IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Adolf Hitler in Urfahr».
- 152 NA, NND-881077, S. 3; Bloch, S. 39. Siehe auch Kubizek, S. 138-141. Jetzinger, S. 176-181, der behauptete, Hitler sei vor dem Tod der Mutter nicht nach Linz zurückgekehrt, zielte zum Teil darauf, Kubizek zu diskreditieren. Doch

- sowohl Paula Hitler als auch Dr. Bloch bestätigten unabhängig voneinander, Hitler sei zugegen gewesen, als die Mutter im Sterben lag, und stützten somit Kubizeks Bericht, obwohl er eine Reihe faktischer Ungenauigkeiten enthält. Smith, Hitler, S. 110 und Anmerkung 54, folgt Jetzinger. Siehe Waite, S. 180-183, und Hamann, S. 84-85.
- 153 Jetzinger, S. 179; Hamann, S. 54. Zwei Zeugen berichten, Adolf Hitler habe seine Mutter auf dem Totenbett gezeichnet. – Bloch, S. 39; IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Adolf Hitler in Urfahr».
- 154 Bloch, S. 39. Danach erwähnte Dr. Bloch Hitlers ausdrückliche dauerhafte Dankbarkeit. Hitler schickte Dr. Bloch später eine Reihe von Ansichtskarten und als Geschenk ein selbstgemaltes Bild. – Bloch, Teil II, *Collier's*, 22. März 1941, S. 69-70; Hamann, S. 56. Nach dem «Anschluss» bat Dr. Bloch Hitler um Hilfe und wurde relativ zuvorkommend behandelt. Trotzdem verlor er seine Lebensgrundlage, musste in die USA emigrieren und starb 1945 unter ärmlichen Umständen in New York. – Bloch, Teil II, S. 72-73; Hamann, S. 56-57.
MK, S. 16.
- 155 Jetzinger, S. 181.
- 156 MK, S. 16-17.
- 157 MK, S. 19-20.
- 158 Jetzinger, S. 180-181; Hamann, S. 55; Marckhgott, S. 272.
- 159 Hamann, S. 58, S. 85.
- 160 Zum Beispiel, Maser, Hitler, S. 81. Siehe Hamann, S. 58.
- 161 Jetzinger, S. 181-182, S. 185-189; Smith, Hitler, S. 111-112.
- 162 NA, NND-881077, S.4; Jetzinger, S. 182, S. 186-187.
- 163 Jetzinger, S. 187.
- 164 Marckhgott, S. 271.
- 165 Kubizek, S. 146-155; Jetzinger, S. 189-192; Smith, Hitler, S. 114-115.
- 166 IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Adolf Hitler in Urfahr».
- 167

ZWEITES KAPITEL: DER AUSSTEIGER

- ¹ Die oben zitierten Passagen stammen aus MK, S. 20-21.
- ² MK, Kapitel 2-3, S. 18-137.
- ³ MK, S. 137.
- ⁴ Die bisher beste Darstellung bietet Brigitte Hamann, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München, 1996.
- ⁵ Zur Glaubwürdigkeit der Berichte Kubizeks und Jetzingers sowie aus dem Männerheim siehe Hamann, S. 77-83 und S. 264-275.
- ⁶ Josef Greiner, Das Ende des Hitler-Mythos, Zürich/Leipzig/Wien, 1947. Jetzinger, S. 225, S. 294; Waite, S. 427-432; Hamann, S. 275-280 verwerfen Greiners Behauptungen zu Recht, Smith, Hitler, S. 165-166, nimmt weniger deutlich Stellung.
- ⁷ Siehe Carl E. Schorske, Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de siècle, aus dem amerikanischen Englisch von Horst Günther, Frankfurt, 2. Auflage, 1982, S. X, S. XVII-XVIII, S. 3-5.
- ⁸ Siehe William A. Jenks, Vienna and the Young Hitler, New York, 1960, S. 219.

- 9 Siehe Schorske, Wien, S. 5-6, S. 11-13, S. 14, S. 18-19, S. 20-21, S. 23-25.
- 10 Schorske, Wien, S. 123.
- 11 In den Kapiteln 2-5 und 9-10 bietet Hamann eine ausgezeichnete Beschreibung des politisch-sozialen Gefüges, das Hitlers Wien auszeichnete.
- 12 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 38-39.
- 13 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 39.
- 14 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 118.
- 15 Siehe Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 119-121.
- 16 Siehe Peter Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914, aus dem Englischen v. Jutta und Theodor Knust, Gütersloh, 1966, insbesondere Kapitel 14-15; Hamann, S. 470-471.
- 17 Schorske, Wien, S. 138-164 (zu Herzl); Hamann, S. 485-488.
- 18 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 118.
- 19 MK, S. 135.
- 20 Siehe Hamann, S. 128-129; Joachimsthaler, S. 39-40.
- 21 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 53.
- 22 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 107.
- 23 Schorske, Wien, S. 123-124.
- 24 Hamann, S. 177-179.
- 25 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 54-55, S. 101.
- 26 MK, S. 80-101.
- 27 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 73-78.
- 28 Schorske, Wien, S. 120-123, Zitat S. 123.
- 29 Zu Schönerer siehe Hamann, S. 337-364 (hier insbesondere S. 362); und Andrew Whiteside, The Socialism of Fools. Georg von Schönerer and Austrian Pan-Germanism, Berkeley/Los Angeles, 1975.
- 30 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 106.
- 31 Schorske, Wien, S. 120-122.
- 32 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 91-96, S. 103-110.
- 33 MK, S. 106-130; und siehe Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 110.
- 34 MK, S. 106-110, S. 130-134. Als Hitler drei Jahrzehnte später Wien-Reminiszenzen zum Besten gab, sang er noch immer das Loblied auf Lueger. – Monologe, S. 152-153 (17. Dezember 1941). Zu Lueger siehe insbesondere Hamann, S. 393-435, und John W. Boyer, Political Radicalism in Late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement, 1848-1897, Chicago, 1981, vor allem Kapitel 4.
- 35 MK, S. 108, S. 130.
- 36 Schorske, Wien, S. 130-132; Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 88.
- 37 Zitiert nach Hamann, S. 417; Schorske, Wien, S. 137.
- 38 Schorske, Wien, S. 137.
- 39 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 50.
- 40 Schorske, Wien, S. 132, S. 136.
- 41 Zitiert nach Hamann, S. 411.
- 42 Zitiert nach Hamann, S. 413.
- 43 Zitiert nach Hamann, S. 412.
- 44 Zitiert nach Hamann, S. 412. Siehe auch S. 490.
- 45 MK, S. 132-133; und siehe Hamann, S. 431-432.
- 46 MK, S. 133-134.

- 47 MK, S. 108, S. 130.
- 48 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 168, S. 175.
- 49 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 158.
- 50 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 181-182.
- 51 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 178-179.
- 52² Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 181.
- 53 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 168-169.
- 54 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 158.
- 55 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 179-180.
- 56 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 180.
- 57 Zitat aus MK, S. 43-44; und siehe Hamann, S. 254-257.
- 58 Marckhgott, S. 271.
- 59 Jetzinger, S. 206.
- 60 NA, NND-881077, S. 4, Aussage von Paula Hitler (1946).
- 61 Marckhgott, S. 273, S. 275; Hamann, S. 196.
- 62 NA, NND-881077, S. 4; Jetzinger, S. 230-232, spekuliert, Adolf Hitler habe im Jahr 1911 einiges von Tante Johanna geerbt. Aber erst 1908, wahrscheinlich Ende 1907, hatte sie ihm ein Darlehen von 924 Kronen gewährt, eine Summe, die etwa ein Fünftel ihrer Ersparnisse betrug und wahrscheinlich Hitlers Erbteil ausmachte. – Marckhgott, S. 275-276; Hamann, S. 250. In Hitlers Lebensstil deutet nichts darauf hin, dass er 1911 in den Genuss einer umfangreichen Erbschaft kam.
- 63 Kubizek, S. 128, S. 148.
- 64 NA, NND-881077, S. 4.
- 65 Kubizek, S. 148-149.
- 66 Zur Anmietung des Zimmers Ende September/Anfang Oktober 1907 siehe Smith, Hitler, S. 108; als Datum für die Rückkehr nach Wien gibt er den Zeitraum 14. bis 17. Februar 1908 an. Die Karte an Kubizek ist auf den 18. Februar datiert; am 14. Februar war Hitler noch in Urfahr (Jetzinger, S. 187-188). Hamann (S. 49) weist daraufhin, Maria Zakreys sei Tschechin, nicht Polin gewesen, wie Kubizek angedeutet hatte (S. 157). Auch korrigiert sie Kubizeks Fehler (S. 132, S. 156), demzufolge die Adresse Stumpergasse 29, nicht wie tatsächlich 31 lautete. Kubizek, S. 152.
- 67 Kubizek, S. 183.
- 68 Kubizek, S. 157-158.
- 69 Kubizek weist darauf hin, Adolf Hitler habe in Wien mehr oder weniger genauso gelebt wie zuvor in Linz, S. 150.
- 70 Kubizek, S. 159.
- 71 Kubizek, S. 159, S. 161.
- 72- Kubizek, S. 159-160.
- 73 Kubizek, S. 160.
- 74 Kubizek, S. 161-167; Zitate, S. 167.
- 75 Kubizek, S. 167.
- 76 Jetzinger, S. 187-188.
- 77 Kubizek, S. 163.
- 78 Kubizek, S. 165.
- 79 Kubizek, S. 182.
- 80 Kubizek, S. 163.
- 81

- 82 IfZ, F19/19 (Kopien der Korrespondenz). Siehe Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 33-37; Smith, Hitler, S. 113; Joachimsthaler, S. 35; Maser, Hitler, S. 81-84; Hamann, S. 59-62.
- 83 Monologe, S. 200. Einer Geschichte zufolge wollte Hitler Roller aufsuchen, brachte es jedoch nicht übers Herz und zerriss schliesslich das Empfehlungsschreiben. – Toland, Hitler, S. S. 55, auf der Basis eines Jahrzehnte später, 1971, geführten Interviews (S. 1139, Anmerkung 7 zu Kap. 2). Siehe auch Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 51.
- 84 Maser, Hitler, S. 84-85; Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 33, S. 121 (obwohl er auf S. 311, Anmerkung 65, die mangelnde Beweiskraft des Belegs akzeptiert). Siehe auch Joachimsthaler, S. 35.
- «5 Obwohl Kubizek dazu neigt, in Teilen seiner Erinnerungen zu phantasieren (siehe Jetzinger, S. 117-121, S. 13 5ff.), deutet die Einzigartigkeit der von ihm geschilderten Episoden, als er von Hitlers «Projekten» erzählt, an, dass sie die Grenzen seiner Originalität oder Phantasie gewiss überstiegen hätten. Und auch das Hitler-Bild wirkt authentisch. Siehe Hamann, S. 80-82. Hitler selbst sprach in den Monologen im Krieg davon, als 15jähriger mit der Niederschrift eines Schauspiels begonnen zu haben. – Monologe, S. 187 (8.-9. Januar 1942). In der englischen Übersetzung, Hitler's Table Talk, 1941-1944, London, 1953, S. 191, fehlt der betreffende Satz.
- 86 Kubizek, S. 164-165.
- 87 Kubizek, S. 184-185.
- 88 Kubizek, S. 200-208, Zitat, S. 208.
- 89 Kubizek, S. 179 (utopische Pläne Hitlers); S. 172; S. 176-178 (Wohnungen in Wien); S. 178-179 (ein neues «Volksgetränk»); S. 209-218 (ein reisendes Orchester); S. 174, S. 197 (der Umbau von Linz).
- 90 Kubizek, S. 176-178. Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 62-63, S. 68-69, akzeptiert Kubizeks Geschichte, obwohl er Hitlers Interesse an der Wohnungslage eher den eigenen elenden Bedingungen im Zimmer in der Stumporgasse zuschreibt als einem humanitären Mitgefühl für die Unterprivilegierten. Kubizek, S. 211.
- 91 Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 52-58, S. 63-67. Später hat Hitler tatsächlich einige erotische Gemälde von Klimts Münchner Pendant Franz von Stuck erworben, der zu seinen Lieblingsmalern gehörte. – Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 57; Waite, S. 66-69.
- 93 Zum heftigen Widerstand in Wien gegen die Werke Klimts und Kokoschkas siehe Schorske, Wien, Kapitel 5, 7.
- Kubizek, S. 186-187.
- 94 Kubizek, S. 173-174.
- 95 Kubizek, S. 173.
- 96 Kubizek, S. 188.
- 97 Kubizek, S. 153.
- 98 Kubizek, S. 188. Hitler hatte am 7. Januar 1908 den recht hohen Mitgliedsbeitrag für den Linzer Musealverein entrichtet, wodurch er Zugang zum Landesmuseum und zur Bibliothek in Linz erhielt. Am 4. März 1909 kündigte er seine Mitgliedschaft. – Hamann, S. 57, S. 197.
- 99 Kubizek, S. 188, S. 191.
- 100 Kubizek, S. 189-190.
- 101 Jetzinger, S. 216.
- 102

- 103 Kubizek, S. 190; Jetzinger, S. 217. Später konnte sich Hitler über die jeweiligen Verdienste von Kant, Schopenhauer und Nietzsche unterhalten, obwohl das nicht beweist, dass er ihre Werke gelesen hatte. – TBJG, II.vII, S. 181 (21. Januar 1943). Tatsächlich war er im Männerheim in Wien ertappt worden, als er über Schopenhauer «Vorträge hielt», bevor er einräumte, nur «einiges» gelesen zu haben, was ihm die Ermahnung eintrug, «von Dingen zu sprechen, von denen er etwas verstehe». – Reinhold Hanisch, «I was Hitler's Buddy», III, *New Republic*, 19. April 1939, S. 297. Hans Frank zufolge hat ihm Hitler erzählt, im Ersten Weltkrieg Schopenhauer und während der Haft in Landsberg 1924 Nietzsche gelesen zu haben. – Frank, S. 46.
- 104 In MK, S. 43, S. 56, S. 58, erwähnt Hitler ausdrücklich die sozialdemokratische *Arbeiterzeitung*, die liberale *Neue Freie Presse* und das *Wiener Tagblatt* sowie das christlich-soziale *Volksblatt*. Als erstes griff er täglich wahrscheinlich zum Organ der Schönener-Bewegung, dem *Alldeutschen Tagblatt*, das einige Hausnummern weiter, Stumpergasse 17, seine Redaktionsräume hatte. – Hamann, S. 50. Er las diese und zweifellos andere Zeitungen sowie Periodika und politische Pamphlete hauptsächlich in Caféhäusern. – MK, S. 42.-43, S. 65.
- 105 MK, S. 35-36. Maser, Hitler, S. 179-182, akzeptiert die Unzuverlässigkeit der Quellen zu Hitlers Lektüre in der Frühzeit – was ihn nicht davonabhält, ausführlich eine Passage aus Greiners Buch zu zitieren, die reine Erfindung ist. Siehe Binions vernichtende Kommentare zu Masers Ansichten über Hitlers umfassende Lektüre in «Foam on the Hitler Wave», *JMH*, 46 (1974), S. 522-524. Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 312, Anmerkung 12, bezweifelt, dass Hitler die Hofbibliothek genutzt hat.
- 106 NA, NND-881077, S. 4. Die Aussagen von Nachbarn und Verwandten bieten Hinweise, wonach der junge Hitler ein Bücherwurm war, bevor er Linz verliess, wobei diesbezügliche Bemerkungen natürlich erst 1938 aufgezeichnet wurden. – HA, Spule 1 (IfZ, MA-731), «Adolf Hitler in Urfahr» und berichtete Erinnerungen von Johann Schmidt.
- 107 MK, S. 36-38.
- 108 Maser, Hitler, S. 110; Monologe, (13.-14. Januar 1942), S. 198; Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 14; Zoller, S. 58.
- 109 Kubizek, S. 198.
- 110 Kubizek erwähnte, Hitler habe Mahler bewundert (S. 192), und schrieb von «der vollendeten Interpretation der Musikdramen Wagners durch die von Gustav Mahler geleitete Wiener Hofoper» (S. 196). Ob Hitler Mahler in den ersten beiden Wien-Aufenthalten erlebt hat, ist nicht festzustellen, aber unmöglich können er und Kubizek Mahler gemeinsam gesehen haben, denn Mahlers letzte Vorstellung, bevor er seinen Posten an der New York Metropolitan Opera antrat, fand am 15. Oktober 1907 statt, das heisst fünf Monate vor Kubizeks Ankunft in Wien. – Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 40, S. 48; Maser, Hitler, S. 264; Hamann, S. 44, S. 94-95.
- 111 Kubizek, S. 196. Hitlers Schwester Paula hat behauptet, sie könne sich entsinnen, er habe die «Götterdämmerung» 13mal gesehen, als er noch in Linz war. – NA, NND-881077, S. 4. Hitler selbst meinte, er habe während der Jahre in Wien den «Tristan», den er für Wagners grösste Oper hielt, «dreissig bis vierzig Mal gehört». – Monologe, S. 224, S. 294 (24.-25. Januar 1942, 22.-23. Februar 1942).

- 112 Kubizek, S. 195.
- 113 Schorske, Wien, S. 154.
- 114 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 20z; und siehe Hamann, S. 89-95.
- 115 Kubizek, S. 195.
- 116 Monologe, S. 234 (25.-26. Januar 1942).
- 117 Eine Beobachtung Fests, Hitler, S. 75.
- 118 Heiden, Der Führer, S. 52-53.
- 119 Zu einem überzogenen Bild von Hitler als selbststilisiertem Wagnerschen Helden, siehe Köhler, insbesondere Kapitel 13; und ebenso Waite, S. 99-113.
- 120 Siehe Carr, Adolf Hitler, S. 202; Waite, S. 184-186.
- 121 Ohne Wagner wäre, wie Fest mit Recht festgestellt hat, die Reduktion der Politik im Dritten Reich auf dramatisches Gepränge nur schwer vorstellbar. – Fest, Hitler, S. 74-77. Zugleich bedeutet es eine grobe Vereinfachung und Verzerrung der Verhältnisse, wenn Köhler in «Wagners Hitler» das Dritte Reich ausschliesslich als Ergebnis von Hitlers angeblicher Mission darstellt, Wagners Vision zu erfüllen.
- 122 Kubizek, S. 162, S. 238.
- 123 Kubizek, S. 163.
- 124 Kubizek, S. 162.
- 125 Kubizek, S. 193.
- 126 Kubizek, S. 230.
- 127 Hanisch, S. 297.
- 128 Hamann, S. 523-524.
- 129 Hanisch, S. 297-298.
- 130 Siehe Hamann, S. 519-521.
- 131 Hanisch, S. 297.
- 132 Zitiert nach Waite, S. 51.
- 133 MK, S. 44.
- 134 Kubizek, S. 231.
- 135 Maser, Hitler, S. 527-529.
- 136 Das stellt Heiden, Der Führer, S. 63-64, fest.
- 137 Die Belege, wonach Hitler nur einen Hodtn gehabt haben soll, beruhen allein auf der russischen Autopsie. – Lev Bezymenskij, Der Tod des Adolf Hitler. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven, eingeleitet von Karl-Heinz Janssen, Hamburg, 1968, S. 67, S. 69. Der Befund steht im Gegensatz zu detaillierten Untersuchungen, die Hitlers Ärzte zu unterschiedlichen Zeitpunkten durchgeführt haben. Sie beharrten darauf, seine Geschlechtsorgane seien normal. In einer Besprechung in der *Sunday Times* vom 29. September 1968 legte Hugh Trevor-Roper dar, warum Bezymenskij's Bericht skeptisch zu beurteilen sei. Maser fasst in Hitler, S. 527-529, die Untersuchungen von Hitlers eigenen Ärzten zusammen und spricht davon, dass der Körper, den die Sowjets einer Autopsie unterzogen haben, gar nicht der Hitlers gewesen sei. Waite akzeptiert, S. 150-162, die dubiosen Belege für nur einen Hoden und integriert sie in eine ausgefeilte Erklärung der psychologischen Abnormitäten Hitlers. Zu Recht bekundet Binion in der bissigen Rezension von Waites Buch ebenfalls Skepsis, wobei er – wie von Gewicht und Art der Aussagen auch nicht anders gefordert – zugunsten der verschiedenen Untersuchungen am lebenden Hitler entscheidet, die alle an den Genitalien nichts Abnormes feststellen konnten. – Binion, *The Journal of Psychohistory*, 5 (1977), S. 296-297.

- 138 Greiner, S. 54-67; Fest, Hitler, S. 63, wiederholt die Geschichte Greiners und hält sie für eine plausible Ursache von Hitlers Antisemitismus. Zu Gründen, warum Greiners Buch als Quelle wertvoller Belegstellen zu verwerfen ist, siehe Waite, S. 427-432.
- 139 Siehe Schorske, Wien, Kapitel 1, 5.
- 140 Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 123-125; Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 72-79; Hamann, S. 519-522.
- 141 Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 73; Kubizek, S. 158-159.
- 142 Kubizek, S. 237.
- M3 Kubizek, S. 228-229.
- 144 Kubizek, S. 237.
- M5 Kubizek, S. 237.
- 146 Kubizek, S. 239. Spätere Gerüchte, dass Hitler von einer jüdischen Prostituierten mit Syphilis infiziert worden sei, entbehrten jeder Grundlage. Untersuchungen aus dem Jahr 1940 ergaben, er war nie an Syphilis erkrankt. Siehe Maser, Hitler, S. 308, S. 377, S. 528.
- 147 Kubizek, S. 235-236.
- 148 MK, S. 63. Verlässliches Zahlenmaterial über die damals grosse Anzahl von Prostituierten in Wien ist nicht erhältlich. Die Behauptung, die Prostitution sei in der Hand der Juden, war eine antisemitische Stereotype. Wie immer war das eine grob verzerrte Darstellung. Zur Bekämpfung solcher Anschuldigungen unterstützte die jüdische Gemeinde mit publizistischem Aufwand Versuche, das kriminelle Gewerbe zu zerstören, in das einige Ost-Juden verwickelt waren, die junge jüdische Mädchen aus den Armenghettos in Osteuropa in die Wiener Bordelle brachten. Siehe Hamann, S. 477-479, S. 521-522.
- 149 Hitlers Besuch als Jugendlicher in der Erwachsenen vorbehaltenen Abteilung des Linzer Panoptikums ist zweifellos der normalen Neugierde des Heranwachsenden zuzuschreiben (siehe Monologe, S. 190).
- 150 Kubizek, S. 233-235, S. 237; und siehe Waite, S. 241.
- 151 Siehe Kubizek, S. 170 und S. 171, wo es heisst, er sei «allem Körperlichen gegenüber von einer nahezu krankhaften Empfindlichkeit», und ihm war «der Kontakt mit Menschen rein physisch schon zuwider».
- 152 Siehe die Literaturhinweise in Kapitel 1, Anmerkung 63.
- 153 Vieles geht auf NA zurück, «The Hitler Source Book», die Zusammenstellung des amerikanischen Geheimdienstes OSS (Office of Strategie Service) aus der Kriegszeit, und das Buch, das im Wesentlichen darauf aufbaut: Walter C. Langer, The Mind of Adolf Hitler, London, 1974, insbesondere S. 134, S. 165ff. Die sensationelle Aufmachung von David Lewis, The Secret Life of Adolf Hitler, London, 1977, beruht zu einem Gutteil auf den gleichen Materialien und sagt kaum etwas Neues. Waite (S. 237-243) folgert, die Perversion habe existiert, räumt aber (S. 239) ein, dass die bruchstückhaften Beweise nicht genügten, um eine derartige Schlussfolgerung zu belegen. In der Hauptsache auf Langer und Waite gestützt, beschreibt Jones die gleichen Perversionen (obwohl sie zur Darstellung von Hitlers Jahren in Wien nichts beitragen), Hitlers Weg begann in Wien, S. 91-94, S. 308. Eine Quelle für manche der Geschichten bot Otto Strasser, einst Hitlers Freund, später sein erbitterter Feind.
- 154 MK, S. 20.

- 155 MK, S. 17.
- 156 Hamann, S. 58, S. 85; Maser, Hitler, S. 81; Smith, Hitler, S. 108; Jetzinger, S. 172, S. 180-183. Zu weiteren Versuchen, Hitlers Finanzen einzuschätzen, siehe Smith, Hitler, S. 112; Toland, S. 52-53, nach NA, The Hitler Source Book, S. 1139, Anmerkung 3 zu Kap. 2, Interview mit William Patrick Hitler; und Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 300-301, Anmerkung 35. Hitler hat 1921 behauptet, nur 80 Kronen in der Tasche gehabt zu haben, als er nach Wien ging. – Brief vom 29. November 1921, in IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), reproduziert in Joachimsthaler, S. 92.
- 157 Kubizek, S. 156.
- 158 Kubizek, S. 158.
- 159 Zur Beschreibung des Zimmers und der Umgebung siehe Kubizek, S. 157, S. 160, S. 162, S. 170, S. 223, S. 247, S. 258.
- 160 Kubizek, S. 161.
- 161 Die Ess- und Trinkgewohnheiten Hitlers betreffend siehe Kubizek, S. 157, S. 161-162, S. 178, S. 273.
- 162 Kubizek, S. 178. Einem Bericht zufolge hat Hitler im Männerheim gelegentlich geraucht. – Aussage von Hönisch in HA, Spule 1, Akte 17 (IfZ, MA-731), abgedruckt in Joachimsthaler, S. 58. Viel später hat Hitler selbst behauptet, als Gestrandeter in Wien täglich zwischen 25 und 40 Zigaretten geraucht zu haben, bevor er begriff, wie dumm das sei, wenn er kein Geld fürs Essen besitze. Die Geschichte klingt eher nach einer Moralpredigt als nach einer wahren Begebenheit. – Monologe, S. 317 (11.-12. März 1942).
- 163 Kubizek, S. 192.
- 164 Kubizek, S. 193.
- 165 Smith, Hitler, schätzte (S. 119), Hitlers monatliche Ausgaben hätten sich um die 80 bis 90 Kronen bewegt, wonach die Ersparnisse um rund 60 Kronen pro Monat abgenommen hätten. Er gibt keine Grundlage für seine Schätzung an.
- 166 Monologe, S. 294 (22.-23. Februar 1942).
- 167 Kubizek, S. 192-193.
- 168 Smith, Hitler, S. 123.
- 169 Kubizek, S. 253-255.
- 170 Kubizek, S. 272-278.
- 171 Kubizek, S. 256-261.
- 172 Smith, Hitler, S. 121. Zwei der Verwandten teilten dem NSDAP-Hauptarchiv 1938 mit, sie hätten Hitler zuletzt 1907 im Waldviertel gesehen. – Binion, «Foam on the Hitler Wave», S. 523. Die Postkarten an Kubizek scheinen jedoch zu bestätigen, dass er sie im August 1908 besucht hat. – Kubizek, S. 260-261; Jetzinger, S. 204-206.
- 173 Kubizek, S. 261-262.
- 174 Jetzinger, S. 218; S. Smith, 122.
- 175 Heiden, S. 49.
Smith, Hitler, S. 122. Der Fehlschlag verursachte bei Hitler ein bleibendes Schamgefühl. Im Jahre 1912 soll er dem Bericht eines anonymen Mitbewohners im Männerheim zufolge gesagt haben, er habe einige Semester an der Akademie der Künste absolviert, sie danach aber verlassen, weil er mit hochschulpolitischen Aktivitäten überlastet gewesen sei und nicht über die Mittel verfüge, um weiterzustudieren. – Anonymus, «My Friend Hitler» (zur

vollständigen Angabe siehe unten Anmerkung 253). Sollte der Bericht stimmen, dann war Hitler bereits zur damaligen Zeit ein gerissener Lügner.

- 177 Siehe Smith, Hitler, S. 8-9.
- 178 Kubizek, S. 246. Siehe Jetzinger, S. 210-211, zur Arbeiterdemonstration, deren Zeuge Kubizek mit Hitler gewesen sein will, und S. 210-214 zur Kritik an anderen Teilen von Kubizeks Bericht über Hitlers damalige politische Ansichten. Der «Pazifismus» könnte Kubizeks verdrehte Version aus Hitlers Abneigung gegen die Armee der Habsburger und die Annexion Bosniens im Jahre 1908 sein.
- 179 Am Ende von Hitlers langatmiger, verächtlicher Beschreibung in «Mein Kampf» (80-100) behauptet er (S. 100), zwei Jahre lang ins Wiener Parlament gegangen zu sein.
- 180 Kubizek, S. 249.
- 181 MK, S. 135.
- 182 Siehe MK, S. 14.
- 183 MK, Kapitel 3.
- 184 MK, S. 59. In dem Brief an den anonymen «Herrn Doktor» vom 29. November 1921 schrieb Hitler, er sei nach der Ankunft in Wien «in kaum einem Jahr Antisemit geworden». – IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), wieder abgedruckt in Joachimsthaler, S. 92-94, Zitat S. 92. Der Brief enthält zahlreiche chronologische Ungenauigkeiten. Es wäre unklug, die Datierung buchstäblich zu akzeptieren wie Waite, S. 187, und Marlis Steinert in: Hitler, München, 1994, S. 50. Smith, Hitler, S. 148, äussert mit Recht Skepsis, ob Hitlers «Wandlung» 1908 stattgefunden habe, als er hauptsächlich mit Kubizek zusammen war.
- 185 Kubizek, S. 251.
- 186 Dort hat er vom 18. November 1908 bis zum 22. August 1909 gewohnt. – Smith, Hitler, S. 122-123, S. 126.
- 187 Aussage von Marie Fellingner (geborene Rinke), IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), Teil der Erinnerungen von Marie Fellingner und Maria Wohlrab (geborene Kubata) an Hitler in Wien, die am 11. Juni 1940 für das Parteiarchiv aufgezeichnet wurden. Sie verweisen auf Hitlers Besuche im «Kaffe Kubata», dessen Inhaberin Maria Wohlrab zwischen 1912 und 1919 war. Marie Fellingner hatte dort als Aushilfe gearbeitet. Das Café lag in der Nähe der Felberstrasse, aber Hitler hatte die Gegend längst verlassen, als Maria Wohlrab es übernahm. Sie behauptete, sich an eine Freundin Hitlers namens Wetti oder Pepi zu erinnern, die ihn «Dolferl» rief und vorbeigekommen sei, um ihr mitzuteilen, dass er nach Deutschland gehe und ihr, Maria Wohlrab, liebenswürdig auf Wiedersehen sagen wolle, wobei er nicht erwarte, nach Österreich zurückzukehren. Es klingt höchst unwahrscheinlich, dass Hitler 1913 in einem kleinen Café im Süden der Stadt zu Gast war, wenn er seit drei Jahren im Norden, in der Brigittenau, gewohnt hatte. Die ganze Erzählung hört sich wie eine Erfindung an. Jones akzeptiert die Geschichte (und wandelt Hitlers vermeintliche Freundin in einen Mann um), Hitlers Weg begann in Wien, S. 133, S. 271, S. 283, S. 344, --- Anmerkung 92. Siehe Joachimsthaler, S. 20, S. 161.
- Zum Beispiel Smith, Hitler, S. 148; angedeutet bei Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 135-138, und Fest, Hitler, S. 59-65; diese zeitliche

- Abfolge ist zentral für die Argumentation von Wilfried Daim, *Der Mann, der Hitler die Ideen gab*, Wien/Köln/Graz, 1985.
- 189 Nach eigenen Angaben hatte die Zeitschrift eine Auflage von 100'000 Exemplaren und war offenbar in Studentenkreisen recht bekannt. Es ist jedoch zweifelhaft, ob die Auflage so hoch war, wie Lanz behauptet hat. Siehe Daim, S. 47, S. 127.
- 190 Daim, S. 48; und siehe Hamann, S. 308-319.
- 191 Hamann, S. 293-308, hier S. 293, S. 299, S. 303-305.
192. Hamann, S. 309.
- 193 Hamann, S. 300-303.
- 194 Daim beschreibt Lanz und dessen aussergewöhnliche Ideen ausführlich, S. 48-207. Siehe auch Nicholas Goodrick-Clarke, *The Occult Roots of Nazism*, Wellingborough, 1985, S. 90-105.
- 195 Daim, S. 25.
- 196 Der Titel von Daims Buch.
- 197 Siehe zum Beispiel Fest, Hitler, S. 59-60; Steinert, S. 56, S. 109; Hamann, S. 317.
- 198 MK, S. 59-60.
- 199 Zur Erläuterung der Frage bei der Analyse von Lanz' versponnener Ideologie siehe Daim, S. 190-207. In Nummer 25 von *Ostara* (Juli 1908) gab es als Teil eines Aufsatzes mit dem Titel «Das Ariertum und seine Feinde» tatsächlich einen Abschnitt überschrieben mit «Die Lösung der Judenfrage», aber der Autor geht so weit zu behaupten: «Nicht alle Juden sind von Natur aus arierfeindlich.» «Daher soll man nicht alle Juden in einen Topf werfen.» (S. 7). Nummer 26, «Einführung in die Rassenkunde» enthält nichts Spezifisches zur «Judenfrage» und behandelt hauptsächlich die Bewertung von Schädeltypen usw. Für die Beschaffung der beiden Nummern von *Ostara* danke ich Gerald Fleming.
- 200 Daim, S. 25-26, S. 269-270, Anmerkung 8.
- 201 Das hat auch Rudolph Binion in der auf seinen Beitrag «Hitler's Concept of Lebensraum», *History of Childhood Quarterly*, 1 (1973), S. 251, folgenden Diskussion festgestellt. Der Verdacht liegt nahe, dass der obskure Okkultist Lanz darauf aus war, den eigenen Platz in der Geschichte als «der Mann, der Hitler die Ideen gab», zu sichern. Verglichen mit der anscheinend klaren Erinnerung an den jungen Hitler ist Lanz ausserstande, den Namen des Journalisten zu benennen, den er ebenfalls angeblich beeinflusst hatte und der mit Hitler nach dem Putsch in Landsberg einsass. – Daim, S. 270, Anmerkung 8. Andererseits hat Lanz behauptet, mit Lenin zusammengetroffen zu sein, der seine Ideen studiert und sie gebilligt haben soll. – Daim, S. 110-111. Offenbar legte Lanz es darauf an, den Einfluss seiner Ideen auf bedeutende historische
- 202 Persönlichkeiten zu beanspruchen.
- 203 Daim, S. 36-37, S. 274-275, Anmerkung 39.
Daim, S. 40, S. 275, Anmerkung 42; Hamann, S. 318, stellt fest, zur Hitlerzeit sei kein Schreibverbot für Lanz ergangen.
- 204 So George L. Mosse, *Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*, aus dem Amerikanischen von Renate Becker, Königstein, 1979, S. 309..
- 205 Binion, «Hitler's Concept of Lebensraum», Diskussion, S. 251.
- 206 Siehe Hamann, S. 318-319.
- 207 Zitiert nach Hamann, S. 318.

- zo8 Eintrag beim Einwohnermeldeamt: IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1); Smith,
Hitler, S. 126; Hamann, S. 206.
- 209 Smith, Hitler, S. 127; Hamann, S. 206. Erst drei Monate später tauchte
Hitler in den Polizeiakten wieder auf. Aus dieser Zeit existiert kein Augen-
zeugenbericht über seine Aktivitäten.
- 210 Eberhard Jäckel und Axel Kuhn (Hg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen
1905-1924, Stuttgart, 1980, S. 55 (Brief vom 21.1.1914 an den Magistrat
der Stadt Linz.) Im Folgenden hat Hitler behauptet, als Gestrandeter habe
er über kein Einkommen verfügt. Tatsächlich erhielt er die Waisenrente bis
zum Jahr 1911. – Jetzinger, S. 220.
- 211 Später hat Hitler davon gesprochen, er habe «durch Monate» keine warme
Mahlzeit gehabt und von Milch und trockenem Brot gelebt – Monologe,
S. 317 (11.-12. März 1942).
- 212 Heiden, Der Führer, S. 50; Jetzinger, S. 219; Smith, Hitler, S. 127.
- 213 Hanisch, S. 239.
- 214 Heiden, Der Führer, S. 50; Smith, Hitler, S. 127, Anmerkung 33; Joachimsthaler,
S. 48-49, weist darauf hin, zu der Zeit habe Hitler kein Geld zur
Anmietung eines möblierten Zimmers gehabt; Hamann, S. 206-208, merkt
an, die Publizität, die die Nationalsozialisten nach dem Anschluss der einen
Adresse zugemessen hätten, an der Hitler in Wien gelebt haben soll, könne
sehr wohl auf die Absicht zurückgehen, den Wien-Aufenthalt ganz bewusst
im Dunkeln zu lassen und somit alle Nachforschungen zu behindern.
- 215 Zu Hitlers Aussehen siehe Joachimsthaler, S. 49, S. 51 (Hanischs Aussage).
Zu den Bedingungen in solchen Asylen und dem Leben der Obdachlosen
in Wien zu der Zeit siehe Heiden, Der Führer, S. 60; Jenks, Vienna and the
Young Hitler, S. 31-39; Jones, Hitlers Weg begann in Wien, S. 157-161;
Hamann, S. 222-225. Für Hitler, der es mit der körperlichen Hygiene
immer sehr genau genommen hatte und auch Infektionen fürchtete, muss
der Dreck schwer zu ertragen gewesen sein, der bestimmt auch zu seinem
späteren Sauberkeitsfetischismus beigetragen hat. In «Mein Kampf»
schrieb er: «Mich schaudert noch heute, wenn ich an diese jammervollen
Wohnhöhlen denke, an Herberge und Massenquartier, an diese düsteren
Bilder von Unrat, widerlichem Schmutz und Ärgerem.» – MK, S. 28.
- 216 Siehe MK, S. 22.
- 217 Reinhold Hanisch, «Meine Begegnung mit Hitler!», HA, Spule 3, Akte 64
(zweiseitiger Bericht aus dem Jahr 1933, reproduziert in Joachimsthaler,
S. 49-50); Reinhold Hanisch, «I was Hitler's Buddy», drei Teile, *Ne tu
Republic*, 5., 12., 19. April 1939, S. 239-242, S. 270-272, S. 297-300. Die
längere, nur auf Englisch publizierte Fassung in *New Republic* erschien
zwei Jahre nach Hanischs Tod. Die folgenden Passagen beruhen auf beiden
Beschreibungen, die trotz unterschiedlicher Länge eng aufeinander bezogen
sind. Siehe Smith, Hitler, S. 161 ff. und Hamann, S. 265-271 in Bezug auf
Hanisch als Quelle und den Kontext, innerhalb dessen die Berichte verfasst
wurden. Joachimsthaler bietet biographische Einzelheiten zu Hanisch,
S. 268, Anmerkung 115. Heidens frühere Biographie diente Hanisch als
wichtige Informationsquelle. Siehe Heiden, Der Führer, S. 51 ff.
- 218 Joachimsthaler, S. 268. Hitler teilte der Polizei 1910 mit, er habe Hanisch
im Meidlinger Asyl getroffen und ihn immer nur unter dem Namen Fritz
Walter gekannt. – Jetzinger, S. 224.

- 219 Smith, Hitler, akzeptiert Hanischs Geschichte von der Begegnung mit Hitler, obwohl die Polizeiakten Zweifel aufwerfen, S. 129, Anmerkung 39.
- 220 HA, Spule 3, Akte 64 (abgedruckt bei Joachimsthaler, S. 49); Hanisch, S. 240; Heiden, Der Führer, S. 51. Am 21. Dezember 1909 fand Hanisch wieder Arbeit als Diener. – Joachimsthaler, S. 268, Anmerkung 115.
- 221 Hanisch, S. 240; Heiden, Der Führer, S. 5 t; und siehe Smith, Hitler, S. 130-131 und Anmerkung 41.
- 222 Siehe Kubizek, S. 183-185.
- 223 Hanisch zufolge überlegte Hitler, ob er nicht Gräben ausheben solle, sei aber davon abgekommen, weil es, einmal so weit unten angefangen, schwierig sei aufzusteigen. – Hanisch, S. 240.
- 224 Joachimsthaler, S. 70.
- 225 MK, S. 40-42. In seinem Bericht von 1921 (IfZ, MA-731, wieder abgedruckt in Joachimsthaler, S. 92-94) hat Hitler behauptet, er habe vor Vollendung des 18. Lebensjahrs, das heisst vor dem Umzug nach Wien, auf dem Bau gearbeitet.
- 226 Hanisch, S. 240.
- 227 Siehe Hamann, S. 208-211. Der Verdacht, den Heiden, Der Führer, S. 60, äussert, wonach Hitler die Mär gar der Autobiographie Anton Drexlers, des ersten Anführers der nationalsozialistischen Partei, Mein politisches Erwachen, München, 1919, entnommen haben könnte, scheint unbegründet. Bei Textvergleich sind keine Parallelen festzustellen.
- 228 Smith, Hitler, S. 131-132; Jetzinger, S. 223; Hamann, S. 227. Hanischs Annahme (HA, Spule 3, Akte 64; *New Republic*, 5. April 1939, S. 240), dass Hitler seiner Schwester geschrieben und das Geld von ihr erhalten habe, ist wahrscheinlich nicht korrekt.
- 229 Hanisch (HA, Spule 3, Akte 64; *New Republic*, 5. April 1939, S. 240) hat behauptet, Hitler habe den Überzieher zu Weihnachten 1909 gekauft. In seinem Bericht für das NSDAP-Hauptarchiv hat er dann nicht ganz richtig bemerkt, Hitler habe «von nun an» im Männerheim in der Meldemannstrasse gelebt. Im späteren Artikel in der *New Republic* heisst es dann richtiger, Hitler sei danach in die Meldemannstrasse gezogen (wo er seit dem 9. Februar 1910 wohnte). – Hamann, S. 227.
- 230 Hanisch, S. 242; Heiden, Hitler, S. 15; Heiden, Der Führer, S. 61; Smith, S. 136.
- 231 Hanisch, S. 241. Am 11. Februar 1910 war Hanisch bei einer Adresse in der Herzstrasse im Bezirk Favoriten gemeldet. Er hat behauptet, auch ins Männerheim in der Meldemannstrasse gezogen zu sein (S. 240). Für seinen Aufenthalt zu der Zeit gibt es keine Belege, obwohl er bestimmt regelmässig dort gewesen ist und später auch dort wohnte, als er vom November 1912 bis März 1913 das Pseudonym Fritz Walter trug. – Joachimsthaler, S. 268, Anmerkung 115; Hamann, S. 542.
- 232 Hanisch, HA, Spule 3, Akte 64, und *New Republic*, 5. April 1939, S. 241; und Karl Hönisch, «Wie ich im Jahre 1913 Adolf Hitler kennen lernte», HA, Spule 1, Akte 17, mit geringfügigen Ungenauigkeiten bei Joachimsthaler, S. 50-55, abgedruckt; obwohl die spätere Beschreibung auf 1913 Bezug nimmt, bestehen nur geringe Zweifel, dass es auch 1910 schon so war. Siehe auch Smith, Hitler, S. 132-133; Jenks, Vienna and the Young Hitler, S. 26-28; Hamann, S. 229-234.
- 233 Hanisch, S. 272.

- 234 Hanisch, S. 241, S. 271-272. Siehe Joachimsthaler, S. 67-69, S. 270, Anmerkung 161; Smith, Hitler, S. 137-138; Hamann, S. 499-500.
- 235 Hanisch, HA, Spule 3, Akte 64, und *New Republic*, 5. April 1939, S. 240-241; Hönisch, HA, Spule 1, Akte 17; Smith, S. 135-136. Joachimsthaler, S. 58-76, geht auf Hitlers Bilder und Fälschungen von ihnen ein, einschliesslich einiger, die Hanisch angefertigt hat (S. 58-61). Siehe auch Hamann, S. 234-237.
- 236 Hanisch, HA, Spule 3, Akte 64, und *New Republic*, 5. April 1939, S. 241-242. Siehe auch Smith, S. 137-140.
- 237 Hanisch, S. 297. Und siehe Smith, S. 139.
- 238 Hanisch, HA, Spule 3, Akte 64. Zu Karl Hermann Wolf siehe Hamann, S. 375-393. Ebenfalls zu dieser Zeit war Hitler dem Bericht von Hanisch zufolge (auch in *New Republic*, 5. April 1939, S. 242) von dem Stummfilm «Der Tunnel» beeindruckt, der auf einem Roman von Bernhard Kellermann beruhte und in dem ein Demagoge die Massen aufrührt. Hitler hat den Film nicht in seiner Wiener Zeit gesehen, obwohl er viel später zustimmend von ihm gesprochen haben soll, siehe Albert Speer, *Spandauer Tagebücher*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1975, S. 460. Der Film wurde erst 1915 gedreht. – Hamann, S. 238, S. 605, Anmerkung 20.
- 239 Hanisch, S. 241-242.
- 240 Hanisch, Spule 3, Akte 64; *New Republic*, 12. April 1939, S. 271; Smith, Hitler, S. 136-137.
- Mi Hanisch, S. 241, S. 271-272, S. 297-298. Siehe auch Smith, Hitler, S. 137, S. 139.
- 242 HA, Spule 3, Akte 64; *New Republic*, 5. April 1939, S. 241; 19. April 1939, S. 298-299; Smith, S. 140.
- Hanisch, S. 299.
- ²⁴³ Hanisch, S. 241.
- M4 Siehe Joachimsthaler, S. 69; Smith, Hitler, S. 138. Hamann, S. 245, äussert
- ²⁴⁵ Spekulationen hinsichtlich eines Besuches im Waldviertel. Fundiertere Aussagen sind nicht möglich.
- 246 Smith, Hitler, S. 137; diese Geschichte erzählen sowohl Hanisch als auch Greiner (S. 39-42). Sie muss für den Beweis der These herhalten, dass Greiner trotz aller Ungenauigkeiten und Erfindungen Hitler tatsächlich im Männerheim gekannt hat und seinen Bericht fast sicher ohne Kenntnis von Hanischs Beschreibung geschrieben hat. – Siehe Smith, Hitler, S. 165-166. Andere Anekdoten über Hitler im Männerheim, bei denen es Überschneidungen zwischen Greiner und Hanisch gibt – wie in Bezug auf den schlechten Zustand von Hitlers Kleidung, seine Unterstützung der Schönerer-Bewegung, die Störungen, die seine verbale Aggression gegenüber der Sozialdemokratie verursachten –, haben vielleicht im Gegensatz zu manchen verstiegenen Behauptungen einen realen Hintergrund. Die wahrscheinlichste Erklärung ist jedoch die, dass Greiner Hanisch kennengelernt oder wenigstens einige der Geschichten, die dieser im Wien der dreissiger Jahre in Umlauf setzte, gehört und sie opportunistisch für eigene Zwecke ausgeschmückt hat.
- Hanisch, S. 298-299; zu Hanischs späteren Fälschungen von Hitlers Bildern, siehe Joachimsthaler, S. 59-61; Smith, Hitler, S. 140; Heiden, S. 61-63; Hamann, S. 265-271.
- 2-47

- 248 Hönisch, in HA, Spule 17, Akte 1 (abgedruckt bei Joachimsthaler, S. 54, S. 58).
- 249 Als Hanisch 1909 Hitler nach künftigen Zielen gefragt hatte, habe dieser gestanden, er kenne sie nicht. – Hanisch, S. 240.
- 250 Hönisch, HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 55).
- 251 Siehe Schroeder, Er war mein Chef, S. 134.
- 252 HA, Spule 17, Akte 64 (Joachimsthaler, S. 55, S. 57-58); Smith, S. 141-142; Brünner Anonymus (Hamann, S. 541).
- 253 Anonymus, «Muj Pritel Hitler» («My Friend Hitler»), *Moravsky ilustrouany zpravodaj*, 40 (1935), S. 10-11 (in tschechischer Sprache). Für die Anfertigung der Übersetzung ins Englische danke ich Neil Bermel.
- 254 Hanisch, S. 242, S. 272.
- 255 Smith, Hitler, S. 141.
- 256 Jetzinger, S. 230-232; Smith, Hitler, S. 14
- 257 Jetzinger, S. 231.
- 258 Jetzinger, S. 226-227; Smith, Hitler, S. 143.
- 259 Marckhgott, S. 273, S. 275-276; Hamann, S. 250-251.
- 260 Hamann, S. 251.
- 261 Smith, Hitler, S. 9.
- 262 Smith, Hitler, S. 140-141; Hönisch, HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 54-55). Von den eigenen Bildern sprach Hitler 1944 gegenüber seinem Photographen Heinrich Hoffmann mit Geringschätzung (und mit Stolz von den Architekturzeichnungen) und kommentierte, es sei «Wahnsinn», so hohe Preise dafür zu bezahlen. Er fügte hinzu, in Wien habe er pro Bild um 1910 nie mehr als (den Gegenwert von) zwölf Reichsmark erhalten. Gemalt habe er nur, um seinen Lebensunterhalt bestreiten und studieren zu können. Maler habe er nicht werden wollen, behauptete er etwas unehrlich (und liess die Tatsache, dass er 1907/1908 in Wirklichkeit genau diesen Ehrgeiz hatte, unter den Tisch fallen). – Schroeder, S. 134.
- 263 Hönisch, HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 54).
- 264 MK, S. 35. Und siehe Hönisch, HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 54-57).
- 265 Obige Darstellung beruht auf Hönischs Aussage in HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 54-57).
- 266 Siehe MK, S. 117-121, in Bezug auf Hitlers Haltung gegenüber den Kirchen und der Erkenntnis der Fehler Schönerers. Smith, Hitler, S. 146-147, behandelt den geringen Einfluss der 1904 in Böhmen entstandenen nationalsozialistischen Bewegung auf Hitler.
- 267 MK, S. 40-42.
- 268 Greiner, S. 43-44.
- 269 Franz Stein, 1869 in Wien geboren, aus kleinen Verhältnissen stammend, war ein glühender Bewunderer Schönerers, dessen Agitation auf die Gewinnung der deutschsprachigen Arbeiterschaft in der Industrieregion Nordböhmens für einen nationalen, deutschen Sozialismus zielte. – Siehe Hamann, S. 364-375, hier S. 367, und Kapitel 9 zu antitschechischen Gefühlen. Zum Anwachsen antitschechischer nationalistischer Tendenzen unter der Arbeiterschaft siehe Andrew Whiteside, *Austrian National Socialism before 1918*, Den Haag, 1962, Kapitel 4.
- 270 Siehe Heiden, *Der Führer*, S. 53.
- 271 MK, S. 30.

- 272 MK S. 22.
 273 MK, S. 40.
 274 Siehe Kubizek, S. 30 (Hitlers Hosen lagen unter dem Federbett, um die korrekten Falten zu bekommen); S. 156 (Hitlers Aussehen, als er Kubizek traf); S. 170 (ängstlich darauf bedacht, Kleidung und Unterwäsche fleckenlos rein zu halten).
 275 Siehe Heiden, Der Führer, S. 60; dies bemerkt auch Alan Bullock, Hitler, S. 17-18.
 276 MK, S. 22.
 277 MK, S. 24.
 278 MK, S. 43.
 279 MK, S. 46.
 280 Siehe Joachimsthaler, S. 45, und seinen Kommentar: «Dass Hitler damals in Wien schon seine politischen Thesen von 1920/21 vertreten haben soll, ist ungläubhaft.»
 281 MK, S. 55-59. In dem Brief an den anonymen «Herrn Doktor» vom 29. November 1921 schrieb Hitler: «Aus einer mehr weltbürgerlich empfindenden Familie stammend, war ich unter der Schule der harten Wirklichkeit in kaum einem Jahr Antisemit geworden.» – IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), wieder abgedruckt in Joachimsthaler, S. 92.
 282 MK, S. 59.
 283 MK, S. 60.
 284 MK, S. 61.
 285 MK, S. 64.
 286 MK, S. 65-66. Hitler griff die Namen von vier jüdischen Arbeiterführern heraus: Viktor Adler, Friedrich Austerlitz, Wilhelm Ellenbogen und Anton David. Die ersten wurden in den Attacken Wiener Antisemiten häufig zusammen genannt; der vierte spielte eine führende Rolle bei Arbeiterdemonstrationen gegen die Inflation im Jahr 1911. – Hamann, S. 258-259.
 287 MK, S. 66.
 288 MK, S. 69.
 289 Kubizek, S. 94.
 290 Kubizek, S. 62 (zur Aversion gegen die jüdischen Studenten in der Mensa); S. 249-250 (über einen jüdischen Journalisten).
 2-91 Kubizek, S. 250-251. Kubizeks Geschichte beruhte wahrscheinlich auf Hitlers eigenem Bericht in «Mein Kampf» (S. 59). Und siehe Jetzingers Kritik an Kubizeks Bericht (S. 214).
 Hamann, S. 83.
 292 Siehe Hamann, S. 82-83.
 293 Hamann, S. 22.
 294 Hamann, S. 28-29. Hitler behauptete, in Linz kein Antisemit gewesen zu sein, MK, S. 55. Friedrich Heer, Der Glaube des Adolf Hitler, München/Esslingen, 1968, S. 25, S. 72, hebt den Antisemitismus in Hitlers Linzer Schule stärker hervor wie auch die in Schule und Stadt gleichermaßen vorhandene Unterstützung für das antisemitische Programm Schönerrers. Friedrich Heer, Gottes erste Liebe, München/Esslingen, 1967, S. 355. Aber Bukey, S. 23-24, deutet an, der Antisemitismus in Linz sei zwar weitverbreitet und schädlich gewesen, aber weit weniger wichtig als die anti-tschechischen Gefühle.

- 296 Albert Speer, *Erinnerungen*, Frankfurt am Main/Berlin, 1969, S. 112; Hamann, S. 29-30. Auch gegenüber Goebbels sprach Hitler davon, Wien sei der Ort gewesen, wo er zum Antisemiten wurde. – Tb Reuth, III, S. 1334 (17. Oktober 1939).
- 297 Siehe Hamann, S. 344-347, in Bezug auf Schönereers Rassenantisemitismus.
- 298 IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), «Notizen für Kartei» vom 8. Dezember 1938 enthalten einen Hinweis, dass Bloch zwei Karten erhalten hat, eine hübsch bemalt mit einem Neujahrsgruß (vermutlich 1908) und «herzlichem Dank». Im März 1938 wurden sie von der Gestapo beschlagnahmt. Im eigenen Bericht verweist Bloch auf die Karten, S. 69-70. Siehe auch Binion, «... dass ihr mich gefunden habt», S. 37.
- 299 MK, S. 59.
- 300 Daim, S. 25-26, S. 270.
MK, S. 59-60.
- 301 Hanisch, S. 271.
- 302 Hamann, S. 242.
- 303 Hanisch, S. 271-272, S. 299. Und siehe Hamann, S. 242, S. 246-247, S. 498.
- 3^{*4} Smith, Hitler, S. 149.
- 3^{*5} Anonymus, «My Friend Hitler», S. 11.
- 306 Hanisch, S. 272.
- 307 Greiner, S. 75-82. Auf S. 79 behauptet Greiner, Hitler habe den Antisemitismus aus Linz mitgebracht.
- 308 Binion, «... dass ihr mich gefunden habt», S. 17, S. 38; Binion, «Hitler's Concept of Lebensraum», S. 201-202.
- 309 Siehe Binion, «Hitler's Concept of Lebensraum», S. 189; Binion, « ... dass ihr mich gefunden habt», S. 17-18. Joachimsthaler, S. 44, sieht bei Hitler vor dem relativ späten Zeitpunkt Juni 1919 keinen deutlich erkennbaren Judenhass. Siehe MK, S. 71, hinsichtlich der Andeutung, dass Hitlers politische Philosophie vor dem Eintritt in die Politik im Alter von 30 Jahren feste Formen angenommen habe.
- 310 Jones, *Hitlers Weg* begann in Wien, S. 129. Zur bedrohlichen antijüdischen Stimmung in Wien siehe Hamann, S. 472-482.
- 312- Pulzer, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus*, S. 167-169.
- 3B Jenks, *Vienna and the Young Hitler*, S. 127-133.
- 3M Hitler hat später behauptet, Theodor Fritsch' «Handbuch der Judenfrage» als junger Mann in Wien «eingehend studiert» zu haben. – Hitler. *Reden, Schriften, Anordnungen*. Februar 1925 bis Januar 1933, München, 1992-1998, IV.I, S. 133.
- 315 Carr, *Adolf Hitler*, S. 163-164; Waite, S. t 88.
- 316 Langer, S. 187. Und siehe Carr, *Adolf Hitler*, S. 162, 164.
- 317 Siehe Fest, *Hitler*, S. 65.
- 318 Hanisch, S. 272. Hitler verwies in *Mein Kampf* (S. 61) auf «den Geruch dieser Kaftanträger».
- 319 Nach dem Krieg hielt es Hitlers Schwester Paula für «möglich, dass die harten Jugendjahre in Wien seine antijüdische Haltung» verursacht hatten. «In Wien hungerte er stark, und er hat geglaubt, sein Fehlschlag mit der Malerei sei nur der Tatsache zu verdanken, dass der Kunsthandel in der Hand der Juden liege.» Das scheint nur eine Vermutung ihrerseits; es gibt keinen Beleg dafür, dass Hitler ihr solch eine Erklärung gab. – NA, NND-881077.

- 321 Hanisch, S. 272.
 322 Hanisch, S. 271-272.
 32-3 Hamann, S. 246.
 32-4 Smith, Hitler, S. 149-150.
 32-5 Aussage von Hönisch, HA, Spule 17, Akte 1 (Joachimsthaler, S. 54).
 326 Anonymus, «My Friend Hitler», S. 10.
 32-7 Langer, S. 185-186, kommentierte das Fehlen einer Erklärung für Hitlers augenscheinlich langjährigen Widerwillen, Wien zu verlassen (trotz der bereits bemerkten ebenso langjährigen Bewunderung für Deutschland und manchen Berichten, wonach er vom Wunsch, nach München zu gehen, geredet hat). Das Warten auf die Erbschaft liefere die Antwort.
 328 Hamann, S. 85, S. 568.
 32-9 Jetzinger, S. 254.
 33^a Joachimsthaler, S. 25.
 33¹ Smith, Hitler, S. 150-151.
 332. Jetzinger, S. 250.
 333 Joachimsthaler, S. 15, S. 257-258. Er hat endgültig festgestellt, dass Hitler auf der Reise von Häusler begleitet wurde. Zu Häusler siehe Hamann, S. 566-568. MK, S. 137.
 334

DRITTES KAPITEL: BEGEISTERUNG UND VERBITTERUNG

- So der Titel des vierten Kapitels in Ralf Dahrendorfs Buch, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München, 1965.
- 1 Die klassische Formulierung der These über den deutschen «Sonderweg»
 2 in die Moderne siehe Hans-Ulrich Wehler, Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918, Göttingen, 1984. Ernst Bloch deutet den Zusammenprall traditioneller und moderner Werte mit den gesellschaftlichen Strukturen als Rahmen für Hitlers Aufstieg. «Der Faschismus als Erscheinungsform der Ungleichzeitigkeit», in: Ernst Nolte (Hg.) Theorien über den Faschismus, Königstein/Taunus, 6. Auflage, 1984, S. 182-204.
 Die klarste Schilderung der Entwicklungsmöglichkeiten des Kaiserreiches bietet Manfred Rauh, Die Parlamentarisierung des deutschen Reiches, Düsseldorf, 1977, insbesondere S. 13-14, S. 363-365; die Offenheit des Kaiserreiches für künftige Entwicklungen betont Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, München, 1992, S. 755-757, S. 890-893. Nipperdeys Ablehnung der «Sonderweg»-Interpretation geht eindeutig aus seinem Kommentar hervor: «Kurz, die Geschichte des Reiches von 1871 bis 1914 ist eine Geschichte gemeineuropäischer Normalität» (S. 891).
 3 Die überzeugendste Version dieser Argumentation liefert Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914, München, 1995, insbesondere S. 460-486, S. 1279-1295. In aller Kürze und pointiert formuliert er die These noch einmal in: «Wirtschaftliche Entwicklung, sozialer Wandel, politische Stagnation: Das Deutsche Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkriegs», in: Simone Lässig und Karl Heinrich Pohl (Hg.), Sachsen im Kaiserreich, Dresden, 1997, S. 301-308.
 4

- 5 Nipperdeys umfassende zweibändige Studie des kaiserlichen Deutschland endet mit dem Kommentar: «Die Grundfarben der Geschichte sind nicht Schwarz und Weiss, ihr Grundmuster ist nicht der Kontrast eines Schachbretts; die Grundfarbe der Geschichte ist grau, in unendlichen Schattierungen.» – Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, II, S. 905.
- 6 Dies ist Gerhard Ritters Kommentar zu entnehmen, wonach der Gedanke «fast unerträglich» sei, «der Wille eines Einzelnen, eines Wahnwitzigen» habe Deutschland in den Zweiten Weltkrieg getrieben. – Gerhard Ritter, *Das deutsche Problem. Grundfragen deutschen Staatslebens gestern und heute*, München, 1962, S. 198. Jürgen Steinle analysiert den Gebrauch der Metapher vom «Betriebsunfall», um Hitler als einen unvorhersehbaren und scharfen Bruch in der Kontinuität der deutschen Geschichte zu beschreiben. «Hitler als «Betriebsunfall in der Geschichte», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45 (1994), S. 288-302. Eberhard Jäckel kehrt die übliche Argumentation um und besteht darauf, Hitler habe einem Super-GAU in der Gesellschaft entsprochen. Jäckel, *Das deutsche Jahrhundert*, Kapitel 4, S. 153-182, und «L'arrivée d'Hitler au pouvoir: un Tschernobyl de l'histoire», in: Gilbert Krebs und Gérard Schneilin (Hg.), *Weimar ou de la Démocratie en Allemagne*, Paris, 1994, S. 345-358. In meinem Buch «Der NS-Staat», S. 373, habe ich die gleiche Metapher benutzt, aber betont, was auch Jäckel in seine Argumentation einbezieht, ein GAU finde nicht ohne strukturelle systembedingte Ursachen sowie ohne menschliches Versagen und Fehlkalkulationen statt. Siehe Geoff Eley, *Reshaping the German Right*, New Haven/London, 1980, Kapitel 10.
- 7 So der Titel von George L. Mosses Buch: *Die Nationalisierung der Massen*.
- 8 Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, aus dem Amerikanischen von Otto Weith, Frankfurt/Berlin/Wien, 1976.
- 9 Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, II, S. 265; zu nationalistischen Akademikern siehe auch Thomas Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, I, München, 1990, S. 599-600.
- 10 Zitiert nach Pulzer, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus*, S. 199.
- 11 Siehe Lothar Kettenacker, «Der Mythos vom Reich», in: K. H. Bohrer (Hg.), *Mythos und Moderne*, Frankfurt am Main, 1983, S. 261-289.
- ix Mosse, *Nationalisierung*, S. 79-80 und Bildtafeln 14/15; Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, I, S. 739, II, S. 599.
- 12 MK, S. 180. Zu den Denkmälern siehe Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, I, S. 738-741; II, S. 261.
- 13 Mosse, *Nationalisierung*, S. 51-53 und Bildtafeln 10/11; Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, II, S. 599.
- 14 Elisabeth Fehrenbach, «Images of Kaiserdom: German attitudes to Kaiser Wilhelm II», in: John C. G. Röhl und Nicolaus Sombart (Hg.), *Kaiser Wilhelm II. New Interpretations*, Cambridge, 1982, S. 269-285, hier S. 276.
- 15 Nipperdey, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, II, S. 289; Léon Poliakov, *Geschichte des Antisemitismus*, aus dem Französischen von Rudolf Pfisterer, Band VII, Frankfurt, 1988, S. 36-37 (Österreich), S. 44 (Frankreich), S. 105-111 (Russland).
- 16 Siehe Fritz Stern, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*, aus dem Amerikanischen von Alfred

- Zeller, Bern/Stuttgart, 1963; George L. Mosse, Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer, Teil I und II (S. 21-248); hinsichtlich des Einflusses von Paul Lagarde siehe Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, I, S. 825-826.
- 18 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 256. – Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus, S. 190. A.d.Ü.
- 19 Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus, S. 188.
- 20 Pulzer, Die Entstehung des politischen Antisemitismus, S. 195 (er zitiert hier August Julius Langbehn).
- 21 Siehe Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 290.
- 22 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 299, S. 305; Mosse, Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer, S. 104-109, S. 124. – Houston Stewart Chamberlain, 1855 in England geboren, ein begeisterter Germanophiler, wurde deutscher Staatsbürger, heiratete 1908 die Tochter Richard Wagners und entwickelte seine rassistischen Theorien im Wagner-Zirkel von Bayreuth. Er sah die Geschichte als Rassenkampf, in dem die germanische Rasse das Gute und die jüdische Rasse das Schlechte repräsentiere. Er war voll des Lobes für Hitler, der ihn kurz vor seinem Tod im Jahr 1927 besuchte. – Theodor Fritsch, 1852 geboren, gehörte zu den giftigsten antisemitischen Autoren der Frühzeit und den Begründern des radikal-rassistischen «Hammer Bunds», um seine Ideen zu propagieren, die den Rassismus mit heftiger Opposition gegen die Verstärkung und die Industrialisierung verbanden. Vielgeehrt von den Nationalsozialisten starb er 1933.
- *3 Jeremy Noakes, «Nazism and Eugenics: the Background to the Nazi Sterilisation Law of 14 July 1933», in: R. J. Bullen, H. Pogge von Strandmann und A. B. Polonsky (Hg.), Ideas into Politics, London/Sydney, 1984, S. 79-80.
- Der Titel eines populären Romans von Hans Grimm, Volk ohne Raum, München, 1926.
- 2-4 Zur Entwicklung der dualistischen Ideen zur Expansion siehe Woodruff D. Smith, The Ideological Origins of Nazi Imperialism, New York/Oxford, 1986.
- Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 601.
- 26 Eley, Reshaping, S. 218-223. Eley merkt an (S. 230-231), zwischen 1904 und 1914 habe der Kolonialverein nahezu 50 Millionen Pamphlete und Broschüren gegen die Sozialdemokratie in Umlauf gebracht.
- 2-7 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 601; Roger Chickering, We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League, 1886-1914, London, 1984, S. 191.
- 28 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 602-609; Chickering, insbesondere Kapitel 4 und 6; Eley, Reshaping, S. 337-343.
- 29 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 607-608.
- 30 Daniel Fryman (Heinrich Class), Wenn ich der Kaiser wär, Leipzig, 5. Auflage, 1914, S. 227.
- 31 Siehe Axel Schildt, «Radikale Antworten von rechts auf die Kulturkrise der Jahrhundertwende», *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, 4 (1995), S. 63-87.
- 32 Siehe Geoff Eley, «The German Right, 1860-1945: How it Changed», in: ders., From Unification to Nazism, London, 1986, S. 231-253, und auch dem eine ähnliche Argumentation vertretenden Artikel «Konservative und
- 33

- radikale Nationalisten in Deutschland: Die Schaffung faschistischer Potentiale 1912-1928», in: ders., *Wilhelmismus, Natioanlismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland, aus dem Englischen v. Reinhard Kössler*, 2. Auflage, Münster 1996, S. 209-247.
- 34 Siehe John C. G. Röhl, «Kaiser Wilhelm II. Eine Charakterskizze», in: *Kaiser, Hof und Staat*, München, 1987, S. 17-34; sowie die bedeutende Studie, *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859-1888*, München, 1993, wo er das Geburtstrauma und den verkümmerten linken Arm insofern hervorhebt, als sie zur «gestörten Charakterbildung des letzten deutschen Kaisers» beigetragen hätten (S. 38). – Wilhelm II., am 27. Januar 1859 in Potsdam geboren, wurde 1888 zum Deutschen Kaiser und König von Preussen gekrönt. Seine kindische Unreife, extreme Rastlosigkeit, sein herrisches und aufwallendes Temperament, seine ungezügelte Arroganz, Unduldsamkeit gegen den geringsten Widerstand, grobe Überschätzung der eigenen Fähigkeiten und obsessive Hassgefühle – kaum weniger gewaltsam als die Adolf Hitlers – waren untrügliche Anzeichen für Persönlichkeitsstörungen bei dem Mann, der Deutschland 30 Jahre lang regierte. Am 4. Juni 1941 starb er im Exil im niederländischen Doorn.
- 35 MK, S. 138 und S. 139: Ich erhielt «aber damals schon das Glück einer wahrhaft inneren Zufriedenheit».
- 36 MK, S. 138.
- 37 MK, S. 135-136.
- 3» MK, S. 179. Im Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, I, Berlin, ohne Jahr (1931?), hiess es im Eintrag zu Hitler irreführend in Bezug auf das Datum wie das Motiv: «Im Frühjahr 1912 siedelte er nach München über, um für seine politische Tätigkeit ein grösseres und mehr Erfolg versprechendes Feld zu haben.» – Auszugsweise und anders formuliert zitiert bei Fest, Hitler, S. 91.
- 39 MK, S. 139.
- 40 Zitiert nach Max Spindler, *Handbuch der bayerischen Geschichte*, IV, Teil II, München, 1975, S. 1195. Trotz seiner ostpreussischen Herkunft machte sich Lovis Corinth (1858-1925) in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts als Mitglied einer Gruppe fortschrittlicher Münchner Künstler einen Namen, die die Münchner Sezession bildeten. Auch war er in der Frühphase des Jugendstils einer von dessen führenden Vertretern. – Siehe Spindler, IV, S. 1196. Ebenso *Deutsche Biographische Enzyklopädie*, II, München, 1995, S. 373. Eine ausführliche Beschreibung der Kunst- und Literaturszene in München bieten Einleitung und erstes Kapitel von David Clay Large, *Where Ghosts Walked. Munich's Road to the Third Reich*, New York, 1997.
- 41 MK, S. 139. Hitler hat ebenfalls behauptet, der bayerische Dialekt komme ihm entgegen – vermutlich ein beschönigender Hinweis auf die kurze Zeit, die er als Kind im niederbayerischen Passau verbracht hatte. – MK, S. 135, S. 138. Hitler verband mit Passau wohl kaum ausgiebige Erinnerungen, denn er verliess die Stadt nach nur zweieinhalb Jahren um den sechsten Geburtstag herum. – Jetzinger, S. 58, S. 64, S. 66; Smith, S. 53, S. 55.
- 42- MK, S. 139.
- 43 Monologe, S. 201 (15.-16. Januar 1942).
- 44 Heinz A. Heinz, *Germany's Hitler*, London, 2. Auflage, (1934) 1938, S. 49. Der Bericht, bald nach der Machtübernahme in der Absicht verfasst, Hitler einer englischen Leserschaft im bestmöglichen Licht darzustellen,

- greift offensichtlich in der betreffenden Passage auf «Mein Kampf» zurück (einschliesslich der Angabe des Jahres 1912 für Hitlers Umzug nach München). Es besteht indes kein Grund, Hitlers Bewunderung für den Glanz der Bauten in München anzuzweifeln.
- 45 Monologe, S. 400 (13. Juni 1943).
- 46 Zu den grandiosen Wiederaufbauplänen für München siehe Hans-Peter Rasp, «Bauten und Bauplanung für die «Hauptstadt der Bewegung», in: München – «Hauptstadt der Bewegung», hg. Münchner Stadtmuseum, München, 1993, S. 294-309.
- 47 MK, S. 136.
- 48 Heinz, S. 56, bietet den begeisterten Bericht, den Hitlers Vermieterin, Frau Popp, in den dreissiger Jahren erstattet hat (auch sie wiederholte, wie in «Mein Kampf» angegeben, das falsche Jahr 1912 für Hitlers Ankunft in München). Auf dem polizeilichen Meldebogen gab er als Beruf «Kunstmaler» an. – Joachimsthaler, S. 17, S. 32.
- 49 JK, S. 54, in Schriftform heisst es «Architektur Maler»; Werner Maser, Hitlers Briefe und Notizen, Düsseldorf, 1988, S. 40; Jetzinger, S. 262.
- 50 IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), wieder abgedruckt in Joachimsthaler, S. 91-92.
- 51 Der Hitler-Prozess 1924. Wortlaut der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht München I, Teil I, hg. v. Lothar Gruchmann und Reinhard Weber, unter Mitarbeit von Otto Gritschneider, München 1997, S. 19; JK, S. 1062. Der bei Joachimsthaler, S. 31, zu findende Wortlaut, beruht auf: Der Hitler-Prozess vor dem Volksgericht in München, München, 1924, und weicht an manchen Stellen vom authentischen Text ab.
- 52 Monologe, S. 115 (29. Oktober 1941).
- 53 Heinz, S. 49-50-
- 54 Orr, *Revue*, Nr. 46 (1952), S. 3; Joachimsthaler, S. 16, S. 81; Hamann, S. 570-574. Im Gegensatz zu Hitler kehrte Häusler bei Kriegsausbruch nach Wien zurück. – Joachimsthaler, S. 81. In einem Antrag zur Aufnahme in die österreichische NSDAP vom 1. Mai 1938 hat Häusler seine frühere Verbindung mit Hitler nicht erwähnt. – BDC, Parteikorrespondenz, Rudolf Häusler, geb. 5. Dezember 1893, Personal-Fragebogen, 1. Mai 1938.
- 55 Heinz, S. 50.
- 56 Joachimsthaler, S. 84-89.
- 57 Bericht über eine Diskussion beim Mittagessen am 12. März 1944 auf dem Obersalzberg, HA; Spule 2, Akte 3, abgedruckt bei Schroeder, S. 134 (siehe Kapitel 2, Anmerkung 262).
- 58 JK, S. 54; Schroeder, S. 134 (aus HA, Spule 2, Akte 3).
- 59 Heinz, S. 51.
- 60 Heinz, S. 50-52 (Bericht von Frau Popp).
- 61 MK, S. 139.
- 62 MK, S. 169-170.
- 63 Heinz, S. 51.
- 64 Heiden, *Der Führer*, S. 65, gibt ohne Quellenangabe an, Hitler habe den Gästen im Bierkeller lange Reden gehalten, unter anderem in der Schwemme im Hofbräuhaus.
- 65 MK, S. 171.
- 66 MK, S. 139-142.
- 67 Jetzinger, S. 254-257; Joachimsthaler, S. 25-26.

- 68 Jetzinger, S. 259-262.
- 69 Jetzinger, S. 262-264 (und Teilreproduktion zwischen S. 272 und S. 273); Maser, Hitlers Briefe, S. 40-42; JK, S. 53-55. Jetzingers Kritik an Hitlers Brief (S. 265-272) ist überaus pedantisch.
- 70 Jetzinger, S. 258-265.
- 71 Joachimsthaler, S. 27-31.
- 72 Jetzinger, S. 284-292.
- 73 MK, S. 173.
- 74 MK, S. 173-174-
- 75 David Lloyd George, Mein Anteil am Weltkrieg. Kriegsmemoiren (War Memoirs), Band 1, aus dem Englischen von Peter Wit, S. 41.
- 76 Joseph P. Stern, Hitler. Der Führer und das Volk, aus dem Englischen von Joseph P. Stern und Fred Wagner, München/Wien, 1978, Zitat S. 12.
- 77 Fritz Wiedemann, Der Mann, der Feldherr werden wollte, Velbert/Kettwig, 1964, S. 29.
- 78 Joachimsthaler, S. 159-160.
- 79 MK, S. 179.
- 80 Monologe, S. 79 (13. Oktober 1941).
- 81 Monologe, S. 46 (24.-25. Juli 1941).
- 82 Heinrich Hoffmann, Hitler wie ich ihn sah. Aufzeichnungen seines Leibfotografen, München/Berlin, 1974, S. 15.
- 83 Ernst Toller, Gesammelte Werke, IV, Eine Jugend in Deutschland, hg. Wolfgang Frühwald und John M. Spalek, München/Wien, 1978, S. 51.
- 84 Wolfgang J. Mommsen, Der autoritäre Nationalstaat, Frankfurt, 1990, S. 407. Zu einem ausgewogenen Bericht über die unterschiedlichen Stimmungen und Motive für die Kriegsbegeisterung siehe Richard Bessel, Germany after the First World War, Oxford, 1993, S. 2-4.
- 85 Zitiert nach Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Die Anfänge der literarischen Avantgarde in Deutschland – Über Anverwandlung und Abwehr des italienischen Futurismus. Ein literarhistorischer Beitrag zum expressionistischen Jahrzehnt, Stuttgart, 1991, S. 401. Siehe auch Adrian Lyttelton (Hg.), Italian Fascisms from Pareto to Gentile, London, 1973, S. 21.
- 86 Wolfgang J. Mommsen, Der autoritäre Nationalstaat, S. 407.
- 87 Werner Abelshausen, Anselm Faust und Dietmar Petzina (Hg.), Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945. Ein historisches Lesebuch, München, 1985, S. 215, Zitat aus *Soziale Praxis*, 23 (1913/1914), Spalte 1241-1244.
- 88 In einem Brief an den Vater schrieb der Theologiestudent Johannes Haas, der vor Verdun fiel: «Was man «Patriotismus» nennt, den Klimbim habe ich nicht. Wohl aber Erbarmen, Mitfühlen mit der Not des lieben deutschen Volkes, Einsehen und Helfenwollen für seine Schwächen und Fehler. Und so will ich denn nicht aus meinem Volke fliehen, auch nicht mit den Gedanken und dem Herzen. – Nein, mich mitten hineinstellen in die grosse Not, in den Jammer. Ein rechter Kämpfer sein für mein Volk.» – Philipp Witkop (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, München, 1928, S. 22.
- 89 MK, S. 177.
- 90 Joachimsthaler, S. 101. Hoffmann, S. 15, S. 32-33, Photo im Bildteil. Am 20. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges hat das Bild grosse Publizität erhalten. – Siehe *The Daily Telegraph*, 3. August 1934. Ohne den berühmten Kreis um Hitler ist das Bild bei Rudolf Herz, Hoffmann und Hitler.

- Fotografie als Medium des Führer-Mythos, München, 1994, ²⁹, abgedruckt. 1943 verfügte Hoffmann über ein Jahreseinkommen von über drei Millionen Mark, und bei seinem Tod 1957 betrug sein Vermögen mehr als sechs Millionen Mark. – Herz, S. 37-38.
- g¹ MK, S. 179.
- 92 Joachimsthaler, S. 102, S. 104.
- 93 Joachimsthaler, S. 108, schreibt: «Allem Anschein nach hat es Hitler der Sorglosigkeit und Unachtsamkeit irgendeines Feldwebels des 2. Infanterie Regiments zu verdanken, dass er beim bayerischen Heer angenommen wurde.»
- 94 Joachimsthaler, S. 103-108.
- 95 Joachimsthaler, S. 107. Siehe Hitlers Brief an den anonymen «Herrn Doktor» vom 29. November 1921. – IfZ, MA-731 (= HA, Spule 1), reproduziert bei Joachimsthaler, S. 92-94.
- 96 Joachimsthaler, S. 106-107, S. 109-114, S. 116. Hitler wurde der Ersten Kompanie des Ersten Bataillons des Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 16 (List) in der Zwölften Infanteriebrigade der Sechsten Bayerischen Reserve-division zugewiesen, die insgesamt 17'000 Mann umfasste. Die Mitglieder des Regiments List stammten vornehmlich aus Ober- und Niederbayern. Schwierigkeiten bei der Ausrüstung und Bewaffnung des Regiments führten dazu, dass die Soldaten erst im November 1914 Pickelhauben und die richtigen Stahlhelme 1916 kurz vor der Schlacht an der Somme erhielten. JK, S. 59.
- 97 JK, S. 59 (Postkarte an Joseph Popp unterwegs von Ulm nach Antwerpen);
- 9» Joachimsthaler, S. 117.
- JK, S. 60, S. 68.
- 99 Joachimsthaler, S. 120-121, S. 124.
- 100 Monologe, S. 71 (25.-26. September 1941).
- 101 Joachimsthaler, S. 159-160.
- 102 Wiedemann, S. 26.
- 103 Joachimsthaler, S. 159-160.
- 104 Joachimsthaler, S. 126-127, S. 135, S. 277, Anmerkung 339; Heinz, S. 65.
- 105 MK, S. 181-182; siehe Joachimsthaler, S. 129.
- 106 Joachimsthaler zitiert die Beispiele: S. 125, S. 128, S. 152-153, S. 155-156.
- 107 Die mit der Leitung der militärischen Operationen betraute Regiments-
- 108 kommandantur lag in Fromelles, etwa drei Kilometer hinter der Front. Der für die Verwaltung verantwortliche Stab sass ungefähr eine Stunde Fussmarsch entfernt in Fournes. Hitler und die anderen Meldegänger arbeiteten in Schichten von je drei Tagen in Fromelles, worauf drei Ruhetage in Fournes folgten. – Zu Hitlers Zeit in Fromelles siehe Joachimsthaler, S. 123, S. 126-127, S. 135-140. 1944 behauptete Hitler, er habe während des gesamten Ersten Weltkrieges die fünf Bände mit Schopenhauers Werken mit sich herumgetragen. – Monologe, S. 411 (19. Mai 1944). Hans Frank erinnerte sich an ungefähr die gleiche Aussage. – Frank, S. 46.
- Wiedemann, S. 24-25.
- 109 Balthasar Brandmayer, Meldegänger Hitler, München/Kolbermoor, 2. Auflage, 1933, S. 51-52. Brandmayer gehörte zu den wenigen Menschen, die mit Hitler per «Du» waren. Das verhinderte nicht, dass er 1939 von der Kanzlei des Führers eine Warnung erhielt, er solle sich nicht in Parteifragen
- HO

- einmischen und durch die Klagen über die Schliessung des katholischen Kindergartens in seiner Heimatstadt Bruckmühl «Unruhe in die Bevölkerung (...) bringen». Zwei Jahre zuvor hatte die Münchner Zweigstelle der Reichsschrifttums-kammer um Erlaubnis nachgesucht, im Titel von Brandmayers Buch jeglichen Hinweis auf Hitler fallenzulassen. – BDC, Personalakte von Balthasar Brandmayer, Briefe der Kanzlei des Führers, 18. Oktober 1939, und der Reichsschrifttums-kammer, ix. November 1937.
- 111 JK, S. 68; Joachimsthaler, S. 130-131. Der britische Journalist Ward Price hat später Hitlers charakteristische Ausschmückung der Geschichte aufgezeichnet, in der er behauptet, einer inneren Stimme gefolgt zu sein, die ihm wie ein militärischer Befehl gesagt habe, er solle den Schützengraben sofort verlassen. – G. Ward Price, *I know these Dictators*, London, 1937, S. 38.
- 112 JK, S. 60.
- 113 JK, S. 68.
- 114 JK, S. 61.
- 115 Wiedemann, S. 25-26; Brandmayer, S. 61. S. 68; Joachimsthaler, S. 140-144, S. 155-156. Zwei Männer, die Hitler im Krieg kannten – Hans Mend und Korbinian Rutz – und später wenig schmeichelhafte Erinnerungen an ihn veröffentlichten, landeten 1933 in Dachau. Siehe Joachimsthaler, S. 113, S. 143, S. 152-154; S. 271, Anmerkung 193; S. 284, Anmerkung 430. Rutz wurde als Lehrer entlassen, nachdem man Hitler zu Rate gezogen hatte, dieser es aber abgelehnt hatte, zu Gunsten des früheren Kriegskameraden zu intervenieren, und ihn für «minderwertig» erklärte. – BDC, Personalakte Korbinian Rutz, Hans-Heinrich Lammers an den Reichsstatthalter für Bayern, 17. März 1934.
- 116 Brandmayer, S. 105. Zur Vermutung, Hitler habe als Soldat einen Sohn gezeugt, siehe Werner Maser, «Adolf Hitler: Vater eines Sohnes», *Zeitgeschichte* 5 (1977/1978), S. 173-202. Joachimsthaler betont, wie unwahrscheinlich dies ist (S. 162-164). Der angebliche Sohn, Jean-Marie Loret ging so weit, (in Zusammenarbeit mit René Mathot) seine «Memoiren» zu verfassen: *Ton Père s'appelait Hitler*, Paris, 1981. Darin enthalten sind die vermeintlichen Enthüllungen der Mutter über ihre Beziehung zu Hitler (S. 107-116) und ein Bericht über die eigenen Verhandlungen mit dem deutschen Historiker Werner Maser, der «Hitlers Sohn» nachspürte (S. 127-149). M. Loret hatte 1980 in Briefen an Berliner Museen selbst eifrig versucht, die Authentizität einer Reihe von Zeichnungen zu ermitteln, die als Hitlers Werke im Besitz der Mutter gewesen waren. – IfZ, ZS 3133, Jean-Marie Loret.
- 117 Joachimsthaler, S. 144-146, S. 167. Max Amann und Fritz Wiedemann erging es dank ihrer Karriere im Dritten Reich noch besser. 1943 entsprach Amanns Immobilienbesitz einem Wert von zehn Millionen Mark; Wiedemann brachte es immerhin zu Hitlers Adjutanten, einem Sechssitzer-Mercedes, «Darlehen» und anderen Geschenken im Wert von mehreren Tausend Reichsmark. Joachimsthaler, S. 150.
- 118 Brandmayer, S. 72, S. 105; Joachimsthaler, S. 133, S. 156-158.
- 119 Siehe die Abbildung bei Joachimsthaler an gegenüberliegender Stelle von S. 128, S. 129, S. 161.
- 120 Brandmayer, S. 52-56.
- 121 Brandmayer, S. 43-44.
- 122 Brandmayer, S. 102.
- 123 *Monologe*, S. 219 (22.-23. Januar 1942).

- 124 Hitler erzählte Albert Speer im Herbst 1943, er werde bald nur noch zwei Freunde haben: Fräulein Braun und seinen Hund. – Speer, S. 315. Um die Zeit vermerkte Goebbels im Tagebuch: «Der Führer hat seine grosse Freude an seinem Hund Blondi, der ihm direkt ein treuer Wegbegleiter geworden ist. (...) Aber es ist gut, dass der Führer wenigstens ein lebendes Wesen hat, das ständig um ihn ist.» –TBJG, II.ix, S. 477 (10. September 1943).
Monologe, S. X19.
- 125 Aussage von Heinrich Lugauer in: HA, Spule x, Mappe 47; Auszug abge-
126 druckt bei Joachimsthaler, S. 134.
Brandmayer, S. 66-68.
- 127 JK, S. 69; Maser, Hitlers Briefe, S. 100-101.
- 128 Siehe dazu aber auch den Kommentar von Ignaz Westenkirchner, einem
129 der Kameraden Hitlers, in der zugegebenermassen rosig gefärbten Darstel-
lung von Heinz, S. 66: «Die meiste Zeit politisierte er.»
MK, S. i8x, S. 19X.
- 130 Joachimsthaler, S. 159. Auch Ernst Schmidt, wahrscheinlich Hitlers engster
131 Kamerad, bemerkte später: «Er hat nie versucht, mich politisch zu beein-
flussen.» – Heinz, S. 98.
Toland, S. 95-96.
- 132 Brandmayer, S. x 15. Siehe auch Westenkirchners Erinnerung aus den
133 dreissiger Jahren: «Zwei Dinge schienen Hitler unter die Haut zu gehen:
was die Zeitungen daheim über den Krieg schrieben und wie die Regierun-
gen und besonders der Kaiser von Marxisten und Juden behindert wur-
den.» – Heinz, S. 66. In einem Interview nach dem Krieg kehrte Westen-
kirchner seine Aussage um und leugnete, dass Hitler je mit «Gehässigkeit»
von den Juden gesprochen habe. – Toland, S. 96.
Brandmayer, S. 91-9X.
- 134 MK, S. X09-XIX.
- 135 Joachimsthaler, S. 135.
- 136 MK, S. X09; Joachimsthaler, S. 164.
- 137 Hitler datierte seine Verwundung auf den 7. Oktober (MK, S. X09). Wahr-
138 scheinlich geschah es zwei Tage zuvor. – Siehe Joachimsthaler, S. 164-166,
S. x86, Anmerkung 487; ebenso Brandmayer, S. 81, S. 89; Wiedemann,
S. X8-X9.
MK, S. X09-XIX. (Zitierte Passage auf S. xii); und siehe Joachimsthaler,
S. 166. Zum Preussen-Hass der Bayern, einem der markantesten Ressenti-
ments der Zivilbevölkerung, siehe Karl-Ludwig Ay, Die Entstehung einer
Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrie-
ges, Berlin, 1968, S. 134-148.
Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, I, S. 41X; Werner Jochmann,
«Die Ausbreitung des Antisemitismus», in: Werner E. Mosse (Hg.), Deut-
sches Judentum in Krieg und Revolution 1916-19x3, Tübingen, 1971,
S. 4x4-4x75 Toland, S. 1141, Anmerkung 41 zu Kap. 3; Wiedemann, S. 33.
Joachimsthaler, S. 174; Binion, «... dass ihr mich gefunden habt», S. 17-18;
Toland, S. 95-96.
- 141 Siehe Anmerkung 134.
- 142 Zu den wachsenden Klagen in Bayern über die Juden als angebliche
143 Drückeberger siehe Ay, S. 32-33. Wie sehr der Antisemitismus zu Kriegs-
beginn Teil der Münchner Populärkultur gewesen ist, stellt Robert Eben

- Sackett dar: «Images of the Jew: Populär Joke-telling in Munich on the Eve of World War 1», *Theory and Society*, 16 (1987), S. 527-563; und sein Buch *Populär Entertainment, Class and Politics in Munich, 1900-1923*, Cambridge/Massachusetts, 1982. Siehe auch Large, *Where Ghosts Walked*, Kapitel 1. Zur Verbreitung und zunehmenden Schärfe der antijüdischen Empfindungen in der zweiten Kriegshälfte siehe besonders Saul Friedländer, «Die politischen Veränderungen der Kriegszeit und ihre Auswirkungen auf die Judenfrage», und Werner Jochmann, «Die Ausbreitung des Antisemitismus», in: Werner E. Mosse, *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution*, S. 27-65, S. 409-510.
- 144 JK, S. 78, S. 80; MK, S. 212.
- 145 Joachimsthaler, S. 169.
- 146 MK, S. 219-220; Joachimsthaler, S. 170.
- 147 Joachimsthaler, S. 170-171; *Monologe*, S. 100 (21.-22. Oktober 1941).
- 148 JK, S. 82. Joachimsthaler, S. 170-171, verabschiedet Deutungen, die in die Literatur Eingang gefunden hatten, wonach Hitler die Verwandten in Spital oder die Stadt Dresden besucht habe, bevor er nach Berlin ging.
- 149 Joachimsthaler, S. 172. – Im April 1918 fand die letzte grössere Offensive der Deutschen statt. Anfang August, als diese im Angesicht einer hartnäckigen Gegenoffensive der Alliierten zusammenbrach, hatten die Deutschen in den vorangegangenen vier Monaten heftiger Kämpfe rund 800'000 Mann verloren. Das Scheitern der Offensive markierte den Punkt, als die militärische Führung der Deutschen bei fehlenden Reservern und schlechter Kampfmoral einsehen musste, dass der Krieg verloren war.
- 150 Wiedemann, S. 25-26. Er weist darauf hin, dass er und Max Amann Hitler bei einer früheren Gelegenheit erfolglos nominiert hätten. Bei den Mannschaften war Gutmann allgemein unbeliebt, und Hitler verabscheute ihn – dabei bleibt es unklar, ob es nur an seiner jüdischen Herkunft lag. Siehe Brandmayer, S. 55; *Monologe*, S. 132(10.-11. November 1941); Toland, S. 100; Joachimsthaler, S. 173-174.
- 151 Die Zahl schwankte. Berliner Zeitungen schrieben 1933, Hitler habe einen Offizier und 20 Soldaten gefasst. – *Daily Telegraph*, 4. August 1933. In Westenkirchners Bericht (Heinz, S. 80-81) hat Hitler am 4. Juni 1918 zwölf französische Soldaten gefasst. Eine Verbindung zum Eisernen Kreuz wird nicht hergestellt. Toland spricht (S. 100, ohne Quelle) davon, Hitler habe dem kommandierenden Offizier im Juni vier Gefangene übergeben und sei dafür belobigt worden.
- 152 Einem Brief von Eugen Tanhauser zufolge. Landrat in Schwabach, an die *Nürnberger Nachrichten* am 4. August 1961, habe er es von Gutmann selbst erfahren, den er seit Jahren kannte und dem er blind vertraute. – IfZ, ZS 1751, Eugen Tanhauser. Joachimsthaler zitiert den Beleg, S. 175-176, als Grundlage für seinen Bericht, und zwar gemeinsam mit den nach dem Krieg abgegebenen Kommentaren von Hitlers Kameraden, Johann Raab, und den Bemerkungen, die der stellvertretende Regimentskommandeur, Freiherr von Godin, am 31. Juli 1918 bei der Nominierung machte (aus HA, Spule 2, Akte 47).
- 153 Joachimsthaler, S. 176. Hitler reiste nicht nach Spital an den Wohnort der Verwandten wie von Maser, Hitler, S. 142, und Toland, S. 102, angegeben.
- 154 MK, S. 220; Joachimsthaler, S. 176-177.
- 155 Joachimsthaler, S. 177-178, druckt die Aussagen gegenüber dem NSDAP-Hauptarchiv (HA, Spule 2, Mappe 47) von Johann Raab und Heinrich

- Lugauer ab, die bei dem Gasangriff ebenfalls erblindeten. Hitler schrieb in dem Brief von 1921 (siehe Joachimsthaler, S. 93): «In der Nacht am 13./14. Oktober 1918 erhielt ich eine sehr schwere Gelbkreuzvergiftung, im Verlaufe deren ich zunächst vollständig erblindete»; er gebrauchte den gleichen Wortlaut im Münchner Prozess 1924. – Hitler-Prozess, I, S. 19. (Der bei Joachimsthaler erscheinende Wortlaut, S. 177, er sei eine Zeitlang «fast blind» gewesen, ist ungenau.) Hitlers Bericht in «Mein Kampf» legt die Vermutung nahe, er sei zunächst teilweise erblindet, dann mit «brennenden Augen» zurückgestolpert, bevor das Brennen einige Stunden später zugenommen habe und «es finster um mich geworden» war. – MK, S. 220-221.
- 156 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 861-862.
- 157 Adolf Hitler, Mein Kampf, I, Eine Abrechnung, München, 1925, S. 213. In der einbändigen «Volksausgabe» wurde der Wortlaut «die grösste Schandtats des Jahrhunderts» verändert zu «Revolution». MK, S. 221; Hermann Hammer, «Die deutschen Ausgaben von Hitlers «Mein Kampf»«, V/Z, 4 (1956), S. 161-178; hier 173.
- 158 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 865-866.
- 159 Bessel, Germany after the First World War, S. 46-47.
- 160 Bessel, Germany after the First World War, S. 5-6, S. 10.
- 161 Toller, Eine Jugend in Deutschland, S. 86-87, Zitat S. 86, siehe auch S. 82: «Es hat keinen Sinn (...), dass Ihr anklagt, heute gibt es nur einen Weg, wir müssen Rebellen werden!»
- 162 Siehe Bessel, Germany after the First World War, S. 257.
- 163 Bessel, Germany after the First World War, S. 258.
- 164 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 855.
- 165 Bessel, Germany after the First World War, S. 33.
- 166 Ay, S. 101-102.
- 167 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, I, S. 412.
- 168 Poliakov, Band VIII, S. 18-20.
- 169 Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866-1918, II, S. 413.
- 170 Poliakov, VIII, S. 21-22, Zitat S. 22..
- 171 Poliakov, Band VIII, S. 20-21, S. 22-23.
- 172 Zitiert nach Poliakov, VIII, S. S. 23.
- 173 MK, S. 218-219.
- 174 Zur guten Stimmung unter den Münchner Soldaten in den letzten beiden Kriegsjahren siehe Ay, S. 106-109.
- 175 MK, S. 213-214, S. 217.
- 176 Brandmayer, S. 92.
- 177 MK, S. 213-214, S. 218-219.
- 178 MK, S. 219.
- 179 MK, S. 219-220.
- 180 Brandmayer, S. 67.
- 181 MK, S. 222.
- 182 MK, S. 222-223.
- 183 MK, S. 223-225.
- 184 Zusammengefasst in: Binion, Hitler «... dass ihr mich gefunden habt», S. 178-181.
- 185 JK, S. 1064.
- 186 Zitiert nach Binion, «...dass ihr mich gefunden habt», S. 179.

- 187 Binion, «...dass ihr mich gefunden habt», insbesondere S. 19-32; Toland, S. 16 (Prolog) folgt Binion; S. 102, S. 1141, Anmerkung 55 zu Kap. 3, zitiert Binion.
- 188 Binion, «... dass ihr mich gefunden habt», S. 32-57.
- 189 Ernst Günther Schenck, Patient Hitler. Eine medizinische Biographie, Düsseldorf, 1989, S. 298-299, 306-307. Er verweist auf die Aussage Dr. Martin Dresses, der 1952 nach angeblicher Einsicht der Krankenakte in Pasewalk sagte, Hitler sei nicht blind gewesen, sondern habe an starkem «Augenbrennen» gelitten, eine Beschreibung, die zu Hitlers eigener in «Mein Kampf» passt. Als Mediziner übt Schenck scharfe Kritik an Binions Interpretation, vor allem an dessen Ansichten über Bloch und dessen Behandlung Klara Hitlers. – Schenck, S. 515-533, insbesondere S. 523-529. – Zur Person Schencks siehe Elisabeth Bauschmid, «Himmler sprach von Grütze. Begegnung mit einem ehemaligen SS-Arzt: ein vergeblicher Versuch zu verstehen», *Süddeutsche Zeitung*, 23. Mai 1988, Wochenendbeilage, S. II.
- 190 Siehe Albrecht Tyrell, «Wie er der ‚Führer‘ wurde», in: Guido Knopp (Hg.), Hitler heute. Gespräche über ein deutsches Trauma, Aschaffenburg, 1979, S. 20-48, hier S. 25-26.
- 191 Siehe Axel Kuhn, Hitlers aussenpolitisches Programm, Stuttgart, 1971, insbesondere Kapitel 5.
- 192 MK, S. 225; JK, S. 1064; Hitler-Prozess, I, S. 20.
- 193 Ernst Deuerlein, Hitler. Eine politische Biographie, München, 1969, S. 40.
- 194 Die Schnelligkeit und den Erfolg des Demobilisierungsprogramms betont Richard Bessel, «Unemployment and Demobilisation in Germany after the First World War», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 23-43.
- 195 Joachimsthaler, S. 187, S. 203.
- 196 Joachimsthaler, S. 255.

VIERTES KAPITEL: ENTDECKUNG EINER BEGABUNG

- 1 Ernst Deuerlein, «Hitlers Eintritt in die Politik und die Reichswehr», *VfZ*, 7 (1959), S. 177-227, hier S. 200.
- 2 Es liegen keine Beweise vor, die diese Geschichte stützen. Ernst Schmidts Bericht in Heinz, S. 92, ist nur ein Echo auf Hitlers Darstellung in MK, S. 226. Der «Zentralrat» bestand nicht mehr. Er war am 13. April aufgelöst worden; und der kommunistische «Exekutivrat», der ihn ersetzte, befand sich während der letzten Apriltage in völliger Unordnung. – Siehe Werner Maser, *Die Frühgeschichte der NSDAP. Hitlers Weg bis 1924*, Frankfurt am Main/Bonn, 1965, S. 131-132 (die zitierte Information stammte von Ernst Niekisch); Joachimsthaler, S. 212. Laut Ernst Schmidt (siehe Maser, *Frühgeschichte*, S. 132; Maser, *Hitler*, S. 159; Werner Maser, *Adolf Hitler. Das Ende der Führer-Legende*, Düsseldorf/Wien, 1980, S. 263, Anmerkung) wurde Hitler für kurze Zeit von den «weissen» Truppen des Freikorps Epp verhaftet, bevor er erkannt und freigelassen wurde. Siehe auch Heinz, S. 95-96; Joachimsthaler, S. 218; und Heiden, *Hitler*, S. 54. Wenn die Geschichte stimmt, heisst das, dass Hitler anfänglich für einen Anhänger der «Roten Armee» gehalten wurde. In «Mein Kampf» verwandelte Hitler den Vorfall in einen Versuch der «Roten Armee», ihn zu verhaften, was er aber abwehrte.

- 3 MK, S. 226-227.
- 4 Eberhard Kolb, *Die Weimarer Republik*, München, 3. Auflage, 1993, S. 4.
- 5 Ernst Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, S. 110.
- 6 Siehe Wolfgang J. Mommsen, «Die deutsche Revolution 1918-1920», *Geschichte und Gesellschaft*, 4 (1978), S. 362-391. Reinhard Rürup versteht die Ziele der Räte mit einem anderen Akzent in: «Demokratische Revolution und «dritter Weg'«, *Geschichte und Gesellschaft*, 9 (1983), S. 278-301. Zu den wichtigsten Werken über die Räte gehören die Bücher von Eberhard Kolb, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919*, Düsseldorf, 1962; und Reinhard Rürup, *Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19*, Wiesbaden, 1968.
- 7 Anthony Nicholls, «The Bavarian Background to National Socialism», in: Anthony Nicholls und Erich Matthias (Hg.), *German Democracy and the Triumph of Hitler*, London, 1971, S. 105-106.
- 8 Die meisten Demonstranten, Anhänger der Mehrheitssozialdemokraten, waren ins Stadtzentrum unterwegs, nachdem sie eine Rede ihres Vorsitzenden Erhard Auer gehört hatten. Die Unabhängigen, weit geringer an Zahl, waren zurückgeblieben, um Eisner zuzuhören, bevor sie Richtung Kaserne aufbrachen, um die Unterstützung der Münchner Garnisonstruppen zu gewinnen. – Joachimsthaler, S. 180.
- 9 Abelshausen, Faust, Petzina, *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945*, S. 247. Monologe, S. 64 (21. September 1941).
- 10 Hitler erkannte dies selbst, obwohl es bis zu einem viel späteren Zeitpunkt für ihn nicht günstig war zuzugeben, dass er während der Revolution von 1918 zwischen den Sozialdemokraten und radikaleren Kräften unterschieden habe. – Monologe, S. 248 (1. Februar 1942).
- 12 Eine unmittelbare blutige Reaktion auf die Nachricht von Eisners Ermordung erfolgte, als eine Reihe linksradikaler Arbeiter sich Zutritt zum bayerischen Landtag verschaffte, zwei Parlamentsmitglieder tötete und durch mehrere Pistolenschüsse den bayerischen Innenminister und Gegner Eisners, den Sozialdemokraten Erhard Auer, schwer verwundete. – Wilhelm Hoegner, *Die verratene Republik*, München, 1979, S. 87; Spindler, I, S. 425-426. Mit der Verschlechterung der Bedingungen flohen die bayerische Regierung und der Landtag nach Bamberg und überliessen München den radikalen Kräften, die am 7. April die Räterepublik ausriefen.
- Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, S. 123-124, Zitat S. 123.
- 13 Spindler, I, S. 429; Gerhard Schmölze (Hg.), *Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten*, Düsseldorf, 1969, S. 263-271; Allan Mitchell, *Revolution in Bayern 1918/1919. Die Eisner-Regierung und die Räterepublik*, aus dem Amerikanischen von Karl-Heinz Abshagen, München, 1967, S. 262-274.
- 14 Heinrich August Winkler, *Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie*, München, 1993, S. 80. Siehe auch Joachimsthaler, S. 299, Anmerkung 675; Schmölze, S. 298ff.; Mitchell, *Revolution in Bayern*, S. 277-281, Zitat S. 279.
- 15 Die Schilderung beruht auf Spindler, I, S. 430-434; Schmölze, S. 349-398; Mitchell, *Revolution in Bayern*, S. 281-289; Joachimsthaler, S. 219-220;
- 16 Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, S. 136-190; und Ernst Deuerlein (Hg.),

- Der Aufstieg der NSDAP in Augenzeugenberichten, München, 1974, S. 54-55. Bei den Angaben für die Anzahl der Getöteten und Verwundeten gibt es einige Diskrepanzen.
- 17 Josef Karl (Hg.), *Die Schreckensherrschaft in München und Spartakus im bayrischen Oberland*. 1919. Tagebuchblätter und Ereignisse aus der Zeit der «bayrischen Räterepublik» und der Münchner Kommune im Frühjahr 1919, München, ohne Jahr (1919?), S. 45-48 (Eintrag für den 19. April 1919).
 - 18 So der Titel von Josef Karls Buch.
 - 19 *Münchner Neueste Nachrichten*, 3. Mai 1919, S. 1.
 - 20 Siehe Hoegner, S. 87.
 - 21 Siehe Hoegner, S. 109ff. zur sogenannten «Ordnungszelle Bayern».
 - 22 Joachimsthaler, S. x4, S. 184.
 - 23 Joachimsthaler, S. 187, S. 189-190, wo darauf hingewiesen wird, dass die Abordnung nach Traunstein auf einen Regimentsbefehl hin erfolgte. Das schließt jedoch die Wahrscheinlichkeit nicht aus, dass innerhalb des Regiments nach Freiwilligen gesucht wurde, die bereit waren, in Traunstein Dienst zu tun.
 - 24 Heinz, S. 89.
 - 25 Zitiert nach Joachimsthaler, S. 192.
 - 26 Heinz, S. 90; Joachimsthaler, S. 193.
 - 27 MK, S. 226; Joachimsthaler, S. 193-194.
 - 28 Siehe Bessel, *Germany after the First World War*, Kapitel 2 bis 7, und Bessel, «Unemployment and Demobilisation».
 - 29 Joachimsthaler, S. 224.
 - 30 Joachimsthaler, S. 198-199.
 - 31 Heinz, S. 90.
 - 32 Joachimsthaler, S. 195.
 - 33 BHStA, Abt. IV, 2.I.R., Bataillons Anordnungen, Bl. 1504. Die Versammlung, an der Hitler teilnahm, sollte «Die Sozialisierung in Bayern u. in Deutschland» sowie «Die Existenz der Räte» diskutieren (Bl. 1503). Hitlers Beteiligung als Vertrauensmann des Bataillons wurde von Joachimsthaler herausgefunden, S.200-204; S. 211– Siehe S. 188 zur Einrichtung der Funktion der Bataillonsvertrauensleute im Dezember 1918. In den Regimentsakten erscheint Hitlers Name als «Hittier», «Hüttler» und «Hietler», aber aus dem «Gesamtregister» der 2. Demobilmachungs-Kompanie in jener Periode geht deutlich hervor, dass trotz der unterschiedlichen Schreibweise die gleiche Person gemeint ist. – Joachimsthaler, S. 213, S. 217, S. 223, S. 296, Anmerkung 641.
 - 34 BHStA, Abt. IV, 2.I.R., Bataillons Anordnungen, Bl. 1505, 1516; Joachimsthaler, S. 212-213., S. 217.
 - 35 Zitiert nach Joachimsthaler, S. 201-202, S 204.
 - 36 Siehe Joachimsthaler, S. 205-206, zu Verweisen auf Kommentare im *Berliner Tagblatt* vom 20. Oktober 1930 und in der *Westdeutschen Arbeiterzeitung* vom 12. März 1932.
 - 37 Toller, *Eine Jugend in Deutschland*, S. 208. Hitler sei während der Revolution still gewesen. Zu der Zeit kannte Toller seinen Namen noch nicht.
 - 38 Heiden, Hitler, S. 54; Joachimsthaler, S. 203. Laut Deuerlein, Hitler, S. 41, berichtete die *Münchener Post* später, im Winter 1918/1919 habe Hitler daran gedacht, der SPD beizutreten, doch fehlt für diese Behauptung sowohl ein Verweis als auch ein Beleg. Hitlers vorsichtiger Opportunismus und sein Widerwillen gegen jedes Engagement für eine politische Partei oder Organisa-

- tion vor dem Krieg in Wien und München sind Grund genug, den Gerüchten, er habe während der revolutionären Phase versucht, in die SPD einzutreten, mit Skepsis zu begegnen.
- 39 JK, S. 448.
- 4° Joachimsthaler, S. 189.
- 4¹ Walter Görlitz und Herbert A. Quint, Adolf Hitler. Eine Biographie, Stuttgart, 1952, S. 120; Robert Wistrich, Wer war wer im Dritten Reich, München, 1983, S. 66. Esser hatte in der Redaktion der *Allgäuer Volkstracht* gearbeitet.
- 42- Albrecht Tyrell, Vom «Trommler» zum «Führer», München, 1975, S. 23.
- 43 Brandmayer, S. 114-115.
- 44 Das scheint Joachimsthaler zu implizieren, S. 184-185, S. 200-206. An anderer Stelle vertritt er die wahrscheinlichere These von einer Freisetzung latenter Hassgefühle durch die Ereignisse von 1918/1919. Siehe S. 179-180, S. 200, S. 234, S. 240.
- 45 Siehe Rainer Zitelmann, Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Hamburg/Leamington Spa/New York, 1987, S. 22-26.
- 4⁶ Heiden, Hitler, S. 35, noch einmal abgedruckt in Heiden, Der Führer, S. 75.
- 47 Joachimsthaler, S. 188, S. 197-198, S. 215; Maser, Hitler, S. 159; Maser, Ende der Führer-Legende, S. 236, Anmerkung (er zitiert Bemerkungen, die Otto Strasser und Hermann Esser Ende der fünfziger Jahre ihm gegenüber gemacht haben); Eitner, S. 66.
- 48 Joachimsthaler, S. 189; Deuerlein, Hitler, S. 41 (ohne Quellenangabe).
- 49 Heiden, Hitler, S. 54.
- 5° Heinz, S. 92.
- 51 BHStA, Abt. IV, 2.I.R., Bataillons Anordnungen, Bl. 1516; Joachimsthaler, S. 213, S. 217.
- 5² Joachimsthaler, S. 201, S. 214, S. 221.
- 53 Maser, Hitler, S. 159.
- 54 BHStA, Abt. IV, 2.I.R., Bataillons Anordnungen, Bl. 1535; Regiments Anordnungen, Stadtkommandantur München, «Auflösung der Garnison», 7. Mai 1919, Zusätze des Regiments zur Stadtkommandanturverfügung, 9. Mai 1919; Joachimsthaler, S. 221, S. 223.
- Joachimsthaler, S. 224.
- 55 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 178.
- 56 Siehe Oswald Spenglers Beschreibung der Innenstadt in: Deuerlein, Aufstieg, S. 83.
- 57 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 178; Joachimsthaler, S. 224-228.
- 58 Über 500 Offiziere und Mannschaftsdienstgrade nahmen an den ersten drei Kursen teil – laut einem summarischen Bericht, den der Kursleiter Karl Graf von Bothmer am 25. Juli 1919 zusammenstellte: BHStA, Abt. IV, Band 307. Der Bericht ist mit einigen Auslassungen (einschliesslich der Verweise auf die Anzahl der Teilnehmer) in Joachimsthaler abgedruckt, S. 235-240.
- 60 Hellmuth Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre und die Münchener Gesellschaft 1919-1923», *VfZ*, 25 (1977), S. 1-45, hier S. 18.
- 61 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 179; Joachimsthaler, S. 228, S. 304, Anmerkung 744; Ernst Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, München, 2. Auflage, 1930, S. 99-101.

- 62 Karl Mayr (= Anonymus), «I was Hitler's Boss», *Current History*, 1, Nr. 3 (November 1941), S. 193.
- 63 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 179-180, S. 182 und Anmerkung 19, S. 191-192; Joachimsthaler, S. 230-234, S. 242; MK, S. 228-229, S. 232-235; und siehe Albrecht Tyrell, «Gottfried Feder and the NSDAP», in: Peter Stachura (Hg.), *The Shaping of the Nazi State*, London, 1978, S. 49-87, insbesondere S. 54-55.
- 64 Karl Alexander von Müller, *Mars und Venus. Erinnerungen 1914-1919*, Stuttgart, 1954, S. 338-339.
- 65 MK, S. 235; Joachimsthaler, S. 229-230, S. 250.
- 66 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 179, S. 182-183, S. 194, S. 196; Joachimsthaler, S. 241. Die Ausbilder erhielten zur Unterstützung ihrer Tätigkeit eine Menge antibolschewistischer Propaganda.
- 67 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 197-200; Joachimsthaler, S. 247; JK, S. 87-88. Er hielt auch einen Vortrag über den Kapitalismus.
- 68 MK, S. 235. Hitler wiederholte die gleiche stilisierte Beschreibung seiner Entdeckung, er könne «reden», mit Bezug auf seinen ersten bemerkenswerten Erfolg als Redner für die DAP. – MK, S. 390.
- 69 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 200. Die Berichte stammen aus dem BHStA, Abt. IV, RW GrKdo 4, Nr. 309.
- 7° Zum Antisemitismus in der Armee Anfang 1920 siehe Joachimsthaler, S. 248. Die zitierten Kommentare aus Berichten über die Stimmung in der Bevölkerung finden sich im BHStA, Abt. IV, RW GrKdo 4, Band 204, «Judenhetze».
- Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 199; Joachimsthaler, S. 247; JK, S. 88.
- 71 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 184-185, S. 201-202; Joachimsthaler, S. 243-
- 72-247. Mayr redete Hitler mit «sehr verehrter Herr Hitler» an, eine ungewöhnlich respektvolle Form der Anrede eines Hauptmanns für einen Gefreiten.
- JK, S. 88-90; Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 185, S. 202-205; Joachimsthaler, S. 243-249. Hitlers Brief ist im Typoskript erhalten und von ihm unterschrieben. – BHStA, Abt. IV, RW GrKdo 4, Nr. 314. Ob das Original zunächst handschriftlich vorlag oder diktiert wurde, ist nicht bekannt. Mayr billigte Hitlers Antwort abgesehen von einigen Vorbehalten hinsichtlich seiner Deutung des «Zinsproblems».
- Tyrell, Trommler, S. 25-26.
- 74 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 186, S. 205.
- 75 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 187. Die V-Männer verfassten ihre Berichte unter einer Kodenummer. Keiner der Berichte Hitlers ist erhalten, aber zahlreiche Berichte über frühe Versammlungen der DAP, darunter auch diejenigen, bei denen Hitler sprach, liegen in den Akten (BHStA, Abt. IV, RW GrKdo 4, Nr. 287). Die die DAP/NSDAP betreffenden wurden von Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 205-227, und von JK, S. 129-298, abgedruckt.
- Tyrell, Trommler, S. 195, Anmerkung 77. Auch bei späteren Anlässen wurde er, wie Tyrell ausführt, von anderen Militärs begleitet und ging nicht allein,
- 77 wie er in «Mein Kampf» andeutete, S. 236-237. Auf der Anwesenheitsliste für den 12. September 1919 stehen 39 Namen; Hitler gab an, es seien 20 bis 25 dort gewesen.
- MK, S. 237-238. Siehe Tyrell, Trommler, S. 195, Anmerkung 77, zu einer Diskussion dieser ersten Versammlung auf der Grundlage der frühen Anwesenheitslisten. Baumann war am 12. September nicht zugegen, folgt man diesen Listen, wobei die Datierung später vorgenommen wurde und möglicherweise
- 78

- nicht stimmt. Die Listen sind Teil eines Aktenkonvoluts zu den frühen Aufzeichnungen der DAP/NSDAP, 1919-1926, im BDC und im BAK, 26/80.
- 79 Zitiert nach Georg-Franz Willing, *Die Hitlerbewegung. Der Ursprung 1919-1922*, Hamburg/Berlin, 1962, S. 66-67. Der Autor erwähnt einen Kommentar Michael Lotters, ein Gründungsmitglied der DAP; siehe auch Tyrell, *Trommler*, S. 196, Anmerkung 99. Lotters frühere Version aus dem Jahr 1935, die er an das NSDAP-Hauptarchiv schickte, fällt ähnlich aus, hat aber einen leicht anderen Wortlaut. – IfZ, Fa 88/Fasz. 78, «Vortrag des Gründungsmitglieds der D.A.P. und 1. Schriftführers des politischen Arbeiterzirkels Michael Lotter am 19. Oktober 1935 vor der «Sterneckergruppe» im Leiberzimmer des ‚Sterneckers‘» (ebenso HA, 3/78), Fol. 6). In diesem Bericht sagt Lotter, Drexler habe Hitler darum gebeten wiederzukommen, «denn solche Leute konnten wir gebrauchen». Drexler soll dann fortgefahren haben: «Jetzt haben wir einen Österreicher, der hat eine solche Goschen». – Lotter, Fol. 6; zum Teil bei Joachimsthaler, S. 251-252, reproduziert. Drexler wiederum sprach in einem Brief, den er 1940 an Hitler aufsetzte, aber nicht abschickte, davon, ihm ein Exemplar seines Pamphlets «Mein politisches Erwachen» in die Hand gedrückt zu haben, nachdem Hitler «in der (von mindestens 80 Personen besuchten) Versammlung im September 1919» in die Diskussion eingegriffen hatte, und ihn «dringendst» gebeten zu haben, «sich doch unserer Partei anzuschliessen, denn solche Leute könnten wir notwendig gebrauchen». – BHStA, Abt. V, P 3071, Slg. Personen, Anton Drexler, Abschrift, Drexler an Hitler, «Ende Januar 1940», S. 1-2. In seiner eigenen Version sagt Hitler in MK, S. 238, nichts über Drexlers dringliche Bitte, er möge wiederkommen und sich der Partei anschliessen.
- 80 Lotter gibt als Datum für Hitlers Parteieintritt den 16. September 1919 an (IfZ, Fa 88/Fasz. 78, «Vortrag», 19. Oktober 1935, Fol. 6). Drexler behauptete, er habe Hitler gebeten, in acht Tagen wiederzukommen, das heisst um den 20. September. Aus Hitlers eigenem Bericht geht hervor, dass ungefähr eineinhalb Wochen zwischen seinem ersten Besuch einer Parteiversammlung und der Teilnahme an einer Ausschusssitzung vergingen und er die Entscheidung zum Parteieintritt erst einige Tage nach der letzteren gefällt hat. – MK, S. 239-244; Joachimsthaler, S. 251-252.
- 81 MK, S. 240. Max Amann sprach nach dem Krieg bei seiner Aussage vor dem Entnazifizierungsausschuss davon, er habe Hitler Anfang 1920 getroffen und gehört, Hitler sei darauf aus, unter dem Namen «Partei der Sozialrevolutionäre» seine eigene Partei zu gründen, um dem Bolschewismus die Arbeiter abspenstig zu machen. – Joachimsthaler, S. 230-231, S. 252-253. Diese Geschichte kann verworfen werden, denn im Frühjahr 1920 hatte Hitler das Parteiprogramm der (jetzt zur NSDAP umbenannten) DAP vorgestellt. Wahrscheinlich hat Amann, der so viele Jahre später davon sprach, Hitlers Bemerkungen (die er möglicherweise «Mein Kampf» entnommen hatte) auf einen späteren Zeitpunkt datiert. Hitler selbst schrieb, im Sommer 1919 habe er sich mit solchen Gedanken getragen, und zwar nach dem Fortbildungskurs in München, was chronologisch eher einen Sinn ergibt. – MK, S. 227.
- 82 MK, S. 241.

- «3 MK, S. 243.
- 84 MK, S. 244. Siehe Maser, Hitler, S. 173, S. 553, Anmerkung 225. Das genaue Datum von Hitlers Eintritt in das Leitungsgremium der Partei lässt sich nicht bestimmen. – Tyrell, Trommler, S. 198, Anmerkung 118.
- «5 BHStA, Abt. V, P 3071, Slg. Personen, Anton Drexler, Abschrift, Drexler an Hitler, «Ende Januar 1940», S. 2, zum Teil abgedruckt bei Deuerlein, Aufstieg, 97-98. Siehe auch den auf den 17. Oktober 1941 datierten Brief Michael Lotters, des 1. Schriftführers der DAP, an das NSDAP-Hauptarchiv, in dem er darauf hinweist, dass – aus «Image»-Gründen – die Mitgliedsnummern erst bei Nr. 501 begannen und dann alphabetisch zugeordnet wurden. Lotter bestätigte Drexlers Version, dass es keine Mitgliedskartenummer sieben gebe. Er gehe davon aus, dass Hitlers Nr. 7 auf den «Politischen Arbeiterzirkel» (dem er selbst angehörte) verweise, wisse aber nicht, wer Hitler den Mitgliedschein Nr. 7 ausgehändigt habe. – IfZ, Fa 88/Fasz. 78, Fol. 11-12 (und HA 3/78); Joachimsthaler, S. 252. Rudolf Schüssler erinnerte sich, Hitler habe im September 1919 eine kleine Karte erhalten, die ihn als siebtes Mitglied des Arbeitsausschusses verzeichnete, doch unterschied er dieses Dokument von seiner Mitgliedskarte Nr. 555 der DAP. – IfZ, MA-747 (Brief an das NSDAP-Hauptarchiv, 20. November 1941). Schüssler war in der ersten Jahreshälfte 1919 im gleichen Regiment gewesen wie Hitler und wurde zum ersten Geschäftsführer der soeben gegründeten DAP. – Tyrell, Trommler, S. 28, S. 33; Joachimsthaler, S. 301, Anmerkung 705.
- 86 Mayr, S. 195. Die Dokumente 62 und 64 in JK, S. 90-91, die angeblich auf Hitlers Bitte vom 19. Oktober 1919, der DAP beizutreten, verweisen, nachdem er über eine Parteiversammlung vom 3. Oktober berichtet hatte, sind als Fälschungen anzusehen, wie mir Professor Eberhard Jäckel dankenswerterweise mitgeteilt hat. Joachimsthaler, S. 255.
- «7 Joachimsthaler, S. 14.
- 88

FÜNFTES KAPITEL: DER BIERKELLERAGITATOR

MK, S. 388.

- 1 Tyrell, Trommler, S. 274, Anmerkung 151.
- 2 Hoffmann, S. 24.
- 3 Dieser strategische Rahmen ist in MK, S. 364-388, im Kern vorweggenommen; siehe auch Tyrell, Trommler, S. 171; und Tyrell, «Wie er der «Führer» wurde», S. 27-30.
- 4 Der Text des Briefes ist in JK, S. 88-90, abgedruckt.
- 5 Zu einander stark entgegengesetzten Standpunkten siehe die Beiträge von
- 6 Klaus Hildebrand und Hans Mommsen über «Nationalsozialismus oder Hitlerismus?», in: Bosch (Hg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, S. 55-71.
- 7 Joseph P. Stern, Hitler, Zitat S. 12.
- 7 Tyrell, Trommler, S. 19-20.
- 8 Whiteside, insbesondere Kapitel 5; und siehe Karl Dietrich Bracher, Die
- 9 deutsche Diktatur. Entstehung – Struktur – Folgen des Nationalsozialismus, 6. Auflage, Köln (1969) 1980, S. 53-60.

- 10 Hitler-Prozess, S. 19; JK, S. 1062; und siehe Tyrell, Trommler, S. 187-188, Anmerkung 29.
- 11 RSA, II, S. 49, Dokument 24 und Anmerkung 2; Bracher, S. 58-60; den Hintergrund skizziert Bruce E Pauley in: *Hitler and the Forgotten Nazis. A History of Austrian National Socialism*, London/Basingstoke, 1981, Kapitel 3.
- 12 Siehe insbesondere Mosse, *Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer*, Teil I (S. 21-160); und George L. Mosse, *Germany and the Jews*, London, 1971, Einleitung.
- 13 Siehe Kurt Sontheimer, *Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik*, München, 3. Auflage, 1992, insbesondere Kapitel 11; und Mosse, *Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer*, Kapitel 16 (S. 295-308).
- 14 Siehe Sontheimer, *Antidemokratisches Denken*, S. 271-272.
- 15 Zur «Republik ohne Republikaner» siehe M. Rainer Lepsius, «From Fragmented Party Democracy to Government by Emergency Decree and National Socialist Takeover: Germany», in: Juan J. Linz und Alfred Stepan (Hg.), *The Breakdown of Démocratic Regimes*, Baltimore/London, S. 35.
- 16 Die Parteien der Weimarer Koalition erzielten 1920 nur 44,6 Prozent der Stimmen (mit 205 von 459 Mandaten) gegenüber über 78 Prozent (und 331 Sitzen von 431) bei den Wahlen zur Nationalversammlung 1919.-Kolb, *Die Weimarer Republik*, S. 41.
- 17 MK, S. 415-424; und siehe Martin Broszat, *Der Nationalsozialismus. Weltanschauung, Programm und Wirklichkeit*, Stuttgart, 1960, S. 29.
- 18 Broszat, *Nationalsozialismus*, S. 23.
- 19 Tyrell, Trommler, S. 191, Anmerkung 53. Eine gute Beschreibung von München zu der Zeit, als Hitler die politische Bühne betrat, bietet Large, *Where Ghosts Walked*, Kapitel 4.
- 20 Helmuth Auerbach, «Nationalsozialismus vor Hitler», in: Wolfgang Benz, Hans Buchheim und Hans Mommsen (Hg.), *Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft*, Frankfurt am Main, 1993, S. 13-28, hier S. 26; Jeremy Noakes, *The Nazi Party in Lower Saxony, 1921-1933*, Oxford, 1971, S. 9. Eine umfassende Erforschung der Organisation siehe Uwe Lohalm, *Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes, 1919-1923*, Hamburg, 1970.
- 21 Noakes, *Nazi Party*, S. 9-10.
- 22 Lohalm, S. 89-90; Noakes, *Nazi Party*, S. 11.
- 23 Tyrell, Trommler, S. 20, S. 186, Anmerkung 21; Lohalm, S. 283-302.
- 24 Zum Folgende n siehe Tyrell, Trommler, S. 72-89; und Noakes, *Nazi Party*, S. 12-13.
- 25 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 6-8. Lehmann ist einer der Schwerpunkte der Studie von Gary D. Stark, *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany, 1890-1933*, Chapel Hill, 1981.
- 26 Siehe Rudolf von Sebottendorf, *Bevor Hitler kam*, München, 2. Auflage, 1934 (der Bericht vom führenden Mann der Gesellschaft); die wissenschaftliche Analyse von Reginald H. Phelps, «'Before Hitler Came': Thule Society and Germanen Orden», *JMH*, 35 (1963), S. 245-261; Goodrick-Clarke, S. 135-152; ebenso Tyrell, Trommler, S. 22 und S. 188-189, Anmerkung 38; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 8-9; und Noakes, *Nazi Party*, S. 13. – Die Thule-Gesellschaft war nach dem Land

- benannt, das unter den alten Griechen als das ihrer Kenntnis nach nördlichste galt. Für Anhänger eines nordischen Kultes hatte der Name mystische Bedeutung.
- 26 Es ist schwierig, eine klare Unterscheidung zwischen dem Arbeiterzirkel (an dessen Sitzungen Hitler erstmals am 16. November 1919 teilnahm) und dem Arbeitsausschuss, dem Komitee der DAP, zu treffen. Ersterer wurde von Harrer kontrolliert und geprägt, erinnerte noch an den Kern einer Geheimgesellschaft und scheint im Wesentlichen ein kleiner Debattierklub gewesen zu sein. – Reginald H. Phelps, «Hitler and the Deutsche Arbeiterpartei», in: Henry A. Turner (Hg.), *Nazism and the Third Reich*, New York, 1972, S. 5-19, hier S. 11. Offiziell trug das Komitee für die geschäftlichen Angelegenheiten der Partei die Verantwortung, aber in der Praxis kam es zu Überschneidungen zwischen beiden Gremien, was die Mitglieder und die anstehenden Fragen angeht. – Tyrell, Trommler, S. 24-25, S. 190, Anmerkung 48.
- 27 BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, «Lebenslauf von Anton Drexler, 12. März 1935», S. 3 (teilweise abgedruckt bei Deuerlein, *Aufstieg*, S. 59); Drexlers erster Vorschlag lautete: «Deutsche sozialistische Arbeiterpartei», aber Harrer äusserte Vorbehalte gegenüber dem Adjektiv «sozialistisch», worauf der Name fallengelassen wurde. – IfZ, *FA 88/Fasz. 78*, Fol. 4 (Lotter; «Vortrag», 19. Oktober 1935). Harrer war bei der Gründungsversammlung der DAP nicht zugegen und konnte sich möglicherweise mit der Schaffung einer «Partei» gar nicht anfreunden. Laut Sebottendorf wurde er am 18. Januar 1919 zum 1. Vorsitzenden und Drexler zum 2. Vorsitzenden des Deutschen Arbeitervereins benannt, dessen Gründung in den Räumlichkeiten der Thule-Gesellschaft erfolgte. – Sebottendorf, S. 81; siehe auch Tyrell, Trommler, S. 189, Anmerkung 42.
- 28 BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, «Lebenslauf von Anton Drexler, 12. März 1935», S. 3; Deuerlein, *Aufstieg*, S. 56-59; IfZ, *FA 88/Fasz. 78*, Fol. 4 (Lotter, «Vortrag», 19. Oktober 1935); Phelps, «Hitler», S. 8-9; Tyrell, Trommler, S. 22; Drexler gibt an, es seien rund 30 Leute dagewesen (nicht 50, wie bei Deuerlein, *Aufstieg*, S. 59, angeführt). In seinem Vortrag von 1935 ist Lotter (Fol. 4) wahrscheinlich auf Grund von damals angefertigten Notizen präziser: «Anwesend waren 24, überwiegend Eisenbahner.» Sechs Jahre später nennt Lotter in seinem Brief an das NSDAP-Hauptarchiv vom 17. Oktober 1941 (Fol. 10) 20 bis 30 Anwesende.
- 29 Phelps, «Hitler», S. 10, wo er für die Versammlung vom 12. September von 42 Anwesenden spricht. Tyrell, Trommler, S. 195, Anmerkung 55, verweist auf 39 Unterschriften sowie auf vier am Schluss angefügte Namen von Ausschussmitgliedern. Das Manuskript der Anwesenheitsliste (BDC, Akten der DAP/NSDAP) weist tatsächlich 38 Unterschriften auf – einer der Anwesenden hatte zwei Reihen für Namen und Adresse benötigt –, gefolgt von drei hinzugefügten Namen (darunter der Harrers), in der gleichen Handschrift, womit vermutlich bekannte Mitglieder eingetragen wurden, die anwesend waren, sich aber nicht selbst eingetragen hatten.
- 30 MK, S. 388-389; S. 659-664, S. 669.
- 31 MK, S. 390-393; JK, S. 91. Zu dieser Zeit sprach Hitler immer noch in Uniform. Zum Teil beruhte seine anfängliche Wirkung fraglos darauf, wie er sich als Sprecher für den gewöhnlichen Kriegsheimkehrer darstellen konnte, der in der «erdverbundenen» Sprache der Soldaten unter seinen ehemaligen Kamera-

- den das Gefühl, verraten worden zu sein, auszudrücken vermochte. Einer, der ihn erstmals im «Deutschen Reich» hörte, Ulrich Graf, wurde später Hitlers Hauptleibwächter und der Führer des Saalschutzes, der Schutztruppe, die 1921 in die SA umgewandelt wurde. Graf war noch immer erbittert und wütend über die Ereignisse des vorangegangenen Jahres – die Niederlage, die Revolution und insbesondere die sowjetische «Räterepublik» in München. Laut seinem späteren (zugegebenermaßen verherrlichenden) Bericht fühlte er sich zu Hitler hingezogen, weil er darin, wie er sprach und handelte, «einen Soldaten und Kameraden» sah, «auf den man sich verlassen konnte». – IfZ, ZS F 14, Ulrich Graf, «Wie ich den Führer kennen lernte», S. 2.
32. MK, S. 400-406.
 33. MK, 406.
 34. Phelps, «Hitler», S. 7-8.
 35. MK, S. 658-661.
 36. Wie von Tyrell, Trommler, S. 10-11, gezeigt.
 37. Tyrell, Trommler, S. 29-30, kritisiert Georg Franz-Willing, Hitlerbewegung, S. 68, S. 73, wie auch Maser, Frühgeschichte, S. 170; und Fest, Hitler, S. 175.
 38. BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, maschinenschriftliches Exemplar von Drexlers (nicht abgeschicktem) Brief an Hitler, «Ende Januar 1940», S. 7 (abgedruckt in: Deuerlein, Aufstieg, S. 105).
 39. Tyrell, Trommler, S. 30-31; Phelps, «Hitler», S. 12; Maser, Frühgeschichte, S. 169.
 40. MK, S. 390-391.
 41. Reginald H. Phelps, «Hitler als Parteiredner im Jahre 1920», V/Z, 11 (1963), S. 274-330, hier S. 276.
 42. Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 10; siehe auch Phelps, «Hitler», S. 13.
 43. JK, S. 101.
 44. MK, S. 405; BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, maschinenschriftliches Exemplar von Drexlers (nicht abgeschicktem) Brief an Hitler, «Ende Januar 1940», S. 7 (abgedruckt in: Deuerlein, Aufstieg, S. 105); Phelps, «Hitler», S. 13 (wo er auf die Tatsache verweist, dass Dingfelder die Rede vorher fünfmal für den Heimatdienst gehalten hatte).
 Phelps, «Hitler», S. 12-13.
 45. Tyrell, Trommler, S. 76-83. Es gab auch Überschneidungen mit dem
 46. «völkischen» Zwölfpunkteprogramm, das am 31. Mai 1919 im *Münchener Beobachter* veröffentlicht worden war, das seinerseits möglicherweise als eine erste Darstellung der Ziele der DSP gedacht gewesen war. – Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 9-10 und Anmerkung 34.
 Abgedruckt in: Deuerlein, Aufstieg, S. 108-112.
 47. Siehe Tyrell, Trommler, S. 84-85.
 48. Siehe Phelps, «Hitler», S. 13.
 49. JK, S. 447 (29. Juli 1921).
 50. BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, maschinenschriftliches
 51. Exemplar von Drexlers (nicht abgeschicktem) Brief an Hitler, «Ende Januar 1940», S. 1, S. 7.

- 52 Der Polizeibericht, abgedruckt bei Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 292-296, spricht von über 2'000 Anwesenden. Dingfelder teilte dem NSDAP-Hauptarchiv später mit, 400 seien «Rote» gewesen. – Phelps, «Hitler», S. 14.
- 53 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 293-294.
- 54 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 294-296.
- 55 MK, S. 405.
- 56 Phelps, «Hitler», S. 15.
- 57 VB, Nr. 17, 28. Februar 1920, S. 3: «Aus der Bewegung».
- 58 Der neue Name scheint ab Anfang März in Gebrauch gewesen zu sein, obwohl es im Parteiarchiv keinen Bericht über den Namenswechsel gab. Er mag in der Hoffnung auf engere Verbindungen zu den nationalsozialistischen Parteien in Österreich und der Tschechoslowakei erfolgt sein. – Phelps, «Hitler», S. 13 und Anmerkung 37. Die Polizeiberichte fügten dem Namen der Partei das Attribut «nationalsozialistisch» erstmals nach einer Versammlung vom 6. April 1920 (auf der Hitler nicht gesprochen hatte) hinzu. – Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 277.
- 59 MK, S. 544.
- 60 MK, S. 538-551.
- 61 MK, 551-557. Hitler entwarf auch die Parteiinsignien und zwei Jahre später die SA-Standarden. Sein Entwurf für ein Banner beruhte auf dem, den Friedrich Krohn, ein Zahnarzt aus Starnberg und wohlhabender früher Anhänger geliefert hatte, der die Partei 1921 verliess. In seinem Bericht in «Mein Kampf» rechnete Hitler Krohn dessen Verdienste nur indirekt und nicht namentlich an (S. 556).
- 62 MK, S. 543.
- 63 MK, S. 549-551; und siehe Heinrich Bennecke, Hitler und die SA, München, 1962, S. 26-27. 0^{er} Name Turn- und Sportabteilung wurde letztmalig am 5. Oktober 1921 benutzt und danach durch Sturmabteilung ersetzt. – Tyrell, Trommler, S. 137, S. 266, Anmerkung 25.
- 64 Obwohl die Versammlung sich vom Stil her nicht von früheren DAP-Veranstaltungen unterschied, führte die Ankündigung in einer Zeitung neben den üblichen Einladungen zu einer Besucherzahl von über hundert. In MK, S. 390, gibt Hitler in Personen an; die Anwesenheitsliste enthält 131 Namen. – Tyrell, Trommler, S. 27-28, S. 196-197, Anmerkungen 100-101.
- 65 MK, S. 390.
- 66 Oskar Maria Graf, Gelächter von aussen. Aus meinem Leben 1918-1933, München, 1966, S. 114-115.
- 67 Frank, 38-42.
- 68 Tyrell, Trommler, S. 33; Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 284, nennt leicht abweichende Zahlen.
- 69 MK, S. 561.
- 70 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 279-280; Tyrell, Trommler, S. 33.
- 71 Beispiele finden sich in JK, S. 126, S. 205-213; S. 271-276. Ulrich Graf, Hitlers Leibwächter, war mit der Aufgabe betraut, die Notizen vor Beginn einer Rede richtig anzuordnen. Er bestätigte, Hitler habe seine Ansprache hauptsächlich improvisiert, und behauptete, er habe kaum auf die Notizen geschaut. – IfZ, ZS F 14, S. 4. Graf's Bericht, verfasst im August 1934, versuchte natürlich, die aussergewöhnliche Begabung des «Führers» bei jeder Gelegenheit herauszustreichen. Der Vergleich der Notizen mit den Berichten über den Inhalt seiner

- Reden legt die Vermutung nahe, Hitler habe seine hingekritzeltten Stichwörter häufiger genutzt, als Graf andeutet. Später, als die Weltpresse und die ausländischen Diplomaten jedes Wort des Reichskanzlers interpretierten, mussten die Reden vollständig ausgearbeitet und sorgfältig redigiert werden.
- 72 Die Versammlungen dauerten zwischen zweieinhalb und dreidreiviertel Stunden. – Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 275. In «Mein Kampf» erwähnte Hitler, seine erste Rede im Zirkus Krone am 3. Februar 1921 habe etwa zweieinhalb Stunden gedauert. – MK, S. 561.
- 73 MK, S. 565.
- 74 Der Ausdruck «Novemberverschreiber» wurde von Hitler unter stürmischem, minutenlangem Beifall tatsächlich zum erstenmal erst im September 1922 verwandt (JK, S. 692) und regelmässig (und unablässig) erst ab Dezember des gleichen Jahres.
- 75 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 283-284.
- 76 JK, S. 126-127.
- 77 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 286.
- 77 Beispielsweise JK, S. 179, S. 204, S. 281-282, S. 302, S. 312.
- 7» Carr, Adolf Hitler, S. 17.
- 79 In der Sammlung von Hitler-Reden vor dem Putsch bei JK erscheint das Wort «Lebensraum» kein einziges Mal. Siehe auch Karl Lange, «Der Terminus ‚Lebensraum‘ in Hitlers «Mein Kampf»», V/Z, 13 (1965), S. 426-437, zu weiteren Einsichten in die Entwicklung des Ausdrucks.
- 80 JK, S. 213.
- 81 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 278, S. 288; JK, S. 126-127.
- 82 Bei anderen Gelegenheiten sprach er allgemeiner von «national gesinnte(n)
- 83 Führerpersönlichkeiten» oder einer «Regierung der Macht und Autorität», wobei er offenbar eine Führung durch ein Kollektiv und nicht durch ein Individuum andeutete. Siehe Tyrell, Trommler, S. 60; Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 299, S. 319, S. 321.
- 84 JK, S. 126-127 (27. April 1920), S. 140 (Anfang Juni 1920), S. 163 (21. Juli 1920).
- 85 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 288. Zu Hitlers Quellen siehe Reginald H. Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede über den Antisemitismus», VfZ, 16 (1968), S. 390-420, hier S. 395-399.
- 86 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 284.
- 87 JK, S. 200.
- 87 JK, S. 119-120.
- 88 JK, S. 119, S. 128, S. 184.
- 89 JK, S. 238.
- 90 JK, S. 115, S. 148, S. 215, S. 296.
- 91 JK, S. 201.
- 92 S. 119.
- 93 Ein feindseliger Kommentator einer Hitler-Rede von Ende Juni 1920
- 94 berichtete, es sei «Aufforderung um Aufforderung zur Ermordung der Juden» erfolgt, *Der Kampf*, 28. Juni 1920. – JK, S. 152. Hingegen findet sich ein ausdrücklicher Aufruf zum Mord in keiner anderen Rede. Es ist daher angemessen zu vermuten, dass der Bericht eher die Deutung des Berichterstatters als Hitlers Wortlaut widerspiegelt.

- 95 Zitiert in Alexander Bein, «Der moderne Antisemitismus und seine Bedeutung für die Judenfrage», V/Z, 6 (1958), S. 340-360, hier S. 359. Siehe auch Alexander Bein, «Der jüdische Parasit». Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage», V/Z, 13 (1965), S. 121-149.
- 96 JK, S. 176-177.
- 97 Phelps, «Hitler als Parteiredner», S. 286; und siehe zum Beispiel Jk, S. 201.
- 98 Siehe Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede», S. 393-395, zur Struktur seiner Antisemitismus-Rede am 13. August 1920 und zu Publikumsreaktionen.
- 99 Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede», S. 395. Wie Phelps feststellt (S. 391), ist der volle Text (S. 400-420; JK, S. 184-204), eine unter den frühen Hitler-Reden ungewöhnlich lange Ansprache, vielleicht auf Grund ihrer programmatischen Bedeutung erhalten.
- 100 Deuerlein, «Hitlers Eintritt», S. 215; JK, S. 231, Anmerkung 7. In einem Brief vom 3. Juli 1920 erkannte Hitler die Schwierigkeit, die Unterstützung der Industriearbeiterschaft zu gewinnen. – JK, S. 155-156.
- 101 MK, S. 772.
- 102 JK, S. 337 (Rede vom 6. März 1921); Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede», S. 394, S. 398.
- 103 Die Ansicht, Hitlers zum Völkermord führender Judenhass beruhe auf seiner Angst vor dem bolschewistischen Terror, noch geschürt durch Horrorgeschichten über die Barbarei im und nach dem russischen Bürgerkrieg, wurde bekanntermassen von Ernst Nolte in deutenden Aufsätzen vorgebracht, die als Auslöser des «Historikerstreits» Mitte der achtziger Jahre gelten. – Siehe Ernst Nolte, «Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus» sowie «Vergangenheit, die nicht vergehen will», in: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München, 9. Auflage, (1987) 1995, S. 13-35 und S. 39-47, sowie Ernst Nolte, Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. JK, S. 88-90.
- 104 JK, S. 126-127 (27. April 1920), S. 140 (Anfang Juni), S. 163 (21. Juli 1920).
- 105 JK, S. 231.
- 106 Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede», S. 398.
- 107 Nolte, Der Europäische Bürgerkrieg, S. 115, S. 564, Anmerkung 24, verweist
- 108 zum Beispiel auf die Veröffentlichung von Geschichten im *Völkischen Beobachter*, wonach die Tscheke während des russischen Bürgerkriegs Geständnisse von Gefangenen erpresste, indem sie ihnen vor Hunger fast wahnsinnig gewordene Ratten vor das Gesicht hielt.
- 109 Der Mitgliederzuwachs der KPD in Deutschland im Herbst 1920 durch frühere Anhänger des radikalen Flügels der USPD war ein zusätzlicher Ansporn (Tyrell, Trommler, S. 49-50), aber der «jüdische Bolschewismus» war bereits zu einem festen Ziel geworden. Der Angriff auf das jüdische Finanzkapital liess daher nicht nach. Vielmehr wurde er etwas ungeschickt der Vorstellung eingefügt, dass internationales Finanzkapital und das internationale Element in Russland gemeinsam gegen Deutschlands nationale Interessen arbeiteten. – Siehe JK, S. 337.
- 110 Phelps, «Hitlers «grundlegende» Rede», S. 598 und Anmerkung 33. Siehe MK, S. 337, wo Hitler die Authentizität der Protokolle akzeptiert.
- Mayr, S. 195-196.
- 111 Phelps, «Hitler», S. II; JK, S. 106-m.
- 112

- 113 Dirk Stegmann, «Zwischen Repression und Manipulation: Konservative Machteliten und Arbeiter- und Angestelltenbewegung 1910-1918. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der DAP/NSDAP», *Archiv für Zeitgeschichte*, 11 (1972), S. 351-432, hier S. 413. Mayr war Kapp bereits bei zwei Gelegenheiten persönlich begegnet, einmal gemeinsam mit Eckart, das andere Mal allein, und zwar als Kontaktmann der Generale Lüttwitz und von Oldershausen. Mayr war laut Ernst Röhm «vielleicht der entscheidendste Förderer des Kapp-Unternehmens in Bayern». – Ernst Röhm, *Die Geschichte eines Hochverrätters*, München, 2. Auflage, 1930, S. 100-101.
- 114 Stegmann, S. 413-414. Wie Tyrell richtig angemerkt hat (Trommler, S. 296), beweist dies, es gab Bestrebungen, Hitler zu manipulieren, und nicht etwa, dass Hitler das Werkzeug dieser äusseren Kräfte war.
- 115 Röhm, S. 100-101, S. 107.
- 116 Tyrell, Trommler, S. 27-28, S. 61, S. 197, Anmerkung 104; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 16, S. 18.
- 117 Zu Eckart siehe Margarete Plewnia, *Auf dem Weg zu Hitler. Der völkische Publizist Dietrich Eckart*, Bremen, 1970; und Tyrell, Trommler, S. 190-191, Anmerkung 49, S. 194, Anmerkung 70. Tyrell begründet überzeugend seine Zurückweisung der Sicht, dass Eckarts posthume Veröffentlichung, *Der Bolschewismus von Moses bis Lenin. Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und mir*, München, 1924, auf Diskussionen mit Hitler beruhe, wie zuerst von Ernst Nolte in «Eine frühe Quelle zu Hitlers Antisemitismus», *Historische Zeitschrift*, 192 (1961), S. 584-606, und in *Der Faschismus in seiner Epoche. Action française – Italienischer Faschismus – Nationalsozialismus*, 6. Auflage, München/Zürich, (1963) 1984, S. 403-409, behauptet. Zu einer Behandlung der finanziellen Unterstützung Hitlers durch Eckart siehe Franz-Willing, *Hitlerbewegung*, S. 180 ff. und Plewnia, S. 66-71.
- 118 Tyrell, Trommler, S. 23.
- 119 Um 1923 war Eckart in Ungnade gefallen und wurde im Herbst vom Posten des Herausgebers des *Völkischen Beobachters* entlassen. Danach sah er Hitler selten und spielte beim Putsch keine Rolle. Er wurde zusehends kränker und starb gegen Jahresende. Die Widmung in «Mein Kampf» war – nur der Form halber – an diejenigen gerichtet, die nur zu gut wussten, wie sehr Hitler Eckart anfänglich verpflichtet war. – Tyrell, Trommler, S. 194, Anmerkung 70.
- 120 Franz-Willing, *Hitlerbewegung*, S. 179-180, S. 190.
- 121 Tyrell, Trommler, S. 110, S. 177. Wie Tyrell (Trommler, S. 110) zeigt, brachte Grandei auch die Anhänger des Schutz- und Trutzbundes, den er in Augsburg aufgebaut hatte, mit in die NSDAP, nachdem er der Partei im August 1920 beigetreten war.
- 122 BHStA, Abt. V, Slg. Personen, Anton Drexler, Kopie von Drexlers Entwurf eines Briefes an Hitler, Ende Januar 1940, S. 3 (zum Teil abgedruckt in: Deuerlein, *Aufstieg*, S. 128-129). Siehe auch Tyrell, Trommler, S. 175-177.
- 123 JK, S. 277-278.
- 124 Tyrell, Trommler, S. 38, S. 42, S. 206, Anmerkung 189.
- 125 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 136.
- 126 Gustave Le Bons Studie, in Frankreich bereits 1895 erschienen, war unter dem Titel «Psychologie der Massen» 1908 in deutscher Übersetzung herausgekommen. Wenige Tage vor Hitlers Eintritt in die DAP im Septem-

- ber 1919 hatte ein längerer Artikel im *Münchner Beobachter* die Aufmerksamkeit auf einen publizierten Vortrag von Dr. J. R. Rossbach, ein Münchner Nervenspezialist, mit dem Titel «Die Massenseele. Psychologische Betrachtungen über die Entstehung von Volks- (Massen-)Bewegungen (Revolutionen)» gelenkt. Rossbach griff häufig auf Zitate von Le Bon zurück und fasste seine Erkenntnisse in einprägsamer Sprache zusammen. Es gibt auffallende Ähnlichkeiten zwischen Rossbachs Formulierungen und denen Hitlers im Zusammenhang mit dessen Bemerkungen zur Psychologie der Massen. Vielleicht hat Rossbach Hitler zur Lektüre der Werke Le Bons veranlasst. Wahrscheinlich hat er aber Rossbach gelesen und wurde von diesem beeinflusst. – Siehe Tyrell, Trommler, S. 54-56.
- 127 Vgl. dazu Tyrell, Trommler, S. 42-64.
- 128 Im April schätzte die Reparationskommission die Zahlungen auf 132 Milliarden Goldmark (Kolb, Weimarer Republik, S. 44) neu ein, eine Ziffer, die Hitler im Kopf gehabt haben muss, als er in «Mein Kampf» von «der wahnwitzigen Summe von hundert Milliarden Goldmark» sprach. – MK, S. 558.
- 129 Der Geschäftsführer des Zirkus Krone soll Parteimitglied gewesen sein und der Partei eine viel geringere Saalmiete in Rechnung gestellt haben. – Toland, S. 153, ohne Beleg.
- 130 MK, S. 558-562; JK, S. 311-312. In seinem eigenen Bericht gibt Hitler an, nach dem Triumph im Zirkus Krone habe er den Saal für zwei weitere erfolgreiche Versammlungen in den nächsten beiden Wochen gebucht. Während die NSDAP tatsächlich den Kuppelbau weiterhin für Grosskundgebungen nutzte, fand die nächste Veranstaltung dort erst am 6. März 1921 statt und die übernächste am 15. März. Das waren jedoch genau die beiden Versammlungen nach der von Hitler beschriebenen. – JK, S. 335ff., S. 353ff. Die ersten Veranstaltungen im Zirkus Krone und Hitlers diesbezügliche Nervosität tauchten in seinen häufigen Reminiszenzen während des Zweiten Weltkrieges über die «gute alte Zeit» in der Parteigeschichte auf. Siehe zum Beispiel seine Kommentare zu Goebbels beim Staatsbegräbnis von Reinhard Heydrich. – TBJG, II.iv, S. 492 (10. Juni 1942).
- JK, S. 312; Deuerlein, Aufstieg, S. 129-130.
- 131 MK, S. 562.
- 132 Auf der Grundlage von JK, S. 279-538.
- 133 Ernst Hanfstaengl, 15 Jahre mit Hitler. Zwischen Weissem und Braunem Haus, München/Zürich, 2. Auflage, 1980, S. 52-53.
- 134 Tyrell, Trommler, S. 40-41.
- 135 Hoffmann, S. 69.
- 136 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 20-21.
- 137 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 49.
- 138 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 49-52.
- 139 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 52.
- 140 Deuerlein, Hitler, S. 53.
- 141 Deuerlein, Aufstieg, S. 132-134.
- 142 Tyrell, Trommler, S. 208, Anmerkung 215, zitiert VB, 9. September 1920.
- 143 Tyrell, Trommler, S. 40 (Berichte von zwei Besuchern der Deutschsozialistischen Partei in München im Februar 1921); Deuerlein, Aufstieg, S. 139 (ein Auszug des anonymen Pamphlets, das Hitlers innerparteiliche Gegner im Juli 1921 unter dem Titel «Adolf Hitler – Verräter» kursieren liessen).

- 145 JK, S. 529-530. Hitler sagte nichts über Honorare, die er 1921 für die Artikel im *Völkischen Beobachter* bekam, obwohl er im Juli 1921 behauptete, er lebe von seinen Einnahmen als «Schriftsteller». – JK, S. 448.
- 146 Tyrell, Trommler, S. 216, Anmerkung 209, zitiert die *Münchener Post*, 5. Dezember 1921; Heiden, Hitler, S. 97.
- 147 Heiden, Hitler, S. 100.
- 148 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 22; Tyrell, Trommler, S. 267, Anmerkung 54.
- 149 Laut Heiden, Hitler, S. 116 (ohne Beleg), soll Hitler während seiner längeren Abwesenheit von München im Hause der Bechsteins in Berlin gewesen sein und dort Sprechunterricht genommen haben. Ob er sein Redetalent trainiert hat oder nicht, der wirkliche Zweck seines Besuches war wichtiger als die Sprecherziehung: Er wollte versuchen, Geldquellen für die Parteizeitung aufzutun, wahrscheinlich über Kontakte, die ihm Max Maurenbrecher, der Herausgeber des alldeutschen Blattes *Deutsche Zeitung*, zu einer Reihe von Personen vermittelt hatte, die mit den Alldeutschen verbunden waren. – Tyrell, Trommler, S. 117-118.
- 150 Tyrell, Trommler, S. 96.
- 151 Tyrell, Trommler, 103-104.
- 152 JK, S. 436 (Hitlers Rücktrittsschreiben vom 14. Juli 1921).
- 153 Tyrell, Trommler, S. 99-100, S. 105.
- 154 Tyrell, Trommler, S. 101-103.
- 155 Obiges beruht auf den Ergebnissen von Tyrell, Trommler, S. 106-109, S. 122.
- 156 JK, S. 437; Tyrell, Trommler, S. 118-119.
- 157 Tyrell, Trommler, S. 110-116, S. 119-120.
- 158 JK, S. 437-438; Franz-Willing, Hitlerbewegung, S. 110.
- 159 Auf der Grundlage von Tyrell, Trommler, S. 120-122.
- 160 JK, S. 438.
- 161 JK, S. 277, Dokument 198 (JK, S. 320), Hitlers Rücktritt vom 16. Februar 1921 betreffend, muss als Fälschung angesehen werden.
- 162 Tyrell, Trommler, S. 123.
- 163 JK, S. 438.
- 164 Tyrell, Trommler, S. 126-128, S. 130. Hitlers Ultimatum an den Parteiaus-schuss vom 26. Juli 1921, abgedruckt in: JK, S. 445 (Dokument 266), ist eine Fälschung.
- 165 JK, S. 446.
- 166 Deuerlein, Aufstieg, S. 138-141; JK, S. 446-447; Tyrell, Trommler, S. 128-130.
- 167 JK, S. 439-444; Tyrell, Trommler, S. 129 und S. 264, Anmerkung 506.
- 168 Siehe Tyrell, Trommler, S. 130-150, zu einer Untersuchung der neuen Parteistatuten.
- 169 VB, 4. August 1921, S. 3.
- 170 VB, 11. August 1921, S. 3.

SECHSTES KAPITEL: DER «TROMMLER»

- 1 Rudolf Pechel, *Deutscher Widerstand*, Erlebach/Zürich, 1947, S. 280.
- 2 Zitiert nach Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 29; Tyrell, *Trommler*, S. 117.
- 3 Bernd Weisbrod, «Gewalt in der Politik. Zur politischen Kultur in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 43 (1992), S. 392-404, hier insbesondere S. 392-395. Siehe auch George L. Mosse, *Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben*, aus dem Amerikanischen von Udo Rennert, Stuttgart 1993, Kapitel 8; und Robert G. L. Waite, *Vanguard of Nazism. The Free Corps Movement in Postwar Germany 1918-1923*, Cambridge/ Massachusetts, 1952.
- 4 Weisbrod, «Gewalt in der Politik», S. 393; Peter Longerich, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München, 1989, S. 12. Detaillierte Darstellungen der Einwohnerwehr bieten Hans Fenske, *Konservatismus und Rechtsradikalismus in Bayern nach 1918*, Bad Homburg/Berlin/Zürich, 1969, Kapitel 5, S. 76-112; Karl Schwend, *Bayern zwischen Monarchie und Diktatur*, München, 1954, S. 159-170; und insbesondere David Clay Large, *The Politics of Law and Order: A History of the Bavarian Einwohnerwehr, 1918-1921*, Philadelphia, 1980.
- 5 Siehe Fenske, S. 148-159; Hoegner, *Die verratene Republik*, S. 131; und Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 14, zur Organisation «Consul». Die Angaben zur Anzahl der politischen Morde stammen aus Ralf Dreier und Wolfgang Sellert (Hg.), *Recht und Justiz im «E,ritten Reich»*, Frankfurt am Main, 1989, S. 328; die meisten Morde von Mitgliedern rechter Parteien erfuhren eine milde Behandlung seitens der Gerichte, verglichen mit den weit selteneren (insgesamt 22) Morden, die von Mitgliedern linker Parteien begangen wurden.
- 6 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 143-144.
- 7 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 142; Fenske, *Konservatismus und Rechtsradikalismus*, S. 89-108.
- 8 Franz-Willing, *Ursprung der Hitlerbewegung, 1919-1922*, Preussisch Oldendorf, 2. Auflage, 1974, S. 62-63 und Anmerkung 15a.
- 9 Auf der Grundlage von Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 12-14, S. 23-24; Hoegner, S. 129-133; Harold J. Gordon, *Hitlerputsch 1923. Machtkampf in Bayern 1923-1924*, aus dem Amerikanischen von Hans Jürgen von Koskull, Frankfurt, 1971, S. 87-113; Spindler, I, S. 462-64; Fenske, *Konservatismus und Rechtsradikalismus*, S. 143-172; Large, *Where Ghosts Walked*, S. 142-146.
- 10 Siehe Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 35.
- 11 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 22; Bennecke, S. 26, deutet an, der Saalschutz habe mit der Versammlung im Hofbräuhaus vom 24. Februar 1920 seinen Anfang genommen; Franz-Willing, *Ursprung*, S. 206, meint, er sei auf ein noch früheres Datum zurückzuführen, auf die Versammlung im Eberlbräu im Oktober 1919. Hier kann man nur von den Vorsichtsmassnahmen bei grossen Versammlungen sprechen, als kräftige Anhänger ein probates Mittel gegen erwartete Störungen politischer Gegner waren.
- 12 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 23; Tyrell, *Trommler*, S. 137.
- 13 Tyrell, S. 266, Anmerkung 25; Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 25-26.

- 14 Franz-Willing, Ursprung, S. 205; siehe Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 35, Anmerkung, 158; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 23, S. 25.
- 15 Siehe Klaus Theweleit, Männerphantasien, Reinbek bei Hamburg, 2 Bände, 1980.
- 16 Tyrell, Trommler, S. 28, 197, Anmerkung 104.
- 17 Auf der Grundlage von Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, insbesondere Teil II, Kapitel 13 bis 20, S. 75-145; und Longerich, Die braunen Bataillone, S. 11-22. Siehe auch die biographische Skizze von Conan Fisher, «Ernst Julius Röhm – Stabschef der SA und Aussenseiter», in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), Die braune Elite, Darmstadt, 1989, S. 212-222, und die Charakterstudie in: Joachim C. Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft, 4. Auflage, München/Zürich, (1963) 1975, S. 190-206.
- 18 Heiden, Hitler, S. 124.
- 19 Die obige Schilderung beruht hauptsächlich auf Longerich, Die braunen Bataillone, S. 24-26; und Bennecke, S. 28-30. Hitlers Proklamation vom 3. August 1921, welche die Schaffung einer parteieigenen paramilitärischen Organisation verkündet, ist abgedruckt in: Deuerlein, Aufstieg, S. 144.
- 20 Die Zusammenarbeit mit Ehrhardt endete mit Klintzschs Abschied von der SA, als er am 11. Mai 1923 zu seiner Marineeinheit zurückkehrte. – Bennecke, S. 28-29.
- 21 Heiden, Hitler, S. 121-122.
- 22 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 35, Anmerkung 158.
- 23 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 26-28.
- 2-4 Spindler, I, S. 464; Franz-Willing, Ursprung, S. 244.
- 2-5 Dietmar Petzina, Werner Abelshauser und Anselm Faust (Hg.), Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945, III, München, 1978, S. 83.
- 26 Deuerlein, Aufstieg, S. 145-146.
- 2.7 Heiden, Hitler, S. 125.
- 28 Deuerlein, Aufstieg, S. 150-151, S. 154; Heiden, Hitler, S. 125.
- 29 Deuerlein, Aufstieg, S. 147-149.
- 30 Deuerlein, Aufstieg, S. 147. Der Redner der SPD-Versammlung, Erhard Auer, war das Opfer eines Attentatsversuchs am 25. Oktober 1921, als die Sozialdemokraten die Nationalsozialisten mitverdächtigten. – Maser, Frühgeschichte, S. 301; siehe Hitlers Kommentare in MK, S. 562-563. Deuerlein, Aufstieg, S. 147.
- 31 MK, S. 563-567; und Heinz, S. 117-120, ein Augenzeugenbericht eines NS-Anhängers, der auch die Schlägerei verherrlicht. Hitlers Worte an die SA vor der Versammlung sowie Berichte über den Inhalt der Rede «Wer sind die Mörder?» sind in JK, S. 513, abgedruckt.
- 32 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 59; und siehe Kurt G. W. Ludecke (= Lüdecke), I Knew Hitler, London, 1938, S. 123.
- 33 Spindler, I, S. 466-468.
- 34 Franz-Willing, Ursprung, S. 247-249 (Zitat, S. 248). Bei einem Vorfall im September 1922, für den ein Nationalsozialist verhaftet wurde, waren von einem Parteigenossen in München, Uhrmacher von Beruf, angefertigte Handgranaten auf die Mannheimer Börse geworfen worden.
- 35

- 36 Deuerlein, Aufstieg, S. 153-154.
 37 JK, S. 578-580.
 38 JK, S. 625. Esser und Eckart äusserten sich vage drohend über die mögliche Vergeltung der Partei, sollte Hitler ausgeschlossen werden. – Franz-Willing, Ursprung, S. 246-248.
 39 JK, S. 679 und Anmerkung 1.
 40 Bennecke, S. 42; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 36. Am Jahresende war die Zahl der SA-Männer auf etwa tausend angestiegen, von denen fast zwei Drittel in München stationiert waren. – Bennecke, S. 45.
 41 JK, S. 687.
 42- Ernst Deuerlein, Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8J9. November 1923, Stuttgart, 1962, S. 42-44; Deuerlein, Aufstieg, S. 155-156; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 36 und Anmerkung 160; Maser, Frühgeschichte, S. 353-354; Fenske, S. 182-184. Deuerlein, Putsch, S. 43, lässt die Demonstration auf dem Karolinenplatz, Fenske, S. 184, auf dem Königsplatz stattfinden. Da die Gevierte beinahe nebeneinander liegen, hat sich die Demonstration wahrscheinlich auf beide erstreckt.
 43 Lüdecke, S. 59-61, wo die Ereignisse fälschlich auf Ende September 1922 datiert sind, worin ihm Toland, S. 165, folgt. Bei einem Verleumdungsprozess gegen Pittinger 1925 behauptete Hitler, jener habe 1922 das gleiche versucht, was ihm 1923 misslungen sei. – RSA, I, S. 10-14, hier S. 11.
 44 Wolfgang Benz (Hg.), Politik in Bayern. Berichte des württembergischen Gesandten Carl Moser von Filseck, Stuttgart, 1971, S. 108; Deuerlein, Putsch, S. 44; Deuerlein, Aufstieg, S. 156.
 45 Hitlers Bericht findet sich in MK, S. 614-618; Sonderarchiv Moskau, 1355-I-38, enthält Berichte des Vorstandes vom Bezirksamt Coburg über die Störungen an das Regierungspräsidium von Oberfranken vom 16. Oktober 1922 und an das Staatsministerium des Innern in München vom 27. Oktober 1922 (Zitat auf S. 5 des letztgenannten Berichts); siehe auch Franz-Willing, Ursprung, S. 249; Lüdecke, S. 85-92.
 46 Der Grund war ein zänkisches Zerwürfnis mit Dickel wegen Schulden, die die fast zahlungsunfähige Nürnberger Ortsgruppe der Werkgemeinschaft bei diesem hatte. Die NSDAP zeigte mit Hilfe eines Zuschusses von Streicher über 70'000 Mark ihre Bereitschaft zur Abzahlung der Schulden und Bereitstellung eines Kredits, um die Zeitung *Deutscher Volkstille* zu erwerben. – Robin Lenman, «Julius Streicher and the Origins of the NSDAP in Nuremberg», in: Nicholls und Matthias, S. 129-159, hier S. 135.
 47 Monologe, S. 158, S. 293, S. 430-431, Anmerkung 175 bis 176.
 48 Lenman, S. 129; Maser, Frühgeschichte, S. 355-356.
 49 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 36 und Anmerkung 162;
 49 Tyrell, Trommler, S. 33. Zur Soziostruktur der Partei in der Frühphase siehe Michael Kater, «Zur Soziographie der frühen NSDAP», *VfZ*, 19 (1971), S. 124-159.
 50 MK, S. 375. Viele Jahre später äusserte sich Hitler auch privat überschwenglich über Streichers «unvergängliches Verdienst» für die Partei, indem er sich untergeordnet und Nürnberg gewonnen habe. «(E)s gäbe kein nationalsozialistisches Nürnberg, wenn Julius Streicher nicht gekommen wäre!» behauptete er. – Monologe, S. 158 (28. – 29. Dezember 1941).
 Lenman, S. 144-146, S. 149, S. 159.

- 52- Francis L. Carsten, *Der Aufstieg des Faschismus in Europa*, Frankfurt 1968, S. 74-75-
- 53 Maser, *Frühgeschichte*, S. 356 und Anmerkung 570, verweist auf mündliche Aussagen von Esser. *VB*, 8. November 1922, enthält die unlogische Formulierung: «Den Mussolini Italiens haben auch wir. Er heisst Adolf Hitler.»
- 54 Günter Scholdt, *Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919-1945 und ihr Bild vom «Führer»*, Bonn, 1993, S. 34.
- 55 Scholdt, S. 35.
- 56 Zitiert nach Sontheimer, *Antidemokratisches Denken*, S. 217. Zu einer biographischen Skizze Stapels siehe Wolfgang Benz und Hermann Graml (Hg.), *Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik*, München, 1988, S. 325-326.
- 57 Sontheimer, *Antidemokratisches Denken*, S. 214-222, Zitat, S. 218.
- 58 Siehe Tyrell, Trommler, S. 274, Anmerkung 151.
- 59 Tyrell, Trommler, S. 161-162.
- 60 Tyrell, Trommler, S. 62.
- 61 Tyrell, Trommler, S. 274, Anmerkung 152.
- 62 JK, S. 729.
- 63 Cornelia Berning, *Vom «Abstammungsnachweis» zum «Zuchtwart». Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin, 1964, S. 82.
- 64 Maser, *Frühgeschichte*, S. 382; Franz-Willing, *Krisenjahr der Hitlerbewegung 1923*, Preussisch Oldendorf, 1975, S. 73-74, 8. 127-129 und S. 128, Anmerkung 23. 1923 kamen die Briefe stapelweise aus Nord- und Süddeutschland, die in Hitler den deutschen «Erlöser» sahen. Sobald Hitler das Verbot, ihn zu photographieren (siehe Hoffmann, S. 19-32), was das Mysterium um seine Person verstärken sollte, aufgehoben hatte, trug der Verkauf seiner Porträts zur Verbreitung des Kults bei. Zu Göring siehe die Charakterskizzen von Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches*, S. 103-118; und von Alfred Kube, «Hermann Göring – Zweiter Mann im «Dritten Reich'», in: Smelser/Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite*, S. 69-83. Göring folgte Leutnant Johann Klintzsch, dem vormaligen Mitglied der Brigade Ehrhardt, als SA-Führer im Februar 1923. Görings Ruf als Kriegsheld, dekoriert mit dem höchsten Orden, dem *Pour le mérite*, konnte der SA nur nützen und war wahrscheinlich der Grund für den Führungswechsel. – Siehe Bennecke, S. 54. Lüdecke zufolge hatte Hitler bemerkt: «Grossartig, ein Fliegeras mit dem *Pour le mérite* – stellt euch vor! Ausgezeichnete Propaganda! Ausserdem hat er Geld und kostet mich keinen Pfennig.» – Lüdecke, S. 129.
- 65 Franz-Willing, *Krisenjahr*, S. 74, verweist auf Pittingers Geringschätzung; wie Heiden, *Führer*, S. 102, anmerkt, sei Hitler für die Linke nicht mehr als «der gewöhnliche Demagoge» gewesen.
- 66 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 109.
- 67 Oron James Haie, «Gottfried Feder calls Hitler to Order: An Unpublished Letter on Nazi Party Affairs», *JMH*, 30 (1958) S. 358-362.
- JK, S. 723-724 (8. November 1922).
- 68 JK, S. 729 (14. November 1922).
- 69 Siehe Tyrell, Trommler, S. 60-62.
- 70 JK, S. 837 (26. Februar 1923).
- 71

- 7² JK, S. 916 (27. April 1923).
- 73 JK, S. 933 (1. Juni 1923).
- 74 JK, S. 923 (4. Mai 1923). Die Rede war im Tenor dessen gehalten, was Hitler als die «Kapitulation» von Reichkanzler Cuno gegenüber den Franzosen durch den passiven Widerstand im Ruhrgebiet und das Desaster der «Erfüllungs-politik» ansah.
- 75 JK, S. 923-924.
- 76 JK, S. 946 (6. Juli 1923). Siehe auch S. 973 (14. August 1923), wo die Verant-wortung des Führers betont wird, der wie in der Armee Sieg oder Niederlage riskiere und die Verantwortung nicht den Parteien zuschieben könne. Hitler kam in einer Rede am 12. September auf das Thema des Heroismus, der Persönlichkeit und der (kollektiven) Führerschaft zurück. – JK, S. 1012-1013.
- 77 JK, S. 984 (21. August 1923).
- 7» Eine angebliche Bemerkung Hitlers zu Hanfstaengl, falls dieser sich korrekt erinnert, «ich habe nicht die Absicht, die Rolle ihres Trommlers zu spielen», fiel im Zusammenhang von Andeutungen, dass er das Werkzeug von mächtigen konservativen Interessen werden könne. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 47-48, Zitat S. 48.
- 79 JK, S. 1027, zitiert nach *Daily Mail*, 3. Oktober 1923, unter der Überschrift «A Visit to Hittier» (!).
- 80 Hitler scheint sich in Lossows Anwesenheit mit Mussolini verglichen zu haben. Georg Franz-Willing, Putsch und Verbotszeit der Hitlerbewegung, November 1923-Februar 1925, Preussisch Oldendorf, 1977, S. 56.
- JK, S. 1034 (14. Oktober 1923).
- 81 JK, S. 1043 (23. Oktober 1923).
- 82 JK, S. 1034 (14. Oktober 1923). Bei seinem Prozess wiederholte Hitler, Kahr
«3 sei «kein Held, keine heldische Erscheinung». – JK, S. 1212.
- JK, S. 1032; Deuerlein, Putsch, 220.
- 84 Wie von Tyrell, Trommler, S. 162, gezeigt.
- 85 Tyrell, Trommler, S. 163.
- 86 JK, S. 1268.
- 87 Siehe Tyrell, Trommler, S. 158-165.
- 88 JK, S. 939. *Regensburger Neueste Nachrichten*, (26. Juni 1923).
- 89 Lüdecke, S. 17, S. 20. Hitlers Rede (in JK, S. 679-681) fand am 16. und
90 nicht am 11. August statt, wie von Lüdecke (S. 20) behauptet. Die allgemeine Verlässlichkeit von Lüdeckes Memoiren wird trotz zahlreicher Fehler und übertriebener Behauptungen von Roland V. Layton bekräftigt in: «Kurt Lüdecke (= Lüdecke) and I Knew Hitler: an Evaluation», *Central European History*, 12 (1979) S. 372-386.
- Lüdecke, S. 22-23.
- 91 Lüdecke, S. 69-70, S. 83-84. Seine Behauptungen, er habe Hitlers Unterstützung
92 durch Ludendorff und Pöhner in die Wege geleitet, waren übertrieben und soll-ten die eigene Bedeutung hochspielen. Hess hatte etwa im Mai 1921 den ersten Kontakt zwischen Hitler und Ludendorff hergestellt. – Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 30. Dank seiner engen Verbindung zu Frick brauchte auch Pöhner Lüdecke nicht, um Hitler vorgestellt zu werden, und hatte schon vor 1921 als Polizeipräsident von München Sympathien für die NSDAP gezeigt.
- Lüdecke, S. 71-74, S. 126-127.

- 94 Lüdecke, S. 108, und siehe auch S. 103; Maser, Frühgeschichte, S. 402-403. Hitler spielte sicherlich Lüdeckes finanziellen Beitrag herunter, als er 1925 behauptete, dieser habe der «Bewegung» 7'000 bis 8'000 Mark gegeben. – RSA, I, S. 12.
- 95 Lüdecke, S. 101-106, S. 111-122; Franz-Willing, Ursprung, S. 286-287 und Anmerkung 73.
- 96 Lüdecke, S. 156.
- 97 Aus Hanfstaengls Bericht geht hervor, dass das Treffen am gleichen Tag im Kindkeller stattfand, an dem Hitler morgens mit dem stellvertretenden Militärrattaché der US-Botschaft Truman Smith zusammenkam. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 32-33, S. 35, S. 39. Hitlers Unterredung mit Truman Smith war jedoch am Nachmittag des 20. November, und am 22. November hielt Hitler im Salvator Keller seine nächste öffentliche Rede (JK, S. 733-740). Hanfstaengl (S. 35, S. 39) gibt ebenfalls fälschlich an, es sei Hitlers erste Rede seit Verbüßen einer Haftstrafe wegen Landsfriedensbruchs im Falle Ballerstedt gewesen. Diese Ansprache hielt er am 28. Juli, nachdem er die Strafe zwischen dem 24. Juni und dem 27. Juli abgesessen hatte. (JK, S. 656-671; Deuerlein, Aufstieg, S. 154).
- 98 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 41, und siehe ebenfalls S. 84-87.
- 99 Die Beschreibung Hitlers erfolgt nach Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 35, S. 44.
- 100 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 71-74, zum Besuch der Berliner Museen.
- 101 Ernst «Putzi» Hanfstaengl, «I was Hitler's Closest Friend», *Cosmopolitan*, März 1943, S. 45.
- 102 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 41.
- 103 Hanfstaengl, «I was Hitler's Closest Friend», S. 45.
- 104 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 43-44.
- 105 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 61.
- 106 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 37, S. 61.
- 107 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 55.
- 108 Lüdecke, S. 97.
- 109 Siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 47ff.
- 110 Lüdecke, S. 97; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 33-34.
- 111 Baldur von Schirach, Ich glaubte an Hitler, Hamburg, 1967, S. 66-67.
- 112 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 48.
- 113 Siehe die Beschreibung in Karl Alexander von Müller, Im Wandel einer Welt. Erinnerungen 1919-1933, München, 1966, S. 129.
- 114 Gerhard Rossbach, Mein Weg durch die Zeit. Erinnerungen und Bekenntnisse, Weilburg/Lahn, 1950, S. 215. In einem Interview gab Rossbach folgende Beschreibung Hitlers: «Erbärmlicher Zivillist mit schlecht sitzender Krawatte, der nichts wie Kunst im Kopf hatte, immer zu spät kam. Glänzender Redner von suggestiver Wirkung». – IfZ, ZS 128, Gerhard Rossbach.
- 115 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 48-49; Franz-Willing, Ursprung, S. 289-290; Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 33-34 und Anmerkung 150.
- 116 Friedelind Wagner, Nacht über Bayreuth. Die Geschichte der Enkelin Richard Wagners, aus dem Englischen von Lola Humm, Köln 1994, S. 19-21, Zitate S. 19 und 21; Interview mit Friedelind Wagner in NA, Hitler Source Book, S. 933. Bei der gleichen Gelegenheit Ende September 1923 war Hitler mit Richard Wagners Schwiegersohn, dem rassistischen Schrift-

Steller Houston Stewart Chamberlain, nunmehr ein alter Mann, zusammengetroffen, der Hitler später einen überschwenglichen Brief schrieb: «Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Dass Deutschland in der Stunde seiner höchsten Noth sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigsein.» – IfZ, MA 743 (= HA, 52/1210), Brief von Chamberlain an Hitler, 7. Oktober 1923. Und siehe Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 33 und Anmerkung 151. Hitler sprach noch Mitte des Krieges überschwenglich von seiner Bewunderung für die Familie Wagner, insbesondere für Winifred. Er bekannte, Cosima, der alten, erblindeten Witwe Richard Wagners, sei er nie vorgestellt worden, obwohl sie nach seinem Antrittsbesuch in Bayreuth noch einige Zeit gelebt habe. – TBJG, II, iv, S. 408 (30. Mai 1942).

ii7 Zur Finanzierung und den Gönnern der Partei siehe Maser, Frühgeschichte, S. 396-412; Franz-Willing, Ursprung, S. 266-299; und Henry Ashby Turner, Die Grossunternehmer und der Aufstieg Hitlers, aus dem Amerikanischen von Hildegard Möller und Marina Münkler, Berlin 1985, S. 74-80, der die zuverlässigste Einschätzung der Einkommensquellen der Nationalsozialisten zu dieser Zeit liefert. Franz-Willing, S. 266-268, S. 280, S. 299, und Turner, Die Grossunternehmer, S. 80, betonen die normalen Mitgliedsbeiträge. Zur Frage, wie sehr die Partei sich auf dem Weg zur Macht weiterhin auf die Finanzierung durch die eigenen Mitglieder verliess, siehe Henry A. Turner und Horst Matzerath, «Die Selbstfinanzierung der NSDAP 1930-32», *Geschichte und Gesellschaft*, 3 (1977), S. 59-92.

n8 Das wird für die Phase vor der Machtübernahme von Richard Bessel betont: «The Rise of the NSDAP and the Myth of Nazi Propaganda», *Wiener Library Bulletin*, 33 (1980), S. 20-29, insbesondere S. 26-27.

Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 70, S. 76.

119 Lüdecke, S. 78-79.

120 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 65.

121 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 60. Das amerikanische Grossformat wurde laut

122 Hanfstaengl am 29. August 1923 eingeführt. Der *Völkische Beobachter*, in der zweiten Jahreshälfte 1921 noch in ersten finanziellen Schwierigkeiten, konnte dank der Unterstützung von NS-Gönnern – Bechstein hatte zwei- oder dreimal helfend eingegriffen – seit dem 8. Februar 1922 als Tageszeitung erscheinen. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 60; Oron J. Haie, *Presse in der Zwangsjacke. 1933-1945*, aus dem Amerikanischen von Modeste und Wilhelm Pferdekamp, Düsseldorf 1965, S. 38-39; Franz-Willing, Ursprung, S. 277-278, S. 289.

Siehe die biographischen Kommentare in Franz-Willing, Ursprung, S. 197.

12.3 Franz-Willing, Ursprung, S. 266, Anmerkung 214, S. 281-288; und siehe

124 Maser, Frühgeschichte, S. 397-412.

Turner, Die Grossunternehmer, S. 70-74; Franz-Willing, Ursprung, S. 288.

125 Turner, Die Grossunternehmer, S. 74, stellt fest, ausser einer dubiosen Passage in Thyssens von einem Ghostwriter verfassten Memoiren deuteten alle Belege dahin, dass die Spende an Ludendorff gegangen sei und Hitler wahrscheinlich einen ähnlichen Anteil wie andere erhalten habe.

Franz-Willing, Ursprung, S. 291.

Deuerlein, Putsch, S. 63.

126 Deuerlein, Putsch, S. 62.

127

128

- 129 Franz-Willing, Ursprung, S. 296-297. Zu Gansser siehe Turner, Die Gross-
unternehmer, S. 68, S. 71-72, und S. 439, Anm. 4 zu Kap. II.1.
- 130 Franz-Willing, Ursprung, S. 297.
- 131 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 31-32; Franz-Willing,
Ursprung, S. 281.
- 132 JK, S. 725-726.
- 133 Lüdecke, S. 110.
- 134 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 36, Anmerkung 162; Maser,
Frühgeschichte, S. 376; Michael Kater, The Nazi Party. A Social Profile of
Members and Leaders, 1919-1945, Oxford, 1983, S. 19-31, S. 243; und
siehe Kater, «Soziographie», S. 39.
Siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 85.
- 135 Franz-Willing, Ursprung, S. 357-358.
- 136 Winkler, Weimar, S. 194; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 102.
- 137 Winkler, Weimar, S. 189; Hans Mommsen, Die verspielte Freiheit. Der
Weg der Republik von Weimar in den Untergang 1918-1933, Frankfurt
am Main/Berlin, (1989) 1990, S. 143. Die Hinrichtung eines Saboteurs,
Albert Schlageter, am 26. Mai 1923, löste nationalistische Sympathie-
demonstrationen in ganz Deutschland aus und wurde von der NS-Propa-
ganda genutzt, um einen Märtyrer für die Sache der Regierung zu schaffen.
Siehe Franz-Willing, Krisenjahr, S. 102, S. 139-141. Hitler war zunächst
an einer Teilnahme nicht interessiert. Mit Eckart und Drexler war er zur
Erholung in Berchtesgaden und hatte «andere Sorgen». – Hanfstaengl,
15 Jahre, S. 108. Hanfstaengls Anregung (laut seinem eigenen Bericht),
Hitler könne grosses propagandistisches Kapital aus dem Fall schlagen,
überzeugte ihn, sich doch einzuschalten. Hitlers «Sorgen» in Berchtes-
gaden schlossen zweifellos das Gerichtsverfahren ein, das wegen Landfrie-
densbruchs gerade gegen ihn angestrengt wurde und drohte, ihn für min-
destens zwei Monate hinter Gitter zu bringen, damit er die teilweise zur
Bewährung ausgesetzte Strafe vom Januar 1922 absitze.
- 138 Deuerlein, Aufstieg, S. 163-164.
MK, S. 768. Hitlers Bericht von der Besetzung des Ruhrgebiets findet sich
in MK, S. 767-780.
- 139 Siehe JK, S. 692, zum ersten Gebrauch am 18. September 1922; ebenso
Maser, Frühgeschichte, S. 368, Anmerkung n.
- 141 JK, S. 783.
JK, S. 781-786.
- 142 Maser, Frühgeschichte, S. 368-369.
- 143 Deuerlein, Aufstieg, S. 164.
- 144 JK, 802-805.
- 145 JK, S. 805-826; Franz-Willing, Ursprung, S. 362-364; Maser, Früh-
geschichte, S. 375.
- 146 Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 150-151. Siehe auch Franz-
Willing, Ursprung, S. 361-362; Maser, Frühgeschichte, S. 375-376; und
Hans Mossen, «Adolf Hitler und der 9. November 1923», in: Johannes
Willms (Hg.), Der 9. November. Fünf Essays zur deutschen Geschichte,
München, 1994, S. 33-48, hier S. 40.
- 148 Wolfgang Horn, Der Marsch zur Machtergreifung. Die NSDAP bis 1933,
Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1980, S. 102.

- 150 JK, S. 811.
- 151 Siehe unten Anmerkung 191.
- 152 Müller, Wandel, S. 144-148.
- 153 Maser, Frühgeschichte, S. 374, S. 376-377; Bennecke, S. 69.
- 154 Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 158-160; Maser, Frühgeschichte, S. 376-378; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 36-76. Röhm's Bruch mit Pittingers Bund Bayern und Reich Ende Januar war gleichbedeutend mit einem Zerfall der früheren Vereinigten Vaterländischen Verbände Bayerns in ihre weissblauen und nationalistischen Bestandteile. – Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 152-153; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 37-39.
- 155 Auerbach, «Hitler politische Lehrjahre», S. 38; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 42. «Orgesch», benannt nach ihrem Führer Georg Escherich, war eine lose Vereinigung von Einwohnerwehren inner- und ausserhalb Bayerns.
- 156 JK, S. 1109-1111; Bennecke, S. 66-70; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 55, S. 59-61; Hitler-Prozess, LI. In seinen Erinnerungen an das Jahr des Putsches unterstrich Theodor Endres, zu der Zeit Oberstleutnant und 1. Generalstabsoffizier unter Lossow im Wehrkreis Kommando VII, die engen Verbindungen zwischen der Reichswehr in Bayern und der Hitler-Bewegung, die unter den Truppen bemerkenswerten Rückhalt fand. Die Offiziere waren zu Überstunden bereit, um die nationalistischen Paramilitärs auszubilden. – BHStA, Abt. IV, HS-925, Theodor Endres, «Aufzeichnungen über den Hitlerputsch 1923», S. 10.
- 157 Franz-Willing, Krisenjahr, S. 43. Ungefähr 1'300 SA-Männer nahmen am 25. März als ein Kontingent unter beinahe 3'000 Paramilitärs an gemeinsamen Wehrübungen in der Nähe von München teil. – Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 170; Bennecke, S. 57-58. Die Tatsache, dass Röhm Reichswehroffiziere als Übungsleiter benannt hatte, wurde von den Sozialdemokraten in der *Münchener Post* publik gemacht und führte dazu, dass Mitgliedern der Reichswehr fortan verboten war, sich den vaterländischen Verbänden anzuschliessen. Röhm musste als Führer der Reichsflagge in München zurücktreten. – Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 177; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 75-76.
- 158 Franz-Willing, Krisenjahr, 43, S. 65.
- 159 Franz-Willing, Krisenjahr, S. 59.
- 160 Hitlers Denkschrift, die Röhm als das politische Programm der Arbeitsgemeinschaft ansah, war auf den 19. April 1923 datiert. – Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 175-177.
- 161 JK, S. 1136; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 43; Feuchtwanger, S. 124.
- 162 Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 164-166.
- 163 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 30.
- 164 JK, S. im; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 53-54; Maser, Frühgeschichte, S. 383.
- 165 JK, S. 1136; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 55. Der Konflikt zwischen Seeckt und Lossow dauerte bis in den Herbst. Bei einem Treffen am 7. April in Berlin verlangte Seeckt, Lossow solle gegenüber politischen Parteien und paramilitärischen Organisationen unabhängig bleiben. Lossow hatte Seeckt mitgeteilt, er könne nicht auf die Vaterländischen Verbände verzichten, die 51 Prozent der Waffen in Bayern kontrollierten. – Franz-Willing, Krisenjahr, S. 68.
- 166 JK, S. im.
- 167 JK, S. 1110.
- 168 Deuerlein, Putsch, S. 56.

- 169 Zitiert nach Franz-Willing, Krisenjahr, S. 76.
- 170 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 177-179.
- 171 Deuerlein, Putsch, S. 56-57; Benz, Politik in Bayern, S. 125; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 81.
- 172 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 179-180; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 80.
- 173 Maser, Frühgeschichte, S. 393.
- 174 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 181-183; Deuerlein, Putsch, S. 56-60; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 79-83; BHStA, Abt. IV, HS-925, Endres, «Aufzeichnungen», S. 19-23. Siehe Deuerlein, Aufstieg, S. 170-173, zu dem Polizeibericht über die Demonstration auf dem Oberwiesenfeld; ebenso Maser, Frühgeschichte, S. 394.
- 175 JK, S. 918.
- 176 Zitiert nach Deuerlein, Putsch, S. 61. Das war auch die Ansicht des amtierenden US-Konsuls in München, Robert Murphy. Er berichtete, die Menschen hätten «Hitlers aufrührerische Agitation, die nichts zuwege bringt und nichts Konstruktives anzubieten hat, gründlich satt». – Zitiert nach Toland, S. 193.
- 177 Zitiert nach Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 177. Einen ähnliche Kommentar – «Da steht der Feind – und darüber ist kein Zweifel: dieser Feind steht rechts» – hatte vor allen anderen Reichskanzler Joseph Wirth im Reichstag nach dem Mord an Walther von Rathenau im Sommer 1922 abgegeben. – Peter D. Stachura, Political Leaders in Weimar Germany, Hemel Hempstead, 1993, S. 187.
- 178 Andere Länder hatten mit grösserem Eifer reagiert, um die Bedrohung eines von der Hitlerbewegung angeführten Putschversuches abzuwehren. Die NSDAP war seit dem vorangegangenen Herbst in Preussen und einigen anderen Ländern, wenn auch nicht in Bayern, wegen ihrer offenen und dauerhaften Agitation verboten, die auf die Aushöhlung des Staates abzielte und sich dem Gesetz zum Schutz der Republik widersetzte, das nach dem Mord an Rathenau zur Bekämpfung der Rechtsradikalen verabschiedet worden war. – Deuerlein, Aufstieg, S. 158, S. 166-170. Kahr bemerkte erbittert am 30. Mai 1924, wenn die bayerische Regierung willens gewesen wäre, hätte Hitlers Nichtbeachtung der Sicherheitsbestimmungen am 1. Mai 1923 ihr angesichts der deprimierten Stimmung unter seinen Anhängern nach diesem Fehlschlag die Gelegenheit zur Unterdrückung der NSDAP auch in Bayern verschafft. Dann, so fuhr er fort, «wäre (uns) die Katastrophe vom November 1923 und die noch grössere Katastrophe des Hitler-Prozesses erspart geblieben». Dieses nachträgliche Urteil unterschied sich sehr von der Haltung Kahrs gegenüber der NSDAP im vorangegangenen Jahr. – Deuerlein, Aufstieg, S. 173. Siehe Maser, Frühgeschichte, S. 394-395.
- 179 Lothar Gruchmann, «Hitlers Denkschrift an die bayerische Justiz vom 16. Mai 1923», V/Z, 39 (1991), S. 305-328; Maser, Frühgeschichte, S. 394; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 86-89; Hitler-Prozess, LIV. Ohne die Einstellung des Verfahrens wäre Hitler mit Sicherheit für mindestens zwei Monate hinter Gitter gewandert, die ihm im Januar 1922 zur Bewährung ausgesetzt worden waren. Damit wäre er im Spätsommer oder Herbst 1923 handlungsunfähig gewesen und hätte keine Chance gehabt, im Kampfbund eine führende Rolle zu übernehmen. Unter solchen Umständen

den hätte ein Putsch kaum stattgefunden. Gürtner hätte, bei entsprechendem politischen Willen, trotz Hitlers Erpressungsversuch mit dem Fall fortfahren und ihn unter Ausschluss der Öffentlichkeit verhandeln lassen können. Der Minister machte von dieser Möglichkeit keinen Gebrauch, weil er fürchtete die bayerischen Minister könnten gezwungen werden, als Zeugen zu erscheinen und somit einem potentiell schädlichen Kreuzverhör ausgesetzt werden. Wichtiger als der Erpressungsversuch waren letztlich die politischen Motive in Verbindung mit den gegen Berlin gerichteten Zielen der führenden Kräfte in Bayern. – Gruchmann, «Hitlers Denkschrift», S. 306-313.

- 181 Siehe Franz-Willing, Krisenjahr, S. 159.
- 182 JK, S. 918-966; Milan Hauner, Hitler. A Chronology of his Life and Time, London, 1983, S. 40.
- 183 Franz-Willing, Krisenjahr, S. 110.
- 184 Deuerlein, Aufstieg, S. 177-179; Maser, Frühgeschichte, S. 414-416.
- 185 Maser, Frühgeschichte, S. 412-414.
- 186 Zitiert nach Maser, Frühgeschichte, S. 421.
- 187 Siehe Bennecke, S. 78, zu dem Vermerk, dass das Münchner Regiment zwischen Ende August und dem 6. November 1923 von rund 400 auf 1560 Männer anwuchs.
- 188 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 108. Siehe Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 38-39; und Toland, S. 194.
- 189 Siehe Franz-Willing, Krisenjahr, S. 117.
- 190 Deuerlein, Aufstieg, S. 181-183.
- 191 Deuerlein, Aufstieg, S. 182. Hier entstand der erste photographische Beleg für den NS-Gruss mit erhobenem rechten Arm, der beim Nürnberger Parteitag 1927 allgemein gebräuchlich wurde. – Gerhard Paul, Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933, Bonn, 2. Auflage, 1992, S. 175-176; RSA, III.III, S. 382-383, Anmerkung 3.
- 192 Franz-Willing, Krisenjahr, S. 118; Maser, Frühgeschichte, S. 421.
- 193 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 39; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 119-121; Maser, Frühgeschichte, S. 424.
- 194 Bennecke, S. 79; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 39.
- 195 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 39. Hitlers Übernahme der Führung war der Hintergrund für die Spaltung der Reichsflagge, die aus Vorbehalten gegenüber deren Führer, Heiss, hervorging. – Horn, Marsch, S. 123-125.
- 196 Hans Mommsen, «Adolf Hitler und der 9. November 1923», S. 42.
- 197 Deuerlein, Putsch, S. 202-204, Anmerkung 69.
- 198 Siehe Deuerlein, Aufstieg, S. 188, zu Hitlers vermeintlichen Bemerkungen bei einem Treffen von Kampfbundführern am 23. Oktober 1923 in der Zusammenfassung eines Zeugen beim Hitler-Prozess am 4. März 1924: «Ein selbständiges Handeln seitens der Truppen des Kampfbundes sei ein Unding und sei ausgeschlossen. Die nationale Erhebung könne nur in engster Vereinigung mit der bayerischen Reichswehr und der Landespolizei erfolgen.»
- 199 Deuerlein, Aufstieg, S. 176; Winkler, Weimar, S. 207; Franz-Willing, Krisenjahr, S. 158.
- 200 Winkler, Weimar, S. 225-226. Die Atmosphäre in Hamburg erfasst ein zeitgenössischer, den Aufständischen freundlich gesonnener Bericht von Larissa Reissner, Hamburg at the Barricades, London, 1977.

- 201 Kolb, Weimarer Republik, S. 51-5x5 Winkler, Weimar, S. 213-216, S. 224-228; Hans Mommsen, Verspielte Freiheit, S. 160-164; Peter Longerich, Deutschland 1918-1933, Hannover, 1995, S. 140-143. Die Rechtsradikalen hatten mit der Aktion von Freiwilligen der «schwarzen Reichswehr», insgeheim ausgebildete Reserveeinheiten der Armee, bereits am 1. Oktober unter der Führung von Major Bruno Ernst Buckrucker einen ersten amateurhaften Putschversuch unternommen, mit dem Ziel der Einnahme der Festungen von Küstrin und Spandau bei Berlin, als Signal für eine allgemeine Erhebung. Die reguläre Reichswehr griff sofort ein, und der Putsch versandete so schnell, wie er begonnen hatte. – Siehe Franz-Willing, Krisenjahr, S. 117, S. 300, S. 307-310.
- 202 Winkler, S. 224-225; Kolb, Weimarer Republik, S. 51-52.
- 203 Deuerlein, Putsch, S. 70-71. Er hoffte auch, Kahr, den er nicht mochte und dem er misstraute, die vorrangige Verantwortung für unpopuläre politische Massnahmen zuzuschieben. – Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 196-197.
- 204 Deuerlein, Putsch, S. 72-73; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 200-201.
- 205 JK, S. 1017 (der Protest Kahrs); Deuerlein, Putsch, S. 74. Trotz des Verbots fand eine Versammlung des Kampfbundes mit Hitler als Redner statt. – JK, S. 1017-1018.
- 206 Maser, Frühgeschichte, S. 417, S. 422-423, S. 425-426. Hitlers Reden zwischen dem 29. September und dem Putsch am 8. November 1923 enthalten zahlreiche Verweise auf Kahrs Unzulänglichkeiten. – JK, S. 1019-1050.
- 207 Deuerlein, Putsch, S. 71-72, S. 164-165 (Zitat, S. 165).
- 208 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 219.
- 209 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 218-219.
- 210 Deuerlein, Putsch, S. 162.
- 211 Deuerlein, Putsch, S. 164 (8. September 1923).
- 212 Deuerlein, Aufstieg, S. 185-186, zu den Mitte Oktober 1923 in der österreichischen Linkspresse kursierenden Gerüchten über einen künftigen Putsch unter Mitwirkung Hitlers, Ludendorffs und Kahrs.
- 213 Zitiert nach Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 220.
- 214 Zitiert nach Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 221.
- 215 Zitiert nach Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 231.
- 216 Zitiert nach Otto Gritschneider, Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. Der Hitler-Putsch und die bayerische Justiz, München, 1990, S. 42. Ganz ähnliche nachträgliche Empfindungen wurden auch von Hanfstaengl aufgezeichnet, 15 Jahre, S. 167.
- 217 Auf der Grundlage von Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 222-226, S. 228-233; und siehe Franz-Willing, Putsch, S. 57.
- 218 Deuerlein, Putsch, S. 258; Hitler-Prozess, S. LXI und Anmerkung 23. Doch siehe die einschränkenden Bemerkungen zur Verlässlichkeit des Berichts in: Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 229-230.
- 219 Siehe Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 230-233.
- 220 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 231.
- 221 Deuerlein, Aufstieg, S. 189-190.
- 222 Franz-Willing, Putsch, S. 57-59, der den Gedanken äussert, die Aktion sei zwischen Kahr und dem Kampfbund vereinbart gewesen, und Kahr habe beabsichtigt, den ehemaligen Kronprinzen Rupprecht, der bei der Versamm-

- lung anwesend war, zum König von Bayern auszurufen. Es fällt schwer, zu verstehen, warum der nationalistische Kampfbund, der kein Interesse an der Wiederherstellung der bayerischen Monarchie hatte, einem derartigen Schritt zugestimmt haben sollte. Und die Befehle zur Vorbereitung der Aktion wurden offenbar den nationalistischen Vereinigungen der SA und des Bund Oberland erteilt, nicht den weissenblauen monarchistischen paramilitärischen Organisationen.
- 223 Siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 126-127; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 234-135-
- 224 Deuerlein, Aufstieg, S. 190-191; Franz-Willing, Putsch, S. 59-60; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 224-225.
- 225 Deuerlein, Aufstieg, S. 191-192; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 231-233.
- 226 Franz-Willing, Krisenjahr, S. 386-387; siehe auch Deuerlein, Putsch, S. 99. Gerüchte über einen bevorstehenden Putsch machten Anfang November 1923 in München die Runde. Einem zufolge hiess es, die Wiederherstellung der Monarchie werde am 9. November verkündet; laut einem anderen hatte Hauptmann Ehrhardts Organisation die Absicht, am 15. November gegen Berlin loszuschlagen. Tatsächlich war der 15. November das Datum, das Lossow für den Marsch der bayerischen Reichswehr auf Berlin im Kopf hatte. – Hans Hubert Hofmann, Der Hitlerputsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920-1924, München, 1961, S. 135, S. 141.
- 227 Franz-Willing, Putsch, S. 63-64. Kahr, Seisser und Lossow trafen tatsächlich an dem Tag mit Ludendorff zusammen, wobei es zu scharfen Meinungsverschiedenheiten kam. – Franz-Willing, Putsch, S. 68.
- 228 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 235.
- 229 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 235; S. 235, Anm. 65; Franz-Willing, Putsch, S. 66.
- 230 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 235-236. Schätzungsweise hätten rund 4'000 bewaffnete Putschisten etwa 2'600 Mann Polizei und der Reichswehr in München gegenübergestanden. – Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 246.
- 231 Hofmann, Der Hitlerputsch, S. 146; Franz-Willing, Putsch, S. 66 (auf der Grundlage einer mündlichen Aussage im Jahr 1958). Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 235, Anm. 62, erwähnt, es habe einen Alternativplan für den 10. oder 11. November gegeben, aber er geht nicht weiter darauf ein. Deuerlein, Putsch, S. 99; Deuerlein, Aufstieg, S. 192, verweist nur auf Pläne für den 8. November.
- 232 Franz-Willing, Putsch, S. 64, S. 67-69, akzeptiert, dass eine solche Proklamation zur Wiederherstellung der Monarchie befürchtet wurde; Hofmann, Der Hitlerputsch, S. 147, äussert sich skeptisch und nimmt an, sie hätten vielmehr einen unabhängigen Schlag Kahrs gegen Berlin gefürchtet. Zu Lossows Kommentar siehe Deuerlein, Putsch, S. 99, S. 258.
- 233 Deuerlein, Putsch, S. 99; Hofmann, Der Hitlerputsch, S. 147. Laut Hanfstaengl hat Hitler später eingeräumt, dass Kahrs Manöver ihn gezwungen hätten, sofort zu handeln, um «die Situation wieder in die Hand zu bekommen». – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 167-169, Zitat, S. 169.
- 234 VB, 10. November 1923, S. 2; Franz-Willing, Putsch, S. 64, Anmerkung 166, zitiert einen leicht anderen Wortlaut.
- 235 Aussage von Ulrich Graf, IfZ, ZS-282/52, S. 60.
- 236 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 129.
- 237 Franz-Willing, Putsch, S. 71, S. 73-74.

- 238 Franz-Willing, Putsch, S. 71, meint, auch Esser habe nichts gewusst, doch Maser, Frühgeschichte, S. 443-444, führt an, er habe im Laufe des Vormittags von den Putschplänen erfahren.
- 239 Franz-Willing, Putsch, S. 72-73.
- 240 Deuerlein, Aufstieg, S. 192-193; Müller, Wandel, S. 160-166; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 256-257; Franz-Willing, Putsch, S. 78-79.
- 241 JK, S. 1052. Nach dem Polizeibericht hat Hitler den Schuss selbst abgefeuert. Im Hitler-Prozess erwähnte Müller (Deuerlein, Aufstieg, S. 193) zwei Schüsse, den ersten habe Hitlers Leibwache, den zweiten, Minuten später, Hitler selbst abgefeuert. Wahrscheinlich hat sich Müller geirrt. Niemand sonst erinnerte sich an einen zweiten Schuss oder bemerkte, dass ein anderer ausser Hitler den ersten Schuss abgegeben habe.
- 242 JK, S. 1052. Auch Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 133, lässt Hitler diese Bemerkung nach seinem ersten Betreten des Saales machen. Müller (Deuerlein, Aufstieg, S. 194) lässt ihn dies nach Hitlers Rückkehr in den Saal sagen.
- 243 JK, S. 1052.
- 244 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 134; Deuerlein, Aufstieg, S. 193-194.
- 245 JK, S. 1053.
- 246 JK, S. 1054-1055. Der Polizeiberichterstatter verstand offenbar Ludendorffs Position als die eines designierten Reichspräsidenten (JK, S. 1054), obwohl es unwahrscheinlich ist, dass Hitler diese Worte benutzt hat.
- 247 JK, S. 1054-1055. – Ein etwas anderer Wortlaut findet sich bei Müller, Wandel, S. 162-163: «Draussen sind die Herren Kahr, Lossow, Seisser, sie ringen schwer mit dem Entschluss. Kann ich ihnen sagen, dass Sie hinter ihnen stehen werden? (...) Das kann ich Ihnen sagen: Entweder beginnt heute Nacht die deutsche Revolution oder wir sind alle morgen früh tot!» – Zitiert nach Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 259. A. d. Ü.
- 248 Müller, Wandel, S. 162 («ein rednerisches Meisterstück»); ebenso Müllers Aussage vor Gericht in: Deuerlein, Aufstieg, S. 194 («rednerisch ein Meisterstück»).
- 249 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 260.
- 250 Deuerlein, Aufstieg, S. 195-196; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 260-261.
- 251 Obige Darstellung beruht auf Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 261-268.
- 252 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 261.
- 253 Deuerlein, Aufstieg, S. 196-197.
- 254 JK, S. 1056-1057.
- 255 Maser, Frühgeschichte, S. 454. Die Proklamation erschien in den *Münchner Neuesten Nachrichten*, die ihre Morgenausgabe vom 9. November 1923 in aller Eile mit der Balkenüberschrift «Einsetzung eines nationalen Direktoriums» herausgebracht hatte. *Münchner Neueste Nachrichten*, 9. November 1923, reproduziert in Hellmut Schöner (Hg.), *Der Hitler-Putsch im Spiegel der Presse*, München, 1974, S. 34-37.
- 256 JK, S. 1058 (Dokument 600); die Authentizität des Begleitdokuments 599 (S. 1057-1058) ist zweifelhaft. Hitlers Autorisierung war auf den 8. November 1923 datiert. Im Nürnberger Prozess sagte Streicher aus, die Erklärung sei nach Mitternacht erfolgt, und deutet an, dass Hitler sich schon mit einem Fehlschlag abgefunden hatte. – Siehe Maser, Frühgeschichte, S. 453. Das Datum des 8. November legt die Vermutung nahe, dass Hitler zurzeit seiner Autorisierung noch an den Erfolg glaubte.

- 257 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 284-289; Toland, S. 220-221.
- 258 Frank, S. 60; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 291-295.
- 259 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 293.
- 260 Aussage von Ulrich Graf, IfZ, ZS-282/52, S. 63.
- 261 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 41.
- 262 Frank, S. 61.
- 263 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 21-22.
- 264 Maser, Frühgeschichte, S. 454; Franz-Willing, Putsch, S. 109. Tatsächlich hat am 8./9. November 1923 ein Emissär den ehemaligen Kronprinzen aufgesucht, auch wenn der genaue Zeitpunkt unklar bleibt. – Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 397-398.
- 265 Frank, S. 60; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 295-298.
- 266 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 313-316; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 141, und Frank, S. 60, erwähnen den Schneematsch.
- 267 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 298; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 141. Jedem der Putschisten wurden zwei Milliarden Mark ausgehändigt. – Frank, S. 61.
- 268 Maser, Frühgeschichte, S. 457. Laut Margarethe Ludendorff hat der General den Marsch vorgeschlagen. – Margarethe Ludendorff, Als ich Ludendorff's Frau war, hg. Walther Ziersch, München, 1929, S. 300; siehe auch Franz-Willing, Putsch, S. 110.
- 269 JK, S. 1117 (28. Februar 1924); Deuerlein, Aufstieg, S. 214.
- 270 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 313-316. Margarethe Ludendorff hatte den Eindruck, es sei der Zweck des Marsches – oder des «Demonstrationszuges», wie sie ihn nannte –, die Gefühle im Volk angesichts des Sturzes der Republik und der Wiederherstellung der Monarchie zu testen. – Ludendorff, Als ich Ludendorff's Frau war, S. 300. Oberstleutnant Endres meinte, es sei der Gedanke gewesen, einen Mann wie Ludendorff zu nutzen, um die Reichswehr für den Putsch zu gewinnen. – BHStA, Abt. IV, HS-925, Endres, «Aufzeichnungen», S. 51.
- 271 Siehe Deuerlein, Aufstieg, S. 199.
- 272 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 317-321; Deuerlein, Aufstieg, S. 197-198. Nach Ansicht eines zeitgenössischen Augenzeugen der Ereignisse, Oberstleutnant Endres, reagierte die Mehrheit der Münchner Bevölkerung nicht begeistert. – BHStA, Abt. IV, HS-925, Endres, «Aufzeichnungen», S. 52.
- 273 Frank, S. 61.
- 274 Frank, S. 61-62.
- 275 Deuerlein, Aufstieg, S. 197; Frank, S. 61-62.
- 276 Deuerlein, Aufstieg, S. 198-199 (Godins Bericht); Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 323-325; Deuerlein, Putsch, S. 331; Maser, Frühgeschichte, S. 459-460 (deutet an, die Polizei habe zuerst das Feuer eröffnet).
- 277 Deuerlein, Aufstieg, S. 200; Franz-Willing, Putsch, S. 116, Anmerkung 182, S. 119; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 325-326. Zwei weitere Putschisten wurden im Wehrkreiskommando getötet; insgesamt gab es 16 Tote, die im Dritten Reich als Helden der NS-Bewegung galten. An die toten Polizisten wurde erst vor Kurzem durch ein Mahnmal nahe der Feldherrnhalle am Münchner Odeonsplatz erinnert.
- 278 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 147; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 316 und Anm. 124; S. 325 und Anm. 152; BHStA, Abt. IV, HS-925, Endres, «Aufzeichnungen», S. 56, wo Endres, der jede andere Handlung Hitlers während des

- Putsch kritisch betrachtet, meint, er sei sicher, dieser habe sich beim ersten Schuss zu Boden geworfen, und er halte diese Aktion für «absolut richtig».
- 279 Die erste ärztliche Diagnose in Landsberg, wo Hitler interniert wurde, dass im Oberarm ein Knochen gebrochen sei, stellte sich als falsch heraus. – Schenck, S. 299-300.
- 280 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 416-417.
- 281 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 144-145; Maser, Frühgeschichte, S. 460; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 418-419. Ludendorffs Frau hatte anfänglich die Nachricht erhalten, auch ihr Mann sei getötet worden. – Ludendorff, Als ich Ludendorff's Frau war, S. 300-301.
- 282 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 146-149; Toland, S. 229-232, S. 241-243, auf der Basis von Helene Hanfstaengls unveröffentlichten Notizen.
- 283 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 149.
- 284 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 147.
- 285 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 414-415. Laut Hanfstaengl hat seine Frau Helene Hitler den Revolver aus der Hand gerissen, als er drohte, «alles zu beenden». – Hanfstaengl, «I was Hitler's Closest Friend», S. 45.
- 286 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 33-34, zitiert den Bericht des Regierungspräsidenten von Oberbayern zu Hitlers Verhaftung; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 415.
- 287 Deuerlein, Aufstieg, S. 201; und siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 146; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 369-371, S. 395-397.
- 288 Deuerlein, Aufstieg, S. 202.
- 289 Zitiert nach Deuerlein, Aufstieg, S. 202, aus: Die Welt von gestern, Stockholm, 1942, S. 441.
- 290 Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 42. Sie errang 23 von 129 Mandaten im bayerischen Landtag. – Deuerlein, Aufstieg, S. 231.
- 291 Dietrich Thränhardt, Wahlen und politische Strukturen in Bayern 1848-1953, Düsseldorf, 1973, S. 173; Meinrad Hagmann, Der Weg ins Verhängnis, München, 1946, S. 14-20.
- 292 Deuerlein, Aufstieg, S. 427.
- 293 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 442-452.
- 294 Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 434-442; Seisser kehrte später ins Amt zurück, war aber nie wieder eine mächtige Figur.
- 295 Tyrell, Trommler, S. 166; und ebenso Mommsen, «Adolf Hitler und der 9. November 1923», S. 47.
- 296 Gritschneider, Bewährungsfrist, zitiert Bemerkungen des (1988) 98jährigen Alois Maria Ott, ehemaliger Anstaltspsychologe der Festung Landsberg.
- 297 Röhm, Die Geschichte eines Hochverrätters, S. 272; Deuerlein, Aufstieg, S. 203; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 154; Heiden, Hitler, S. 175; Tyrell, Trommler, S. 277, Anmerkung 178; Hitler-Prozess, S. XXX-XXXI; und siehe Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 422. Der Anstaltspsychologe Ott hat ebenfalls behauptet, er habe Hitler im Verlauf mehrstündiger Gespräche beruhigt und diesen zum Abbruch seines Hungerstreiks überredet. – Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 35.
- 298 Zitiert nach Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 37-42, nach Erhards privaten Unterlagen.
- 299 Zitiert nach Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 43.

- 300 Deuerlein, Aufstieg, S. 203; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 406, S. 424. Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 49-52, umreißt die juristische Position: Nach Artikel 13 des Gesetzes zum Schutz der Republik vom 21. Juli 1922 oblag dem Staatsgerichtshof unter der Ägide des Reichsgerichts in Leipzig die Gerichtsbarkeit, um Fälle von vermeintlichem Hochverrat zu verhandeln. Die bayerische Regierung hatte sich indes gegen diese Minderung ihrer rechtlichen Autorität gewehrt und drei Tage später einen Erlass herausgegeben, der für Hochverrat in Bayern die Bildung von Volksgerichtshöfen vorsah. Nach der Reichsverfassung von 1919 brach das Recht des Reiches die Gesetze der einzelnen Länder. Gleichwohl weigerte sich Bayern, der nach dem Putsch eingegangenen Anordnung des Staatsgerichtshofes in Leipzig zur Verhaftung Hitlers, Görings und Ludendorffs im Hinblick auf die Eröffnung vorläufiger Ermittlungen gegen sie Folge zu leisten. Der einzige Weg für die Reichsregierung, sich über die bayerische Landesregierung hinwegzusetzen, hätte in Gewaltanwendung bestanden, was sie unter allen Umständen vermeiden wollte. Die komplexen und sensiblen Beziehungen zwischen dem Reich und Bayern zu dem Zeitpunkt und die Bereitschaft der Reichsregierung – auf den Druck des bayerischen Justizministers Gürtner – einzuräumen, dass der Prozess in München stattfinden solle, werden ausführlich erforscht von Bernd Steger in: «Der Hitlerprozess und Bayerns Verhältnis zum Reich 1923/24», *VfZ*, 25 (1977), S. 441-466, hier insbesondere S. 442-449, S. 455.
- Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 424.
- ³⁰¹ Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 156; und siehe Heiden, Hitler, S. 176-177.
- 302 Deuerlein, Aufstieg, S. 203-204.
- 303 Deuerlein, Aufstieg, S. 215; Gordon, Hitlerputsch 1923, S. 427-428.
- ^{3*4} Deuerlein, Aufstieg, S. 205-206, zitiert Hans von Hülsen.
- ^{3*5} Deuerlein, Aufstieg, S. 215-216, S. 217-220.
- 306 Deuerlein, Aufstieg, S. 225.
- 307 Monologe, S. 260 (3.-4. Februar 1942) und S. 453, Anmerkung 168.
- 308 Deuerlein, Aufstieg, S. 227.
- 309 Deuerlein, Aufstieg, S. 227-228.
- 310 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 22, S. 48-54; und Hitler-Prozess, insbesondere S. XXX-XXXVII.
- 311 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 58-60.
- 312 Laurence Rees, *The Nazis. A Warning from History*, London, 1997, S. 30. In diesem früheren Verfahren hatte Richter Neidhardt eine noch mildere Strafe angestrebt – eine Geld- statt einer Haftstrafe – als die, die tatsächlich verhängt wurde.
- 313 Deuerlein, Aufstieg, S. 234-236; Tyrell, Trommler, S. 277, Anmerkung 180; Heiden, Hitler, S. 184-185; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 156-157; Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 98. Und siehe Hermann Fobke *Schilderung der trägen Tage von Landsberg* in: Werner Jochmann (Hg.), *Nationalsozialismus und Revolution, Frankfurt am Main, 1963*, S. 91-92.
- 3M Deuerlein, Aufstieg, S. 232.
- 315 MK, S. 603-608, S. 619-620; Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 47.
- 316 Siehe Tyrell, «Wie er der «Führer» wurde», S. 34-35.
- 317 JK, S. 1188.
- 3x8 JK, S. 1210.
- 319

- 320 JK, S. 1212.
 321 Deuerlein, Aufstieg, S. 188 (23. Oktober 1923).
 322 JK, S. 1056-1057.

SIEBTES KAPITEL: DER AUFTRITT DES «FÜHRERS»

- 1 Georg Schott, Das Volksbuch vom Hitler, München, 1924, S. 229.
- 2 MK, S. 362.
- 3 Siehe Horn, Marsch, S. 174-175.
- 4 Horn, Marsch, S. 172 und Anmerkung 56; Franz-Willing, Putsch, S. 193; David Jablonsky, The Nazi Party in Dissolution. Hitler and the Verbotzeit 1923-25, London, 1989, S. 43 und S. 189, Anmerkung 99.
- 5 Zu biographischen Skizzen siehe Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches, S. 225-240; und Smelser/Zitelmann, S. 223-235.
- 6 Alfred Rosenberg, Letzte Aufzeichnungen. Ideale und Idole der national-sozialistischen Revolution, Göttingen, 1948, S. 107.
- 7 Bullock, Hitler, S. 103.
- 8 Siehe Horn, Marsch, S. 172.
- 9 Jablonsky, S. 44.
- 10 Horn, Marsch, S. 173-175.
- 11 Jablonsky, S. 50.
- 12 Jablonsky, S. 46-47; Albrecht Tyrell, Führer befiehlt ... Selbstzeugnisse aus der «Kampfzeit» der NSDAP, Düsseldorf, 1969, S. 68, S. 72-73; Franz-Willing, Putsch, S. 197.
- 13 Tyrell, Führer, S. 73.
- 14 Roland V. Layton, «The *Völkischer Beobachter*, 1920-1933: The Nazi Party Newspaper in the Weimar Era», *Central European History*, 4 (1970), S. 353-382, hier S. 359.
- 15 Tyrell, Führer, S. 68.
- 16 Jablonsky, S. 192, Anmerkung 1.
- 17 Tyrell, Führer, S. 81-82.
- 18 Jablonsky, S. 10, S. 22, S. 179, Anmerkung 16, S. 181-182, Anmerkung 67.
- 19 Jablonsky, S. 58-63, S. 175.
- 20 Sonderarchiv Moskau, 1355/I/2, Fol. 75, Privatkanzlei Adolf Hitler, Rudolf Hess an Kurt Günther, 29. Juli 1925.
- 21 Tyrell, Führer, S. 76; Franz-Willing, Putsch, S. 231.
- 22 Lüdecke, S. 218; und siehe Jablonsky, S. 85.
- 23 Sonderarchiv Moskau, 1355/I/2, Fol. 286. Rudolf Hess an Wilhelm Sievers, 11. Mai 1925.
- 24 Tyrell, Führer, S. 76.
- 25 Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hg.), Das Ende der Parteien, Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1969, S. 782; M. Hagmann, Der Weg ins Verhängnis, München, 1946, S. 15-16. Im fränkischen Kernland des Nationalsozialismus wurden mit 24,5 Prozent in Ober- und 24,7 Prozent in Mittelfranken noch höhere Stimmenanteile für den Völkischen Block notiert. – Hagmann, Der Weg ins Verhängnis, S. 18.
- 26 Jablonsky, S. 85.

- 27 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 77, S. 114.
- 28 Jablonsky, S. 87-88.
- 29 Franz-Willing, Putsch, S. 252; Jablonsky, S. 89.
- 30 Tyrell, Führer, S. 77-78, zitiert aus: *Der Pommersche Beobachter*, 11. Juni 1924; Franz-Willing, Putsch, S. 253.
- 31 Franz-Willing, Putsch, S. 256-257; Noakes, Nazi Party, S. 45.
- 32 Jablonsky, S. 93.
- 33 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 77-78; Deuerlein, Aufstieg, S. 234; Jablonsky, S. 94-95; und siehe Hillers Brief vom 23. Juni an Albert Stier in: Tyrell, Führer, S. 78.
- 34 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 91; Jablonsky, S. 95.
- 35 Deuerlein, Aufstieg, S. 235-236; Jablonsky, S. 96. Hitler hatte Ludendorff mitgeteilt, er werde sich Anfang Juni aus der Politik zurückziehen. Er war aber gebeten worden, die öffentliche Bekanntgabe der Entscheidung aufzuschieben.
- 36 Jablonsky, S. 96.
- 37 Tyrell, Führer, S. 77-78.
- 38 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 90. Hitler scheint Ludendorff seine Entscheidung bei einem Treffen am 12. Juni, an dem auch Graefe teilnahm, mitgeteilt zu haben, das heisst, einen Tag nach Veröffentlichung der fraglichen Zeitungsmeldung. – Jablonsky, S. 96 und S. 203, Anmerkung 19.
- 39 Siehe Lüdecke, S. 222.
- 40 Lüdecke, S. 222-224 (Zitat, S. 224).
- 41 Jablonsky, S. 90-91, S. 99-101.
- 42 Tyrell, Führer, S. 79. In der Pressemeldung ist das Datum fälschlicherweise als i5--i7.Juli, nicht August, angegeben.
- 43 Tyrell, Führer, S. 80; Jablonsky, S. 101-102.
- 44 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 96-97.
- 45 Franz-Willing, Putsch, S. 261-265; Jablonsky, S. 103-107.
- 46 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 120-121.
- 47 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 122-124; Jablonsky, S. 111; Franz-Willing, Putsch, S. 266. Hitler war, so Fobke, mit seinem Buch beschäftigt, in das er hohe Erwartungen setzte. Sein Erscheinen war für Mitte Oktober geplant. Hitler ging davon aus, am 1. Oktober frei zu sein, wobei Fobke hinzufügte, er sehe keinen Grund für seinen Optimismus. – Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 124.
- 48 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 125-127 (Zitat, S. 126).
- 49 Jablonsky, S. 118-123, S. 210, Anmerkung 189, zitiert den *Völkischen Kurier*, Nr. 165, 19. August 1924.
- 50 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 130-137; Jablonsky, S. 124-125.
- 51 Jablonsky, S. 125-128.
- 52 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 154, S. 165; Tyrell, Trommler, S. 167; Jablonsky, S. 13 5-139.
- 53 Tyrell, Führer, S. 86-87.
- 54 Jablonsky, S. 142-145.
- 55 Tyrell, Führer, S. 76; Deuerlein, Aufstieg, S. 241, S. 427; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 163; Franz-Willing, Putsch, S. 276.
- 56 Deuerlein, Aufstieg, S. 241; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 163; Jablonsky, S. 150.
- 57 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 97-98.

- 5» Deuerlein, Aufstieg, S. 238-239.
- 59 Am 16. September 1924 hatte die Münchner Polizei belastendes Aktenmaterial von Mitgliedern und deren Korrespondenz in den Häusern von Wilhelm Brückner, dem vormaligen Münchner SA-Führer, und Karl Osswald, einem früheren Führer der Reichskriegsflagge, gefunden. – Jablonsky, S. 132.
- 60 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 101-102.
- 61 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 103-110.
- 62 In einem Bericht vom 26. September 1924, dem Tag nach dem Urteilspruch, akzeptierte der Gefängnisdirektor Leybold die Schwere des Vertrauensbruchs, wenn jemand eine Reihe von Briefen heraus schmuggle, wobei sich seine Kritik gegen Kriebel und Weber, nicht gegen Hitler richtete. – Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 109-110.
- Jablonsky, S. 132-133.
- 63 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 114-116.
- 64 Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 116-118.
- 65 Hitler, Kriebel und Weber hatten in einer Erklärung vom 26. September 1924 versucht, sich von Röhm's Plänen für den Frontbanner zu distanzieren und seine Aktionen zu missbilligen. Hitler betonte, er habe die politische Führung niedergelegt, und seine Weigerung, sich an den von Röhm gebildeten Verteidigungsorganisationen zu beteiligen, verstehe sich daher von selbst. – Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 110-112; siehe auch Jablonsky, S. 133, und Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 160-161.
- Jablonsky, S. 150.
- 67 Deuerlein, Aufstieg, S. 239-240.
- 68 Jetzinger, S. 276-277; Donald Cameron Watt, «Die bayerischen Bemühungen um Ausweisung Hitlers 1924», V/Z, 6 (1958), S. 270-280, hier S. 272;
- 69 Jablonsky, S. 91 und S. 202, Anmerkung 190; Deuerlein, Aufstieg, S. 239. Die erste Anfrage der bayerischen Polizei hinsichtlich der Ausweisung Hitlers war im März 1924 aus der Sorge entstanden, er werde wie Ludendorff freigesprochen. Auch der bayerische Ministerpräsident Knilling brachte diese Sorge zum Ausdruck.
- Gritschneder, Bewährungsfrist, S. 101. Wie gesehen, bekräftigte die Münchner Polizeidirektion diese Meinung in ihrem Bericht vom 23. September 1924.
- 70 Watt, «Die bayerischen Bemühungen», S. 273.
- 71 Jetzinger, S. 277.
- 72 Deuerlein, Aufstieg, S. 240. Hitlers Kriegsdienst, so wurde behauptet, bedeute, er sein kein Österreicher mehr. – Watt, «Die bayerischen Bemühungen», S. 274.
- Watt, « Die bayerischen Bemühungen », S. 276-277; Jetzinger, S. 278.
- 74 Ob, wie oft akzeptiert worden ist (siehe Bullock, Hitler, S. 108; Toland, S. 277), Gürtner, von der Weigerung Österreichs, Hitler zurückzunehmen, beeinflusst, eine entscheidende Rolle bei dem Ende der Ausweisungsbemühungen gespielt hat, erscheint unsicher nach Watts Untersuchung. Siehe Watt, «Die bayerischen Bemühungen», S. 270-271, S. 279.
- 75 Deuerlein, Aufstieg, S. 250-252; Jetzinger, S. 272, S. 279.
- 76 Jetzinger, S. 280.
- 77

- 78 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 119-130 (Zitat, S. 130). Leybold hatte Hitlers gute Führung in einem zweiten Bericht vom 13. November 1924 erneut bestätigt.
- 79 Siehe Jablonsky, S. 150.
- 80 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 130.
- 81 Monologe, S. 259-260. Zu Müller, siehe Monologe, S. 146, und Heiden, Hitler, S. 199-200.
- 82 Gritschneider, Bewährungsfrist, S. 130.
- 83 Monologe, S. 259-260; Hoffmann, S. 42; Franz-Willing, Putsch, S. 278-279, zitiert *Der Nationalsozialist* vom 25. Dezember 1924 und den *Völkischen Kurier* vom 23. Dezember 1924.
- 84 Monologe, S. 261.
- 85 Frank, S. 46-47.
- 86 Siehe Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 91-92, zu Fobkes Beschreibung von Hitlers normalem Tagesablauf in Landsberg.
- 87 Siehe MK, S. 36.
- 88 Frank, S. 47.
- 89 Siehe Frank, S. 45.
- 90 Eitner, S. 75. Eitner (S. 75-82) war bereit, die Zeit in Landsberg als den bedeutenden Wendepunkt in Hitlers Leben zu sehen, als sein «Jordan-Erlebnis», das ihn von seiner messianischen Sendung überzeugte, derzufolge er nicht mehr Deutschlands «Johannes der Täufer», sondern der «Messias» selbst sei.
- 91 Auch wenn man berücksichtigt, dass Hitler für gewöhnlich sein «intuitives Genie» betont, stimmt sein späterer Kommentar, erst in dieser Zeit habe er durch längeres Nachdenken zum erstenmal viele Dinge richtig begriffen, die er zuvor nur intuitiv verstanden habe, mit dieser Interpretation überein. – Monologe, S. 262.
- 92 Monologe, S. 262.
- 93 Otto Strasser, Hitler und ich, Buenos Aires, ohne Jahr (1941?), S. 56.
- 94 Franz-Willing, Putsch, S. 251; Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 92. Fobke spricht von einem einstündigen «Vortrag beim Chef, besser vom Chef». Laut einem der Gefängniswärter, der später SS-Sturmführer wurde, las Hitler an Samstagabenden Kapitel aus seinem Buch vor. – Otto Lurker, Hitler hinter Festungsmauern, Berlin, 1933, S. 56. Siehe auch Werner Maser, Hitlers «Mein Kampf», München/Esslingen, 1966, S. 20-21, und Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 161-178, hier S. 162.
- 95 Angedeutet in Heiden, Der Führer, S. 226. Trotz ihrer Plausibilität gibt es keine stützenden Belege für Heidens Schlussfolgerung, die nicht in seiner Hitler-Biographie von 1936 erschien. Heiden, Der Führer, S. 226, ist offenbar auch die Quelle für die Mutmassung, Hitler habe 1922 mit der Arbeit an einem Buch mit dem Titel «Eine Abrechnung» (der auch den ersten Band von «Mein Kampf» überschreibt) begonnen, das auf seine Feinde und Rivalen ziele.
- 96 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 172.
- 97 Heiden, Hitler, S. 206; Heiden, Der Führer, S. 226.
- 98 Franz-Willing, Putsch, S. 251.
- 99 Heiden, Der Führer, S. 226, deutet darauf hin (wenn auch ohne stützende Belege).

- 100 Otto Strasser, Hitler und ich, S. 59; Frank, S. 45; Heiden, Hitler, S. 188-190; Hans Kallenbach, Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg, München, 1933» S. 56. Siehe auch Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 161-162; Lurker, S. 56; Maser, Frühgeschichte, S. 304 und Anmerkung 325; Maser, Hitler, S. 192. Ilse Hess hat nach dem Krieg behauptet, ihr Mann habe den Text nicht nach Diktat aufgenommen, sondern Hitler selbst habe ihn mit zwei Fingern auf einer alten Schreibmaschine getippt und später, nach seiner Freilassung, den zweiten Band einem Sekretär diktieren. – Maser, Hitlers «Mein Kampf», S. 20-21. Angesichts von Hitlers Aversion gegen das Schreiben und der Verfügbarkeit williger Helfer (einschliesslich Hess) in Landsberg klingt dies höchst unwahrscheinlich.
- 101 Otto Strasser, Hitler und ich, S. 59.
- 102 Heiden, Hitler, S. 206; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 172-173.
- 103 Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 163; Görnitz-Quint, S. 236-243. Ilse Hess hat, ohne zu überzeugen, nach dem Krieg behauptet, nur sie und ihr Mann seien an den stilistischen Änderungen an Hitlers Text beteiligt gewesen. – Maser, Hitler «Mein Kampf», S. 22-24.
- 104 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 173-174.
- 105 Frank, S. 45-46. Frank zufolge hat Hitler gesagt, wenn er 1924 geahnt hätte, dass er Reichskanzler würde, hätte er das Buch nicht geschrieben.
- 106 Heiden, Hitler, S. 206; Maser, Hitlers «Mein Kampf», S. 24; Oran James Haie, «Adolf Hitler: Taxpayer», *American Historical Review*, 60 (1955), S. 830-842, hier S. 837.
- 107 Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 163; Maser, Hitlers «Mein Kampf», S. 26-27; Anonymus, «The Story of „Mein Kampf“», *Wiener Library Bulletin*, 6 (1952), Nr. 5-6, S. 31-32, hier S. 31.
- 108 Laut Otto Strasser, Hitler und ich, S. 60-61, hatten die führenden Parteimitglieder beim Nürnberger Parteitag 1927 im kleinen Kreis zugeben müssen, dass sie das Buch nicht gelesen hatten. Siehe auch Karl Lange, Hitlers unbeachtete Maximen: «Mein Kampf» und die Öffentlichkeit, Stuttgart, 1968. Wer wie Christian Weber seit den frühesten Tagen der Partei mit Hitler gut bekannt war, machte sich gelegentlich über den Inhalt von «Mein Kampf» lustig. – Siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 188.
- 109 Hitlers Bruttoeinkünfte, hauptsächlich aus dem Verkauf von «Mein Kampf», betrugen 1925 1984 RM, waren 1927 auf 11494 RM gefallen, stiegen 1929 auf 15 448 RM, im nächsten Jahr steil auf 48 472 RM an und machten 1933 einen Sprung auf 1 232335 RM. 1933 wies Hitler Zahlungsrückstände bei den Steuern auf, doch die Finanzbehörden zögerten zunächst Schritte gegen ihn hinaus und stoppten sie ganz, als er Steuerbefreiung erhielt, so dass er die ungeheuer hohen Tantiemen für «Mein Kampf» im Dritten Reich ohne Abzug erhielt. – Haie, «Adolf Hitler: Taxpayer», S. 839-841.
- 110 Die herausragende Analyse hat Eberhard Jäckel geschrieben: Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft, Stuttgart, 4. erweiterte und überarbeitete Auflage, (1969) 1991.
- in Siehe MK, S. 317-318.
- 112 MK, S. 372.
- 113 MK, S. 358. – Die in der englischen Ausgabe zitierte 876.-880. Auflage von «Mein Kampf» (1943) spricht von 30 Millionen Menschen, die im

- Russischen Bürgerkrieg verhungerten, die für die Übersetzung zur Verfügung stehende 681.-685. Auflage (1942) von drei Millionen (A.d.Ü).
- 114 Siehe MK, S. 742-743, S. 750-752. Zur Entwicklung der Idee vom «Lebensraum» seit ihrem ersten Gebrauch in einer programmatischen Erklärung der Alldeutschen im Jahr 1894 siehe Karl Lange, «Der Terminus ‚Lebensraum‘», S. 426-437, insbesondere S. 428ff.
- 115 Siehe Martin Broszat, «Soziale Motivation», S. 392-409, hier insbesondere S. 403.
- 116 Ein Punkt, den Hugh Trevor-Roper 1953 gegen die damals gängige Strömung festhielt: «The Mind of Adolf Hitler», seine Einleitung zu: Hitler's Table Talk, 1941-44, London, 1953, S. vn-xxxv. Trevor-Roper bekräftigte seine Argumentation in dem Artikel «Hitlers Kriegsziele», VfZ, 8 (1960), S. 121-133. Doch erst mit Jäckels meisterhafter Analyse von «Mein Kampf» in «Hitlers Weltanschauung» wurden Hitlers Ideen 1969 allgemein als in sich geschlossen und schlüssig akzeptiert.
- 117 Frank, S. 45. Spätere Ausgaben von «Mein Kampf» enthielten bis 1939 dennoch insgesamt rund 2'500 weitgehend geringfügige stilistische Korrekturen. – Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 164; Maser, Hitler, S. 188.
- 118 Siehe Jäckel, Hitlers Weltanschauung, insbesondere S. 152-158.
- 119 Die verbindende Rolle des deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes in der Kontinuität extrem antisemitischer Ideen zwischen den Alldeutschen und den Nationalsozialisten wurde ausgezeichnet dargestellt von Lohalm, Völkischer Radikalismus.
- 120 JK, S. 176-177.
- 121 MK, S. 372.
- 122 MK, S. 772.
- 123 Wie im Titel der wichtigen Analyse der antijüdischen nationalsozialistischen Politik von Karl A. Schleunes angedeutet: The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy toward German Jews 1933-1939, Urbana/Chicago/London, 1970.
- 124 JK, S. 646.
- 125 JK, S. 703-704.
- 126 JK, S. 1210.
- 127 JK, S. 1226.
- 128 JK, S. 1242 und Anmerkungen 2 und 3.
- 129 Wolfgang Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers aus dem Frühjahr 1924», VfZ, 16 (1968), S. 287, S. 288. Zur Konventionalität von Hitlers alldeutscher Vorstellung zur Aussenpolitik in den frühen zwanziger Jahren siehe Günter Schubert, Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik, Köln, 1963, Kapitel 1 und 2; Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 31-38; und Kuhn, Hitlers aussenpolitisches Programm, S. 31-59, insbesondere S. 56.
- 130 Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 33-34
- 131 Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers», S. 283, S. 291; Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 35-36; Geoffrey Stoakes, Hitler and the Quest for World Dominion, Leamington Spa, 1987, S. 137.
- 132 Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers», S. 284-291; Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 35.
- 133 Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers», S. 285, S. 289-290; Stoakes, S. 122-135-
- 134 JK, S. 96; Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 39.

- 135 JK, S. 427. Siehe auch Binion, «...dass ihr mich gefunden habt», S. 85. Die Rede im Mai 1921 fand kurz nach Hitlers erstem Besuch bei Ludendorff statt, der ihm die Idee in den Kopf gesetzt haben könnte. – Auerbach, «Hitlers politische Lehrjahre», S. 50, Anmerkung 127. Durch den Vertrag von Brest-Litowsk hatte sich Russland auf Kosten grosser territorialer Zugeständnisse an Deutschland aus dem Ersten Weltkrieg zurückgezogen.
- 136 JK, S. 505; Stoakes, S. 96.
- 137 Siehe Stoakes, S. 120-121.
- 138 Stoakes, S. 118-120.
- 139 Siehe Stoakes, S. 135, zu Ludendorffs Ansichten und die Möglichkeit von dessen Einfluss auf Hitler.
- 140 JK, S. 773.
- 141 Siehe Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers»; der Text ist in JK, S. 1216-1227, abgedruckt.
- 142- Siehe Heiden, Hitler, S. 188.
- M3 Woodruff Smith, S. 110-111, S. 164.
- 144 Siehe Woodruff Smith, insbesondere Kapitel 6.
- M5 Woodruff Smith, S. 224-230. Trotz seines schwülstigen Stils wurden zwischen 1926 und 1933 265'000 Exemplare des Romans verkauft. – Lange, «Der Terminus ‚Lebensraum‘», S. 433.
- 146 Woodruff Smith, S. 223, S. 240; Lange, «Der Terminus ‚Lebensraum‘», S. 430-433. Die Rolle, die der «Lebensraum» in Hitlers einem Wandel unterworfenen aussenpolitischen Vorstellungen gespielt hat, wird von Kuhn dargestellt, Kapitel 5, Teil III, S. 104-121, insbesondere, S. 115-117.
- 147 Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers», S. 293 und Anmerkung 67.
- 148 Zu Haushofer, der im Nürnberger Prozess abstritt, dass Hitler seine Werke verstanden habe, siehe Lange, «Der Terminus ‚Lebensraum‘», S. 432, wo die Behauptung in Zweifel gezogen wird.
- 149 Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 37, weist darauf hin, es sei unmöglich, eindeutig die direkten Einflüsse auf die Entwicklung von Hitlers Ideen während der Haft in Landsberg festzustellen. Maser, Hitler, S. 187, nimmt auf Grund von Bemerkungen in «Mein Kampf» als selbstverständlich hin, dass Hitler die Theorien von Haushofer, Ratzel und, obschon er kein Englisch konnte, von dem Engländer Sir Halford Mackinder gekannt habe. Haushofer hat Hess in Landsberg besucht. Später gab er zu, auch Hitler getroffen zu haben, obwohl er abstritt, mit ihm allein gewesen zu sein. – Toland, S. 272. Sein Name erscheint nicht auf der Liste mit Hitlers eigenen Besuchern. – Horn, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers», S. 293, Anmerkung 68. Siehe Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 37; Kuhn, S. 104-121.
- 150 Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 38-41.
- 151 MK, S. 741-743. Die Erstausgabe von «Mein Kampf» hatte an dieser Stelle das Wort «Perserreich», nicht «Riesenreich». – Hammer, «Die deutschen Ausgaben», S. 175; Jäckel, Hitlers Weltanschauung, S. 45, Anmerkung 32.
- Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928, hg. v. Gerhard L. Weinberg, Stuttgart, 1961; erneut veröffentlicht unter dem Titel «Aussenpolitische Standortsbestimmung nach der Reichstagswahl Juni-Juli 1928», in: RSA, IIA.
- 153 Monologe, S. 262.

- 155 JK, S. 1210; Tyrell, Führer, S. 64; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 155.
 156 Tyrell, Trommler, S. 166-167.
 157 Siehe Eitner, S. 75-84.
 158 Siehe Tyrell, Trommler, S. 167.
 159 MK, S. 229-232 (Zitate, S. 231-232).
 160 MK, S. 650-651.
 161 MK, S. 70.
 162 Bullocks Formulierung (Hitler, S. 794-795) – «ein völlig prinzipienloser Opportunist» in einem System, dessen Thema «das als Rassenlehre verkleidete von der Herrschaft» war – folgte Hermann Rauschning, Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich, Zürich/New York, 1938, insbesondere Teil I.
 163 Tyrell, Führer, S. 85.
 164 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 134 (Fobke an Haase, 21. August 1924).
 165 Siehe Tyrell, Trommler, S. 174.
 166 Siehe Broszat, Der Nationalsozialismus, S. 21-22: «Man hat mit Recht von der Weltanschauung des Nationalsozialismus als von einem Mischkessel, einem Konglomerat, einem ‚Ideenbrei‘ gesprochen.»
 167 Siehe Anmerkung 162.

ACHTES KAPITEL: AUF DEM WEG ZUR BEHERRSCHUNG DER «BEWEGUNG»

- 1 BAK, R 43 I/2696, Fol. 528. Siehe auch Thomas Childers, The Formation of the Nazi Constituency, 1919-1933, London/Sydney, 1986, S. 232.
- 2 Siehe Jürgen Falter, Thomas Lindenberger und Siegfried Schumann (Hg.), Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten, München, 1986, S. 45.
- 3 Siehe Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne, Frankfurt am Main, 1987, S. 125, S. 132ff., S. 141-142, S. 176; Petzina, Abelshauer und Faust (Hg.), Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, III, S. 61, S. 98, S. 114-115, S. 125, S. 137. Die weitreichenden Verbesserungen im Rahmen des Wohlfahrtsstaates werden behandelt von Ludwig Preller, Sozialpolitik in der Weimarer Republik, Düsseldorf, (1949) 1978.
- 4 Siehe Peter Gay, Die Republik der Aussenseiter. Geist und Kultur der Weimarer Zeit 1918-1933, aus dem Amerikanischen v. Helmut Lindemann, Frankfurt (1970) 1987-
- 5 Peukert, Die Weimarer Republik, S. 175-176.
- 6 Siehe Michael Kater, Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus, aus dem Amerikanischen von Bernd Rullkötter, Köln, 1995, S. 21-63, ^{zur} Ausbreitung des Jazz in der Weimarer Republik.
- 7 BHStA, MA 102137, RPvOB, HMB, 18. Februar 1928, S. 1.
- 8 Tyrell, Führer, S. 382.
- 9 Tyrell, Führer, S. 352. Die von der Partei angegebenen Mitgliederzahlen enthalten nicht die Austritte und sind daher zu hoch.
- 10 Das hat Dietrich Orlow, The History of the Nazi Party. I: 1919-1933, Newton Abbot, 1971, S. 76, über die Partei des Jahres 1926 festgestellt.

- 11 Tyrell, Trommler, S. 171.
- 12 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 163; Lüdecke, S. 252.
- 13 Hanfstaengl hatte Hitler bei einem Besuch in Landsberg ermutigt, sich körperlich zu ertüchtigen und bei Ballspielen mitzuwirken, um die überschüssigen Pfunde loszuwerden. Hitler wies den Gedanken zurück: «Ein Führer kann es sich nicht leisten, von Mitgliedern seiner Gefolgschaft geschlagen zu werden – selbst nicht einmal beim Turnen oder beim Spiel.» – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 157.
- 14 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 164. Zu Hitlers später streng befolgten vegetarischen Ernährungsweise und den unterschiedlichen Erklärungen, die er und andere dafür boten, siehe Schenck, S. 27-42.
- 15 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 166-167.
- 16 Monologe, S. 260-261, S. 453, Anmerkung 170. Hitler hatte an Weihnachten 1924 gegenüber Hanfstaengl gestöhnt, dass «mein Rudi, mein Hessleri» noch im Gefängnis sei. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 165.
- 17 Monologe, S. 261, wo Hitler bemerkte, Held sei bei ihrem Treffen anständig zu ihm gewesen, deshalb habe er ihm später «auch nichts getan»; Karl Schwend, Bayern zwischen Monarchie und Diktatur, München, 1954, S. 298; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 169; Lüdecke, S. 255; Ludendorff, Als ich Ludendorff's Frau war, S. 324-328.
- 18 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 193-194.
- 19 Schwend, S. 298. Und siehe Jablonsky, S. 155 und S. 218-219, Anmerkung 166 und 167.
- 20 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 170. Das Verbot endete automatisch mit der Aufhebung des Ausnahmezustands in Bayern. – Deuerlein, Aufstieg, S. 245.
- 21 Tyrell, Führer, S. 89-93, Brief des späteren Gauleiters von Pommern (1927-1931), Walther von Corswant-Cuntzow. Siehe auch Deuerlein, Aufstieg, S. 242-243, auf der Grundlage eines Berichts in der *Münchener Post* vom 4. Februar 1925; und Jablonsky, S. 156. Zu Reventlows öffentlichem Angriff auf Hitler bald nach der «Preussentagung» siehe Horn, Marsch, S. 213.
- 22 Tyrell, Führer, S. 92.
- 23 Horn, Marsch, S. 216 und Anmerkung 23.
- 2-4 Horn, Marsch, S. 212, Anmerkung 6.
- 25 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 193-194. In einem Privatbrief vom Juli 1925 über Hitlers Verhältnis zu Ludendorff schrieb Rudolf Hess: «Herr Hitler hat niemals Exz.Ludendorff autorisiert die nat.so. Bewegung zu führen. Herr Hitler hat Exz. immer und immer wieder gebeten, sich sofort nach dem Prozess zurückzuziehen aus dem kleinteiligen politischen Streit. Exz. L. sollte seinen Namen der Nation erhalten und ihn nicht für eine kleine Partei einsetzen und verbrauchen.» – Sonderarchiv Moskau, 1355/1/2, Fol. 75, Hess an Kurt Günther, 29. Juli 1925.
- 26 Tyrell, Führer, S. 93-94.
- 2-7 Horn, Marsch, S. 213 und Anmerkung 13, S. 214 und Anmerkung 14; Jablonsky, S. 158; Deuerlein, Aufstieg, S. 245.
- 28 Tyrell, Führer, S. 104.
- 2-9 Tyrell, Führer, S. 71.
- 30 Hitler lehnte den Ausdruck «völkisch» als unklar ab. – RSA, I, S. 3. Trotz seiner Stellungnahme waren manche Sympathisanten seiner «Bewegung»

- sich über die Einstellung zur Religion noch nicht im Klaren. Rudolf Hess beantwortete am 22. Mai 1925 einen Brief von Ilse Harff aus Chemnitz: «Herr Hitler hat auch noch nie Stellung genommen gegen die christliche Religion irgendeiner Konfession, sondern lediglich gegen sich christlich nennende *Parteien*, die die christliche Religion zu politischen Zwecken missbrauchen.» – Sonderarchiv Moskau, 13 5 5/1/2, Fol. 127.
- 31 RSA, I, S. 1-6.
- 32 Lüdecke, S. 248.
- 33 RSA, I, S. 9.
- 34 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 51-52; Horn, Marsch, S. 226-227. Hitler wartete über ein Jahr, bevor er im Herbst 1926 die Reorganisation der SA in die Hände Franz Pfeffer von Salomons legte.
- 35 RSA, I, S. 7-9.
- 36 Lüdecke, S. 256.
- 37 Heiden, Hitler, S. 198.
- 38 Jablonsky, S. 168, auf der Grundlage des Polizeiberichts von der Versammlung.
- 39 Rosenberg stellte in seinen Memoiren klar, er sei der Versammlung aus Groll ferngeblieben, der auf die Unterstützung zurückgehe, die Hitler der Clique um Esser und Streicher während seiner Internierung gewährt habe. Er wusste, dass Hitler eine öffentliche Zurschaustellung der Versöhnung geplant hatte, wollte aber dabei keine Rolle übernehmen. – Rosenberg, Letzte Aufzeichnungen, S. 114, S. 319-320.
- 40 Lüdecke, S. 257.
- 41 Lüdecke, S. 275.
- 42 Jablonsky, S. 168, S. 220, Anmerkung 9. Bei dem Treffen zur Auflösung des Völkischen Blocks im März in München soll Drexler gesagt haben: «Es ist mir unmöglich, neben einem Menschen (Esser! Anmerkung der Schriftleitung des *Miesbacher Anzeiger*) zu arbeiten (...) Mich trennt von Adolf Hitler gar nichts. Aber ich kann mit ihm nicht gehen, solange solche Menschen neben ihm arbeiten.» – BHStA, Slg. Personen, Anton Drexler, *Miesbacher Anzeiger*, 19. Mai 1925.
- 43 Lüdecke, S. 255.
- 44 RSA, I, S. 14-28.
- 45 In seinem «Aufruf an die ehemaligen Angehörigen» der NSDAP, der tags zuvor veröffentlicht wurde, hatte Hitler versprochen, binnen eines Jahres Rechenschaft darüber abzulegen, ob «die Partei wieder zur Bewegung wurde, oder die Bewegung als Partei erstickte». Auf jeden Fall übernehme er die Verantwortung. – RSA, I, S. 6.
- 46 BHStA, MA 101235/I, Pd. Mü., *Nachrichtenblatt*, 2. März 1925, S. 16.
- 47 BHStA, MA 101235/I, Pd. Mü., *Nachrichtenblatt*, 2. März 1925, S. 16; RSA, I, S. 28, Anmerkung 9; Lüdecke, S. 258.
- 48 RSA, I, S. 446, S. 448.
- 49 RSA, I, S. 5, S. 28, Anmerkung 9; Horn, Marsch, S. 216-217 und Anmerkungen 25-26.
- 50 Lüdecke, S. 253, zufolge erging sich Hitler wutentbrannt über die Unzulänglichkeiten von Generalen als Staatsmännern, als Ludendorffs Verhalten zur Sprache kam.
- 51 Horst Möller, Weimar. Die unvollendete Demokratie, München, 1985, S. 54.

- 52 Ludwig Volk, *Der bayerische Episkopat und der Nationalsozialismus 1930-1934*, Mainz, 1965, S. 5, S. 7.
- 53 RSA, I, S. 36.
- 54 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 179-180; Horn, *Marsch*, S. 217.
- 55 Siehe RSA, I, S. 38, Anmerkung 2.
- 56 Lüdecke, S. 255.
- 57 Ludendorff, *Als ich Ludendorff's Frau war*, S. 331-333, Zitat S. 332.
- 58 Winkler, *Weimar*, S. 279; Horn, *Marsch*, S. 218, gibt an, die Wahl sei auf Jarres gefallen, um Ludendorff eine peinliche Situation zu ersparen. Das war eher eine Entschuldigung als eine Begründung.
- 59 Julius Streicher sagte in einer Rede vom 27. März 1925, also zwei Tage vor dem Urnengang, die Bedeutung der Wahl liege darin, zu zeigen, dass Deutschland einen Mann wie Hitler an der Spitze brauche. – Zitiert nach Horn, *Marsch*, S. 217, Anmerkung 28.
- 60 Falter und andere, *Wahlen*, S. 76. Die Kommunisten hatten ebenfalls starke Verluste zu verzeichnen, da sie die politische Radikalisierung in der Weimarer Republik, zumindest für den Augenblick, umkehrte.
- 61 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 180.
- 62 Der Tannenbergbund wurde 1933 verboten. Aus Imagegründen durften die Ludendorffs allerdings weiterhin publizieren. 1937 kam es zu einer offiziellen Versöhnung zwischen Hitler und Ludendorff, und bei dessen Tod im Dezember des gleichen Jahres erhielt der General ein Staatsbegräbnis. Die «völkischreligiöse Bewegung», die er und seine Frau gegründet hatten, die Deutsche Gotteserkenntnis, bekam sogar einen formalen Status zuerkannt. – Benz/ Graml, *Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik*, S. 212-213; Robert Wistrich, *Wer war wer im Dritten Reich*, S. 180.
- 63 Die Todeskrämpfe der DVFB dauerten bis 1933, doch ihre frühere Stärke erlangte sie nicht mehr. – Horn, *Marsch*, S. 218 und Anmerkung 32.
- 64 Horn, *Marsch*, S. 215-216; J. Nyomarkay, *Charisma and Factionalism within the Nazi Party*, Minneapolis, 1967, S. 72-73. Am 8. März 1925 wurde der NSFB (Völkischer Block) in Bayern aufgelöst, und die meisten Mitglieder kehrten zur NDSAP zurück. Vier Tage später löste sich die GVG mit einer einstimmigen Loyalitätserklärung an Hitler und die NSDAP selbst auf.
- 65 Tyrell, *Führer*, S. 107-108; Deuerlein, *Aufstieg*, S. 246-247; Horn, *Marsch*, S. 222 und Anmerkung 43. Hitler durfte während der Verbotszeit nur bei privaten Anlässen reden – wie auf der Versammlung im Hamburger Nationalklub im Februar 1926 – und aufgeschlossenen Parteiveranstaltungen, obwohl ihm dies in Bayern einige Zeit auch nicht erlaubt war.
- 66 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 247; Reinhard Kühnl, «Zur Programmatik der Nationalsozialistischen Linken. Das Strasser-Programm von 1925/26», *VfZ.*, 14 (1966), S. 317-333, hier S. 318.
- 67 Albert Krebs, *Tendenzen und Gestalten der NSDAP*, Stuttgart, 1959, S. 183, S. 185. Strassers Bedeutung für die NSDAP erfährt eine gründliche Untersuchung von Peter D. Stachura, *Gregor Strasser and the Rise of Nazism*, London, 1983, und Udo Kissenkoetter, *Gregor Strasser und die NSDAP*, Stuttgart, 1978. Siehe auch Kissenkoetter, «Gregor Strasser – NS-Parteiorganisator oder Weimarer Politiker?», in: Smelser/Zitelmann, *Die braune Elite*, S. 273-285.

- 68 Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 72.-73. In Süddeutschland gab es dagegen vor dem Putsch 222 Ortsgruppen (bis auf 37 alle in Bayern), verglichen mit lediglich 140 Ende 1925.
- 69 Tyrell, Führer, S. 97-99.
- 7° Siehe Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 207; Tyrell, Führer, S. 113; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 71-89; Jeremy Noakes, «Conflict and Development in the NSDAP 1924-1927», *Journal of Contemporary History*, 1 (1966), S. 3-36.
- 7i Noakes, Nazi Party, S. 65.
- 72- Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 207.
- 73 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 210-211; Noakes, Nazi Party, S. 84-85.
- 74 Siehe Krebs, S. 187. Goebbels' radikale, «nationale» Version des «Sozialismus» wird hervorgehoben von Ulrich Höver, Joseph Goebbels – ein nationaler Sozialist, Bonn/Berlin, 1992.
- 75 TBJG, I,i, S. 99 (27. März 1925). Während der neunziger Jahre sind drei substantielle Goebbels-Biographien erschienen: Ralf Georg Reuth, Goebbels, München, 1990; Höver (der im Detail nur die Zeit vor 1933 behandelt); und David Irving, Goebbels. Mastermind of the Third Reich, London, 1996. Kurze Charakterskizzen bieten Elke Fröhlich, «Joseph Goebbels – Der Propagandist», in: Smelser/Zitelmann, Die braune Elite, S. 52-68 und Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches, S. 119-138.
- 76 Peter Hüttenberger, Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP, Stuttgart, 1969, S. 33, S. 223; Shelley Baranowski, The Sanctity of Rural Life. Nobility, Protestantism, and Nazism in Weimar Prussia, New York/Oxford, 1995, S. 136.
- 77 TBJG, I,i, S. 127 (11. September 1925).
- 78 Zumindest öffentlich hat sich Hitler von dem Gedanken zu dieser Zeit nicht distanziert. In seiner Antwort auf die Frage eines Sympathisanten schrieb Hess entschuldigend im Auftrag Hitlers: «Leider haben wir noch keine Gewerkschaften. Z.Zt. werden aber Verhandlungen und Besprechungen über die Möglichkeit der Gründung gepflogen. Es gehört sehr viel Geld dazu; das hat die Bewegung nicht.» – Sonderarchiv Moskau, 1355/I/2, Fol. 22, Hess an Alfred Barg, Kohlfurt-Dorf.
- Noakes, Nazi Party, S. 85-86.
- 79 Siehe Krebs, S. 119.
- 80 Krebs, S. 187.
- 81 Dieser und der nächste Abschnitt beruhen auf Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 207-211. Siehe auch Noakes, Nazi Party, S. 71.
- 82 TBJG, I,i, S. 126 (11. September 1925). Fobkes Beschreibung Strassers findet sich bei Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 208.
- «3 Obwohl die Versammlung nicht alle Ziele erreicht hatte, notierte Goebbels seine Zufriedenheit: «Alles also, wie wir es wollten.» – TBJG, I,i, S. 126 (11. September 1925).
- 84 Die Göttinger Ortsgruppe hatte die Arbeitsgemeinschaft als Mittel angesehen, um ihre Ansichten über die Blockierung der Teilnahme an Wahlen und die Säuberung der Partei von Esser und seiner Clique in der Bewegung zu vertreten. –Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 211.
- 85

- 86 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 212-213. Die «Briefe» erschienen erstmalig am 1. Oktober 1925. Die Statuten wurden beim zweiten Treffen der Arbeitsgemeinschaft am 22. November 1925 in Hannover gebilligt.
- 87 Tyrell, Führer, S. 116-117; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 80-81; Kühnl, S. 3 21 ff. Gregor Strasser empfahl Goebbels, im Falle von Esser und Streicher von allen persönlichen Faktoren abzusehen. Beide waren gefragte Redner in den norddeutschen Gauen.
- 88 Tyrell, Führer, S. 115-116; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 80-81; Noakes, Nazi Party, S. 74.
- 8? Tyrell, Führer, S. 119; Noakes, «Conflict», S. 23ff.; Orlow, History, I, S. 67-68.
- Noakes, Nazi Party, S. 74-75.
- 90 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 223.
- 91 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 220; TBJG, I, i, S. 157
- 92 (25. Januar 1926); Noakes, Nazi Party, S. 76; Tyrell, «Gottfried Feder and the NSDAP», S. 69; Horn, Marsch, S. 237.
- Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 222. Möglicherweise kam auch direkte Kritik an Hitler auf. Doch die beiden Zeugen, Otto Strasser und Franz Pfeffer von Salomon, die viele Jahre nach den Ereignissen aussagten, sind nicht verlässlich. – Siehe Noakes, Nazi Party, S. 76-78.
- 93 Horn, Marsch, S. 237-238; Gerhard Schildt, Die Arbeitsgemeinschaft Nord-West. Untersuchungen zur Geschichte der NSDAP 1925/6, (Dissertation), Freiburg, 1964, S. i48ff. Hitler hatte nach der Neugründung der Partei 1925 die Aufteilung des Reiches in Gauen eingeleitet. Es kam zu einer Reihe von Verschmelzungen und Umbenennungen Ende der zwanziger Jahre, bevor die regionale Struktur der Partei feststand. – Siehe Hüttenberger, Gauleiter, S. 221-224; und Wolfgang Benz, Hermann Graml und Hermann Weiss (Hg.), Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München, (1997) 1998, S. 478-479. Hitlers regionale «Häuptlinge» waren seine lebenswichtigen Stützen bei der Ausweitung und Untermauerung seiner Führung in der Provinz.
- 94 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 221. Beim Volkstentscheid am 20. Juni verfehlte der Antrag die erforderliche Mehrheit. – RSA, I, S. 296, Anmerkung 4, S. 451, Anmerkung, 26.
- 95 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 220; Tyrell, «Feder», S. 69-70 und S. 85, Anmerkung 105; RSA, I, S. 291, Anmerkung 1.
- 96 Orlow, History, I, S. 68-69; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 83-84 und Anmerkung 45.
- 97 Tyrell, «Feder», S. 70.
- 98 TBJG, I, i, S. 161 (15. Februar 1926). Goebbels nahm (S. 161-162) auf die halbstündige Diskussion nach der vierstündigen Rede Bezug. Dem Polizeibericht zufolge dauerte die Rede fünf Stunden. – RSA, I, S. 294, Anmerkung 1.
- 99 VB-Bericht in RSA, I, S. 294-296. Siehe auch HStA, MA 101235/II, Pd. Mü., LB, 8. März 1926, S. 16.
- 100 Das «sic!» steht im Original. – TBJG, I, i, S. 161.
- 101 Obwohl Ley – von Fobke anlässlich des ersten Treffens der Arbeitsgemeinschaft «geistig» als «eine Null» beschrieben – ein Mitglied derselben war, hatte er sich als «unbedingter Anhänger der Person Hitlers» von den anderen abgehoben. – Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 209.

- 103 TBJG, I,i, S. 161-162. Goebbels soll nach der Konferenz von Bamberg gesagt haben: «Adolf Hitler hat 1923 den Sozialismus verraten!» – Tyrell, Führer, S. 128. Zu der Konferenz von Bamberg siehe auch die, wenn auch im Detail nicht ganz korrekte, Schilderung bei Krebs, S. 187-188.
- 104 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 225; Kühnl, S. 323.
- 105 Horn, Marsch, S. 243 und Anmerkung 119; Noakes, Nazi Party, S. 83.
- 106 Orlow, History, I, S. 72. Er muss Vorbehalte gehabt haben. Als Goebbels im April 1926 in München war, wurden er und Kaufmann von Hitler für ihre Rolle in der Arbeitsgemeinschaft und im Gau Ruhr stark kritisiert. – TBJG, I,i, S. 172 (13. April 1926).
- 107 Stachura, Strasser, S. 50.
- 108 Horn, Marsch, S. 243; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 53.
- 109 Siehe Horn, Marsch, S. 242, Anmerkung 117; Orlow, History, I, S. 72; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 88. Goebbels musste öffentlich auf die «Damaskus»-Vorwürfe reagieren. – TBJG, I,i, S. 204 (25. August 1926).
- 110 TBJG, I,i, S. 134-135 (14. Oktober 1925).
- 111 TBJG, I,i, S. 141 (6. November 1925), S. 143 (23. November 1925).
- 112 Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 87.
- 113 TBJG, I,i, S. 167 (21. März 1926): «Julius ist wenigstens ehrlich», schrieb er. Strasser riet zur Vorsicht. – Noakes, Nazi Party, S. 82.
- 114 TBJG, I,i, S. 169 (29. März 1926).
- 115 TBJG, I,i, S. 171 (13. April 1926).
- 116 Tyrell, Führer, S. 129; TBJG, I,i, S. 171-172 (13. April 1926). Goebbels erwähnt in seinem Tagebuch nichts vom Inhalt der Rede. Pfeffers Bemerkungen zu Kaufmann, dank Goebbels' Rede sei er beinahe überzeugt, nun den Sozialismus zu vertreten, nachdem er zuvor gedacht habe, seine und Goebbels' Ansichten zum Sozialismus gingen zu weit, lassen vermuten, dass Goebbels seine früheren Ansichten für das Münchner Publikum beträchtlich verwässert hat.
- 117 TBJG, I,i, S. 172-173 (13. April 1926).
- 118 TBJG, I,i, S. 175 (19. April 1926).
- 119 Horn, Marsch, S. 247. Martin Broszat, «Die Anfänge der Berliner NSDAP, 1926/27», V/Z, 8 (1960), S. 88ff.; Hüttenberger, Gauleiter, S. 39 ff.
- 120 TBJG, I,i, S. 244 (13. Juli 1928).
- 121 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 190.
- 122 Tyrell, Führer, S. 103.
- 123 RSA, I, S. 430; der Polizeibericht sprach von rund 2'500 anwesenden Mitgliedern. – RSA, I, S. 430, Anmerkung 18.
- 124 RSA, I, S. 431.
- 125 RSA, I, S. 437.
- 126 RSA, I, S. 430.
- 127 RSA, I, S. 461-465; Tyrell, Führer, S. 104, S. 136-141, S. 216; Horn, Marsch, S. 278-279; Orlow, History, I, S. 72-73.
- 128 RSA, I, S. 461; und siehe Noakes, Nazi Party, S. 83, Anmerkung 1.
- 129 RSA, II.1, S. 6-12 (Zitate, S. 6, S. 7).
- 130 RSA, II.1, S. 15, Anmerkung 1. Die Gewalttätigkeit und Härte der Besucher hatten eine Protestresolution des Weimarer Stadtrates und eine hitzige Debatte im thüringischen Landtag zur Folge. Ausserdem brachten sie der NSDAP die willkommene Öffentlichkeitswirkung. – RSA, II. 1, S. 17, Anmerkung 3.

- 131 Bis 1934 war die SS der SA untergeordnet. Zu Zeit des Weimarer Parteitages von 1926 hatte sie kaum mehr als 200 Mitglieder. – Siehe Heinz Höhne, *Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS*, Gütersloh, 1967, S. 23-31.
- 132 RSA, II.1, S. 16 und Anmerkung 5.
- 133 Orlow, *History*, I, S. 76; der Text der Rede findet sich in RSA, II. 1, S. 17-25. Dinter hatte seinen Einfluss geltend gemacht, um den Parteikongress im Nationaltheater zu veranstalten. – Tyrell, *Führer*, S. 149.
- 134 TBJG, I.i, S. 191 (6. Juli 1926).
- 135 Orlow, *History*, I, S. 76. Zu der Zeit hatte die Partei schätzungsweise 35'000 Mitglieder. 1926/1927 stagnierte die Mitgliedschaft an vielen Orten. – Siehe Orlow, *History*, I, S. 111.
- 136 Orlow, *History*, I, S. 75.
- 137 Siehe Lüdecke, S. 250-252.
- 138 Siehe Tyrell, *Führer*, S. 196.
- 139 Siehe Krebs, 126-127, zu Hitlers Rede in Hamburg Anfang Oktober 1927.
- 140 Siehe Krebs, S. 128.
- 141 Siehe Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 183; Krebs, S. 134-135.
- 142 Die folgende Schilderung beruht hauptsächlich auf Krebs, S. 126-135.
- M3 Krebs, S. 133.
- 144 Krebs, S. 132.
- 145 Krebs, S. 135.
- 146 Müller, *Wandel*, S. 301.
- 147 Krebs, S. 128-129.
- 148 Tyrell, *Führer*, S. 212, Brief von Walter Buch, 1. Oktober 1928. Das Dokument ist der handschriftliche Entwurf eines Briefes, der möglicherweise nie abgeschickt wurde.
- 149 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 183. Die «Kaffeehaustiraden» waren vermutlich Ausbrüche, die Hanfstaengl während der regelmässigen Zusammenkünfte zwischen Hitler und dessen Kumpanen in Münchner Cafés häufig erlebte.
- 150 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 183-184. Ähnliches hatte offenbar zu Ärger zwischen Hermann Esser und seiner Frau geführt. Hanfstaengl zufolge war Hitler zeitweise *persona non grata* im Hause eines seiner Berliner Wohltäter, des späteren Postministers Wilhelm Ohnesorge, und zwar wegen Hitlers mitleidheischenden Bekenntnissen gegenüber dessen Tochter, sie zwar nicht heiraten, aber auch nicht ohne sie leben zu können. Die Verlässlichkeit dieser Geschichte ist sehr zweifelhaft. In einem ähnlichen Fall ist anzunehmen, dass Hitler, der die Gesellschaft Winifred Wagners, der Schwiegertochter des Komponisten und Frau von Siegfried Wagner, sehr genoss, (anders als beispielsweise von Heiden, *Hitler*, S. 349, vermutet) nur ein platonisches Verhältnis zu ihr hatte.
- Siehe die Eindrücke Hans Carossas in: Deuerlein, *Hitler*, S. 86.
- 151 Müller, *Wandel*, S. 301.
- 152 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 157.
- 153 Krebs, S. 126.
- 154 Lüdecke, S. 252; Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 163.
- 155 Krebs, S. 129; die Münchner Polizei vermerkte 1925, dass Hitler als Zweitwagen den schwarzen Mercedes gekauft hatte – HStA, MA 101235/1, Pd. Mü., *Nachrichtenblatt*, 2. März 1925, S. 17. Der Wagen hatte den

- ansehnlichen Preis von 20'000 Reichsmark – mehr als das von Hitler für 1925 versteuerbare Einkommen. Dem Finanzamt teilte er mit, den Wagen mit einem Bankkredit gekauft zu haben. – Haie, «Adolf Hitler: Taxpayer», S. 831, S. 837.
- 157 Siehe Monologe, S. 282-283, ^{zu} Hitlers Vorliebe für bayerische kurze Hosen.
- 158 Heiden, Hitler, S. 184.
- 159 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 185.
- 160 Müller, Wandel, S. 301.
- 161 Zum obenstehenden Text siehe Krebs, S. 127-129, S. 132, S. 134.
- 162 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 176.
- 163 Hitler hielt sich vom 18. Juli bis zum Monatsende in Berchtesgaden auf. – TBJG, Li, S. 194-198 (18. Juli bis 1. August 1926).
- 164 Monologe, S. 202-205. Der erste Band von «Mein Kampf», dessen Veröffentlichung für März 1925 geplant war – die Druckerei hatte Hitler im Februar vergeblich zur Abgabe des endgültigen Manuskripts gedrängt (Sonderarchiv Moskau, 1355/1/2, Fol. 223) –, kam am 1. Juli 1925 heraus. Toland, S. 288, erzählt vom Abschluss des ersten Bandes im Frühjahr 1925, ein Brief Rudolf Hess' vom 11. August 1925 berichtet von der Arbeit am zweiten Band, der 1926 abgeschlossen wird, im Sommer: «Er (Hitler) zieht sich für etwa 4 Wochen nach Berchtesgaden zurück, um den zweiten Band seines Buches zu schreiben.» – Sonderarchiv Moskau, 1355/1/2, Fol. 101. Der zweite Band erschien am 11. Dezember 1926. Maser, Hitlers «Mein Kampf», S. 272, S. 274.
- 165 Monologe, S. 206-207.1° der entsprechenden Anmerkung, S. 439, Anmerkung 60, datiert der Herausgeber, Werner Jochmann, den Mietvertrag auf 1925, ohne Quellenangabe und abweichend von Hitlers Datierung im Text. Auch Heiden, Hitler, S. 205, gibt 1925 an. Siehe auch Toland, S. 311. Hitler zweifelte nicht an 1928. Es ist unwahrscheinlich, dass sein gutes Faktengedächtnis ihm bei einer so bedeutsamen Frage einen Streich gespielt hat. Der Geschäftsmann war Kommerzienrat Winter aus Buxtehude. Laut Hitler, Monologe, S. 202, hatte jener sich Haus Wachenfeld 1916 erbauen lassen. – Josef Geiss, Obersalzberg. Die Geschichte eines Berges. Von Judith Platter bis heute. Ein Tatsachenbericht, 5. Auflage, Berchtesgaden, 1962, S. 62, Photo S. 70. Das Haus lag in der Nähe des Platterhofes (vormals Pension Moritz). Hanfstaengl dachte, der Kauf sei mit finanzieller Hilfe der Bechsteins vollzogen worden. Dafür gibt es keinen Beleg. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 186.
- 166 Heiden, Hitler, S. 205: «Sieben Jahre auf dem Zauberberg». Gauleiter Giesler aus München bezog sich angeblich mit dem Begriff «Heiliger Berg» auf den Obersalzberg. – Geiss, S. 68.
- 167 Zum Berghof, seiner Vorgeschichte und Symboikraft für Hitlers Herrschaft siehe Ernst Hanisch, Der Obersalzberg: das Kehlsteinhaus und Adolf Hitler, Berchtesgaden, 1995.
- 168 Heiden, Hitler, S. 207-208.
- 169 Monologe, S. 306; TBJG, I.i, S. 195-197 (23., 24. Juli 1926).
- 170 TBJG, I.i, S. 194-197 (18. bis 26. Juli 1926), Zitate, S. 196, S. 197.
- 171 Vermutlich war das eine von zwei Versammlungen, auf denen Hitler am 9. und 13. Oktober 1926 in Berchtesgaden sprach. – RSA, II.1, S. 71. Mimis Mutter war am 11. September gestorben. Hitler und Mimi müssen sich Ende September/ Anfang Oktober begegnet sein.

- 172 Günter Peis, «Hitlers unbekannte Geliebte», *Der Stern*, 13. Juni, 1959; siehe auch Maser, Hitler, S. 312-313, S. 320-321; Ronald Hayman, Hitler and Geli, London, 1997, S. 93-96; Nerin E. Gun, Eva Braun-Hitler. Leben und Schicksal, Velbert/Kettwig, 1968, S. 62-64.
- 173 Knopp, Hitler, S. 135, und S. 143-144. Die Quelle von Hitlers Brief wird nicht angegeben.
- 174 RSA, I, S. 297, Anmerkung 1 und 2 (Text der Rede, S. 297-330). Hitler durfte trotz des Verbots reden, weil er auf einer geschlossenen Veranstaltung sprach.
- 175 Falter und andere, Wahlen, S. 70; Edgar Feuchtwanger, From Weimar to Hitler. Germany, 1918-33, London, 2. Auflage, 1995, S. 191.
- 176 RSA, I, S. 318.
- 177 Obige Zitate, RSA, I, S. 323.
- 178 RSA, I, S. 324.
- 179 RSA, I, S. 325.
- 180 RSA, I, S. 315.
- 181 RSA, I, S. 320.
- 182 RSA, I, S. 330.
- 183 Zu einigen von vielen Beispielen siehe RSA, I, S. 362: «das internationale jüdische Börsen- und Finanzkapital, gestützt durch marxistisch-demokratische Hilfskräfte im Inneren»; RSA, I, S. 457: die Mission, «das deutsche Volk» gegen die «jüdischen internationalen Blutwürger» zu verteidigen; RSA, I, S. 476: «Der Gewinn landete in den Taschen der Juden.»; RSA, II, 1, S. 62: «lediglich in der Vernichtung des Marxismus» liege «die Möglichkeit einer deutschen Wiederauferstehung»; ohne «Lösung des Rasseproblems» sei dies nicht zu bewerkstelligen; RSA, II, S. 105-106: Hitler behauptet, er werde Christi «Kampf gegen den Juden als Feind der Menschheit» vollenden; RSA, II, 1, S. 110: die NSDAP tue recht daran, gegen das «Verderben» zu kämpfen, das «unser Volk der internationalen Börse übergibt und den jüdischen Weltkapitalismus zum unumschränkten Regenten unseres Vaterlandes erhebt», sowie gegen «die jüdische Pest unserer Presse- und Zeitungsvergiftung» anzugehen; RSA, II, S. 119: «Der internationale Weltjude sei Herr in Deutschland.»
- 184 Zum Beispiel RSA, II, S. 567, S. 742, S. 848, S. 858.
- 185 RSA, II, 1, S. 158. Siehe auch RSA, I, S. 20.
- 186 Hitler scheint den Terminus «Lebensraum» nur bei einer Gelegenheit, am 30. März 1928, benutzt zu haben. – RSA, II, S. 761.
- RSA, I, S. 240-241.
- 187 RSA, I, S. 295.
- 188 RSA, II, 1, S. 17-25, insbesondere S. 19-21.
- 189 MK, S. 726-758.
- 190 RSA, II, S. 552.
- 191 RSA, I, S. 137. Zu den Zitatbegriffen siehe RSA, II, i, Dokument 238,
- 192 S. 736 und RSA, II, i, Dokument 174, S. 505.
- RSA, I, S. 25.
- 193 RSA, I, S. 100.
- 194 RSA, I, S. 102, Band II, i, S. 408.
- 195 Zum Beispiel RSA, I, S. 37, S. 472.
- 196 RSA, I, S. 426.
- 197

- 198 TBJG, I.i, S. 172 (13. April 1926, S. 196 (23. Juli 1926).
- 199 Die Position, dass Hitler sich an ein mehr oder weniger kohärentes revolutionäres Programm gehalten und bewusst die Modernisierung der deutschen Gesellschaft angestrebt habe, ist von Rainer Zitelmann in seinen Studien konsequent weiterentwickelt worden, vor allem in: Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Hamburg/Leamington Spa/New York, 1987; Adolf Hitler, Göttingen/Zürich, 1989; und in: «Die totalitäre Seite der Moderne», in: Michael Prinz und Rainer Zitelmann (Hg.), Nationalsozialismus und Modernisierung, Darmstadt, 1991, S. 1-20, hier insbesondere S. 12E
- 200 RSA, I, S. 62.
- 201 RSA, II,II, S. 674.
- 202 Weinberg, Hitlers Zweites Buch. Hitlers Diktat des Buches lässt sich auf die letzten Wochen im Juni und die erste Juliwoche 1928 datieren. – RSA, II.A, XIX: Gerhard Weinbergs Einleitung zu der Neuedition des Werks (RSA, II.A) – jetzt mit dem der Beschreibung nach korrekten, wenn auch weniger prägnanten Titel «Aussenpolitische Standortsbestimmung nach der Reichstagswahl» überschrieben – bietet eine massgebliche Erläuterung von Hintergrund, Datierung und Inhalt des Traktats. Siehe auch Hitlers Zweites Buch, S. 7, S. 20; RSA, III, 1, XI. – Zu einer inhaltlichen Untersuchung siehe Martin Broszat, «Betrachtungen zu «Hitlers Zweitem Buch'«, V/Z, 9 (1961), S. 417-429.
- 203 Hitlers Zweites Buch, S. 21-26; RSA, II.A, S. 1-3.
- 204 Hitlers Zweites Buch, S. 21-22; RSA, I, S. 269-293; MK, S. 684-725 (mit geringfügigen stilistischen Abweichungen).
- 205 Hitlers Zweites Buch, S. 23; RSA, II.A, XVI. Die Einführung von italienisch-sprachigem Religionsunterricht in Südtirol hatte die Agitation 1928 erneuert.
- 206 Hitlers Zweites Buch, S. 36. 1928 wurden von «Mein Kampf» insgesamt nur 3'015 Exemplare verkauft, die schlechtesten Zahlen seit Erscheinen. – RSA, II.A, XXI.
- 207 RSA, II.A., XXI-XXII.
- 208 RSA, II.A, S. 182-187.
- 209 RSA, II.A, S. XXIII. Demgegenüber siehe Tolands Deutung, die das Gewicht des «Zweiten Buches» übertreibt und es als den Punkt sieht, an dem Hitler «die Überzeugung gewonnen» hatte, «dass seine beiden politischen Grundmotive – die jüdische Gefahr und der notwendige ‚Lebensraum‘ für Deutschland – in einem Kausalzusammenhang standen». – Toland, S. 312-314, Zitat S. 313.
- 210 Dies wurde erst 1969, nach der Veröffentlichung von Jäckels Studie «Hitlers Weltanschauung», begriffen. Einer der frühen Hitler-Biographen, Alan Bullock, erkannte, er habe in der ersten Auflage von «Hitler. Eine Studie über Tyrannei» die Bedeutung von Hitlers Ideen zu Unrecht heruntergespielt. – Rosenbaum, «Explaining Hitler», S. 67. Hitlers Ideologie nimmt einen vorrangigen Platz ein in Bullocks späterer Arbeit: Hitler und Stalin.
- 211 Tyrell, Führer, S. 107-108; Deuerlein, Aufstieg, S. 267-268. Das Verbot war zuerst am 22. Mai 1926 in Oldenburg aufgehoben worden.
- 212 RSA, II.1, S. 165-179; Deuerlein, Aufstieg, S. 268-269.
- 213 Deuerlein, Aufstieg, S. 269-275.
- 214 RSA, II.1, S. 179-181.
- 215 Heiden, Hitler, S. 221.
- 216 RSA, II.1, S. 221, Anmerkung 2.
- 217 RSA, II.1, S. 235, Anmerkung 2.

- xi8 BHStA, MA 102137, RPvOB, HMB, 21 März 1927, S. 3.
- 219 BHStA, MA 101235/II, Pd. Mü., LB, 19. Januar 1928, S. 11.
- 220 BHStA, MA 101238/II, Pd. Nbg.-Fürth, LB, 22. November 1927, S. 1, S. 4.
- 221 Tyrell, Führer, S. 108 (Preussen, 29. September 1928; Anhalt, November 1928).
- 222 Tyrell, Führer, S. 129-130, S. 163-164. Der Gruss mag durchaus sporadisch schon 1921 in Gebrauch gewesen sein, was Rudolf Hess behauptete, ohne den wahrscheinlichen Einfluss durch das faschistische Italien zu leugnen. «Heil» war lange in der alldeutschen Schönerer-Bewegung und in österreichischen wie deutschen Jugendgruppen als Grussform vor der Jahrhundertwende in Gebrauch gewesen. Siehe Hamann, S. 347, S. 349; Klaus Vondung, *Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus*, Göttingen, 1971, S. 17; und ebenso Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 181-182, zum Heil-Hitler-Gruss und dem wachsenden Führerkult in der Partei.
- 223 Tyrell, Führer, S. 163-164.
- 224 Siehe Theodore Abel, *Why Hitler came into Power*, Cambridge/Massachusetts, (1938) 1986, S. 73, zu Hess' Lobrede auf die grosse Führerschaft, in der er die Notwendigkeit eines Diktators behauptet, und zwar innerhalb eines Aufsatzes, den er 1921 bei dem Wettbewerb eines Deutschamerikaners über die «Ursache der Leiden des deutschen Volkes» verfasst hatte.
- Tyrell, Führer, S. 171.
- 225 Tyrell, Führer, S. 169.
- 226 Tyrell, Führer, S. 173.
- 227 Joseph Goebbels, *Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen*, Zwickau, ohne Jahr (1926?), S. 5, zitiert nach: Ernest Bramsted, *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*, Frankfurt 1971, S. 282.
- 228 Abel, S. 70.
- 229 Abel, S. 152-153.
- 230 Peter Merkl, *Political Violence under the Swastika*. 581 Early Nazis, Princeton, 1975, S. 106; Hoover Institution, Stanford, Kalifornien, Abel Collection, Biogramm Nr. 123.
- 231 Tyrell, Führer, S. 167; Hüttenberger, Gauleiter, S. 19, zu Dincklage.
- 232 Tyrell, Führer, S. 186-188; und siehe Rüssel Lemmons, Göbbels und Der
- 233 Angriff, Lexington, 1994, S. 23-24.
- RSA, II.1, S. 309-311 (18. Mai 1927), und ebenso S. 320-322 (25. Mai 1927); Orlow, *History*, I, S. 106; Lonerich, *Die braunen Bataillone*, S. 64.
- *34 Siehe Tyrell, Führer, S. 147-148.
- 2-35 Siehe Tyrell, Führer, S. 388 und Abbildung 5.
- 236 Tyrell, Führer, S. 145; Orlow, *History*, 1, S. 96-97 und Anmerkung 86.
- 2-37 Albrecht Tyrell, III. Reichsparteitag der NSDAP, 19.-21. August 1927,
- 238 Filmedition G122 des Instituts für den wissenschaftlichen Film, Ser. 4 Nr. 4/G122, Göttingen, 1976, insbesondere, S. 20-21, S. 23-25, S. 42-45. Es kamen weniger Besucher als erhofft.
- 239 Tyrell, Führer, S. 149, S. 202-203. Dinters Buch «Die Sünden wider die Zeit» war seit 1917 in mehreren hunderttausend Exemplaren verbreitet worden und in nationalistisch-rassistischen Kreisen ein Bestseller. Dinter publizierte seinen Briefwechsel mit Hitler in seiner Zeitschrift *Geist-christentum*.

- 240 Tyrell, Führer, S. 149, S. 208-120; Orlow, History, I, S. 135-136, S. 143. Hitler hatte Dinter im Juli hart in der Sache, aber versöhnlich im Ton geschrieben und ihn zu Gesprächen eingeladen. Mit einem Telegramm war Dinter zu einer Parteiführerkonferenz im September gerufen worden, aber nicht erschienen.
- 241 Tyrell, Führer, S. 210-211.
- 24 X Tyrell, Führer, S. 203-205.
- *43 Tyrell, Führer, S. 225-226.
- *44 Siehe Tyrell, Führer, S. 170 (Hess an Hewel, 30. März 1927); und Krebs, S. 127 (Rede in Hamburg, Oktober 1927).
- *45 Tyrell, Führer, S. 225. Die Gesamtzahl von 20'000 Ansprachen im Verlauf des Jahres 1928 bei nur ungefähr 300 Parteirednern stellt die Anzahl – wenn auch nicht den Einfluss – von Hitlers Reden ins richtige Verhältnis. Tyrell, Führer, S. 224. Sorgen über seine Gesundheit waren möglicherweise zumindest teilweise für die abnehmende Zahl von Hitlers Redeobligationen verantwortlich. Siehe David Irving, *The Secret Diaries of Hitler's Doctor*, London, 1990, S. 31-32, zu Hitlers späteren Kommentaren über seine heftigen Magenkrämpfe im Jahr 1929.
- 246 Tyrell, Führer, S. 225, und S. 219-220 zu den Finanzproblemen der Partei; siehe auch Orlow, History, I, S. 109-110.
- *47 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 106-123 (Kap. II.4); Orlow, History, I, S. 110, Anmerkung 137.
- Orlow, History, I, S. 109.
- 248 Mit der für ihn typischen Übertreibung erzählte Hitler Goebbels neun Jahre
 *49 später, der finanzielle Zustand der Partei habe ihn so bekümmert, dass er daran gedacht habe, sich zu erschiessen. Dann sei Kirdorf mit seiner Spende gekommen. – TBJG, I,II, S. 727 (15. November 1936). Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 114-115, hält das Geschenk für «unwahrscheinlich», obwohl er (vergleiche S. 451, Anm. 15 und 17 zu Kap. II.4)) nur auf die nach dem Krieg publizierten Memoiren von August Heinrichbauer und Albert Speers Erinnerungen an Hitlers Bemerkungen und nicht auf Goebbels' Tagebucheintrag verweist. Zur Vermittlertätigkeit Elsa Bruckmanns siehe Deuerlein, *Aufstieg*, S. 285-286. Kirdorf bat Hitler darum, seine Ansichten in einer Broschüre darzulegen, die privat unter Industriellen verteilt werden sollte. – Adolf Hitler, *Der Weg zum Wiederaufstieg*, München, August 1927; wieder abgedruckt in RSA, II,II, S. 501-509. Kirdorf, ein vormaliges Mitglied der DNVP, trat wegen der «sozialistischen» Ziele der Partei nach nur einem Jahr 1928 aus der NS-Partei aus, war aber ein Ehrengast beim Parteitag 1929 und trat 1934 der NSDAP wieder bei.
- Laut den parteieigenen Angaben zum Druck von Mitgliedskarten betrug die
 *50 Anzahl der Mitglieder im Dezember 1926 50'000 – immer noch niedriger als vor dem Putsch – 70'000 im November 1927, 80'000 am Vorabend der Wahl von 1928 und 100'000 im Oktober 1928. – Tyrell, Führer, S. 352. Diese Zahlen berücksichtigen weder die beträchtliche Austrittsquote noch die Kartenblöcke, die gedruckt, aber nicht vergeben wurden. Deshalb lagen die tatsächlichen Mitgliederzahlen weit niedriger. In den Ortsgruppen stagnierten die Zahlen. Orlow, History, I, S. 110-111. Siehe Deuerlein, *Aufstieg*, S. 291, zur Verteilung von 72 590 Mitgliedskarten Ende 1927, was in dem Jahr einen Anstieg um 23067 ausmacht.
- Tyrell, Führer, S. 196.
- *5i

- 252 Tyrell, Führer, S. 222.
- 253 Orlow, History, I, S. 58-59. Philipp Bouhler wurde nach der Neugründung der Partei 1925 deren Reichsgeschäftsführer, stieg rasch in der Hierarchie der NSDAP auf und wurde schliesslich Chef der Kanzlei des Führers und Leiter des «Euthanasieprogramms». Zu einem Porträt siehe Wistrich, S. 29.
- 254 Stachura, Strasser, S. 62-65, S. 6yff.; Tyrell, Führer, S. 224.
- 255 Deuerlein, Aufstieg, S. 287.
- 256 Stachura, «Der kritische Wendepunkt? Die NSDAP und die Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928», V/Z, 26 (1978), S. 66-99, hier S. 79-80.
- 257 Tyrell, Führer, S. 188.
- 258 Tyrell, Führer, S. 150.
- 259 Siehe Bradley F. Smith, Heinrich Himmler 1900-1926. Sein Weg in den deutschen Faschismus, München, 1979; Peter Padfield, Himmler, Reichsführer-SS, London, 1990; Charakterskizzen von Himmler bieten Fest, Das Gesicht des Deutschen Reiches, S. 156-174; und Josef Ackermann, «Heinrich Himmler – «Reichsführer SS'«, in: Smelser/Zitelmann, Die braune Elite, S. 115-133.
- 260 Tyrell, Führer, S. 224.
- 261 Deuerlein, Aufstieg, S. 292; Tyrell, Führer, S. 193.
- 262 Orlow, History, I, S. 151, spricht von einer «neuen Propagandastrategie, dem ländlich-nationalistischen Plan», um den gescheiterten «städtischen Plan» zu ersetzen. Siehe auch Band 1, S. 138. Stachura, «Wendepunkt?», S. 93 (Diskussion der relevanten Literatur, S. 66, Anmerkung 2), sieht gleichfalls eine fundamentale Verschiebung, doch als Folge der schlechten Wahlergebnisse.
- 263 *Frankfurter Zeitung*, 26. Januar 1928, zitiert nach Philipp W. Fabry, Mutmassungen über Hitler. Urteile von Zeitgenossen, Düsseldorf, 1979, S. 28.
- 264 Siehe Deuerlein, Aufstieg, S. 249-250, der einen Kommentar der *Weltbühne* vom 17. März 1925 zitiert, der den «Tod» der «völkischen» Bewegung meldet.
- 265 Siehe zum Beispiel BHStA, MA 102137, RPvOB, HMB, 19. Mai 1928, S. 1: «In weiten Kreisen besteht gegenüber der Wahlaufregung der Parteileitungen Gleichgültigkeit.» Die Kampagne der Nationalsozialisten blieb auf Klein- und Grossstädte beschränkt. – Geoffrey Pridham, Hitler's Rise to Power. The Nazi Movement in Bavaria, 1923-1933, London, 1973, S. 80. Die Wahlbeteiligung von 75,6 Prozent war die niedrigste bei allen Reichstagswahlen in der Weimarer Republik. – Falter und andere, Wahlen, S. 71.
- 266 Siehe zum Beispiel RSA, III.II, S. 202, zu Hitlers Kritik im April 1929 an den «20, 30 und mehr Parteien» und politisierten wirtschaftlichen Interessengruppen, ein Spiegel der Spaltung auf allen Gebieten. Falter und andere, Wahlen, S. 44.
- 267 Der Völkisch-nationale Block stellte 1928 seine eigenen Kandidaten auf und errang zur Freude der NSDAP lediglich einen Anteil von 0,9 Prozent (266430 Stimmen) und keinen einzigen Sitz. – Stachura, «Wendepunkt?», S. 91.
- 269 Stachura, «Wendepunkt?», S. 85-87. Die Partei räumte danach öffentlich ein, die Wahlergebnisse auf dem Land hätten gezeigt, dass es mit geringem Aufwand an Energie, Geld und Zeit möglich sei, dort besser als in den Grossstädten abzuschneiden. – Siehe VB, 31. Mai 1928, zitiert bei Noakes, Nazi Party, S. 123.

- 270 Noakes, Nazi Party, S. 121-123.
- 271 Falter und andere, Wahlen, S. 71; und Stachura, «Wendepunkt?», S. 85-86, zu lächerlichen Stimmenanteilen für die NSDAP in östlichen Regionen. Zum Stimmenrückgang bei der DNVP siehe auch Baranowski, Sanctity, S. 127-128.
- 272 TBJG, I.i, S. 226 (22. Mai 1928), wo Goebbels schreibt, wie wichtig ihm die parlamentarische Immunität ist. Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 192, erinnerte sich an Görings Zufriedenheit über die Freifahrtscheine für die Erste Klasse der Reichsbahn und andere materielle Vorteile, die er als Reichstagsabgeordneter genießen werde. Hanfstaengl zufolge hatte Göring Hitler ein Ultimatum gestellt: Entweder stehe er auf der Kandidatenliste, oder er und Hitler seien Gegner. Hitler gab nach.
- 273 Zitiert nach Stachura, «Wendepunkt?», S. 81, aus: *Der Angriff*, 30. Mai, 1928.
- 274 Orlow, History, I, S. 132.
- 2-75 Deuerlein, Aufstieg, S. 293; und siehe Stachura, «Wendepunkt?», S. 91.
- 276 Orlow, History, I, S. 137-138; RSA, III.1, S. 22, S. 35. Zu Hitlers Passivität und fast schon geringschätziger Gleichgültigkeit gegenüber den Verfahrensweisen der Konferenz, die er somit zur Bedeutungslosigkeit verurteilte, da alle Anwesenden stets auf Hitlers Entscheidungen warteten, die nie erfolgten, siehe Krebs, S. 131-132 (der die Konferenz falsch auf Oktober datiert).
- *77 RSA, III.1, S. 56-62, S. 68-72. Zu Gregor Strassers organisatorischem Plan siehe Stachura, «Wendepunkt?», S. 94; Orlow, History, I, S. 139-141. Stachura, «Wendepunkt?», S. 95.
- 278 RSA, II.II, S. 847.
- 279 RSA, III.i, S. XI; ebenso RSA, II.A, S. XIV, S. XIX.
- 280 Tyrell, Führer, S. 289.
- 281 RSA, III.i, S. 3.
- 282 Wilhelm Hoegner, Der schwierige Aussenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten, München, 1959, S. 48; Stachura, «Wendepunkt?», S. 90.
- 283 Das Verbot endete am 28. September 1928. – RSA, III.i, S. 236, Anmerkung 2. Hitler hatte am 13. Juli vor rund 5'000 Menschen in Berlin auf einer geschlossenen Parteiversammlung gesprochen. – RSA, III.i, S. 11-22; TBJG, I.i, S. 245 (14. Juli 1928).
- 284 RSA, II.1, S. 236-240; TBJG, I.i, S. 291 (17. November 1928). Goebbels merkte an, der Saal sei von der Polizei geschlossen worden, als 16'000 Menschen versammelt waren. Der VB schätzte 18'000 (siehe RSA, III.i, S. 236, Anmerkung 2).
- 285 RSA, III.i, S. 238-239.
- 286 RSA, III.i, S. 239.
- 287 Siehe Denis Sefton Delmer, Die Deutschen und ich, aus dem Englischen v.
- 288 Gerda von Uslar, Hamburg 1962, S. 102-104.
- 289 Bernd Weisbrod, Schwerindustrie in der Weimarer Republik, Wuppertal, 1978, S. 415-456.
- 290 Deuerlein, Aufstieg, S. 297-298; Kolb, Die Weimarer Republik, S. 90. Im Jahresdurchschnitt lag die Arbeitslosigkeit für 1929 ein wenig unter zwei Millionen, das heisst, rund eine halbe Million höher als im Jahr davor. Auch die Anzahl der Kurzarbeiter war stark gestiegen. – Petzina und andere, S. 119, S. 122. Joseph P. Schumpeter, Aufsätze zur Soziologie, Tübingen, 1953, S. 225.

292. Deuerlein, Aufstieg, S. 296.
- 2-93 Siehe Winkler, Weimar, Kapitel 10; Peukert, Die Weimarer Republik, Kapitel 7.
- 294 Zehn Prozent der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter und 18 Prozent der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter waren 1926 erwerbslos. – Petzina und andere, S. 119. Zur weitgehenden Entfremdung der Arbeiterjugend siehe Peter D. Stachura, *The Weimar Republic and the Younger Proletariat*, London, 1989. Die besonders schwerwiegenden Einwirkungen der Erwerbslosigkeit auf die Jugend wird behandelt von Dick Geary: «Jugend, Arbeitslosigkeit und politischer Radikalismus am Ende der Weimarer Republik», *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 4/5 (1983), S. 304-309.
- 2-95 Siehe Larry Eugene Jones, «The Dying Middle: Weimar Germany and the Fragmentation of Bourgeois Politics», *Central European History*, 5 (1969), S. 23-54; und sein Buch, *German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System, 1918-1933*, Chapel Hill, 1988.
- 296 Siehe Heinrich August Winkler, «Extremismus der Mitte? Sozialgeschichtliche Aspekte der nationalsozialistischen Machtergreifung», *VfZ*, 20 (1972), S. 175-191. Harold James, «Economic Reasons for the Collapse of the Weimar Republic» in: Ian Kershaw (Hg.), *Weimar. Why did German Democracy Fail?*, London, 1990, S. 30-57, hier 47, weist darauf hin, dass bei der Wahl von 1928 ein Viertel aller abgegebenen Stimmen an Parteien mit einem Anteil von weniger als fünf Prozent ging.
- 297 James, «Economic Reasons», S. 32-45. Die der Weimarer Republik eigenen wirtschaftlichen Strukturschwächen wurden unterstrichen von Knut Borchardt, *Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume in der Wirtschaftspolitik*, Göttingen, 1982.
- 298 Deuerlein, Aufstieg, S. 297.
- 298 RSA, III.i, S. 245-253.
- 2-99 Siehe Baldur von Schirach, S. 17-25, S. 58-61, S. 68; Fest, *Das Gesicht des Dritten Reiches*, S. 300-318; und Michael Wortmanns Porträt, «Baldur von Schirach – Studentenführer, Hitlerjugendführer, Gauleiter in Wien», in: Smelser/Zitelmann, *Die braune Elite*, S. 246-247. Zahlenmaterial für die NS-Erfolge bei studentischen Wahlgängen bietet Tyrell, *Führer*, S. 380-381.
- 300 Deuerlein, Aufstieg, S. 299-301; Hitlers eigene Berichte, als Artikel im *VB* veröffentlicht, sind in RSA, III, S. 105-114, abgedruckt. Orlow, *History*, I, S. 154, verwies auf sie als «die wenigen, menschlich bewegenden Artikel, die (Hitler) je geschrieben habe». Der lebendige Stil klingt nicht nach der Hitlerschen Diktion, was vermuten lässt, dass der Text redaktionell beträchtlich verbessert worden ist. Zur «Blutnacht von Wöhrden» siehe auch Gerhard Stoltenberg, *Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918-1933*, Düsseldorf, 1962, S. 147; und Rudolf Heberle, *Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918 bis 1932*, Stuttgart, 1963, S. 160-171.
- 301 Zum Gebrauch des Terminus «Krise vor der Krise» siehe Dietmar Petzina, «Was there a Crisis before the Crisis? The State of the German Economy in the 1920s», in: Jürgen Baron von Kruedener (Hg.), *Economic Crisis and Political Collapse. The Weimar Republic 1924-1993*, New York/Oxford/München, 1990, S. 1-19.

- 303 RSA, III.II, S. 202-213, S. 233-236, S. 238-239, S. 260-262.
- 304 RSA, III.II, S. 210.
- 305 RSA, III.II, S. 238.
- 306 Orlow, History, I, S. 161-162; Stachura, Strasser, S. 69. Einige Unterstützung für die These, dass Himmler für die Taktik der «Rednerkonzentration» verantwortlich war, bieten zwei Briefe von Gauleiter Kube an Himmler vom 23. Juni und 4. November 1928 im BDC, Parteikanzlei, Korrespondenz, Heinrich Himmler.
- 307 Siehe Ellsworth Faris, «Takeoff Point for the National Socialist Party: The Landtag Election in Baden, 1929», *Central European History*, 8 (1975), S. 140-171, hier S. 168. Die Durchdringung von sozialen Netzwerken durch die Nationalsozialisten wird betont von Rudy Koshar, *Social Life, Local Politics, and Nazism: Marburg, 1880-1935*, Chapel Hill, 1986; und für katholische Schwarzwaldgegenden von Oded Heilbronner, «The Failure that Succeeded: Nazi Party Activity in a Catholic Region in Germany, 1929-32», *Journal of Contemporary History*, 27 (1992), S. 531-549; und «Der verlassene Stammtisch. Vom Verfall der bürgerlichen Infrastruktur und dem Aufstieg der NSDAP am Beispiel der Region Schwarzwald», *Geschichte und Gesellschaft*, 19 (1993), S. 178-201.
- 308 Orlow, History, I, S. 162.
- 309 Siehe Faris, S. 168.
- 310 Falter und andere, Wahlen, S. 108.
- 311 Falter und andere, Wahlen, S. 98; Deuerlein, Aufstieg, S. 302.
- 312 RSA, III.II, S. 275-277, S. 277, Anmerkung 3; Pridham, S. 85-86.
- 313 Falter und andere, Wahlen, S. 90; Faris, S. 144-146.
- 314 RSA, III.II, S. 291, Anmerkung 10.
- 315 Winkler, Weimar, S. 346ff.
- 316 RSA, III.II, S. 290, Anmerkung 1; Winkler, Weimar, S. 354. Hitler fällt die Entscheidung zum Beitritt, ohne mit anderen führenden Männern der Partei Rücksprache zu halten. – Orlow, History, I, S. 173.
- 317 RSA, III.II, S. 292, Anmerkung 1.
- 318 Orlow, History, I, S. 173. Goebbels behauptete, Anfang August 1929 einem Komplott von Otto Strasser und seinen Anhängern gegen Hitler auf der Spur gewesen zu sein. Obwohl das eine Reflexion von Goebbels' Paranoia war, hatte Hitlers Umgang mit der «Reaktion» in der Tat den wachsenden Antagonismus der «national-revolutionären» Gruppe um Otto Strasser noch verschärft. – TBJG, I.i, S. 405 (3. August 1929); Tb Reuth, Band I, S. 393-394, Anmerkung 54.
- 319 Winkler, Weimar, S. 354-356. Neun von 35 Wahlbezirken stimmten zu mehr als einem Fünftel für die Vorlage des Volksentscheids.
- 320 Die Auflage des VB betrug immer noch nur 18'400 (bei rund 150'000 Mitgliedern) – Tyrell, Führer, S. 223.
- 321 Albrecht Tyrell, IV. Reichsparteitag der NSDAP, Nürnberg 1929, Filmedition G140 des Instituts für den wissenschaftlichen Film, Ser. 4, Nr./Gi4o, Göttingen, 1978, S. 6-7; Orlow, History, I, S. 173; RSA, III.II, S. 313-355, S. 357-361.
- 322 Otto Wagener, Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten, hg. v. Henry A. Turner, Kiel, 2. Auflage, 1987, S. 16-17 (und 17-21 zu einer Beschreibung des Parteitages und des tiefen Eindrucks, den er bei Wagener

hinterliess). Siehe auch die Schilderung in TBJG, I.i, S. 403-406 (1. Bis 6. August 1929).

323 Tyrell, Reichsparteitag, 1929, S. 6, S. 14.

3M Orlow, History, I, S. 167, S. 169.

NEUNTES KAPITEL: DER «DURCHBRUCH»

- 1 Abel, S. 126-127. (Die deutschen Originalzitate waren wegen der von Abel verwandten, heute unüblichen Kürzel für die Dokumente in der Hoover Institution nicht zu finden. Daher mussten sie ins Deutsche zurückübersetzt werden. A.d.Ü.)
- 2 Abel, S. 126. Zum Zitat siehe Anmerkung 1.
- 3 Zur Sozialstruktur der Partei siehe als Beispiele für eine umfangreiche Literatur: Kater, Nazi Party, und Detlef Mühlberger, Hitler's Followers. Studies in the Sociology of the Nazi Movement, London, 1991, das im ersten Kapitel eine detaillierte Übersicht über die Geschichtsschreibung bietet.
- 4 Abel, S. 119 (Zum Zitat siehe Anmerkung 1).
- 5 Siehe Juan J. Linz, «Political Space and Fascism as a Late-Comer: Conditions Conducive to the Success or Failure of Fascism as a Mass Movement in Inter-War Europe», in: Stein Ugelvik Larsen, Bernt Hagtvet und Jan Petter Myklebust (Hg.), Who Were the Fascists?, Bergen/Olso/Tromsø, 1980, S. 153-189.
- 6 Orlow, History, I, S. 175 und Anmerkung 166.
- 7 Siehe exemplarisch für eine reichhaltige Literatur, Harold James, Deutschland in der Weltwirtschaftskrise 1924-1936, aus dem Englischen von Werner Stingl, Stuttgart 1988; und Dieter Petzina, «Germany and the Great Depression», *Journal of Contemporary History*, 4 (1969), S. 59-74; Petzina und andere, S. 84, bieten die nackten statistischen Indikatoren für die Wirtschaftskrise und das soziale Elend. Siehe auch Peukert, Die Weimarer Republik, S. 245-246. Wilhelm Treue (Hg.), Deutschland in der Weltwirtschaftskrise in Augenzeugenberichten, Düsseldorf, 2. Auflage, 1967, insbesondere S. 245-253, bietet einige zeitgenössische Überlegungen zur sozialen Notlage.
- 8 Deuerlein, Aufstieg, S. 305-306.
- 9 RSA, III.III, S. 63.
- 10 Tyrell, Führer, S. 383; Falter und andere, Wahlen, S. 90, S. 97, S. 107, S. 111; Martin Broszat, Die Machtergreifung. Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik, München, 5. Auflage, (1984) 1994, S. 103.
- 11 RSA, III.III, S. 59-60; Fritz Dickmann, «Die Regierungsbildung in Thüringen als Modell der Machtergreifung», *VfZ*, 14 (1966), S. 454-464, hier S. 461. Siehe Dickmann, S. 460-464.
- 12 RSA, III.III, S. 60.
- 13 RSA, III.III, S. 61-62. Günther wurde 1930 auf den Lehrstuhl für «Rassenkunde» in Jena berufen.
- 14 Broszat, Die Machtergreifung, S. 108. Siehe zur Amtszeit Fricks Donald R. Tracy, «The Development of the National Socialist Party in Thuringia
- 15

- 1924-30», *Central European History*, 8 (1975), S. 23-50, insbesondere S. 42-44.
- 16 Tyrell, Führer, S. 352; RSA, III.III, S. 62, Anmerkung 22. Schätzungen zufolge lag die tatsächliche Mitgliederzahl der NSDAP wahrscheinlich zwischen zehn und 15 Prozent unter den Angaben der Partei. Siehe Anmerkung 250 im achten Kapitel.
- 17 Zum folgenden Bericht siehe William Sheridan Allen, «Das haben wir nicht gewollt!». Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930-1935, aus dem Amerikanischen von Jutta und Theodor Knust, Gütersloh, 1966, hier insbesondere S. 32-42.
- 18 Allen, S. 33-34, Zitat S. 34.
- 19 Allen, S. 34-35, Zitat S. 35.
- 20 Allen, S. 84. Zur Stützung dieser Behauptung siehe die Studien von Donald L. Niewyk, *The Jews in Weimar Germany*, Bacon Rouge/Manchester, 1980, Kapitel 3, insbesondere S. 79-91, und Sarah Gordon, *Hitler, Germans, and the «Jewish Question»*, Princeton, 1984, Kapitel 2, insbesondere S. 88-90.
- 21 Tyrell, Führer, S. 308.
- 22 Siehe Allen, S. 34-35, und die Arbeiten von Koshar und Heilbronner (zu den Angaben siehe oben Anmerkung 307 im achten Kapitel).
- 23 Rudolf Heberle, *Front Democracy to Nazism. A Regional Case Study on Political Parties in Germany*, Baton Rouge 1945, S. 109-m.
- 24 Siehe Bessel, «The Rise of the NSDAP», S. 26-27.
- 25 RSA, III.III, S. 63.
- 26 Tyrell, Führer, S. 327.
- 27 Wagener, S. 126-127.
- 28 Tyrell, Führer, S. 310, S. 327-328 (Denkschrift Hierl, 22. Oktober 1929).
- 29 Siehe Wagener, S. 127, kolportierte Bemerkungen von Gregor Strasser.
- 30 Winkler, Weimar, S. 366-371.
- 31 Broszat, *Die Machtergreifung*, S. 109-110; Winkler, Weimar, S. 367, S. 371.
- 32 Winkler, Weimar, S. 368-371.
- 33 Winkler, Weimar, S. 363.
- 34 Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, hg. v. Karl Dietrich Bracher und andere, IV. 1, *Politik und Wirtschaft in der Krise 1930-1932. Quellen zur Ära Brüning*, Teil I, Bonn, 1980, S. 15-18, Dokument 7, hier S. 15 (Aufzeichnung von Graf Westarp über eine Unterredung mit Reichspräsident v. Hindenburg, 15. Januar 1930); Broszat, *Die Machtergreifung*, S. 110-111.
- 35 Kolb, *Die Weimarer Republik*, S. 127-128; Winkler, Weimar, S. 378-381; Broszat, *Die Machtergreifung*, S. m.
- 36 Siehe Hans Mommsen, *Die verspielte Freiheit*, S. 320.
- 37 Tyrell, Führer, S. 383. Die Wahl fand am 22. Juni 1930 statt. Die Nationalsozialisten errangen 14 von 96 Mandaten im sächsischen Landtag.
- 38 TBIG, I.i, S. 577-582 (18. bis 29. Juli 1930).
- 39 Nyomarkay, *Charisma and Factionalism*, S. 98, Anmerkung 67; Tyrell, Führer, S. 312. Angesichts von Gregor Strassers umfangreichen Verpflichtungen als Reichsorganisationsleiter der NSDAP hatte sein Bruder Otto effektiv die Verlagsleitung übernommen.
- 40 Tyrell, Führer, S. 312-313; Nyomarkay, *Charisma and Factionalism*, S. 96-98.

- 4i TBJG, I.i, S. 492-493 (30. bis 31. Januar 1930), S. 496-503 (6. bis 22. Februar 1930). Siehe auch Lemmons, S. 44-47; Reuth, S. 163-165.
- 42- TBJG, I.i, S. 492 (31. Januar 1930).
- 43 Siehe Reuth, S. 164-165 und Tb Reuth, II, S. 451, Anmerkung 1, zur Vermutung, dass dies womöglich auf die mit der Regierungskrise in Aussicht stehende Reichstagswahl zurückgehe.
- 44 TBJG, I.i, S. 507 (2. März 1930). Zu Wessels Tod siehe Thomas Oertel, Horst Wessel. Untersuchung einer Legende, Köln, 1988, insbesondere S. 83-105. Zu Goebbels' Irritation angesichts von Hitlers Weigerung, am 1. März zur Beerdigung von Horst Wessel zu gehen, siehe TBJG, I.i, S. 507 (1. bis 2. März 1930); siehe auch Reuth, S. 161. Hitler wurde von Göring wegen der spannungsgeladenen Situation und der drohenden Gewalt – trotz der Bitten Goebbels' – davon abgebracht, an dem Begräbnis teilzunehmen. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 204. Trotz starker Polizeikorondons kam es zu Unruhen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten mit einigen Schwerverwundeten. – Oertel, S. 101-103; TBJG, I.i, S. 507-508 (1. bis 2. März 1930). Das «Horst-Wessel-Lied» wurde unter Goebbels' Einfluss (obwohl er von dessen musikalischen Qualitäten privat wenig hielt) zur parteieigenen Hymne und besonders nach 1933 bei bedeutenden repräsentativen Anlässen nach der Nationalhymne «Deutschland über alles» gesungen. Horst Wessel hatte nur den Text geliefert; die Melodie rührte von einem alten Armeelied her. – Oertel, S. 106-113.
- TBJG, I.i, S. 507 (2. März 1930), S. 515 (16. März 1930).
- 45 TBJG, I.i, S. 515 (16. März 1930).
- 4⁶ TBJG, I.i, S. 524 (5. April 1930).
- 47 TBJG, I.i, S. 528 (13. April 1930).
- 48 TBJG, I.i, S. 538 (28. April 1930); RSA, III.III, S. 168-169; Tyrell, Führer,
- 49 S. 331-332.
- TBJG, I.i, S. 538 (28. April 1930).
- 50 Strasser, Hitler und ich, S. 101.
- 51 Strasser, Hitler und ich, S. 105-106. Die Gespräche werden zusammen-
- 52 gefasst von Patrick Moreau, Nationalsozialismus von links, Stuttgart, 1984, S. 30-35.
- Strasser, Hitler und ich, S. 106.
- 53 Strasser, Hitler und ich, S. 104-107. Eine ältere Version, die als authentisch
- 54 gelten kann, da sie auf den Notizen beruhte, die er seinerzeit angefertigt hatte, und auch von den Nationalsozialisten nicht bestritten wurde, veröffentlichte Strasser als polemisches Pamphlet nach dem Treffen: Otto Strasser, Ministersessel oder Revolution?, Berlin, 1930. Siehe Moreau, S. 205, Anmerkung 48. Das Pamphlet enthielt Otto Strassers Version des Zwiesgesprächs mit Hitler vom Mai, die später als Grundlage seines Buches «Hitler und ich» diente. Hitlers Bemerkungen zum Sozialismus ähnelten denen, die er auf einer Parteiführertagung am 27. April in München gemacht hatte. – RSA, III.III, S. 168, Anmerkung 4. Bei seinem Treffen mit Otto Strasser kam es auch zu ernststen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Aussenpolitik, da Hitler weiterhin an einem Bündnis mit Britannien festhielt. – Strasser, Hitler und ich, S. 108-109; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 99. Siehe Gregor Strassers Kommentare – kritisch gegenüber dem Bruder und dessen «einseitigem» Bericht über das Treffen –

- in seinem Brief an den Sudetenführer Rudolf Jung vom 22. Juli 1930. Tyrell, Führer, S. 332-333.
- 55 Strasser, Hitler und ich, S. 104. Das Diffuse im Parteiprogramm bedeutete, dass die totale Unterordnung unter den «Führer» das einzige Mittel war, um die Zersplitterung zu vermeiden. Wie Baldur von Schirach im Hinblick auf diese Phase gezeigt hat, « ... ». – Baldur von Schirach, S. 87.
- 56 Strasser, Hitler und ich, S. 107.
- 57 Strasser, Hitler und ich, S. 112-114.
- 58 TBJG, I.i, S. 550 (22. Mai 1930).
- 59 Tyrell, Führer, S. 333.
- 60 TBJG, I.i, S. 561 (14. Juni 1930).
- 61 TBJG, I.i, S. 568 (30. Juni 1930); Otto Strassers publizierter Bericht befand sich in seinem Pamphlet, Ministersessel oder Revolution?.
- 62 TBJG, 1.1, S. 564 (23. Juni 1930).
- 63 TBJG, I.i, S. 565-566 (26. Juni 1930).
- 64 TBJG, I.i, S. 567 (29. Juni 1930). Goebbels wollte, dass Hitler an einer Mitgliederversammlung des Gaus Berlin teilnahm, bei der er eine Abrechnung mit seinen Gegnern plante. – Siehe Reuth, S. 167-168; Tb Reuth, II, S. 493, Anmerkung 54.
- 65 RSA, III.III, S. 250, Anmerkung 15.
- 66 TBJG, 1.1, S. 568 (30. Juni 1930).
- 67 RSA, 111.III, S. 249-250; TBJG, I.i, S. 568 (1. Juli 1930); Tb Reuth, II, S. 493, Anmerkung 54.
- 68 RSA, III.III, S. 264, Anmerkung 4; Moreau, S. 41, und S. 35-40 zur Vorbereitung des Parteiausschlusses.
- 69 TBJG, I.i, S. 569 (1. Juli 1930).
- 70 TBJG, I.i, S. 570 (3. Juli 1930).
- 71 TBJG, I.i, S. 572 (6. Juli 1930).
- 72 TBJG, I.i, S. 576(16. Juli 1930), mit Hinweis auf den nicht verwirklichten Vorschlag, dass Gregor Strasser Innen- und Arbeitsminister in Sachsen werden sollte.
- 73 TBJG, I.i, S. 582 (29. Juli 1930). Das frühere Palais Barlow an der Briener Strasse war von den Nationalsozialisten am 26. Mai 1930 erworben worden – die frühere Parteizentrale an der Schellingstrasse war viel zu eng geworden – und wurde bald als das «Braune Haus» bekannt. Unter den Parteimitgliedern, wenn auch nicht in der SA und SS, erhob man pro Kopf eine spezielle Gebühr von wenigstens zwei Mark als Beihilfe für den Kauf. – Siehe RSA, III.III, S. 207-208 und S. 209, Anmerkung 17.
- 74 TBJG, I.i, S. 581 (28. Juli 1930).
- 75 RSA, III.III, S. 249, Anmerkung 4.
- 76 Orlow, History, I, S. 210-211; Tyrell, Führer, S. 312; Nyomarkay, Charisma and Factionalism, S. 102.
- 77 RSA, III.III, S. 264; TBJG, I.i, S. 566 (26. Juni 1930).
- 78 Tyrell, Führer, S. 332-333. Siehe TBJG, I.i, S. 571 (5. Juli 1930): «Gregor ist voll Sauwut auf seinen Bruder.»
- 79 Siehe Benz/Graml, Biographisches Lexikon, S. 333, zu einer kurzen zusammenfassenden Darstellung von Otto Strassers späterer politischer Laufbahn.
- 80 Thomas Childers, The Nazi Voter. The Social Foundations of Fascism in Germany, 1919-1933, Chapel Hill/London, 1983, S. 138-139, S. 317, Anmerkung 72, zitiert aus dem VB, 20./21. Juli 1930; Orlow, History, I, S. 183.

- 81 Die SA-Männer hatten bereits 1921 eine an das «Lettowhemd» der deutschen Schutztruppen in Ostafrika angelehnte Uniform getragen. Zur offiziellen Parteiuniform wurde sie 1926, und danach diente der Ausdruck «Braunhemden» vor allem den Gegnern der Nationalsozialisten als Bezeichnung für die NSDAP. – Benz, Graml und Weiss, Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 403.
- 82 Wilfried Boehnke, *Die NSDAP im Ruhrgebiet, 1920-1933*, Bad Godesberg, 1974, S. 147, zitiert aus dem *Dortmunder Generalanzeiger* vom 5. Mai 1930.
- 83 Rainer Hambrecht, *Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken (1925-1933)*, Nürnberg, 1976, S. 201.
- 84 Hambrecht, S. 186-187.
- 85 Childers, *Nazi Voter*, S. 139; RSA, III.III, S. 114, Anmerkung 9, S. 322; Gerhard Paul, *Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933*, Bonn, 1990, S. 125.
- 86 Orlow, *History*, I, S. 183; RSA, III.III, S. VI11-X. Die folgende Analyse der Reden beruht auf den Texten der 20 Reden, die Hitler vom 3. August bis 13. September 1930 gehalten hat, RSA, III.III, S. 295-418.
- 87 RSA, III.III, S. 408, Anmerkung 2. Dem Polizeibericht zufolge, der die geschätzte Besucherzahl angab, machte Hitler zunächst einen müden Eindruck, und seine Zuhörer zeigten zumindest am Anfang seiner Rede erste Anzeichen von Langeweile. Goebbels' Aufzeichnung lautete ganz anders: «Zum ersten Male in Berlin ganz gross», schrieb er. – TBJG, I.i, S. 601 (11. September 1930). Wegen Erschöpfung musste Hitler eine weitere für den gleichen Abend vorgesehene Ansprache absagen.
- 88 RSA, III.III, S. 413, Anmerkung 1.
- 89 Siehe Thomas Childers, «The Middle Classes and National Socialismus», in: David Blackburn and Richard Evans (Hg.), *The German Bourgeoisie*, London/New York, 1993, S. 328-340; und Thomas Childers «The Social Language of Politics in Germany. The Sociology of Political Discourse in the Weimar Republic», *American Historical Review*, 95 (1990), S. 331-358. Zum Beispiel RSA, III.III, S. 368. Siehe auch S. 391.
- 9° RSA, III.III, S. 317.
- 91 RSA, III.III, S. 411.
- 92 Zum Beispiel RSA, III.III, S. 355. Siehe auch S. 337, wo Hitler andeutet,
- 93 der einzige Ausweg bestehe in der Wiederherstellung der aussenpolitischen Macht Deutschlands.
- 94 RSA, III. 111, S. 410.
- 95 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 314. Carl von Ossietzky musste für seine Attacken auf die Reichswehr schon in der Endphase der Weimarer Republik hinter Gitter. Ende Februar 1933 wurde er von den Nationalsozialisten verhaftet und verbrachte über dreieinhalb Jahre in Konzentrationslagern. Nach einer internationalen Kampagne wurde ihm Ende 1935, als er noch im Gewahrsam der Gestapo war, der Friedensnobelpreis zuerkannt. Im Mai 1938 starb er an Tuberkulose, die er sich durch die Haftbedingungen im Konzentrationslager zugezogen hatte. – Siehe Benz/Graml, *Biographisches Lexikon*, S. 244; Elke Suhr, *Carl von Ossietzky, Eine Biografie*, Köln, 1988. Siehe beispielsweise Martin Broszat, «Zur Struktur der NS-Massenbewegung», *VfZ*, 31 (1983), S. 52-76, insbesondere S. 66-67; Michael H. Kater,
- 96

- «Generationenkonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933», *Geschichte und Gesellschaft*, 11 (1985), S. 217-243; Jürgen Reulecke, «Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?» Zum Umgang mit einer falschen Frage», in: Wolfgang R. Krabbe (Hg.), *Politische Jugend in der Weimarer Republik*, Bochum, 1993, S. 222-243; Ulrich Herbert, «Generation der Sachlichkeit». Die völkische Studentenbewegung in den frühen zwanziger Jahren in Deutschland», in: Frank Bajohr, Werner Johe und Uwe Lohalm (Hg.), *Zivilisation und Barbarei*, Hamburg, 1991, S. 115-144.
- 97 Siehe Karl Epting, *Generation der Mitte*, Bonn, 1953, S. 169. Zur Betonung der «Volksgemeinschaft» in der NS-Ideologie siehe Bernd Stöver, *Volksgemeinschaft im Dritten Reich*, Düsseldorf, 1993, Kapitel 2.
- 98 Merkl, *Political Violence under the Swastika*, S. 12.
- 99 Merkl, *Political Violence under the Swastika*, S. 32-33, S. 453, S. 522-523.
- 100 Der Mangel an ideologischer Reflexion unter den «alten Kämpfern» der NSDAP und den SA-Männern wird betont von Christoph Schmidt: «Zu den Motiven «alter Kämpfer» in der NSDAP», in: Detlev Peukert und Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Reihen fest geschlossen*, Wuppertal, 1987, S. 21-43, hier S. 32-34; und Conan Fischer, *Stormtroopers. A Social, Economic, and Ideological Analysis 1925-35*, London, 1983, Kapitel 6.
- 101 Siehe Noakes, *Nazi Party*, S. 162-182; Orlow, *History*, I, S. 193; Tyrell, *Führer*, S. 310.
- 102 Zdenek Zofka, *Die Ausbreitung des Nationalsozialismus auf dem Lande*, München, 1979, S. 89-90, S. 96, S. 105-116, S. 154, S. 341-350; Baranowski, *Sanctity*, S. 15off. Eine Überbetonung der ökonomischen Begründung als bestimmendem Faktor für die Unterstützung der Nationalsozialisten führt zu einer verzerrten Sicht wie in: William Brustein, *The Logic of Evil. The Social Origins of the Nazi Party 1925-1933*, New Haven/London, 1996.
- 103 Falter und andere, *Wahlen*, S. 41, S. 44.
- 104 Falter und andere, *Wahlen*, S. 108.
- 105 TBJG, I.i, S. 522 (1. April 1930).
- 106 TBJG, I.i, S. 600 (9. September 1930).
- 107 *Monologe*, S. 170. In einer Rede vom 20. August 1930 hatte Hitler die Zahl von 50 oder 100 Mandaten erwähnt, jedoch nur um zu betonen, dass niemand wisse, wie die Wahl ausgehen würde, und es wichtig sei, den Kampf fortzusetzen, sobald der Urnengang gelaufen sei. – RSA, III.III, S. 359. Hanfstaengl zufolge rechnete Hitler privat mit 30/40 Sitzen. – Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 207.
- 108 TBJG, I.i, S. 603 (15. bis 16. September 1930).
- 109 TBJG, I.i, S. 603 (16. September 1930); *Monologe*, S. 170. 110Falter und andere, *Wahlen*, S. 44; Broszat, *Die Machtergreifung*, S. 112-113.
- 111 Jürgen W. Falter, *Hitlers Wähler*, München, 1991, S. III, S. 365, und siehe die detaillierte Analyse der NS-Wählerschaft in Kapitel 5.
- 112 Falter und andere, *Wahlen*, S. 44; Falter, *Hitlers Wähler*, S. 81-101, S. 365. Siehe auch Jürgen W. Falter, «The National Socialist Mobilisation of New Voters», in: Childers, *Formation*, S. 202-231.
- 113 Falter und andere, *Wahlen*, S. 71-72.
- 114 Falter, *Hitlers Wähler*, S. 287.
- 115 Falter, *Hitlers Wähler*, S. 143-146.
- 116 Winkler, *Weimar*, S. 389; Jürgen W. Falter, «Unemployment and the Radicalisation of the German Electorate 1928-1933: An Aggregate Data Analysis with

- Special Emphasis on the Rise of National Socialism» in: Peter D. Stachura (Hg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany*, London, 1986, S. 187-208.
- 117 Falter, *Hitlers Wähler*, S. 287-289; Childers, *Nazi Voter*, insbesondere S. 268, wo er die NSDAP als «ein einzigartiges Phänomen in der deutschen Wahllandschaft, eine allen offenstehende Protestpartei» beschreibt.
- 118 Siehe vor allem die Studien von Mühlberger und Kater und dazu Anmerkung 3.
- 119 Mühlberger, S. 206-207.
- 120 Broszat, «Struktur», S. 61.
- 121 Hambrecht, S. 307-308.
- 122 Siehe die Studien von Koshar und Heilbronner (Angaben in Anmerkung 307 im achten Kapitel) sowie Zofka (oben Anmerkung 102).
- 123 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 318.
- 124 Scholdt, S. 488.
- 125 Weigand von Miltenberg (= Herbert Blank), *Adolf Hitler-Wilhelm III.*, Berlin, 1931, S. 7; Fabry, S. 30; Schreiber, *Hitler. Interpretationen*, S. 44, Anmerkung 64.
- 126 Miltenberg (= Blank), S. 7.
- 127 Siehe Deuerlein, *Aufstieg*, S. 323; Heinrich August Winkler, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, Berlin/Bonn, 1987, Kapitel 2, Teil III, S. 207ff.; Gerhard Schulz, *Von Brüning zu Hitler. Der Wandel des politischen Systems in Deutschland 1930-1933*, Berlin/New York, 1992, S. 202-207.
- 128 Zitiert nach Winkler, *Der Weg in die Katastrophe*, S. 209.
- 129 Scholdt, S. 480-481.
- 130 Scholdt, S. 494.
- 131 Winkler, *Weimar*, S. 391; TBJG, I.i, S. 620 (19. Oktober 1930).
- 132 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 325; und siehe Fabry, S. 39-40.
- 133 RSA, III.III, S. 452-468 sowie S. 454, Anmerkung 1; RSA, IV.i, S. 3-9.
- 134 RSA, III.III, S. 452, Anmerkung 4; Deuerlein, *Aufstieg*, S. 322-323. Der Artikel erschien am 24. September in der *Daily Mail* und am nächsten Tag auf deutsch im *VB*.
- 135 RSA, III.III, S. 452, Anmerkung 2, zitiert die *Daily Mail* vom 27. September 1930.
- 136 Zum Beispiel RSA, III.III, S. 177 (2. Mai 1930), S. 320 (10. August 1930), S. 338 (15. August 1930), S. 359 (20. August 1930).
- 137 Die Rekonstruktion der Rede in RSA, III.III, S. 434-451; Peter Bucher, *Der Reichswehrprozess. Der Hochverrat der Ulmer Reichswehroffiziere 1929-30*, Boppard am Rhein, 1967, S. 237-280; und siehe Deuerlein, *Aufstieg*, S. 328-336; Frank, S. 83-86. Zu persönlichen Einzelheiten über die Angeklagten siehe RSA, III.III, S. 450, Anmerkung 86.
- RSA, III.III, S. 439.
- 138 RSA, III.III, S. 441.
- 139 RSA, III.III, S. 441.
- 140 RSA, III.III, S. 442.
- 141 RSA, III.III, S. 445. Hitler stellte klar, für ihn sei der Staat nur ein Mittel zum Zweck. – Bucher, S. 275.
- 142 Bucher, S. 296-298.
- 143

- 144 Richard Scheringer, *Das grosse Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen*, Hamburg, 1959, S. 236. Scheringer wurde später ein Anhänger der Kommunisten.
- 145 TBJG, I.i, S. 608 (26. September 1930).
- 146 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 213-216. Tatsächlich kam es während der Depression sogar bei Luxussuiten im Hotel Kaiserhof zu einem starken Preisverfall. Eine erhaltene Rechnung weist für einen dreitägigen Aufenthalt Hitlers samt Gefolge und Mahlzeiten, Bedienung inklusive den moderaten Betrag von 650 Reichsmark und 86 Pfennigen auf. – Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 188. Frank, S. 86.
- 147 Goebbels dachte, der Prozess von Leipzig habe den Nationalsozialisten
- 148 «enorme Sympathien» gewonnen. – TBJG, I.i, S. 609 (27. September 1930). Siehe auch Reuth, S. 176. Deuerlein, *Aufstieg*, S. 340-342; Heinrich Brüning, *Memoiren, 1918-1934*, 2 Bände, München, 1972, 1, S. 200ff.; Winkler, Weimar, S. 394.
- 149 Ausser Brüning, I, S. 203-207 (Zitat, S. 207), siehe ebenso Krebs, S. 140;
- 150 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 342; Winkler, Weimar, S. 393. Brüning, I, S. 207.
- 151 Krebs, S. 141.
- 152 TBJG, I.i, S. 614 (6. Oktober 1930): «Es bleibt bei unserer Opposition.
- 153 Gottlob.»
- RSA, III.III, S. 430.
- 154 Friedrich Franz von Unruh, *Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, 1931,
- 155 S. 17. Siehe auch Broszat, *Der Nationalsozialismus*, S. 43-44. Bessel, «Myth», S. 27.
- 156 Broszat, «Struktur», S. 69-70.
- 157 Zur starken Mitgliederfluktuation in der NSDAP siehe Hans Mommsen,
- 158 «National Socialism: Continuity and Change», in: Walter Laqueur (Hg.), *Fascism: A Reader's Guide*, Harmondsworth, 1979, S. 151-192, hier S. 163; und Hans Mommsen, «Die NSDAP als faschistische Partei», in: Richard Saage (Hg.), *Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie*, Berlin, 1995, S. 257-271, hier S. 265. Deuerlein, *Aufstieg*, S. 319, zitiert die *Frankfurter Zeitung* vom 15. September 1930.
- 159 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 218.
- 160 Wagener, S. 24.
- 161 Wagener, S. 59, S. 73, S. 83-84.
- 162 Wagener, S. 128.
- 163 Tyrell, *Führer*, S. 348.
- 164 Wagener, S. 128. Siehe die Erinnerung des früheren Leutnants Scheringer an
- 165 eine Begegnung mit Hitler im Jahr 1930: « Beim Zuhören habe ich den festen Eindruck, dass der Mann glaubt, was er sagt, so simpel auch die Phrasen sind. Er schwebt in seinem Denken drei Meter hoch über dem Erdboden. Er redet nicht, sondern er predigt. (...) Zu einer klaren politischen Analyse ist er unfähig, so gewaltig seine agitatorische Begabung auch sein mag.» – Richard Scheringer, *Das grosse Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen*, mit einem Vorwort von Ernst von Salomon, Hamburg, 1959, S. 242. Wagener, S. 59.
- 166 Wagener, S. 84.
- 167 Wagener, S. 96.
- 168

- 169 Wagener, S. 98. Wagener zufolge gab es zehn Zimmer auf zwei Stockwerken. Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 231, spricht von einer «Neunzimmerwohnung». Schroeder, S. 153, sprach wie Wagener von einer Wohnung über zwei Etagen. Lüdecke, S. 454, schildert eine «luxuriöse, moderne Wohnung», die «acht oder neun wunderschöne, geräumige Zimmer umfasst und den gesamten zweiten Stock einnimmt».
- 170 Wagener, S. 98.
- 171 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 223; TBJG, I.i, S. 578 (20. Juli 1930); Hoffmann, S. 19, S. 124.
- 172 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 182; Hoffmann, S. 50.
- 173 Wagener, S. 127.
- 174 Hitlers Unfehlbarkeitswahn hinterliess einen starken Eindruck auf Albert Krebs während einer Rede, die Hitler vor Parteiführern in München hielt. – Krebs, S. 138-140. Krebs zufolge wurde die Ansprache Ende Juni 1930 gehalten. Das kann nicht stimmen, denn Hitler hielt im Juni 1930 in München keine Rede. Überdies verweist Krebs darauf, vor der Rede dem soeben vollendeten «Braunen Haus» einen Besuch abgestattet zu haben. Der Kaufvertrag für die künftige Parteizentrale wurde am 26. Mai 1930 unterschrieben. Doch bevor eine Reihe von zentralen Parteistellen am 1. Januar 1931 das ehemalige Palais Barlow bezog, wurden umfangreiche Umbauarbeiten vorgenommen. – RSA, III.III, S. 209, Anmerkung 17; RSA, IV.i, S. 206-218. Wagener, S. 127-128.
- 175 Wagener, S. 119-120.
- 176 Wagener, S. 128.
- 177 Frank, S. 93.
- 177 Frank, S. 91-92. Wagener, S. 107, verweist auf das Rauchverbot in Hitlers
- 17» Zimmer. Angesichts des genannten Datums im Frühsommer 1930 bezieht
- 179 sich dies vermutlich auf die Parteizentrale in der Schellingstrasse vor dem Umzug ins «Braune Haus».
- Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 223.
- 180 Frank, S. 93-94.
- 181 Wagener, S. 72.
- 182 Siehe Wagener, S. m-112 (Wageners wirtschaftspolitische Vorschläge).
- 183 Siehe Tyrell, Führer, S. 311, zur Vermutung, dass Hitlers Selbstschätzung
- 184 noch nicht so ausgeprägt war wie das Image, das er anderen zeigte – möglich, aber nicht beweisbar.
- Siehe die wiederholten Verweise in Wagener, zum Beispiel, S. 43, S. 48, S. 56, S. 96-97, S. m-112.
- 185 Wagener berichtete, Hitler habe erst nach Gelis Tod aufgehört, Fleisch zu
- essen. – Wagener, S. 362. Das kontrastiert mit der weniger dramatischen
- 186 Erklärung Hanfstaengls, Hitler habe allmählich auf Fleisch (und Alkohol) verzichtet, nachdem er in Landsberg zugenommen habe, bis er diese Lebensweise zum Dogma erklärte. – Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 164. Die gesundheitlichen Gründe, die Krebs anführt, passen besser zu einer derartigen Erklärung, obwohl es möglich ist, dass Hitler sich durch das Trauma nach dem Tod seiner Nichte erst der ausschliesslich vegetarischen Ernährung zugewandt hat.
- Krebs, S. 136-137.

- 188 Wagener, S. 72; und siehe S. 127 zu ähnlichen Bemerkungen von Wagener und Gregor Strasser.
- 189 Wagener, S. 301.
- 190 Deuerlein, Aufstieg, S. 346; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 108-109.
- 191 Siehe die Bemerkungen vom OSAF-Stellvertreter Süd in Longerich, Schneidhuber, Die braunen Bataillone, S. 106.
- 192 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 102-104.
- 193 TBJG, I.i, S. 596-597 (1. September 1930).
- 194 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 104; RSA, III.III, S. 377-381.
- 195 Tyrell, Führer, S. 338; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 106.
- 196 Tyrell, Führer, S. 314; Wagener, S. 60-62. Hitlers persönliche Aversion gegen das Rauchen hatte natürlich keinen Einfluss auf die Bereitschaft seiner Partei, von Zigarettenfirmen zu profitieren.
- 197 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 107.
- 198 RSA, IV.i, S. 183; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 108-110.
- 199 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 110-111.
- 200 RSA, IV.i, S. 200.
- 201 RSA, V.i, S. 229-230. Was mit dem legalen Weg an die Macht gemeint war, wurde dieses Mal von Goebbels in einer Rede vor dem Reichstag am 5. Februar gesagt: «(N)ach der Verfassung sind wir nur verpflichtet zur Legalität des Weges, nicht aber zur Legalität des Zieles. Wir wollen legal die Macht erobern. Aber was wir mit dieser Macht einmal, wenn wir sie besitzen, anfangen werden, das ist unsere Sache.» – Deuerlein, Aufstieg, S. 347. Das Dritte Reich, das Hitler erwähnte, heute ein Synonym für die Periode der NS-Herrschaft, verdankt sich der Analogie zu den apokalyptischen Vorstellungen des Mystikers Joachim von Fiore aus dem 12. Jahrhundert, der drei Zeitalter gesehen hatte – das des Vaters, des Sohnes und das kommende Zeitalter des Heiligen Geistes. In jüngerer Zeit hatte der Ausdruck Popularität erlangt durch das Buch mit diesem Titel, das der Neokonservative Arthur Moeller van den Bruck 1923 veröffentlicht hatte und das für einen neuen Staat eintrat – das dritte grosse Reich, das dem des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und dem Bismarcks nachfolgen sollte –, um die verhasste Demokratie von Weimar zu ersetzen. Hitler hatte 1933 erklärt, «das Dritte Reich» werde tausend Jahre überdauern. Doch bereits 1939 erhielt die Presse Anweisung, den Gebrauch des Ausdrucks zu vermeiden. – Benz, Graml und Weiss, Enzyklopädie des Nationalsozialismus, S. 435.
- 202 In der Praxis waren die Kommunisten zu fast zwei Dritteln mit Verhaftungen aufgrund dieser Notverordnung betroffen. – Winkler, Weimar, S. 401. Zu Hitlers Reaktion auf die Notverordnung siehe RSA, IV.i, S. 236-238. Ein allgemeines SA-Verbot war bereits im Jahr zuvor versucht worden. – Longerich, Die braunen Bataillone, S. 100.
- 203 TBJG, I.II, S. 41 (30. März 1931).
- 204 RSA, IV.i, S. 236-238.
- 205 TBJG, I.II, S. 42 (31. März 1931).
- 206 TBJG, I.II, S. 42-43 (2. April 1931); Tb Reuth, II, S. 575, Anmerkung 25, zitiert aus der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, 1. April 1931; RSA, IV.i, S. 248, Anmerkung 2; Longerich, Die braunen Bataillone, S. m.
- 207 RSA, IV.i, S. 246-249.

- 208 Longerich, Die braunen Bataillone, S. in.
- 209 RSA, IV.i, S. 248-259.
- 210 RSA, IV.i, S. 251.
- 211 RSA, IV.i, S. 256.
- 212 RSA, IV.i, S. 258.
- 2-13 Longerich, Die braunen Bataillone, S. in.
- 214 RSA, IV.i, S. 260.
- 2-15 TBJG, I.II, S. 44 (4. April 1931).
- 216 RSA, IV.i, S. 262-264; TBJG, I.II, S. 44 (4. April 1931).
- 217 Longerich, Die braunen Bataillone, S. in.
- 218 Der Ausdruck «Randalepolitik» («politics of hooliganism») wurde von Richard Bessel mit Blick auf die SA geprägt: *Political Violence and the Rise of Nazism. The Storm Troopers in Eastern Germany 1925-1934*, New Haven/London, 1984, S. 152.
- 219 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 97-98; Broszat, «Struktur», S. 61. Und siehe Bessel, *Political Violence*, S. 33-45, zur Soziostruktur der Ostgebiete.
- 220 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 243; Wagener, S. 98.
- 221 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 183-184; Toland, S. 279 (Helene Hanfstaengl), S. 319 (Henriette Hoffmann).
- 222 Heiden, Hitler, S. 347-349.
- 223 Hoffmann, S. 124.
- 224 Hoffmann, S. 136. Zu Hitlers erster Begegnung mit Eva Braun siehe Gun, *Eva Braun-Hitler*, S. 46. Gun vermutet (S. 55), die Beziehung sei nach den ersten Monaten des Jahres 1932 eine sexuelle gewesen, jedoch habe Hitler Evas stürmische Zuneigung nicht erwidert. Laut Fritz Wiedemann bemerkte Hitler en passant – wenn auch sichtlich um Wirkung bemüht – zu dieser Zeit, dass das Junggesellendasein durchaus von Nutzen sei: «Und für die Liebe halte ich mir eben in München ein Mädchen». – Gun, S. 57. Zu Eva Braun siehe ebenso Henriette von Schirach, *Der Preis der Herrlichkeit. Erlebte Zeitgeschichte*, München/Berlin, 1975, S. 23-25.
- 225 Auf der Grundlage von Gesprächen mit Anni Winter, der Haushälterin in Hitlers Wohnung, war Hitlers spätere Sekretärin, Christa Schroeder, zu der Überzeugung gelangt, dass er mit Geli Raubal keine sexuellen Beziehungen gehabt habe. – Schroeder, S. 153. Sie stellte wie alle anderen nur Mutmassungen an.
- Heiden, *Der Führer*, S. 304.
- 226 Strasser, *Hitler und ich*, S. 74-75, deutete pervertierte sexuelle Praktiken an, denen Hitler seine Nichte ausgesetzt habe. In einem Interview für den amerikanischen OSS am 13. Mai 1943 sprach er ausdrücklich davon. – NA, *Hitler Source Book*, S. 918-919. Siehe auch Toland, S. 348; Hayman, S. 145; Lewis, *The Secret Life of Adolf Hitler*, S. 10, S. 136. Dieser Bericht (S. 132-146) beruht auf Spekulation und nicht verlässlichen Belegen. Er schreibt Hitler sadomasochistische Praktiken zu und kommt zu der Schlussfolgerung, die SS habe Geli erschossen lassen, um einen Skandal zu vermeiden, der sich aus ihrer Beziehung zu einem jüdischen Studenten ergeben hätte, von dem sie schwanger war.
- 227 Heiden, *Hitler*, S. 352; Heiden, *Der Führer*, S. 304-306; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 234-235. Und siehe Hayman, S. 154.

- 229 Hoffmann, S. 148-149; Baldur von Schirach, S. 106; Henriette von Schirach, S. 205. Hitler nahm Geli Raubal im Juli j 930 gemeinsam mit Goebbels zu den Passionsspielen in Oberammergau. – TBJG, I.i, S. 578 (20. Juli 1930).
- 230 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 236.
- 231 Hoffmann, 15 Jahre, S. 126.
- 232 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 232-233.
- 233 Hoffmann, S. 125-126; Baldur von Schirach, S. 107.
- 234 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 233. Hayman, S. 139-148, interpretiert den Satz so, als habe Hitler seiner Nichte sexuell perverse Akte aberlangt.
- 235 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 242; Hoffmann, S. 126. Bridget Hitler, die erste Frau von Hitlers Halbbruder Alois, erzählte die Geschichte, die ihr Sohn William Patrick angeblich von Alois' zweiter Frau Maimee erfahren hatte. – The Memoirs of Bridget Hitler, hg. Michael Unger, London, 1979, S. 70-77. Diese «Memoiren» (die das Märchen von Hitlers vermeintlichem Liverpool-Aufenthalt im Jahr 1912 enthalten) sind notorisch unzuverlässig. Lewis, S. 145, bietet eine Variante – beruhend auf einem Interview mit einem früheren SS-Offizier im Jahre 1975 bei der Geli Raubal entdeckt haben soll, dass sie mit dem Kind eines jüdischen Studenten in München schwanger sei und daher zu einer Abtreibung nach Wien wollte. Lewis nimmt dies als Motiv der SS an, Geli Raubal zu töten. Hans Frank zufolge hatte sie ein Verhältnis mit einem jungen Offizier. – Frank, S. 97.
- 236 Schroeder, S. 154, S. 296, Anmerkung 34, S. 364-366, Anmerkungen 280-282.
- 237 RSA, IV.II, S. 109, Anmerkung 1, zitiert *Münchener Post*, 22. September 1931; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 239, S. 242.
- 238 In der *Münchener Post* vom 22. September 1931. – RSA, IV.II, S. 109-110.
- 239 Hayman, S. 164, S. 166.
- 240 RSA, IV.II, S. 109-110.
- 241 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 238; Hoffmann, S. 127; Baldur von Schirach, S. 108.
- 242 Hoffmann, S. 127-129, bietet eine dramatisierte Fassung; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 238. Siehe auch zu Geli Raubais Verhältnis zu Hitler und ihrem Selbstmord die (einige Ungenauigkeiten aufweisende) Schilderung bei Gun, S. 17-28. Die widersprüchlichen Belege werden von Hayman im Einzelnen untersucht, S. 160-201, der auch andeutet, dass Hitler direkt mit dem Tod seiner Nichte zu tun hatte. Hayman verweist auf die Geschwindigkeitsübertretung auf der Fahrt von Nürnberg nach München (S. 174).
- 243 Frank, S. 97; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 239.
- 244 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 239. Heiden, Der Führer, S. 307-308, spekulierte auf der Basis kolportierter Behauptungen seitens Angela Raubal, Gelis Mutter, die Hitler von jeglicher Schuld entlasten wollte, dass die Verantwortung bei Himmler lag.
- 245 Das meint Toland, S. 351, Anmerkung. Der Polizeiarzt stellte als Todesursache Selbstmord und als Zeitpunkt den Abend des 18. September 1931 fest. – Hayman, S. 164.
- 246 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 239, S. 241; Wagener, S. 358-359; Hayman, S. 162-163.
- 247 Obige Schilderung beruht auf Frank, S. 97-98; Hoffmann, S. 130-133 (eine geschönte Darstellung); Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 240; Heiden, Der Führer, S. 307.

- 248 Der Text der Rede findet sich in RSA, IV.II, S. m-115. Zu Hitlers Empfang in Hamburg siehe Frank, S. 98.
- 249 RSA, IV.II, S. III, Anmerkung 1. Hitler erschien nicht zu zwei parallel abgehaltenen Veranstaltungen, auf denen führende Nationalsozialisten sprachen – dabei wurden Krankheitsgründe geltend gemacht.
- 25° Siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 242-243; Hoffmann, S. 133; ebenso, implizit, Wagener, S. 358; und Henriette von Schirarch, S. 205. Lange nach dem Krieg vermutete Hitlers Schwester Paula, alles hätte ganz anders kommen können, wenn Hitler Mimi Reiter geheiratet hätte. – Günter Peis, «Die unbekannte Geliebte».
- 2-51 Hoffmann, S. 133; Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 243-244. Hanfstaengl hielt es für eine politisch inspirierte, gewissermassen klägliche und doch nicht überzeugende Zurschaustellung von Trauer.
- 252 Falter und andere, Wahlen, S. 94. Tyrell, Führer, S. 383, gibt 25,9 Prozent an.
- 2-53 Falter und andere, Wahlen, S. 100; Deuerlein, Aufstieg, S. 352.
- *54 Falter und andere, Wahlen, S. 95.
- *55 Deuerlein, Aufstieg, S. 357; RSA, IV.II, S. 123-132.
- *56 Deuerlein, Aufstieg, S. 352-358; RSA, IV.II, S. 159-164; Turner, Die Grossunternehmer, S. 241.
- Turner, Die Grossunternehmer, S. 217-221.
- *57 Turner, Die Grossunternehmer, S. 175-176.
- *58 Turner, Die Grossunternehmer, S. 176-177.
- *59 Hjalmar Schacht, 76 Jahre meines Lebens, Bad Wörishofen, 1953, S. 351-352. Schacht, S. 352.
- 260 Turner, Die Grossunternehmer, S. 177.
- 261 Cuno war von einigen Anhängern, darunter auch der mächtige Ruhrindustrielle Paul Reusch, zu einem politischen Comeback und zur Kandidatur für das Amt des Reichspräsidenten überredet worden. Der im Ruhestand befindliche Admiral Magnus Levetzow, einer derjenigen, die Cunos Kandidatur mit besonderem Eifer wünschten, arrangierte für ihn ein Treffen mit Hitler in Berlin in der Hoffnung, die Unterstützung der NSDAP zu gewinnen. – Turner, Die Grossunternehmer, S. 159-160.
- 262 Turner, Die Grossunternehmer, S. 160.
- *63 Turner, Die Grossunternehmer, S. 160-162.
- 264 Turner, Die Grossunternehmer, S. 178, S. 181-183; Wagener, S. 368-374.
- *65 Turner, Die Grossunternehmer, S. 173-174; S. 239.
- 266 Turner, Die Grossunternehmer, S. 157-159, S. 232-234.
- *67 Turner, Die Grossunternehmer, S. 224-256 (Kap. IV.4).
- 268 Otto Dietrich, Mit Hitler an die Macht. Persönliche Erlebnisse mit meinem Führer, München, 7. Auflage, 1934, S. 45-46; Turner, Die Grossunternehmer, S. 221-223.
- 270 Henry Ashby Turner, «Verhalfen die deutschen «Monopolkapitalisten» Hitler zur Macht?», in: Henry Ashby Turner, Faschismus und Kapitalismus in Deutschland. Studien zum Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Wirtschaft, aus dem Amerikanischen von Gabriele Neitzert, Göttingen 1972, S. 9-32, hier S. 12-14, S. 18-22.
- *71 Turner, Die Grossunternehmer, S. 259-273 (Kap. V.i). Viele führende Industrielle glänzten durch Abwesenheit. Dietrich, Mit Hitler, S. 46-49,
- 272

- schildert Hitler, als habe er die Köpfe und Herzen seiner anfänglich kühlen Zuhörer erobert. In seinen nach dem Krieg erschienenen Memoiren betonte Dietrich die begrenzten finanziellen Zuwendungen der Wirtschaft für die NS-Partei vor 1933. – Otto Dietrich, *Zwölf Jahre mit Hitler*, Köln, ohne Jahr (1955?), S. 185-186.
- 273 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 261-263, 2.64-267; der Text der Rede, RSA, IV.III, S. 74-110; und in Domarus, *Hitler*, S. 68-90.
- 274 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 271-273.
- 275 Siehe die Charakterskizze in: Henry Ashby Turner, *Hitlers Weg zur Macht. Der Januar 1933*, aus dem Amerikanischen von Enrico Heinemann und Thomas Pfeiffer, München 1997, S. 56-60.
- 276 Turner, «Verhalten die deutschen ...», S. 18-19, S. 26-27.
- 277 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 139-153 (Kap. III.2); Henry Ashby Turner und Horst Matzerath, «Die Selbstfinanzierung der NSDAP 1930-32», S. 59-92.
- 278 Wagener, S. 221-222.
- 279 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 180-185, S. 189-190; Wagener, S. 226-229.
- 280 Wagener, S. 227; Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 185.
- 281 Siehe Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 67-80 (Kap. II.1).
- 282 Die obige Darstellung beruht auf Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 185-190. Hitlers Bruttoeinkommen verdreifachte sich 1930 auf zu versteuernde 48'472 Reichsmark. Bis 1932 waren seine Einkünfte auf 64 639 Reichsmark gestiegen. – Haie, «Adolf Hitler: Taxpayer», S. 837. Zu Hitlers Einnahmen um diese Zeit vergleiche auch Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 216; und Baldur von Schirach, S. 112-113.
- 283 Franz von Papen, *Der Wahrheit eine Gasse*, München, 1952, S. 168; Otto Meissner, *Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler*, Hamburg, 1950, S. 216.
- 284 TBJG, I.II, S. 106 (7. Januar 1932); Deuerlein, *Aufstieg*, S. 370-372; Papen, S.172.-173.
- 285 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 372; Walther Hubatsch, *Hindenburg und der Staat*, Göttingen, 1966, S. 309-310.
- 286 Die Nationalsozialisten veröffentlichten dazu eine Broschüre: *Hitlers Auseinandersetzung mit Brüning. Kampfschrift, Broschürenreihe der Reichspropagandaleitung der NSDAP*, Heft 5, München, 1932, S. 73-94. Hitlers offener Brief an Brüning, datiert auf den 15. Januar 1932, ist in RSA, IV.III, S. 34-44, wieder abgedruckt.
- 287 Meissner, *Staatssekretär*, S. 216-217.
- 288 TBJG, I.II, S. 120-212 (3. Februar 1932). Siehe Fest, *Hitler*, S. 439-440.
- 289 TBJG, I.II, S. 130-131 (22. Februar 1932), S. 134 (27. Februar 1932).
- 290 Rudolf Morsey, «Hitler als Braunschweigischer Regierungsrat», *VfZ*, 9 (1960), S. 419-448; Deuerlein, *Aufstieg*, S. 373-376.
- 291 Siehe Papen, S. 173.
- 292 RSA, IV.III, S. 138-144 (Zitat, S. 144); Domarus, S. 95; TBJG, I.II, S. 134 (27. Februar 1932).
- 293 Domarus, S. 96.
- 294 TBJG, I.II, S. 140-141 (13. März 1932).
- 295 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 381; Falter und andere, *Wahlen*, S. 46.
- 296 RSA, V.i, S. 16-43; Domarus, S. 101-103.

- 297 Falter und andere, Wahlen, S. 46.
 298 TBJG, I.II, S. 152-153 (8. bis 11. April 1932).
 299 Sachsen, Baden, Hessen und Thüringen mit einer Gesamtbevölkerung von etwas über zehn Millionen Menschen waren die grössten Länder, die nicht zur Wahl gingen. Grob gerechnet lebten zwei Millionen Menschen in Ländern, wo für den 24. April 1932 kein Urnengang anberaumt war. Fast 50 Millionen Deutsche waren zur Wahl aufgerufen. Das Zahlenmaterial ist Falter und andere, Wahlen, S. 90-113, entnommen.
- 300 RSA, V.i, S. 59-97; Deuerlein, Aufstieg, S. 385-387; Domarus, S. 106-107.
 301 *Miesbacher Anzeiger*, 19. April 1932.
 302 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 404-405; Deuerlein, Aufstieg, S. 386-387; RSA, V.i, S. 97 und Dokument 61, Anmerkungen 1-2 (und S. 92-96, Dokument 60, zur Rede).
- 303 Falter und andere, Wahlen, S. 89, S. 91, S. 94, S. 101; Deuerlein, Aufstieg, S. 387-388.
 TBJG, I.II, S. 160 (23. April 1932).
- 304 Domarus, S. 105; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 154.
 305 Karl Dietrich Bracher, Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in einer Demokratie, Stuttgart/Düsseldorf, 1955, S. 481 und Anmerkung 2; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 153-154-
 307 Ulrich Herbert, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn, 1996, S. m-119.
 Deuerlein, Aufstieg, S. 363.
- 308 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 159, zum Anstieg der Mitgliedezahlen Anfang 1932.
 309 TBJG, I.II, S. 139 (11. März 1932).
- 310 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 153.
 311 TBJG, I.II, S. 150 (2. April 1932).
 312 TBJG, I.II, S. 154 (11. April 1932). Goebbels hatte nach Hausdurchsuchungen in Berlin am 17. März in sein Tagebuch notiert, dass der preussische Innenminister Carl Severing augenscheinlich ein Verbot der SA plane.
 313 – TBJG, Lu, S. 144.
 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 154.
- 314 RSA, V.i, S. 54-56; Domarus, S. 105-106. Hindenburg hatte das Verbot
 315 auch auf die Kommunisten ausdehnen wollen. – Papen, S. 174-175.
 Kolb, Die Weimarer Republik, S. 136-137.
- 316 TBJG, I.II, S. 162 (28. April 1932); Winkler, Weimar, S. 461-462. Schleicher hatte bereits mit Röhm und Graf Helldorf, dem Berliner SA-Führer, gesprochen. Siehe auch Thilo Vogelsang, Reichswehr, Staat und NSDAP, Stuttgart, 1962, S. 188-189.
 317 TBJG, I.II, S. 165 (8. Mai 1932).
- 318 Papen, S. 176, S. 184-185; siehe Winkler, Weimar, S. 462-463.
 319 TBJG, I.II, S. 166-167 (10. bis 11. Mai 1932); Schulz, Von Brüning zu
 320 Hitler, S. 821.
 TBJG, I.II, S. 168 (12. Mai 1932); siehe Winkler, Weimar, S. 465.
- 321 TBJG, I.II, S. 169 (13. Mai 1931).
 322 Brüning, Memoiren, Band II, S. 632-638; Winkler, Weimar, S. 470-
 323 472.

- 324 Joseph Goebbels, Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern (Vorn 1. Januar 1932 bis zum 1. Mai 1933), München, 21. Auflage, 1937, S.103-104; TBJG, I.I 1, S.177 (30. Mai 1932).
- 325 Papen, S. 182-188.
- 326 Papen, S. 194-195.
- 32-7 Falter und andere, Wahlen, S. 98, S. 100.
- 328 Falter und andere, Wahlen, S. 95.
- 32? Papen, S. 196; Winkler, Weimar, S. 404.
- 330 Siehe Goebbels, Kaiserhof, S. in (14. Juni 1932); TBJG, I.II, S. 185.
- 331 Zu Belegen für die starke Unterstützung für die NSDAP durch betuchte Mittelständler siehe die Untersuchung der Abstimmungsergebnisse in Ferienorten oder auf Kreuzfahrtschiffen im Juli [1932 von Richard F. Hamilton, Who Voted for Hitler?, Princeton, 1982, S. 220-228.
- 33* Deuerlein, Aufstieg, S. 392-393; Winkler, Weimar, S. 490-493. Und siehe zum lokalen Hintergrund für die Gewalt in Altona Anthony McElligott, «... und so kam es zu einer schweren Schlägerei». Strassenschlachten in Altona und Hamburg am Ende der Weimarer Republik», in: Maïke Bruns und andere (Hg.), «Hier war doch alles nicht so schlimm.» Wie die Nazis in Hamburg den Alltag eroberten, Hamburg, 1984, S. 58-85.
- 333 Winkler, Weimar, S. 495-503; Broszat, Die Machtergreifung, S. 148-150.
- 334 TBJG, I.II, S. 155 (15. April 1932).
- 335 Childers, Nazi Voter, S. 203.
- 336 Siehe Allen, S. 298, zum hohen Prozentsatz von NS-Veranstaltungen in der niedersächsischen Kleinstadt Northeim, die vornehmlich pompöse Umzüge waren.
- 337 RSA, V.i, S. 216-219; Domarus, S. 115; Z. A. B. Zeman, Nazi Propaganda, London/New York, 2. Auflage, 1973, S. 31.
- 338 Hamilton, Who Voted for Hitler?, S. 326.
- 339 RSA, V.i, S. 210-294; Deuerlein, Aufstieg, S. 394; Domarus, S. 114-120.
- 340 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 267.
- 341 RSA, V.i, S. 216-219; Domarus, S. 115-117 Adolf-Hitler-Schallplatte: «Appell an die Nation».
- 342- Falter und andere, Wahlen, S. 44. Die Wahlbeteiligung war mit 84,1 Prozent die höchste bei einer Reichstagswahl während der Weimarer Demokratie.
- 343 TBJG, I.II, S. 211 (1. August 1932). Die veröffentlichte «Kaiserhof»-Version klang optimistischer: Goebbels, Kaiserhof, S. 135-136 (31. Juli 1932). Am nächsten Tag drückte Goebbels in seinem unveröffentlichten Eintrag für den 2. August erneut die Übereinstimmung mit Hitler aus, dass die Zeit für die Macht gekommen sei. Die einzige Alternative sei «schärfste Opposition». Eine Duldung der Regierung Papen komme nicht mehr in Frage. – TBJG, I.II, S. 212-213, Zitat S. 213.
- TBJG, I.II, S. 214 (3. August 1932).
- 344 TBJG, I.II, S. 215 (5. August 1932).
- 345 TBJG, I.II, S. 217 (7. August 1932).
- 346 Siehe Winkler, Weimar, S. 509.
- 347 Thilo Vogelsang, «Zur Politik Schleichers gegenüber der NSDAP 1932», V/Z, 6 (1958), S. 86-118, hier S. 89.
- 34» Hubatsch, Hindenburg, S. 335-338, Nr. 87 (Meissners Protokoll vom 11. August 1932).
- 349 Winkler, Weimar, S. 509.
- 350

- 351 TBJG, I.II, S. 218 (9. August 1932).
 35² Goebbels, Kaiserhof, S. 140 (8. August 1932); TBJG, Band I.II, S. 218.
 353 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 93-98; Winkler, Weimar, S. 509-510.
- 354 TBJG, I.II, S. 221 (11. August, 1932). Zu Gayls Rede siehe Eberhard Kolb und Wolfram Pyta, «Die Staatsnotstandsplanung unter Papen und Schleicher», in: Heinrich August Winkler (Hg.), Die deutsche Staatskrise 1930-1933, München, 1992, S. 155-181, hier S. 160.
- 355 Goebbels, Kaiserhof, S. 142-145 (11. bis 12. August 1932); TBJG, I.II, S. 222-223; siehe auch Papen, S. 222.
- 356 Papen, S. 222-223; Goebbels, Kaiserhof, S. 144 (13. August 1932); TBJG, I.II, S. 224.
- 357 Goebbels, Kaiserhof, S. 144-145 (13. August 1932); TBJG, I.II, S. 224.
 358 Hubatsch, Hindenburg, S. 338-339, Nr. 88; Deuerlein, Aufstieg, S. 397-398; Papen, S. 223-224. Hitler äusserte Einwände gegen Meissners Wortlaut des offiziellen Kommuniqués und versandte binnen Stunden seine eigene Fassung, die er, wie er sagte, zusammen mit Frick und Röhm nach der Rückkehr von dem Treffen zusammengestellt habe. Der Text betonte, er, Hitler, habe abgestritten, dass er alle Kabinettsposten für seine Partei fordern werde, falls er die Führung bekomme. Hauptsächlich ging es um den anschliessenden Wortwechsel im Flur und um Hitlers Verärgerung, zu dem Treffen gerufen worden zu sein, wenn die Entscheidung bereits gefallen war. Es überrascht nicht, wenn weder Papen noch die Reichskanzlei bereit waren, an dem veröffentlichten Kommuniqué etwas zu ändern. – IfZ, Fa 296, Bl. 165-171.
- 359 IfZ, Fa 296, Bl. 169, «Besprechung in der Reichskanzlei am 13. 8. 32», unterschrieben von Röhm, Frick und Hitler.
 Goebbels, Kaiserhof, S. 145 (13. August 1932); TBJG, I.i 1, S. 225.
- 360 Siehe Lüdecke, S. 351-352.
 361 Siehe Winkler, Weimar, S. 511-512.
 362

ZEHNTES KAPITEL:

AN DIE SCHALTHEBEL DER MACHT «GHEIUVT»

- 1 Zu den Entzweigungen innerhalb der deutschen Eliten über Ziele und Strategien während der Endphase der Weimarer Republik siehe die Beiträge von Henry Ashby Turner, Jürgen John und Wolfgang Zöllitsch (inklusive der anschliessenden Diskussion) in: Heinrich August Winkler (Hg.), Die deutsche Staatskrise 1930-1933, München, 1992, S. 205-262. Diesen Punkt betont Harold James, «Economic Reasons for the Collapse of the Weimar Republic», in: Kershaw, Weimar: Why did German Democracy Fail?, S. 30-57, hier S. 55; siehe auch die scharfsinnige Analyse von Gerald D. Feldmann, «Der 30. Januar 1933 und die politische Kultur von Weimar», in: Winkler, Staatskrise, S. 263-276. Eberhard Jäckel beharrt darauf, dass Hitlers Machtübernahme ein «Betriebsunfall» sei, obwohl dieser Unfall nach seiner eigenen Analyse (Das deutsche Jahrhundert, S. 126-158) des Verhaltens der nationalkonservativen, monarchistischen Eliten zumindest einer gewesen sei, der sich geradezu angekündigt hatte.

- 3 Brief von Wilhelm Keppler an Kurt von Schröder, 26. Dezember 1932, zitiert in: Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 86.
- 4 Winkler, Weimar, S. 511; Schulz, Von Brüning zu Hitler, S. 964; Domarus, S. 123-124.
- 5 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 86-87.
- 6 Joachim von Ribbentrop, Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, aus dem Nachlass hg. von Annelies von Ribbentrop, Leoni, 1953, S. 36. Bei dem Anlass traf Ribbentrop zum erstenmal auf Hitler, der ihm erzählte, er sei zur Zusammenarbeit mit anderen politischen Kräften bereit, bestehe aber auf der Kanzlerschaft. Ribbentrop war danach sehr beeindruckt, überzeugt, dass nur Hitler und seine Partei Deutschland vor dem Kommunismus retten könnten, und trat unverzüglich der NSDAP bei.
- 7 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 87-88.
- 8 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 99-100, Anmerkung 29; Werner Freiherr von Rheinbaben, Viermal Deutschland. Aus dem Erleben eines Seemanns, Diplomaten, Politikers 1895-1954, Berlin, 1954, S. 303-304. Siehe Domarus, S. 123, zu einer solchen Schlussfolgerung.
- 9 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 279. Ob Hanfstaengl sich an Hitlers genauen Wortlaut erinnert hat, lässt sich mit Fug und Recht bezweifeln. Bei seinem Interview mit dem amerikanischen OSS während des Krieges liess er Hitler sagen: «Wir werden ja sehen. Es ist vielleicht besser so.» – NA, Hitler Source Book, S. 911.
- 10 RSA, V.i, S. 304-309; Domarus, S. 125-129.
- 11 RSA, V.i, S. 316.
- 12 Das Folgende beruht auf Paul Kluge, «Der Fall Potempa», V/Z, 5 (1957), S. 279-97, und Richard Bessel, «The Potempa Murder», *Central European History*, 10 (1977), S. 241-254.
- 13 RSA, V.i, S. 317; Domarus, S. 130 (datiert auf den 23. August 1932, als das Telegramm von der Presse veröffentlicht wurde).
- 14 Goebbels erkannte an, dass die öffentliche Meinung gegen die Partei sei. – TBJG, I.2, S. 230 (25. August 1932).
- 15 RSA, V.i, S. 318-320 (Zitat, S. 319); Domarus, S. 130-131; Kluge, S. 284-285.
- 16 Papen, S. 227. Andererseits hat Hindenburg am 30. August 1932 bei einem Treffen mit Papen, Gayl und Schleicher auf Gut Neudeck behauptet, er sei nur von rechtlichen, nicht von politischen Überlegungen bestimmt. Da die Tat nur eineinhalb Stunden nach Inkraftsetzung der Notverordnung begangen worden sei, vermutete Hindenburg, es sei nicht anzunehmen, dass sie davon Kenntnis gehabt hätten. Papen akzeptierte diese dubiose Argumentation. – Winkler, Weimar, S. 514.
- 17 Kluge, S. 286.
- 18 Kluge, S. 281.
- 19 Kluge, S. 281-282, zitiert den VB vom 11. August 1932.
- 20 Kluge, S. 285, zitiert den VB vom 26. August 1932.
- 21 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 89, S. 110.
- 22 Brüning, II, S. 658; siehe Goebbels, Kaiserhof, S. 154-155; TBJG, I.II, S. 235
- 2-3 236 (31. August 1932, 2. September 1932), wo er notiert, Hitler erstmals auf Intrigen und Widerstände hingewiesen zu haben, die er aus der Richtung von Gregor Strasser und seiner Clique kommen sehe.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 160; TBJG, I.II, S. 239 (9. September 1932).

- 2-5 Brüning, II, S. 657-659.
- 26 Winkler, Weimar, S. 519-520; Papen, S. 239-240, S. 242-.243.
- 27 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 101.
- 28 Eberhard Kolb und Wolfram Pyta, «Die Staatsnotstandsplanung unter den Regierungen Papen und Schleicher», in: Winkler, Staatskrise, S. 155-181, hier S. 161.
- 29 Winkler, Weimar, S. 518-519; Kolb und Pyta, S. 165-166. Zu weitreichenden Hoffnungen, die auf eine umfassende Revision der Verfassung gesetzt wurden, siehe Hans Mommsen, «Regierung ohne Parteien. Konservative Pläne zum Verfassungsumbau am Ende der Weimarer Republik», in: Winkler, Staatskrise, S. 1-18, hier insbesondere S. 3-4.
- Kolb und Pyta, S. 166.
- 30 Deuerlein, Aufstieg, S. 401; Papen, S. 234; Winkler, Weimar, S. 521; Hans
- 31 Mommsen, Die verspielte Freiheit, S. 474. Görings weitverzweigte Kontakte zur nationalkonservativen Elite waren für Hitler von Bedeutung gewesen und hatten sein eigenes Fortkommen in der NS-Partei (obwohl er nie ein «Parteimann» im eigentlichen Sinne wurde) und im Reichstag gefördert, wo er seit 1928 ein Mandat besass.
- Winkler, Weimar, S. 521.
- 32 Goebbels, Kaiserhof, S. 159-160 (8. September 1932, 10. September
- 33 1932); TBJG, I.II, S. 239-240.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 152 (28. August 1932), und ebenso S. 153
- 34 (30. August 1932); TBJG, I.II, S. 233-234.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 159 (8. September 1932); TBJG, I.i 1, S. 238.
- 35 Goebbels notierte die Forderung nach einer Kanzlerschaft Hitlers erneut am 9. September 1932: «nur Strasser spricht dagegen». Goebbels, Kaiserhof, S. 160; TBJG, I.II, S. 239.
- Papen, S. 234-235.
- 36 Goebbels, Kaiserhof, S. 162 (12. September 1932); TBJG, Lu, S. 241;
- 37 Papen, S. 234-235.
- Die Darstellung stützt sich auf: Akten der Reichskanzlei. Das Kabinett von
- 38 Papen, hg. Karl-Heinz Minuth, Boppard am Rhein, 1989, II, S. 543-545;
- Papen, S. 235-236; Goebbels, Kaiserhof, S. 162-163 (12. September 1932);
- TBJG, I.II, S. 241-242; Lüdecke, S. 433-434; Winkler, Weimar, S. 522-524;
- Schulz, Von Brüning zu Hitler, S. 993-994; Bracher, Auflösung, S. 627-
- 629; Mommsen, Die verspielte Freiheit, S. 475-476.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 163 (12. September 1932); TBJG, Lu, S. 242.
- 39 Mommsen, Die verspielte Freiheit, S. 476.
- 40 Kolb und Pyta, S. 166; Winkler, Weimar, S. 528.
- 41 Der Rundfunk wurde von der Regierung kontrolliert, die nur wenig
- 42 Raum für politische Sendungen liess. Die Nationalsozialisten hatten vor dem Sommer 1932 keinen Zugang zum Radio gehabt. – Zeman, S. 31.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 165 (16. September 1932), S. 167 (20. September
- 43 1932) zum Zitat; TBJG, I.II, S. 243-244, S. 246-247. Zu ausführlichen Berichten regionaler und lokaler Parteigliederungen über finanzielle Schwierigkeiten, die den Wahlkampf behinderten, siehe Childer, «Limits», S. 236-238.
- Lüdecke, S. 438.

- 45 Domarus, S. 137. Goebbels, Kaiserhof, S. 176 (4. Oktober 1932); TBJG, I.II, S. 254-255 (5. Oktober 1932). Siehe auch Goebbels, Kaiserhof, S. 174 (2. Oktober 1932); TBJG, I.II, S. 252, zu Hitler, der anderen Optimismus vermittelte, und Goebbels, Kaiserhof, S. 187 (28. Oktober 1932); TBJG, I.II, S. 265, wo es von Hitler heisst, er sei «sehr siegesgewiss».
- 46 Lüdecke, S. 461-462, S. 469, S. 475-476.
- 47 Lüdecke, S. 476.
- 48 Lüdecke, S. 479. Obige Schilderung beruht auf Lüdecke, S. 475-479; Goebbels, Kaiserhof, S. 174 (2. Oktober 1932); TBJG, I.II, S. 252.
- 49 Deuerlein, Aufstieg, S. 402-403, vermerkt 49 Reden, schliesst aber die Ansprache in Regensburg am 5. November 1932 nicht ein; Domarus, S. 138-142, nennt 47 Reden, unter Einschluss von Regensburg, lässt aber Gummersbach, Betzdorf-Walmenrot und Limburg weg; Hauner, S. 85, führt 47 auf, lässt aber Schweinfurt, Würzburg und Betzdorf-Walmenrot aus.
- 50 Maser, Hitler, S. 317 und Anmerkung.
- 51 Gun, Eva Braun-Hitler, S. 55-57. Hoffmann, S. 136-137, datiert den Vorfall auf den Sommer 1932. Zu weiteren Selbstmordversuchen von Frauen aus Hitlers Bekanntenkreis siehe Maser, Hitler, S. 313.
- 52 Domarus, S. 141.
- 53 VB, 14. Oktober 1932, IfZ, MA-731, HA Spule 1, Aktendeckel 13.
- 54 VB, 14. Oktober 1932, IfZ, MA-731, HA Spule 1, Aktendeckel 13.
- 55 IfZ, MA-731, NSDAP-HA, Spule 1, Aktendeckel 13, Pd. Hof, 15. Oktober 1932.
- 56 Domarus, S. 138.
- 57 Die oben zitierten Passagen stammen aus IfZ, MA-1220, HA, Spule iA, Aktendeckel 13.
- 58 IfZ, MA-731, HA, Spule 1, Aktendeckel 13.
- 59 Siehe Childers, «Limits», S. 236, S. 246-251.
- 60 Goebbels, Kaiserhof, S. 191 (2. November 1932); TBJG, I.II, S. 268. Wie Hitler hat sich Goebbels womöglich durch die Art des Empfangs bei den Versammlungen zu überzogenem Optimismus verleiten lassen. Nach einer Rede in Stettin notierte er am 31. Oktober in sein Tagebuch: «Die Stimmung ist überall ausgezeichnet. Wir hauen mächtig drein.» Der Begleitkommentar offenbarte seine Sorge: «...wenn es so weiter geht, dann wird der 6. November nicht allzu schlecht ausgehen.» Und am nächsten Tag tröstete er sich bereits über eine bevorstehende Niederlage hinweg: «Aber es ist auch nicht allzu schlimm, wenn wir ein paar Millionen Stimmen verlieren.» – Goebbels, Kaiserhof, S. 190 (31. Oktober/1. November 1932); TBJG, I.II, S. 267.
- 61 IfZ, MA-731, HA Spule 1, Aktendeckel 13, Pd. Nbg., 14. Oktober 1932.
- 62 BHStA, Ma 102144, RPvNB/Op, 19. Oktober 1932.
- 63 Goebbels, Kaiserhof, S. 195 (5. November 1932); TBJG, I.II, S. 271. Anfang Oktober hatte Gregor Strasser den Verlust von 40 Mandaten vorhergesagt. – Stachura, Strasser, S. 104.
- 64 Falter und andere, Wahlen, S. 41, S. 44.
- 65 Falter, Hitlers Wähler, S. 109.
- 66 Falter, «National Socialist Mobilisation», S. 219.
- 67 Goebbels, Kaiserhof, S. 196 (6. November 1932); TBJG, I.II, S. 272.
- 68 Siehe Goebbels, Kaiserhof, S. 192 (2. November 1932); TBJG, I.II, S. 269, wo Goebbels von der Finanzmisere während des Wahlkampfes als «einer chroni-

- schen Krankheit» gesprochen hatte. Am Tag vor der Wahl notierte er, sei es möglich gewesen, «in letzter Minute noch zehntausend Mark aufzutreiben», die für die letzten Propagandaanstrengungen aufgewandt wurden. – Goebbels, Kaiserhof, S. 195 (5. November 1932); TBJG, I.II, S. 271. Die DNVP verfügte über mehr Geld für ihre Propaganda und konnte daher, wie allgemein akzeptiert, in der Quantität die NSDAP überbieten. – Childers, «Limits», S. 238.
- 69 Childers, «Limits», S. 243-244; und siehe Goebbels, Kaiserhof, S. 196 (6. November 1932); TBJG, 1.11, S. 272.
- 70 BHStA, MA 102151, RPvUF, 21. September 1932.
- 71 Goebbels, Kaiserhof, S. 196 (6. November 1932); TBJG, 1.11, S. 272.
- 72 Childers, «Limits», S. 238-242.
- 73 Der Streik, den die Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition (RGO) – die Fabrikzellenorganisation der KPD – ausgerufen hatte, protestierte gegen Lohnkürzungen, die den Berliner Transportarbeitern auferlegt werden sollten. Zunächst waren scharfe Einschnitte vorgesehen, die später zum Teil zurückgenommen wurden, deren moderates Ausmass dennoch ausreichte, um die Kommunisten zur Ausrufung eines Streiks zu provozieren, dem sich die SPD-nahen Gewerkschaften widersetzen, der indes die Unterstützung der NSBO fand. Der Streik begann am 3. November 1932 und wurde vier Tage später von den Streikenden abgebrochen. Die U-Bahn stellte den Betrieb komplett ein; Strassenbahnen und Busse, die den Betriebshof verlassen wollten, wurden in der Regel von Streikposten angehalten. Es kam zu mehreren Unruhen, darunter auch Zusammenstöße zwischen Streikenden und der Polizei, wobei drei Menschen starben und acht verwundet wurden, als die Beamten in die Menge schossen. Siehe Winkler, Weimar, S. 533-535. Goebbels, überglücklich, schrieb, in Berlin sei «Revolutionsstimmung». – Goebbels, Kaiserhof, S. 194 (4. November 1932); TBJG, I.II, S. 270. Im Falle der KPD sorgte der Streik wahrscheinlich unter anderem für den Stimmenzuwachs bei der Reichstagswahl im November und schürte zudem das bereits vorhandene übermässige Selbstvertrauen in die Fähigkeit der Partei, mit einer nationalsozialistischen Regierung fertig zu werden. – Christian Striefler, Kampf um die Macht. Kommunisten und Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik, Berlin, 1993, S. 177-186.
- 74 Childers, «Limits», S. 238.
- 75 Goebbels, Kaiserhof, S. 192 (2. November 1932); TBJG, I.i 1, S. 268-269.
- 76 Goebbels, Kaiserhof, S. 194 (4. November 1932); TBJG, Lu, S. 270.
- 77 Childers, «Limits», S. 240.
- 78 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 416 (3. November 1932, 6. November 1932).
- 79 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 417 (7. November 1932, 9. November 1932).
- 80 Winkler, Weimar, S. 536-537.
- 81 TBJG, I.II, S. 274 (9. November 1932).
- 82 IMG, Band 35, S. 223-230, Dokumente 633-D und 634-D; Domarus, S. 144-148; AdR, Kabinett von Papen, II, S. 952-960; Goebbels, Kaiserhof, S. 199 (9. November 1932); TBJG, I.II, S. 276; Papen, S. 239-240; Bracher, Auflösung, S. 659-660 und Anmerkung 31; Winkler, Weimar, S. 543.

872 ANMERKUNGEN

- 83 AdR, Kabinett von Papen, II, S. 951-952 'das Treffen zwischen Papen und Schäffer am 16. November 1932). Siehe auch Winkler, Weimar, S. 541, S. 543.
- 84 Hubatsch, Hindenburg, S. 353.
- 85 Papen, S. 241; Winkler, Weimar, S. 543.
- 86 Abgedruckt in: Eberhard Czichon, Wer verhalf Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik, Köln, 3. Auflage, (1967) 1972, S. 69-71.
- 87 Auf der Grundlage von Turner, Die Grossunternehmer, S. 365-366; siehe auch Winkler, Weimar, S. 540-541.
- 88 Lüdecke, S. 413.
- 89 Hubatsch, Hindenburg, S. 350-352; Goebbels, Kaiserhof, S. 206 (20. November 1932); TBJG, I.II, S. 282.
- 90 Goebbels, Kaiserhof, S. 207 (20. November 1932); TBJG, I.II, S. 282.
- 91 Hubatsch, Hindenburg, S. 350-352, hier S. 352; Domarus, S. 149; Goebbels, Kaiserhof, S. 207-208 (20. November 1932, 21. November 1932); TBJG, I.II, S. 282-283.
- Domarus, S. 150 (21. November 1932).
- 92 Hubatsch, Hindenburg, S. 353-356; Domarus, S. 151: Das Kommuniqué der zweiten Unterredung zwischen Hindenburg und Hitler am Morgen des 21. November 1932.
- 93 Hubatsch, Hindenburg, S. 354-355; Domarus, S. 152 (21. November 1932);
- 94 Goebbels, Kaiserhof, S. 208 (21. November 1932); TBJG, I.II, S. 283.
- Hubatsch, Hindenburg, S. 356-357; Domarus, S. 153-154 (22. November 1932);
- 95 Goebbels, Kaiserhof, S. 208 (23. November 1932); TBJG, I.II, S. 283.
- Goebbels, Kaiserhof, S. 209 (23. November 1932); TBJG, I.II, S. 284.
- 96 Hubatsch, Hindenburg, S. 358-361; Domarus, S. 154-157 (23. November 1931)-
- 97 Domarus, S. 157, Anmerkung 274.
- 98 Hubatsch, Hindenburg, S. 361-362; Domarus, S. 158 (24. November 1932).
- 99 Domarus, S. 159, enthält Hitlers letzten Brief zu der Frage, verfasst am 24. November; Goebbels, Kaiserhof, S. 209-210 (24. November 1932); TBJG, I.II, S. 284.
- 100 Hubatsch, Hindenburg, S. 365-366.
- 101 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 104-105; Goebbels, Kaiserhof, S. 209 (23. November 1932); TBJG, I.II, S. 284.
- 102 Stachura, Strasser, S. 107. Turner, Hitlers Weg zur Macht, S. 36-40, meint, Schleichers Hoffnung sei es nicht gewesen, die NSDAP zu spalten, sondern die ganze Partei für eine solche Strategie zu gewinnen. Er sei indes Realist genug gewesen, um zu erkennen, dass das ohne Hitlers Rückendeckung kaum wahrscheinlich sei.
- 103 TBJG, I.II, S. 288 (2. Dezember 1932); Domarus, S. 161. Hitler, der sich wegen der Gemeindewahlen in Thüringen in Weimar aufhielt, hatte es abgelehnt, wegen eines Treffens mit Schleicher nach Berlin zu reisen.
- 104 Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 105 und Anmerkung 44.
- Papen, S. 243-250; Vogelsang, «Zur Politik Schleichers», S. 105-107, S. 110-111 und Anmerkung 65; Winkler, Weimar, S. 547-550, S. 553-555; siehe auch Kolb und Pyta, S. 170-173. Schleichers Erwartungen, von der SPD Unterstützung zu erhalten, hätten sich wahrscheinlich als illusorisch herausgestellt, obwohl die Partei ihn für ein geringeres Übel hielt als Papen oder Hitler. Hin-
- 105

- gegen hatte er gute Beziehungen zum Reichsbanner. Und auch die Gewerkschaften neigten dazu, Schleicher eine Chance zu geben.
- 107 Peter D. Stachura, «Der Fall Strasser»: Strasser, Hitler, and National
Socialism, 1930-1932», in: Stachura, *Shaping*, S. 88-130, hier S. 88.
- 108 Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 218. Die zitierten Bemerkungen Spenglers ver-
anschaulichen ein weiteres Mal, wie gefährlich es war, dass die rechts-
gerichteten Intellektuellen Hitler geringschätzten. Spengler, berühmt
geworden durch sein Buch über den Untergang des Abendlandes, wurde
praktisch zum Philosophen der kulturpessimistischen, antidemokratischen
Rechten. Seine Abneigung gegen die Vulgarität der Nationalsozialisten
blieb bis zu seinem Tod bestehen.
- 109 Goebbels, *Kaiserhof*, S. 217-218 (6. Dezember 1932); TBJG, I,II, S. 294.
- 110 Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 103, S. 108.
- 110 ni Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 373-374-
- 112 Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 90-91.
- 113 Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 94-95; Turner, *Die Grossunternehmer*,
S. 177-178, S. 181.
- 114 Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 374.
- 115 Krebs, S. 191-192; Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 96-97. Hans Zehrer,
ein politischer Journalist Anfang Dreissig, nutzte mit einigen gleichgesinn-
ten Kollegen das Periodikum *Die Tat* seit 1929, um seine Ansichten von
der reinigenden Natur der Weimarer Krise zu verbreiten. In ihr sah er das
Mittel, das das Ende des Kapitalismus zuwege bringe und ein neues System
des «Nationalsozialismus» einläute. In dem Punkt vertraten er und Gregor
Strasser ähnliche Ideen. Der «Tatkreis» knüpfte im Sommer 1932 Verbin-
dungen zu General Schleicher. – Kurt Sontheimer, «Der Tatkreis», *VfZ*,
7 (1959), S. 229-260; Benz/Graml, *Biographisches Lexikon*, S. 375-376;
Winkler, *Weimar*, S. 525, S. 551; Hans Mommsen, «Regierung ohne Par-
teien. Konservative Pläne zum Verfassungsumbau am Ende der Weimarer
Republik», in: Winkler, *Staatskrise*, S. 5-9, S. 15-17; Sontheimer, *Anti-
demokratisches Denken*, S. 205-206, S. 268-269.
- 116 Zu Strassers Unfähigkeit, die bohrenden Fragen des amerikanischen Jour-
nalisten H. R. Knickerbocker zu seinen wirtschaftspolitischen Ideen zu
beantworten, siehe Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 281-282.
- Tyrell, *Führer*, S. 316.
- 117 Ende August und im September 1932 hatte Strasser, veranlasst durch seine
118 guten Beziehungen zu Brüning, darauf gedrängt, dass die NSDAP sich
mit dem Zentrum einige. – Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 101. Am
23. März 1932 hatte er an Graf Reventlow geschrieben und darauf
beharrt, die Partei müsse zum Eintritt in Koalitionsregierungen bereit sein
(selbst wenn man das nicht zu laut sagen dürfe). Und noch früher hatte er
am 12. September 1931 in einem Brief an Gauleiter Schlange in Branden-
burg angedeutet, der Weg an die Macht führe über ein sogenanntes
«Rechtskabinett». – Tyrell, *Führer*, S. 316, S. 343-345, Zitat, S. 344.
- Stachura, *Strasser*, S. 103.
- 119 Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 97-100.
- 120 Wagener, S. 477-480; Stachura, *Strasser*, S. 103-104.
- 121 Frank, S. 108.
- 122 Goebbels, *Kaiserhof*, S. 154 (31. August 1932); TBJG, Lu, S. 235.
- 123

- 124 Goebbels, Kaiserhof, S. 156 (3. September 1932); TBJG, Lu, S. 236.
- 125 Goebbels, Kaiserhof, S. 159-160 (8. und 9. September 1932); TBJG, I.II, S. 238-239.
- 126 Goebbels, Kaiserhof, S. 169-170 (25. September 1932), TBJG, I.I 1, S. 248.
- 127 Stachura, Strasser, S. 108.
- 128 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 282.
- 129 Goebbels, Kaiserhof, S. 216 (5. Dezember 1932); TBJG, Lu, S. 292-293; Stachura, Strasser, S. 108.
- 130 Stachura, Strasser, S. 108-112; Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 108-109.
- 131 Hinrich Lohse, «Der Fall Strasser», unveröffentlichtes Typoskript, ca. 1960, Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Hamburg, Abschnitte 20-22.
- 132 Goebbels, Kaiserhof, S. 218 (8. Dezember 1932); TBJG, I.II, S. 295.
- 133 Der Text des Briefes findet sich bei Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 113-115.
- 134 Lohse, Abschnitt 23.
- 135 Lohse, Abschnitte 23-28. Siehe Goebbels, Kaiserhof, S. 219 (8. Dezember 1932); TBJG, I.II, S. 295.
- 136 TBJG, I.II, S. 295 (9. Dezember 1932, unveröffentlicht); die publizierte Version fügt «mit der Pistole» hinzu (Goebbels, Kaiserhof, S. 220 (8. Dezember 1932); TBJG, I.II, S. 296-297).
- 137 Goebbels, Kaiserhof, S. 220 (8. Dezember 1932); TBJG, I.II, S. 297-298.
- 138 Domarus, S. 166.
- 139 Lohse, Abschnitt 30; Orlow, History, I, S. 293-296.
- 140 Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 112.
- 141 Lohse, Abschnitte 30-33; Domarus, S. 165; Stachura, «Der Fall Strasser», S. 112; Orlow, Band I, S. 293.
- 142 Domarus, S. 165; TBJG, I.II, S. 299 (10. Dezember 1932, unveröffentlicht).
- 143 TBJG, I.II, S. 299 (10. Dezember 1932, unveröffentlicht).
- 144 Domarus, S. 166-167; Orlow, History, I, S. 293; siehe Goebbels, Kaiserhof, S. 226 (16. Dezember 1932); TBJG, I.II, S. 309; Lohse, Abschnitt 31.
- 145 Stachura, Strasser, S. 116, S. 118-119.
- 146 Lohse, Abschnitt 33; TBJG, I.II, S. 340 (17. Januar 1933); Domarus, S. 180.
- 147 Goebbels, Kaiserhof, S. 243 (16. Januar 1933); TBJG, I.II, S. 340-341. Der unveröffentlichte Eintrag klingt prosaischer: «Keine Nachfrage mehr. (...) Der wird als Nichts enden, wie er's verdient.» – TBJG, I.II, S. 340-341 (17. Januar 1933).
- 148 BDC, Gregor Strasser, Parteikorrespondenz, Antragsschein zum Erwerb des Ehrenzeichens der alten Parteimitglieder der NSDAP, 29. Januar 1934; Besitzurkunde, 1. Februar 1934.
- 149 BDC, OPG-Akte Albert Pietzsch, Gregor Strasser an Rudolf Hess, 18. Juni 1934.
- 150 Siehe Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 110.
- 151 Siehe Stachura, «Der Fall Strasser»«, S. 113.
- 152 BAK, NS22/110, «Denkschrift über die inneren Gründe für die Verfügungen zur Herstellung einer erhöhten Schlagkraft der Bewegung»; siehe Orlow, History, I, S. 294-296. Die Anweisungen für die Umstrukturierung des Parteiparates, die auf die von Ley entworfene Denkschrift erfolgten, setzten die Änderungen der organisatorischen Gliederung um, die am 9. Dezember 1932 beschlossen worden waren. – Orlow, History, I, S. 293 und Anmerkung 234;

- S. 294 und Anmerkung 239. Goebbels zeigte Hitler im Januar 1943 während eines kritischen Moments im Krieg ein Exemplar der Denkschrift und bemerkte in seinem Tagebuch, sie enthalte «so klassische Argumente», man könne sie noch heute ohne Änderung verwenden. Hitler hatte das Dokument völlig vergessen. – TBJG, II.vii, S. 177 (23. Januar 1943).
- 153 Aus: BAK, NS 22/110.
- 154 Siehe Orlow, *History*, I, S. 296.
- 155 Abelshausen, Faust und Petzina, *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945*, S. 327-328; Petzina und andere, *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch*, III, S. 61, S. 70, S. 84.
- 156 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 411.
- 157 Abelshausen und andere, *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945*, S. 328.
- 158 Siehe Allen, S. 137-138; Abelshausen und andere, *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945*, S. 343-344.
- 159 Siegfried Bahne, «Die Kommunistische Partei Deutschlands», in: Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hg.), *Das Ende der Parteien 1933*, Königstein/Taunus, 1979, S. 655-739, hier S. 662. Zur Radikalisierung der Erwerbslosen siehe Anthony McElligott, «Mobilising the Unemployed: The KPD and the Unemployed Workers' Movement in Hamburg-Altona during the Weimar Republic», in: Evans and Geary, *The German Unemployed*, S. 228-260; und Eva Rosenhaft, *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence, 1929-1933*, London, 1983.
- 160 Siehe Fischer, *Stormtroopers*, insbesondere S. 45-48 und Kapitel 8.
- 161 Siehe Detlev Peukert, «The Lost Generation: Youth Unemployment at the End of the Weimar Republic», in: Evans and Geary, *The German Unemployed*, S. 172-193, hier insbesondere S. 188-189; und Peter D. Stachura, «The Social and Welfare Implications of Youth Unemployment in Weimar Germany», in: Stachura, *Unemployment*, S. 121-147, hier S. 140.
- 162 Cornelia Rauh-Kühne, *Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft. Ettlingen 1918-1939*, Sigmaringen, 1991, S. 270.
- 163 Den Punkt hebt Dick Geary hervor: «Unemployment and Working-Class Solidarity: the German Experience 1929-33», in: Evans and Geary, *The German Unemployed*, S. 261-280; siehe auch im gleichen Band (S. 194-227) den Beitrag von Eva Rosenhaft: «The Unemployed in the Neighbourhood: Social Dislocation and Political Mobilisation in Germany, 1929-1933». Unter vielen Beispielen siehe: BHStA, MA 102151, RPvUF, 5. Januar 1933; MA 102138, RPvOB, 5. Dezember 1932.
- 164 Siehe beispielsweise BHStA, MA 102154, RPvMF, 19. Oktober 1932.
- 165 BHStA, MA 102154, RPvOF/MF, 5. Januar 1933 (in dem ein Bericht des
- 166 Bezirksamtes Ansbach zitiert wird).
BHStA, MA 106672, RPvNB/OP, 19. Januar 1933.
- 167 BHStA, MA 106672, RPvNB/OP, 3. Februar 1933.
- 168 BHStA, MA 102144, RPvNB/OP, 6. Dezember 1932.
- 169 BHStA, MA 106672, RPvNB/OP, 3. und 20. Februar 1933.
- 170 Siehe die Analyse von ideologischen Vorlieben, Graden der Entfremdung
- 171 und Intensität der Vorurteile bei Merkl, *Political Violence under the Swastika*, S. 450-527.
- 172 BHStA, MA 102155/3, RPvNB/OF, 16. Dezember 1932 (in dem das Bezirksamt Ebermannstadt zitiert wird).

- 173 Heinrich August Winkler, «German Society, Hitler, and the Illusion of Restoration 1930-33», *Journal of Contemporary History*, 11 (1976), S. 10-11; Heinrich August Winkler, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, Köln, 1972, S. 166-179.
- 174 Siehe Michael H. Kater, «Physicians in Crisis at the End of the Weimar Republic», in: Stachura, *Unemployment*, S. 49-77; ebenso – eine Studie, die den Einfluss der Weimarer Zeit auf die ärztliche Praxis im Dritten Reich und die Anziehungskraft des Nationalsozialismus für Ärzte anschaulich macht – Michael H. Kater, *Doctors under Hitler*, Chapel Hill/London, 1989, hier S. 12-25.
- 175 Auf der Grundlage von: Peukert, «The Lost Generation»; Elizabeth Harvey, «Youth Unemployment and the State: Public Policies towards Unemployed Youth in Hamburg during the World Economic Crisis», in: Evans und Geary, *The German Unemployed*, S. 142-171; Stachura, «The Social and Welfare Implications of Youth Unemployment»; Elizabeth Harvey, *Youth and the Welfare State in Weimar Germany*, Oxford, 1993; Abelshäuser und andere, *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1945*, S. 332-334; Stachura, *The Weimar Republic and the Younger Proletariat*; Peter D. Stachura, *The German Youth Movement 1900-1945. An Interpretative and Documentary History*, London, 1981; Peter Loewenberg, «The Psychohistorical Origins of the Nazi Youth Cohort», *American Historical Review*, 76 (1971), S. 1457-1502; Peter D. Stachura, *Nazi Youth in the Weimar Republic*, Santa Barbara/Oxford, 1975; und Kater, «Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933».
- 176 Karin Hausen, «Unemployment Also Hits Women: the New and the Old Woman on the Dark Side of the Golden Twenties in Germany», in: Stachura, *Unemployment*, S. 78-120, hier insbesondere S. 112; Helgard Kramer, «Frankfurt's Working Women: Scapegoats or Winners of the Great Depression?», in: Evans und Geary, *The German Unemployed*, S. 108-141, hier insbesondere S. 134; Renate Bridenthal, «Beyond Kinder, Küche, Kirche: Weimar Women at Work», *Central European History*, 6 (1973), S. 148-166; Tim Mason, «Women in Germany, 1925-1940: Family, Welfare, and Work», *History Workshop Journal*, 1 (1976), S. 74-113; Richard J. Evans, «German Women and the Triumph of Hitler», *JMH*, 48 (1976, Supplementband), S. 1-53; Helen J. Boak, «Women in Weimar Germany: the Frauenfrage» and the Female Vote», in: Richard Bessel und E. J. Feuchtwanger, *Social Change and Political Development in den Weimar Republic*, London, 1981, S. 155-173, hier S. 165-168.
- 177 Siehe Allen, S. 145-146.
- 178 Siehe Allen, S. 146-147.
- 179 Statistiken zur demographischen und sozialen Struktur der deutschen Juden bietet Werner E. Mosse (Hg.), *Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik*, Tübingen, 1965, S. 87-131 (S. 94 zum Anteil der Juden an der Gesamtbevölkerung). Siehe auch Helmut Genschel, *Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich*, Göttingen, 1966, S. 20-28.
- 180 Deuerlein, *Aufstieg*, S. 411. Siehe auch Tyrell, *Führer*, S. 352, wo die Mitgliederzahl für den 30. Januar mit 1 435 530 angegeben wird. Da die Mitgliedsnummern in fortlaufenden Serien ausgegeben und die Nummern derjenigen, die die Partei verließen, nicht erneuert wurden, war die Zahl der tatsächlichen Mitglieder erheblich niedriger.

- 181 Fischer, Stormtroopers, S. 6.
- 182 Fischer, Stormtroopers, Kapitel 6, spielt die Rolle der Ideologie bei der Anwerbung von neuen SA-Männern herunter.
- 183 Tyrell, Führer, S. 288.
- 184 Arnold Paucker, Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik, Hamburg, 1968; Niewyk, S. 86ff.
- 185 Niewyk, S. 82-86.
- 186 Siehe Peter Gay, «In Deutschland zu Hause ... Die Juden der Weimarer Zeit», in: Arnold Paucker (Hg.), Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland, Tübingen, 1986, S. 31-43.
- 187 Lion Feuchtwanger, Die Geschwister Oppermann, Frankfurt, 1988, S. 116. Der Roman zeigt brillant die Ängste, aber auch die Selbstgefälligkeit in der jüdischen Bourgeoisie in den Monaten unmittelbar vor Hitlers Machtübernahme. Siehe beispielsweise S. 15-16, S. 69, S. 119-132.
- 188 Richard J. Evans, «Die Todesstrafe in der Weimarer Republik», in: Bajohr und andere, Zivilisation und Barbarei, S. 156-161; und Richard J. Evans, Rituals of Retribution: Capital Punishment in Germany, 1600-1987, Oxford, 1996, Kapitel 13, insbesondere S. 604-10.
- 189 Noakes, «Nazism and Eugenics», S. 84-85.
- 190 Zu den unterschiedlichen zeitgenössischen Eindrücken von Hitler siehe die ausgezeichnete Überblicksdarstellung in: Schreiber, Hitler. Interpretationen, Teil I.
- 191 Turner, Die Grossunternehmer, S. 377-378 und S. 523, Anm. 2 zu Kap. VI.4); Papen, S. 253-254. Und siehe zur Begegnung zwischen Papen und Hitler in Schröders Haus Turner, Hitlers Weg zur Macht, S. 61-69.
- 192 Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, hg. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin (Ost), 1966, IV, S. 604-607.
- Turner, Die Grossunternehmer, S. 377-379.
- 193 Turner, Die Grossunternehmer, S. 372-374.
- 194 Turner, Die Grossunternehmer, S. 385-386.
- 195 Winkler, Weimar, S. 570-572; Turner, Die Grossunternehmer, S. 387-388.
- 196 Papen, S. 255-256.
- 197 Siehe Winkler, Weimar, S. 568.
- 198 Domarus, S. 175; Papen, S. 255, S. 260; Winkler, Weimar, S. 569; siehe
- 199 Goebbels, Kaiserhof, S. 235 (5. Januar 1933); TBJG, I.II, S. 328 (6. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 200 Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, IV, S. 604-607; wieder abgedruckt in Deuerlein, Aufstieg, S. 411-414, hier S. 412.
- Deuerlein, Aufstieg, S. 412.
- 201 TBJG, I.II, S. 332 (10. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 202 Papen, S. 256; Deuerlein, Aufstieg, S. 412-413; Winkler, Weimar, S. 568.
- 203 Meissner, Staatssekretär, S. 261-262; Turner, Hitlers Weg zur Macht,
- 204 S. 69-73.
- Ribbentrop, S. 37-38.
- 205 Falter und andere, Wahlen, S. 96.
- 206 Geschichten, die zur damaligen Zeit im Umlauf waren und in späteren
- 207 Berichten oft wiederholt wurden, es habe Subventionen der Wirtschaft zur

- Finanzierung des Wahlkampfes in Lippe-Dermoid gegeben, haben sich als ziemlich abwegig herausgestellt. Die Kampagne musste sich selbst tragen. Für Versammlungen, bei denen Hitler und andere Parteigrößen sprachen, erhob man höhere Eintrittsgelder. Die so eingenommenen Gelder flossen direkt in den Wahlkampf zurück. Dabei gelang es der Partei mehr als einmal nur knapp, aus einem finanziellen Engpass herauszufinden, sei es, dass Gläubiger zu befreidigen waren oder dass Geld für die Saalmiete aufgebracht werden musste. Siehe Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 381 und S. 526, Anm. 25 zu Kap. VI.4).
- 208 Winkler, Weimar, S. 573. Eine umfassende Analyse des Wahlkampfes bietet Jutta Ciolek-Kümper, *Wahlkampf in Lippe*, München, 1976; zur NS-Propaganda in Lippe-Detmold siehe auch Paul, *Aufstand der Bilder*, S. 109-110.
- 209 Der Wahlkampf begann am 4. und endete am 14. Januar 1933: Domarus, S. 175-180; Ciolek-Kümper, S. 318-364. Die Nationalsozialisten legten überall dort überdurchschnittlich zu, wo Hitler gesprochen hatte. – Ciolek-Kümper, S. 264.
- 210 Falter und andere, *Wahlen*, S. 96; Deuerlein, *Aufstieg*, S. 415; Winkler, Weimar, S. 574. Obwohl die Partei Lippe-Detmold flächendeckend mit NS-Propaganda überzogen hatte, wurden die Grenzen ihrer Möglichkeiten, eine pluralistische Gesellschaft zu durchdringen, deutlich. Ergebnisse empirischer Untersuchungen aus jüngerer Zeit haben die Ansicht bestätigt, dass der propagandistische Erfolg auf bereits gegebenen ideologischen Neigungen der dafür empfänglichen Personen beruhte. – Siehe Dieter Ohr, *Nationalsozialistische Propaganda und Weimarer Wahlen. Empirische Analysen zur Wirkung von NSDAP-Versammlungen*, Opladen, 1997.
- 211 Siehe Goebbels' unveröffentlichten Tagebucheintrag für den 16. Januar 1933: «Partei wieder auf dem Vormarsch. Es hat sich also doch gelohnt.» – TBJG, I,II, S. 339.
- 212 Schleicher hoffte zum Zeitpunkt der Kabinettsitzung vom 16. Januar noch, Strasser für sich gewinnen zu können, dessen Anhänger ebenfalls nicht aufgegeben hatten. Ihre Bemühungen und die Nachricht von Strassers Begegnung mit Hindenburg säten grosses Misstrauen bei Hitler und seinem Gefolge. – Turner, *Hitlers Weg zur Macht*, S. 84-86.
- 213 Papen, S. 262-264; Winkler, Weimar, S. 571-572, S. 578-580, S. 606-607; Turner, *Die Grossunternehmer*, S. 387-388.
- Winkler, Weimar, S. 574-575.
- 214 Ribbentrop, S. 38-39. Nach Beratungen mit Hitler hatte er versucht, ein
- 215 Treffen an einem der beiden vorherigen Tage zu vereinbaren, doch auf Grund der jeweiligen Reisepläne Hitlers und Papens war das unmöglich. Papen gab in seinen Memoiren an, er habe Hitler zwischen dem 4. und 22. Januar 1933 nicht getroffen. – Papen, S. 265. Frau Ribbentrops diktierte Notizen zeigen, in der Zwischenzeit gab es zwei Unterredungen, am 10. und 18. Januar. – Ribbentrop, S. 38-39.
- Ribbentrop, S. 39; Papen, S. 265.
- 216 TBJG, I,II, S. 346 (22. Januar 1933, unveröffentlicht). Goebbels scheint erst
- 2-17 zwei Tage später, am 24. Januar, von dem Treffen erfahren zu haben – TBJG, I,II, S. 349 (25. Januar 1933, unveröffentlicht).
- Domarus, S. 181-182; TBJG, I,II, S. 348 (23. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 218 Goebbels schrieb Hitlers schlechte Verfassung der Arroganz von Frau Wessel zu, der Mutter von Horst, anlässlich des Jahrestages der Ermordung ihres Sohnes. – TBJG, I,II, S. 347-348.

- 219 Papen, S. 265.
- 220 Hans Otto Meissner und Harry Wilde, *Die Machtergreifung*, Stuttgart, 1958, S. i48ff., insbesondere S. 162-163; Domarus, S. 183 (der fälschlicherweise angibt, die Forderungen seien die gleichen gewesen); überdies sei das für Göring bestimmte Ministerium nicht benannt worden). Siehe auch Winkler, Weimar, S. 580.
- 221 TBJG, I,II, S. 349 (25. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 222 Ribbentrop, S. 39.
- 223 Winkler, Weimar, S. 580. Otto Meissner, Staatssekretär, S. 263, erwähnt diese Unterhaltung bei seinem kurzen Bericht über das Treffen in Ribbentrops Haus nicht. Die Version seines Sohnes, Hans-Otto Meissners, und Harry Wildes, die Oskar von Hindenburgs offenbar unwilliges Eingeständnis vermerkt, dass Hitlers viele Konzessionen und feierliche Versprechen es schwer machen würden, ihm die Kanzlerschaft zu verweigern, beruhte indes auf Otto Meissners Erinnerungen. – Meissner/Wilde, S. 163, S. 291, Anmerkung 37.
- 224 TBJG, I,II, S. 349 (25. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 225 Papen, S. 266; Winkler, Weimar, S. 581. Aus nicht ganz einsichtigen Gründen hatte Schleicher es unterlassen, Hindenburg den Vorschlag seines Mitarbeiterstabes im Reichswehrministerium zu unterbreiten, der nach Beratung mit Juristen besagte, es gebe in der Weimarer Verfassung eine Lücke, die es dem Kabinett erlaube, selbst nach einem verlorenen Misstrauensvotum auf unbestimmte Zeit im Amt zu bleiben, es sei denn die anderen Parteien einigten sich auf einen anderen Reichskanzler und damit eine andere Regierung. – Turner, *Hitlers Weg zur Macht*, S. 158-163, S. 165-168.
- 226 Ribbentrop, S. 39.
- 227 Winkler, Weimar, S. 581-583, S. 587-589.
- 228 Akten der Reichskanzlei. Das Kabinett von Schleicher, hg. Anton Golecki, Boppard am Rhein, 1986, S. 306-311, Nr. 71-72; Papen, S. 267-268; Winkler, Weimar, S. 584-586.
- 229 Schulthess' *Europäischer Geschichtskalender* 1933, 74, München, 1934, S. 28-30; AdR, Kabinett von Schleicher, S. 316-319, Nr. 77. Und siehe Winkler, Weimar, S. 586.
- Papen, S. 269. Und siehe AdR, Kabinett von Schleicher, S. 318.
- 230 Ribbentrop, S. 41.
- 231 Winkler, Weimar, S. 584.
- 232 Ribbentrop, S. 40-41.
- 233 Papen, S. 269-270; Winkler, Weimar, S. 589. Bei einem dritten Treffen war
- 234 Fritz Schäffer, Vorsitzender der BVP, der wahrscheinlich sowohl für seine Partei als auch für das Zentrum sprach, bereit, eine parlamentarische Regierung unter Hitler zu stützen. Doch wie zuvor war die Hoffnung auf Billigung dieses Vorschlages durch den NS-Führer aussichtslos.
- Papen, S. 269-270.
- 235 Ribbentrop, S. 41-42. Papen, S. 272: Hitler erfuhr am 29. Januar 1933,
- 236 dass der Reichspräsident ihn nicht zum Reichskommissar für Preussen ernennen werde.
- AdR, Kabinett von Schleicher, S. 318; Papen, S. 271; Winkler, Weimar, S. 589.
- 237

- 238 Papen, S. 271, S. 273; Winkler, Weimar, S. 590.
- 239 Papen, S. 271-272; Deuerlein, Aufstieg, S. 417; Winkler, Weimar, S. 590-591.
- 240 TBJG, I.II, S. 355 (30. Januar 1933, unveröffentlicht); S. 357 (31. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 241 Papen, S. 272.
- 242 Hubatsch, Hindenburg, S. 347 (18. November 1932).
- 243 Theodor Duesterberg, *Der Stahlhelm und Hitler*, Wolfenbüttel/Hannover, 1949, S. 38-39. Die Unterstützung des Stahlhelm, des konservativen Bundes der Frontsoldaten, stand immer noch nicht fest. Während man Seldte gewonnen hatte, ärgerte sich Duesterberg nach wie vor darüber, dass die Nationalsozialisten ihn früher seiner «nicht-arischen ' Herkunft wegen beschimpft hatten. Erst am Morgen des 30. Januar gelang es, sich seines Rückhalts für das Kabinett zu versichern, als Hitler sein Bedauern über die Angriffe auf Duesterberg aus den Reihen der NSDAP ausdrückte und mit Tränen in den Augen dem stellvertretenden Führer des Stahlhelm sein Wort gab, dass er nicht dazu angestiftet habe. – Duesterberg, S. 40; Winkler, Weimar, S. 592. Es dauerte nicht lange, bis Hugenberg seinen Irrtum erkannte. Bereits am Tag nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler soll er gesagt haben: «Ich habe gestern die grösste Dummheit meines Lebens gemacht: ich habe mich mit dem grössten Demagogen der Weltgeschichte verbündet.» – Zitiert in: Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart, 1956, S. 64. Und siehe Larry Eugene Jones, «,The Greatest Stupidity of my Life'. Alfred Hugenberg and the Formation of the Hitler Cabinet, January 1933», *Journal of Contemporary History*, 27 (1992.), S. 63-87.
- 244 Papen, S. 272-273.
- 245 Lutz Graf Schwerin von Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, Tübingen/Stuttgart, 1951, S. 147. Gegenüber Ewald von Kleist-Schmenzin behauptete Papen, in zwei Monaten werde er Hitler in eine Sackgasse manövriert haben. Auf eine derartige Anmassung reagierte dieser erkonservative Gegner der Nationalsozialisten, der seine prinzipielle Opposition später mit dem Leben bezahlen musste, mit bissigen Worten. – Bodo Scheurig, *Ewald von Kleist-Schmenzin. Ein Konservativer gegen Hitler*, Frankfurt am Main, 1994, S. 121.
- 246 TBJG, I.II, S. 355 (30. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 247 Ribbentrop, S. 42; Winkler, Weimar, S. 590-591.
- 248 TBJG, I.II, S. 355-356 (30. Januar 1933, unveröffentlicht). Hitler erinnerte sich lebhaft an die Nachricht aus Alvenskbens Mund, als er die Geschichte der Machtübernahme am 21. Mai 1942 im Sonderzug auf dem Weg nach Berlin erzählte. – Picker, *Hitlers Tischgespräche*, S. 364.
- 249 Papen, S. 274-275; Duesterberg, S. 39; Winkler, Weimar, S. 591-592.
- 250 Papen, S. 275-276; Duesterberg, S. 40-41; Meissner, Staatssekretär, S. 269-270; Winkler, Weimar, S. 592.
- 251 AdR, Kabinett von Schleicher, S. 322-323; Meissner, Staatssekretär, S. 270. Bemerkenswert ist die Tatsache, dass der Finanzminister Schwerin von Krosigk Hitler an jenem Tag zum erstenmal sah. Eine halbe Stunde vor seinem Erscheinen in der Reichskanzlei hatte er gedacht, Papen, nicht Hitler werde als Kanzler vereidigt. – AdR, Kabinett von Schleicher, S. 321-323. Krosigk, *Es geschah in Deutschland*, S. 193; Turner, *Hitlers Weg zur Macht*, S. 207-208.
- 252 Meissner, Staatssekretär, S. 270; Papen, S. 276; Hans-Otto Meissner, 30. Januar 1933. *Hitlers Machtergreifung*, München, 1979, S. 275-276 (Hinden-

- burgs Erwiderung – siehe S. 388, Anmerkung 31 – beruhte offenbar auf einem mündlichen Bericht Otto Meissners); Winkler, Weimar, S. 593.
- 253 TBJG, I.II, S. 357 (31. Januar 1933, unveröffentlicht).
- 254 Zu einem Beispiel für die Unterschätzung des Nationalsozialismus seitens der Intellektuellen siehe Thomas Manns Bemerkungen in einem Brief vom 12. Januar 1933 an den preussischen Kultusminister Adolf Grimme: «Das soziale und demokratische Deutschland, ich bin tief überzeugt davon, darf vertrauen, dass die gegenwärtige Konstellation vorübergehend ist und dass die Zukunft, trotz allem, ihm gehört. Das Rasen der nationalistischen Leidenschaften ist nichts weiter als ein spätes und letztes Aufflackern eines schon niedergebrannten Feuers, ein sterbendes Wiederaufblühen, das sich selbst als neue Lebensglut missversteht.» – Deuerlein, Aufstieg, S. 414.
- 255 Siehe zur grundbesitzenden Elite Wolfgang Zollitsch, «Adel und adlige Machteliten in der Endphase der Weimarer Republik. Standespolitik und agrarische Interessens», in: Winkler, Staatskrise, S. 239-256; Horst Gies, «NSDAP und landwirtschaftliche Organisationen in der Endphase der Weimarer Republik», V/Z, 15 (1967), S. 341-376; Dieter Gessner, Agrarverbände in der Weimarer Republik, Düsseldorf, 1976; Gustavo Corni und Host Gies, Brot, Butter, Kanonen: Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers, Berlin, 1997, Teil I. Die militärische Elite betreffend ist die Diskussion am überzeugendsten von Michael Geyer gefördert worden, und zwar in seiner Studie Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936, Wiesbaden, 1980, seiner Überblicksdarstellung, Deutsche Rüstungspolitik 1860-1980, Frankfurt am Main, 1984, S. 188-239, und seinen Aufsätzen, «Etudes in Political History: Reichswehr, NSDAP, and the Seizure of Power», in: Peter D. Stachura (Hg.), The Nazi Machtergreifung, London, 1983, S. 101-123, und «Professionals and Junkers: German Rearmament and Politics in the Weimar Republic», in: Bessel und Feuchtwanger, S. 77-133.
- 256 Siehe Turner, Die Grossunternehmer, S. 381-391, zur Haltung der Wirtschaft Ende Januar 1933; ebenso Reinhard Neebe, Grossindustrie, Staat und NSDAP 1930-1933, Göttingen, 1981.
- 257 Einen Versuch zur Anwendung des bonapartistischen Modells von Karl Marx und Friedrich Engels unternimmt Eberhard Jäckel, «Wie kam Hitler an die Macht?», in: Karl Dietrich Erdmann und Hagen Schulze, Weimar. Selbstpreisgabe einer Demokratie, Düsseldorf, 1980, S. 305-321.
- 258 Siehe zum Beispiel Friedrich Meineckes Erkenntnis in: Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden, 3. Auflage, 1947, S. 11-12, S. 39-40.
- 259 Siehe Mosse, Ein Volk – Ein Reich – Ein Führer, insbesondere Teil I (S. 21-160), zu einer gründlichen Erkundung der Stränge dieses Bewusstseins.
- 260 Siehe das einflussreiche Werk von David Blackbourn und Geoff Eley (Hg.), Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1848, aus dem Englischen von Ulla Haselstein, Frankfurt/Berlin/Wien 1980, und die Debatte zum deutschen «Sonderweg»: Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität, Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte, München/Wien, 1982. Die Komplexität der unterschiedlichen Kontinuitäten der deutschen Geschichte, die den Nationalsozialismus und eine Hitler-Diktatur möglich – aber keineswegs unvermeidbar – machten, wird in der subtilen Analyse von Thomas Nipperdey betont:

- «1933 und Kontinuität der deutschen Geschichte», *Historische Zeitschrift*, 227 (1978), S. 86-111.
- z6i Siehe Lothar Kettenacker, «Sozialpsychologische Aspekte der Führer-Herrschaft», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 98-132.
- 262 *Regensburger Anzeiger*, 31. Januar 1933.
- 263 Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, I, München 1958, S. 367.

ELFTES KAPITEL: AUF DEM WEG ZUM DIKTATOR

- 1 Jochmann, *Nationalsozialismus und Revolution*, S. 421.
- 2 Julius Leber, *Ein Mann geht seinen Weg*. Berlin 1952, S. 90.
- 3 *Schwäbische Zeitung* vom 7. Februar 1933, zitiert nach Josef und Ruth Becker (Hg.), *Hitlers Machtergreifung. Dokumente vom Machtantritt Hitlers 30. Januar 1933 bis zur Besiegung des Einparteienstaates 14. Juli 1933*. München 2. Auflage 1992, S. 45.
- 4 Becker, *Hitlers Machtergreifung*, S. 32; Reinhard Kühnl, *Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten*, 2. Auflage, Köln (1975) 1977, S. 231.
- 5 Becker, *Hitlers Machtergreifung*, S. 34E
- 6 John S. Conway, *Die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933-1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge*, aus dem Englischen von Carsten Nicolaisen, München 1969, S. 33.
- 7 H. Rössler, «Erinnerungen an den Kirchenkampf in Coburg», *Jahrbuch der Coburger Landesstiftung* 1975, S. 155-156.
- 8 Theophil Wurm, *Erinnerungen aus meinem Leben*. Stuttgart 1953, S. 85-86.
- 9 Zitiert nach Klaus Scholder, *Die Kirchen und das Dritte Reich*. Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1977, Bd. 1, S. 279-280.
- 10 John Toland, *Adolf Hitler*, S. 398.
- 11 StA München, LRA 76887, GS Ebersberg, 11. Februar 1933; siehe auch BH-StA, MA 106672, RPvNB/OP, 3. Februar 1933.
- 12 *Münchner Neueste Nachrichten* vom 31. Januar 1933. Den Bericht verfasste der Journalist Erwein Freiherr von Aretin. ein Monarchist, der wenige Wochen darauf in «Schutzhaft» genommen wurde.
- 13 Ernst Hanfstaengl, *15 Jahre mit Hitler. Zwischen Weissem und Braunen Haus. Memoiren eines politischen Aussenseiters*, München 1970, S. 288; TBJG, 1.2, S. 357 (unveröff., 31. Januar 1933).
- 14 Hitler war überrascht und lobte Goebbels, weil er das so kurzfristig zu organisieren vermochte – siehe Hoffmann, S. 49.
- 15 TBJG, 1.2, S. 358 (31. Januar 1933). Der britische Botschafter berichtete: «Während der Demonstration nahm Herr Göring, der Reichstagspräsident, das Mikrofon an sich, hielt eine der üblichen schwülstigen Reden und übergab es dann seinen Anhängern. Die Berliner Rundfunkhörer wurden dadurch um ihre Abendunterhaltung gebracht und mussten eine schrecklich sentimentale Schilderung des Fackelzugs und des endgültigen Triumphs der nationalsozialistischen Bewegung über sich ergehen lassen.» – DBFP, 2. Reihe, Bd. 4, S. 402.
- TBJG, 1.2, S. 358, 31. Januar 1933; DBFP, 2. Reihe, Bd. 4, S. 402.

- 17 Siehe Melita Maschmann, *Fazit. Mein Weg in der Hitlerjugend*, 5. Auflage (Tb) München 1983, S. 7-9; André François-Poncet, *Als Botschafter im «Dritten Reich»*. Die Erinnerungen des französischen Botschafters in Berlin September 1931 bis Oktober 1938, übers. v. Erna Stübel, Mainz/Berlin 1980 (1947), S. 102; Frank, S. in; Harry Graf Kessler, *Tagebücher 1918-1937*, Frankfurt am Main 1961, S. 704.
- 18 Maschmann, S. 8 und 17-19.
- 19 Hans-Jochen Gamm, *Der Flüsterwitz im Dritten Reich*, München 1963, S. 8. Sir Horace Rumbold überliefert, dass der Präsident, der sich normalerweise um 19 Uhr zur Ruhe begab, noch bis nach Mitternacht am Fenster stand und der jubelnden Menge zuwinkte. – DBFP, 2. Reihe, Bd. 4, S. 401. (Wie auf Fotos zu erkennen ist, stand der Reichspräsident nicht, sondern sass – siehe etwa die Aufnahme in Hans Otto-Meissner, 30. Januar 1933. Hitlers Machtergreifung, S. 178.)
- 20 Papen, S. 297.
- 21 Papen, S. 297; TBJG, S. 358 (31. Januar 1933); Frank, S. 111.
- 22 Toland, Adolf Hitler, S. 394.
- 23 Norbert Frei, «Machtergreifung». Anmerkungen zu einem historischen Begriff», *VfZ* 31 (1983), S. 136-145, hier S. 139 und 142.
- 24 Monologe, S. 155; Frei, «Machtergreifung», S. 136.
- 25 Frei, «Machtergreifung», besonders S. 141-142. Nach Freis Untersuchungsergebnis (S. 143) scheint der Begriff «Machtergreifung» häufiger in historischen Veröffentlichungen der fünfziger Jahre als im Dritten Reich selbst verwendet worden zu sein.
- 26 Papen, S. 297-298.
- 27 Siehe Nipperdey, «1933 und Kontinuität der deutschen Geschichte», insbesondere S. 94-101. Nipperdey weist darauf hin (S. 93), dass es im Hinblick auf demokratische und liberale Ideen in der deutschen Geschichte auch eine wichtige, seit langem existierende «Gegen-Kontinuität» gab, die 1933 ein abruptes Ende fand.
- 28 Nipperdey, «1933 und Kontinuität der deutschen Geschichte», S. 100-101.
- 29 Siehe Richard Bressel, «1933: A Failed Counter-Revolution», in E. E. Riehe (Hg.), *Revolution and Counter Revolution*, Oxford 1991, S. 109-227, insbesondere S. 120-121; und Martin Broszat u.a. (Hg.), *Deutschlands Weg in die Diktatur*, Berlin 1983, S. 95 (Kommentar Richard Löwenthals). Siehe auch Horst Möller, «Die nationalsozialistische Machtergreifung. Konterrevolution oder Revolution?», *V/Z* 31 (1983), S. 25-51; Jeremy Noakes, «Nazism and Revolution», in Noel O'Sullivan (Hg.), *Revolutionary Theory and Political Reality*, London 1983, S. 73-100; zu Hitlers Revolutionsansichten siehe Zitlmann, *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, S. 44-86.
- 30 Akten der Reichskanzlei. *Die Regierung Hitler. Teil I: 1933/34*, hg. v. Karl-Heinz Minuth, 2 Bde., Boppard am Rhein 1983, Bd. 1, S. XVII.
- 31 Lutz Schwerin von Krosigk, *Staatsbankrott*, Göttingen 1974, S. 185; Krosigk, *Es geschah*, S. 199; siehe auch Papen, S. 293-295, und John L. Heinemann, *Hitler's First Foreign Minister*, Berkeley 1979, S. 65.
- AdR, Reg. Hitler, S. 1-4.
- 32 Siehe Rudolf Morsey, «Die deutsche Zentrumsparterie», in Matthias/Morsey, *Ende der Parteien*, S. 281-453, hier S. 340-343; und Rudolf Morsey,
- 33

- «Hitlers Verhandlungen mit der Zentrumsführung am 31. Januar 1933», V/Z 9 (1961), S. 182-194. Siehe auch Karl Dietrich Bracher/Gerhard Schulz/Wolfgang Sauer, Die nationalsozialistische Machtergreifung, Taschenbuchausgabe, 3 Bde., Frankfurt/Berlin/Wien, 1974 (1960), Bd. 1, S. 85.
- 34 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 85.
- 35 Brüning, Memoiren, Bd. 2, S. 684; AdR, Reg. Hitler, S. 2. Franz Gürtner wurde erst am 2. Februar als Reichsjustizminister bestätigt, obwohl bereits am 29. Januar mit dem Reichspräsidenten vereinbart worden war, ihn im Amt zu belassen. Der einzige Grund für diese Verzögerung war, dass Hitler die Besetzung des Justizministerpostens als scheinbare Verhandlungsmasse in die Gespräche mit dem Zentrum einbringen wollte. – Lothar Gruchmann, Justiz im Dritten Reich 1933-1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner, München 2. Auflage 1990, S. 9-10 und 64.
- 36 AdR, Reg. Hitler, S. 5-7 und Anmerkung 6; Becker, Hitlers Machtergreifung, S. 34-35.
- 37 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 89.
- 3» Bracher, «Stufen der Machtergreifung», S. 48; AdR, Reg. Hitler, S. 6. Ein weiterer Konservativer, Hugenberg, drängte darauf, in Preussen «die sogenannte Hoheitsregierung Braun» so schnell wie möglich abzusetzen. Staatssekretär Meissner griff diesen Punkt auf und schlug vor, den preussischen Landtag notfalls mit Hilfe von Artikel 48 aufzulösen, weil «die sogenannte Hoheitsregierung Braun» auf jeden Fall bald verschwinden müsse. – AdR, Reg. Hitler, S. 7-8 und Anmerkung 10. (In seinem Urteil vom 25. Oktober 1932 hatte der Staatsgerichtshof die Absetzung der preussischen Regierung vom 20. Juli des Jahres bestätigt, dabei aber deutlich gemacht, dass die preussische Regierung nach wie vor das Recht habe, Preussen bei Verhandlungen mit dem Reich und anderen deutschen Ländern zu vertreten.)
- 39 Meissner und Wilde, Machtergreifung, S. 197-198.
- So Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 86.
- 4° Hitlers erste Massnahme zugunsten einer wirtschaftlichen Erholung war die Unterstützung einer Initiative zur Unterbindung von Zwangsversteigerungen von Bauernhöfen, da seiner Ansicht nach zumindest ein Teil des Volkes zunächst zufriedengestellt werden müsse. – AdR, Reg. Hitler, S. 7-8 und 11.
- 41 AdR, Reg. Hitler, S. 9 und Anmerkung 3.
- 42- AdR, Reg. Hitler, S. 29 und Anmerkung 7, S. 30, 34-35 und Anmerkung 7.
- 43 AdR, Reg. Hitler, S. 15.
- 44 Papen, S. 298.
- 45 Heinz Höhne, Die Zeit der Illusionen. Hitler und die Anfänge des 3. Reiches 1933 bis 1936, Düsseldorf/Wien/New York 1991, S. 13-14; siehe auch Schacht, 76 Jahre meines Lebens, S. 379: «Ich war mit ganz wenigen seiner Begleiter zufällig in dem Zimmer anwesend, als er seine erste Rede an das deutsche Volk über das Radio hielt [...] Ich hatte den Eindruck, dass Hitler von der Last der Verantwortung, die ihm auferlegt worden war, schwer bedrückt war. Er fühlte sichtlich in diesem Augenblick, was es heisst, aus der oppositionellen Propaganda in die regierende Verantwortung hineingestellt zu sein.»
- 46 Papen, S. 298.
- Domarus, Hitler, S. 191-194.
- 47 Domarus, Hitler, S. 193.
- 4»
- 49

- 50 Thilo Vogelsang, «Neue Dokumente zur Geschichte der Reichswehr 1930-1933», V/Z 2 (1954), S. 434, Anmerkung 127; Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 1, S. 88; Heinz Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 55. Im Laufe des Tages hatte Blomberg sich im Reichswehrministerium mit Wehrkreisbefehlshabern getroffen. Vogelsang meint, Hammersteins Einladung habe mit diesem früheren Treffen in Zusammenhang gestanden und sei der Versuch gewesen, Hitler mit den führenden Offizieren bekanntzumachen. Ähnlich wie John Wheeler-Bennett, *Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik 1918-1945*, aus dem Englischen von Hans Steinsdorff, Düsseldorf, 1954, S. 313, betrachtet offenbar auch er dies als Reaktion darauf, dass Hitler am Morgen des 31. Januar unangekündigt eine Reihe von Berliner Kasernen besucht und dadurch anscheinend in Erinnerung an den Geist von 1918 einige Unruhe ausgelöst hatte. Einen anderen Grund dafür, dass das Hammersteinsche Haus als Ort der Zusammenkunft diente – eine Feier aus Anlass von Neuraths 60. Geburtstag –, nennt Wolfgang Sauer in Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 3, S. 55 und S. 387 Anmerkung 107. Vermutlich ergänzen sich diese zwei Gründe eher, als dass sie sich widersprechen.
- 51 Vogelsang, «Neue Dokumente», S. 434-435 (Aufzeichnungen von General Liebmann). Nach den Notizen des bei der Zusammenkunft ebenfalls anwesenden Majors von Mellenthin nannte Hitler als Alternativen «Absatzmärkte oder Kolonien» und favorisierte letztere. – Zitiert nach Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 55. Wahrscheinlich aber war es so, dass Mellenthin Hitlers Hinweis auf «Lebensraum» missverstand und als «Kolonien» interpretierte.
- 52 Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 3, S. 75-76, 393 und 735 Anmerkungen 188-191; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 56; Toland, *Adolf Hitler*, S. 400.
- 53 In einer Denkschrift vom 6. März 1926 hatte Otto Stülpnagel, Abteilungschef im Truppenamt, ausgeführt, dass der Ausbau der Streitkräfte Voraussetzung dafür sei, eine Expansionspolitik zur Wiedererlangung der durch den Versailler Vertrag verlorenen deutschen Gebiete zu betreiben, Deutschland (auf Kosten Frankreichs) zur Vorherrschaft in Europa zu führen und sich letztlich auf einen weltweiten Machtkampf gegen die angelsächsischen Länder vorzubereiten. – Klaus-Jürgen Müller, «Deutsche Militär-Elite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges», in Martin Broszat und Klaus Schwabe (Hg.), *Deutsche Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg*, München 1989, S. 226-290, hier S. 246-247.
- 54 Vogelsang, «Neue Dokumente», S. 432-434; Klaus-Jürgen Müller, *Armee und Drittes Reich 1933-1939. Darstellung und Dokumentation*, Paderborn 1987, S. 158-159. Der leicht beeindruckbare Blomberg war ganz von Hitler eingenommen. – Klaus-Jürgen Müller, *Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940*, Stuttgart 2. Auflage 1988 (1969), S. 51.
- 55 Geyer, «Reichswehr, NSDAP, and the Seizure of Power», S. 118.
- 56 Geyer, «Reichswehr, NSDAP, and the Seizure of Power», S. 111; Geyer, «Professionals and Junkers», insbesondere S. 86-87 und 116-123.
- 57 Klaus-Jürgen Müller, *Armee, Politik und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945. Studien zum Verhältnis von Armee und NS-System*, Paderborn

- 1979, S. 11-33; Wilhelm Deist, «Die Aufrüstung der Wehrmacht», in: Wilhelm Dest/Hans-Erich Volkmann/Wolfram Wette, Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges, Frankfurt 1989, S. 437-637, Kapitel 1 (S. 439-474); Geyer, «Reichswehr, NSDAP, and the Seizure of Power», S. 101-123.
- 58 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 57; Müller, Heer, S. 53. Reichenau hatte sich erstmals im Frühjahr 1932 mit Hitler zu einem längeren Gespräch unter vier Augen getroffen. Der Oberst hielt Hitler und seine Bewegung offenbar für fähig, jene revolutionäre Erneuerung herbeizuführen, die er selbst erstrebte. Hitler hatte seinerseits erkannt, dass Reichenau seinen radikalen Ansatz instinktiv unterstützte. In diesem Bewusstsein (und in Erwiderung einer Bitte um Verdeutlichung seiner Haltung zur Verteidigung Ostpreussens im Falle eines polnischen Angriffs) überwand Hitler im Dezember 1932 seine übliche Aversion gegen das Schreiben von Briefen und verfasste eine längere Erklärung, in der von der Notwendigkeit eines «tiefejn] Regenerationsproze|sses]», der Überwindung des Marxismus bis zu seiner «vollständigen Ausrottung» und einer «allgemeinen] seelischen |, sittlichen | und moralischefn] Aufrüstung der Nation auf dem Boden dieser neuen weltanschaulichen Einheit» als Rahmen für die nationale Verteidigung die Rede war. –Thilo Vogelsang, «Hitlers Brief an Reichenau vom 4. Dezember 1932», *VfZ* 7 (1959), S. 429-437, hier besonders S. 437.
- 59 DRZW, Bd. 1, S. 404; Deist, Die Aufrüstung, S. 480.
- 60 Zitiert nach Vogelsang, «Hitlers Brief an Reichenau», S. 433; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 3, S. 68; Müller, Armee, S. 160. Siehe Müller, Heer, S. 61 ff. zu Blombergs Einstellung, das Heer aus der Politik herauszuhalten.
- 61 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 3, S. 68. Der Offizier war Oberstleutnant Ott.
- 62 AdR, Reg. Hitler, S. 50-51.
- 63 AdR, Reg. Hitler, S. 62-63; siehe DRZW, Bd. 1, S. 234.
- 64 Siehe dazu DRZW, Bd. 1, S. 234-235 und 404-405; Geyer, Rüstungspolitik, S. 140; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 58.
- 65 IMG, Bd. 36, S. 586, Dokument 611-EC.
- 66 Deist, Die Aufrüstung, S. 479-480; Müller, Heer, S. 41-45; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 3, S. 41 ff.; DRZW, Bd. 1, S. 403; Peter Hüttenberger, Nationalsozialistische Polykratie, Geschichte und Gesellschaft, 2 (1976), S. 417-442, hier 423-425.
- 67 Müller, Armee, Politik und Gesellschaft, S. 42-45.
- 68 Dietmar Petzina, Die deutsche Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit, Wiesbaden 1977, S. 114-115; derselbe, «Hauptprobleme der deutschen Wirtschaft 1932-1933», *V/Z* 15 (1967), S. 18-55, hier S. 41-43 und 53-55; Gustavo Corni, Hitler and the Peasants, New York/Oxford/München 1990, S. 41 ff.; Turner, Die Grossunternehmer, S. 392.
- 69 Zu der Zusammenkunft siehe Turner, Die Grossunternehmer, S. 393-395.
- 70 IMG, Bd. 35, S. 42-47, Dokument 203-D, hier S. 46-47.
- 71 IMG, Bd. 35, S. 48, Dokument 204-D.
- 72 IMG, Bd. 35, S. 47-48, Dokument 203-D.
- 73 Turner, Die Grossunternehmer, S. 395. Bei der Kabinettsitzung am 2. Februar hatte Frick die Frage aufgeworfen, ob die Wahlkampfpropaganda der Regierung mit einer Million Reichsmark subventioniert werden solle. Finanzminister von Krosigk war dagegen, und Hitler pflichtete ihm bei. Bei einer weiteren

- Kabinettsitzung am 21. Februar einigte man sich allerdings darauf, dass die Reichspost zur Versendung von Propagandamaterial genutzt werden konnte. – AdR, Reg. Hitler, S. 30-31 und 102.
- 74 Turner, Die Grossunternehmer, S. 395-396.
- 75 Siehe Turner, Die Grossunternehmer, S. 397-402
- 76 Nach Turner, Die Grossunternehmer, S. 92-106 (Kap. II.3); Henry Ashby Turner, «Hitlers Einstellung zu Wirtschaft und Gesellschaft vor 1933», *Geschichte und Gesellschaft* 2 (1976), S. 89-117; Avraham Barkai, «Sozialdarwinismus und Antiliberalismus in Hitlers Wirtschaftskonzept», *Geschichte und Gesellschaft* 3 (1977), S. 406-417; James, Deutschland in der Weltwirtschaftskrise, S. 331-339. Zu Hitlers gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Vorstellungen siehe auch Avraham Barkai, Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus, Frankfurt am Main 1988, Kap. 1, und Zitelmann, Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs, Kap. 4. James, Deutschland in der Weltwirtschaftskrise, S. 330.
- 77 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 109-113, hier m-113.
- 7» Schacht, 76 Jahre, S. 399-402; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 131-132;
- 79 Richard J. Overy, War and Economy in the Third Reich, Oxford 1994, S. 56. Aufgrund von Gesetzen, die 1924 zur Währungsstabilisierung eingeführt worden waren, durfte die Regierung nicht beliebig viel Geld drucken, konnte aber mit Hilfe der – in der Ära Schacht noch stärker forcierten – Wechsel diese Beschränkungen umgehen.
- 80 Richard J. Overy, The Nazi Economic Recovery, Cambridge 2. Auflage 1996, S. 37.
- 81 Barkai, Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus, S. 151; James, Deutschland in der Weltwirtschaftskrise, S. 329-331, S. 393; Overy, War and Economy, S. 60.
- 82 Domarus, Hitler, S. 208-209; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 59.
- 83 Heidrun Edelmann, Vom Luxusgut zum Gebrauchsgegenstand. Die Geschichte der Verbreitung von Personenkraftwagen in Deutschland, Frankfurt am Main 1989, S. 173.
- AdR, Reg. Hitler, XLIII; Edelmann, S. 173.
- 84 Edelmann, S. 189 Anmerkung 141; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 62-63.
- 85 Hansjoachim Henning, «Kraftfahrzeugindustrie und Autobahn in der Wirtschaftspolitik des Nationalsozialismus 1933 bis 1936», *Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte* 65 (1978), S. 217-242, hier besonders S. 228.
- 86 AdR, Reg. Hitler, XLIII. Zu Todts Beitrag zum Autobahnbau siehe Franz W. Seidler, Fritz Todt. Baumeister des Dritten Reiches, München/Berlin 1986, Teil 3, hier S. 97ff.
- 87 Kurt Kaftan, Der Kampf um die Autobahnen, Berlin 1955, S. 81-83; siehe auch Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 60 und S. 62-63.
- 88 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 59 und 62. Zu Hitlers persönlichem Interesse an Kraftfahrzeugen und seiner Freundschaft mit Jakob Werlin von Mercedes siehe Overy, War and Economy, S. 72 Anmerkung 17.
- 89 VB vom 12./13. Februar 1933 zitiert nach Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 60.
- 90 Hans Mommsen, Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich, Düsseldorf 1996, S. 56-60.
- 91

- 9* Henning, S. 226 Anmerkung 37.
- 93 Henning, S. 221-227.
- 94 Siehe Overy, *War and Economy*, S. 70-71.
- 95 AdR, Reg. Hitler, S. XLIII.
- 96 AdR, Reg. Hitler, S. XLIII-XLV. Tatsächlich wurde für das normale Strassen-
netz weit mehr ausgegeben als für den Autobahnbau. – Siehe Overy, *War and
Economy*, S. 60 und 85.
- 97 Edelmann, S. 174-175. Zunächst trug der Autobahnbau nicht wesentlich
zur Verringerung der Arbeitslosigkeit bei. – Höhne, *Die Zeit der Illusionen*,
S. 129-131.
- 98 Helmut Heiber (Hg.), *Goebbels-Reden*, Bd. 1: 1932-1939, Düsseldorf 1971,
S. 67-70 (mit Hintergrundinformationen von Heiber in Klammern); wieder
abgedruckt in Becker, *Hitlers Machtergreifung*, S. 57-60, hier S. 58-59.
- 99 Domarus, Hitler, S. 204-208.
- 100 TBJG, I.2, S. 371 (11. Februar 1933).
- 101 Erich Ebermayer, *Denn heute gehört uns Deutschland*, Hamburg/Wien 1959,
S. 21.
- 102 Jochmann, *Nationalsozialismus und Revolution*, S. 424-425.
- 103 Becker, *Hitlers Machtergreifung*, S. 74-75; Martin Broszat, *Der Staat Hitlers.
Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung*, München 1969,
S. 93; Klaus Megerle, *Die nationalsozialistische Machtergreifung*, Berlin,
1982, S. 358.
- 104 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 90-95.
- i°5 Papen, S. 293-294, Zitat S. 294.
- 106 Domarus, Hitler, S. 213; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 95.
- 107 Domarus, Hitler, S. 210-211; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 98.
- 108 BHStA, MA 106672, RPvNB/OP, 20. Februar 1933.
- 109 Staatsarchiv München, LRA 76887, GS Anzing, 24. Februar 1933.
- HO Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 99.
- 111 Hans Mommsen, «Van der Lübbes Weg in den Reichstag – Der Ablauf der
Ereignisse», in Uwe Backes u.a., *Reichstagsbrand. Aufklärung einer histori-
schen Legende*, München/Zürich 1986, S. 33-57, hier S. 33-42.
- 112 Die Frage, wer den Reichstag in Brand steckte, hat zu erbitterten Disputen
geführt. Die Darstellung der Nationalsozialisten, dass es kommunistische Ver-
schwörer gewesen seien, wurde seinerzeit von kritischen Beobachtern weit
gehend nicht geglaubt und war nicht einmal so überzeugend, dass sie im Herbst
1933 beim Schauprozess in Leipzig zur Verurteilung der angeklagten führenden
Kommunisten reichte. Hingegen waren viele Diplomaten und ausländische
Journalisten sowie deutsche Liberale der Ansicht, dass die Nationalsozialisten,
die den grössten Nutzen aus der Angelegenheit zogen, den Reichstag selbst
angezündet hatten. – Siehe François-Poncet, S. 109-110. Die – von Willi Münzen-
berg mit seinem 1933 in Paris veröffentlichten Braunbuch eingeleitete – kom-
munistische Gegenpropaganda (Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-
Terror, mit einem Vorwort von Lord Marley, Basel 1933, Nachdruck mit
einem Nachwort von Alexander Abusch, Frankfurt 1973) bezichtigte die
Nationalsozialisten der Urheberchaft und war lange Zeit meinungsbildend.
Das überzeugende Ergebnis der ausführlichen Untersuchung von Fritz Tobias
(*Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit*, Rastatt in Baden 1962),
dass Marinus van der Lubbe alleine handelte, wurde von Hans Mommsens

wissenschaftlicher Analyse («Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen», *VfZ* 12 [1964], S. 351-413) bestätigt und wird heutzutage in Historikerkreisen weitgehend akzeptiert, wenn auch nicht von Klaus P. Fischer, *Nazi Germany: A New History*, London 1995, S. 272. Die gegen- teiligen Behauptungen des Luxemburger Komitees (siehe Walther Hofer u.a. [Hg.], *Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation*, 2 Bde., Berlin 1972, München 1978), das die Nationalsozialisten für die tatsächlichen Täter hält, werden von den meisten Fachleuten für falsch gehalten. Natürlich sind die Folgen des Reichstagsbrandes für die For- schung immer wichtiger gewesen als die Identität des Täters oder der Täter. Dennoch ist auch das Problem der Täterschaft von Bedeutung, weil es dabei um die Frage geht, ob die Nationalsozialisten bei der Errichtung ihrer totalitären Herrschaft sorgfältig ausgearbeiteten Plänen folgten oder ad hoc auf unerwartete Ereignisse reagierten. – Zur Einschätzung der Debatte siehe Backes u.a., *Reichstagsbrand*.

Hanfstaengl, *15 Jahre*, S. 291-295.

113

Goebbels, *Kaiserhof*, S. 269-270 (27. Februar 1933), *TBJG*, 1.2, S. 383.

114

Heiden, *Führer*, S. 434-437; Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 1, S. 123-124.

115

Mommsen, «*Van der Lübbes Weg*», S. 44-47.

116

Mommsen, «*Van der Lübbes Weg*», S. 40-41.

117

Mommsen, «*Der Reichstagsbrand*», S. 382-382.

118

Mommsen, «*Van der Lübbes Weg*», S. 47-48; Mommsen, «*Der Reichs- tagsbrand*», S. 384. Hitler scheint zunächst allerdings selbst nicht ganz

119

überzeugt gewesen zu sein, dass der Brand das Werk von Kommunisten war. – Delmer, *Die Deutschen und ich*, S. 189-191.

120

Rudolf Diels, *Lucifer ante Portas*, Stuttgart 1950, S. 194; Mommsen, «*Der Reichstagsbrand*», S. 116.

121

Delmer, *Die Deutschen und ich*, S. 191; Mommsen, «*Der Reichstags- brand*», S. 384.

122

Diels, S. 194-195; Mommsen, «*Der Reichstagsbrand*», S. 362, 385 und Anmerkung 143. Görings Befehl, alle sozialdemokratischen Funktionäre zu verhaften, wurde beim Telex nicht mitübermittelt.

123

TBJG, 1.2, S. 383 (27. Februar 1933) vermittelt den entgegengesetzten Ein- druck, obwohl diese Version der veröffentlichten Darstellung entsprach (Goebbels, *Kaiserhof*, S. 270).

124

Diels, S. 195; Mommsen, «*Der Reichstagsbrand*», S. 362 und 386.

125

TBJG, 1.2, S. 383 (Goebbels, *Kaiserhof*, S. 270); Mommsen, «*Der Reichs- tagsbrand*», S. 390.

Mommsen, «*Der Reichstagsbrand*», S. 389-390.

126

Mommsen, «*Van der Lübbes Weg*», S. 51; AdR, Reg. Hitler, S. 130 und

127

Anmerkung 12: Frick erklärte ausdrücklich, dass sein Entwurf auf von Papens Verordnung zur «Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung in Gross-Berlin und Provinz Brandenburg» vom 20. Juli 1932 beruhte.

Mommsen, «*Van der Lübbes Weg*», S. 51-53.

128

AdR, Reg. Hitler, S. 130-131.

129

RGBl, 1933,1, Nr. 17, S. 83.

130

AdR, Reg. Hitler, S. 128.

131

- 132 Siehe zum Beispiel Kessler, Tagebücher, S. 710.
- 133 Hans-Norbert Burkert, Klaus Matussek und Wolfgang Wippermann, «Machtergreifung» Berlin 1933, Berlin 1982, S. 65.
- 134 Hans Buchheim u.a., Anatomie des SS-Staates, 2 Bde., Olten/Freiburg im Breisgau 1965, Bd. 2, S. 20.
- 135 *Miesbacher Anzeiger* vom 2. März 1933.
- 136 *VB* vom 2. März 1933; siehe auch Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 124-125 und S. 515 Anmerkung 17.
- 137 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 427-428.
- 138 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 427.
- 139 Jochmann, Nationalsozialismus und Revolution, S. 426.
- 140 Domarus, Hitler, S. 216-217; Goebbels, Kaiserhof, S. 273-274 (4. März 1933), TBJG, 1.2, S. 386.
- 141 Falter u.a., Wahlen, S. 44. Siehe die Analyse in Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 143-190.
- 142 Goebbels, Kaiserhof, S. 275 (5. März 1933), TBJG, 1.2, S. 387.
- 143 Martin H. Sommerfeld, Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen 1933-1939. Ein Augenzeugenbericht, Darmstadt 1949, S. 32.
- 144 Falter u.a., Wahlen, S. 44; Falter, Hitlers Wähler, S. 111-112.
- 145 Falter u.a., Wahlen, S. 74-75. Siehe auch Falter, Hitlers Wähler, S. 186-188. In katholischen Landkreisen Bayerns war es häufig so, dass sich die Zahl der Stimmen für die Nationalsozialisten verdoppelte oder sogar verdreifachte. – Hagmann, S. 12-27, und Thranhardt, S. 181-183.
- 146 Broszat, Der Staat Hitlers, S. 133-134. Hitler war allerdings nicht untätig. Die Entscheidung, die «Gleichschaltung» auf Bayern auszudehnen, fiel am 8. März in seinem Beisein. Vier Tage später flog er nach München, um mit führenden Parteimitgliedern «die dringlichsten bayerischen Fragen» zu besprechen. – Goebbels, Kaiserhof, S. 277 (8. März 1933) und S. 280 (12. März 1933), TBJG, 1.2, S. 389 und 391.
- 147 Das Vorstehende beruht auf Broszat, Der Staat Hitlers, S. 130-140; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 190-202.
- 148 AdR, Reg. Hitler, S. 188-192.
- 149 AdR, Reg. Hitler, S. 204-208, hier S. 207.
- 150 Domarus, Hitler, S. 219.
- 151 Domarus, Hitler, S. 221.
- 152 AdR, Reg. Hitler, S. 190.
- 153 Martin Broszat, Elke Fröhlich und Falk Wiesemann (Hg.), Bayern in der NS-Zeit, München 1977, Bd. 1, S. 209 Anmerkung 30 und S. 240-241.
- 154 BHStA, MA 106682, RPvS, 6. April 1933; MA 106680, RPvUF, 20. April 1933. Wie stark die Polizei dennoch auf Denunziationen angewiesen war, betont – anhand von überwiegend aus Niederfranken stammendem Material – Robert Gellately, «The Gestapo and German Society: Political Denunciation in the Gestapo Case Files», *Journal of Modern History* 60 (1988), S. 654-694, und Robert Gellately., *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, aus dem Englischen von Karl und Heidi Nicolai, 2. Auflage, Paderborn/München/Wien/Zürich (1993) 1994, Kapitel 5 (S. 151-181).
- 155 Becker, Hitlers Machtergreifung, S. 149-150.
- 156 Tony Barta, «Living in Dachau, 1900-1950», unveröffentlichtes Manuskript, S. 14.

- 157 François-Poncet, S. ii3ff.; Ebermayer, S. 45-47; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 212; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 74; Hans-Ulrich Thamer, Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945, Berlin 1986, S. 270-272; Klaus-Jürgen Müller, «Der Tag von Potsdam und das Verhältnis der preussisch-deutschen Militär-Elite zum Nationalsozialismus», in Bernhard Kröner (Hg.), Potsdam – Stadt, Armee, Residenz, Frankfurt am Main/Berlin 1993, S. 435-449, hier S. 435, 439 und 448.
- 158 AdR, Reg. Hitler, S. 157-158.
- 159 Müller, «Der Tag von Potsdam», S. 435.
- 160 Goebbels, Kaiserhof, S. 283-284 (16.-19. März 1933), TBJG, I,2, S. 393-395. Zu Goebbels' eigener Schilderung der Tagesereignisse siehe TBJG, I,1, S. 395-396. (Goebbels, Kaiserhof, S. 285-286, 22. März 1933).
- 161 Müller, «Der Tag von Potsdam», S. 435-438. Siehe Werner Freitag, «Nationale Mythen und kirchliches Heil: Der ‚Tag von Potsdam‘, *Westfälische Forschungen* 41 (1991), S. 379-430, zum rituellen Wesen des Verfahrens (insbesondere S. 389-404) und zur symbolischen Bedeutung vor allem für die evangelische Kirche aufgrund der Verbindung religiöser Motive mit der Glorifizierung des preussisch-deutschen Staates (insbes. S. 427-430).
Domarus, Hitler, S. 227-228.
- 162 Ebermayer, S. 46; Becker (Hg.), Hitlers Machtergreifung 1933, S. 154-155.
- 163 Müller, «Der Tag von Potsdam», S. 438.
- 164 Domarus, Hitler, S. 228.
- 165 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 213-215.
- 166 AdR, Reg. Hitler, S. 160.
- 167 AdR, Reg. Hitler, S. 213-214. und 216.
- 168 AdR, Reg. Hitler, S. 239.
- 169 AdR, Reg. Hitler, S. 239-240.
- 170 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 221-224. Zur Entstehung des
- 171 «Ermächtigungsgesetzes» siehe auch Hans Schneider, «Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933. Bericht über das Zustandekommen und die Anwendung des Gesetzes», *VfZ* 1 (1953), S. 197-221.
- 172 Domarus, Hitler, S. 229-237. Rudolf Morsey (Hg.), Das «Ermächtigungsgesetz» vom 24. März 1933, Düsseldorf 1992, S. 55-62; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 229-233.
- 173 Josef Becker, «Zentrum und Ermächtigungsgesetz», *VfZ* 9 (1961), S. 208-210; Morsey (Hg.), Das «Ermächtigungsgesetz», S. 63 und 69-71.
- 174 Domarus, Hitler, S. 239-241; Morsey (Hg.), Das «Ermächtigungsgesetz», S. 64-66.
- 175 Domarus, Hitler, S. 242-246; Morsey (Hg.), Das «Ermächtigungsgesetz», S. 66-69. Die Wirkung von Hitlers Entgegnung beschrieb ein Kritiker mit den Worten: «Dann zerriss er den armen Wels förmlich in der Luft.» – Ebermayer, S. 48.
- 176 Becker, Hitlers Machtergreifung, S. 176-177; Domarus, Hitler, S. 246-247; Morsey (Hg.), Das «Ermächtigungsgesetz», S. 69-75; Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 234-235.
- 177 RGBI, 1933, Teil I, Nr. 25, S. 141. Die Geltungsdauer des Gesetzes betrug vier Jahre. Es wurde jedoch ohne Diskussion 1937 und 1939 verlängert und erhielt schliesslich durch Erlass Hitlers vom 10. Mai 1943 unbefristete Gültigkeit. – Broszat, Der Staat Hitlers, S. 117 und Anmerkung.

- 178 RGBI, 1933, Teil I, Nr. 33, S. 173; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 143.
- 179 AdR, Reg. Hitler, S. 273.
- 180 RGBI, 1933, Teil I, Nr. 33, S. 173; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 143.
- 181 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 144-150.
- 182 Peter Diehl-Thiele, *Partei und Staat im Dritten Reich. Untersuchungen zum Verhältnis von NSDAP und allgemeiner innerer Staatsverwaltung*, München 1969, S. 61-69.
- 183 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 150.
- 184 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 153.
- 185 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 145.
- 186 Alfred Kube, *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München 1986, S. 31-33; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 96-97-
 Zu dem Begriff siehe Hans Mommsen, «Kumulative Radikalisierung und Selbstzerstörung des Regimes», *Meyers Enzyklopädisches Lexikon*, Bd. 16, Mannheim 1976, S. 785-790.
- 187 Domarus, Hitler, S. 219; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 249.
- 188 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 84-85. Zu den «Einzelaktionen» siehe
- 189 Comité des Délégations Juives (Hg.), *Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Das Schwarzbuch – Tatsachen und Dokumente*, Paris 1934, Nachdruck Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1983, S. 93ff.
Die Lage der Juden, S. 495-496.
- 190 Walter Tausk, *Breslauer Tagebuch 1933-1940*, (1975) Berlin 1988, S. 32-37.
- 191 *Die Lage der Juden*, S. 496.
- 192 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 76-79.
- 193 Hans Mommsen, «Die Realisierung des Utopischen: Die «Endlösung der
- 194 Judenfrage» im «Dritten Reich», *Geschichte und Gesellschaft* 9 (1983), S. 381-420, hier S. 390. Siehe auch Genschel, S. 46-47; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 86-87.
 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 87.
- 195 Goebbels, Kaiserhof, S. 288 (26. März 1933), TBJG, 1.2, S. 398.
- 196 AdR, Reg. Hitler, S. 217 und Anmerkung 3; Domarus, Hitler, S. 248-251.
- 197 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 87-88.
- 198 Jürgen Hagemann, *Die Presselenkung im Dritten Reich*, Bonn 1970, S. 139
- 199 Anmerkung 2; Uwe Dietrich Adam, *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 1972, S. 63 Anmerkung 196.
 AdR, Reg. Hitler, S. 277.
- 200 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 91.
- 201 AdR, Reg. Hitler, S. 277.
- 202 Goebbels, Kaiserhof, S. 290 (31. März 1933), TBJG, 1.2, S. 400; Höhne, *Die*
- 203 *Zeit der Illusionen*, S. 91-92.
 Karl Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy toward German*
- 204 *Jews, 1933-1939*, Urbana/Chicago/London 1970, S. 87.
 Goebbels, Kaiserhof, S. 291-292 (1.-2. April 1933), TBJG, 1.2, S. 400-401;
- 205 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 92-93; *Die Lage der Juden*, S. 292-314;
 Rumbold-Bericht vom 5. April 1933 in DBFP, V, Nr. 22, S. 24-25, Nr. 30,
 S. 38-44.
 Tausk, S. 52; Schleunes, S. 88-89.
- 206 Tausk, S. 58; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 92-93; Allen, S. 220.
- 207

- 208 Alien, S. 220-221. Gay, «In Deutschland zu Hause», S. 32-33 weist allerdings darauf hin, dass viele Juden auch dann noch der verhängnisvollen Illusion verhaftet blieben, die Welle des Antisemitismus werde bald abebben, weil die Geschehnisse für Deutsche nicht typisch seien und dank der starken, zivilisierenden Traditionen der – einheimischen Christen wie Juden vertrauten – deutschen Kultur letztlich überwunden werden würden.
- 209 Schleunes, S. 88.
- 210 Adam, S. 61 und Anmerkung 190, S. 63-71; Schleunes, S. 101-103. Zum «Arierparagraphen» im Beamtengesetz vom 7. April 1933 siehe auch Hans Mommsen, *Beamtentum im Dritten Reich*, Stuttgart 1966, S. 48-53.
- 211 Erich Matthias, «Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands», in Matthias und Morsey, *Das Ende der Parteien*, S. 101-278, hier S. 177-178.
- 212 Matthias, S. 178-180.
- 213 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 101-102 und S. 105-107; Thamer, S. 284-285; Braucher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 1, S. 254-259.
- 214 Domarus, *Hitler*, S. 259-264.
- 215 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 105.
- 216 Zur Bildung der «Deutschen Arbeitsfront» siehe Ronald Smelser, Robert Ley: *Hitlers Mann an der «Arbeitsfront»*. Eine Biographie, aus dem Amerikanischen von Heidi und Karl Nicolai, Paderborn 1989, Kapitel 5.
- 217 Timothy W. Mason, *Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939*, Opladen 1975, S. 78-81. Die NSBO verlor bis zur Jahreswende 1933/34 praktisch allen Einfluss, bestand aber erst ab Mitte 1934 nicht mehr als eigenständige Organisation.
- 218 Domarus, *Hitler*, S. 270-279.
- 219 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 119-120; Thamer, S. 286E
- 220 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 121-123; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 114-115.
- 221 Hans Müller, *Katholische Kirche und Nationalsozialismus*, München 1965, S. 88-89.
- 222 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 123-126; Thamer, S. 289-290.
- 223 RGBl, 1933, Teil I, Nr. 81, S. 479; Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 126.
- 224 In grösseren Städten kam es auf oberster Verwaltungsebene zu einem drastischen Personalwechsel: Bis Ende 1933 wurden drei Fünftel aller Bürgermeister und Oberbürgermeister in Orten mit mehr als 20'000 Einwohnern entlassen. Je grösser die Stadt war, desto eher wurde die Verwaltungsspitze ausgetauscht: Ende 1933 waren nur vier der ursprünglichen 28 Oberbürgermeister noch im Amt. – Horst Matzerath, *Nationalsozialismus und kommunale Selbstverwaltung*, Stuttgart 1970, S. 79-80. Siehe auch Jeremy Noakes, «Oberbürgermeister and Gauleiter. City Government between Party and State» und Horst Matzerath, «Oberbürgermeister im Dritten Reich», beide in Hirschfeld und Kettenacker, *Der «Führerstaat»*, S. 194-227 beziehungsweise S. 228-254.
- 225 Beispiele dafür finden sich bei Zofka, S. 238-286.
- 226 Martin Broszat und Norbert Frei (Hg.), *Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge*, München 1989, S. 195 und 212; Kater, *Nazi Party*, S. 262 (Abb. 1).
- 227 Broszat u.a., *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. 1, S. 494.

- 228 Zitiert nach Thamer, S. 299.
- 229 Siehe zum Beispiel Allen, S. 222-231; Koshar, S. 253ff.
- 230 Allen, S. 224.
- 231 Thamer, S. 305. Hitler hatte eine weitreichende moralische «Sanierung» des öffentlichen Lebens einschliesslich des Bildungs-, Theater- und Filmwesens, der Literatur, der Presse und des Rundfunks versprochen. – Domarus, Hitler, S. 232 (23. März 1933).
- 232 Paul Meier-Benneckenstein, Dokumente der deutschen Politik, Berlin 2. Auflage 1937, Bd. 1, S. 263-264; Heiber, Goebbels-Reden, Bd. 1, S. 90.
- 233 Thamer, S. 301.
- 234 Siehe dazu vor allem das herausragende Werk von Michael H. Kater, *The Twisted Muse. Musicians and their Music in the Third Reich*, New York/Oxford 1997
- 235 J. M. Ritchie, *German Literature under National Socialism*, London/Canberra 1983, S. 9-10. Das NS-Regime blieb Hauptmann gegenüber reserviert, weil es sein Eintreten für den Nationalsozialismus als oberflächlich betrachtete.
- 236 Zitiert nach Thamer, S. 300-301.
- 237 Hans Mommsen, «Der Mythos des nationalen Aufbruchs und die Haltung der deutschen intellektuellen und funktionalen Eliten», in *Pressestelle der Universität Hamburg* (Hg.), 1933 in *Gesellschaft und Wissenschaft*, Teil 1, Hamburg 1983, S. 127-141, hier S. 132.
- 238 Ritchie, S. 48-49.
- 239 Zitiert nach Thamer, S. 301.
- 240 Zitiert nach Mommsen, «Mythos», S. 132.
- 241 Zitiert nach Mommsen, «Mythos», S. 129 und 132.
- 242 Zitiert nach Mommsen, «Mythos», S. 131.
- 243 Siehe die Einträge in Thomas Mann, *Tagebücher 1933-1934*, Frankfurt am Main 1977, S. 29-48, (1.-13. April 1933).
- 244 Mann, S. 46 (10. April 1933). Und siehe Thamer, S. 302.
- 245 Zitiert nach Mommsen, «Mythos», S. 134.
- 246 Siehe Mommsen, «Mythos», S. 132-135.
- 247 Thamer, S. 303.
- 248 Siehe Gerhard Sauder (Hg.), *Die Bücherverbrennung. Zum 10. Mai 1933*, München/Wien 1983.
- 249 Zitiert nach Sauder, S. 181 (siehe auch S. 177).
- 250 Mommsen, «Mythos», S. 128; Thamer, S. 304.
- 251 Heinrich Heine, *Almansor*, in Hans Kaufmann (Hg.), *Heinrich Heine. Werke und Briefe in zehn Bänden*, Berlin/Weimar 2. Auflage 1972, S. 489.
- 252 Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, Stuttgart 1980, S. 51 ff.
- 253 Beatrice und Helmut Heiber (Hg.), *Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches*, München 1993, S. 119-120 und Anmerkung 1, S. 181-183.
- 254 Rolf Steinberg, *Nazi-Kitsch*, Darmstadt 1975.
- 255 Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 53ff.
- 256 BAK, R43II/1263, Fols. 93, S. 164.
- 257 Broszat, *Der Staat Hitlers*, S. 126-127.
- 258 *Schwäbisches Volksblatt* vom 9. September 1933.
- 259 Heiber, Rückseite, S. 9.

- 260 Vorstehendes nach Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 309-317.
- 261 Siehe Papen, S. 294-296.
- 262 TBJG, 1.2, S. 410 (unveröff., 23. April 1933).
- 263 RGBl, 1933, Teil I, Nr. 86, S. 529-531.
- 264 Zu Gütt siehe Wistrich, Wer war wer, S. 106; Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986, S. 25.
- 265 AdR, Reg. Hitler, S. 664-665; Noakes, «Nazism and Eugenics», S. 84-87.
- 266 Bock, S. 8 und 238.
- 267 Guenter Lewy, Die katholische Kirche und das Dritte Reich, aus dem Amerikanischen von Hildegard Schulz, München 1965, S. 93-95; Kapitel 3 (S. 73-112) handelt von den Umständen, unter denen das Konkordat zustandekam, und von der wichtigen Rolle, die Kaas dabei spielte. Siehe auch Conway, S. 47-51.
- 268 Conway, S. 63.
- 269 Lewy, S. 106-108.
- 270 Papen, S. 314-315, Zitat S. 315; Lewy, S. 95-96, Zitat S. 95.
- 271 Lewy, S. 89-94.
- 272 AdR, Reg. Hitler, S. 683; Lewy, S. 95-96. Er hätte es auch nicht für möglich gehalten, meinte Hitler, dass der Vatikan so schnell bereit wäre, die christlichen Gewerkschaften und Parteien fallenzulassen.
- 273 Lewy, Kapitel 4 (S. 113-132), besonders S. 114-118 und 122-123. Der «Hirtenbrief» ist abgedruckt in Müller, Katholische Kirche, S. 163-173.
- 274 Alfons Küpper (Hg.), Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933, Mainz 1969, S. 293-294. (Nr. 117).
- 275 Conway, S. 56-57.
- 276 Kurt Meier, Kreuz und Hakenkreuz. Die evangelische Kirche im Dritten Reich, München 1992, S. 42.
- 277 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 452; Domarus, Hitler, S. 290-291.
- 278 Conway, S. 70-71.
- 279 Vorstehendes nach Conway, S. 57-66, 68-76.
- 280 Der Begriff entstammt dem Untertitel des ersten Bandes von Gerhard L. Weinbergs bahnbrechender Studie *The Foreign Policy of Hitler's Germany. Diplomatie Revolution in Europe 1933-36*, Chicago/London 1970.
- 281 Günter Wollstein, «Eine Denkschrift des Staatssekretärs Bernhard von Bülow vom März 1933», *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 1 (1973), S. 77-94; AdR, Reg. Hitler, Bd. 1, S. 313-318; Bernd-Jürgen Wendt, *Grossdeutschland. Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung des Hitler-Regimes*, München 1987, S. 72-79; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 149. Bülows Denkschrift macht deutlich, welche Ansichten zu Beginn des Dritten Reiches im Aussenministerium vorherrschten. Er lässt anklagen, dass zunächst Vorsicht geboten und jeder aussenpolitische Konflikt zu vermeiden sei. Diese Phase solle dem Aufbau im Inland und der vorsichtigen Bildung bilateraler Bündnisse dienen, um so den Weg für eine spätere revisionistische Expansionspolitik zu ebnen. Derartige Gedankenspiele, die sich stark auf expansionistische aussenpolitische Konzepte aus Wilhelminischer Zeit stützten, zeigten deutlich, wie breit die Grundlage für eine enge Zusammenarbeit mit Hitler selbst in den Punkten war, wo – wie im Falle Russlands und

- Polens – schon bald offensichtlich wurde, dass sich die eigenen Vorstellungen von den Ansichten Hitlers erheblich unterschieden. Eine eingehende Untersuchung der Zusammensetzung des Auswärtigen Amtes und ihrer Änderung unter Hitler bietet Hans-Adolf Jacobsen, *Nationalsozialistische Aussenpolitik 1933-1938*, Frankfurt am Main 1968.
- 282 Weinberg, Bd. 1, S. 161. Hitler hatte kurz nach Beginn seiner Kanzlerschaft gegenüber Nadolny geäußert, er habe von Aussenpolitik keine Ahnung. Er werde vier Jahre benötigen, um Deutschland nationalsozialistisch zu machen, und erst danach könne er sich mit aussenpolitischen Angelegenheiten befassen. Das Auswärtige Amt werde nach traditionellen Regeln geführt und müsse die Wünsche des Reichspräsidenten berücksichtigen. – Rudolf Nadolny, *Mein Beitrag. Erinnerungen eines Botschafters des Deutschen Reiches*, Köln 1985, S. 239.
- 283 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 150, 152 und 158.
- 284 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 154-155. und 161.
- 285 Weinberg, Bd. 1, S. 164. Siehe auch Gerhard Meinck, *Hitler und die deutsche Aufrüstung*, Wiesbaden 1959, S. 22-26 und 35-51.
- 286 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 158 und 166-168.
- 287 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 158-159.
- 288 AdR, Reg. Hitler, S. 447-448.
- 289 Brüning, Bd. 2, S. 706-707.
- 290 Morsey, «Die Deutsche Zentrumspartei», S. 388.
- 291 Brüning, Bd. 2, S. 707.
- 292 Wilhelm Hoegner, *Flucht vor Hitler. Erinnerungen an die Kapitulation der ersten deutschen Republik 1933*, München 1977, S. 203.
- 293 Domarus, *Hitler*, S. 273.
- 294 Domarus, *Hitler*, S. 278; zum Text der Rede siehe S. 270-279.
- 295 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 161, 168 und 169-170. Goebbels, der sich Ende September in Genf aufhielt und für das, was er sah, nur Verachtung übrig hatte, zeigte sich nach aussen hin als friedliebender, zugänglicher Diplomat. – Paul Schmidt, *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas*, Bonn 1952, S. 278ff.; TBJG, 1.2, S. 465-466 (25. und 27. September 1933). Er scheint jedoch dafür gewesen zu sein, das Stocken der Verhandlungen zum Verlassen der Gespräche zu nutzen. – Weinberg, Bd. 1, S. 165, weitere Hinweise in Anmerkung 28.
- 296 Weinberg, Bd. 1, S. 165 und Anmerkung 29.
- 297 NCA, Supplement B, S. 1504; Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 1, S. 338.
- 298 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 171; Weinberg, Bd. 1, S. 165 (mit anderer Gewichtung); Papen, S. 334-335
- 299 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 172. Obwohl Neurath den Schritt unterstützte, wurde er erst informiert, als die Entscheidung gefallen war. Am Abend des 4. Oktober erfuhr er von Bülow, dass Hitler und Blomberg nun die Absicht hätten, aus dem Völkerbund auszutreten. – Günter Wollstein, *Vom Weimarer Revisionismus zu Hitler*, Bonn-Bad Godesberg 1973, S. 201 und Anmerkungen 39 und 40.
- 300 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 903-907, hier S. 904-905.
- 301 Weinberg, Bd. 1, S. 166. Die förmliche Mitteilung vom Austritt aus dem Völkerbund wurde erst am 19. Oktober übergeben. – ADAP, C, II, S. 2 Anmerkung 2.

302. Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 173 und 178 f; Jost Dülffer, «Zum
«decision-making process' in der deutschen Aussenpolitik 1933-1939», in
Manfred Funke (Hg.), Hitler, Deutschland und die Mächte. Materialien
zur Aussenpolitik des Dritten Reichs, S. 186-204, hier S. 188-190.
- 303 Domarus, Hitler, S. 308-314.
- 304 Domarus, Hitler, S. 323-330.
- 305 Hans Baur, Ich flog Mächtige der Erde, Kempten (Allgäu) 1956, S. 108-
110; Domarus, Hitler, S. 325 und Anmerkung 293.
- 306 Kershaw, Der Hitler-Mythos, S. 57.
- 307 Domarus, Hitler, S. 331.
- 308 BAK, R18/5350, Blätter 95-104 und 107-122, darin Untersuchungen zu
Beschwerden wegen Unregelmässigkeiten bei der Wahl. Siehe auch AdR,
Reg. Hitler, Bd. 2, S. 939 Anmerkung 1, sowie Bracher u.a., Machtergrei-
fung, Bd. 1, S. 480-485.
- 309 Deutlich wird das spätestens an der Zustimmung von 99,5 Prozent der
Insassen des Dachauer Konzentrationslagers. – *Münchner Neueste Nach-
richten* vom 13. November 1933. Unter den gegebenen Umständen war
die Zahl derjenigen, die ihre Zustimmung verweigerten – mehr bei der
Wahl als bei der Volksabstimmung –, bisweilen bemerkenswert (über 21
Prozent in Hamburg und Berlin, über 15 Prozent in Köln-Aachen bei der
Wahl) und korrespondierte grob gesehen mit den verschiedenen Typen
der Sozialstruktur und Religionszugehörigkeit, die sich bereits vor 1933
gegenüber dem Nationalsozialismus als relativ immun erwiesen hatten. –
Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 1, S. 486-497.
- 310 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 939 Anmerkung 1.
- 311 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 939-941.

ZWÖLFTES KAPITEL: SICHERUNG DER TOTALEN MACHT

- 1 Der Begriff stammt von Richard Bessel, *Political Violence*, S. 152.
- 2 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 165-176.
- 3 Diels, S. 254ff.
- 4 Sonderarchiv Moskau, 1235-VI-2, Fol. 21, hier S. 19-21.
- 5 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 166 und 198.
- 6 Die im Sonderarchiv Moskau unter 1413-I-6 vorhandene Akte von Meiss-
ners Präsidialkanzlei enthält 460 Blätter, die sich auf derartige Fälle von
1933 bis 1935 beziehen. Wie komplizenhaft das Rechtswesen und auch
Gürtner persönlich bei der Niederschlagung von Verfahren gegen über-
führte Gewalttäter aus den Reihen der SA mitwirkten, ist von Gruchmann,
Justiz, Kapitel 4, eingehend erforscht worden.
- 7 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 177-179.
- 8 Laut Heinz Höhne, *Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherr-
schaft 1933-1934*, Reinbek 1984, S. 46, der sich auf Äusserungen bezieht,
die Hindenburg am 29. Juni 1933 gegenüber Hitler machte. Im Zusam-
menhang ging es dabei um die Uneinigkeit innerhalb der evangelischen
Kirche; die SA wurde nicht ausdrücklich erwähnt. Hindenburg befand im
Hinblick auf die Ausschreitungen aber, dass «der Herr Reichskanzler den
besten Willen» habe und «nur im Interesse des Vaterlandes und reinen

- Herzens nur im Sinne der Gerechtigkeit» arbeite, wohingegen dessen Unterführer «leider noch oft über die Stränge» schlugen, doch das werde «sich mit der Zeit wohl auch beseitigen lassen». – Sonderarchiv Moskau, 1235-6-2, Fol. 271, Gesprächsnotizen einer Unterredung zwischen Hindenburg und Hugenberg vom 17. Mai 1933.
- 9 Nationalsozialistische Monatshefte 4 (1933), S. 251-254, Zitate S. 253-254.
 - 10 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 184. Die Zahlenangaben waren unter anderem deshalb so hoch, weil der «Stahlhelm» und andere paramilitärische Organisationen in der SA aufgegangen waren. Nur ein Drittel der SA-Männer gehörten der NSDAP an.
 - 11 Domarus, S. 286.
 - 12 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 182-183; Höhne, Mordsache Röhm, S. 46-49.
 - 13 Shlomo Aronson, Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD, Stuttgart 1971, S. 71 und 92.
 - 14 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 184-187.
 - 15 Höhne, Zeit der Illusionen, S. 143-148.
 - 16 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 185 und 188.
 - 17 Höhne, Mordsache Röhm, S. 127-128.
 - 18 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 188-190. Arbeitslose hatten schon immer vor wie nach der «Machtergreifung» einen wesentlichen Teil der SA-Mitglieder ausgemacht. – Fischer, Stormtroopers, S. 45-48.
 - 19 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 200-205; Hermann Mau, «Die «Zweite Revolution», der 30. Juni 1934», V/Z 1 (1953), S. 119-137, insbesondere S. 124-127; 1953 protokollierte Aussage des ehemaligen Staatssekretärs im preussischen Staatsministerium Paul Körner, zitiert nach Otto Gritschneider, «Der Führer hat Sie zum Tode verurteilt...». Hitlers «Röhm-Putsch»-Morde vor Gericht, München 1993, S. 30; Höhne, Mordsache Röhm, S. 218-219
 - 20 Siehe Martin Loperdinger und David Culbert, «Leni Riefenstahl, the SA, and the Nazi Party Rally Films, Nuremberg 1933-1934: «Sieg des Glaubens» and «Triumph des Willens»«, *Historical Journal of Film, Radio, and Television* 8 (1988), S. 3-38, hier S. 12-13.
 - 21 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 201.
 - 22 Eine glühende Danksagung Hitlers an Röhm vom 31. Dezember 1933 für dessen Dienste zugunsten der NS-Bewegung findet sich in Domarus, S. 338. Von zwölf Dankschreiben an führende Nationalsozialisten verwendet nur das an Röhm gerichtete die Du-Form. – Domarus, S. 338-342.
 - 23 Siehe Immo v. Fallois, Kalkül und Illusion. Der Machtkampf zwischen Reichswehr und SA während der Röhm-Krise 1934, Berlin 1994, S. 101: Die prinzipielle Entscheidung zur Einführung einer allgemeinen Wehrpflicht war bereits gefallen. In seiner Rede vom 30. Januar 1934 pries Hitler die NSDAP und die Reichswehr als Stützen des Staates. Domarus, S. 355-356. Siehe auch Müller, Heer, S. 95.
 - 24 Fallois, S. 105-106 und 117.
 - 25 Fallois, S. 123 und Anmerkung 560.
 - 26 Hans-Adolf Jacobsen und Werner Jochmann (Hg.), *Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus*, 3 Bde., Bielefeld 1961, ohne Seitenzählung, Bd. 1, C, 2. Februar 1934. Etwa zur gleichen Zeit warnte auch Hess

- die SA-Führung in einem Zeitungsartikel, der sowohl im *Völkischen Beobachter* als auch in den *Nationalsozialistischen Monatsheften* erschien. Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 203.
- 27 Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 200.
- 28 Höhne, *Zeit der Illusionen*, S. 181.
- 29 Fallois, S. 105 und 117.
- 30 Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 3, S. 336; Fallois, S. 106-108.
- 31 Fallois, S. 117-118.
- 32- Höhne, *Zeit der Illusionen*, S. 183.
- 33 NL Weichs, BA/MA Freiburg, N19/12, S. 12, zitiert nach Fallois, S. 118-119.
- 34 Bracher u.a., *Machtergreifung*, Bd. 3, S. 337; Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 205; Toland, S. 443-444 (auf Weichs Aussage basierend).
- 35 Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 206.
- 36 Siehe Fallois, S. 123, 131 und Anmerkung 602, der jedoch behauptet, Hitler habe auf den psychologisch richtigen Moment gewartet. Zitelmann, *Selbstverständnis eines Revolutionärs*, S. 77, meint, Hitlers Zögern belege, dass er nicht in der Lage war, beim Konflikt zwischen SA und Reichswehr zu einer Entscheidung zu gelangen. Da er letztlich aber eine – äusserst skrupellose – Entscheidung traf, scheint die erstgenannte Erklärung die wahrscheinlichere zu sein.
- Fallois, S. 125-126.
- 37 Diels, S. 379-382.
- 3» Fallois, S. 125 und 131.
- 39 Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 205 und 209; Bracher u.a.: *Machtergreifung*, Bd. 3, S. 343.
- 4° Siehe Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 218 und 223-224.
- 4i Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 210; Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 205; Fallois, S. 124. Bei der Entwaffnung der SA nach der Röhm-Krise wurden insgesamt 177'000 Gewehre, 651 Maschinengewehre und 1250 Maschinenpistolen eingesammelt.
- 42- Anthony Eden, *Angesichts der Diktatoren. Memoiren. 1923-1938*, aus dem Englischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Köln/Berlin 1964, S. 89-90, S. 92-93.
- 43 Siehe Höhne, *Mordsache Röhm*, S. 221-222; Longerich, *Die braunen Bataillone*, S. 213-214.
- 44 Kurt Gossweiler, *Die Röhm-Affäre. Hintergründe, Zusammenhänge, Auswirkungen*, Köln 1983, S. 76, zitiert eine Schlagzeile des Londoner *Evening Standard* vom 11. Juni 1934, dass Hitler am Rande einer Katastrophe stehe und im Falle seines Scheiterns wohl die Reichswehr einspringen werde.
- 45 AdR, Reg. Hitler, S. 1197-1200, Zitat 1197; Norbert Frei, *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München 1987, S. 13.
- 46 Siehe Frei, *Der Führerstaat*, S. 14-15; Ian Kershaw, *Populär Opinion and Political Dissent in the Third Reich. Bavaria, 1933-1945*, Oxford 1983, S. 46-47, S. 76 und S. 120-121; Timothy W. Mason, *Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft*, Opladen 1977, S. 192; Longerich, *Die Braunen Bataillone*, S. 207.
- 47 DBS, Bd. 1, S. 172 (26. Juni 1934).
- 48

- 49 Zitiert nach Höhne, Mordsache Röhm, S. 232. Dass Jung ab Ende 1933 grundsätzlich gegen Hitler arbeitete, betont ein früherer enger Bekannter und Sympathisant in seinen Memoiren: Edmund Forschbach, Edgar J. Jung. Ein konservativer Revolutionär, 30. Juni 1934, Pfullingen 1984. Fallois, S. 114 Anmerkung 522, meint hingegen, dass Jung das damalige Regime nur verändern, aber nicht ersetzen wollte. Selbst als nach Papens Rede in Marburg Jung – auf Befehl Hitlers [siehe Hans-Günther Seraphim (Hg.), Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs 1934/35 und 1939/40? München 1964, S. 42-43] – verhaftet wurde, sah der von Bose und Tschirschky ausgearbeitete Plan, den Papen Hindenburg unterbreiten sollte, in Fortführung des «Zähmungskonzepts» neben Fritsch, Papen, Brüning und Goerdeler auch Hitler und Göring als Direktoriumsmitglieder vor. – Karl Martin Grass, Edgar Jung, Papenkreis und Röhmkrise 1933/34, Dissertation, Heidelberg 1966, S. 264-266.
- 50 Siehe Höhne, Mordsache Röhm, S. 233-234; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 208. Die Gestapo war über ihre Aktivitäten gut informiert; und in der Reichswehrführung waren sich Blomberg und Reichenau der Vorteile bewusst, die Hitler, aus den Fängen der SA befreit, den Streitkräften bringen würde. – Frei, Der Führerstaat, S. 23-25. Siehe auch Fallois, S. 112-116, der die Chancen für eine Alternative zum Hitlerregime, das den Aufrüstungsplänen der Reichswehr sehr entgegenkam, pessimistisch einschätzt.
- 51 Heinrich Brüning schrieb in einem Brief nach dem Krieg, er habe im April 1934 gehört, dass Hindenburg wohl kaum noch bis August zu leben habe, und drei Wochen später erfahren, dass Hitler fest plane, nach dem Tod des Reichspräsidenten Staatsoberhaupt zu werden. Er habe ausserdem von einer «schwarzen Liste» gehört, auf der die Namen von Strasser, Schleicher und anderen später Ermordeten neben dem von Papen gestanden hätten. – Heinrich Brüning, Briefe und Gespräche 1934-1945, hg. v. Claire Nix, Stuttgart 1974, S. 26-27. Hindenburgs Arzt, Ferdinand Sauerbruch, Das war mein Leben, Bad Wörishofen 1951, S. 511, vermerkt nur, dass Hindenburg im Frühjahr 1934 erkrankte. Meissner, Staatssekretär, S. 375, merkt an, der Präsident sei im Frühjahr an einem Blasenleiden erkrankt. Siehe auch Andreas Dorpalen, Hindenburg in der Geschichte der Weimarer Republik, aus dem Amerikanischen von Charlotte Dixon und Margarete von Eynern, Berlin/Frankfurt, 1966, S. 451.
- 52 Wheeler-Bennett, Nemesis, S. 334-335, spricht ohne nähere Quellenangaben von einem Kommuniké über Hindenburgs Gesundheitszustand, das am 27. April veröffentlicht worden sein soll, mehr als zwei Wochen nachdem Hitler und Blomberg darüber informiert worden waren, dass der Reichspräsident nicht mehr lange zu leben habe.
- 53 Höhne, Mordsache Röhm, S. 228-229; Höhne, Zeit der Illusionen, S. 207-208; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 210.
- 54 Grass, S. 227 und Anmerkung 570; Forschbach, S. 115-116.
- 55 Jacobsen und Jochmann, Ausgewählte Dokumente, ohne Seitenzählung, Bd. 1, CJ, 17. Juni 1934; Papen, S. 346-349, 3. Zitat S. 348.
- 56 Papen, S. 349-350.
- 57 In einem Brief an den früheren britischen Botschafter in Berlin, Sir Horace Rumbold, schrieb Brüning am 9. Juli, es sei «kein riesiger Fehler» gewesen, die Rede zu halten, ohne sich mit der Reichswehr und dem Reichspräsidenten zuvor über die weitere Vorgehensweise abzusprechen. Brüning fügte hinzu, er

habe aus zuverlässiger Quelle erfahren, dass Papen das Redemanuskript erst zwei Stunden vor seinem Auftritt in Marburg zum erstenmal gelesen habe. (Siehe dazu Forschbach, S. 115-116) Nach dem Krieg sagte Brüning, er selbst habe im April oder Mai eine Abschrift des von Edgar Jung verfassten Redetextes erhalten und sehr davon abgeraten, Papen das Manuskript zu geben. – Brüning, Briefe und Gespräche, S. 25 und 27.

- 5» Domarus, S. 390-391.
 59 Fallois, S. 132.
 60 Papen, S. 349-350.
 61 Höhne, Mordsache Röhm, S. 237.
 62 Wheeler-Bennett, Nemesis, S. 342.
 63 Meissner, Staatssekretär, S. 363.
 64 Zitiert nach Longerich, Die braunen Bataillone, S. 212.
 65 Höhne, Mordsache Röhm, S. 239; Höhne, Zeit der Illusionen, S. 211.
 66 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 215.
 67 Fallois, S. 126-130, 135-136 und 138-139; Müller, Heer, S. 113-118.
 68 Grass, S. 259-261; Höhne, Mordsache Röhm, S. 239-242.
 69 Höhne, Mordsache Röhm, S. 242.
 70 Domarus, S. 394 und 399.
 71 Grass, S. 264-268; Höhne, Mordsache Röhm, S. 247-251 und 256.
 72 Höhne, Mordsache Röhm, S. 256.
 73 Grass, S. 263 und Anmerkung 728; Höhne, Mordsache Röhm, S. 257.
 74 Grass, S. 269; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 216; Höhne, Mordsache Röhm, S. 256-257.
 75 TBjG, 1.2, S. 472-473 (29. Juni 1934)-
 76 Tb Reuth, Bd. 2, S. 843 (1. Juli 1934); und siehe Reuth, Goebbels, S. 314.
 77 Tb Reuth, Bd. 2, S. 843 (1. Juli 1934).
 78 Höhne, Mordsache Röhm, S. 265.
 79 Domarus, S. 394-395; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 216.
 80 Domarus, S. 399; Höhne, Mordsache Röhm, S. 260-266, Zitat S. 266.
 81 Höhne, Mordsache Röhm, S. 266-267; Gritschneider, «Der Führer», S. 18.
 82 Höhne, Mordsache Röhm, S. 267-268; Höhne, Zeit der Illusionen, S. 214; Domarus, S. 396 und 399-400; Library of Congress: Adolf Hitler Collection, C-89, 9376-88A-B, Befragung Erich Kempka, 15. Oktober 1971. Röhm wurde als einziger der Festgenommenen in einem PKW fortgebracht, alle anderen fuhren mit dem gemieteten Bus.
 83 Schreiben von Karl Schreyer vom 27. Mai 1949 an das Polizeipräsidium München, Prozessakten Landgericht München I, zitiert nach Höhne, Mordsache Röhm, S. 271. Zu der von der Reichspressestelle der NSDAP verbreiteten offiziellen Darstellung über dieses Treffen siehe IfZ, Fa 108, SA/OSAF, 1928-45, Bl. 39.
 Höhne, Mordsache Röhm, S. 273.
 84 Domarus, S. 397; Gritschneider, «Der Führer», S. 21-28. Nachdem Hitler sich anscheinend etwas beruhigt hatte, diktierte er eine Reihe von Pressemitteilungen und das Ernennungsschreiben für Lutze als neuem SA-Stabschef. – Domarus, S. 397-402.
 85 Gritschneider, «Der Führer», S. 24-26.
 86 Höhne, Mordsache Röhm, S. 274.
 87 Seraphim, Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs, S. 46 (7. Juli 1934).
 88

- 89 Domarus, S. 396; Höhne, Mordsache Röhm, S. 270-271.
- 90 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 218.
- 91 Siehe dazu Papen, S. 353-356; Hans Bernd Gisevius, Bis zum bitteren Ende, 2 Bde., Zürich 1946, Bd. 1, S. 225-281; Gritschneider, «Der Führer», S. 36-44 und 135 (der sich auf Edgar Jung bezieht); Longerich, Die braunen Bataillone, S. 219; Höhne, Mordsache Röhm, S. 271, 281-282 und 284-289. Neben Schleicher, Bredow und Bose stand auch Klauseners Name auf Listen, auf denen Edgar Jung, privat und ohne verschwörerische Absicht, die Namen möglicher zukünftiger Regierungsmitglieder aufgeführt hatte. – Höhne, Mordsache Röhm, S. 251-252.
- 92 Hans Bernd Gisevius, Adolf Hitler. Versuch einer Deutung, München 1963, S. 291; Frei, Der Führerstaat, S. 32.
- 93 Gritschneider, «Der Führer», S. 30.
- 94 Papen, S. 358-359.
- 95 Gritschneider, «Der Führer», S. 32, basierend auf der Aussage Körners aus dem Jahre 1953.
- 96 Gritschneider, «Der Führer», S. 32.-36.
- 97 Domarus, S. 404.
- 98 Domarus, S. 405.
- 99 Gisevius, Bis zum bitteren Ende, Bd. 1, S. 270.
- 100 Höhne, Mordsache Röhm, S. 296 und 319-321; Longerich, Die braunen Bataillone, S. 219.
- 101 Bracher u.a., Machtergreifung, Bd. 3, S. 359. Mau, «Die «Zweite Revolution»», S. 134, schätzt, dass die tatsächliche Zahl der Opfer mindestens zwei- bis dreimal höher lag, als die offiziell genannten 77. Später wurde amtlich verlautbart, dass im Zusammenhang mit dem «Röhm-Putsch» allein auf Görings Befehl 1124 Personen verhaftet worden waren. – Domarus, S. 409.
- 102 Longerich, Die braunen Bataillone, S. 220-224.
- 103 Zu den Reaktionen der Auslandspresse siehe AdR, Reg. Hitler, S. 1376 Anmerkung 3, wo Goebbels' Rundfunkkommentare vom 10. Juli 1934 zitiert sind, die am folgenden Tag im *Völkischen Beobachter* standen.
- 104 Domarus, S. 405.
- 105 Domarus, S. 405.
- 106 Papen, S. 359.
- 107 Domarus, S. 406. An Gürtners nachträglicher Legalisierung der Morde zeigte sich die hoffnungslose Strategie der Juristen im Dritten Reich: Sie versuchten, wie sie meinten, die Rechtsprinzipien vor willkürlicher und illegaler Gewalt zu schützen, indem sie solche Gewalt als rechtmässig erklärten. Zur Mentalität, die hinter Gürtners Gesetzentwurf steckte, siehe Gruchmann, Justiz, S. 448-455, sowie S. 433-484 zu den Reaktionen der Justiz auf die bei der Röhm-Affäre begangenen Morde.
- 108 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1354-1358. Laut Aussage von Lammers nach dem Krieg hätten er selbst, Gürtner und einige andere Kabinettsmitglieder es lieber gesehen, wenn es nach den Morden nicht zu einer Legalisierung, sondern zu einer Amnestie gekommen wäre. Hitler habe aber auf einem Gesetz bestanden und habe die Minister letztlich umgestimmt. In der Praxis sei es auf ein und dasselbe hinausgelaufen, meinte Lammers. Gritschneider, «Der Führer», S. 47-49.
- 109 Dietrich Orlow, The History of the Nazi Party, 1933-1945, 2 Bde., Newton Abbot 1973, S. 114-115.

- 110 Domarus, S. 406.
- 111 AdR, Reg. Hitler, S. 1375-1377. Mit der Frage, ob die Regierung nun nach links oder nach rechts tendiere, auf die Hitler, wie abzusehen, antwortete, dass der einmal eingeschlagene Weg weiterverfolgt werde, versuchte Pearson vermutlich, etwas unbeholfen Ängste der Leserschaft zu beschwichtigen, dass es zu weiteren Unruhen mit wirtschaftlichen Auswirkungen kommen werde.
- 112 Papen, S. 359-360.
- 113 Domarus, S. 407, meint, zur Vorbereitung der Rede wäre Zeit erforderlich gewesen. Es ist unwahrscheinlich, dass zunächst beabsichtigt war, nicht an die Öffentlichkeit zu gehen, sondern die Angelegenheit zu vertuschen und Gras darüber wachsen zu lassen. So etwas wäre Hitlers Propagandainstinkt völlig zuwidergelaufen. Auch von innerer Unsicherheit kann wohl kaum ausgegangen werden. Fest, Hitler, Bd. z, S. 643-644. Die schliesslich verbreitete Rechtfertigungserklärung folgte durchgängig dem, was Hitler in der Öffentlichkeit, gegenüber führenden Parteifunktionären in München und unmittelbar nach den Ereignissen auch gegenüber dem Kabinett geäussert hatte. Ebensowenig trifft die Behauptung zu, dass Hitler mit Goebbels und dessen Familie zu einem Erholungsurlaub nach Heiligendamm an der Ostsee und anschliessend nach Berchtesgaden gereist sei. – Höhne, Mordsache Röhm, S. Z98-Z90; Orlow, Bd. z, S. 114; Frei, Der Führerstaat, S. 33. Diese Darstellungen gehen offenbar auf Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 34ff. zurück, der in seinem Bericht aber deutlich macht, dass sein Besuch bei Hitler und Goebbels in Heiligendamm erst nach Hitlers Rede stattfand, die er auf dem Rückweg aus den USA an Bord eines Schiffes im Ärmelkanal gehört hatte. Da Hitler am 6. Juli, wie erwähnt, Termine wahrnahm, blieb ihm nur noch der Zeitraum vom 7. bis 13. Juli, um sich zurückzuziehen – und das waren genau die Tage, in denen Hitler nicht zum Urlaub an der Ostsee geweiht, sondern seine Rede vorbereitet haben dürfte.
- 114 Domarus, S. 410; Gritschneder, «Der Führer», S. 5z.
- 115 Domarus, S. 4Z1.
- 116 Gritschneder, «Der Führer», S. 54.
- 117 DBS, Bd. 1, S. Z50 (21 Juli 1934).
- 118 BHStA, MA 106670, RPvOB, 4. Juli 1934.
- 119 BHStA, MA 106675, Arbeitsamt Marktredwitz, 9. Juli 1934.
- 120 Siehe etwa die Berichte aus Preussen in BAK, R43II/1Z63, Fol. Z38-3Z8.
- 121 BHStA, MA 106691, LB von RPvNB/OP, 8. August 1934.
- 122 BAK, R43II/1Z63, Fol. Z38-3Z8; DBS, Bd. 1, S. 198-zoi 21. Juli 1934).
- 123 Domarus, S. 401-40Z. In einem lange währenden Säuberungsprozess wurde fast ein Fünftel der SA-Führer ihrer Ämter enthoben. – Mathilde Jamin, «Zur Rolle der SA im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in Hirschfeld und Kettenacker, Der «Führerstaat», S. 3Z9-360, hier 345.
- 124 DBS, Bd. 1, S. Z49 (21 Juli 1934).
- 125 BAK, R43II/1Z63, Fol. Z35-Z37, Brief Görings vom 31. August 1934 an Hess. Ein Durchschlag des Briefes wurde Hitler zugeleitet.
- 126 Gritschneder, «Der Führer», S. 71-7Z; Lewy, S. 190-191.
- 127 Höhne, Mordsache Röhm, S. 303-305; Müller, Heer, S. IZ5-133. Als Hammerstein zum Begräbnis seines Freundes auf dem Lichterfelder Friedhof

- erschien, stellte sich heraus, dass die sterblichen Überreste von Schleicher und seiner Frau über Nacht fortgeschafft worden waren.
- 118 Gritschneider, «Der Führer», S. 72-73.
- 129 Zitiert nach Fallois, S. 9.
- 130 Mau, «Die ‚Zweite Revolution‘», S. 137.
- 131 Weinberg, Bd. 1, S. 87-101, insbesondere S. 99-101; Höhne, Zeit der Illusionen, S. 223-224; Brucef. Pauley, Hitler and the Forgotten Nazis. A History of Austrian National Socialism, London 1981, Kapitel 7 und 8.
- 132 Domarus, S. 426, zweifelt nicht daran, dass Habicht, der es niemals gewagt hätte, auf eigene Faust zu handeln, von Hitler einen entsprechenden Befehl erhielt. Weinberg, Bd. 1, S. 104, meint, der Putschversuch sei mit Hitlers Wissen und zumindest seiner stillschweigenden Billigung unternommen worden. Pauley, S. 133-137, sieht hingegen Hitlers Verantwortung darin, dass er zögerte, in Bezug auf Österreich eine klare politische Linie festzulegen, und zuließ, dass örtliche Hitzköpfe die Politik bestimmten. Auch Hermann Graml, Europa zwischen den Kriegen, München 1969, S. 298, ist der Ansicht, die österreichische NS-Führung habe den Putschversuch unternommen, weil sie die durch die unsichere innenpolitische Lage nach der Röhms-Affäre begründete Passivität Hitlers missverstand. Reinhard Spitzky, So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen, München (1986) 4. Auflage 1994, S. 61-66, gibt einen Insiderbericht über die österreichischen Putschpläne, erhellt dabei aber nicht die Frage, wieviel Hitler wusste und billigte.
- 133 Pauley, S. 134; Jens Petersen, Hitler Mussolini. Die Entstehung der Achse Berlin Rom 1933-1936, Tübingen 1973, S. 338; Höhne, Zeit der Illusionen, S. 224. Siehe dagegen Weinberg, Bd. 1, S. 104 Anmerkung 89, der darauf hinweist, dass Görings Aussagen beim Hauptkriegsverbrecherprozess in Nürnberg (IMG, Bd. 9, S. 294-295), auf denen obige Darstellungen beruhen, nicht unbedingt zuverlässig sind.
- Anton Hoch und Hermann Weiss, «Die Erinnerungen des Generalobersten Wilhelm Adam», in Wolfgang Benz (Hg.), Miscellanea. Festschrift für Helmut Krausnick, Stuttgart 1980, S. 32-62, hier S. 47-48 und 60 Anmerkung 40.
- 134 Höhne, Zeit der Illusionen, S. 223.
- 135 Weinberg, Bd. 1, S. 105.
- 136 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 353-354-
- 137 Papen, S. 381.
- 138 Zu Dietrichs Presseanweisungen siehe Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 352; Pauley, S. 134-136.
- 139 Domarus, S. 427; Weinberg, Bd. 1, S. 106.
- 140 Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 354. Als Katholik, erfahrener Diplomat und Freund des ermordeten Dollfuß erschien Papen dem «Führer» als der richtige Mann, um in Österreich den in Bezug auf Deutschlands Absichten aufkeimenden Verdacht zu zerstreuen und die Wogen zu glätten. Papens eigener Darstellung zufolge gelang es ihm, Hitler für die Übernahme dieses Auftrags Bedingungen abzuhandeln. – Papen, S. 383-384; Pauley, S. 135.
- 141 Papen, S. 379-385; Domarus, S. 428; Weinberg, Bd. 1, S. 106.
- 142 Domarus, S. 429. Es steht nicht fest, wann genau Hitler erfuhr, dass Hindenburgs Tod unmittelbar bevorstand. Laut Hanfstaengl fasste Hitler direkt nach einem Anruf von Meißner mit schlechten Nachrichten über den Zustand des Reichspräsidenten den Entschluss, Papen nach Wien zu schicken, und flog
- M3

- dann seinerseits nach Ostpreussen zu Hindenburg. Der zeitliche Ablauf der Ereignisse ist mit dieser Darstellung allerdings nicht ganz vereinbar. Der Brief, in dem Hitler Papen bittet, im Sonderauftrag für eine begrenzte Zeit als Botschafter nach Wien zu gehen, datiert vom 26. Juli. Die Öffentlichkeit wurde am 31. Juli über Hindenburgs Gesundheitszustand informiert, Hitler vermutlich etwas früher. Sein Besuch auf Gut Neudeck fand am 1. August statt. Hanfstaengl, 15 Jahre, S. 354; Domarus, S. 429.
- 144 Sauerbruch, S. 520. Sauerbruch war zuletzt Hindenburgs Leibarzt. Zu Hitlers letztem Besuch bei Hindenburg siehe auch Papen, S. 375-376. Sauerbruch, S. 519, und offenbar in Anlehnung an ihn auch Meissner, Staatssekretär, S. 377, datieren Hitlers Besuch auf den 31. Juli. Eine Notiz im *Völkischen Beobachter* vom 1. August 1934 macht deutlich, dass Hitler an jenem Morgen nach Neudeck flog und nach ein paar Stunden wieder zurückkehrte. Noch am selben Tag hielt er um 21.30 Uhr eine Kabinett-sitzung ab. – AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1384. Hanfstaengls Darstellung in 15 Jahre, S. 355, Hitler habe mit seinem Gefolge die Nacht in Neudeck verbracht – wo er sich geweigert habe, in einem nahe gelegenen Schloss im selben Zimmer zu nächtigen wie einst Napoleon –, habe sich am nächsten Tag nach Bayreuth begeben, wo ihn die Nachricht von Hindenburgs Tod erreichte, und sei dann sofort wieder nach Neudeck zurückgekehrt, scheint jeder Grundlage zu entbehren.
- 145 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1384. Hindenburg starb am 2. August um 9.00 Uhr.
- 146 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1384; Domarus, S. 429; Gritschneder, «Der Führer», S. 75-76; Müller, Heer, S. 133.
- 147 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1387; Domarus, S. 431.
- 148 Müller, Heer, S. 134; Fallois, S. 161.
- 149 Müller, Heer, S. 135.
- 150 Domarus, S. 444. Das war am 20. August, dem Tag nach der Volksabstimmung. In seiner Dankeserklärung bezog sich Hitler auf das «Gesetz vom 3. August» und meinte damit das «Gesetz über das Oberhaupt des Reiches», das vom Kabinett aber am 1. August – und damit vor Hindenburgs Tod und nicht danach – verabschiedet worden war. Müller, Heer, S. 134; Papen, S. 377-378.
- 151 Müller, Heer, S. 134; Gritschneder, «Der Führer», S. 76.
- 152 Zitiert nach Müller, Heer, S. 135.
- 153 Zitiert nach Müller, Heer, S. 136.
- 154 Zitiert nach Müller, Heer, S. 137.
- 155 Müller, Heer, S. 138.
- 156 Müller, Heer, S. 139 und Anmerkungen 313-314.
- 157 *Münchner Neueste Nachrichten* vom 4. August 1934.
- 158 Domarus, S. 438.
- 159 AdR, Reg. Hitler, Bd. 2, S. 1385-1386, 1388-1389 und Anmerkung 8;
- 160 Meissner, Staatssekretär, S. 377-378.
- 161 Statistisches Jahrbuch für das deutsche Reich 1935, Berlin 1935, S. 537. In manchen Arbeiter- und Katholikenvierteln versagte bis zu einem Drittel der Abstimmungsberechtigten der Volksbefragung ihre Zustimmung. TBJG, 1.2, S. 475 (22. August 1934).
- 162 Domarus, S. 447-454.
- 163

- 164 Loiperdinger und Culbert, S. 17-18; David Welch, *Propaganda and the German Cinéma, 1933-1945*, Oxford 1983, S. 147-159. Die Darstellung von Leni Riefenstahl, *Memoiren*, München/Hamburg, 1987, S. ZZ0-Z3Z, muss mit Vorsicht behandelt werden, wie Loiperdinger und Culbert (S. 15-17) aufgezeigt haben.

DREIZEHNTES KAPITEL: «DEM FÜHRER ENTGEGEN ARBEITEN»

- i Niedersächsisches Staatsarchiv, Best. 131 Nr. 303, fol. 13 iv.
- z Siehe Ulrich Herbert, «Die guten und die schlechten Zeiten». Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews», in Lutz Niethammer (Hg.), «Die Jahre weiss man nicht, wo man die heute hinsetzen soll». Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983, S. 67-96, hier insbesondere S. 8z und 88-93.
- 3 Zu den Implikationen des Begriffs siehe Mommsen, «Kumulative Radikalisierung», sowie Hans Mommsen, «Cumulative Radicalisation and Progressive Self-Destruction as Structural Déterminants of the Nazi Dictatorship», in Ian Kershaw und Moshe Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism: Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1997, S. 75-87.
- 4 Siehe Müller, *Armee, Politik und Gesellschaft*, S. 39-47.
Dietrich, *iz Jahre*, S. 44-45.
- 5 Broszat, «Soziale Motivation und Führer-Bindung», S. 403.
- 6 Lothar Gruchmann, «Die ‚Reichsregierung‘ im Führerstaat. Stellung und Funktion des Kabinetts im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in Günther Doeker und Winfried Steffani (Hg.), *Klassenjustiz und Pluralismus*, Hamburg 1973, S. 19z und zoz.
- 7 Siehe Wiedemann, S. 69 und 71.
- 8 Wiedemann, S. 68-69.
- 9 Wiedemann, S. 80-8z.
- 10 Wiedemann, S. 78. Zur Einrichtung des Berghofs gehörte ab 1936 auch ein Vorführraum, in dem häufig zwei Filme pro Abend gezeigt wurden. – BBC-Archiv, Roll Z43, 31, Interview von 1997 mit dem Verwalter des Berghofs Hermann Döring.
- 11 Wiedemann, S. 79 und 90-91. Zur Bestätigung siehe (im Wesentlichen auf spätere Jahre bezogen) Schroeder, S. 60, 81, 84 und die Interviews, die 1971 mit Gerda Dananowski und Traudl Junge geführt wurden (Library of Congress, Washington D.C., Adolf Hitler Collection, C-63, 64, 9376 63-64 und C-86, 9376 85). Zu den Äusserungen von Maria von Below, Witwe von Hitlers Luftwaffenadjutanten, siehe Gitta Sereny, *Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma*, München, 1995, S. 140-14Z.
- 12 Wiedemann, S. 76, 78 und 93; Percy Ernst Schramm in der Einleitung zu Picker, S. 34. Siehe auch Spitzzy, S. IZ6-127 und S. 130 (allerdings auf einen späteren Zeitraum bezogen).
- 13 Wiedemann, S. 69.
Wiedemann, S. 85; Schroeder, S. 53 und ~8-8z.
- 14 Zu Hitlers Kunstmäzen-Ambitionen siehe zum Beispiel Friedlind Wagner, *Nacht über Bayreuth*, S. 150 und S. Z16-Z17.
- 15 Wiedemann, S. 194ff.; Smelser, S. 166-167.
- 16

- 18 Zu konkreten, für die lokale und regionale Ebene typischen Korruptionsbeispielen aus Hamburg siehe Frank Bajohr, «Gauleiter in Hamburg. Zur Person und Tätigkeit Karl Kaufmanns», *VfZ* 43 (1995), S. 269-295, hier S. 277-280.
- 19 Robert Koehl, «Feudal Aspects of National Socialism», *American Political Science Review* 54 (1960), S. 921-933.
- 20 Siehe Hanisch, S. 13ff.; Geiss, S. 68-99.
- 21 Wiedemann, S. 72, 74-76 und 94-96.
- 22 Wiedemann, S. 69-70.
- 23 Der Verordnungstext ist abgedruckt in Walther Hofer (Hg.), *Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945*, Frankfurt am Main 1957, S. 87.
- *4 Zu Kaufmanns Versuchen, das Lohnniveau in Hamburg zu halten, siehe Bajohr, S. 286.
- 2-5 BAK, R43II/541, Blätter 36-95; BAK, R43II/552, Blätter 2.5-50; siehe Mason, *Sozialpolitik*, S. 158-159.
- 26 BAK, NS22/110, Denkschrift, 15. Dezember 1932; siehe Mommsen, «Die NSDAP als faschistische Partei», S. 267-268.
- *7 Orlow, Bd. 2, S. 67-70; Peter Longerich, *Hitlers Stellvertreter. Führung der Partei und Kontrolle des Staatsapparates durch den Stab Hess und die Parteikanzlei Bormann*, München/London/New York/Paris 1992, S. 16 (und zu den Unternehmungen des Büros des Stellvertreters des Führers siehe Teil I-IV).
- 28 Orlow, Bd. 2, S. 74-75; Mommsen, «Die NSDAP als faschistische Partei», S. 262 f; zum improvisierten, unklaren Charakter der Parteistruktur auf oberster Ebene (unter Hess) siehe Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 24.
- 29 Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 18-20 und Teil II. Wie Longerich (S. 257) aufzeigt, galt bei der Ernennung von Beamten die Genehmigung des Büros des Stellvertreters des Führers aus staatlicher Sicht zwar nicht als rechtlich bindend, wurde in der Praxis aber als solche gehandhabt.
- 30 Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, Kapitel 8, Teil 2 und 4, S. 2ioff. und 23:ff.
- 31 Dietrich, *12 Jahre*, S. 45.
- 32 Siehe Diehl-Thiele, S. 69-73.
- 33 MK, S. 433-434.
- 34 Anatomie, Bd. 2, S. 46. In der Frage der Hinzuziehung von Rechtsanwälten für «Schutzhäftlinge» bestand der Konflikt zwischen der Gestapo und dem Reichsjustizministerium schon seit Oktober 1934. Im April 1935 hatte Himmler Gestapostellen unterrichtet, dass die Hinzuziehung von Anwälten in allen Fällen verboten sei, in denen politische oder polizeiliche Interessen gefährdet seien. Selbst nach Hitlers Intervention im Herbst versuchte Gürtner weiterhin, die Rechte der Anwälte zu wahren. Himmler zog die Angelegenheit jedoch in die Länge, so dass der Reichsjustizminister trotz der Zugeständnisse, die einzugehen er bereit war, keinerlei Fortschritt in der Sache erzielen konnte. Durch Hitlers Autorität gedeckt, konnte die Gestapo alle Versuche einer Einschränkung ihrer Willkürherrschaft erfolgreich blockieren. – Siehe Gruchmann, *Justiz*, S. 564-573. Allerdings erwies sich auch Gürtner selbst als beklagenswert schwach, wenn es darum ging, Rechtsprinzipien gegenüber politischen Nützlichkeitsabwägungen zu verteidigen. Am 8. Oktober 1935 schrieb er an Hitler wegen eines SA-

Manns, der angeklagt war, weil er im Januar 1934 in einem Berliner SA-Heim sechs Kommunisten gefoltert hatte. Gürtner teilte mit, er sei bereit, «trotz der Schwere der Misshandlungen, die einen gewissen Sadismus erkennen lassen», für eine Niederschlagung des Verfahrens zu plädieren. – Sonderarchiv Moskau, 1413-I-6, Fol. 36.

- 35 Anatomie, Bd. 2, S. 39-40.
- 36 Johannes Tuchej, Konzentrationslager, Boppard am Rhein 1991, S. 314-315. «Kampf gegen die inneren Feinde der Nation» war (laut Tuchej, S. 314) eine Formulierung, die Hitler auf dem Reichsparteitag am 11. September 1935 benutzte. Siehe auch Robert Gellately, «Allwissend und allgegenwärtig? Entstehung, Funktion und Wandel des Gestapo-Mythos», in Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo: Mythos und Realität*, Darmstadt 1995, S. 47-70, hier S. 54-55.
- 37 Anatomie, Bd. 1, S. 50-54.
- 38 RGBl, 1936, Teil I, S. 487-488.
- 39 Anatomie, Bd. 1, S. 118.
- 40 Anatomie, Bd. 2, S. 50-51. Siehe auch Herbert, Best, S. 163-168.
- 41 Zur Erweiterung des Aktivitätsbereichs der Gestapo siehe Herbert, Best, S. 168-180. Ein Beispiel war die Verfolgung von Homosexuellen, die vor der Publizität der Röhm-Affäre keine grosse Rolle gespielt zu haben scheint. Ab Oktober 1934 wurden von einer neu errichteten Abteilung des Gestapa in Berlin Namenslisten praktizierender Homosexueller zusammengestellt. – Günter Grau (Hg.), *Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung*, Frankfurt am Main 1993, S. 74. Dem schlossen sich auch die regionalen Gestapoämter an, deren Verfolgungsaktionen ab 1936 von einer «Reichszentrale für Bekämpfung der Homosexualität und Abtreibung» koordiniert wurden. – Burkhard Jellonnek, «Staatspolizeiliche Fahndungs- und Ermittlungsmethoden gegen Homosexuelle», in Paul und Mallmann, *Die Gestapo*, S. 343-356, hier S. 348-349 und 353. Siehe auch Burkhard Jellonneks Monographie, *Homosexuelle unter dem Hakenkreuz. Die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich*, Paderborn 1990.
- 42 Siehe Christine Elizabeth King, *The Nazi State and the New Religions: Five Case Studies in Non-Conformity*, New York/Toronto 1982.
- 43 So der Untertitel von Weinbergs erstem Band seiner zweibändigen Analyse der deutschen Aussenpolitik von 1933 bis 1939.
- 44 AdR, Reg. Hitler, Bd.i, S. 313-318, hier 318. Siehe auch Wöllstein, «Eine Denkschrift des Staatssekretärs Bernhard von Bülow vom März 1933», S. 87 und 93, sowie Wendt, S. 75 und 79.
- 45 Siehe Weinberg, Bd. 1, S. 46 und 166-170.
- 46 Siehe Wendt, S. 85; Weinberg, Bd. 1, S. 171.
- 47 Weinberg, Bd. 1, S. 60-61 und 69-73.
- 48 Zitiert nach Wendt, S. 78.
- 49 Herbert S. Levine, *Hitler's Free City. A History of the Nazi Party in Danzig, 1925-39*, Chicago/London 1973, S. 56-57.
- 50 Siehe Levine, S. 9-17 und 61-67.
- 51 Weinberg, Bd. 1, S. 63-68 und 71.
- 52 Jozef Lipski, *Diplomat in Berlin, 1933-1959*, hg. v. Waclaw Jedrzejewicz, New York/London 1968, S. 105.
- 53 Weinberg, Bd. 1, S. 73.

- 54 Leonidas E. Hill (Hg.), Die Weizsäcker-Papiere 1933-1950, Frankfurt am Main/Berlin/Wien 1974, S. 78.
- 55 Bayerische Staatsbibliothek, ANA-463, Sammlung Deuerlein, E200263-9, Dirksen am 31. Januar 1933 an Bülow, Bülow am 6. Februar 1933 an Dirksen; E496961, Telegramm Dirksens vom 28. Februar 1933 an Neurath.
- 56 Weinberg, Bd. 1, S. 81.
- 57 Weinberg, Bd. 1, S. 180-183.
- 58 Müller, Heer, S. 147ff.
- 59 Müller, Heer, S. 155-157.
- 60 Domarus, Hitler, S. 468 und Anmerkung 8; Orlow, Bd. 2, S. 138-139; Müller, Heer, S. 158-161.
- 61 Siehe zu diesem Begriff Hüttenberger, «Nationalsozialistische Polykratie», S. 423 ff. und 432ff.
- 62 Patrick von zur Mühlen, «Schlagt Hitler an der Saar!» Abstimmungs-kampf, Emigration und Widerstand im Saargebiet 1933-1945, Bonn 1979, S. 230, weist darauf hin, dass zu diesem Propagandafeldzug 1'500 Ver-sammlungen und Kundgebungen sowie über 80'000 Plakate gehörten. Schon Monate vor der Volksabstimmung waren besondere Anstrengungen unternommen worden, um das Saargebiet mit Rundfunkpropaganda zu erreichen: «Volksempfänger» wurden verteilt und in zahlreichen Sendun-gen den Saarbewohnern auf verschiedenste Weise eingehämmert, dass das Saarland zu Deutschland gehöre. – Zeman, S. 51-54.
François-Poncet, S. 254; Weinberg, Bd. 1, S. 173-174 und 203.
- 63 Siehe Gerhard Paul und Klaus-Michael Mahlmann, Milieus und Wider-stand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bonn 1995, S. 60-77, 2.03-223 und 352-371. Siehe auch Gerhard Paul, «Deutsche Mutter – heim zu Dir!» Warum es misslang, Hitler an der Saar zu schlagen. Der Saarkampf 1933 bis 1935, Köln 1984.
- 64 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 284.
- 65 Paul und Mahlmann, Milieus, S. 66 und 73-77.
- 66 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 283.
- 67 Schulthess' Europäischer Geschichtskalender, Bd. 76 (1936), München
- 68 1936, S. 14 (90,76 Prozent).
Paul und Mahlmann, Milieus, S. 222.
- 69 Domarus, Hitler, S. 472.
- 70 Domarus, Hitler, S. 476. Ward Price war «von der Friedensliebe Adolf
- 71 Hitlers [...] überzeugt», wie er nach dem Interview im *Völkischen Beobachter* schrieb. – Zitiert nach Domarus, Hitler, S. 474 Anmerkung 19. Und noch 1937 glaubte er, dass es Hitler mit seinem «Friedenswunsch» ehr-lich meine. – G. Ward Price, I Know these Dictators, London 1937, S. 143.
Domarus, Hitler, S. 485.
- 72- DRZW, Bd. 1, S. 415 und Anmerkung 62 sowie S. 416.
- 73 Klaus-Jürgen Müller, General Ludwig Beck. Studien und Dokumente zur
- 74 politisch-militärischen Vorstellungswelt und Tätigkeit des Generalstabs-chefs des deutschen Heeres 1933-1938, Boppard am Rhein 1980, S. 339-342, sowie Hans-Jürgen Rautenberg, «Drei Dokumente zur Planung eines 300'000-Mann-Friedensheeres aus dem Dezember 1933», *Militär-geschichtliche Mitteilungen* 22 (1977), S. 103-139.

- 75 DRZW, Bd. 1, S. 403-410 und 416; Müller, Beck, S. 192-194 und 341; Müller, Heer, S. 208.
- 76 Müller, Beck, S. 189 und 339-344.
- 77 Müller, Beck, S. 190.
- 78 François-Poncet, S. 256-257; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 294-295; Domarus, Hitler, S. 481; Müller, Beck, S. 195; Weinberg, Bd. 1, S. 205.
- 79 Domarus, Hitler, S. 482.
- 80 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 295.
- 81 Paul Schmidt, Statist auf diplomatischer Bühne 1923-45. Erlebnisse des Chefdolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas, (1949) Bonn 1952, S. 291-292; François-Poncet, S. 258; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 297.
- 82 Domarus, Hitler, S. 489.
- 83 Seraphim, Das politische Tagebuch Rosenbergs, S. 74-75. Zur Schwierigkeit Hitlers, den richtigen Zeitpunkt für die Verkündung von Deutschlands neuer militärischer Stärke zu wählen, siehe Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 295-296.
- 84 Domarus, Hitler, S. 489; Müller, Beck, S. 195; François-Poncet, S. 259; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 298. Nach Kabinettsbeschluss vom 26. Februar – und damit vor der Ankündigung des Staatsbesuchs von Simon und Eden – sollte die Geheimverordnung über die Luftwaffe am 1. März in Kraft treten und ein paar Tage später veröffentlicht werden. – Weinberg, Bd. 1, S. 205.
- 85 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 298. Göring sagte gegenüber dem britischen Luftfahrtattaché, dass Deutschland 1'500 Flugzeuge habe; tatsächlich waren es 800. Die Briten hatten damit gerechnet, dass die deutsche Luftwaffe im Oktober 1936 1'300 Flugzeuge hätte.
- 86 Schmitdt, S. 296.
- 87 Müller, Beck, S. 195; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 287-288.
- 88 François-Poncet, S. 26off.
- 89 Friedrich Hossbach, Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-1938, Wolfenbüttel/Hannover 1949, S. 94-95.
- 90 Hossbach, S. 95.
- 91 Müller, Heer, S. 208. Die Überraschung der Wehrmachtsführer schildert auch Esmonde M. Robertson, Hitler's Pre-War Policy and Military Plans, 1933-1939, London 1963, S. 56.
- 92 Müller, Heer, S. 209.
- 93 Hossbach, S. 95-96.
- 94 Müller, Heer, S. 208-210; Müller, Beck, S. 196; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 287-289 und 298-299.
- 95 Müller, Heer, S. 208. Allerdings ging man im Auswärtigen Amt davon aus, dass das, was Hitler durch seine Aktion erzielt hatte, auch auf dem Verhandlungswege hätte erreicht werden können. – Schmidt, S. 292. Auch Fritsch war der Ansicht, dass die – unvermeidliche – Verkündung der allgemeinen Wehrpflicht weniger dramatisch hätte vonstatten gehen können. – Müller, Heer, S. 209.
- 96 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 303-304. Zu Rosenbergs Informationen aus dem britischen Luftfahrtministerium siehe Seraphim, Das politische Tagebuch Rosenbergs, S. 75.
- 97 Hossbach, S. 96.
- 98 Hossbach, S. 96. Müller, Heer, S. 209.

- 99 Domarus, Hitler, S. 491; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 2,99.
- 100 Hossbach, S. 96; Müller, Heer, S. 209; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 299; Monologe, S. 343.
- 101 François-Poncet, S. 261-262.
- 102 Seraphim, Das politische Tagebuch Rosenbergs, S. 77. Siehe Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945. Aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes [künftig: ADAP], Serie C, Bd. 3/1, S. 984 (Nr. 532) und S. 994 (Nr. 538). Das offizielle Protokoll vermerkt, dass der französische Botschafter protestierte, der italienische sich eines Kommentars enthielt und der englische Botschafter anfragte, ob Deutschland bereit sei, die Besprechungen zu den im englisch-französischen Communiqué vom 3. Februar aufgeworfenen Fragen fortzusetzen.
- 103 Domarus, Hitler, S. 491-495, hier 494.
- 104 François-Poncet, S. 264; William L. Shirer, Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941, hg. und aus dem Amerikanischen übersetzt von Jürgen Schebera, Leipzig/Weimar 1991, S. 36.
- 105 Shirer, S. 36.
- 106 Shirer, S. 37-38.
- 107 Domarus, Hitler, S. 491-495; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 299.
- 108 François-Poncet, S. 264.
- 109 DBS, 2. Jg., S. 275-282.
- 110 DBS, 2. Jg., S. 277-279.
- 111 DBS, 2. Jg., S. 279.
- 112 Jens Petersen, Hitler-Mussolini. Die Entstehung der Achse Berlin-Rom 1933-1936, Tübingen 1973, S. 397-400.
- 113 Schmidt, S. 292; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 304; Weinberg, Bd. 1, S. 206.
- 114 François-Poncet, S. 265.
- 115 Schmidt, S. 293.
- 116 Seraphim, Das politische Tagebuch Rosenbergs, S. 77; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 302.
- 117 Die folgende Darstellung beruht auf Schmidt, S. 295-303.
- 118 Eden, Angesichts der Diktatoren, S. 168 (und S. 88 zu Edens Eindrücken vom ersten Zusammentreffen mit Hitler am 20. Februar 1934). Siehe auch Winston Churchills Kommentar von 1935: «Wer Herrn Hitler persönlich bei öffentlichen Gelegenheiten oder auf gesellschaftlichem Fuss begegnet ist, fand einen höchst sachverständigen, kühlen, wohlunterrichteten Beamten mit guten Manieren, ein entwaffnendes Lächeln, und nur wenige blieben unberührt von einem gewissen persönlichen Fluidum.» – Winston S. Churchill, Grosse Zeitgenossen, übers. v. Fritz Heymann, Amsterdam 1938, S. 315.
- 119 Schmidt, S. 297 (wo er die Zahl von 126 – und nicht 128 – Memelländern anführt).
- 120 Eden, Angesichts der Diktatoren, S. 169.
- 121 Schmidt, S. 301.
- 122 Schmidt, S. 302. Zur offiziellen Darstellung der Gespräche siehe ADAP, C, Bd. 3, (Nr. 555).
- 123 Schmidt, S. 301-303.
- 124 Friedelind Wagner, Nacht über Bayreuth, S. 222-223 berichtet, ihre Mutter Winifred Wagner habe nach dem zu Ehren von Simon und Eden gegebenen

- Bankett erzählt, dass Hitler sich später im kleinen Kreis aus Freude über seinen diplomatischen Erfolg «auf die Knie schlug und wie ein Schuljunge in die Hände klatschte». Josef Henke, *England in Hitlers politischem Kalkül 1935-1939*, Boppard am Rhein 1973, S. 38-39, weist darauf hin, dass Hitler bei dieser Zusammenkunft zum erstenmal erkennen liess, dass die von ihm gewünschte Allianz mit England von den Briten wohl doch stärker als erwartet abgelehnt wurde. Hitlers neue Anspruchshaltung zeigte sich darin, dass er im Gespräch mit seinen britischen Gästen die Rückgabe von Kolonien forderte und dadurch die Briten zur freundlichen Zusammenarbeit «überreden» wollte. – Siehe Klaus Hildebrand, *Vom Reich zum Weltreich. Hitler, NSDAP und koloniale Frage 1919-1945*, München 1969, S. 447ff.; derselbe, *The Foreign Policy of the Third Reich*, London 1973, S. 36-37; ders., *Das vergangene Reich. Deutsche Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871-1945*, Stuttgart 1995, S. 598.
- 125 Eden, *Angesichts der Diktatoren*, S. 173.
- 126 Eden, *Angesichts der Diktatoren*, S. 168-169, 173.
- 127 Weinberg, Bd. 1, S. 207; A. J. P. Taylor, *Die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges*, aus dem Englischen von Dieter Werner, 2. Auflage, Gütersloh, 1962, S. 114-115, S. 117.
- 128 TBJG, I.2, S. 485 (15. April 1935).
- 129 TBJG, I.2, S. 486 (17. April 1935).
- 130 Domarus, *Hitler*, S. 506.
- 131 Domarus, *Hitler*, S. 511.
- 132 Nach der Dollfuss-Affäre vom Juli 1934 und angesichts der weiterhin instabilen Lage in Österreich war Mussolini darauf bedacht, jeden weiteren möglichen deutschen Coup dort zu verhindern, vor allem da er ein Auge auf Abessinien geworfen hatte und sich der starken innenpolitischen Opposition gegen sein geplantes Abenteuer bewusst war. Neurath zeigte sich Berichten zufolge über die von Mussolini seit Stresa eingenommene prowestliche und antideutsche Haltung besorgt (was vom «Duce» zweifellos auch so beabsichtigt war). – William E. Dodd, *Diplomat auf heissem Boden. Tagebuch des USA-Botschafters William E. Dodd in Berlin 1933-1938*, hg. von William Dodd jr./Martha Dodd, mit einer Einführung von Charles Beard, aus dem Amerikanischen von G. F. Alexan, Berlin (Ost), o. J., S. 259-263, S. 277-278.
- 133 Domarus, *Hitler*, S. 505-514. Wie die Rede vom 17. Mai in Deutschland aufgenommen wurde, wird deutlich in Kershaw, *Der Hitler-Mythos*, S. 113-114. Die *Londoner Times* bezeichnete die Rede als «vernünftig, gradlinig und umfassend». – Zitiert nach Toland, S. 500.
- 134 Domarus, *Hitler*, S. 512-513.
- 135 Jost Dülffer, *Weimar, Hitler und die Marine. Reichspolitik und Flottenbau 1920-1939*, Düsseldorf 1973, S. 256-266.
- 136 Dülffer, *Weimar, Hitler und die Marine*, S. 266-267.
- 137 DRZW, Bd. 1, S. 455-458.
- 138 Dülffer, *Weimar, Hitler und die Marine*, S. 280, 291, 301 und siehe 319-320; Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 308-309; Weinberg, Bd. 1, S. 212.
- 139 Schmidt, S. 312. Eine bissige Beschreibung der Persönlichkeit Ribbentrops und seines Stils als deutscher Botschafter in London findet sich bei Spitzky, S. 92-122. Die Entwicklung der aussenpolitischen Ideen Ribbentrops, die trotz mancher Unterschiede gegenüber den Vorstellungen Hitlers letztlich nicht

- eigenständig waren, untersucht Wolfgang Michalka, Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933-1940. Aussenpolitische Konzeptionen und Entscheidungsprozesse im Dritten Reich, München 1980.
- 140 Michael Bloch, Ribbentrop, Taschenbuchausgabe London 1994, S. 54-58. Ribbentrops fortwährende Bemühungen um gute Beziehungen zu rechtsgerichteten Sympathisanten in England und die sich daraus ergebenden gegenseitigen Missverständnisse beleuchtet G. T. Waddington, «An idyllic and unruffled atmosphère of complété Anglo-German misunderstanding': Aspects of the Operations of the Dienststelle Ribbentrop in Great Britain, 1934-1939», *History* 82 (1997), S. 44-72.
- 141 Bloch, Ribbentrop, S. 69; Domarus, Hitler, S. 515; ADAP, C, Bd. 4, S. 250 (Nr. 131) Anmerkung 2.
- 142 Zu den Gesprächen und deren Folgen siehe besonders Dülffer, Weimar, Hilter und die Marine, S. 325-354.
- 143 ADAP, C, Bd. 4, S. 254 (Nr. 131).
- 144 Schmidt, S. 312-313
- 145 ADAP, C, Bd. 4, S. 247.
- 146 Documents on British Foreign Policy [DBFP], 1919-1939, hg. v. W. N. Medlicott/Douglas Dakin/M. E. Lambert, London 1973, Serie 2, Bd. 13, S. 366 (Nr. 305); Bloch, Ribbentrop, S. 73.
- Schmidt, S. 314.
- 147 Geoffrey T. Waddington, «Hitler, Ribbentrop, die NSDAP und der Niedergang des Britischen Empire 1935-1938», *VfZ* 40 (1992), S. 273-306, hier S. 277. Dennoch behaupteten britische Quellen in Berlin Anfang 1936, dass es Hitler in seiner Enttäuschung über die trotz des Flottenabkommens weiterhin fehlenden engen Beziehungen zu Grossbritannien bereue, den Vertrag so schnell abgeschlossen zu haben. – Ebenda.
- 148 Andere Mächte, so hatte Sir John Simon der deutschen Delegation erklärt, sollten nur informiert werden, dass die britische Regierung beschlossen habe, den Vorschlag des deutschen Reichskanzlers anzunehmen. – ADAP, C, Bd. 4, S. 276 (Nr. 141).
- 149 Denis Mack Smith, Mussolini. Eine Biographie, aus dem Englischen von Michael Grendacher unter Mitwirkung von Thomas Kolberger, München/Wien, 1983, S. 303-311, Zitat S. 309.
- 150 Zur Abessinienkrise und ihrer Auswirkung siehe Taylor, S. 117-130. Englands matte Reaktion auf Italiens Aggression verstärkte bei Hitler das wachsende Gefühl, dass Grossbritannien schwach und nicht gewillt sei, sich seinen territorialen Ambitionen in Europa entgegenzustellen. Das trug mit dazu bei, ihn davon zu überzeugen, dass bei einer Remilitarisierung des Rheinlands eine Intervention Englands kaum zu befürchten sei. – Henke, S. 40-47.
- 151 Siehe Donald Cameron Watt, «The Secret Laval-Mussolini Agreement of 1935 on Ethiopia», in Esmonde M. Robertson, *The Origins of the Second World War*, London 1971, S. 225-242.
- 152 Sonderarchiv Moskau, 1235-VI-2, Reichskanzlei, Lammers, Vermerk vom 16. Oktober 1935.
- 153 Monologe, S. 108.
- 154 Siehe Kershaw, *Populär Opinion and Political Dissent*, S. 236-237.
- 155 Schleunes, S. 116.
- 156

- 157 Kurt Pätzold, Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung. Eine Studie zur politischen Strategie und Taktik des faschistischen deutschen Imperialismus 1933-1935, Berlin (DDR) 1975, S. 194-195; Ian Kershaw, «The Persécution of the Jews and German Populär Opinion in the Third Reich», *Leo Baeck Institute Yearbook*, 26 (1981), S. 261-289, hier S. 264-265; David Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen. Eine Berichtigung, übers. v. Jürgen Spiegel, Berlin 1995, S. 51-52; Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Bd. 1: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, aus dem Englischen von Martin Pfeiffer, München 1998, S. 154-156.
- 158 Adam, S. 114-115 und 119-120; Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 52-53.
- 159 «How Populär was Streicher?» (ohne Autorenangabe), *Wiener Library Bulletin* 5/6 (1957), S. 48; Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 53.
- 160 David Bankier, «Hitler and the Policy-Making Process on the Jewish Question», *Holocaust and Genocide Studies* 3 (1988), S. 1-20, hier S. 9.
- 161 Akten der Parteikanzlei, 4 Bde., hg. v. Institut für Zeitgeschichte (Bde. 1 und 2: Helmut Heiber, Bde. 3 und 4: Peter Longerich), München 1983-1992, Teil I, Regesten, Bd. 1, S. 98, Nr. 10807, Mikrofiche, 124 05038, Wiedemann am 30. April 1935 an Bormann: «Ich habe dem Führer von den Bedenken, die wegen der Olympiade in Bezug auf diese Schilder geltend gemacht wurden, erzählt. An der Entscheidung des Führers, dass gegen diese Schilder nichts einzuwenden ist, hat sich dadurch nichts geändert.» Siehe auch Bankier, «Hitler and the Policy-Making Process on the Jewish Question», S. 9.
- 162 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 43-52.
- 163 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 50-51.
- 164 Otto Dov Kulka, «Die Nürnberger Rassengesetze und die deutsche Bevölkerung im Lichte geheimer NS-Lage- und Stimmungsberichte», *VfZ* 32 (1984), S. 582-624, hier S. 609.
- 165 Zitiert nach Marlis Steinert, Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg, Düsseldorf 1970, S. 57; Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 56.
- 166 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 56.
- 167 Adam, S. 118 (dort auch weitere Beispiele). Zu dem am 6. März 1935 von der bayerischen Politischen Polizei in Bayern verhängten Verbot siehe Hans Mommsen, «Der nationalsozialistische Polizeistaat und die Judenverfolgung vor 1938», *VfZ* 10 (1962), S. 73, 84, Dok. Nr. 11.
- 168 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 57-59; Kershaw, Populär Opinion and Political Dissent, S. 50, 127 130 und 205-206; Kershaw, Der Hitler-Mythos, S. 84-85.
- 169 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 95, 97-104; Kershaw, «The Persécution of the Jews», S. 265-272.
- 170 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 95-96, 101-105; Kershaw, «The Persécution of the Jews», S. 268-270.
- 171 Bayern, Bd. 1, S. 430 und 442-447; Bayern, Bd. 2, S. 293-294; Kershaw, Populär Opinion and Political Dissent, S. 234 Anmerkung 28; Pätzold, Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung, S. 216-221.
- 172 TBJG, 1.2, S. 493-494 (15. Juli 1935); Adam, S. 120. Ted Harrison, «Alte Kämpfer» im Widerstand», *VfZ* 45 (1997), S. 385-423, hier S. 400-401; Reuth, Goebbels, S. 330-331; Irving, Mastermind, S. 206-207. Zur Auswei-

- tung des Boykotts auf zahlreiche andere Gegenden im Frühjahr und Sommer siehe Helmut Genschel, *Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich*, Göttingen 1966, S. 109-110.
- 173 Adam, S. 120.
- 174 Schacht, 76 Jahre, S. 437-438; Adam, S. 123; Genschel, S. in Hess' fruchtloser Anweisung vom 1. April 1935 an die Partei, «Terroraktionen gegen einzelne Juden» zu unterlassen, lagen zweifellos wirtschaftliche Bedenken und die notwendige Vermeidung von Konflikten mit der Polizei zugrunde. Ebenso unwirksam blieb im Juni eine weitere Anweisung an die Partei, Disziplin zu wahren. – Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 212. Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 212.
- 175 Adam, S. 121; siehe auch Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-*
- 176 *Staat*, S. 55.
- 177 Lothar Gruchmann, «„Blutschuldgesetz‘ und Justiz. Zu Entstehung und Auswirkung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935», *V/Z* 3 (1983), S. 418-442, hier S. 430; Mommsen, «Polizeistaat», S. 70-71.
- Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 53-55.
- 178 Adam, S. 115 und 119.
- 179 Adam, S. 120.
- 180 «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung. Aufzeich-
- 181 nungen von Dr. Bernhard Lösener», *V/Z* 9 (1961), S. 262-311, hier S. 277-278.
- Gruchmann, «„Blutschuldgesetz‘ und Justiz», S. 418-423.
- 182 Zitiert nach Gruchmann, «„Blutschuldgesetz‘ und Justiz», S. 425.
- 183 Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 64-65.
- 184 Frick selbst hatte am 26. Juli Standesämter angewiesen, anstehende Hoch-
- 185 zeiten dieser Art auf unbestimmte Zeit zu verschieben. – Adam, S. 122. In Württemberg erging im August ein entsprechender Erlass. – Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 64-65.
- Gruchmann, «„Blutschuldgesetz‘ und Justiz», S. 426-430; Adam, S. 122;
- 186 Jeremy Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish «Mischlinge» 1933-1945», *Leo Baeck Institute Yearbook* 34 (1989), S. 291-354, hier S. 307-308.
- Adam, S. 122.
- 187 Kurt Pätzold (Hg.), *Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des*
- 188 *faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942*, Leipzig 1983, S. 103; Adam, S. 123; Schacht, 76 Jahre, S. 440-443; Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 63; *IMG*, Bd. 12, S. 638 (mit Schachts Behauptung, dass die Gesetze, die er erwartet und auf die er bei Hitler gedrängt habe, den Juden hätten Rechtsschutz geben sollen).
- Bayern, Bd. 1, S. 430.
- ADAP, C, Bd. 4, S. 559-560 (Nr. 268).
- 189 Kulka, «Die Nürnberger Rassengesetze», S. 615-618; Adam, S. 123-124;
- 190 Longerich, *Hitlers Stellvertreter*, S. 212-213; Schacht, 76 Jahre, S. 449,
- 191 schreibt, dass der grosse Saal voll besetzt gewesen sei, die Sitzung fast zwei Stunden gedauert und Frick gegen seine «zu grosse Schärfe der Ausdrucksweise» protestiert habe.
- ADAP, C, Bd. 4, S. 560-561 (Nr. 268).
- 192

- 193 ADAP, C, Bd. 4, S. 561 (Nr. 268). Tatsächlich kritisierte Hitler Streicher, wenn auch zurückhaltend, während des Nürnberger Parteitags wegen Fehlern im *Stürmer*. Goebbels meinte, dass Streicher die Fehler eingesehen habe, aber nichts ändern werde. – TBJG, 1.2, S. 513 (11. September 1935).
- 194 Kulka, «Die Nürnberger Rassengesetze», S. 618-619 und Anmerkung 126; Adam, S. 124.
- 195 TBJG, 1.2, S. 515 (17. September 1935).
- 196 *The Jewish Chronicle* vom 30. August 1935 zitiert nach Kulka, «Die Nürnberger Rassengesetze», S. 620 Anmerkung 128. Siehe auch Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 64.
- 197 Schleunes, S. 119.
- 198 Adam, S. 126 Anmerkung 66.
- 199 IfZ, MA-i 569/42, Bild 1081, Vernehmung von Dr. Bernhard Lösener für die amerikanischen Kriegsverbrecherprozesse in Nürnberg; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 273; Adam, S. 126-127. Der Äusserung der Staatssekretäre ist zu entnehmen, dass es bis dahin kaum Vorarbeiten für ein entsprechendes Gesetz gegeben hatte.
- 200 IfZ, MA-i569/42, Bilder 1081-1082, Aussage Lösener; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 274.
- 201 Max Domarus, Der Reichstag und die Macht, Würzburg 1968, S. 101-102; Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 65-66.
- 202 Mommsen, «Realisierung», S. 387 und Anmerkung 20.
- 2-03 IfZ, MA-1569/42, Bild 1081, Aussage Lösener; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 273; Domarus, Der Reichstag und die Macht, S. 102 Anmerkung 21.
- 204 Siehe Peter Reichel, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, Frankfurt am Main 1993, S. 116-138, besonders S. 126-131.
- Domarus, Hitler, S. 525.
- 205 Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat S. 66.
- 206 Domarus, Hitler, S. 534.
- 207 IfZ, MA-1569/42, Bilder 1081-1082, Aussage Lösener; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 274; Schleunes, S. 124;
- 208 Adam, S. 127.
- IfZ, MA-1569/42, Bild 1082, Aussage Lösener; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 275.
- 209 Der Gesetzestext ist abgedruckt in Pätzold, Verfolgung, S. 114, sowie in
- 210 Walther Hofer, Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945, Frankfurt am Main 1982, S. 284.
- Adam, S. 128.
- 211 Gruchmann, «Blutschuldgesetz' und Justiz», S. 431-432; Adam, S. 128 und
- 212 Anmerkung 74.
- Der Gesetzestext ist abgedruckt in Pätzold, Verfolgung, S. 113-114, sowie in
- 213 Hofer, Der Nationalsozialismus, S. 285.
- 213 Domarus, Hitler, S. 536. Der Zwischenfall ereignete sich am 26. Juli. Sechs
- 214 beteiligte Hafendarbeiter wurden am 12. beziehungsweise 14. August zu geringen Haftstrafen verurteilt, fünf davon aber am 7. September bereits wieder freigelassen, wobei Friedensrichter Louis Brodsky heftige Kritik am Nationalsozialismus übte und die «Bremen» als «Piratenschiff» bezeichnete. Durch den

- in der deutschen Presse ausführlich geschilderten Vorfall verschlechterten sich die deutsch-amerikanischen Beziehungen. «Ganz Deutschland [ist] empört über das Urteil in Neuyork gegen die Hetzer, die um die «Bremern herumpöbelten und die Hakenkreuzflagge herunterholten», hielt Luise Solmitz am 7. September 1935 in ihrem Tagebuch fest. – Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Hamburg, Luise Solmitz, Tagebuch, Bd. 1, 1932-1937, Blatt 248. Hitler soll daraufhin im Zorn impulsiv entschieden haben, die Hakenkreuzfahne zur neuen Flagge Deutschlands zu erklären. – Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 65-66; Domarus, Hitler, S. 534 und Anmerkung 201.
- 215 Domarus, Hitler, S. 537.
 216 JK, S. 89-90.
 217 In einem Interview für *American United Press*, bekräftigte Hitler Ende November seinen Standpunkt, dass «die Notwendigkeit der Bekämpfung des Bolschewismus [...] einer der Hauptgründe für die Judengesetzgebung in Deutschland» sei. Er behauptete, die Gesetze seien auch zum Schutz der Juden da, und führte als «Beweis» an, dass «die anrjüdische Stimmung im Lande» sich seither «gemildert» habe. Die Reichsregierung, so fuhr er fort, sei von dem Bestreben geleitet, «der Selbsthilfe des Volkes, die sich u.a. in gefährlichen Explosionen entladen könnte, durch gesetzgeberische Massnahmen vorzubeugen». – Domarus, Hitler, S. 557-558.
- 218 Domarus, Hitler, S. 536-537.
 219 Domarus, Hitler, S. 537-538. Der in der «Judenfrage» besonders radikale Goebbels fand Görings Rede zur Begründung des Gesetzes «fast unerträglich». Die Rundfunkübertragung der Begründung brach – absichtlich oder zufällig – ab. – TBJG, I.2, S. 515 (17. September 1935).
 Domarus, Hitler, S. 538.
- 220 Domarus, Hitler, S. 538-539; siehe auch Gruchmann, «Blutschuldgesetz’
 221 und Justiz», S. 432, und TBJG, I.2, S. 515 (17. September 1935; Goebbels notierte die Ereignisse irrtümlicherweise unter «Samstag» statt Sonntag.) Hitler erneuerte sein Verbot aller «Ausschreitungen» bei einer Gauleitertagung am 17. September, Goebbels bezweifelte allerdings den Nutzen seiner Worte. – TBJG, I.2, S. 516 (19. September 1935).
- 222 Ein Zeichen für Hitlers eigene Ambivalenz und seine Entschlossenheit, sich nicht gesetzlich festlegen zu lassen, ist wohl darin zu sehen, dass er Frick nicht gestattete, einen Kommentar zum «Judengesetz» zu veröffentlichen. – TBJG, I.2, S. 517 (21. September 1935).
- 223 ZStA, Potsdam, RMdI, 27079/71, Fol. 52, Lagebericht des Regierungspräsidenten in Kassel vom 4. März 1936.
 224 Die Gewalt hatte bereits in den Wochen vor dem Reichsparteitag nachgelassen. – Adam, S. 124.
 2-25 Kulka, «Die Nürnberger Rassengesetze», S. 622-623; Bankier, Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat, S. 105-111.
- 226 Ian Kershaw, *The «Hitler Myth». Image and Reality in the Third Reich*, (1987) Oxford 1989, S. 237 [in der neun Jahre früher erschienenen deutschen Ausgabe noch nicht enthalten – *Anm. d. Übers.*].
 227 Gruchmann, «Blutschuldgesetz’ und Justiz», S. 433-434; Adam, S. 134; «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 279-282; IfZ, MA-i569/42, Bilder 1082-1084, Aussage Lösener. Zur «Misch-

- lingsfrage» siehe besonders Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish «Mischlinge» [1933-1945], S. 306-315.
- 228 Bankier, «Hitler and the Policy-Making Process on the Jewish Question», S. 14.
- 229 Adam, S. 132-135.
- 230 TBJG, 1.2, S. 518 (25. September 1935). Lösener («Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 281) erwähnt, dass er am 29. September zu einer Gauleitertagung ins Münchner Rathaus bestellt worden sei. Hier trägt ihn die Erinnerung, denn aus Goebbels' Tagebuch geht eindeutig hervor, dass die Tagung am 24. September stattfand.
- 231 «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung», S. 281. Nach vertraulichen Informationen, die Pressevertretern zugespielt wurden, teilte Hitler auf der Tagung offenbar den Standpunkt der Ministerialbeamten. – Mommsen, «Realisierung», S. 387-388, Anmerkung 20.
- 232 TBJG, 1.2, S. 520 (1. Oktober 1935).
- 233 Adam, S. 139-140.
- 234 TBJG, 1.2, S. 537 (7. November 1935).
- 235 Adam, S. 140-141; Schleunes, S. 129; Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, S. 165-168 und (zu den Auswirkungen der Definition in einer Reihe von Fällen) S. 170-171, 173-179; vor allem Noakes, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish «Mischlinge» 1933-1945», S. 310-315, und Jeremy Noakes, «Wohin gehören die Judenmischlinge?» Die Entstehung der ersten Durchführungsverordnungen zu den Nürnberger Gesetzen», in Ursula Büttner (Hg.), Das Unrechtsregime. Verfolgung, Exil, belasteter Neubeginn, Hamburg 1986, S. 69-90. Als «Mischlinge» wurden diejenigen bezeichnet, die von ein oder zwei «nichtarischen» Grosseltern abstammten und nach der genannten Definition nicht als Juden galten. In der Praxis wurden «Mischlinge 1. Grades» (mit zwei «nichtarischen» Grosseltern) nach dem «Blutschutzgesetz» wie Volljuden behandelt. – Siehe Adam, S. 143-144.
- 236 TBJG, 1.2, S. 540 (15. November 1935).
- 237 Adam, S. 142-143. und S. 142 Anmerkung 130.
- 238 Bis zu Gustloffs Tod hatte die Auslandsorganisation (AO) der NSDAP in der Schweiz einen Landesgruppenleiter und in verschiedenen Städten Ortsgruppen. Nach der Ermordung Gustloffs liess die Schweizer Regierung nicht zu, dass ein Nachfolger an seine Stelle trat, praktisch wurden die Pflichten des Landesgruppenleiters aber von der deutschen Botschaft in Bern übernommen. Benz/Graml/Weiss, Enzyklopädie, S. 724.
- 239 Bayern, Bd. 2, S. 297.
- 240 Domarus, S. 573-575.
- 241 Hildegard von Kotze und Helmut Krausnick (Hg.), «Es spricht der Führer». 7 exemplarische Hitler-Reden, Gütersloh 1966, S. 148.
- 242 Zu seinem gelegentlichen Eingreifen in den Jahren 1936/37 siehe Bankier, «Hitler and the Policy-Making Process on the Jewish Question», S. 15.
- 243 DBS, 3. Jg., S. 27.
- 244 Der Parteitag der Freiheit vom 10.-16. September 1935. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongressreden, München 1935, S. 287; auch in: Parteitag der Freiheit. Reden des Führers und ausgewählte Kongressreden am Reichsparteitag der NSDAP 1935, München 1935, S. 134-135-

- 245 E. C. Helmreich, «The Arrest and Freeing of the Protestant Bishops of Württemberg and Bavaria, September-October 1934», *Central European History* z (1969), S. 159-169; Paul Sauer, Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus, Ulm 1975, S. 185-189; Kershaw, Populär Opinion and Political Dissent, S. 164-179.
- 246 Kershaw, Populär Opinion and Political Dissent, S. 170, 172 und 178.
- 247 Zitiert nach Conway, S. 98.
- 248 Siehe Kershaw, Der Hitler-Mythos, S. 108-110.
- 249 Kershaw, Populär Opinion and Political Dissent, S. 205ff.
- 250 TBJG, 1.2, S. 504 (19. August 1935). Siehe auch S. 505 (21. August 1935): «Rosenberg, Himmler und Darré müssen ihren kultischen Unfug abstellen.»
- 251 TBJG, 1.2, S. 511 (6. September 1935).
- 252 Im Frühjahr 1936 erreicht die Stimmung auch innerhalb der NSDAP einen Tiefpunkt. – Orlow, Bd. 2, S. 170-175.
- 253 Zum «1918-Syndrom» von Hitler und der NS-Führung siehe Mason, Sozialpolitik, Kapitel 1.
- 254 TBJG, 1.2, S. 504 (19. August 1935).
- 255 BAK, R43II/318, Blätter 205-213, 28, 61-62. (und auch Bl. 195-203, 214-215); R43II/318a, Bl. 45-53. Siehe auch Mason, Arbeiterklasse, S. 72 und Anmerkung 102.
- 256 DRZW, Bd. 1, S. 254-259. Dass Deutschland die Balkanländer weitgehend erfolgreich wirtschaftlich ausgebeutet hat, bestreitet Alan S. Milward, «The Reichsmark Bloc and the International Economy», in Hirschfeld und Kettenacker, S. 377-413, anders sieht es im selben Band, S. 414-428, Bernd-Jürgen Wendt, «Südosteuropa in der nationalsozialistischen Grossraumwirtschaft».
- 257 John E. Farquharson, *The Plough and the Swastika. The NSDAP and Agriculture, 1928-1945*, London 1976, S. 166-168.
- 258 BAK, R58/535, Bl. 91-96, Stapo Berlin, Oktober 1935.
- 259 TBJG, 1.2, S. 522 (5. Oktober 1935); siehe auch BAK, R43II/863, Bl. 69-83; BAK, R43II/318a, Bl. 15.
- 260 BAK, R58/567, Bl. 84-93, Stapo Berlin, Januar 1936. Im Winter 1935/36 war in Polizeiberichten häufig von einem Wiederaufleben der Aktivitäten der illegalen KPD die Rede. Es ist aber zweifelhaft, ob ein Grossteil davon tatsächlich organisierter kommunistischer Agitation zugeschrieben werden kann. Oppositionsgruppen im Untergrund waren leicht in der Lage, die herrschende schlechte Stimmung zu nutzen. – Detlev J. K. Peukert, *Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945*, Wuppertal 1980, S. 204-250. Wie vorherzusehen, reagierte die Gestapo auf die wiederauflebende kommunistische Agitation mit intensiven Massnahmen, so dass die KPD schliesslich erkennen musste, dass keinerlei Aussicht auf eine Massenaktion gegen das NS-Regime mehr bestand und weitere Aktionen höchstens noch zu unnötigen Opfern führen würden. Die gnadenlose Repression der Nazis bewirkte, dass die Widerstandsgruppen der KPD immer mehr Mitglieder verloren und es für die Untergrundkämpfer immer schwerer wurde, Kontakt zu halten. – Allan Merson, *Communist Resistance in Nazi Germany*, London 1985, S. 186-187.

- 261 IML/ZPA, St. 3/44/I, Bl. 103-107, Stapo Berlin, 6. März 1936. Siehe auch DBS, 2. Jg., S. 1013 und 1251-1255 (16. Oktober und 12. November 1935). 1935/36 wurde vermehrt von Streiks und Aktionen illegaler Oppositionsgruppen berichtet. Die Streiks waren klein und dauerten jeweils nur wenige Stunden. Einzelheiten zahlreicher solcher kleiner Streiks finden sich in der 381 Blätter umfassenden Akte «Streikbewegung», in IML/ZPA, St. 3/463.
- 262 Wiedemann, S. 90.
- 263 BAK, R54II/193, Bl. 157, Lammers am 30. September 1934 an Darré. In der Akte befinden sich Beschwerden aus verschiedenen Teilen Preussens, die Göring an die Reichskanzlei weiterleitete.
- 264 BAK, R43II/193, Bl. 122-245.
- 265 BAK, R43II/315a, Bl. 31.
- 266 BAK, R43II/3 18, Bl. 2; die Berichte sind in Bl. 1-29 enthalten.
- 267 BAK, R43II/318, Bl. 62-64.
- 268 BAK, R43II/3 18, Bl. 31 und 205-213; BAK, R43II/3i8a, Bl. 45-53.
- 269 So betitelte Reichel seine Untersuchung über die öffentlichkeitswirksame Ästhetik von Zwang und Stärke in der Metaphorik und Propaganda der Nationalsozialisten.
- 270 BAK, R43II/318, Bl. 219-222 (und 203-213 sowie R43II/3i8a, Bl. 45-53).
- 271 TBJG, I.2, S. 516 (19. September 1935).
- 272 BAK, R43II/3i8a, Bl. 11-31, Zitat Bl. 14. Siehe auch Ritter, S. 79. Laut späterer Schilderung von Alfred Sohn-Rethel, dem die Ansichten vieler Geschäftsleute vertraut waren, stiess Goerdelers Denkschrift bei manchen Industriellen auf beträchtliche positive Resonanz und löste erhebliche Diskussionen aus, wobei zum Teil sogar von einem möglichen Putsch die Rede war. – Alfred Sohn-Rethel, *Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus*, Frankfurt am Main 1975, S. 177.
- 273 Ähnliche Gedanken, die Goerdeler ein paar Monate später zurzeit der Einführung des Vierjahresplans vorbrachte, wurden von Göring Anfang September 1936 sofort als «völlig unbrauchbar» abgelehnt. – Dieter Petzina, *Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan*, Stuttgart 1968, S. 47; und siehe Ritter, S. 80.
- 274 Ritter, S. 80. Eine kritischere und tiefergehende Analyse der Handlungen Goerdelers in den Anfangsjahren des Dritten Reiches und seiner wachsenden Gegnerschaft zum NS-Regime bietet Michael Krüger-Charlé, «Carl Goerdelers Versuche der Durchsetzung einer alternativen Politik 1933 bis 1937», in Jürgen Schmädke und Peter Steinbach (Hg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler*, München 1986, S. 383-404.
- 275 BAK, R43II/318a, Bl. 35 und 66.
- 276 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 32-33; Farquharson, S. 168.
- 277 Petzina, *Autarkiepolitik*, S. 32-33.
- 278 BAK, ZSg. 101/28, Bl. 331, «Informationsbericht Nr. 55», 7. November 1935.
- 279 In Goebbels Tagebucheinträgen spiegelt sich die Sorge wiederholt: TBJG, I.2, S. 501 (11. August 1935); S. 503-504 (19. August 1935); S. 505 (21. August 1935); S. 506-507 (25. August 1935); S. 507 (27. August 1935); S. 522 (5. Oktober 1935).
- 280 TBJG, I.2, S. 504 (19. August 1935).
- 281 TBJG, I.2, S. 529 (19. Oktober 1935).

- 282 Petzina, Autarkiepolitik, S. 33-34.
- 283 Petzina, Autarkiepolitik, S. 35-36.
- 284 BAK, R43II/533, Bl. 91-96.
- 285 Die Gestapo, die KPD-Zellen unterwanderte und zerschlug, sorgte mit ihrer brutalen Repression dafür, dass jedes neue Aufflackern illegaler kommunistischer Aktivitäten rasch wieder erlosch. Dass die kommunistische Propaganda in Arbeitervierteln kurzzeitig auf wachsende Resonanz stieß, lag eher an materieller Unzufriedenheit als an ausreichender ideologischer Überzeugung, der es bedurft hätte, um sich den mit widerständischen Aktionen verbundenen enormen persönlichen Risiken auszusetzen. Zur Anpassung der KPD im westlichen Teil Deutschlands an die ab 1936 immer ungünstigeren Umstände siehe Peukert, *Die KPD im Widerstand*, S. 252ff. Die schlechte Moral nationalsozialistischer Parteimitglieder Anfang 1936 beleuchtet Orlow, *Bd. 2*, S. 170-175.
- 286 IMG, *Bd. 25*, S. 402-413 (hier S. 409), Dok. 386-PS.
- 287 Esmonde Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», *VfZ* 10 (1962), S. 178-205, hier S. 203. Dass es Unruhen in der Bevölkerung gab (und somit innenpolitische Ursachen ausschlaggebend waren), belegt Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat*, S. 71-78.
- 288 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 204.
- 289 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 204-205; Manfred Funke, «7. März 1936. Fallstudie zum aussenpolitischen Führungsstil Hitlers», in Wolfgang Michalka (Hg.), *Nationalsozialistische Aussenpolitik*, Darmstadt 1978, S. 277-324, hier S. 279.
- 290 Zu Kommentaren über die schlechte Wirtschaftslage in der entmilitarisierten Zone und die starke Position der dortigen katholischen Kirche siehe BAK, R58/570, Bl. 104-108, Kölner Gestapobericht vom 6. Februar 1936, und BAK, NS22/vorl. 583, Berichte von Gauleiter Gröhe (Gau Köln-Aachen) vom 8. Juni, 6. Juli und 10. Dezember 1935. Siehe auch TBJG, 1.2, S. 574 (19. Februar 1936).
- 291 Dass die auf April 1936 angesetzten Betriebsratswahlen in letzter Minute abgesagt wurden, ist wahrscheinlich der Annahme zuzuschreiben, dass die Ergebnisse dort nicht so günstig wie bei der Volksabstimmung ausgefallen wären. – Mason, *Sozialpolitik*, S. 206. Reichsarbeitsminister Seldte wurde (nachdem er aus der Abendzeitung von der Absetzung der Betriebsratswahlen erfahren hatte) gesagt, dass Hitler für eine Verschiebung der Wahlen gewesen sei, weil er verhindern wollte, dass ein Grossteil der Bevölkerung gleich nach der Reichstagswahl schon wieder an die Wahlurnen hätte gehen müssen. – BAK, R43II/547b, Bl. 2 und 19.
- 292 DRZW, *Bd. 1*, S. 424.
- 293 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 195; ADAP, C, *Bd. 4*, S. 1139-1140 (Nr. 575).
- 294 Weinberg, *Bd. 1*, S. 240-242; James T Emmerson, *The Rhineland Crisis*, 7 March 1936. A Study in Multilateral Diplomacy, London 1977, S. 63.
- 295 Petersen, S. 466-471.
- 296 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 196-199; Funke, «7. März 1936», S. 298-299; Petersen, S. 468.
- 297 Höhne, *Die Zeit der Illusionen*, S. 320; Emmerson, S. 46; Taylor, S. 126-127

- 298 Emmerson, S. 39-41, 47-48 und 51-52; Weinberg, Bd. 1, S. 243.
- 299 Emmerson, S. 77; Funke, «7. März 1936», S. 287-289.
- 300 Emmerson, S. 57 und 80; Funke, «7. März 1936», S. 283-286; Weinberg, Bd. 1, S. 244-245; DRZW, Bd. 1, S. 604.
- 3^oi Siehe Dülffer, «Zum ‚decision-making process‘», S. 194-197.
- 302 Charles S. H. Vane-Tempest-Stewart (Marquess of Londonderry), England blickt auf Deutschland. Um die die deutsch-englische Verständigung, aus dem Englischen von Fritz Pick, Essen 1938, S. 126.
- 3^o3 Hossbach, S. 97.
- 3^o4 Die Deputiertenkammer erhielt den am 2. Mai 1935 unterzeichneten Pakt am 11. Februar vorgelegt und stimmte über ihn letztmalig am 27. Februar ab. Dem Senat wurde das Ratifizierungsgesetz am 3. März vorgelegt. – ADAP, C, Bd. 4, S. 1118 (Nr. 564) Anmerkung 4 und S. 1121 (Nr. 565) Anmerkung 1.
- 305 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 192, 194-196 und 204-205; Funke, «7. März 1936», S. 279-282; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 323-324; ADAP, C, Bd. 4, S. 1139-1141 (Nr. 575). Der Chef der deutschen diplomatischen Mission in Paris, Dirk Forster, hatte sich ebenfalls gegen eine einseitige Aktion ausgesprochen – und von Hitler eine sarkastische Entgegnung zu hören bekommen. – Emmerson, S. 83-84 und 285 Anmerkung 106).
- 306 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 192. Zu späteren Äusserungen Hitlers, er habe die Remilitarisierung für 1937 ins Auge gefasst gehabt, diese aufgrund günstiger Umstände aber schon ein Jahr früher verwirklichen können, siehe Wolfgang Michalka (Hg.), Das Dritte Reich. Dokumente zur Innen- und Aussenpolitik, 2 Bde., München 1985, Bd. 1, S. 267-268. (Hitlers Geheimrede vor den Truppenkommandeuren, 10. Februar 1939).
- 307 Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 194-196 und 203-204; ADAP, C, Bd. 4, S. 1140 (Nr. 575).
TBJG, I.2, S. 575 (29. Februar 1936).
- 308 TBJG, I.2, S. 576 (29. Februar 1936).
- 309 TBJG, I.2, S. 576 (29. Februar 1936).
- 310 TBJG, I.2, S. 577 (2. März 1936).
- 311 TBJG, I.2, S. 578 (4. März 1936). Siehe auch NCA, V, S. 1102, Dok. 3308-PS,
- 312 Zeugenaussage von Paul Schmidt; Hossbach, S. 97; zu den Bedenken der Militärs siehe Emmerson, S. 98.
TBJG, I.2, S. 579 (4. März 1936), S. 580 (6. März 1936). Goebbels (S. 580)
- 313 liess das Gerücht verbreiten, dass der Reichstag am 13. März wieder zusammentreten würde.
TBJG, I.2, S. 579-581 (6.-8. März 1936).
- 3M Domarus, Hitler, S. 582.
- 3M TBJG, I.2, S. 581 (8. März 1936); Hoffmann, S. 93-94; und siehe Shirer, S. 53.
- 316 Das Überraschungsmoment wurde dadurch noch verstärkt, dass der Coup an einen Samstag stattfand, also zu einer Zeit, wo sich die Kabinettsmitglieder in England und Frankreich bereits ins Wochenende verabschiedet hatten. – Emerson, S. 100. Und siehe Shirer, S. 58.
Shirer, S. 56-57; TBJG, I.2, S. 581 (8. März 1936). Zum Text der Rede siehe Domarus, S. 583-597, und zur Schilderung der Atmosphäre im Reichstag Shirer, S. 55-57; Dodd, S. 325.
- 317 Domarus, Hitler, S. 594.
- 318

- 319 Shirer, S. 56.
- 32-0 Domarus, Hitler, S. 595.
- 3²¹ Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 195 und 205; siehe Emmerson, S. 95.
- 322 Shirer, S. 57, Zit. aus Domarus, Hitler, S. 596.
- 323 Shirer, S. 57.
- 3²⁴ Domarus, S. 596.
- 325 Eden, Angesichts der Diktatoren, S. 399-401; Robertson, «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936», S. 205.
- 326 Emmerson, S. 102.
- 3²⁷ TBJG, I.2, S. 581 (8. März 1936); Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 325.
- 328 Shirer, S. 58-59, S. 62; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 326. Bischof Galen aus Münster und Bischof Sebastian aus Speyer begrüßten die Remilitarisierung ebenfalls überschwänglich. – Lewy, S. 223-224.
- 329 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 325; Emmerson, S. 97-98; Hossbach, S. 97. D. C. Watt, «German Plans for the Reoccupation of the Rhineland. A Note», *JCH* 1 (1966), S. 193-199, meint, die deutschen Truppen hätten Befehl gehabt, sich nicht zurückzuziehen, sondern zur Wehr zu setzen, akzeptiert aber (S. 199), dass die Einheiten, die dann den Rhein überqueren, sich gegebenenfalls auf die Verteidigungslinie Ruhr-Rhein-Schwarzwald zurückziehen sollten. Jede Verletzung deutscher Grenzen durch eine gegnerische Offensive sollte mit Waffengewalt verhindert werden. Siehe auch Max Braubach, Der Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierte Zone am Rhein im März 1936, Köln/Opladen 1956, S. 19.
- Emmerson, S. 106.
- 33[°] Schmidt, S. 320; siehe auch Hoffmann, S. 94.
- 331 Frank, S. 211. Dies war eine unter westlichen Journalisten in Berlin damals weitverbreitete Ansicht. – Shirer, S. 59.
332. TBJG, I.2, S. 581-582 (8. März 1936).
- 333 Emmerson, S. 162; Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 329-330; TBJG, I.2, S. 585-586 (15. März 1936); Hossbach, S. 98.
- 334 Höhne, Die Zeit der Illusionen, S. 330.
- 335 Frank, S. 211-212; Auszüge der Rede Hitlers in Köln finden sich in
- 336 Domarus, S. 614-616.
- DBS, 3. Jg., S. 300ff. und 460ff.
- 337 DBS, 3. Jg., S. 460.
- 338 Siehe DBS, 3. Jg., S. 303, 310 und 468.
- 339 Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus, Hamburg,
- 340 Luise Solmitz, Tagebuch, Bd. 1, Bl. 282-283 (7. März 1936).
- Archiv der sozialen Demokratie (Friedrich-Ebert-Stiftung), Bonn, ES/M33,
- Hans Dill am 20. April 1936 an Otto Wels.
- 341 Statistisches Reichsamt (Hg.), Statistisches Jahrbuch für das Deutsche
- Reich, Berlin 1936, S. 565. Siehe TBJG, I.2, S. 594 (31. März 1936).
- 342 Siehe Shirer, S. 63, und zu Unregelmäßigkeiten Theodor Eschenburg, «Streiflichter zur Geschichte der Wahlen im Dritten Reich», *V/Z* 3 (1955), S. 311-316.
- 343 Domarus, Hitler, S. 641.
- Der Parteitag der Ehre vom 8. bis 14. September 1936, München 1936,
- 344 S. 246-247; Domarus, Hitler, S. 643.
- 345 Domarus, Hitler, S. 606.
- 346

Verzeichnis der zitierten Literatur

Übersetzte Texte, die mit dem Original nicht identisch sind,
werden doppelt bibliographies

A

- Abel, Theodore, *Why Hitler Came into Power*, Cambridge, Massachusetts, (1938) 1986.
- Abelshauer, Werner; Faust, Anselm und Petzina, Dietmar (Hg.), *Deutsche Sozialgeschichte 1914-1915. Ein historisches Lesebuch*, München, 1985.
- Ackermann, Josef, «Heinrich Himmler – ‚Reichsführer-SS‘«, in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 115-133.
- Adam, Uwe Dietrich, *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf, 1972.
- Adam, Uwe Dietrich, *Akten der Partei-Kanzlei*, 4 Bände, hg. Institut für Zeitgeschichte (Hellmut Heiber (Bände 1 und 2) und Peter Longerich (Bände 3 und 4), München, 1983-1992.
- Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945*. Aus dem Archiv des Auswärtigen Amts, Serie C: 1933-1937. *Das Dritte Reich: Die ersten Jahre*, Göttingen, 1971-1981.
- Akten der Reichskanzlei. Das Kabinett von Papen*, hg. Karl-Heinz Minuth, Boppard am Rhein, 1989.
- Akten der Reichskanzlei. Das Kabinett von Schleicher*, hg. Anton Golecki, Boppard am Rhein, 1986.
- Akten der Reichskanzlei. Die Regierung Hitler. Teil I, 1933/1934*, hg. Karl-Heinz Minuth, 2 Bände, Boppard am Rhein, 1983.
- Allen, William Sheridan, «Das haben wir nicht gewollt!» *Die nationalsozialistische Machtergreifung in einer Kleinstadt 1930-1935*, aus dem Amerikanischen von Jutta und Theodor Knust, Gütersloh, 1966.
- Allen, William Sheridan, *The Nazi Seizure of Power*, revidierte Ausgabe, New York, 1984
- Anonymus, «Muj Pritel Hitler» (Mein Freund Hitler), *Moravsky ilustrovaný zpravodaj*, 40 (1935), S. 10-11 (in tschechischer Sprache).
- «The Story of Mein Kampf», *Wiener Library Bulletin*, 6 (1952), Nr. 5/6, S. 31-32.
- Aronson, Shlomo, *Reinhard Heydrich und die Frühgeschichte von Gestapo und SD*, Stuttgart, 1971.
- Auerbach, Hellmuth, «Hitlers politische Lehrjahre und die Münchner Gesellschaft 1919-1923», *VfZ*, 25 (1977), S. 1-45.
- Auerbach, Hellmuth, «Nationalsozialismus vor Hitler», in: Wolfgang Benz, Hans Buchheim und Hans Mommsen (Hg.), *Der Nationalsozialismus. Studien zur Ideologie und Herrschaft*, Frankfurt am Main, 1993, S. 13-28.
- Ay, Karl-Ludwig, *Die Entstehung einer Revolution. Die Volksstimmung in Bayern während des Ersten Weltkrieges*, Berlin, 1968.

B

- Bahne, Siegfried, «Die Kommunistische Partei Deutschlands», in: Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hg.), *Das Ende der Parteien 1933*, Königstein/Taunus, 1979, S. 655-739.
- Bajohr, Frank, «Gauleiter in Hamburg. Zur Person und Tätigkeit Karl Kaufmanns», *V/Z*, 43 (1995), S. 269-295.
- Bankier, David, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die «Endlösung» und die Deutschen. Eine Berichtigung*, aus dem Englischen von Jürgen Spiegel, Berlin 1995
- Bankier, David, «Hitler and the Policy Making Process on the Jewish Question», *Holocaust and Genocide Studies*, 3 (1988), S. 1-20.
- Baranowski, Shelley, *The Sanctity of Rural Life. Nobility, Protestantism, and Nazism in Weimar Prussia*, New York/Oxford, 1995.
- Barkai, Avraham, «Sozialdarwinismus und Antiliberalismus in Hitlers Wirtschaftskonzept», *Geschichte und Gesellschaft*, 3 (1977), S. 406-417.
- Barkai, Avraham, *Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, 1988.
- Barta, Tony, «Living in Dachau, 1900-1950», unveröffentlichter Vortrag.
- Baur, Hans, *Ich flog Mächtige der Erde*, Kempten (Allgäu), 1956.
- Bauschmid, Elisabeth, «Hitler sprach von Grütze. Begegnung mit einem ehemaligen SS-Arzt: ein vergeblicher Versuch zu verstehen», *Süddeutsche Zeitung*, 2./3. Mai 1998, Wochenendbeilage, S. 11.
- Bayern in der NS-Zeit, hg. Martin Broszat, Elke Fröhlich und Falk Wiesemann, 6 Bände, München 1977-1983.
- Becker, Josef, «Zentrum und Ermächtigungsgesetz», *VfZ*, 9 (1961), S. 195-210.
- Becker, Josef und Ruth (Hg.), *Hitlers Machtergreifung. Dokumente vom Machtantritt Hitlers 30. Januar 1933 bis zur Besiegelung des Einparteiensystems 14. Juli 1933*, München, 2. Auflage, 1992.
- Bein, Alexander, «Der moderne Antisemitismus und seine Bedeutung für die Judenfrage», *VfZ*, 6 (1958), S. 340-360.
- Bein, Alexander, «Der jüdische Parasit». Bemerkungen zur Semantik der Judenfrage», *VfZ*, 13 (1965), S. 121-140.
- Bennecke, Heinrich, *Hitler und die SA*, München, 1962.
- Benz, Wolfgang, und Graml, Hermann (Hg.), *Biographisches Lexikon zur Weimarer Republik*, München, 1988.
- Benz, Wolfgang; Graml, Hermann und Weiss, Hermann (Hg.), *Enzyklopädie des Nationalsozialismus*, München, 2. Auflage, 1998.
- Berning, Cornelia, *Vom «Abstammungsnachweis» zum «Zuchtwart». Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin, 1964.
- Bessel, Richard, «The Potempa Murder», *Central European History*, 10 (1977), S. 241-254.
- Bessel, Richard, «The Rise of the NSDAP and the Myth of Nazi Propaganda», *Wiener Library Bulletin*, 33 (1980), S. 20-29.
- Bessel, Richard, *Political Violence and the Rise of Nazism. The Storm Troopers in Eastern Germany 1925-1934*, New Haven/London, 1984.
- Bessel, Richard, «Unemployment and Demobilisation in Germany after First World War», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 23-43.

- Bessel, Richard, «1933: A failed Counter-Revolution», in: E. E. Riehe (Hg.), *Revolution and Counterrevolution*, Oxford, 1991, S. 109-227.
- Bessel, Richard, *Germany after the First World War*, Oxford, 1993.
- Bezemenskij, Lev, *Der Tod des Adolf Hitler. Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven*, eingeleitet von Karl-Heinz Janssen, Hamburg, 1968.
- Binion, Rudolph, «Hitler's Concept of «Lebensraum»: the Psychological Basis», *History of Childhood Quarterly*, 1 (1973), S. 187-215 (mit anschließender Diskussion seiner Hypothese, S. 216-358).
- Binion, Rudolph, «Foam on the Hitler Wave», *JMH*, 46 (1974), S. 552-558.
- Binion, Rudolph, Rezension zu Robert Waite, *The Psychopathie God. Adolf Hitler, The Journal of Psychohistory*, 5 (1977), S. 295-300.
- Binion, Rudolph, «...dass ihr mich gefunden habt». Hitler und die Deutschen: eine Psychohistorie, aus dem Amerikanischen von Jürgen Abel und Annelise Dengler, Stuttgart, 1978.
- Blackbourn, David, und Eley, Geoff, *Mythen deutscher Geschichtsschreibung. Die gescheiterte bürgerliche Revolution von 1948*, aus dem Englischen von Ulla Haselstein, Frankfurt/Berlin/Wien, 1980.
- Bloch, Eduard, «My Patient Hitler», *Collier's*, 15. März 1941, S. 35-37; 22. März 1941, S. 69-73.
- Bloch, Ernst, «Der Faschismus als Erscheinungsform der Ungleichzeitigkeit», in: Ernst Nolte (Hg.), *Theorien über den Faschismus*, Königstein/Taunus, 6. Auflage, 1984, S. 182-204.
- Bloch, Michael, *Ribbentrop*, London, 1994.
- Boak, Helen L., «Women in Weimar Germany: the «Frauenfrage» and the Female Vote», in: Richard Bessel und Edgar J. Feuchtwanger (Hg.), *Social Change and Political Developments in the Weimar Republic*, London, 1981, S. 155-173.
- Bock, Gisela, *Zwangsstерilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik*, Opladen, 1986.
- Boehnke, Wilfried, *Die NSDAP im Ruhrgebiet, 1920-1933*, Bad Godesberg, 1974.
- Bollmus, Reinhard, «Ein rationaler Diktator? Zu einer neuen Hitler-Biographie», *Die Zeit*, 22. September 1989, S. 45-46.
- Borchardt, Knut, *Wachstum, Krisen, Handlungsspielräume der Wirtschaftspolitik*, Göttingen, 1982.
- Boyer, John W., *Political Radicalism in Late Imperial Vienna. Origins of the Christian Social Movement, 1848-1897*, Chicago, 1981.
- Bracher, Karl Dietrich, *Die Auflösung der Weimarer Republik. Eine Studie zum Problem des Machtverfalls in der Demokratie*, Stuttgart/Düsseldorf, 1955.
- Bracher, Karl Dietrich, *Die deutsche Diktatur. Entstehung, Struktur, Folgen des Nationalsozialismus*, Köln, 6. Auflage, (1969) 1980.
- Bracher, Karl Dietrich, «The Role of Hitler: Perspectives of Interpretation», in: Walter Laqueur (Hg.), *Fascism. A Reader's Guide*, Harmondsworth, 1979, S. 193-212.
- Bracher, Karl Dietrich; Schulz, Gerhard und Sauer, Wolfgang, *Die nationalsozialistische Machtergreifung*, 3 Bände, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, (1960), 1974.
- Bramsted, Ernest, *Goebbels und die nationalsozialistische Propaganda 1925-1945*, Frankfurt am Main 1971.
- Brandmayer, Balthasar, *Meldegänger Hitler 1914-1918*, München/Kolbermoor, 1933.

- Braubach, Max, Der Einmarsch deutscher Truppen in die entmilitarisierte Zone am Rhein im März 1936, Köln/Opladen, 1956.
- Bridenthal, Renate, «Beyond Kinder, Küche, Kirche: Weimar Woman at Work», *Central European History*, 6 (1973), S. 148-166.
- Broszat, Martin, «Die Anfänge der Berliner NSDAP, 1926/1927», *VfZ*, 8 (1960), S. 85-118.
- Broszat, Martin, Der Nationalsozialismus. Weltanschauung, Programm und Wirklichkeit, Stuttgart, 1960.
- Broszat, Martin, «Betrachtungen zu «Hitlers Zweitem Buch'«, *VfZ*, 9 (1961), S. 417-430-
- Broszat, Martin, Der Staat Hitlers. Grundlegung und Entwicklung seiner inneren Verfassung, München, 1969.
- Broszat, Martin, «Soziale Motivation und Führer-Bindung im Nationalsozialismus», *VfZ*, 18 (1970), S. 392-409.
- Broszat, Martin, «Zur Struktur der NS-Massen-Bewegung», *VfZ*, 31 (1983), S. 52-76.
- Broszat, Martin, Die Machtergreifung. Der Aufstieg der NSDAP und die Zerstörung der Weimarer Republik, München, 5. Auflage, (1984) 1994.
- Broszat, Martin, und Frei, Norbert (Hg.), Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge, München, 1989.
- Broszat, Martin; Fröhlich, Elke und Wiesemann, Falk (Hg.), Bayern in der NS-Zeit, München, 1977.
- Broszat, Martin und andere (Hg.), Deutschlands Weg in die Diktatur, Berlin, 1983.
- Brüning, Heinrich, Memoiren 1918-1934, 2 Bände, München, 1972.
- Brüning, Heinrich, Briefe und Gespräche 1934-1945, hg. Claire Nix, Stuttgart, 1974.
- Bruns, Maïke und andere (Hg.), «Hier war doch alles nicht so schlimm». Wie die Nazis in Hamburg den Alltag eroberten, Hamburg, 1984.
- Brustein, William, The Logic of Evil. The Social Origins of the Nazi Party 1925-1933, New Haven/London, 1996.
- Bucher, Peter, Der Reichswehrprozess. Der Hochverrat der Ulmer Reichswehroffiziere 1929-1930, Boppard am Rhein, 1967.
- Buchheim, Hans und andere, Anatomie des SS-Staates, 2 Bände, Olten/Freiburg im Breisgau, 1965.
- Bukey, Evan Burr, «Patenstadt des Führers». Eine Politik- und Sozialgeschichte von Linz 1908-1945, aus dem Amerikanischen von Siegwald Ganglmair, Frankfurt/New York 1993.
- Bullock, Alan, Hitler. Eine Studie über Tyrannei, aus dem Englischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Kronberg/Düsseldorf, (1967) 1977.
- Bullock, Alan, Hitler und Stalin. Parallele Leben, aus dem Englischen von Helmut Ettinger und Karl Heinz Silber, München, (1991) 1993.
- Burkert, Hans-Norbert; Matussek, Klaus und Wippermann, Wolfgang, «Machtergreifung», Berlin 1933, Berlin 1982.

C

- Carlyle, Thomas, Ueber Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte, aus dem Englischen von Friedrich Bremer, Leipzig, 1895.
- Carr, William, Adolf Hitler. Persönlichkeit und politisches Handeln, aus dem Englischen von Liselotte und Ernst Mickel, Stuttgart, 1980.
- Carr, William, «Historians and the Hitler Phenomenon», *German Life and Letters*, 34 (1981), S. 260-272.
- Carsten, Francis L., Der Aufstieg des Faschismus in Europa, Frankfurt, 1968.
- Chickering, Roger, We Men Who Feel Most German. A Cultural Study of the Pan-German League, 1886-1914, London, 1984.
- Childers, Thomas, The Nazi Voter. The Social Foundations of Fascism in Germany, 1919-1933, Chapel Hill/London, 1983.
- Childers, Thomas, The Formation of the Nazi Constituency, 1919-1933, London/Sydney, 1986.
- Childers, Thomas, «The Social Language of Politics in Germany. The Sociology of Political Discourse in the Weimar Republic», *American Historical Review*, 95 (1990), S. 331-358.
- Childers, Thomas, «The Middle Classes and National Socialism», in: David Blackbourn und Richard J. Evans (Hg.), *The German Bourgeoisie*, London/New York, 1993, S. 328-340.
- Churchill, Winston S., Grosse Zeitgenossen, Aus dem Englischen von Fritz Heymann, Amsterdam, 1938.
- Churchill, Winston S., Der Zweite Weltkrieg, Band 1: Der Sturm zieht auf, aus dem Englischen von 1. Muehlon unter Mitwirkung von C. Bach/W. Weibel/Urs Schwarz, Hamburg 1949.
- Ciolek-Kümper, Jutta, Wahlkampf in Lippe, München, 1976.
- Comité des Délégations Juives (Hg.), Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Das Schwarzbuch – Tatsachen und Dokumente, Paris 1934, Nachdruck Frankfurt/Berlin/ Wien, 1983
- Conway, John S., Die nationalsozialistische Kirchenpolitik 1933-1945. Ihre Ziele, Widersprüche und Fehlschläge, aus dem Englischen von Carsten Nicolaisen, München, 1969
- Corni, Gustavo, Hitler and the Peasants, New York/Oxford/München, 1990.
- Corni, Gustavo und Gies, Horst, Brot, Butter, Kanonen: Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers, Berlin, 1997.
- Czichon, Eberhard, Wer verhalf Hitler zur Macht? Zum Anteil der deutschen Industrie an der Zerstörung der Weimarer Republik, Köln, 3. Auflage, (1967) 1972.

D

- Dahrendorf, Ralf, Gesellschaft und Demokratie in Deutschland, München, 1965.
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wien/Köln/Graz, 2. Auflage, 1985
- Deist, Wilhelm, Die Aufrüstung der Wehrmacht, in: Wilhelm Deist, Manfred Messerschmidt, Hans-Erich Volkmann und Wolfram Wette, Ursachen und Voraussetzungen des Zweiten Weltkrieges, Frankfurt 1989, S. 437-637.
- Delmer, Dennis Sefton, Die Deutschen und ich, aus dem Englischen von Gerda von Uslar, Hamburg, 1962.

- Deuerlein, Ernst, «Hitlers Eintritt in die Politik und die Reichswehr», *VfZ*, 7 (1959), S. 177-227.
- Deuerlein, Ernst (Hg.), *Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8./9. November 1923*, Stuttgart, 1962.
- Deuerlein, Ernst, *Hitler. Eine politische Biographie*, München, 1969.
- Deuerlein, Ernst, *Der Aufstieg der NSDAP in Augenzeugenberichten*, München, 1974.
- Deutsche Biographische Enzyklopädie*, II, München, 1995.
- Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, hg. Militärgeschichtliches Forschungsamt, Stuttgart, 1979ff.
- Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1934-1940*, 7 Bände, Frankfurt am Main, 1980.
- Dickmann, Fritz, «Die Regierungsbildung in Thüringen als Modell der Machtergreifung», *VfZ*, 14 (1966), S. 454-464.
- Diehl-Thiele, Peter, *Partei und Staat im Dritten Reich. Untersuchungen zum Verhältnis von NSDAP und allgemeiner innerer Staatsverwaltung*, München, 1969.
- Diels, Rudolf, *Lucifer ante portas*, Stuttgart, 1950.
- Dietrich, Otto, *Mit Hitler an die Macht. Persönliche Erlebnisse mit meinem Führer*, München, 7. Auflage, 1934.
- Dietrich, Otto, *Zwölf Jahre mit Hitler*, Köln, ohne Jahr.
- Documents on British Foreign Policy [DBFP], 1919-1939*, hg. v. W. N. Medlicott/Douglas Dakin/M. E. Lambert, London 1973.
- Dodd, William E., *Diplomat auf heissem Boden. Tagebuch des USA-Botschafters William E. Dodd in Berlin 1933-1938*, hg. von William Dodd jr./Martha Dodd, mit einer Einführung von Charles Beard, aus dem Amerikanischen von G. F. Alexan, Berlin (Ost), o. J. [Orig. 1941]
- Domarus, Max, *Der Reichstag und die Macht*, Würzburg, 1968.
- Domarus, Max (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen, 1933-1945*, 2 Bände in 4 Teilbänden, Wiesbaden, 1973.
- Dorpalen, Andreas, *Hindenburg in der Geschichte der Weimarer Republik. 1923-1938, aus dem Englischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp*, Köln/Berlin, 1964.
- Dreier, Ralf, und Sellert, Wolfgang (Hg.), *Recht und Justiz im «Dritten Reich»*, Frankfurt am Main, 1989.
- Drexler, Anton, *Mein politisches Erwachen*, München, 1919.
- Dülffer Jost, *Weimar, Hitler und die Marine. Reichspolitik und Flottenbau 1920-1939*, Düsseldorf, 1973.
- Dülffer, Jost, «Zum ‚decision-making process‘ in der deutschen Aussenpolitik 1933-1939» Manfred Funke (Hg.), *Hitler, Deutschland und die Mächte. Materialien zur Aussenpolitik des Dritten Reiches*, Kronberg/Taunus, 1978, S. 186-204.
- Dülffer, Jost, *Deutsche Geschichte 1933-1945, Führerglaube und Vernichtungskrieg*, Stuttgart/Berlin/Köln, 1992.
- Dülffer, Jost, *Nazi Germany 1933-1945. Faith and Annihilation*, London, 1996.
- Duesterberg, Theodor, *Der Stahlhelm und Hitler, Wolfenbüttel/Hannover*, 1949.

E

- Ebermayer, Erich, *Denn heute gehört uns Deutschland*, Hamburg/Wien, 1959.
- Eckart, Dietrich, *Der Bolschewismus von Moses bis Lenin. Zwiegespräch zwischen Adolf Hitler und mir*, München, 1924.
- Edelmann, Heidrun, *Vom Luxusgut zum Gebrauchsgegenstand. Die Geschichte der Verbreitung von Personenkraftwagen in Deutschland*, Frankfurt am Main, 1986.
- Eden, Anthony, *Angesichts der Diktatoren. Memoiren 1923-1938*, aus dem Englischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Köln/Berlin, 1964.
- Eitner, Hans-Jürgen, *«Der Führer». Hitlers Persönlichkeit und Charakter*, München/Wien, 1981.
- Eley, Geoff, *Reshaping the German Right*, New Haven/London, 1980.
- Eley, Geoff, «The German Right, 1860-1945: How it changed», in: Geoff Eley, *From Unification to Nazism*, London, 1986, S. 231-253.
- Eley, Geoff, «Konservative und radikale Nationalisten: Die Schaffung faschistischer Potentiale 1912-1928», in: Geoff Eley, *Wilhelmismus, Nationalismus, Faschismus. Zur historischen Kontinuität in Deutschland*, aus dem Englischen von Reinhard Kössler, 2. Auflage, Münster 1996, S. 209-247.
- Emmerson, James T., *The Rhineland Crisis, 7 March 1936. A Study in Multilateral Diplomacy*, London, 1977.
- Epting, Karl, *Generation der Mitte*, Bonn, 1953.
- Erikson, Erich H., «The Legend of Hitler's Youth», in: Robert Paul Wolff (Hg.), *Political Man and Social Man*, New York, 1966, S. 370-396.
- Eschenburg, Theodor, «Streiflichter zur Geschichte der Wahlen im Dritten Reich», *V/Z*, 3 (1955), S. 311-316.
- Evans, Richard J., «German Women and the Triumph of Hitler», *JMH*, 48 (1976), S. 1-53.
- Evans, Richard J., und Geary, Dick (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987.
- Evans, Richard J., «Die Todesstrafe in der Weimarer Republik», in: Frank Bajohr, Werner Johe und Uwe Lohalm (Hg.), *Zivilisation und Barbarei*, Hamburg, 1991, S. 145-167.
- Evans, Richard J., *Rituals of Retribution: Capital Punishment in Germany 1600-1987*, Oxford, 1996.

F

- Fabry, Philipp W, *Mutmassungen über Hitler. Urteile von Zeitgenossen*, Düsseldorf, 1979.
- Fallos, Immo von, *Kalkül und Illusion. Der Machtkampf zwischen Reichswehr und SA während der Röhm-Krise 1934*, Berlin, 1994.
- Falter, Jürgen W., «The National Socialist Mobilisation of New Voters», in: Childers, Thomas, *The Formation of the Nazi Constituency, 1919-1933*, London/Sydney, 1986, S. 202-231.
- Falter, Jürgen W., «Unemployment and Radicalisation of the German Electorate 1928-1933: An Aggregate Data Analysis with Special Emphasis on the Rise of National Socialism», in: Peter D. Stachura (Hg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany*, London, 1986, S. 187-208.
- Falter, Jürgen W, *Hitlers Wähler*, München. 1991.

- Falter, Jürgen W.; Lindenberger, Thomas und Schumann Siegfried (Hg.), Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919-1933, München, 1986.
- Faris, Ellsworth, «Takeoff Point for the National Socialist Party: The Landtag Election in Baden, 1929», *Central European History*, 8 (1975); S. 140-171.
- Farquharson, John E., *The Plough and the Swastika. The NSDAP and Agriculture, 1928-1945*, London, 1976.
- Fehrenbach, Elisabeth, «Images of Kaiserdom: German attitudes to Kaiser Wilhelm II, in: John C. G. Röhl und Nicolaus Sombart (Hg.), *Kaiser Wilhelm II. New Interpretations*, Cambridge, 1982, S. 269-285.
- Feldman, Gerald D., «Der 30. Januar 1933 und die politische Kultur von Weimar», in: Heinrich August Winkler (Hg.), *Die deutsche Staatskrise 1930-1933*, München, 1992, S. 263-276.
- Fenske, Hans, *Konservatismus und Rechtsradikalismus in Bayern nach 1918*, Band Homburg/Berlin/Zürich, 1969.
- Fest, Joachim C., *Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft*, München/Zürich, 4. Auflage, (1963) 1975.
- Fest, Joachim C., *Hitler. Eine Biographie*, Frankfurt am Main/Berlin, 7. Auflage, (1973)1997
- Fest, Joachim C., «On Remembering Adolf Hitler», *Encounter*, 41 (Oktober 1973), s. 19-34-
- Feuchtwanger, Edgar J., *From Weimar to Hitler, Germany, 1918-1933*, London, 2. Auflage, 1995.
- Feuchtwanger, Lion, *Die Geschwister Oppermann*, Frankfurt am Main, (1981) 1988.
- Fischer, Conan, *Stormtroopers. A Social, Economic, and Ideological Analysis 1925-1935*, London, 1983.
- Fischer, Conan, «Ernst Julius Röhm – Stabschef der SA und unentbehrlicher Aussenseiter», in: Ronaldo Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 212-222.
- Fischer, Klaus P., *Nazi Germany: A New History*, London, 1995.
- Forschbach, Edmund, Edgar J. Jung. Ein konservativer Revolutionär, 30. Juni 1934, Pfullingen, 1984.
- Fox, John P., «Adolf Hitler: the continuing Debate», *International Affairs* (1979), S. 252-264.
- François-Poncet, André, Als Botschafter im «Dritten Reich». Die Erinnerungen des französischen Botschafters in Berlin September 1931 bis Oktober 1938, aus dem Französischen von Erna Stübel, Mainz/Berlin 1980 (1947).
- Frank, Hans, *Im Angesicht des Galgens*, München/Gräfelfing, 1953.
- Franz-Willing, Georg, *Die Hitlerbewegung. Der Ursprung 1919-1922*, Hamburg/Berlin, 1962.
- Franz-Willing, Georg, *Ursprung der Hitlerbewegung 1919-1922*, Preussisch Oldendorf, 2. Auflage, 1974.
- Franz-Willing, Georg, *Krisenjahr der Hitlerbewegung 1923*, Preussisch Oldendorf, 1975.
- Franz-Willing, Georg, *Putsch und Verbotszeit der Hitlerbewegung, November 1923-Februar 1925*, Preussisch Oldendorf, 1977.
- Frei, Norbert, «Machtergreifung». Anmerkungen zu einem historischen Begriff», *VfZ*, 31 (1983), S. 136-145.

- Frei, Norbert, *Der Führerstaat. Nationalsozialistische Herrschaft 1933 bis 1945*, München, 4. Auflage, (1987), 1996.
- Frei, Norbert, *National Socialist Rule in Germany: the Führer State 1933-1945*, Oxford/Cambridge/Massachusetts, 1993.
- Freitag, Werner, «Nationale Mythen und kirchliches Heil: Der «Tag von Potsdam»«, *Westfälische Forschungen*, 41 (1991), S. 379-430.
- Friedländer Saul, «Die politischen Veränderungen der Kriegszeit und ihre Auswirkungen auf die Judenfrage», in: Werner E. Mosse (Hg.), *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923*, Tübingen, 1971, S. 27-65.
- Friedländer Saul, *Das Dritte Reich und die Juden. Band I: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*, aus dem Englischen von Martin Pfeiffer, München, 1998.
- Fröhlich, Elke, «Joseph Goebbels – Der Propagandist», in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 52-68.
- Fromm, Erich, *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, Stuttgart, 1974.
- Frymann, Daniel (Heinrich Class), *Wenn ich der Kaiser wär*, Leipzig, 5. Auflage, 1914.
- Funke, Manfred, «7. März 1936. Fallstudie zum aussenpolitischen Führungsstil Hitlers», in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Nationalsozialistische Aussenpolitik*, Darmstadt, 1978, S. 277-324.
- Funke, Manfred, *Starker oder schwacher Diktator? Hitlers Herrschaft und die Deutschen: ein Essay*, Düsseldorf, 1989.

G

- Gamm, Hans-Jochen, *Der Flüsterwitz im Dritten Reich*, München, 1963.
- Gay, Peter, *Weimar Culture*, London, 1969.
- Gay, Peter, «In Deutschland zu Hause ... Die Juden der Weimarer Zeit», in: Arnold Paucker (Hg.), *Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland: 1933-1943* Tübingen, 1986, S. 31-43.
- Geary, Dick, «Jugend, Arbeitslosigkeit und politischer Radikalismus am Ende der Weimarer Republik», *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 4/5 (1983), S. 304-309.
- Geary, Dick, «Unemployment and Working-Class Solidarity: the German Expérience 1929-1933», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/ Sydney, 1987, S. 261-280.
- Geiss, Imanuel, «Die Rolle der Persönlichkeit in der Geschichte: Zwischen Überbewerten und Verdrängen», in: Michael Bosch (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf, 1977, S. 10-24.
- Geiss, Josef, *Obersalzberg. Die Geschichte eines Berges. Von Judith Platter bis heute. Ein Tatsachenbericht*, 5. Auflage, Berchtesgaden, 1962
- Gellately, Robert, «The Gestapo and German Society: Political Denunciation in Gestapo Case Files», *JMH*, 60 (1988), S. 654-694.
- Gellately, Robert, *Die Gestapo und die deutsche Gesellschaft. Die Durchsetzung der Rassenpolitik 1933-1945*, aus dem Englischen von Heidi und Karl Nicolai, 2. Auflage, Paderborn/München/Wien/Zürich, (1993) 1994.
- Gellately, Robert, «Allwissend und allgegenwärtig? Entstehung, Funktion und Wandel des Gestapo-Mythos», in: Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo: Mythos und Realität*, Darmstadt, 1995, S. 47-70.

- Genschel, Helmut, Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich, Göttingen, 1966.
- Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung, hg. Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Berlin (Ost), 1966.
- Gessner, Dieter, Agrarverbände in der Weimarer Republik, Düsseldorf, 1976.
- Gestrich, Andreas; Knoch, Peter und Merkel, Helga, Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen, 1988.
- Geyer, Michael, Aufrüstung oder Sicherheit. Die Reichswehr in der Krise der Machtpolitik 1924-1936, Wiesbaden, 1980.
- Geyer, Michael, «Professionals and Junkers: German Rearmament and Politics in the Weimar Republic», in: Richard Bessel und Edgar J. Feuchtwanger (Hg.), Social Change and Political Development in the Weimar Republic, London, 1981, s. 77-133-
- Geyer, Michael, «Etudes in Political History: Reichswehr, NSDAP, and the Seizure of Power», in: Peter D. Stachura (Hg.), The Nazi Machtergreifung, London, 1983, S. 101-123.
- Geyer, Michael, Deutsche Rüstungspolitik 1860-1980, Frankfurt am Main, 1984.
- Gies, Horst, «NSDAP und landwirtschaftliche Organisationen in der Endphase der Weimarer Republik», V/Z, 15 (1967), S. 341-376.
- Giesler, Hermann, Ein anderer Hitler, Leoni, 1977.
- Gisevius, Hans Bernd, Bis zum bitteren Ende, 2 Bände, Zürich, 1946.
- Gisevius, Hans Bernd, Adolf Hitler. Versuch einer Deutung, München, 1963.
- Goebbels, Joseph, Die zweite Revolution. Briefe an Zeitgenossen, Zwickau, ohne Jahr.
- Goebbels, Joseph, Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei. Eine historische Darstellung in Tagebuchblättern (Vom 1. Januar 1932 bis zum 1. März 1933), München, 21. Auflage, 1937.
- Goebbels, Joseph, Reden, hg. Helmut Heiber, I, 1932-1939, Düsseldorf, 1971.
- Goebbels, Joseph, Die Tagebücher. Sämtliche Fragmente, Teil I: Aufzeichnungen 1924-1941, hg. Elke Fröhlich, 2 Bände, München/New York/London/Paris, 1987.
- Goebbels, Joseph, Tagebücher 1924-1945, hg. Ralf Georg Reuth, 5 Bände, München/Zürich, 1992.
- Goebbels, Joseph, Die Tagebücher, Teil II: Diktate 1941-1945, hg. im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte v. Elke Fröhlich, München/New Providence/ London/Paris, 1993.
- Görlitz, Walter, Adolf Hitler, Göttingen, 1960.
- Görlitz, Walter, und Quint, Herbert A., Adolf Hitler. Eine Biographie, Stuttgart, 1952.
- Goodrick-Clarke, Nicholas, The Occult Roots of Nazism, Wellingborough, 1985.
- Gordon, Harold J., Hitlerputsch 1923. Machtkampf in Bayern 1923-1924, aus dem Amerikanischen von Hans Jürgen von Koskull, Frankfurt am Main, 1971.
- Gordon, Sarah, Hitler, Germans, and the «Jewish Question», Princeton, 1984.
- Gossweiler, Kurt, Die Röhm-Affäre. Hintergründe, Zusammenhänge, Auswirkungen, Köln, 1983.
- Graf, Oskar Maria, Gelächter von aussen. Aus meinem Leben 1918-1933, München, 1966.
- Graml, Hermann, Europa zwischen den Kriegen, München, 1969.

- Graml, Hermann, «Probleme einer Hitler-Biographie. Kritische Bemerkungen zu Joachim C. Fest», *V/Z*, 22 (1974), S. 76-92.
- Grass, Karl Martin, Edgar Jung, Papenkreis und Röhmkrise 1933-1934 (Dissertation), Heidelberg, 1966.
- Grau, Günter (Hg.), Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung, Frankfurt am Main, 1993.
- Greiner, Josef, Das Ende des Hitler-Mythos, Zürich/Leipzig/Wien, 1947.
- Grimm, Hans, Volk ohne Raum, München, 1926.
- Gritschneider, Otto, Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. Der Hitler-Putsch und die bayerische Justiz, München, 1990.
- Gritschneider, Otto, «Der Führer hat Sie zum Tode verurteilt...». Hitlers «Röhm-Putsch «-Morde vor Gericht, München, 1993.
- Gruchmann, Lothar, «Die ‚Reichsregierung‘ im Führerstaat. Stellung und Funktion des Kabinetts im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in: Günther Doeker und Winfried Steffani (Hg.), Klassenjustiz und Pluralismus, Hamburg, 1973.
- Gruchmann, Lothar, «Blutschutzgesetz‘ und Justiz. Zu Entstehung und Auswirkung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935», *V/Z*, 31 (1983), S. 418-442.
- Gruchmann, Lothar, Justiz im Dritten Reich 1933-1940. Anpassung und Unterwerfung in der Ära Gürtner, München, 2. Auflage, 1990.
- Gruchmann, Lothar, «Hitlers Denkschrift an die bayerische Justiz vom 16. Mai 1923», *V/Z*, 39 (1991), S. 305-328.
- Gun, Nerin, E., Eva Braun-Hitler. Leben und Schicksal, Velbert/Kettwig, 1968.

H

- Haffner, Sebastian, Anmerkungen zu Hitler, Frankfurt am Main, (1978) 1997.
- Haffner, Sebastian, Germany: Jekyll & Hyde. 1939 – Deutschland von innen betrachtet, aus dem Englischen von Kurt Baudisch, Berlin, 1996.
- Hagemann, Jürgen, Die Presselenkung im Dritten Reich, Bonn, 1970.
- Hagmann, Meinrad, Der Weg ins Verhängnis, München, 1946.
- Haie, Oron James, «Adolf Hitler Taxpayer», *American Historical Review*, 60 (1955), S. 830-842.
- Haie, Oron James, «Gottfried Feder calls Hitler to Order: An Unpublished Letter on Nazi party Affairs» *JMH*, 30 (1958), S. 258-262.
- Haie, Oron James, Presse in der Zwangsjacke. 1933-1945, aus dem Amerikanischen von Wilhelm und Modeste Pferdekamp, Düsseldorf 1965.
- Hamann, Brigitte, Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators, München, 5. Auflage, (1996) 1997.
- Hambrecht, Rainer, Der Aufstieg der NSDAP in Mittel- und Oberfranken (1925-1933), Nürnberg, 1976.
- Hamilton, Richard E, Who Voted for Hitler, Princeton, 1982.
- Hammer, Hermann, «Die deutschen Ausgaben von Hitlers «Mein Kampf‘«, *VfZ*, 4 (1956), S. 161-178.
- Hanfstaengl, Ernst, «I was Hitler's Closest Friend», *Cosmopolitan*, März 1943.
- Hanfstaengl, Ernst, 15 Jahre mit Hitler. Zwischen Weisssem und Braunem Haus, München, 2. Auflage, 1980.
- Hanisch, Ernst, Der Obersalzberg: das Kehlsteinhaus und Adolf Hitler, Berchtesgaden, 1995.

- Hanisch, Reinhold, «I Was Hitler's Buddy», Teil I-III, *New Republic*, 5., 12., 19. April 1939, S. 239-242, S. 270-272, S. 297-300.
- Harrison, Ted, «Alter Kämpfer» im Widerstand. Graf Helldorff, die NS-Bewegung und die Opposition gegen Hitler», *VfZ*, 45 (1997), S. 385-423.
- Hartmann, Wolf-Rüdiger, «Adolf Hitler: Möglichkeiten seiner Deutung», *Archiv für Sozialgeschichte*, 15 (1975), S. 521-535.
- Harvey, Elizabeth, «Youth Unemployment and the State: Public Policies towards Unemployed Youth in Hamburg during the World Economic Crisis», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 142-171.
- Harvey, Elizabeth, *Youth and the Welfare State in Weimar Germany*, Oxford, 1993.
- Hauner, Milan, *Hitler. A Chronology of his Life and Time*, London, 1983.
- Hausen, Karin, «Unemployment Also Hits Women: the New and the Old Woman on the Dark Side of the Golden Twenties in Germany», in: Peter D. Stachura (Hg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany*, London, 1986, S. 78-120.
- Hayman, Ronald, *Hitler & Geli*, London, 1997.
- Heberle, Rudolf, *Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918 bis 1932*, Stuttgart, 1963.
- Heberle, Rudolf, *Landbevölkerung und Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der politischen Willensbildung in Schleswig-Holstein 1918-1932*, Stuttgart, 1963.
- Heer, Friedrich, *Gottes Erste Liebe*, München/Esslingen, 1967.
- Heer, Friedrich, *Der Glaube des Adolf Hitler*, München/Esslingen, 1968.
- Heiber, Beatrice und Helmut (Hg.), *Die Rückseite des Hakenkreuzes. Absonderliches aus den Akten des Dritten Reiches*, München, 1993.
- Heiber, Helmut, *Adolf Hitler. Eine Biographie*, Berlin, 1960.
- Heiden, Konrad, *Adolf Hitler: Eine Biographie*, 2 Bände, Zürich 1936/1937.
- Heiden, Konrad, *Der Führer*, London, (1944) 1967.
- Heilbronner, Oded, «The Failure that Succeeded: Nazi Party Activity in a Catholic Region in Germany, 1929-1932», *Journal of Contemporary History*, 27 (1992.), S. 531-549.
- Heilbronner, Oded, «Der verlassene Stammtisch. Vom Verfall der bürgerlichen Infrastruktur und dem Aufstieg der NSDAP am Beispiel der Region Schwarzwald», *Geschichte und Gesellschaft*, 19 (1993), S. 178-201.
- Heine, Heinrich, *Almanson*, in: Hans Kaufmann (Hg.), *Heinrich Heine. Werke und Briefe in zehn Bänden*, 2. Auflage, Berlin/Weimar, 1972.
- Heinemann, John L., *Hitler's First Foreign Minister*, Berkeley, 1979.
- Heinz, Heinz A., *Germany's Hitler*, London, 2. Auflage, (1934) 1938.
- Helmreich, E. C., «The Arrest and Freeing of the Protestant Bishops of Württemberg and Bavaria, September/October 1934», *Central European History*, 2 (1969), S. 159-169.
- Henke, Josef, *England in Hitlers politischem Kalkül 1935-1939*, Boppard am Rhein, 1973.
- Henning, Hansjoachim, «Kraftfahrzeugindustrie und Autobahn in der Wirtschaftspolitik des Nationalsozialismus 1933 bis 1936», *Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte*, 65 (1978), S. 217-242.

- Henry, Desmond, und Geary, Dick, «Adolf Hitler: a re-assessment of his personality Status», *Irish Journal of Psychological Medicine*, 10 (1993), S. 148-151.
- Herbert, Ulrich, «Die guten und die schlechten Zeiten». Überlegungen zur diachronen Analyse lebensgeschichtlicher Interviews», in: Lutz Niethammer (Hg.), «Die Jahre weiss man nicht, wo man die hinsetzen soll». Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/ Bonn, 1983, S. 67-96.
- Herbert, Ulrich, ««Generation der Sachlichkeit». Die völkische Studentenbewegung in den frühen zwanziger Jahren in Deutschland», in: Frank Bajohr, Werner Johe und Uwe Lohalm (Hg.), *Zivilisation und Barbarei*, Hamburg, 1991, S. 115-144.
- Herbert, Ulrich, Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft 1903-1989, Bonn, 1996.
- Herbst, Ludolf, *Das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945*, Frankfurt am Main, 1996.
- Herz, Rudolf, Hoffmann und Hitler – Fotografie als Medium des Führer-Mythos, München, 1994.
- Hildebrand, Klaus, «Der «Fall» Hitler», *Neue politische Literatur*, 14 (1969), S. 375-386.
- Hildebrand, Klaus, Vom Reich zum Weltreich. Hitler. NSDAP und koloniale Frage 1919-1945, München, 1969.
- Hildebrand, Klaus, *Deutsche Aussenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma?* 2. Auflage, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz, (1971) 1973.
- Hildebrand, Klaus, «Hitlers Ort in der Geschichte des Preussisch-Deutschen Nationalstaates», *Historische Zeitschrift*, 217 (1973), S. 584-631.
- Hildebrand, Klaus, «Nationalsozialismus oder Hitlerismus?», in: Michael Bosch (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf, 1977, S. 55-71.
- Hildebrand, Klaus, *Das Dritte Reich*, München, 4. Auflage, (1979), 1991.
- Hildebrand, Klaus, *Deutsche Aussenpolitik 1933-1945. Kalkül oder Dogma?*, Stuttgart/Berlin/Köln, 4. Auflage, 1980.
- Hildebrand, Klaus, «Monokratie oder Polykratie? Hitlers Herrschaft und das Dritte Reich», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 73-97.
- Hildebrand, Klaus, *Das vergangene Reich. Deutsche Aussenpolitik von Bismarck bis Hitler 1871-1945*, Stuttgart, 1995.
- Hill, Leonidas E. (Hg.), *Die Weizsäcker-Papiere 1933-1950*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1974.
- Hillgruber, Andreas, «Tendenzen, Ergebnisse und Perspektiven der gegenwärtigen Hitler-Forschung», *Historische Zeitschrift*, 226 (1978), S. 600-621.
- Hirschfeld, Gerhard und Kettenacker, Lothar (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981.
- «Hitler. Kein Ariernachweis», *Der Spiegel*, 12. Juni 1957, S. 54-59.
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, Band I: Eine Abrechnung, München, 1925.
- Hitler, Adolf, *Der Weg zum Wiederaufstieg*, München, 1927.
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, München, 681. bis 685. Auflage, 1942.
- Hitler, Adolf, *Mein Kampf*, München, 876. bis 880. Auflage, 1943.
- Hitler, Adolf, *Hitlers Zweites Buch. Ein Dokument aus dem Jahr 1928*, hg. Gerhard L. Weinberg, Stuttgart, 1961.

- Hitler, Adolf, Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924, hg. Eberhard Jäckel mit Axel Kuhn, Stuttgart, 1980.
- Hitler, Adolf, Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, hg. Werner Jochmann, Hamburg, 1980.
- Hitler, Adolf, Reden Schriften Anordnungen. Februar 1925 bis Januar 1933, hg. Institut für Zeitgeschichte, 5 Bände in 12 Teilbänden, München/London/New York/Paris, 1992-1998.
- Hitler, Bridget, The Memoirs of Bridget Hitler, hg. Michael Unger, London, 1979.
- Hitler, Patrick, «Mon oncle Adolf», *Paris Soir*, 5. August 1939, S. 4-5.
- Hitlers Auseinandersetzung mit Brüning. Kampfschrift, Broschürenreihe der Reichspropagandaleitung der NSDAP, Heft 5, München, 1932.
- Der Hitler-Prozess 1924. Wortlaut der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht München 1, Teil I, hg. Lothar Gruchmann und Reinhard Weber in Zusammenarbeit mit Otto Gritschneider, München, 1997.
- Der Hitler-Prozess vor dem Volksgericht in München, München, 1924.
- Hobsbawm, Eric, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, aus dem Englischen von Yvonne Badal, München, 5. verbesserte Auflage, (1995), '997-
- Hoch, Anton, und Weiss, Hermann, «Die Erinnerungen des Generalobersten Wilhelm Adam», in: Wolfgang Benz (Hg.), *Miscellanea. Festschrift für Helmut Krausnick*, Stuttgart, 1980, S. 32-62.
- Hoegner, Wilhelm, Der schwierige Aussenseiter. Erinnerungen eines Abgeordneten, Emigranten und Ministerpräsidenten, München, 1959.
- Hoegner, Wilhelm, Flucht vor Hitler, München, 1977.
- Hoegner, Wilhelm, Die verratene Republik, München, 1979.
- Höhne, Heinz, Der Orden unter dem Totenkopf. Die Geschichte der SS, Gütersloh, 1967.
- Höhne, Heinz, Mordsache Röhm. Hitlers Durchbruch zur Alleinherrschaft 1933-1934, Reinbek bei Hamburg, 1984.
- Höhne, Heinz, Die Zeit der Illusionen. Hitler und die Anfänge des 3. Reiches 1933 bis 1936, Düsseldorf/Wien/New York, 1991.
- Höver, Ulrich, Joseph Goebbels – ein nationaler Sozialist, Bonn/Berlin, 1992.
- Hofer, Walther (Hg.), Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933-1945, Frankfurt am Main, 1957.
- Hofer, Walther und andere (Hg.), Der Reichstagsbrand. Eine wissenschaftliche Dokumentation, 2 Bände, Berlin, 1972, München, 1978.
- Hoffmann, Heinrich, Hitler, wie ich ihn sah. Aufzeichnungen seines Leibfotografen, München/Berlin, 1974.
- Hofmann, Hanns Hubert, Der Hitlerputsch. Krisenjahre deutscher Geschichte 1920-1924, München, 1961.
- Hoover Institution, NSDAP-Hauptarchiv – the Nazi Party's Archive, microfilm collection: Guide to the Hoover Institution Microfilm Collection, zusammengestellt von Grete Heinz und Agnes F. Peterson, Stanford, 1964.
- Horn, Wolfgang, «Ein unbekannter Aufsatz Hitlers aus dem Frühjahr 1924», *VfZ*, 16 (1968), S. 280-294.
- Horn, Wolfgang, Der Marsch zur Machtergreifung. Die NSDAP bis 1933, Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1980.
- Hossbach, Friedrich, Zwischen Wehrmacht und Hitler 1934-1938, Wolfenbüttel/Hannover, 1949.

- «How Populär was Streicher?», *Wiener Library Bulletin*, n (1957), Nr. 5/6.
 Hubatsch, Walther, Hindenburg und der Staat, Göttingen, 1966.
 Hüttenberger, Peter, Die Gauleiter. Studie zum Wandel des Machtgefüges in der NSDAP, Stuttgart, 1969.
 Hüttenberger, Peter, «Nationalsozialistische Polykratie», *Geschichte und Gesellschaft*, 2 (1976), S. 417-442.

I

- Institut für Zeitgeschichte (Hg.), Gutachten des Instituts für Zeitgeschichte, 1, München, 1958.
 Institut für Zeitgeschichte (Hg.), Deutscher Sonderweg – Mythos oder Realität, Kolloquien des Instituts für Zeitgeschichte, München/Wien, 1982.
 Internationaler Militärgerichtshof Nürnberg (Hg.), Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof. Nürnberg 14. November 1945 – 1. Oktober 1946, 42 Bände, Nürnberg, 1947-1949.
 Irving, David, *The Secret Diaries of Hitler's Doctor*, London, 1990.
 Irving, David, Goebbels. *Mastermind of the Third Reich*, London, 1996.

J

- Jablonsky, David, *The Nazi Party in Dissolution. Hitler and the Verbotzeit 1923-1925*, London, 1989.
 Jacobsen, Hans-Adolf, *Nationalsozialistische Aussenpolitik 1933-1938*, Frankfurt am Main, 1968.
 Jacobsen, Hans-Adolf und Jochmann, Werner (Hg.), *Ausgewählte Dokumente zur Geschichte des Nationalsozialismus*, 3 Bände, Bielefeld, 1961.
 Jäckel, Eberhard, «Rückblick auf die sogenannte Hitler-Welle», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 28 (1977), S. 695-710.
 Jäckel, Eberhard, «Wie kam Hitler an die Macht?» in: Karl Dietrich Erdmann und Hagen Schulze (Hg.), *Weimar. Selbstpreisgabe einer Demokratie*, Düsseldorf, 1980, S. 305-321.
 Jäckel, Eberhard, *Hitler in History*, Hannover/London, 1984.
 Jäckel, Eberhard, *Hitlers Herrschaft*, Stuttgart, 2. Auflage, (1986) 1988.
 Jäckel, Eberhard, *Hitlers Weltanschauung. Entwurf einer Herrschaft*, Stuttgart, 4. Auflage, (Tübingen, 1969) 1991.
 Jäckel, Eberhard, «L'arrivée d'Hitler au pouvoir: un Tschernobyl de l'histoire», in: Gilbert Krebs und Gérard Schneilin (Hg.), *Weimar ou de la Démocratie en Allemagne*, Paris, 1994, S. 345-358.
 Jäckel, Eberhard, *Das deutsche Jahrhundert. Eine historische Bilanz*, Stuttgart, 1996.
 James, Harold, *Deutschland in der Weltwirtschaftskrise 1924-1936*, aus dem Englischen von Werner Stingl, Stuttgart, 1988.
 James, Harold, «Economic Reasons for the Collapse of the Weimar Republic», in: Ian Ker-shaw (Hg.), *Weimar. Why Did German Democracy Fail?*, London, 1990, S. 30-57.
 Jamin, Mathilde, «Zur Rolle der SA im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 329-360.

- Jellonnek, Burkhard, *Homosexuelle unter dem Hakenkreuz. Die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich*, Paderborn, 1990.
- Jellonnek, Burkhard, «Staatspolizeiliche Fahndungs- und Ermittlungsmethoden gegen Homosexuelle», in: Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann (Hg.), *Die Gestapo: Mythos und Realität*, Darmstadt, 1995, S. 343-356.
- Jenks, William A., *Vienna and the Young Hitler*, New York, 1960.
- Jetzinger, Franz, *Hitlers Jugend*, Wien, 1956.
- Joachimsthaler, Anton, *Korrektur einer Biographie*, München, 1989.
- Jochmann, Werner, «Die Ausbreitung des Antisemitismus», in: Werner E. Mosse (Hg.), *Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923*, Tübingen, 1971, S. 409-510.
- Jochmann, Werner (Hg.), *Nationalsozialismus und Revolution*, Frankfurt am Main, 1963.
- Jones, Jon Sydney, *Hitlers Weg begann in Wien, aus dem Amerikanischen von Sylvia Eisenburger*, Frankfurt am Main/Berlin, 1990.
- Jones, Larry Eugene, «The Dying Middle: Weimar Germany and the Fragmentation of Bourgeois Politics», *Central European History*, 5 (1969), S. 23-54.
- Jones, Larry Eugene, *German Liberalism and the Dissolution of the Weimar Party System, 1918-1933*, Chapel Hill, 1988.
- Jones, Larry Eugene, «The Greatest Stupidity of My Life'. Alfred Hugenberg and the Formation of the Hitler Cabinet, January 1933», *Journal of Contemporary History*, 27 (1992), S. 63-87. *Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Das Schwarzbuch – Tatsachen und Dokumente*, hg. Comité des délégations juives, Paris, 1934. Nachdruck Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1983.
- Judt, Tony, «A Clown in Regal Purple: Social History and the Historians», *History Workshop Journal*, 7 (1979), S. 66-94.

K

- Kaftan, Kurt, *Der Kampf um die Autobahnen*, Berlin, 1955.
- Kallenbach, Hans, *Mit Adolf Hitler auf Festung Landsberg*, München, 1933.
- Karl, Josef (Hg.), *Die Schreckensherrschaft in München und Spartakus im bayrischen Oberland, 1919. Tagebuchblätter und Ereignisse aus der Zeit der «bayrischen Räterepublik» und der Münchner Kommune im Frühjahr 1919*, München, ohne Jahr.
- Kater, Michael, «Zur Soziographie der frühen NSDAP», *VfZ*, 19 (1971), S. 124-159.
- Kater, Michael, «Hitler in a Social Context», *Central European History*, 14 (1981), S. 243-272.
- Kater, Michael, *The Nazi Party. A Social Profile of Members and Leaders, 1919-1945*, Oxford, 1983.
- Kater, Michael, «Generationskonflikt als Entwicklungsfaktor in der NS-Bewegung vor 1933», *Geschichte und Gesellschaft*, 11 (1985), S. 217-243.
- Kater, Michael, «Physicians in Crisis at the End of the Weimar Republic», in: Peter D. Sta-chura (Hg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany*, London, 1986, S. 49-77.
- Kater, Michael, *Doctors under Hitler*, Chapel Hill/London, 1989.
- Kater, Michael, *Gewagtes Spiel. Jazz im Nationalsozialismus*, aus dem Amerikanischen von Bernd Rullkötter, Köln 1995.

- Kater Michael, *The Twisted Muse. Musicians and their Music in the Third Reich*, New York/Oxford, 1997.
- Kershaw, Ian, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, mit einer Einführung von Martin Broszat, Stuttgart, 1980.
- Kershaw, Ian, «The Persécution of the Jews and the German Populär Opinion in the Third Reich», *Leo Baeck Institute Yearbook*, 26 (1981), S. 261-289.
- Kershaw, Ian, *Populär Opinion and Political Dissent in the Third Reich. Bavaria, 1933-1945*, Oxford, (1983) 1991.
- Kershaw, Ian, *The «Hitler Myth». Image and Reality in the Third Reich*, Oxford, (1987) 1991.
- Kershaw, Ian, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretationen und Kontroversen im Überblick*, aus dem Englischen von Jürgen Peter Krause, Reinbek bei Hamburg, (1988), 1995.
- Kessler, Harry Graf, *Tagebücher 1918-1937*, Frankfurt am Main, 1961.
- Kettenacker, Lothar, «Sozialpsychologische Aspekte der Führer-Herrschaft», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zu Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 98-132.
- Kettenacker, Lothar, «Der Mythos vom Reich», in: Karl Heinz Bohrer (Hg.), *Mythos und Moderne*, Frankfurt am Main, 1983, S. 261-289.
- King, Christine Elizabeth, *The Nazi State and the New Religions: Five Case Studies in Non-Conformity*, New York/Toronto, 1982.
- Kissenkoetter, Udo, *Gregor Strasser und die NSDAP*, Stuttgart, 1978.
- Kissenkoetter, Udo, «Gregor Strasser – NS-Parteiorganisator oder Weimarer Politiker?», in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 273-285.
- Klein, Anton Adalbert, «Hitlers dunkler Punkt in Graz?», *Historisches Jahrbuch der Stadt Graz*, 3 (1970), S. 7-30.
- Kluke, Paul, «Der Fall Potempa», *VfZ*, 5 (1957), S. 279-297.
- Knopp, Guido, *Hitler. Eine Bilanz*, München, (1995) 1997.
- Kocka, Jürgen, «Struktur und Persönlichkeit als methodologisches Problem der Geschichtswissenschaft», in: Michael Bosch (Hg.), *Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte*, Düsseldorf, 1977, S. 152-169.
- Koehl, Robert, «Feudal Aspects of National Socialism», *American Political Science Review*, 54 (1980), S. 921-933.
- Köhler, Joachim, *Wagners Hitler. Der Prophet und sein Vollstrecker*, München, 1997.
- Kolb, Eberhard, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919*, Düsseldorf, 1962.
- Kolb, Eberhard, *Die Weimarer Republik*, München, 3. Auflage, 1993.
- Kolb, Eberhard und Pyta, Wolfram, «Die Staatsnotstandsplanung unter den Regierungen Papen und Schleicher», in: Heinrich August Winkler (Hg.), *Die deutsche Staatskrise 1930-1933*, München, 1992, S. 155-181.
- Koppensteiner, Rudolf (Hg.), *Die Ahnentafel des Führers*, Leipzig, 1937.
- Kornbichler, Thomas, *Adolf-Hitler-Psychogramme*, Frankfurt am Main, 1994.
- Koshar, Rudy, *Social Life, Local Politics, and Nazism: Marburg, 1880-1935*, Chapel Hill, 1986.
- Kotze, Hildegard von, und Krausnick, Helmut (Hg.), «Es spricht der Führer». *Sieben exemplarische Hitler-Reden*, Gütersloh, 1966.

- Kramer, Helgard, «Frankfurt's Working Women: Scapegoats or Winners of the Great Depression?», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 108-141.
- Krebs, Albert, *Tendenzen und Gestalten der NSDAP*, Stuttgart, 1959.
- Krüger-Charlé, Michael, «Carl Goerdelers Versuche der Durchsetzung einer alternativen Politik 1933 bis 1937», in: Jürgen Schmädeke und Peter Steinbach (Hg.), *Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Die deutsche Gesellschaft und der Widerstand gegen Hitler*, München, 1986, S. 383-404.
- Kube, Alfred, *Pour le mérite und Hakenkreuz. Hermann Göring im Dritten Reich*, München, 1986.
- Kube, Alfred, «Hermann Göring – Zweiter Mann im «Dritten Reich»«, in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 69-83.
- Kubizek, August, *Adolf Hitler. Mein Jugendfreund*, Graz, 5. Auflage, (1953) 1989.
- Kühnl, Reinhard, «Zur Programmatik der nationalsozialistischen Linken. Das Strasser-Programm von 1925/26», *VfZ*, 14 (1966), S. 317-333.
- Kühnl, Reinhard (Hg.), *Der deutsche Faschismus in Quellen und Dokumenten*, Köln, 2. Auflage, (1975) 1977.
- Kuhn, Axel, *Hitlers aussenpolitisches Programm*, Stuttgart, 1971.
- Kulka, Otto Dov, «Die Nürnberger Rassengesetze und die deutsche Bevölkerung im Lichte geheimer NS-Lage- und Stimmungsberichte», *VfZ*, 32 (1984), S. 582-624.
- Küpper, Alfons (Hg.), *Staatliche Akten über die Reichskonkordatsverhandlungen 1933*, Mainz, 1969.

L

- Lange, Karl, «Der Terminus «Lebensraum» in Hitlers «Mein Kampf»«, *VfZ*, 13 (1965), S. 426-437.
- Lange, Karl, *Hitlers unbeachtete Maximen: «Mein Kampf» und die Öffentlichkeit*, Stuttgart, 1968.
- Langer, Walter C., *The Mind of Adolf Hitler*, London, 1973.
- Langer, Walter C., *The Mind of Adolf Hitler*, London, 2. Auflage, 1974.
- Large, David Clay, *The Politics of Law and Order: A History of the Bavarian Einwohnerwehr, 1918-1921*, Philadelphia, 1980.
- Large, David Clay, *Where Ghosts Walked. Munich's Road to the Third Reich*, New York, 1997.
- Layton, Roland V., «The Völkischer Beobachter, 1920-1933: The Nazi Party Newspaper in the Weimar Era», *Central European History*, 4 (1970), S. 353-382.
- Layton, Roland V., «Kurt Lüdecke and I Knew Hitler: an Evaluation», *Central European History*, 12 (1979), S. 372-386.
- Leber, Julius, *Ein Mann geht seinen Weg*, Berlin, 1952.
- Lemmons, Rüssel, *Goebbels and Der Angriff*, Lexington, 1994.
- Lenman, Robin, «Julius Streicher and the Origins of the NSDAP Nuremberg», in: Anthony Nicholls und Erich Matthias (Hg.), *German Democracy and the Triumph of Hitler*, London, 1971, S. 129-159.
- Lepsius, Rainer M., «From Fragmented Party Democracy to Government by Emergency Decree and National Socialist Takeover: Germany», in: Juan J. Linz und Alfred Stepan (Hg.), *The Breakdown of Démocratie Regimes*, Baltimore/London, 1978.

- Levine, Herbert S., *Hitler's Free City. A History of the Nazi Party in Danzig, 1925-1939*, Chicago/London, 1973.
- Lewis, David, *The Secret Life of Adolf Hitler*, London, 1977.
- Lewy, Guenter, *Die katholische Kirche und das Dritte Reich*, aus dem Amerikanischen von Hildegard Schulz, München, 1965.
- Linz, Juan J., «Political Space and Fascism as a Late-Comer: Conditions Conducive to the Success or Failure of Fascism as a Mass Movement in Inter-War Europe», in: Stein Ugelvik Larsen, Bernt Hagvegt und Jan Petter Myklebust (Hg.), *Who Were the Fascists?*, Bergen/Oiso/Tromsø, 1980, S. 153-189.
- Lipski, Jozef, *Diplomat in Berlin, 1933-1939*, New York/London, 1968.
- Lloyd George, David, *Mein Anteil am Weltkrieg. Kriegsmemoiren*, aus dem Englischen von Peter Wit, Band 1, Berlin, 1933.
- Lösener, Bernhard, «Das Reichsministerium des Innern und die Judengesetzgebung. Aufzeichnungen», *V/Z*, 9 (1961), S. 262-311.
- Loewenberg, Peter, «The Psychohistorical Origins of the Nazi Youth Cohort», *American Historical Review*, 76 (1971), S. 1457-1502.
- Lohalm, Uwe, *Völkischer Radikalismus. Die Geschichte des Deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes, 1919-1923*, Hamburg, 1970.
- Lohse, Hinrich, *Der Fall Strasser*, unveröffentlichtes Manuskript, Hamburg, ca. 1960.
- Loiperdinger, Martin und Culbert, David, «Leni Riefenstahl, the SA, and the Nazi Party Rally Films, Nuremberg 1933-1934: «Sieg des Glaubens» und «Triumph des Willens»», *Historical Journal of Film, Radio, and Television*, 8 (1988), S. 3-38.
- Longerich, Peter, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München, 1989.
- Longerich, Peter, *Hitlers Stellvertreter. Führung der Partei und Kontrolle des Staatsapparates durch den Stab Hess und die Partei-Kanzlei Bormann*, München/London/New York/Paris, 1992.
- Longerich, *Deutschland 1918-1933*, Hannover, 1995.
- Loret, Jean-Marie (in Zusammenarbeit mit René Mathot), *Ton père s'appelait Hitler*, Paris, 1981.
- Ludendorff, Margarethe, *Als ich Ludendorff's Frau war*, hg. Walther Ziersch, München, 1929.
- Lüdecke, Kurt, *I Knew Hitler*, London, 1938.
- Lukacs, John, *Hitler. Geschichte und Geschichtsschreibung*, aus dem Amerikanischen von Helmut Dierlamm und Norbert Juraschitz, München, 1997.
- Lurker, Otto, *Hitler hinter Festungsmauern*, Berlin, 1933.
- Lyttelton, Adrian (Hg.), *Italian Fascisms from Pareto to Gentile*, London, 1973.

M

- Mack Smith, Denis, *Mussolini, Eine Biographie*, aus dem Englischen von Michael Grendacher, unter Mitwirkung, von Thomas Kolberger, München/Wien, 1983.
- Mallett, Robert, *The Italian Navy and Fascist Expansionism 1935-1940*, London, 1998.
- Mann, Thomas, *Tagebücher 1933-1934*, hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt, 1977.

- Marckhgott, Gerhart, «,Von der Hohlheit des gemächlichen Lebens». Neues Material über die Familie Hitler in Linz», *Jahrbuch des Oberösterreichischen Musealvereins*, 138/1 (1993), S. 275-276.
- Marx, Karl, Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte, in: Karl Marx und Friedrich Engels. Werke, hg. Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, VIII, Berlin (Ost), 1969, S. 111-207.
- Maschmann, Melita, Fazit. Mein Weg in der Hitlerjugend, München, 5. Auflage, 1983.
- Maser, Werner, Die Frühgeschichte der NSDAP. Hitlers Weg bis 1924, Frankfurt am Main/Bonn, 1965.
- Maser, Werner, Hitlers «Mein Kampf», München/Esslingen, 1966.
- Maser, Werner, Adolf Hitler. Legende, Mythos, Wirklichkeit, München, 3. Auflage, 1973.
- Maser, Werner, «Adolf Hitler: Vater eines Sohnes», *Zeitgeschichte*, 5 (1977/1978), S. 173-202.
- Maser, Werner, Adolf Hitler. Das Ende der Führer-Legende, Düsseldorf/Wien, 1980.
- Maser, Werner, Hitlers Briefe und Notizen, Düsseldorf, 1988.
- Mason, Timothy W., Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft. Dokumente und Materialien zur deutschen Arbeiterpolitik 1936-1939, Opladen, 1975.
- Mason, Timothy W., «Women in Germany, 1925-1940: Family, Welfare, and Work», *History Workshop Journal*, 1 (1976), S. 74-113.
- Mason, Timothy, W, Sozialpolitik im Dritten Reich. Arbeiterklasse und Volksgemeinschaft, Opladen, 1977.
- Matthias, Erich, «Die Sozialdemokratische Partei Deutschlands», in: Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hg.), Das Ende der Parteien 1933, Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1969, S. 101-278.
- Matthias, Erich und Morsey, Rudolf (Hg.), Das Ende der Parteien 1933, Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1969.
- Matzerath, Horst, Nationalsozialismus und kommunale Selbstverwaltung, Stuttgart, 1970.
- Matzerath, Horst, «Oberbürgermeister im Dritten Reich», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart, 1981, S. 228-254.
- Mau, Hermann, «Die «Zweite Revolution» – der 30. Juni 1934», *VfZ*, 1 (1953), S. 119-137.
- Mayr, Karl (Anonymus), «I was Hitler's Boss», *Current History*, 4, Nr. 3 (November 1941), S. 193-199.
- McElligott, Anthony, « «und so kam es zu einer schweren Schlägerei». Strassenschlachten in Altona und Hamburg am Ende der Weimarer Republik», in: Maike Bruns und andere (Hg.), «Hier war doch alles nicht so schlimm». Wie die Nazis in Hamburg den Alltag eroberten, Hamburg, 1984, S. 58-85.
- McElligott, Anthony, «Mobilising the Unemployed: The KPD and the Unemployed Workers' Movement in Hamburg-Altona during the Weimar Republic», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 228-260.
- Meier, Kurt, Kreuz und Hakenkreuz. Die evangelische Kirche im Dritten Reich, München, 1992.
- Meier-Benneckenstein, Paul, Dokumente der deutschen Politik, Band I, Berlin, 2. Auflage, 1937.

- Meinck, Gerhard, Hitler und die deutsche Aufrüstung, Wiesbaden, 1959.
- Meinecke, Friedrich, Die deutsche Katastrophe, Wiesbaden, 3. Auflage, 1947.
- Meissner, Hans-Otto, 30. Januar 1933. Hitlers Machtergreifung, München, 1979.
- Meissner, Hans-Otto und Wilde, Harry, Dit Machtergreifung, Stuttgart, 1958.
- Meissner, Otto, Staatssekretär unter Ebert-Hindenburg-Hitler, Hamburg, 1950.
- Merkel, Peter, Political Violence under the Swastika. 581 Early Nazis, Princeton, 1975.
- Merson, Allan, Communist Resistance in Nazi Germany, London, 1985.
- Michalka, Wolfgang, «Wege der Hitler-Forschung», *Quaderni di storia*, 8 (1978), S. 157-190, und 10 (1980), S. 125-151.
- Michalka, Wolfgang, «Hitler im Spiegel der Psycho-History. Zu neueren interdisziplinären Deutungsversuchen der Hitler-Forschung», *Francia*, 8 (1980), S. 595-611.
- Michalka, Wolfgang, Ribbentrop und die deutsche Weltpolitik 1933-1940. Aussenpolitische Konzeption und Entscheidungsprozesse im Dritten Reich, München, 1980.
- Michalka, Wolfgang (Hg.), Das Dritte Reich. Dokumente zur Innen- und Aussenpolitik, 2 Bände, München, 1985.
- Miller, Alice, Am Anfang war Erziehung, Frankfurt am Main, 1983.
- Miltenberg, Weigand von (Herbert Blank), Adolf Hitler – Wilhelm III., Berlin, 1931.
- Milward, Alan S., «The Reichsmark Bloc and the International Economy», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches, Stuttgart, 1981, S. 377-413.
- Mitchell, Allan, Revolution in Bayern 1918/1919. Die Eisner-Regierung und die Räterepublik, aus dem Amerikanischen von Karl-Heinz Abshagen, München, 1967.
- Möller, Horst, «Die nationalsozialistische Machtergreifung. Konterrevolution oder Revolution?», *V/Z*, 31 (1983), S. 25-51.
- Möller, Horst, Weimar. Die unvollendete Demokratie, München, 1985.
- Mommsen, Hans, «Der nationalsozialistische Polizeistaat und die Judenverfolgung vor 1938», *V/Z*, 10 (1962), S. .
- Mommsen, Hans, «Der Reichstagsbrand und seine politischen Folgen», *V/Z*, 12 (1964), S. 351-413-
- Mommsen, Hans, Beamtentum im Dritten Reich, Stuttgart, 1966.
- Mommsen, Hans, «Nationalsozialismus», in: Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie, IV, Freiburg/Basel/Wien, 1971.
- Mommsen, Hans, «Kumulative Radikalisierung und Selbstzerstörung des Regimes», Meyers Enzyklopädisches Lexikon, Bd. XVI, Mannheim, 1976, S. 785-790.
- Mommsen, Hans, «Nationalsozialismus oder Hitlerismus?», in: Michael Bosch (Hg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, Düsseldorf, 1977, S. 62-67.
- Mommsen, Hans, «National Socialism: Continuity and Change», in: Walter Laqueur (Hg.), Fascism: A Reader's Guide, Harmondsworth, 1979, S. 151-192.

- Mommsen, Hans, «Hitlers Stellung im nationalsozialistischen Herrschaftssystem», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 43-72.
- Mommsen, Hans, «Der Mythos des nationalen Aufbruchs und die Haltung der deutschen Intellektuellen und funktionalen Eliten», in: *1933 in Gesellschaft und Wissenschaft*, hg. Pressestelle der Universität Hamburg, Hamburg, 1983, S. 127-141.
- Mommsen, Hans, «Die Realisierung des Utopischen: Die «Endlösung der Judenfrage» im «Dritten Reich»», *Geschichte und Gesellschaft*, 9 (1983), S. 381-420.
- Mommsen, Hans, *Adolf Hitler als «Führer» der Nation*, Deutsches Institut für Fernstudien, Tübingen, 1984.
- Mommsen, Hans, «Van der Lübbes Weg in den Reichstag – der Ablauf der Ereignisse», in: Uwe Backes und andere, *Reichstagsbrand. Aufklärung einer historischen Legende*, München/Zürich, 1986, S. 33-57.
- Mommsen, Hans, *Die verspielte Freiheit. Der Weg der Republik von Weimar in den Untergang*, Frankfurt am Main/Berlin, 1989.
- Mommsen, Hans, «Regierung ohne Parteien. Konservative Pläne zum Verfassungsumbau am Ende der Weimarer Republik», in: Heinrich August Winkler (Hg.), *Die deutsche Staatskrise 1930-1933*, München, 1992, S. 1-18.
- Mommsen, Hans, «Adolf Hitler und der 9. November 1923», in: Johannes Willms (Hg.), *Der 9. November. Fünf Essays zur deutschen Geschichte*, München, 1994, S. 33-48.
- Mommsen, Hans, «Die NSDAP als faschistische Partei», in: Richard Saage (Hg.), *Das Scheitern diktatorischer Legitimationsmuster und die Zukunftsfähigkeit der Demokratie*, Berlin, 1995, S. 257-271.
- Mommsen, Hans, *Das Volkswagenwerk und seine Arbeiter im Dritten Reich*, Düsseldorf, 1996.
- Mommsen, Hans, «Cumulative Radicalisation and Progressive Self-Destruction as Structural Déterminants of the Nazi Dictatorship», in: Ian Kershaw und Moshe Lewin (Hg.), *Stalinism and Nazism: Dictatorships in Comparison*, Cambridge, 1997, S. 75-87.
- Mommsen, Hans, «Ein schlecht getarnter Bandit. Sebastian Haffners historische Einschätzung Adolf Hitlers», *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. November 1997.
- Mommsen, Wolfgang J., «Die deutsche Revolution 1918-1920», *Geschichte und Gesellschaft*, 4 (1978), S. 362-391.
- Mommsen, Wolfgang J., *Der autoritäre Nationalstaat*, Frankfurt am Main, 1990.
- Moreau, Patrick, *Nationalsozialismus von links*, Stuttgart, 1984.
- Morsey, Rudolf, «Hitler als Braunschweigischer Regierungsrat», *VfZ*, 8 (1960), S. 419-448.
- Morsey, Rudolf, «Hitlers Verhandlungen mit der Zentrumsführung am 31. Januar 1933», *VfZ*, 9 (1961), S. 182-194.
- Morsey, Rudolf, «Die deutsche Zentrumspartei», in: Erich Matthias und Rudolf Morsey (Hg.), *Das Ende der Parteien 1933*, Königstein/Taunus/Düsseldorf, 1969, S. 281-453.
- Morsey, Rudolf, *Das «Ermächtigungsgesetz» vom 24. März 1933*, Düsseldorf, 1992.
- Mosse, George L., *Germans and Jews*, London, 1971.

- Mosse, George L., Die Nationalisierung der Massen. Politische Symbolik und Massenbewegungen in Deutschland von den Napoleonischen Kriegen bis zum Dritten Reich, aus dem Amerikanischen von Otto Weith, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1976.
- Mosse, George L., Ein Volk – ein Reich – ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus, aus dem Amerikanischen von Renate Becker, Königstein/Taunus, 1979.
- Mosse, George L., Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, aus dem Amerikanischen von Udo Rennert, Stuttgart 1993.
- Mosse, Werner E. (Hg.), Entscheidungsjahr 1932. Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik, Tübingen, 1965.
- Mühlberger, Detlef, Hitler's Followers. Studies in the Sociology of the Nazi Movement, London, 1991.
- Mühlen, Patrik von zur, «Schlagt Hitler an der Saar!» Abstimmungskampf, Emigration und Widerstand im Saargebiet, 1933-1945, Bonn, 1979.
- Müller, Hans, Katholische Kirche und Nationalsozialismus, München, 1965.
- Müller, Karl Alexander von, Mars und Venus. Erinnerungen 1914-1919, Stuttgart, 1954.
- Müller, Karl Alexander von, Im Wandel einer Welt. Erinnerungen 1919-1932, München, 1966.
- Müller, Klaus-Jürgen, Armee, Politik und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945, Paderborn, 1979.
- Müller, Klaus-Jürgen, General Ludwig Beck. Studien und Dokumente zur politisch-militärischen Vorstellungswelt und Tätigkeit des Generalstabschefs des deutschen Heeres 1933-1938, Boppard am Rhein, 1980.
- Müller, Klaus-Jürgen, Armee und Drittes Reich 1933-1939. Darstellung und Dokumentation, Paderborn, 1987.
- Müller, Klaus-Jürgen, Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940, Stuttgart, 2. Auflage, (1969) 1988.
- Müller, Klaus-Jürgen, «Deutsche Militär-Elite in der Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges», in: Martin Broszat und Klaus Schwabe (Hg.), Deutsche Eliten und der Weg in den Zweiten Weltkrieg, München, 1989, S. 226-290.
- Müller, Klaus-Jürgen, «Der Tag von Potsdam und das Verhältnis der preussisch-deutschen Militär-Elite zum Nationalsozialismus» in: Bernhard Kröner (Hg.), Potsdam – Stadt, Armee, Residenz, Frankfurt am Main/Berlin, 1993, S. 435-449.
- Münzenberg, Willi, The Brown Book of the Hitler Terror and the Burning of the Reichstag, Paris, 1933.
- N**
- Nadolny, Rudolf, Mein Beitrag. Erinnerungen eines Botschafters des Deutschen Reiches, Köln, 1985.
- Nazi Conspiracy and Aggression, hg. Office of the United States Chief of Counsel for Prosecution of Axis Criminality, 9 Bände und 2 Supplementbände, Washington DC, 1946-1948.
- Neebe, Reinhard, Grossindustrie, Staat und NSDAP 1930-1933, Göttingen, 1981.
- Neumann, Franz, Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus 1933-1944, hg. und mit einem Nachwort von Gert Schäfer, aus dem Amerikanischen von Hedda Wagner und Gert Schäfer, Köln/Frankfurt am Main, 1977.

- Nicholls, Anthony, «The Bavarian Background to National Socialism», in: Anthony Nicholls und Erich Matthias (Hg.), *German Democracy and the Triumph of Hitler*, London, 1971, S. 99-128.
- Niewyk, Donald L., *The Jews in Weimar Germany*, Louisiana/Manchester, 1980.
- Nipperdey, Thomas, «1933 und Kontinuität der deutschen Geschichte», *Historische Zeitschrift*, 227 (1978), S. 86-111.
- Nipperdey, Thomas, *Deutsche Geschichte 1866-1918*, 2 Bände, München, 1990/1992.
- Noakes, Jeremy, «Conflict and Development in the NSDAP 1924-1927», *Journal of Contemporary History*, 1 (1966), S. 3-36.
- Noakes, Jeremy, *The Nazi Party in Lower Saxony, 1921-1933*, Oxford, 1971.
- Noakes, Jeremy, «Oberbürgermeister und Gauleiter im Dritten Reich», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 194-227.
- Noakes, Jeremy, «Nazism and Revolution», in: Noel O'Sullivan (Hg.), *Revolutionary Theory and Political Reality*, London, 1983, S. 73-100.
- Noakes, Jeremy, «Nazism and Eugenics: the Background to the Nazi Sterilisation Law of 14 July 1933», in: R. J. Bullen, H. Pogge von Strandmann und A. B. Polonsky (Hg.) *Ideas into Politics*, London/Sydney, 1984, S. 75-94.
- Noakes, Jeremy, «Wohin gehören die ‚Judenmischlinge‘? Die Entstehung der ersten Durchführungsverordnungen zu den Nürnberger Gesetzen», in: Ursula Büttner (Hg.), *Das Unrechtsregime. Verfolgung, Exil, Belasteter Neubeginn*, Hamburg, 1986, 69-90.
- Noakes, Jeremy, «The Development of Nazi Policy towards the German-Jewish «Mischlinge» 1933-1945», *Leo Baeck Institute Yearbook*, 34 (1989), S. 291-354.
- Noakes, Jeremy und Pridham, Geoffrey (Hg.), *Nazism 1919-1945: A Documentary Reader*, 4 Bände, Exeter, 1983-1998.
- Nolte, Ernst, «Eine frühe Quelle zu Hitlers Antisemitismus», *Historische Zeitschrift*, 192 (1961), S. 584-606.
- Nolte, Ernst, *Der Faschismus in seiner Epoche, Action française – Italienischer Faschismus – Nationalsozialismus*, 6. Auflage, München/Zürich, (1963) 1984.
- Nolte, Ernst, *Der europäische Bürgerkrieg 1917-1945. Nationalsozialismus und Bolschewismus*, Berlin, 1987.
- Nolte, Ernst, «Zwischen Geschichtslegende und Revisionismus? Das Dritte Reich im Blickwinkel des Jahres 1980» in: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München, 9. Auflage, (1987) 1995, S. 13-35.
- Nolte, Ernst, «Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte», in: «Historikerstreit». Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München, 9. Auflage, (1987) 1995, S. S. 39-47.
- Nyomarkay, Joseph, *Charisma and Factionalism within the Nazi Party*, Minneapolis, 1967.

O

- Oertel, Thomas, *Horst Wessel. Untersuchung einer Legende*, Köln, 1980.
- Ohr, Dieter, *Nationalsozialistische Propaganda und Weimarer Wahlen. Empirische Analysen zur Wirkung von NSDAP-Versammlungen*, Opladen, 1997.

- Olden, Rudolf, Hitler, Amsterdam, 1935.
- Orlow, Dietrich, The History of the Nazi Party, I, 1919-1933, Newton Abbot, 1971.
- Orlow, Dietrich, The History of the Nazi Party, II, 1934-1945, Newton Abbot, 1973.
- Orr, Thomas, «Das war Hitler», *Revue*, Nr. 37-46, 1952.
- Overy, Richard J., War and Economy in the Third Reich, Oxford, 1994.
- Overy, Richard, J., The Nazi Economic Recovery, Cambridge, 2. Auflage, 1996.

P

- Padfield, Peter, Himmler. Reichsführer-SS, London, 1990.
- Pätzold, Kurt, Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung. Eine Studie zur politischen Strategie und Taktik des faschistischen deutschen Imperialismus 1933-1935, Berlin (Ost), 1975.
- Pätzold, Kurt (Hg.), Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942, Leipzig, 1983.
- Pätzold, Kurt und Weissbecker, Manfred, Hakenkreuz und Totenkopf. Die Partei des Verbrechens, Berlin (Ost), 1981.
- Pätzold, Kurt und Weissbecker, Manfred, Geschichte der NSDAP, Köln, 1981.
- Pätzold, Kurt und Weissbecker, Manfred, Adolf Hitler. Eine politische Biographie, Leipzig, 1995.
- Papen, Franz von, Der Wahrheit eine Gasse, München, 1952.
- Der Parteitag der Ehre vom 8. bis 14. September 1936, München, 1936.
- Der Parteitag der Freiheit vom 10. – 16. September 1935. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongressreden, München, 1935.
- Parteitag der Freiheit. Reden des Führers und ausgewählte Kongressreden am Reichsparteitag der NSDAP, 1935, München, 1936.
- Paucker, Arnold, Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik, Hamburg, 1968.
- Paul, Gerhard, «Deutsche Mutter – heim zu Dir!» Warum es misslang, Hitler an der Saar zu schlagen. Der Saarkampf 1933 bis 1935, Köln, 1984.
- Paul, Gerhard, Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933, Bonn, 1990.
- Paul, Gerhard, Aufstand der Bilder. Die NS-Propaganda vor 1933, Bonn, 2. Auflage, 1992.
- Paul, Gerhard und Mallmann, Klaus-Michael, Milieus und Widerstand. Eine Verhaltensgeschichte der Gesellschaft im Nationalsozialismus, Bonn, 1995.
- Pauley, Bruce E., Hitler and the Forgotten Nazis. A History of Austrian National Socialism, London, 1981.
- Pechel, Rudolf, Deutscher Widerstand, Erlenbach/Zürich, 1947.
- Peis, Günter, «Hitlers unbekannte Geliebte», *Der Stern*, 12, Heft 24, 13. Juni 1959, S. 26-35 und S. 62-65.
- Petersen, Jens, Hitler-Mussolini: Die Entstehung der Achse Berlin-Rom, 1933-1935, Tübingen, 1973.
- Petzina, Dietmar, «Hauptprobleme der deutschen Wirtschaft 1932-1933», *VfZ*, 15 (1967), S. 18-55.
- Petzina, Dietmar, Autarkiepolitik im Dritten Reich. Der nationalsozialistische Vierjahresplan, Stuttgart, 1968.

- Petzina, Dietmar, «Germany and the Great Depression», *Journal of Contemporary History*, 4 (1969), S. 59'74-
- Petzina, Dietmar, Die deutsche Wirtschaft in der Zwischenkriegszeit, Wiesbaden, 1977.
- Petzina, Dietmar, «Was there a Crisis before the Crisis? The State of the German Economy in the 1920s», in: Jürgen Baron von Kruedener (Hg.), *Economic Crisis and Political Collapse. The Weimar Republic 1924-1933*, New York/ Oxford/München, 1990, S. 1-19.
- Petzina, Dietmar, Abelshäuser, Werner und Faust, Anselm (Hg.), *Sozialgeschichtliches Arbeitsbuch, III. Materialien zur Statistik des Deutschen Reiches 1914-1945*, München, 1978.
- Peukert, Detlev J. K., *Die KPD im Widerstand. Verfolgung und Untergrundarbeit an Rhein und Ruhr 1933 bis 1945*, Wuppertal, 1980.
- Peukert, Detlev J. K., «The Lost Generation: Youth Unemployment at the End of the Weimar Republic», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 171-193.
- Peukert, Detlev J. K., *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt am Main, 1987.
- Phelps, Reginald H., «'Before Hitler Came': Thule Society and Germanen Orden», *JMH*, 35 (1963), S. 245-261.
- Phelps, Reginald H., «Hitler als Parteiredner im Jahre 1920», *VfZ.*, 11 (1963), S. 274'330-
- Phelps, Reginald H., «Hitlers «grundlegende» Rede über den Antisemitismus», *VfZ*, 16 (1968), S. 390-420.
- Phelps, Reginald H., «Hitler and the Deutsche Arbeiterpartei», in: Henry Ashby Turner (Hg.), *Nazism and the Third Reich*, New York, 1972, S. 5-19.
- Picker, Henry, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier, mit einer Einleitung von Percy Ernst Schramm*, Stuttgart, 1963.
- Plewnia, Margarete, *Auf dem Weg zu Hitler. Der völkische Publizist Dietrich Eckart*, Bremen, 1970.
- Plutarch, Von Alexanders des Grossen Glück oder Tapferkeit, in: Plutarch, *Moralische Schriften, aus dem Altgriechischen von Johann Christian Felix Bähr, VIII: Plutarch's Werke, XXVII*, Stuttgart, 1831, S. 1016-1070.
- Poliakov, Léon, *Zwischen Assimilation und «jüdischer Weltverschwörung»*, aus dem Französischen von Rudolf Pfisterer, Frankfurt am Main, 1988.
- Poliakov, Léon, *Geschichte des Antisemitismus*, aus dem Französischen von Rudolf Pfisterer, Frankfurt am Main, 1988.
- Politik und Wirtschaft in der Krise. Quellen zur Ära Brüning*, bearbeitet von Ilse Maurer und Udo Wengst unter Mitwirkung von Jürgen Heideking, eingeleitet von Gerhard Schulz, Teil I, *Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien Reihe III, IV/i*.
- Preller, Ludwig, *Sozialpolitik in der Weimarer Republik*, Düsseldorf, (1949) 1978.
- Price, G. Ward, *I Know These Dictators*, London, 1937.
- Pridham, Geoffrey, *Hitler's Rise to Power. The Nazi Movement in Bavaria, 1923-1933*, London, 1973.
- Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. 14. November 1945 – 1. Oktober 1946, Nürnberg, 1947-1949.*

Pulzer, Peter, Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1867 bis 1914, aus dem Englischen von Jutta und Theodor Knust, Gütersloh, 1966.

R

- Rabitsch, Hugo, Aus Adolf Hitlers Jugendzeit, München, 1938.
- Rasp, Hans-Peter, «Bauten und Bauplanung für die «Hauptstadt der Bewegung»», in: München – «Hauptstadt der Bewegung», hg. Münchner Stadtmuseum, München, 1993, S. 294-309.
- Rauh, Manfred, Die Parlamentarisierung des Deutschen Reiches, Düsseldorf, 1977.
- Rauh-Kühne, Cornelia, Katholisches Milieu und Kleinstadtgesellschaft. Ettlingen 1918-1939, Sigmaringen, 1991.
- Rauschnig, Hermann, Die Revolution des Nihilismus. Kulisse und Wirklichkeit im Dritten Reich, Zürich/New York, 1938.
- Rautenberg, Hans-Jürgen, «Drei Dokumente zur Planung eines 300'000-Mann-Friedensheeres aus dem Dezember 1933», *Militär-geschichtliche Mitteilungen*, 22 (1977), S. 103-139.
- Rees, Laurence, The Nazis. A Warning from History, London, 1997.
- Reichel, Peter, Der schöne Schein des Dritten Reiches. Faszination und Gewalt des Faschismus, Frankfurt am Main, 1993.
- Reichshandbuch der deutschen Gesellschaft, I, Berlin, ca. 1931.
- Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror, mit einem Vorwort von Lord Marley, Basel 1933, Nachdruck mit einem Nachwort von Alexander Abusch, Frankfurt 1973.
- Reissner, Larissa, Hamburg at the Barricades, London, 1977.
- Reulecke, Jürgen, «Hat die Jugendbewegung den Nationalsozialismus vorbereitet?» Zum Umgang mit einer falschen Frage», in: Wolfgang R. Krabbe (Hg.), Politische Jugend in der Weimarer Republik, Bochum, 1993, S. 222-243.
- Reuth, Ralf Georg, Goebbels, München, 1990.
- Rheinbaben, Werner von, Viermal Deutschland. Aus dem Erleben eines Seemanns, Diplomaten, Politikers 1895-1954. Berlin, 1954.
- Ribbentrop, Joachim von, Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen, aus dem Nachlass hg. von Annelies von Ribbentrop, Leoni am Starnberger See, 1953.
- Rich, Norman, Hitler's War Aims, 2 Bände, London, 1973/1974.
- Riefenstahl, Leni, Memoiren, München/Hamburg, 1987
- Riesenberger, Dieter, «Biographie als historiographisches Problem», in: Michael Bosch (Hg.), Persönlichkeit und Struktur in der Geschichte, Düsseldorf, 1977, S. 25-29.
- Ritchie, J. M., German Literature under National Socialism, London/Canberra, 1983.
- Ritter, Gerhard, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, Stuttgart, 1956.
- Ritter, Gerhard, Das deutsche Problem. Grundfragen deutschen Staatslebens gestern und heute, München, 1962.
- Robertson, Esmonde M., «Zur Wiederbesetzung des Rheinlandes 1936» *VfZ.*, 10 (1962), S. 178-205.
- Robertson, Esmonde M., Hitler's Pre-War Policy and Military Plans, 1933-1939, London, 1963.

- Robertson, Esmonde M., *The Origins of the Second World War*, London, 1971.
- Röhl, John C. G., «Kaiser Wilhelm II. Eine Charakterskizze», in: John C. G. Röhl, *Kaiser, Hof und Staat*, München, 1987, S. 17-34.
- Röhl, John C. G., *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859-1888*, München, 1993.
- Röhm, Ernst, *Die Geschichte eines Hochverrätters*, München, 2. Auflage, 1930.
- Rössler, H. «Erinnerungen an den Kirchenkampf in Coburg», *Jahrbuch der Coburger Landesstiftung*, 1975.
- Rosenbaum, Ron, «Explaining Hitler», *New Yorker*, 1. Mai, 1995, S. 50-70.
- Rosenberg, Alfred, *Letzte Aufzeichnungen. Ideale und Idole der nationalsozialistischen Revolution*, Göttingen, 1948.
- Rosenberg, Alfred, *Das politische Tagebuch 1934/35 und 1939/40*, hg. Hans-Günther Seraphim, München, 1964.
- Rosenhaft, Eva, *Beating the Fascists? The German Communists and Political Violence, 1929-1933*, London, 1983.
- Rosenhaft, Eva, «The Unemployed in the Neighbourhood: Social Dislocation and Political Mobilisation in Germany, 1929-1933», in: Richard J. Evans und Dick Geary (Hg.), *The German Unemployed*, London/Sydney, 1987, S. 194-227.
- Rossbach, Gerhard, *Mein Weg durch die Zeit. Erinnerungen und Bekenntnisse*, Weilburg an der Lahn, 1950.
- Rubenstein, Joshua, *Hitler*, London, 1984.
- Rürup, Reinhard, *Probleme der Revolution in Deutschland 1918/19*, Wiesbaden, 1968.
- Rürup, Reinhard, «Demokratische Revolution und «dritter Weg'«, *Geschichte und Gesellschaft*, 9 (1983), S. 278-301.
- Rüge, Wolfgang, «Monopolbourgeoisie, faschistische Massenbasis und NS-Programmatik», in: Dietrich Eichholtz und Kurt Gossweiler (Hg.), *Faschismusforschung. Positionen, Probleme, Polemik*, Berlin (Ost), 1980, S. 125-155.
- Rüge, Wolfgang, *Das Ende von Weimar. Monopolkapital und Hitler*, Berlin (Ost), 1983.
- Ruttke, Falk, «Das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses», in: Hans Frank (Hg.), *Nationalsozialistisches Handbuch für Recht und Gesetzgebung*, München, 2. Auflage, (1934) 1935, S. 805-822.

S

- Sackett, Robert Eben, *Populär Entertainment, Class and Politics in Munich, 1900-1923*, Cambridge/Massachusetts, 1982.
- Sackett, Robert Eben, «Images of the Jew: Populär Joke-telling in Munich on the Eve of World War I», *Theory and Society*, 16 (1987), S. 527-563.
- Sauder, Gerhard, *Die Bücherverbrennung*, München/Wien, 1983.
- Sauer, Paul, *Württemberg in der Zeit des Nationalsozialismus*, Ulm, 1975.
- Sauer, Wolfgang, «National Socialism: Totalitarianism or Fascism?», *American Historical Review*, 73 (1967-1968), S. 404-424.
- Sauerbruch, Ferdinand, *Das war mein Leben*, Bad Wörishofen, 1951.
- Schacht, Hjalmar, *76 Jahre meine Lebens*, Bad Wörishofen, 1953.
- Schenck, Ernst Günther, *Patient Hitler. Eine medizinische Biographie*, Düsseldorf, 1989.

- Scheringer, Richard, *Das grosse Los. Unter Soldaten, Bauern und Rebellen*, Hamburg, 1959.
- Scherig, Bodo, *Ewald von Kleist-Schmenzin Ein Konservativer gegen Hitler*, Frankfurt am Main, 1994.
- Schildt, Axel, «Radikale Antworten von rechts auf die Kulturkrise der Jahrhundertwende», *Jahrbuch für Antisemitismusforschung*, 4 (1995), S. 63-87.
- Schildt, Gerhard, *Die Arbeitsgemeinschaft Nord-West. Untersuchungen zur Geschichte der NSDAP 1925/16* (Dissertation), Freiburg, 1964.
- Schirach, Baldur von, *Ich glaubte an Hitler*, Hamburg, 1967.
- Schirarch, Henriette von, *Der Preis der Herrlichkeit. Erlebte Zeitgeschichte*, München/Berlin, 1975.
- Shirer, William L. *Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941*, hg. und aus dem Amerikanischen von Jürgen Schebera, Leipzig/Weimar 1991
- Schleunes, Karl A., *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy toward German Jews 1933-1939*, Urbana/Chicago/London, 1970.
- Schmidt, Christoph, «Zu den Motiven ‚alter Kämpfer‘ in der NSDAP», in: Detlev Peukert und Jürgen Reulecke (Hg.), *Die Reihen fest geschlossen*, Wuppertal, 1981, S. 21-43.
- Schmidt, Paul, *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945. Erlebnisse des Chef-dolmetschers im Auswärtigen Amt mit den Staatsmännern Europas*, Bonn, 1953.
- Schmidt-Bergmann, Hansgeorg, *Die Anfänge der literarischen Avantgarde in Deutschland – Über Anverwandlung und Abwehr des italienischen Futurismus. Ein literarhistorischer Beitrag zum expressionistischen Jahrzehnt*, Stuttgart, 1991.
- Schmölze, Gerhard (Hg.), *Revolution und Räterepublik in München 1918/19 in Augenzeugenberichten*, Düsseldorf, 1969.
- Schneider, Hans, «Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933. Bericht über das Zustandekommen und die Anwendung des Gesetzes», *V/Z*, 1 (1953), S. 197-221.
- Schöllgen, Gregor, «Das Problem einer Hitler-Biographie. Überlegungen anhand neuerer Darstellungen des Falles Hitler», *Neue politische Literatur*, 23 (1978), S. 421-434; wieder abgedruckt in: Karl Dietrich Bracher, Manfred Funke und Hans-Adolf Jacobsen (Hg.), *Nationalsozialistische Diktatur 1933-1945. Eine Bilanz*, Bonn, 1983, S. 687-705.
- Schöner, Hellmut (Hg.), *Der Hitler-Putsch im Spiegel der Presse*, München, 1974.
- Scholder, Klaus, *Die Kirchen und das Dritte Reich, I*, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1977.
- Scholdt, Günter, *Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919-1945 und ihr Bild vom «Führer»*, Bonn, 1993.
- Schorske, Carl E., *Wien. Geist und Gesellschaft im Fin de Siècle*, aus dem Amerikanischen von Horst Günther, Frankfurt am Main, 2. Auflage, 1982.
- Schott, Georg, *Das Volksbuch vom Hitler*, München, 1924.
- Schreiber, Gerhard, «Hitler und seine Zeit – Bilanzen, Thesen, Dokumente», in: Wolfgang Michalka (Hg.), *Die Deutsche Frage in der Weltpolitik*, Stuttgart, 1986, S. 137-164.
- Schreiber, Gerhard, *Hitler, Interpretationen 1923-1983. Ergebnisse, Methoden und Probleme der Forschung*, Darmstadt, erweiterte Auflage, (1984) 1988.

- Schroeder, Christa, Er war mein Chef. Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler, München/Wien, 1985.
- Schubert, Günter, Anfänge nationalsozialistischer Aussenpolitik, Köln, 1963.
- Schulthess' Europäischer Geschichtskalender, 74 (1933), München, 1934.
- Schulthess' Europäischer Geschichtskalender, 76 (1936), München, 1936.
- Schulz, Gerhard, Von Brüning zu Hitler. Der Wandel des politischen Systems in Deutschland 1930-1933, Berlin/New York, 1992.
- Schumpeter, Joseph Alois, Aufsätze zur Soziologie, Tübingen, 1953.
- Schwarzwäller, Wulf, The Unknown Hitler, Bethesda/Maryland, 1989.
- Schwend, Karl, Bayern zwischen Monarchie und Diktatur, München, 1954.
- Schwerin von Krosigk, Lutz, Es geschah in Deutschland, Tübingen/Stuttgart, 1951.
- Schwerin von Krosigk, Lutz, Staatsbankrott, Göttingen, 1974.
- Sebottendorf, Rudolf von, Bevor Hitler kam, München, 2. Auflage, 1934.
- Seidler, Franz W., Fritz Todt. Baumeister des Dritten Reiches, München/Berlin, 1986.
- Sereny, Gitta, Das Ringen mit der Wahrheit. Albert Speer und das deutsche Trauma, aus dem Englischen von Helmut Dierlamm und anderen, München, 1995.
- Shirer, William, Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934-1941, hg. und aus dem Amerikanischen von Jürgen Schebera, Leipzig/Weimar 1991.
- Smelser, Ronald, Robert Ley. Hitlers Mann an der «Arbeitsfront». Eine Biographie, aus dem Amerikanischen von Heidi und Karl Nicolai, Paderborn, 1989.
- Smelser, Ronald und Zitellmann, Rainer (Hg.), Die braune Elite. 22 biographische Skizzen, Darmstadt, 1989.
- Smith, Bradley E, Adolf Hitler. His Family, Childhood, and Youth, Stanford, 1967.
- Smith, Bradley E, Heinrich Himmler 1900-1926. Sein Weg in den deutschen Faschismus, München, 1979.
- Smith, Denis Mack, Mussolini. Eine Biographie, aus dem Englischen von Michael Grendacher unter Mitwirkung von Thomas Kolberger, München/Wien, 1983
- Smith, Woodruff D., The Ideological Origins of Nazi Imperialism, New York/Oxford, 1986.
- Sohn-Rethel, Alfred, Ökonomie und Klassenstruktur des deutschen Faschismus, Frankfurt am Main, 1975.
- Sommerfeld, Martin, H., Ich war dabei. Die Verschwörung der Dämonen 1933-1939. Ein Augenzeugenbericht, Darmstadt, 1949.
- Sontheimer, Kurt, «Der Tatkreis», V/Z, 7 (1959), S. 229-260.
- Sontheimer, Kurt, Antidemokratisches Denken in der Weimarer Republik, München, 3. Auflage, 1992.
- Speer, Albert, Erinnerungen, Frankfurt am Main/Berlin, 1969.
- Speer, Albert, Spandauer Tagebücher, Frankfurt am Main/Berlin/Wien, 1975.
- Spindler, Max (Hg.), Handbuch der bayerischen Geschichte, IV, Teil 1 und II, München, 1975.
- Spitzzy, Reinhard, So haben wir das Reich verspielt. Bekenntnisse eines Illegalen, München, 4. Auflage, (1986) 1994.
- Stachura, Peter D., Nazi Youth in the Weimar Republic, Santa Barbara/Oxford, 1975.
- Stachura, Peter D., «Der Fall Strasser»: Strasser, Hitler, and National Socialism. 1930-1932, in: Peter D. Stachura (Hg.), The Shaping of the Nazi State, London, 1978, S. 88-130.

- Stachura, Peter D., «Der kritische Wendepunkt? Die NSDAP und die Reichstagswahlen vom 20. Main 1928», *V/Z*, 26 (1978), S. 66-99.
- Stachura, Peter D., *The German Youth Movement 1900-1945. An Interpretative and Documentary History*, London, 1981.
- Stachura, Peter D., *Gregor Strasser and the Rise of Nazism*, London, 1983.
- Stachura, Peter D., «The Social and Welfare Implications of Youth Unemployment in Weimar Germany», in: Peter D. Stachura (Hg.), *Unemployment and the Great Depression in Weimar Germany*, London, 1986, S. 121-147.
- Stachura, Peter D., *The Weimar Republic and the Younger Proletariat*, London, 1989.
- Stachura, Peter D., *Political Leaders in Weimar Germany*, Hemel Hempstead, 1993.
- Stark, Gary D., *Entrepreneurs of Ideology. Neoconservative Publishers in Germany, 1890-1933*, Chapel Hill, 1981.
- Statistisches Reichsamt (Hg.), *Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich*, 1935, Berlin, 1935.
- Statistisches Reichsamt (Hg.), *Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich*, 1936, Berlin, 1936.
- Steger, Bernd, «Der Hitlerprozess und Bayerns Verhältnis zum Reich», *V/Z*, 25 (1977), S. 441-466.
- Stegmann, Dirk, «Zwischen Repression und Manipulation: Konservative Machteliten und Arbeiter- und Angestelltenbewegung 1910-1918. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der DAP/NSDAP», *Archiv für Sozialgeschichte*, 12 (1972), S. 351-432-
- Steinberg, Rolf, *Nazi-Kitsch*, Darmstadt, 1975.
- Steinert, Marlis, *Hitlers Krieg und die Deutschen. Stimmung und Haltung der deutschen Bevölkerung im Zweiten Weltkrieg*, Düsseldorf, 1970.
- Steinert, Marlis, *Hitler. Eine politische Biographie*, aus dem Französischen von von Guy Montag und Volker Wieland, München, 1994.
- Steinle, Jürgen, «Hitler als «Betriebsunfall in der Geschichte»», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 45 (1994), S. 288-302.
- Stern, Fritz, *Kulturpessimismus als politische Gefahr. Eine Analyse nationaler Ideologie in Deutschland*, aus dem Amerikanischen von Alfred Zeller, Bern/Stuttgart/Wien, 1963.
- Stern, Joseph Paul, *Hitler. Der Führer und das Volk*, aus dem Englischen von Joseph Paul Stern und und Fred Wagner, München/Wien, 1978.
- Stierlin, Helm, *Adolf Hitler. Familienperspektiven*, Frankfurt am Main, 1976.
- Stoakes, Geoffrey, *Hitler and the Quest for World Dominion*, Leamington Spa, 1987.
- Stöver, Bernd, *Volksgemeinschaft im Dritten Reich*, Düsseldorf, 1993.
- Stoltenberg, Gerhard, *Politische Strömungen im schleswig-holsteinischen Landvolk 1918-1933*, Düsseldorf, 1962.
- Strasser, Otto, *Ministersessel oder Revolution?*, Berlin, 1930.
- Strasser, Otto, *Hitler und ich*, Buenos Aires, ohne Jahr.
- Strasser, Otto, *Hitler und ich*, Konstanz, 1948.
- Striefler, Christian, *Kampf um die Macht. Kommunisten und Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik*, Berlin, 1993.
- Suhr, Elke, *Carl von Ossietzky. Eine Biografie*, Köln, 1988.

T

- Tausk, Walter, Breslauer Tagebuch 1933-1940, Berlin (Ost), 1975.
- Taylor, A. J. P., Die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges, aus dem Englischen von Dieter Werner, 2. Auflage, Gütersloh, 1962.
- Thamer, Hans-Ulrich, Verführung und Gewalt. Deutschland 1933-1945, Berlin, 1986.
«The Story of Mein Kampf», *Wiener Library Bulletin*, 6 (1952), Nr. 5/6, S. 31-32.
- Theweleit, Klaus, Männerphantasien, 2 Bände, Reinbek, 1980.
- Thränkhardt, Dietrich, Wahlen und politische Strukturen in Bayern 1848-1953, Düsseldorf, 1973.
- Tobias, Fritz, Der Reichstagsbrand. Legende und Wirklichkeit, Rastatt, 1962.
- Toland, John, Adolf Hitler, aus dem Amerikanischen von Uwe Bahnsen, Bergisch Gladbach, 1977.
- Toller, Ernst, Gesammelte Werke, hg. Wolfgang Frühwald und John Spalek, Band IV: Eine Jugend in Deutschland, München/Wien, 1978.
- Tracy, Donald R., «The Development of the National Socialist Party in Thuringia 1924-1930», *Central European History*, 8 (1975), S. 23-50.
- Treue, Wilhelm (Hg.), Deutschland in der Weltwirtschaftskrise in Augenzeugenberichten, Düsseldorf, 2. Auflage, 1967.
- Trevor-Roper, Hugh Redwald, Hitlers Letzte Tage, aus dem Englischen von Joseph Kalmer, Zürich, 1948.
- Trevor-Roper, Hugh Redwald, «The Mind of Adolf Hitler», Einleitung in: Hitler's Table Talk, 1941-1944, London, 1953, S. VII-XXXV.
- Trevor-Roper, Hugh Redwald, «Hitler's Kriegsziele», *VfZ*, 8 (1960), S. 121-133.
- Trevor-Roper, Hugh Redwald, Rezension zu Lev Bezymenskij, The Death of Adolf Hitler, *The Sunday Times*, 29. September 1968.
- Tuchel, Johannes, Konzentrationslager, Boppard am Rhein, 1991.
- Turner, Henry Ashby, «Verhalten die deutschen Monopolkapitalisten Hitler zur Macht», in: Henry Ashby Turner, Faschismus und Kapitalismus in Deutschland. Studien zum Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Wirtschaft, aus dem Amerikanischen von Gabriele Neitzert, Göttingen, 1972, S. 89-108.
- Turner, Henry Ashby, «Hitlers Einstellung zu Wirtschaft und Gesellschaft vor 1933», *Geschichte und Gesellschaft*, 2 (1976), S. 89-117.
- Turner, Henry Ashby, Die Grossunternehmer und der Aufstieg Hitlers, aus dem Amerikanischen von Hildegard Möller und Marina Münkler, Berlin, 1985.
- Turner, Geissel des Jahrhunderts. Hitler und seine Hinterlassenschaft, Berlin, 1989.
- Turner, Henry Ashby, Hitler's Thirty Days to Power: January 1933, London, 1996.
- Turner, Henry Ashby und Matzerath, Horst, «Die Selbstfinanzierung der NSDAP 1930-1932», *Geschichte und Gesellschaft*, 3 (1977), S. 59-92.
- Tyrell, Albrecht, Führer befehl... Selbstzeugnisse aus der «Kampfzeit» der NSDAP, Düsseldorf, 1969.
- Tyrell, Albrecht, Vom «Trommler» zum «Führer», München, 1975.
- Tyrell, Albrecht, III. Reichsparteitag der NSDAP, 19. – 21. August 1927, Filmedition G122 des Instituts für den wissenschaftlichen Film, Serie 4, Nr. 4/G122, Göttingen, 1976.
- Tyrell, Albrecht, IV. Reichsparteitag der NSDAP, Nürnberg 1929, Filmedition G140 des Instituts für den wissenschaftlichen Film, Serie 4, Nr.5/Gi40, Göttingen, 1978.

Tyrell, Albrecht, «Gottfried Feder and the NDSAP», in: Peter D. Stachura (Hg.), *The Shaping of the Nazi State*, London, 1978, S. 49-87.

Tyrell, Albrecht, «Wie er der «Führer» wurde», in: Guido Knopp (Hg.), *Hitler heute. Gespräche über ein deutsches Trauma*, Aschaffenburg, 1979, S. 20-48.

U

Unruh, Friedrich Franz von, *Nationalsozialismus*, Frankfurt am Main, 1931.

V

Vane-Tempest-Stewart, Charles, Marquess of Londonderry, *England blickt auf Deutschland. Um die deutsch-englische Verständigung*, aus dem Englischen von Fritz Pick, Essen, 1938.

Vogelsang, Thilo, «Neue Dokumente zur Geschichte der Reichswehr 1930-1933», *V/Z*, 2 (1954) S. 397-436.

Vogelsang, Thilo, «Zur Politik Schleichers gegenüber der NSDAP 1932», *V/Z*, 6 (1958), S. 86-118.

Vogelsang, Thilo, «Hitlers Brief an Reichenau vom 4. Dezember 1932», *V/Z*, 7 (1959), S. 429-437.

Vogelsang, Thilo, *Reichswehr, Staat und NSDAP*, Stuttgart, 1962.

Volk, Ludwig, *Der bayerische Episkopat und der Nationalsozialismus 1930-1934*, Mainz, 1965.

Volkogonow, Dmitrij, *Stalin: Triumph and Tragedy*, London, 1991.

Vondung, Klaus, *Magie und Manipulation. Ideologischer Kult und politische Religion des Nationalsozialismus*, Göttingen, 1971.

W

Waddington, Geoffrey T, «Hitler, Ribbentrop, die NSDAP und der Niedergang des Britischen Empire 1935-1938», *V/Z*, 40 (1992), S. 273-306.

Waddington, Geoffrey, T., «„An idyllic and unruffled atmosphere of complete Anglo-German misunderstanding»: Aspects of the Operations of the Dienststelle Ribbentrop in Great Britain, 1934-[939]», *History*, 82 (1997), S. 44-72.

Wagener, Otto, *Hitler aus nächster Nähe. Aufzeichnungen eines Vertrauten 1929-1932*, hg. Henry Ashby Turner, Kiel, 2. Auflage, 1987.

Wagner, Friedelind, *Nacht über Bayreuth. Die Geschichte der Enkelin Richard Wagners*, aus dem Englischen von Lola Humm, mit einem Nachwort von Eva Weissweiler, Köln, 1994.

Waite, Robert G. L., *Vanguard of Nazism. The Free Corps Movement in Postwar Germany 1918-1923*, Cambridge/Massachusetts, 1952.

Waite, Robert G. L., *The Psychopathie God: Adolf Hitler*, 1977.

Watt, Donald Cameron, «Die bayerischen Bemühungen um Ausweisung Hitlers 1924», *V/Z*, 6 (1958), S. 270-280.

Watt, Donald Cameron, «German Plans for the Reoccupation of the Rhineland. A Note», *Journal of Contemporary History*, 1 (1966), S. 193-199.

Watt, Donald Cameron, «The Secret Laval-Mussolini Agreement of 1935 on Ethiopia», in: Esmonde M. Robertson (Hg.), *The Origins of the Second World War*, London, 1971, S. 225-242.

Weber, Max, *Wirtschaft und Gesellschaft*, Tübingen, 5. überarbeitete Auflage, 1972.

- Wehler, Hans-Ulrich, *Das Deutsche Kaiserreich 1871-1918*, Göttingen, 1973.
- Wehler, Hans-Ulrich, «30. Januar 1933 – Ein halbes Jahrhundert danach», *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 29. Januar 1983, S. 43-54.
- Wehler, Hans-Ulrich, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte 1849-1914*, München, 1995.
- Wehler, Hans-Ulrich, «Wirtschaftliche Entwicklung, sozialer Wandel, politische Stagnation: Das Deutsche Kaiserreich am Vorabend des Ersten Weltkrieges», in: Simone Lässig und Karl Heinrich Pohl (Hg.), *Sachsen im Kaiserreich*, Dresden, 1997, S. 301-308.
- Weinberg, Gerhard, L., *The Foreign Policy of Hitler's Germany. Diplomatie Revolution in Europe 1933-1936*, Chicago/London, 1970.
- Weisbrod, Bernd, *Schwerindustrie in der Weimarer Republik*, Wuppertal, 1978.
- Weisbrod, Bernd, «Gewalt in der Politik. Zur politischen Kultur in Deutschland zwischen den beiden Weltkriegen», *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht*, 43 (1992.), S. 392.-404.
- Weissmann, Karlheinz, *Der Weg in den Abgrund 1933-1945*, Berlin, 1995.
- Welch, David, *Propaganda and the German Cinéma, 1933-1945*, Oxford, 1983.
- Wendt, Bernd-Jürgen, «Südosteuropa in der nationalsozialistischen Grossraumwirtschaft», in: Gerhard Hirschfeld und Lothar Kettenacker (Hg.), *Der «Führerstaat»: Mythos und Realität. Studien zur Struktur und Politik des Dritten Reiches*, Stuttgart, 1981, S. 414-428.
- Wendt, Bernd-Jürgen, *Grossdeutschland. Aussenpolitik und Kriegsvorbereitung des Hitler-Regimes*, München, 1987.
- Wheeler-Bennett, John W., *Die Nemesis der Macht. Die deutsche Armee in der Politik 1918-1945, aus dem Englischen von Hans Steinsdorff, mit einer Einleitung von Axel von dem Bussche-Streithorst*, Düsseldorf, 1954
- Whiteside, Andrew G., *Austrian National Socialism before 1918*, Den Haag, 1962.
- Whiteside, Andrew G., *The Socialism of Fools. Georg von Schönerer and Austrian Pan-Germanism*, Berkeley/Los Angeles, 1975.
- Wiedemann, Fritz, *Der Mann, der Feldherr werden wollte, Velbert/Kettwig*, 1964.
- Winkler, Heinrich August, «Extremismus der Mitte? Sozialgeschichtliche Aspekte der nationalsozialistischen Machtergreifung», *VfZ*, 20 (1972), S. 175-191.
- Winkler, Heinrich August, *Mittelstand, Demokratie und Nationalsozialismus*, Köln, 1972.
- Winkler, Heinrich August, «German Society, Hitler and the Illusion of Restoration 1930-1933», *Journal of Contemporary' History*, 11 (1976), Heft 4, S. 1-16.
- Winkler, Heinrich August, *Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933*, Berlin/Bonn, 1987.
- Winkler, Heinrich August, *Weimar 1918-1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie*, München, 1993.
- Winkler, Heinrich August (Hg.), *Die deutsche Staatskrise 1930-1933*, München, 1992.
- Wippermann, Wolfgang (Hg.), *Kontroversen um Hitler, Frankfurt am Main*, 1986.
- Wistrich, Robert, *Wer war wer im Dritten Reich*, München, 1983.
- Witkop, Philipp (Hg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, München, 1928.
- Wollstein, Günter, «Eine Denkschrift des Staatssekretärs Bernhard von Bülow vom März 1933», *Militär-geschichtliche Mitteilungen*, 1 (1973), S. 77-94.
- Wollstein, Günter, *Vom Weimarer Revisionismus zu Hitler*, Bonn-Bad Godesberg, 1973.

Wortmann, Michael, «Baldur von Schirach – Studentenführer, Hitlerjugendführer, Gauleiter in Wien», in: Ronald Smelser und Rainer Zitelmann (Hg.), *Die braune Elite. 22 biographische Skizzen*, Darmstadt, 1989, S. 246-257.

Wurm, Theophil, *Erinnerungen aus meinem Leben*, Stuttgart, 1953.

Z

Zeman, Z. A. B., *Nazi Propaganda*, London/New York, 2. Auflage, 1973.

Zitelmann, Rainer, *Hitler. Selbstverständnis eines Revolutionärs*, Hamburg/Leamington Spa/New York, 1987.

Zitelmann, Rainer, *Adolf Hitler. Eine politische Biographie*, Göttingen/Zürich, 1989.

Zitelmann, Rainer, «Nationalsozialismus und Moderne. Eine Zwischenbilanz», in: Werner Süß (Hg.), *Übergänge. Zeitgeschichte zwischen Utopie und Modernisierung*, Darmstadt, 1991.

Zitelmann, Rainer, «Die totalitäre Seite der Moderne», in: Michael Prinz und Rainer Zitelmann (Hg.), *Nationalsozialismus und Modernisierung*, Darmstadt, 1991, S. 1-20.

Zofka, Zdenek, *Die Ausbreitung des Nationalsozialismus auf dem Lande*, München, 1979.

Zoller, Albert, *Hitler privat. Erlebnisbericht seiner Geheimsekretärin*, Düsseldorf, 1949.

Zollitsch, Wolfgang, «Adel und adlige Machteliten in der Endphase der Weimarer Republik. Standespolitik und agrarische Interessen», in: Heinrich August Winkler (Hg.), *Die deutsche Staatskrise 1930-1933*, München, 1992, S. 239-256.

Zweig, Stefan, *Die Welt von gestern*, Stockholm, 1942.

Abkürzungsverzeichnis

- AdR – Akten der Reichskanzlei
- ADAP – Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918-1945. Aus dem Archiv des Auswärtigen Amtes, Serie C: 1933-1937. Das Dritte Reich: Die ersten Jahre, Göttingen, 1971-1981
- ADGB – Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund
- AG – Arbeitsgemeinschaft
- AO – Auslandsorganisation (der NSDAP)
- ASD – Archiv der Sozialen Demokratie, Bonn
- BAK – Bundesarchiv Koblenz
- Bayern – «Bayern in der NS-Zeit», Martin Broszat und andere (Hg.), 6 Bände, München, 1977-1983
- BDC – Berlin Document Center
- BDM – Bund Deutscher Mädel
- BHStA – Bayerisches Hauptstaatsarchiv
- BVP – Bayerische Volkspartei
- DAF – Deutsche Arbeitsfront
- DBFP – Documents on British Foreign Policy [DBFP], 1919-1939, hg. v. W. N. Medlicott/Douglas Dakin/M. E. Lambert, 2nd Series, 1930-1937, London, 1950-1957
- DBS – «Deutschland-Berichte der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, 1934-1940, 7 Bände, Frankfurt am Main, 1980
- DDP – Deutsche Demokratische Partei
- DNF – Deutschnationale Front
- DNVP – Deutschnationale Volkspartei
- Domarus – Max Domarus (Hg.), «Hitler. Reden und Proklamationen 1932-1945», 2 Bände in vier Teilbänden, Wiesbaden, 1973
- DRZW – «Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg», hg. Militärgeschichtliches Forschungsamt, Stuttgart, 1979ff.
- DSP – Deutschsozialistische Partei
- DVFB – Deutschvölkische Freiheitsbewegung
- DVFP – Deutschvölkische Freiheitspartei
- DVP – Deutsche Volkspartei
- Gestapo – Geheime Staatspolizei
- GS – Gendarmerie-Station
- GVG – Grossdeutsche Volksgemeinschaft

HA – NSDAP-Hauptarchiv (Mikrofilmsammlung; «Guide to the Hoover Institution Microfilm Collection», zusammengestellt von Grete Heinz und Agnes E Peterson, Stanford, 1964)

Hitler-Prozess – «Der Hitler-Prozess 1924. Wortlaut der Hauptverhandlung vor dem Volksgericht München», Band I, Teil I, hg. Lothar Gruchmann und Reinhard Weber, unter Mithilfe von Otto Gritschneider, München, 1997

HJ – Hitlerjugend

HMB – Halbmonatsbericht

IfZ – Institut für Zeitgeschichte, München

IML/ZPA – Institut für Marxismus-Leninismus, Zentrales Parteiarchiv (Ostberlin, DDR)

IMG – Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg. 14. November 1945 bis 1. Oktober 1946, Nürnberg, 1947-1949

JK – Eberhard Jäckel und Axel Kuhn (Hg.), «Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924», Stuttgart, 1980

JMH – Journal of Modern History

KPD – Kommunistische Partei Deutschlands

LB – Lagebericht

MF/OF – Mittelfranken/Oberfranken

MK – Adolf Hitler, «Mein Kampf», 876.-880. Auflage, München, 1943

Monologe – «Adolf Hitler: Monologe im Führerhauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims», hg. von Werner Jochmann, Hamburg, 1980

NA – National Archives, Washington D.C.

Nbg. – Nürnberg

NCA – «Nazi Conspiracy and Aggression», hg. Office of the United States Chief of Counsel for Prosecution of Axis Criminality, 9 Bände und 2 Supplementbände, Washington D.C., 1946-1948

NB/OB – Niederbayern/Oberpfalz

NSBO – Nationalsozialistische Betriebszellenorganisation

NSDAP – Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

NSDStB – Nationalsozialistischer Deutscher Studentenbund

NSFB – Nationalsozialistische Freiheitsbewegung

NSFP – Nationalsozialistische Freiheitspartei

NS-Hago – Nationalsozialistische Handwerks-, Handels- und Gewerbeorganisation

OB – Oberbayern

Pd Mü. – Polizeidirektion München

- RGBl – Reichsgesetzblatt
RGO – Revolutionäre Gewerkschafts-Opposition
RP – Regierungspräsident
RSA – «Hitler. Reden, Schriften, Anordnungen: Februar 1925 bis Januar 1933», hg. Institut für Zeitgeschichte, 5 Bände in 12 Teilbänden, München/London/New York/Paris, 1992-1998
- SA – Sturmabteilung
SD – Sicherheitsdienst
Sopade – Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD im Exil in Prag (1933-1938), Paris (1938-1940) und London (ab 1940))
SS – Schutzstaffeln
SPD – Sozialdemokratische Partei Deutschlands
StA – Staatsarchiv
StdF – Stellvertreter des Führers
- TBJG – «Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente», Teil I, Aufzeichnungen 1924-1941, 4 Bände, hg. Elke Fröhlich, München, 1987
Tb Reuth – «Joseph Goebbels. Tagebücher 1924-1945», 5 Bände, München/Zürich, 1992
- VB – Völkischer Beobachter*
VfZ – Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
WM – Vaterländische Vereine Münchens
VWB – Vereinigte Vaterländische Verbände Bayerns

Bildnachweise

Es wurde versucht, sämtliche Inhaber von Bildrechten zu benachrichtigen. Eventuelle Irrtümer oder Auslassungen wird der Verlag in künftigen Auflagen beheben.

1. Adolf Hitler auf seinem Schulphoto in Leonding (Bayerische Staatsbibliothek, München)
2. Klara Hitler (Ullstein Bilderdienst, Berlin)
3. Alois Hitler (Ullstein Bilderdienst, Berlin)
4. Karl Lueger (Hulton Getty, London)
5. August Kubizek (The Wiener Library, London)
6. Die Menschenmenge am 2. August 1914 auf dem Odeonsplatz in München (Bayerische Staatsbibliothek, München)
7. Hitler mit Ernst Schmidt und Anton Bachmann (Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin)
8. Deutsche Soldaten an der Westfront (Hulton Getty, London)
9. Bewaffnete Mitglieder der KPD Sektion Neuhausen (Bayerische Staatsbibliothek, München)
10. Konterrevolutionäre Freikorps beim Einmarsch in München (Bayerische Staatsbibliothek, München)
11. Anton Drexler (Hulton Getty, London)
12. Ernst Röhm (Bayerische Staatsbibliothek, München)
13. Hitlers Mitgliedskarte in der DAP (Bayerische Staatsbibliothek, München)
14. Hitler redet auf dem Marsfeld (Bayerische Staatsbibliothek, München)
15. Massenversammlung der NSDAP, München, 1923 (Sammlung Rudolf Herz, München)
16. Paramilitärische Verbände am «Deutschen Tag», 1923 (Sammlung Rudolf Herz, München)
17. Alfred Rosenberg, Hitler und Friedrich Weber (Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin)
18. Bewaffnete SA-Männer besetzen eine Barrikade (Süddeutscher Verlag, München)
19. Bewaffnete Putschisten aus der Umgebung von München (Stadtmuseum, Landeshauptstadt München)
20. Die Angeklagten beim Prozess der Putschisten (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, München)
21. Hitler unmittlbar nach seiner Haftentlassung (Bayerische Staatsbibliothek, München)
22. Hitler in der Festung Landsberg (Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart)
23. Hitler in bayerischer Tracht (Bayerische Staatsbibliothek, München)

24. Hitler im Regenmantel (Bayerische Staatsbibliothek, München)
25. Hitler mit seinem Schäferhund Prinz (Sammlung Rudolf Herz, München)
26. Der Parteitag im Juli 1926 in Weimar (Ullstein Bilderdienst, Berlin)
27. Der Parteitag im August 1927 in Nürnberg (Bayerische Staatsbibliothek, München)
28. Hitler in Rednerpose (Karl Stehle, München)
29. Hitler spricht vor der Führung der NSDAP (Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin)
30. Hitler in SA-Uniform (Bayerische Staatsbibliothek, München)
31. Geli Raubal und Hitler (David Gainsborough Roberts)
32. Eva Braun (Bayerische Staatsbibliothek, München)
33. Reichspräsident Paul von Hindenburg (AKG London)
34. Reichskanzler Heinrich Brüning mit Benito Mussolini (AKG London)
35. Reichskanzler Franz von Papen mit Staatssekretär Dr. Otto Meißner (Bundesarchiv, Koblenz)
36. Gregor Strasser und Joseph Goebbels (Bayerische Staatsbibliothek, München)
37. Ernst Thälmann (Hulton Getty, London)
38. NS-Wahlplakat, 1932 (AKG London)
39. Kandidatenplakate bei der Reichspräsidentenwahl (Bundesarchiv, Koblenz)
40. Beratungen auf Gut Neudeck (AKG London)
41. Reichskanzler Kurt von Schleicher (AKG London)
42. Hitler im Cut (Bayerische Staatsbibliothek, München)
43. Hitler verbeugt sich vor Reichspräsident von Hindenburg (AKG London)
44. SA-Terrorismus gegen Kommunisten (AKG London)
45. Der Boykott jüdischer Ärzte (AKG London)
46. Ein älterer Jude wird in Gewahrsam genommen (AKG London)
47. Hindenburg und Hitler am «Tag der nationalen Arbeit» (AKG London)
48. Hitler mit Ernst Röhm (Süddeutscher Verlag, München)
49. Postkarte nach einem Entwurf Hans vom Nordens (Karl Stehle, München)
50. Postkarte: «Der Führer als Tierfreund» (Karl Stehle, München)
51. Hitler rechtfertigt den «Röhmputsch» (Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin)
52. Hitler, Professor Leonhard Gall und der Architekt Albert Speer (Bayerische Staatsbibliothek, München)
53. Hitler mit jungen Bayern (Bayerische Staatsbibliothek, München)
54. Der Ausstellungsraum von Mercedes Benz am Lenbachplatz in München (Stadtarchiv, Landeshauptstadt München)
55. Hitler mit Julius Schaub, Albert Vogler, Fritz Thyssen und Ernst Borbet (AKG London)
56. «Hitler in den Bergen»: Veröffentlichung von Heinrich Hoffmann (Bayerische Staatsbibliothek, München)
57. Rekruten an der Feldherrnhalle, 1935 (Bayerische Staatsbibliothek, München)
58. Deutsche Truppen marschieren ins Rheinland ein (AKG London)

Personenregister

A

Adam, Walter 658
Adler, Viktor 69
Altenberg, Jacob 92, 100
Alvensleben, Werner von 522
Amann, Max 130, 133, 205-206, 228,
237, 260, 266, 281-282, 300-301,
343, 349, 373, 383, 348
Arco-Valley, Graf Anton von 155, 266
August Wilhelm, Prinz 483, 515

B

Bach, Isidor 191
Bachmann, Anton 308, 318
Ballerstedt, Otto 224-225
Barth, Karl 549
Baumann, Professor 170
Baur, Hans 625
Bechstein, Carl 240, 364, 383
Bechstein, Helene 239-240
Beck, Ludwig 561, 644, 661, 689-691, 735
Beethoven, Ludwig van 76, 389, 693
Bellini, Vincenzo 76
Benn, Gottfried 608
Bernstein, Eduard 69
Bertram, Ernst 231, 609
Best, Werner 459, 680
Beyschlag, Rudolf 167-168, 170
Bismarck, Otto von 23, 62, 66, 109,
112, 114, 230-231, 234, 298, 371,
539, 595, 603, 612, 615
Blank, Herbert 424
Bloch, Eduard 42, 55-56, 100, 145
Blomberg, Werner von 520, 522, 555,
559, 561-565, 581, 588, 621-624,
634-636, 641, 643-644, 651-652,
655, 660-661, 665, 689, 691-694,

Blücher, Gebhard Lebrecht von 696
Blüml, Johann 164
Bodelschwingh, Friedrich von 619
Boehm, Max Hildebert 180
Bolle, Ewald 168
Borbet, Emil 542
Bormann, Martin 637, 704
Borsig, Ernst von 241-242
Bose, Herbert von 640-641, 645, 648
Bouhler, Philip 349, 383
Brahms, Johannes 76
Brandmayer, Balthasar 132, 134-135,
142, 163
Braun, Eva 23, 365, 444, 447, 462,
483, 531, 672
Brecht, Berthold 334, 610
Bredow, Ferdinand 648, 653
Bruckmann, Else 239, 383, 445-446
Bruckmann, Hugo 239
Bruckner, Anton 76
Brückner, Wilhelm 256, 316, 433,
482-483, 613, 646, 671-673
Brüning, Heinrich 410-412, 416,
424, 428-429, 440, 447, 449, 451,
454, 458-461, 473, 478, 490, 503,
505, 516, 532, 569, 592, 622
Brunner, Alfred 182
Buch, Walter 282, 415, 530
Bülow, Bernhard Wilhelm von 623, 682-684
Bussche-Ippenbürg, Erich Freiherr von 561
Buttmann, Rudolf 344

C

Castro, Fidel 22
Cerruti, Vittorio 693
Chamberlain, Houston Stewart 115,

Churchill, Winston io, 15, 23, 62
 Class, Heinrich 117, 141, 324, 395
 Clausewitz, Karl Maria von 205
 Conti, Leonardo 615
 Corinth, Lovis 119
 Corswant-Cunztow, Walther von 340
 Cramer-Klett, Theodor Freiherr von 339
 Cuno, Wilhelm 243, 247, 254, 450

D

Dante Alighieri 75
 Darré, R. Walther 421, 465, 639, 671,
 725-729
 Dawes, Charles G. 267
 Delmer, Sefton 496
 Dickel, Otto 205, 210-212
 Diels, Rudolf 581, 631, 637
 Dietrich, Otto 451, 475, 614, 646,
 668, 671, 677, 681
 Dietrich, Sepp 162, 433, 644-647, 674
 Dincklage, Karl 379
 Dingfelder, Johannes 189-192
 Dinter, Artur 291, 341, 344, 381-382
 Dirksen, Herbert von 684
 Dix, Otto 334
 Döblin, Alfred 610
 Dollfuss, Engelbert 657-658, 733
 Donizetti, Gaetano 76
 Drexler, Anton 149, 170-171, 182-
 190, 202-203, 208-209, 212, 2-33f.
 260, 269, 311, 343
 Duesterberg, Theodor 395-396, 455-456,
 521

E

Ebermayer, Erich 545
 Ebert, Friedrich 142, 153, 224, 226, 345, 410
 Eckart, Dietrich 170, 183-184, 200-202, 205,
 208, 211-212, 226, 228,233, 240, 252,
 265, 322, 363
 Eden, Anthony 638, 690, 695-697, 699
 Eglofer, Rudolf 156-157
 Ehard, Hans 269-271
 Ehrhardt, Hermann 206, 219, 221, 223

Eichmann, Adolf 680
 Eicke, Theodor 649-650
 Einstein, Alfred 610
 Eisner, Kurt 151, 154-155, 163, 266
 Eltz-Rübenach, Paul Freiherr von 520, 573
 Engelhardt, Philipp 131
 Engels, Friedrich 122
 Epp, Franz Xaver Ritter von 164,
 220, 222-223, 245, 387-388, 594
 Erbersdobler, Otto 431
 Ersing, Joseph 592
 Erzberger, Matthias 191, 224
 Escherich, Georg 246, 249
 Esser, Hermann 162, 177, 202, 205, 212,
 228, 230, 260, 262, 281-283, 289-291,
 340-341, 343-344, 346, 348-349, 351-
 352, 354-356

F

Faulhaber, Michael von 345, 545, 617-618
 Feder, Gottfried 162, 167, 169-170,
 183, 190, 199, 201, 203, 205,
 209, 234, 344, 353-354, 381, 387, 671
 Feuchtwanger, Lion 510
 Fobke, Hermann 287-291, 329, 351
 François-Poncet, André 645, 649,
 687,693,695
 Frank, Hans 35-36, 183, 193-194,
 265, 298, 301, 426, 428, 446, 495,
 585, 601, 740-741
 Frank, Leopold 168
 Frankenreiter, Leopold 36
 Franz Ferdinand, österr. Thronfolger
 125-126
 Franz Joseph I, österr. Kaiser 63, 65,
 68-69, 100
 Freud, Sigmund 63, 610
 Frick, Wilhelm 262, 266, 272, 316,
 320, 344, 387, 406-407, 429, 464-
 465, 467, 480, 515, 517-518, 520,
 573, 581-582, 588, 590-591, 595,
 597, 601, 633, 652, 677-679, 708-
 710, 715, 720, 737

Friedrich I. «Barbarossa» 113
 Friedrich II. «der Grosse» 120, 205,
 2-34-2-35» 328, 371, 434, 539, 584, 588
 Friedrich Wilhelm I. 588
 Fritsch, Theodor 115, 179, 197
 Fritsch, Werner 561, 644, 660, 665,
 689, 691-692, 735-737
 Fromm, Friedrich 561
 Frymann, Daniel *siehe* Class, Heinrich
 Funk, Walther 450, 452-453, 614, 671
 Funk, Wilhelm 338
 Furtwängler, Wilhelm 607

G

Gall, Leonhard 541
 Gansser, Emil 242
 Gayl, Freiherr Wilhelm von 466, 479,
 533, 535
 Gemlich, Adolf 169, 178, 197-199
 George, Stefan 119
 Gereke, Günther 563-564
 Giesler, Hermann 45
 Godin, Freiherr von 136
 Goebbels, Joseph to, 349-350, 352,
 354'357, 359, 364, 371, 378-380,
 387-388, 391, 412-417, 422, 427,
 429, 438, 440-442, 454, 456, 458-
 460, 463-467, 469, 480-481, 483,
 485-487, 489-490, 493, 495-500,
 514-515, 517-518, 520-523, 533,
 55°, 574-575, 579, 581, 584, 588,
 598-599, 602, 607, 611-612, 614-
 615, 633, 638, 642, 645-648, 655,
 671, 687, 698, 704, 707, 709, 711,
 718-719, 723-724, 729, 736-738,
 740, 742
 Goerdeler, Carl 726-728, 730
 Goethe, Johann Wolfgang von 75
 Goltz, Graf von der 396
 Göring, Hermann 233, 259-261, 266,
 387, 415, 441-442, 449-450, 452,
 464- 465, 476, 479-481, 495, 497,
 515, 517-520, 522., 557, 562, 566-
 567, 576, 578-583, 588, 590, 595-
 597, 614, 630, 633, 637, 644-645,
 648-651, 659, 678, 686, 691, 717,
 728, 735-737

Graefe, Albrecht 283-286, 289-291,
 340-341, 380
 Graf, Ulrich 205-206, 228, 260, 263, 320
 Graf, Oskar Maria 193
 Grandei, Gottfried 202
 Grauert, Ludwig 581
 Greiner, Josef 62, 87, 94, 101
 Grimm, Hans 324
 Groener, Wilhelm 411, 454, 458-460
 Grohé, Josef 704-705
 Grosz, Georg 334
 Gründgens, Gustav 607
 Günther, Hans 406
 Gürtner, Franz 251, 339, 466, 631,
 652, 678-679, 709-710, 715
 Gustloff, Wilhelm 720
 Gutmann, Hugo 136
 Gütt, Arthur 615

H

Haase, Ludolf 284, 286-288, 300,
 329, 351
 Habicht, Theo 657-659
 Hammerstein-Equord, Kurt Freiherr
 von 522, 559, 561, 655
 Hanfstaengl, Egon 338
 Hanfstaengl, Ernst «Putzi» 205, 233,
 238-239, 241, 260, 266, 271, 301,
 338, 362-363, 427, 429-430, 432,
 434, 463, 493, 496, 579, 613-614
 Hanfstaengl, Helena 238, 268
 Hanisch, Reinhold 59, 62, 79, 88-93,
 100-101, 103-105
 Harrer, Karl 183-189
 Hassell, Ulrich von 730, 733, 735-736
 Haug, Jenny 443
 Hauptmann, Gerhart 608
 Haushofer, Karl 206, 324-325
 Häusler, Rudolf 106, 121-122
 Heidegger, Martin 608-609
 Heiden, Konrad 162
 Heim, Georg 587
 Heine, Heinrich 101, 611
 Heines, Edmund 476, 647, 649, 655
 Heiss, Adolf 247
 Held, Heinrich 268, 339, 341
 Helldorf, Wolf Heinrich Graf von 466,
 707

- Henning, Wilhelm 283, 340
 Hepp, Ernst 129, 133
 Herder, Johann Gottfried 75
 Herzl, Theodor 64
 Hess, Rudolf 164, 173, 183, 205-206,
 213, 247, 260, 262, 281, 284-285,
 300-301, 320, 325, 327, 329, 339,
 359, 364, 377, 498-499, 5U, 633,
 637, 643, 647-648, 675-677, 685,
 704, 707, 710, 718, 720, 737
 Hewel, Walter 377
 Heydrich, Reinhard 585, 587, 630,
 637, 643, 648, 678, 680
 Hiedler, Eva Maria (Frau von Johann
 Nepomuk) 34, 41
 Hiedler, Johann Georg 31-34, 36-37, 41
 Hiedler, Johann Nepomuk 31-34, 36-37,
 39, 41
 Hiedler, Johanna 37, 41
 Hiedler, Maria Anna (Grossmutter) 31,
 33-36, 40
 Hilferding, Rudolf 425
 Himmler, Heinrich 24, 86, 315, 384-
 385, 394, 488, 498, 514, 517, 530,
 585, 587-588, 605, 613-614, 630,
 637, 643-644, 649, 678-680
 Hindemith, Paul 334
 Hindenburg, Paul von 191, 346-347,
 410-412, 448, 450-451, 453-456,
 458, 460-462, 464-465, 467-469,
 471, 473-476, 478-481, 488-492,
 496, 503, 5^o7, 5i2.-5²4, 52-7, 532-
 535-536, 538-539, 547, 550-554,
 556-558, 570, 577, 584, 586-589,
 591, 593, 599, 601, 619, 630-632,
 635, 640-643, 645-646, 651-652,
 656, 659-662, 665, 668
 Hindenburg, Oskar von 517-518, 522, 644
 Hitler, Alois (Halbbruder) 35, 37, 39-40, 44,
 46
 Hitler, Alois (Vater) 31-40, 42-46, 48-
 50, 57, 7i, 98-99, i^o5, 307, 365
 Hitler, Anna (geb. Glassl) 37, 40
 Hitler, Edmund (Bruder) 39, 41-42, 44, 46
 Hitler, Fanni (geb. Matzelberger) 37-38, 40
 Hitler, Gustav (Bruder) 38, 41
 Hitler, Ida (Schwester) 38, 41
 Hitler, Johanna (Tante) 37, 39, 41, 51,
 54⁵5, 57, 70, 89, 91, 93
 Hitler, Klara (geb. Pözl, Mutter) 37-
 39, 41-45, 49-51, 53-58, 70-71,
 100, 103, 143, 145, 307, 444
 Hitler, Otto (Bruder) 38, 41
 Hitler, William Patrick (Neffe) 35-36, 40
 Hoare, Samuel 733
 Hoegner, Wilhelm 622
 Hoesch, Leopold von 702, 741
 Hoffmann, Heinrich 121, 128, 177,
 205, 260, 297, 316, 364, 432-433,
 443-444, 483, 53¹, 543, 613
 Hoffmann, Henriette 443
 Hoffmann, Johannes 270
 Hofmann, Carola 207
 Hofmannsthal, Hugo von 63, 610
 Hönisch, Karl 62, 93-94, 101
 Hossbach, Friedrich 691-692
 Huemer, Eduard 47
 Hugenberg, Alfred 324, 395-396, 414,
 425, 448, 455, 471, 516, 518-524, 547-
 548, 555-556, 566, 569, 604-605
- I**
- Ibsen, Henrik 75
- J**
- Jannings, Emil 607
 Jarres, Karl 346
 Jawlensky, Alexej von 119
 Joachimsen, Paul 200
 Jung, Edgar 180, 640-641, 645, 648
 Jünger, Ernst 231
- K**
- Kaas, Ludwig 556, 592-593, 605
 Kahr, Gustav Ritter von 206, 219-220,
 223-226, 235, 245, 255, 257-263,
 266, 268-272, 648
 Kandisky, Wassily 119, 334
 Kapp, Wolfgang 166, 173, 200
 Karajan, Herbert von 607
 Kästner, Erich 610
 Kaufmann, Karl 355-356, 675

Kellerbauer, Walther 229
 Kemnitz, Mathilde von 347
 Kennedy, John E 15, 23
 Keppler, Wilhelm 488, 512, 514
 Kerr, Alfred 609
 Kerri, Hanns 601
 Kirdorf, Emil 383, 396, 450
 Klausener, Erich 648, 655
 Klee, Paul 119, 334
 Kleist, Heinrich von 141
 Klemperer, Otto 608
 Klimt, Gustav 63, 74, 80
 Klintzsch, Johann 206, 223
 Knilling, Eugen von 250, 255
 Knoden, Hans 168
 Körner, Oskar 202
 Krauss, Werner 607
 Krebs, Albert 361, 429, 435-436
 Kriebel, Hermann 246, 252-253, 257-
 259, 2.64, 272, 293-297, 316
 Krüger, Paul 89
 Krupp von Bohlen und Halbach,
 Gustav 566-568
 Kube, Wilhelm 380, 704
 Kubizek, August 51-54, 56, 58, 62,
 71-84, 92, 95, 98-100, 307
 Kyrill, Grossfürst (russischer Thronprä-
 dent) 241

L

Lammers, Hans Heinrich 614, 670-671, 702
 Landauer, Gustav 157
 Lanz, Adolf (Jörg Lanz von Liebenfels)
 85-87, 100
 Lauböck, Theodor 207
 Lautenbach, Wilhelm 569-570
 Laval, Pierre 702, 733
 Le Bon, Gustave 203
 Leber, Julius 547-548
 Leeb, Wilhelm Ritter von 561
 Lehar, Franz 76
 Lehmann, Julius F. 183, 202, 240
 Leipart, Theodor 602
 Lenin, Wladimir Iljitsch 19, 122
 Lerchenfeld-Koefering, Hugo Graf von 225
 Levetzow, Magnus 707
 Levien, Max 157

Leviné, Eugen 156-157
 Ley, Robert 354, 498, 530, 602-603,
 674-676
 Leybold, Otto 292, 297
 Liebknecht, Karl 154
 Lippert, Michael 650
 Lipski, Josef 684
 List, Guido von 130
 List, Wilhelm 85
 Liszt, Franz 76
 Lloyd George, David 125
 Löffner, Siegfried 91, 100, 104
 Lohse, Hinrich 496, 498
 Lösener, Bernhard 713, 715, 718
 Lossow, Otto Hermann von 245-247,
 249, 251, 257-258, 260-263, 268-270,
 272, 275
 Lüdecke, Kurt 237-238, 241, 285,
 288, 343, 482-483
 Ludendorff, Erich von 191, 237, 241,
 247, 252-253, 257, 259, 261-266,
 269-270, 272, 275-276, 284-291,
 316, 323, 327, 339, 341, 343, 345-
 347, 379, 393, 47b 5[^], 631
 Ludin, Hanns 426, 428
 Ludwig Ferdinand, bayrischer Prinz 252
 Ludwig L, König von Bayern 120
 Ludwig III., König von Bayern 128, 155
 Lueger, Karl 64, 67-69, 91, 97, 102, 307
 Luther, Hans 565
 Luther, Martin 235, 237, 328, 343, 371
 Lutze, Viktor 636, 644-646, 650, 654
 Luxemburg, Rosa 1 54

M

Macke, August 119
 Mackensen, August von 694
 Mahler, Gustav 54, 63
 Makart, Hans 58
 Mandela, Nelson 1 5
 Mann, Heinrich 119
 Mann, Thomas 119, 425, 609-610
 Mann, Victor 155
 Mao Zedong 15, 22
 Marc, Franz 119

Marx, Karl 17, 63, 122, 298
 Maschmann, Melita 550
 Matzelberger, Franziska *siehe* Hitler, Franziska (Fanni)
 Maurice, Emil 300, 364-365, 445, 613
 May, Karl 46-47, 482
 Mayr, Karl 166-167, 169-170, 172-173, 200-202, 205, 242
 Mayrhofer, Josef 70-71
 Medicus, Franz Albrecht 713, 715
 Meiser, Hans 722-723
 Meissner, Otto 454, 468, 490-491, 517-518, 511-523, 533, 535, 556, 590, 643, 651, 671
 Mendelssohn-Bartholdy, Felix 101
 Mergenthaler, Christian 380
 Moeller van den Bruck, Arthur 180, 215, 217, 231
 Mozart, Wolfgang Amadeus 76
 Möhl, Arnold Ritter von 165
 Muchow, Reinhold 602
 Mühsam, Erich 157, 425
 Müller, Adolf 297, 301, 446
 Müller, Alexander von 167, 200, 246, 262
 Müller, Hermann 390-391, 397, 410-411
 Müller, Ludwig 618-619, 722
 Münter, Gabriele 119
 Murphy, Robert 267
 Mussolini, Benito 15, 229-230, 232-235, 237, 257, 362, 371, 373, 434, 532, 643, 657-658, 669, 681, 695, 698, 701-702, 732-733

N

Nadolny, Rudolf 620, 684-685
 Napoleon Bonaparte 22-23, 175, 232
 Naumann, Friedrich 179
 Neithardt, Georg 272-273
 Neumann, Josef 90-91, 100, 104
 Neumann, Franz 13, 24
 Neurath, Konstantin Freiherr von 466, 490, 520, 599, 604, 613, 621-624, 684, 693, 714-715, 730-731, 734-736, 738
 Niemöller, Martin 619
 Nietzsche, Friedrich 75, 298, 609

Norden, Hans von 539
 Nortz, Eduard 245
 Noske, Gustav 219

O

Offenbach, Jacques 101
 Ossietzky, Karl 420, 582, 610
 Ott, Eugen 491-492, 561, 582

P

Papen, Franz von 451-453, 461-463, 465-468, 471, 473, 475-481, 484, 486-492, 497, 512-525, 533, 535, 545, 547, 550, 555-558, 570, 576-577, 579-581, 586, 588, 595, 605, 616-617, 626, 630, 640-643, 645, 648-649, 651, 659
 Patzig, Conrad 644
 Pearson, Alfred 652
 Perlitius, Ludwig 556
 Pernet, Heinz 316
 Petersen, Julius 609
 Pfeffer von Salomon, Franz 320, 355-356, 379, 431-432, 434, 436, 438-439
 Pfordten, Theodor von der 259, 273
 Pfundtner, Hans 713
 Phipps, Eric 693, 697
 Pilsudski, Jösef 622, 624, 683
 Pittinger, Otto 220, 226-227, 246
 Planck, Max 467, 481
 Pöhner 237, 260-262, 266, 272, 339
 Pölzl, Johann Baptist (Grossvater) 37, 41
 Pölzl, Theresia (Tante) 37
 Popitz, Johannes 710
 Popp, Frau 120, 122, 124, 129
 Popp, Joseph 120, 129
 Pötsch, Leonard 47
 Price, Ward 688
 Puccini, Giacomo 76

R

Raeder, Erich 561, 699, 736
 Ranke, Leopold von 298
 Rathenau, Walter 223
 Ratzel, Friedrich 325
 Raubal, Angela (Halbschwester) 38-40, 44, 57, 93, 364, 445

- Raubal, Geli 40, 364-366, 443-447, 483, 531, 613
 Raubal, Leo 40, 57
 Reichenau, Walther von 562, 627, 634, 644, 656, 660
 Reinhardt, Fritz 569
 Reiter, Anni 364-367, 444
 Remarque, Erich Maria 610
 Reusch, Paul 489
 Reventlow, Ernst Graf zu 331, 380, 494
 Reynolds, Rothay 426
 Ribbentrop, Joachim von 377, 475, 515, 517-520, 522, 700-701, 735-736
 Riefenstahl, Leni 662
 Rilke, Rainer Maria 119
 Rinke, Marie 84
 Robinson, Simon 100
 Röhm, Ernst 164, 200-201, 221-223, 227, 231, 242, 245-249, 253, 262, 266, 272, 274, 288, 295, 311, 316, 342-343, 385, 388, 437, 439, 442, 466-467, 476, 495, 497-498, 517, 538, 585, 627, 629, 631-638, 640-641, 643-651, 655-656, 678
 Roller, Alfred 73
 Roosevelt, Franklin Delanor 15
 Rosenberg, Alfred 183, 199, 201, 205, 227, 260, 266, 281-284, 2.89, 314, 322, 343, 381, 477, 530, 648, 690, 695, 723
 Rossbach, Gerhard 240
 Rossini, Gioacchino 76
 Rothermere, Harald Sydney Harmsworth 426
 Rothschild, Baron 35
 Rubens, Peter Paul 58
 Rumbold, Horace 549
 Rupprecht, bayrischer Kronprinz 264, 339
 Rust, Bernhard 364, 497
- S**
- Schacht, Hjalmar 449-450, 465, 488, 565, 567, 569-570, 573, 599-600, 613, 652, 675, 707-708, 710-712, 719, 724, 727-730
 Schäffer Fritz 488
 Scharrer, Eduard 323, 325
 Schaub, Julius 359, 433, 482, 542, 613, 646, 671-673
 Schemm, Hans 585
 Scheringer, Richard 426-428
 Scheubner-Richter, Max Erwin von 205, 241, 252-253, 256, 259, 266, 281-282, 322
 Schichtl, Rosalia 39
 Schicklgruber, Alois (Aloys) *siehe* Hitler, Alois
 Schicklgruber, Johann (Urgrossvater) 31
 Schicklgruber, Maria Anna *siehe* Hiedler, Maria Anna
 Schiller, Johann Christoph Friedrich von 75
 Schirach, Baldur von 392-393, 443, 482, 506, 541
 Schirach, Karl von 392
 Schleicher, Kurt von 411, 452, 459-462, 464-467, 473, 475, 478-480, 490-492, 494-496, 499-500, 512-520, 522, 524, 535, 549, 556, 563, 570, 637, 645, 648, 653, 655, 657
 Schmid, Wilhelm Eduard 649
 Schmidt, Ernst 152, 159-161, 164, 308, 318
 Schmidt, Paul 695-697, 700-701
 Schmidt-Falk, Elsa 87
 Schmitt, Carl 479, 608, 655
 Schmitt, Ludwig 649
 Schneidhuber, August 438, 646
 Schnitzler, Arthur 63, 80
 Schönberg, Arnold 63, 334, 607
 Schönerer, Georg Ritter von 49, 66-68, 79-80, 85, 91, 94, 96, 99-100, 102
 Schopenhauer, Arthur 75, 130
 Schott, Georg 277, 279-280
 Schreck, Julius 162, 433, 482, 613, 646, 671-673
 Schröder, Baron Kurt von 512-514
 Schulte, Karl Joseph 739
 Schultze, Walter 266
 Schumacher, Kurt 548
 Schumpeter, Joseph 391
 Schuschnigg, Kurt 658
 Schüssler, Rudolph 171
 Schwarz, Franz Xaver 383, 444, 453,

Schwerin-Krosigk, Graf Lutz von 465-466,
520, 555
 Sebottendorf , Rudolf Freiherr von 183
 Seeckt, Hans von 246-247, 258
 Seidlitz, Gertrud von 241
 Seipel, Ignaz 296
 Seisser, Hans Ritter von 256-258,
261-263, 268-270, 272
 Seldte, Franz 395, 448, 521, 547, 569,
601,675
 Semper, Gottfried 91
 Severing, Carl 462
 Shirer, William 693, 738-739
 Simon, John 690, 695-696, 699-701
 Solmitz, Luise 399, 457, 487, 547,
576, 583-5⁸4, 74^x
 Speer, Albert 18, 99, 541, 671, 714
 Spengler, Oswald 205, 493
 Sprenger, Jacob 704
 Stalin, Josef 10, 15, 19, 22-23, 670
 Stapel, Wilhelm 180, 231
 Stefanie (angebliche Geliebte von Hitler)
53, 78, 443
 Stein, Franz 95
 Stempfle, Bernhard 30t, 649
 Stenglein, Ludwig 294-295, 297
 Stennes, Walter 437-442, 492
 Stöhr, Franz 380
 Strasser, Gregor 283, 289-291, 331,
337, 343, 348-349, 351-355, 357,
364, 377, 379, 382., 384-385,
387-388, 409, 413-415, 417, 429,
43G 433, 452, 464, 478, 480,
491-501, 515, 530, 533, 645, 648,
653, 676
 Strasser, Otto 299-300, 396, 413-417,
424, 427, 437, 441, 444, 649
 Strauss, Johann 76
 Strauss, Richard 607
 Streicher, Julius 228-229, 263, 266,
281-283, 2.89-291, 320, 340-341,
344, 348-349, 351-354, 356, 530,
598-599, 703-704, 708-709
 Stresemann, Gustav 254, 333, 391-392.,
395, 397, 410, 620, 622, 624
 Stuckart, Wilhelm 713, 718
 Stülpnagel, Otto 623

T

Tenner, Friedrich 293
 Terboven, Josef 644
 Thälmann, Ernst 347, 423, 455-456, 533
 Thyssen, Fritz 241, 395, 449-452, 488, 542
 Tirpitz, Alfred von 699
 Todt, Fritz 571-573
 Toller, Ernst 138, 157, 162, 425
 Torgier, Ernst 480
 Treitschke, Heinrich von 112, 298
 Treviranus, Gottfried Reinhold 428-429
 Troeltsch, Ernst 220
 Trotzki, Leon 122
 Tschirschky und Boegendorff, Fritz Günther
von 645
 Tubeuf, Anton von 136
 Tucholsky, Kurt 610

V

Vahlen, Theodor 350
 Van der Lubbe, Marinus 579-581
 Verdi, Giuseppe 76-77
 Viktor Emmanuel III, König von Italien 230
 Viktoria, Grossfürstin 241
 Vogler, Albert 489, 542
 Volck, Adalbert 286, 289-290, 351

W

Wachenfeld, Familie 363-364
 Wagener, Otto 431-432, 434, 436, 439, 495
 Wagner, Adolf 585, 646, 707, 710, 714
 Wagner, Gerhard 709, 712-715, 718-719
 Wagner, Otto 63, 74
 Wagner, Richard 52-54, 74, 76-78, 91,
235, 238, 240, 328, 338
 Wagner, Robert 316
 Wagner, Siegfried 240
 Wagner, Winifred 240, 396, 443
 Wahrmond, Adolf 197
 Walter, Bruno 608
 Warmbold, Hermann 465
 Weber, Christian 205-206, 228

Weber, Friedrich 258-259, 272, 293-296, 314, 316
Wedekind, Frank 80, 119
Weill, Kurt 607
Weizsäcker, Ernst Freiherr von 684
Wellington, Arthur Wellesley, 1st Duke of 696
Wels, Otto 592, 603-604
Wendt, Hans Friedrich 426
Wessel, Horst 413
Westarp, Kuno Graf von 411
Wiedemann, Fritz 130, 671-674, 704, 726, 742
Wilhelm II., deutscher Kaiser 68, 98, 111, 114, 115, 118, 124, 129, 141, 154, 623, 699
Willikens, Werner 27, 663, 665-666, 669

Wilson, Woodrow 153
Wirth, Joseph 206
Wolf, Karl Hermann 91
Wolf, Paula, geb. Hitler (Schwester) 39, 41-44, 5i, 55-57, 7G 75, 93
Wulle, Reinhold 283, 340, 380
Wurm, Theophil 548, 722-723

Y

Young, Owen D. 395

Z

Zakreys, Maria 71, 78, 83
Zehrer, Hans 494
Zetkin, Clara 479
Ziegler, Hans Severus 393
Zuckmayer, Carl 610
Zweig, Stefan 267

PETER HOFFMANN

**Claus Schenk Graf von Stauffenberg
und seine Brüder**

DAS GEHEIME DEUTSCHLAND

672 Seiten, 46 Abbildungen

ISBN 3-421-06533-0

DM 68,-

«Mit diesem Buch krönt Peter Hoffmann seine langjährigen Arbeiten zur Geschichte des deutschen Widerstands gegen Hitler und vertieft sie zugleich durch verständnisvolles Eindringen in die biographischen Hintergründe von Menschen, die ihr Leben im Kampf gegen die Diktatur einsetzten.»

Eberhard Jäckel

EBERHARD JÄCKEL
Das deutsche Jahrhundert
EINE HISTORISCHE BILANZ

368 Seiten,
87, teilweise farbige Abbildungen
ISBN 3-421-0036-8
DM 49,80

Die Ereignisse und Umbrüche des vielleicht dramatischsten aller Jahrhunderte in einer glanzvollen Zusammenschau – und in vielfach neuem Licht.

«Jäckels zugleich analytische und anschauliche Schilderung deutscher (Irr-)wege durch unser Jahrhundert ist leicht lesbar und anregend.»

Neue Zürcher Zeitung

«Eine Darstellung von hohem Rang»

Arnulf Baring